Mnemosyne.

Beiblatt

zur

Neuen Würzburger Zeitung.

Jahrgang 1853.

Würzburg.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 1. Sonntag, den 2. Januar 1853.

Der Goldschmied von Worms. *)

Erzählung aus den Zeiten des Rheinkrieges unter Ludwig dem Vierzehnten.

Von A. Veldern.

Gott hat die Türken abgewandt,
Jetzt schickt er die Franzleut' in's Land,
Und denen ihr seeleninnigster Glauben
Besagt nur Mord, Schandthat und Rauben.

So klagten die armen Bewohner der Rheingegenden und wollte ihr Jammergeschrei kein Ende nehmen, denn die Franzosen hausten in der That ärger, als es die wüthendsten Barbaren vermocht hätten. Der übermüthige Ludwig XIV. wollte die sämmtlichen Rheinlande an sich reißen und hatte zu diesem Zwecke ein Heer dorthin gerufen, bei welchem man durch Zulassung der ärgsten Plünderungen und Schandthaten immer neuen Kriegsmuth anfachte.

Der Franzosen ganz besonders Augenmerk war endlich auf die Stadt Worms gefallen. Man erkannte die Wichtigkeit dieses Platzes und legte zuerst im November 1688 eine französische Garnison hinein.

Im Bewußtseyn ihrer Uebermacht erpreßten die fremden Krieger von der Stadt, was ihnen gut schien, und wenn einer der Bürger sich dem übermäßigsten Verlangen widersetzen wollte, so wurde er grausam mißhandelt. Klagte er dann bei den Oberen, so war ein Achselzucken Alles, was als Trost und Rechtfertigung gespendet wurde.

Arme und Reiche seufzten unter diesen Lasten, doch konnte der ärmste Bürger seinen letzten Albus wohl nicht mit blutenderem Herzen hingeben, als der reiche, aber unglaublich geizige Goldschmied Westhaller seine versteckt aufgehäuften Goldschätze heimsuchte. Seines Geizes wegen war er auch genugsam in der Stadt verhaßt.

Niemand zeigte sich so selten auf der Straße und bei öffentlichen Gelegenheiten, als Westhaller, und konnte nicht leicht noch Jemand so allgemein bekannt oder vielmehr berüchtigter seyn, als er. Den Bürgermeister und die Rathsherren zum Beispiel, welche doch allesammt die höchsten Aemter in der Stadt bekleideten, kannte der größte Theil der Einwohner nur dann, wenn sie in ihren festlichen Amtskleidern einherschritten; die alte „Herensybille," wie man ein altes Weib nannte, der man die Wahrsagekunst zutraute, und den „Prager Invaliden," der sich, weil ihm beide Füße im dreißigjährigen Kriege vor Prag abgeschossen worden waren, nur noch vermittelst der Hände auf zwei kleinen hölzernen Schemeln fortbewegte — und wie sonst die auf verschiedenste Art in der Oeffentlichkeit hervorragenden Gestalten heißen mochten, sie alle waren gewöhnlich doch nur von einem oder dem andern Theile der Einwohner gekannt, allein des „Geizteufels Obersäckelmeister" (so hatte die Volksstimme den Goldschmed benannt) kannte Jedermann. Wo er sich nur auf der Straße zeigte, wies man mit Fingern nach ihm hin. Ammen und Mütter hatten aus seinem Namen schon ein Schreckbild für die unfolgsamen Kinder geschaffen, bei denen seine Autorität mit der des gefürchteten „schwarzen Mannes" wetteiferte.

Westhallers große Geschicklichkeit in seiner Kunst hatte ihm schon seit langen Jahren bedeutende Summen eingebracht. Wenn Jemand in Worms von Geschmeide etwas besonderes Prächtiges verlangte, was der gerühmten Florentiner Arbeit gleich kommen sollte, dann durfte er freilich nur zu Westhaller gehen, denn weit und breit that es ihm nicht leicht Einer nach.

Nebenbei trieb der reiche Goldschmied auch noch einen beträchtlichen Weinhandel. Seine Keller waren bis an die Deckgewölbe mit großen Fässern angefüllt und die hölzernen Gefäße bargen keine anderen Sorten, als die herrliche „Liebfrauenmilch" und den nicht minder berühmten „Lug in's Land." Der Alte wußte aber auch seine Weine zu behandeln, wie es der beste Bremer Rathskellermeister nicht besser vermocht hätte. Trotz seines Geizes verfälschte er dabei doch niemals die herrlichen Sorten, weil er recht wohl wußte, daß nur die Güte seines Weines ihm den großen Absatz nach aller Herren Länder verschaffte. Karren, an denen sechs und acht Pferde sich naß und matt zogen, gingen jede Woche von seinem Keller fort in das Ausland. Er selbst aber trank aus Sparsamkeit nie von den Weinen, und wenn er zuweilen bei der Bereitung kosten mußte, so that er dies so vorsichtig, daß er kaum die Zunge benäßte.

Seine Schätze an gemünztem Gold und Silber aber barg Westhaller in einem festen Gewölbe, das sich noch unter dem Weinkeller befand. Von dem Daseyn desselben glaubte er ganz allein Kunde zu

*) Aus der Hauschronik von Braun und Schneider.

haben, denn der Baumeister und die Bauleute des Hauses waren längst gestorben.

In seiner Werkstätte ging es immer still her, wie in einer Kirche. Nur das Geräusch der Werkzeuge war dort zu hören, denn die Gesellen durften bei der Arbeit nicht sprechen, weil dies, wie der Meister behauptete, nur vom Schaffen abhielt. Westhaller selbst sprach ebenfalls nie am Tage, es sey denn, daß er etwas zu rügen und zu schelten hatte. Keiner der Gesellen vermochte es, lange dort zu bleiben; nur Einer hatte es jetzt schon vier Jahre ausgehalten. Allein Westhaller bezahlte jenen, wie er selbst sagte, auch königlich, obgleich der Lohn noch lange nicht demjenigen gleichkam, den andere Meister einem so geschickten Gesellen gaben. Thoms, so hieß jener, war ein verschmitzter Bursche, und wer weiß, ob ihm ein Jeder, der ihm in die grauen, lauernden Augen und auf das struppige rothe Haar geschaut, eben so viel getraut hätte, als es Westerhaller that. Thomas hatte sich jedoch des Meisters ganze Gunst zu erwerben gewußt. Er fügte sich immer in des Alten Launen und war, oder stellte sich vielleicht nur selbst gar geizig, wodurch er in des Meisters Achtung noch weit mehr stieg. —

Leicht hätte Thomas einen Meister finden können, wo ihm ein höherer Lohn und bessere Behandlung geworden wäre, aber er hielt standhaft bei dem alten Geizhals aus. Die bösen Zungen der Nachbarn freilich meinten, daß es dem Burschen nur darum zu thun sey, Westhallers einzige Tochter heimzuführen, allein solche Gerüchte drangen nicht bis zu den Ohren des Vaters, der jede Berührung mit den Nachbarn geflissentlich vermied und nur seinen Schätzen im Kellergewölbe alle Theilnahme schenkte. Und dennoch hatten die Nachbarn Recht. Thomas hatte seinen Plan ganz schlau angelegt. Er wollte sich erst dem Alten unentbehrlich machen, um dann mit seiner Werbung um Anna hervorzutreten.

Die Liebesbewerbungen Anna gegenüber waren Thomas freilich noch nicht recht geglückt. Er bemühte sich zwar, wenn er vom Alten unbeobachtet war, durch Worte, Blicke und Hülfeleistungen auf alle erdenkliche Weise dem Mädchen seine Liebe bemerkbar zu machen, allein Anna war und blieb kalt gegen ihn, wie gegen alle Anderen. Seit dem frühen Tode ihrer Mutter hatte sich ein tiefer Schmerz über ihr ganzes Wesen verbreitet, denn sie fühlte sich von jener Zeit an ganz verlassen. Das harte Wesen, der Geiz ihres Vaters widerstrebte ihren innersten Gefühlen und dennoch sollte sie den Mann als Vater lieben, dessen Grundsätze sie tief verachten mußte?

Thomas hatte es schon oft versucht, heimlich Anna zu nahen und ihr in den sanftesten Worten, die ihm zu Gebote standen, seine Freundschaft anzubieten. Allein Anna empfand ein heimliches Grauen vor dem rothhaarigen Gesellen, das sie gleichwohl ihm gegenüber so viel als möglich zu unterdrücken strebte, wollte Thomas aber auf die Flammen anspielen, die er in seinem Herzen für sie zu nähren vorgab, dann wußte sie sich immer geschickt und rasch einer Arbeit zu erinnern, die sie von dem unheimlichen Thomas entfernte.

Der Geselle merkte recht wohl, daß er von Anna nicht geliebt wurde, und gerieth nach solchen verunglückten Liebesgesprächen oft in große Wuth. Seinen Plan, um das Mädchen bei ihrem Vater anzuhalten, gab er jedoch deßhalb noch immer nicht auf, da es ihm, wie er sich selbst gestand, mehr um die Reichthümer des Vaters, als um das Herz der Tochter zu thun war.

Die Zeit der Weinlese nahte und dann kam der Westhaller nur wenig nach Haus. Seine Weinberge versprachen den herrlichsten Ertrag und er hatte sich schon längst berechnet, daß er heuer würde mindestens den doppelten Preis für die Weine erpressen können, denn fast am ganzen Rhein hinab waren die Berge von den Franzosen zerstört worden. In die Wormser Gegend waren sie jedoch damals noch nicht gekommen, obgleich ihr Anzug oft gedroht hatte und noch drohte. Westhaller trieb daher mit größter Strenge die Leute draußen zum Sammeln und Keltern an, wobei er natürlich nie unterließ, auch die fleißigsten der Arbeiter noch Tagediebe und Faulhänse zu nennen. Abends kam er dann nach Hause und setzte hier in der Werkstatt dasselbe Toben und Schimpfen fort, denn da war kaum Einer, der ihm genug oder nach Wunsch gearbeitet hatte. Für Thomas hatte er jedoch an einem dieser Abende einen kurzen freundlichen Blick gehabt, als dieser ihm meldete, daß ein reiches goldenes Wehrgehänge von einem fremden Edelmann bestellt worden sey. Der Meister beschied für die spätere Abendstunde den Gesellen noch auf sein Zimmer, wo sie das Erforderliche wegen Form und Gehalt des Bestellten mit einander besprechen wollten. Thomas glaubte, keine schönere Gelegenheit finden zu können, um seine Werbung anzubringen. Pünktlich stellte er sich daher bei dem Meister ein. Ihr Geschäft war bald abgethan. Westhaller billigte des Gesellen Vorschläge vollkommen und als sie zu Ende waren, winkte der Meister still, um ihm zu bedeuten, daß er sich entfernen möge. Da aber faßte sich jener Herz und sprach mit den sanftesten Tönen, die ihm seine krächzende Stimme gestattete und seine Schlauheit gebot:

„Mit Verlaub, ehrenwerther Meister, Ihr wisset, daß ich nun schon über vier Jahre treu bei Euch ausgehalten habe; Ihr wisset, daß Ihr mir ruhig das ganze Werkwesen anvertrauen könnt und daß Ihr so leicht nicht einen eben so geschickten Gesellen findet, als — es klingt zwar seltsam in meinem eigenen Munde — als ich es bin!“

„Was soll es?“ fiel ihm hier Westhaller rasch in die Rede, denn schon bei den ersten Worten hatte er die Vermuthung gefaßt, daß Thomas wahrscheinlich einen höhern Lohn oder sonst eine außergewöhnliche Gabe beanspruchen würde. „Was verlangst du von mir?“ fuhr er fort, „gebe ich dir vielleicht noch nicht Lohnes genug und kommst du, mich durch Bitten zu einer Erhöhung desselben zu bewegen? Dann erspare dir aber die Worte, denn die Zeiten sind jetzt so schlecht, daß man nur Brodesser annehmen dürfte und alle Fleischesser ablehnen sollte.“

„Nein, Meister, das ist's nicht, was mich zu Euch führt,“ entgegnete Thomas ruhig. „Ich weiß es, daß Ihr mich gut bezahlet und ich habe sogar von meinem Lohn auch schon ein hübsches rundes Sümmchen erspart. Ich will Euch vielmehr einen Vorschlag machen, der es leicht dahin bringen kann, wenn Ihr nämlich darauf eingeht, daß ich Euch umsonst diene.“

„Umsonst? Ohne Lohn?“ rief hier Westhaller mit unverhohlener Freude, denn alle Gedanken, die mit

Geldvortheil verknüpft waren, schlugen blitzschnell Wurzeln in allen Fasern seines Gehirns.

„Ja wohl, ganz ohne Lohn könnte ich Euch dienen, wenn Ihr mir eine kleine Bitte erfüllt," wiederholte Thomas.

„Aber so sprich doch und zögre nicht so lange, ehe du zur Hauptsache kommst. Was verlangst du von mir?" frug vor Ungeduld zitternd der alte Geizhals.

„Meister — ohne alle Umschweife — gebt mir Euer Kind, die Anna, zum Weibe und ich diene Euch Zeit meines Lebens ohne einen Heller Lohn," sagte der Gesell entschlossen.

Auf ein solches Verlangen hatte sich Westhaller jedoch nicht gefaßt gemacht. Ueberhaupt war ihm noch nie der Gedanke beigekommen, daß Anna, sein Kind, heirathen und, was eben das Fürchterliche dabei war, für den Schwiegersohn eine Mitgift verlangen könnte. Und hier war es sein Geselle, der ihn ohne weitere Umstände um die Hand seiner Tochter ansprach. An die Möglichkeit einer solchen Forderung hatte er nie gedacht und die Worte des Werbenden schlugen wie höhnende Donnerstimmen an sein Ohr. Starr vor Entsetzen und mit bebenden Lippen lehnte er sich in seinen Stuhl zurück. Thomas wollte dem Greise rasch beispringen und ihm Hülfe leisten, doch Westhaller streckte ihm abwehrend die dürre Hand entgegen.

„Fort! Fort! Mensch!" stammelte er endlich; „du willst mich berauben, mich morden; fort, du hast Böses gegen mich im Sinn!"

„Aber so kommt doch zu Euch, Meister," beruhigte Thomas den athemlosen Alten, „ich will Euch weder morden, noch bestehlen, sondern ich bitte Euch um die Hand Eurer Tochter."

„Du kannst es wagen, solch ein Wort noch einmal zu wiederholen!" rief Westhaller vor Wuth zitternd, „du, ein armseliger Gesell? Aber ich kenne dich; die Tochter nähmest du nur dir mit in den Kauf, eigentlich ist dir einzig um das Geld zu thun und das ist eben der Raub, der Mord, den du an mir beabsichtigest."

Thomas stand einen Augenblick betroffen da. Er mußte sich gestehen, daß der Alte seine Absichten zum größten Theile durchschaut hatte, wenn er sie auch zu scharf beurtheilte und mit falschem Namen belegte. Bald aber hatte der Gesell seine Ruhe wieder erlangt.

„Also wollt Ihr mir Eure Tochter nicht geben?" frug er scharf betonend; „mir, Eurem treusten und geschicktesten Gesellen?"

„Das ist's ja eben," lachte Westhaller spöttisch auf, „daß du nur ein armer Goldschmiedsgesell bist. Mein Eidam soll mindestens einst eben so viel zubringen, als mein Kind nach meinem Tode erhält, und dazu reichen deine armseligen Sparpfennige nicht aus, du Bettlersohn!"

„Ich, ein Bettlersohn?" schrie Thomas und stieß den ihm zunächst stehenden Stuhl so heftig gegen den Boden, daß die geschnitzten Füße abbrachen. „Ich, ein Bettlersohn? Meister, wenn ich nicht das Gesetz und seine Häscher fürchtete, so sollte Euch jetzt der Lohn gar übel vergolten werden, aber die Zeit der Vergeltung wird kommen und rächen will ich mich, das schwöre ich Euch!"

Westerhaller, der einsah, daß er zu heftig gewesen war, wollte seinen gekränkten Gesellen beruhigen, allein dieser ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Von Stund an sind wir getrennt!" fuhr Jener fort. „Ist's Eure Tochter nicht, ist es eine Andere, und für meine Hände finde ich allerwegen Arbeit. Ihr aber möget immerhin in Euern geheimen Keller hinabsteigen, den Ihr nur ganz allein zu wissen glaubet, allein ich weiß die Thür beim großen Faß recht gut. Jetzt gehe ich hinaus und rufe auf allen Straßen von Worms: „Des Geizteufels Säckelmeister hat seine Schätze im Keller beim großen Faß! Gute Nacht!"

Damit warf der Gesell die Thür zu, daß die Angeln hätten bersten mögen, und eilte nach der Werkstatt hinab. Westhaller aber waren schon bei Erwähnung seines geheimen Kellers die Haare empor gestiegen und die Angst wollte ihm die Augen aus ihren Höhlen treiben. Allein wie Thomas nun gar drohte, auf offner Straße sein liebstes Geheimniß auszurufen, da meinte er vor Schrecken zu vergehen. Bebend erhob er sich mit bittend gefalteten Händen und wankte auf Thomas zu, um ihn an solchem Vorhaben mindestens durch Geberden zu verhindern, denn der Stimme war er nicht mehr mächtig. Aber Thomas ließ sich durch den jammervollen Anblick des Alten, der ihm nachstürzen wollte, nicht bewegen. Er eilte fort und die schwere Thür schlug im Zufallen so heftig gegen den Kopf Westhallers, daß dieser besinnungslos niederstürzte.

Thomas war unterdessen in die Werkstatt gelaufen, hatte dort rasch seine Habseligkeiten in ein Bündel geschnürt und wandte schon nach wenigen Minuten dem Hause Westhallers den Rücken. Wohin er ziehen sollte, wußte er selbst noch nicht, doch er verließ die Stadt ganz still, ohne seine Drohung, des Meisters Schatzwinkel auf den Straßen auszurufen, wahr zu machen. Wenn auch Thomas im Grunde ein schlechter Bursche war, dem eine solche That schon zuzutrauen gewesen, so verbot ihm doch die Klugheit, über Westhallers Schätze etwas auszuplaudern. Aber Rache, bittere Rache hatte er seinem bisherigen Meister und Brodherrn gelobt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bildhauer Johann Halbig in München.

(Aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung.")

Wenn nach der Architektur irgend eine Kunst auf die Pflege der Fürsten und Großen angewiesen ist, um ihre Blüthen in voller gesunder Pracht zu entfalten, so ist es die Skulptur. Es liegt dies in der Natur der Sache und bedarf kaum einer Erläuterung. Bildhauerwerke sind kostbar an sich und verlangen bei einigem Umfange passende architektonische Umgebungen. Dafür reicht selten das Vermögen der Privaten aus. Auch diese Kunst nahm Ludwig von Bayern in seinen königlichen Schutz, und in welch' hohem Grade, davon zeugt der Reichthum der großartigsten Werke der Plastik in München und im Königreiche Bayern.

„Wie der Gärtner, so die Rosen", heißt's im Sprichwort. Wo Anforderungen in rechter Weise an die

Kunst gestellt werden, da zeigt sich auch das Talent. In der Malerei bewährte sich dieser Erfahrungssatz während der ganzen Kunstepoche vollkommen, und der Nachwuchs von jungen Künstlern auf diesem Felde der Kunst läßt noch eine lange Blüthe- und Früchtezeit hoffen. In der Plastik indessen zeigte sich das Talent schon spärlicher. Obwohl viele sich „berufen" glaubten, so zeigten sich doch wenige als „Auserwählte". Zu diesen Letzteren zählt unbestreitbar auch Halbig, ein geborener Künstler, welcher alle seine Kräfte, Fähigkeiten, Neigungen, kurz sein ganzes Streben mit einem Feuer, wie es in solchem Grade nur wenigen Jüngern der Kunst eigen ist, seinem erwählten Fache widmete. Darum steht er auch schon jetzt, im Anfange des mittlern Mannesalters, auf einer hohen Stufe wohlverdienten Rufes und Ruhmes.

Der Künstler Biographie steht in ihren Werken geschrieben. Hören wir, was Halbig Alles leistete.

Johann Halbig, Professor der Bildhauerkunst, wurde im Jahre 1814 den 13. Juli zu Donnersdorf in Franken geboren, woselbst sein Vater Bildhauer war. Aus dem väterlichen Atelier ging der junge Künstler in seinem 17. Lebensjahre nach München, besuchte hier die k. polytechnische Schule und später die Akademie der bildenden Künste. Begabt mit seltenen Künstlertalenten, beseelt von warmer uneigennützigster Liebe zur Kunst, durch einen nie ruhenden edlen Ehrgeiz zu unermüdlichem Fleiße angespornt, machte Halbig schnell bewunderswerthe Fortschritte, und zeigte von den ersten Studienanfängen an jene selbständige Richtung, welche er bis zu diesem Tage, unbekümmert um jede mißliebige Kritik, streng verfolgte, auf welcher ihn auch der Beifall aller unbefangenen wahren Kenner und Verehrer der Kunst stets begleitete und begleiten wird. — Schon im Jahre 1845 wurde Halbig in Anerkennung seiner künstlerischen Schöpfungen durch König Ludwig von Bayern zum Professor der Bildhauerkunst an der polytechnischen Schule zu München ernannt und zu Neujahr 1851 von dessen Nachfolger König Max II. mit dem Ritterkreuze des Verdienstordens zum heil. Michael dekorirt.

Wir lassen nunmehr eine chronologische Uebersicht der bedeutendsten von Halbig's zahlreichen Werken folgen. Im Jahre 1835 modellirte er die Löwen, welche für die äußern Treppenwangen der Pinakothek in Stein ausgeführt wurden, ferner zwei Karyatiden, 7½ Schuh hoch, für den Tanzsaal der neuen k. Residenz. 1839 erhielt er den Auftrag, die Modelle zweier lebensgroßer Reiterstatuen, der Grafen Solms-Münzenberg und Spekle, Erbauer der ehemaligen Festung Ingolstadt, und zwei stehende Figuren, die Generale Becker und Streiter, Erbauer der neuen Festung, welche bekanntlich sämmtlich in Stein ausgeführt wurden, zu fertigen. Auf diese Werke seiner frühern Künstlerthätigkeit darf der junge Meister noch jetzt mit größter Zufriedenheit zurückblicken, nicht minder mit Stolz auf die Statuen der Roma und Minerva, welche, in Stein ausgeführt, eines der Thore des Münchener Hofgartens, am Eingange in den englischen Garten, zieren; die 5⅓ Schuh hohen Modelle dazu fertigte Halbig im Jahre 1840, sie zeugen von klassisch-antiker Auffassung und studirter Durchbildung. In diesem Jahre lieferte er noch für den Münchener Kunstverein ein Hautreliefbild, 3 Fuß 11 Zoll lang, 2 Fuß 10 Zoll hoch; es stellt den Kampf mit dem Drachen nach Schiller's Ballade dar. Im Jahre 1841 beauftragte ihn der berühmte Architekt Leo v. Klenze mit der Fertigung eines 4½ Fuß hohen Modells eines Atlanten, nach welchem mehrere 21 Fuß hohe Bildsäulen für die Vorhalle des kaiserlichen Museums zu St. Petersburg in Porphyr ausgeführt wurden. 1842 lieferte Halbig das lebensgroße Standbild einer „unbefleckten Jungfrau Maria" in Stein. Das Jahr 1843 brachte ihm die Aufträge König Ludwig's zu den plastischen Werken an dem Eisenbahntunnel bei Erlangen: zwei 8 Fuß hohe Sphinxe, zwei liegende Löwen und mehrere Kandelaber in Stein; dann die Bestellungen des Geheimraths Leo v. Klenze von zwölf Statuetten, welche als Modellskizzen für die kolossalen Figuren Raphael's, Tizian's, Rubens' ꝛc. zur äußern Ausschmückung des kaiserlichen Museums zu St. Petersburg dienten. 1844 fertigte unser Künstler für die Kirche St. Ludwig in München zwei 5½ Fuß hohe Standbilder in Gyps, des h. Aloysius und des heil. Joseph mit dem Jesuskinde. 1845 war der Künstler beschäftigt, für den Herzog von Leuchtenberg zwei Gruppen im Runden zu fertigen, darstellend: die Kaiserin Felicitas mit ihrem wiedergefundenen Söhnlein und der Löwin, welche das verlorene Kind gesäugt hatte und der h. Abt Geresinus mit dem dankbaren Löwen, welcher nach der Legende ihm nicht mehr von der Seite wich, nachdem der Heilige ihm einen Dorn aus dem Fuße gezogen hatte. Beide Gruppen wurden in einer Höhe von 2 Fuß auf galvanoplastischem Wege in Silber ausgeführt. Wir erinnern uns noch recht wohl, wie diese kleinen Meisterwerke bei ihrer Ausstellung auf dem Kunstvereine wegen ihrer Auffassung und Ausführung Alle, selbst den kühlsten Beschauer, zur Bewunderung hinrissen. Ferner modellirte Halbig auch für den Herzog von Leuchtenberg den Ritter St. Georg zu Pferde, den Drachen erlegend, auf einem Postamente reich geschmückt mit Basreliefdarstellungen der wichtigsten Momente seines Lebens; auch diese herrliche Gruppe wurde galvanoplastisch in Silber ausgeführt. Meisterhaft drücken sich in dem Kopfe des sich wildbäumenden Rosses Entsetzen und Abscheu vor dem zu seinen Füßen sich wälzenden Ungethüm aus; aber Gehorsam und Treue zwingen es zur Stelle. Wie voll Kraft und Muthes wettert der edle Ritter auch den grausen Lindwurm nieder! So klein die Reliefbilder an dem Modell, welches wir zu jener Zeit zu Gesicht bekamen, sind, so dramatisch lebendig und bildsam aufgefaßt und bis zu erstaunlicher Genauigkeit und Vollendung sind sie durchgeführt. In natürlicher Größe von Halbig ausgeführt, wären sie allein schon hinreichend von des Künstlers Meisterschaft in historischen Reliefbildern glänzendes Zeugniß abzulegen.

Im Jahre 1846 fertigte Halbig für die Kaiserin Wittwe, Herzogin von Braganza, eine 3 Fuß hohe Reiterstatue Don Pedro's. Der feurige Held war dargestellt, wie er mitten im Schlachtgetöse mit geschwungenem Degen kommandirt. Das bäumende Roß setzt über Kanonen, zertrümmerte Laffetten und anderes Kriegsgeräthe hinweg, und eine darüber gefallene Fahne berührt den Bauch des Pferdes und dient in ungezwungener Weise zur Unterstützung des Schwerpunktes der Gruppe. Das Modell verunglückte auf dem Transporte nach Lissabon. Ausgeführt als ein

Monument in kolossalen Verhältnissen, würde es eine der imposantesten und dem Kunstwerthe nach eine der ersten Reiterstatuen geworden seyn.

In demselben Jahre lieferte Halbig im Auftrage des Barons v. Keßling das Modell zu einem Standbilde seines verstorbenen Vaters, des kgl. bayerischen Oberststallmeisters v. Keßling, welches als lebensgroße Bronzefigur sich auf dem Münchener Kirchhofe befindet. Diese Statue, obwohl im Ganzen, wie im Einzelnen sich durch vollendete minutiöse Durchführung auszeichnend, macht in ihren lebensgroßen Verhältnissen an dem Platze, wo sie steht, keine Wirkung. 1847 modellirte Halbig eine Reiterstatuette des Feldherrn Erzherzog Karl von Oesterreich, mit dem Postamente 4 Fuß 5 Zoll hoch, ebenfall ein Werk der Plastik, das, wäre es in's Leben getreten, Halbig allein schon in die Reihen der ersten Künstler gestellt haben würde; ferner für den König Ludwig das Viergespann kolossaler Löwen 10½ Fuß hoch in verschiedener Stellung für die Quadriga des Siegesthors zu München. Einer dieser in Bronze gegossenen Löwen wurde, wie bekannt, nach London zur Weltindustrieausstellung geschickt.

Im Jahre 1848 schuf Halbig abermals zwei kolossale sitzende Löwen in Stein für das Hauptportal des Wittelsbacher Palastes in München nebst einem 12 Fuß langen Reliefbilde, einen altdeutschen ritterlichen Hofstaat darstellend, welches neben diesem Portale unter dem Balkon eingelassen wurde. In demselben Jahre schuf er eines seiner schönsten Werke: es ist dies der sogenannte deutsche Reichspokal.

Auch fertigte der Künstler noch das Modell zu jenen allegorischen weiblichen Figuren, welche, 19 Schuh hoch in Stein ausgeführt, zum äußern Schmuck der Befreiungshalle, einem ungeheuern rotondenartigen Bau, von König Ludwig bei Kehlheim erbaut, ausgeführt werden. Zur Zeit sind derselben sechs vollendet. Im Jahre 1849 ließ Herr Rudolph Greve in München zum Andenken an seine früh verstorbene Gattin durch Halbig ein Reliefbild anfertigen, welches letztern von der Religion getröstet darstellt und in Bronze ausgeführt das Grabmal auf dem hiesigen Leichenacker ziert. In demselben Jahre lieferte Professor Halbig für den Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich die Reiterstatuette des Feldmarschalls Radetzky in Bronze.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Dinstag, den 28. Dezbr. 1852. Norma, große Oper von V. Bellini. (Gastspiel der Fräul Falconi.)

Leider trifft die Provinzialbühne selten das Loos, Sänger erster Größe in ihrer Glanzperiode auf sich auftreten zu sehen. Wie einerseits junge Talente, bei denen man wegen einer wunderhübschen Stimme über die mangelnde Kunstbildung hinwegsehen muß, auf solchen ihre erste Ausbildung erlangen, aber, wenn sie anfangen, Tüchtiges zu leisten, zu größeren Theatern übergehen, so kommen anderseits Koryphäen der Oper gewöhnlich erst dann zu kleineren Theatern auf Besuch, wenn das von der Natur empfangene, die Stimme, im Schwinden begriffen, und nur das Erworbene, die Kunstausbildung ihnen geblieben ist. Um so mächtiger ist aber auch der Eindruck, wenn ein so musikliebendes Publikum, wie das hiesige, durch eine Erscheinung erfreut wird, bei der alle Eigenschaften, die zur Vollkommenheit nöthig, im herrlichsten Ebenmaße vorhanden sind. Eine solche Erscheinung ist uns Fräul. Falconi. Wir wissen nicht, was wir mehr bewundern sollen, die volle, klingende Stimme, deren eminenten Umfang von fast drei Oktaven, oder die Sicherheit, ja fast könnte man sagen, Keckheit in den schwierigsten, ungewöhnlichsten Passagensprüngen und Trillern, die gewaltige Macht, mit der die Künstlerin ihre Stimme jetzt zum kaum hörbaren Piano dämpft, und dann wieder zu einem Klange steigert, daß das Haus zu klein werden zu wollen scheint, um diese gewaltigen, erschütternden Töne zu fassen, oder den zarten, elegischen Vortrag, der die innersten Saiten des Herzens erbeben macht, das herrliche Spiel, das wundervolle Anschwellen und Schwinden der Töne, das determinirte Staccato, die klare Deklamation. Eine solche Norma hat wohl unser Theater noch nicht gesehen, wohl aber noch keinen solch unendlichen Beifallssturm gehört. Der Glanzpunkt der Oper war die große Arie im ersten Akte, in der Fräul. Falconi ihre oben aufgezählten Vorzüge in all ihrer Pracht vor den staunenden geblendeten Zuhörern, vor denen wohl mancher eine solche Kunstausbildung, eine solche Virtuosität kaum für möglich gehalten haben mag, entfaltete. Neben einer solchen Künstlerin würden auch bessere Sänger, als die HH. Horn (Sever) und Nowack (Orovist) noch sehr in Schatten gestellt gewesen seyn, wir wollen daher nur noch erwähnen, daß die Leistung der Fräul. Schütz (Adalgisa) sehr brav und besonders die zarte Accuratesse und Aufmerksamkeit zu rühmen war, mit der sie ihre Stimme der der Fräul. Falconi in den Duetten anzuschmiegen wußte.

M.

Sonett.

Die Zeit in ihrem mächt'gen Riesengange
Umwickelt uns in immer neuen Kreisen,
Und wirft, mit Allem, was es uns verheißen —
Ein Jahr hinweg, wie ihre Haut die Schlange.

Daß festlicher umrauscht vom Jubelklange,
Von unsrer Hoffnung ewig jungen Weisen,
Sie uns erscheine in erneuten Gleißen,
Und frische Huldigung der Welt empfange.

Die Blüthen, die von ihrem Hauche starben,
Die Sonnen, die im Laufe sie zertreten,
Verdunkeln nicht den Gürtel ihrer Farben!

Es webt um sie in gleichen, hellen Fäden,
Ein Netz von Sonnen- und von Blüthen-Garben;
Und Alles ist bestrickt sie anzubeten.

Margaretha Adelmann.

Miscellen.

Die Redaktion des „Illustrirten Familienbuches", herausgegeben vom Oesterreichischen Lloyd in Triest, hat abermals eine Preisausschreibung erlassen; diesmal nicht im Interesse

der belletristischen Literatur, sondern um auch in dem belehrenden Theile der genannten Zeitschrift eben so Ausgezeichnetes wie in dem Unterhaltenden bringen zu können. Es ist, außer dem üblichen Honorar von 40 fl. C.-M. per Druckbogen, ein erster Preis von fünfundzwanzig und ein zweiter Preis von fünfzehn Dukaten in Gold ausgesetzt worden für die zwei besten geschichtlichen oder historisch-biographischen Aufsätze, welche in gut lesbaren Reinschriften bis zum 31. März 1853 portofrei an die Haupt-Agentur des Oesterreichischen Lloyd in Wien, Hoher Markt Nr. 388, eingesandt werden, und zwar so, daß das Manuskript nur mit einem Motto bezeichnet, der Name des Verfassers aber in einem versiegelten, mit demselben Motto bezeichneten Briefe enthalten ist, wie solches bei Preisbewerbungen üblich ist. Der Umfang der einzureichenden Arbeiten darf höchstens anderthalb gewöhnliche Groß-Oktav-Druckbogen, oder einen Groß-Quartbogen der genannten Zeitschrift umfassen, und es werden im Hinblick auf den Lesekreis Schilderungen einzelner wichtiger Ereignisse, oder Charakteristiken und Parallelen, sowie Darstellungen interessanter Persönlichkeiten und Zustände am willkommensten seyn, zumal derartige Stoffe dem Autor die beste Gelegenheit zur Entwicklung einer leicht faßlichen und dabei doch geistreichen und gediegenen Darstellung bieten. Ausgeschlossen sind: Bloße chronologische Aufzählungen, Mittheilungen von Urkunden, so wie Schriften über kirchliche und politische Streitfragen. Das Preisrichteramt haben die Herren Professor Albert Jäger, Theodor Georg von Karajan und Dr. Ferdinand Wolff, sämmtlich Mitglieder der kgl. Akademie der Wissenschaften in Wien, übernommen. Ihre Entscheidung wird am 1. Juni 1853 durch die Zeitungen veröffentlicht werden. Sowohl die beiden gekrönten, als auch die sonst etwa zum Abdruck gegen das gewöhnliche Honorar geeignet erscheinenden Aufsätze bleiben zwei Jahre lang, also bis zum 1. Juni 1855, ausschließliches Eigenthum des Illustrirten Familienbuches.

Möchte sich diese Preisausschreibung, namentlich auch außerhalb Oesterreichs, einer zahlreichen Betheiligung zu erfreuen haben!

•

Die neue Baumverpflanzungsmaschine des Schotten Stewar Mac Glashan zu Canonmills Bridge. Diese erst erfundene Maschine zum Ausnehmen und Verpflanzen von Bäumen ward, wie der „Caledonian Mercury“ berichtet, am 11. Dez. 1852 auf dem Grundeigenthum von Mr. H. Inglish zu Crammondhouse im Beiseyn mehrerer Gutsherrn ausgestellt und probirt. In ihrer einfachsten und kleinsten Form besteht sie aus 2 halbcylinderischen an einer Seite aneinander gehackten Spaten, die aber fähig sind, sich auszudehnen mittelst Hebelkraft und so die Pflanze mitsammt ihrem Erdklumpen vom Platz zu räumen. Der größere Waldbaumapparatus ist gerade die Erweiterung dieses Prinzips mit Hinzufügung von Hebebäumen und Streckschrauben. Der Grund wird rings herum losgestochen und mit der Wurzel in einem von den Arbeitern gebildeten Rahmen ausgehoben, welcher unten konvergirt, wodurch die Masse ungefähr die Gestalt eines Keils erhält. Der Baum wird unten am Stamm durch einen eisernen Hacken an der Einfassung befestigt und dann mit Hülfe der Schrauben herausgehoben, die an der Einfassung angeschlossen sind, während ein an beiden Enden aus zwei gewöhnlichen Einspännerkarren bestehendes und durch parallele Hebebäume verbundenes Fuhrwerk das Mittel zum Herausschaffen des Ganzen ist. Der Baum läßt sich auf diese Weise jede Strecke ohne die geringste Verletzung fortbringen. Bei dem daselbst angestellten Experiment war der Baum 50 Fuß hoch und eine Masse Erde von 10 Fuß im Geviert und 3 Fuß Tiefe ward von der Maschine ½ Fuß über den Grund gehoben. Der Versuch war von völligem Erfolg begleitet und die Wirksamkeit der Erfindung bewährte sich ebenfalls in der glücklichen Anwendung des kleineren Apparats auf das Ausnehmen von Sträuchern u. s. w.

•

(Heiraths-Gesuch betreffend.) Das Fr. J. enthielt jüngst folgende Anzeige: Ein Mann von Stand, in den besten Jahren, von Moralität und Herzensgüte, nebst gefälligem Aeußeren, dem vielseitig praktische Erfahrungen im Geschäftsleben zur Seite stehen, in letzterer Zeit in Bewirthschaftung von Oekonomie nach seiner Vorliebe thätig, sucht nunmehr durch eheliche Verbindung ein Geschäft auf eigene Rechnung, um sofort, wie bisher, beiderseits mit Anstand leben zu können, zu begründen, wo? ist ihm gleichgültig, was derselbe dem feinen Geschlecht zur Betheiligung hierdurch proponirt, unter der ehrenhaften Versicherung, daß den verehrlichen Damen, welche etwa geneigtest brieflich reflektiren, was jedoch franko erbeten wird, mit Angabe der etwaigen Geschäftsvorliebe, respek. freiem Vermögen und Alter, die jeweiligen Offerten pflichtgemäß geheim bewahrt bleiben, indem die Expedition d. Bl. beliebige Briefe unter Nr. 8416 befördert, wo alsdann, nach Wünschen, durch denselben sowohl persönlich wie schriftliche Antwort erfolgt.

•

Man schreibt aus Paris: In der Anwendung der Daguerreotypie ist in Frankreich ein wichtiger Fortschritt gemacht worden, so daß dieselbe von der Regierung zur Aufnahme von Seekarten und zur Hydrographie benutzt werden kann. Ein geschickter Daguerreotypist, Namens Macaire, hat nämlich die Geschwindigkeit der Ausführung soweit gebracht, daß er nicht allein den ruhenden oder gehenden Menschen, sondern auch ein galoppirendes Pferd, einen fliegenden Vogel und ein rasch fahrendes Dampfschiff durch seine Kunst abbilden kann. Troß der Bewegung dieser Gegenstände wird das Bild doch getreu und ohne Ineinanderlaufen der Umrisse dargestellt, da dasselbe in einem Nu gefertigt wird. Der Kaiser, dessen Porträt in Lebensgröße von dem Künstler ausgeführt werden wird, wurde von den Resultaten, die ihm vorgelegt wurden, dermaßen überrascht, daß er eine Kommission ernennen will, welche alle französischen Küsten mittelst der Daguerreotypie abbilden soll, was nach der neu erfundenen Einrichtung vom Verdeck eines fahrenden Dampfschiffes möglich ist.

•

Nach den letzten Aufnahmen wohnen in Paris 33,000 Handwerker auf Zimmern, von denen 30.000 Arbeit haben und 3000 jetzt ohne Arbeit sind. Die sogenannten Hotels garnis hatten am 1. Dez. 1847 nur 4411 fremde Bewohner und am 1. Dez. 1852 nicht weniger als 10,991.

•

Der Zollverein fabrizirt mit seinen etwa 160 Maschinen-Papierfabriken und 1000 Bütten jährlich etwa eine Million Zentner Papier. Im Jahre 1799 ward in Frankreich Robert's Erfindung, Papier mittels Maschinen und in sehr langen Stücken zu verfertigen, patentirt und in England zuerst im Jahre 1803 in vervollkommneter Weise in Anwendung gebracht. In Preußen erhielt im Jahre 1820 zuerst eine Aktiengesellschaft in Berlin ein Patent auf eine Maschinenpapierfabrik, die mittels Dampfkraft in 14 Arbeitsstunden 100 Ries Papier lieferte, was damals enorm schien.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg.   Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 2. Mittwoch, den 5. Januar 1853.

Der Goldschmied von Worms.

(Fortsetzung.)

Westhaller lag inzwischen in stiller Betäubung am Boden. Anna, die dem Vater allabendlich noch einen Nachttrunk, der freilich nur aus Brunnenwasser bestand, reichen mußte, fand das Schlafzimmer des Alten leer. Durch sein langes Außenbleiben beunruhigt, eilte sie in das Gemach, wo sich Westhaller stets am Tage aufzuhalten pflegte, und wäre dort beim Oeffnen der Thüre fast über den Körper ihres Vaters gestürzt, der noch immer regungslos dalag. Jammernd rief Anna nach Hülfe, und bald trugen die herzueilenden Gesellen den leblosen Meister in sein Bett. Der herbeigerufene Arzt verstand es jedoch, rasch den Alten wieder zum Leben zu bringen und erklärte der jammernden Tochter, daß die Betäubung nur die Folge eines Falles sey, der keine weiteren Folgen haben würde.

Die erste Frage Westhallers, als er wieder zum Bewußtseyn gelangt, war nach dem entlaufenen Gesellen.

„Wo ist Thomas?" rief er mit stieren Blicken; „wo ist der Verräther? Kamen die Leute noch nicht, um in den Keller einzubrechen? Habt ihr es nicht von ihm ausschreien hören?"

Die Umstehenden, die sich den Sinn der Worte nicht erklären konnten, hielten den Alten für wahnwitzig, und selbst der Arzt verordnete in diesem Glauben einen Aderlaß. Als aber Westhaller die Ruhe bemerkte, die seinen Fragen folgte, gab er sich zufrieden und ließ mit sich beginnen, was man wollte. Nach einigen Stunden schlummerte er ein. Der Arzt entfernte sich jetzt, und Anna schickte auch die Uebrigen zur Ruhe, denn sie wollte allein am Bette ihres Vaters wachen.

Den alten Geizhals aber mochten gar wüste Träume plagen, denn oft fuhr er auf und sprach mit geschlossenen Augen wirre, unzusammenhängende Worte, aus deren Sinn Anna jedoch bald errathen konnte, daß er sich im Traume mit Thomas beschäftige, der, wie die übrigen Gesellen noch spät heimlich ihr gemeldet hatten, sein Bündel geschnürt und gegangen sey.

Als Westhaller nach Tages Anbruch wieder erwachte, sah er sich befremdet überall um, strich dann mit den abgemagerten Händen über die Augen und gebot Anna, ihm sogleich Thomas herzuschicken.

„Thomas ist nicht mehr im Hause zu finden," erwiderte Anna, „er soll sich schon gestern Abend heimlich entfernt haben."

„Also doch wahr! So ist das Schreckliche dennoch kein Traum? Wehe mir und Fluch dem Verräther, dem Buben!"

So tobte der Alte und sank dann erschöpft in die Kissen zurück. Anna bat ihn, sich zu beruhigen und frug theilnehmend nach dem Grunde seines Zornes.

„Wie?" rief da erstaunt Westhaller, „du wüßtest nicht, warum Thomas sich entfernt; du wüßtest nicht, um was er mich gebeten und womit er mir gedroht?"

„Wie soll ich das erfahren, Vater?" sprach ruhig Anna; „Ihr wisset doch, daß ich stets allein oben in meinem Zimmer bin und nie mit Euren Leuten verkehre."

„Nun so wisse denn," rief der Vater verächtlich, „daß Thomas gestern Abend bei mir um deine Hand anhielt."

„Um meine Hand?" frug erblassend Anna. „Ihr scherzet, Vater!"

„Nein, nein!" versicherte Westhaller, der seiner Tochter mißtrauisch in die Augen blickte; „mir ist jetzt der Scherz so fremd, wie dem Winterschnee die Rosen. Ich sage dir, daß er sich um dich bewarb und mich mit den gräßlichsten Drohungen verließ, als ich ihm sein Gesuch fest abschlug."

„Das danke ich Euch von ganzem Herzen," sagte Anna, ihres Vaters Hand ergreifend, „denn selbst wenn Ihr ihm Euer Jawort gegeben hättet, so wäre ich dennoch nimmermehr die Seine geworden. Ich habe den Thomas wegen seines falschen, heimlichen Wesens schon längst gehaßt, doch erkläre ich Euch, daß ich auch nie eines Andern Weib werden will."

Westhaller war sichtlich beruhigt durch diese Antwort, die ihm zugleich die Gewißheit gab, daß er nun ungestört im Besitz seiner Schätze bleiben und sich an ihrem glänzenden Anblicke weiden könne. Da aber ergriff ihn plötzlich wieder der Gedanke an des wilden Gesellen fürchterliche Drohung.

„Gib mir rasch den Schlüsselbund dort her!" gebot er barsch der Tochter, die nicht wußte, was ihren Vater so heftig bewegte. Sie reichte ihm die Schlüssel hin, die Westhaller sorgfältig zählte, dann aber eilig unter seinem Kopfkissen verbarg.

„Gehe jetzt zur Ruhe, Kind, du wirst vom Wachen müde seyn," wandte er sich dann etwas freundlicher zu Anna.

„Mir thut der Schlaf nicht so Noth," lehnte diese ab; „ich bleibe gern noch hier, um Euch zu pflegen."

„Wer sagt dir, daß ich der Pflege bedarf?" rief Westhaller, „mir ist wohl, ganz wohl, nur der Kopf schmerzt noch ein wenig; aber du mußt jetzt Ruhe haben."

Anna wollte noch einmal ablehnen.

„Geh, geh! ich befehle es!" sprach jetzt der Alte streng und Anna, welche die rasch ausbrechende üble Laune ihres Vaters kannte, entfernte sich schweigend, indem sie noch einen wehmüthigen, besorgten Blick zurückwarf.

Kaum hatte Anna das Zimmer verlassen, als Westhaller von seinem Lager aufsprang. Rasch warf er einen alten Wolfspelz um, zündete eine Blendlaterne an und schlich nach einer Weile mit einem Schlüsselbund leise die Treppe hinab. Im Hause lag noch Alles in tiefster Ruhe und so kam Westhaller unbemerkt in den ersten Keller, wo er, sich vorsichtig überall umschauend und alles beleuchtend, zwischen den mächtigen Fässerreihen hindurch schritt. Er wandte sich nach der tiefsten Ecke des Kellers, wo hinter einem alten riesigen Fasse eine eiserne Fallthüre gut verborgen war, deren Daseyn er bis gestern noch ganz allein zu kennen glaubte, als ihn plötzlich der falsche Thomas mit der Kenntniß seines Geheimnisses in den größten Schrecken versetzte.

Westhaller konnte sich eines Schauers nicht erwehren, als er jetzt diesen Platz betrat. Der Sand, der unter seinen Füßen knirschte, sein eigener Schatten, den das flackernde Licht an der Wand auf- und niederschwanken ließ, machten ihm das Blut erstarren.

„Ha, wenn jetzt plötzlich Thomas hier hervorträte, um dich zu erwürgen!" flüsterte er halblaut vor sich hin. „Wenn er vielleicht gar schon hier gewesen und dir dein Gold, dein herzallerliebstes Gold geraubt hätte!" rief er hierauf lauter, daß es dumpf in den Gewölben hin hallte. „Wehe mir, das wäre entsetzlicher als der Tod!"

Hastig stürzte der Alte auf die Fallthüre zu. Am Schlosse war keine Veränderung, keine geschehene Gewaltthat zu sehen. Er drehte den Schlüssel herum und öffnete die Thür so hastig, als es ihm seine schwachen Kräfte und die Erschöpfung der Nacht gestatteten. Eine eisig kalte Luft wehte ihm entgegen, allein er suchte sich nicht vor ihrer Strömung zu schützen; ihm war der kalte Hauch immer erschienen, wie der erste Gruß seiner Schätze, die sich freuten, den geliebten Herrn wiederzusehen. Die warme, schönste Maienluft schien dem geizigen Alten gegen diesen eisigen Dunststrom nur ein verpestender Gifthauch zu seyn.

Jetzt eilte Westhaller die Stufen hinab und überflog mit einem gierigen Blicke das ganze Gewölbe. Die kleinste Veränderung würde seinen Augen sogleich aufgefallen seyn, er fand jedoch Alles noch in Ordnung. Allein er konnte sich dennoch sein einziges Vergnügen, die Beutel und Säcke zu zählen, nicht versagen. Auf einen jeden legte er den prüfenden Finger, ob auch der Inhalt noch den alten, herrlichen Klang von sich gebe. Dann öffnete er einige Truhen, in denen sich ebenfalls noch eine Menge Silbermünzen aus aller Herren Länder vereint fand. Da gab es Schaustücke, die mehrere hundert Jahre alt waren, und verschwärzte Thaler, die alle friedlich neben ihren glänzenderen Brüdern ruhten, welche erst kürzlich unter dem Prägestock hervorgegangen waren.

Bei solchen Beschäftigungen schien Westhaller ein ganz Anderer zu werden. Seine Augen glänzten vor Freude und ließen wohl auch zuweilen ein Wonnethränlein auf die Geldhaufen fallen, während er am Tage immer nur für Alles die finstersten, trockensten Blicke hatte. Aber wehe, wenn ihm seine Gier wohl einmal den Streich spielte, daß er sich in der Zahl der Beutel verrechnete und deren einen zu wenig befand! Dann traten ihm die kalten Angstschweißtropfen aus allen Poren und er zählte und zählte immer wieder, so lange, bis er sich durch hundertfaches Zählen endlich von seinem Irrthume überzeugt hatte.

Wie er nun an jenem Morgen Alles richtig befunden und sich ein Stündlein an dem herrlichen Anblick geweidet, wandte er sich wieder zum Gehen; doch kehrte er noch dreimal von der Thür aus zurück, weil er sich nie an seinen Lieblingen satt sehen konnte. Dem Schlüsselbunde aber wies er aus Furcht vor dem schrecklichen Thomas einen anderen, sicherern Platz an, als bisher.

Sein Fall an jenem verhängnißvollen Abende hatte für ihn keine schlimmen Folgen und verhinderte ihn nicht, jetzt öfter als gewöhnlich zu seinem Schatze zu wandern. Ja, er wachte sogar einige Nächte unten im Keller, weil er noch immer fürchtete, der entlaufene Gesell möchte kommen und das ganze Nest ausnehmen. Glücklich aber schätzte sich Westhaller, daß Thomas seine Drohung, die Stelle des Schatzes in allen Straßen von Worms auszurufen, nicht in Erfüllung gebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bildhauer Johann Halbig in München.

(Schluß.)

Im Jahre 1850 erhielt Halbig von der Familie des verstorbenen Geheimrathes v. Walther den ehrenvollen Auftrag, das kolossale Standbild des berühmten Arztes, 9 Fuß, sammt dem Postament 11½ Fuß hoch, für die Arkaden des Camposanto in Marmor auszuführen, und in demselben Jahre ward er von dem Magistrate der Haupt- und Residenzstadt München mit dem Auftrage beehrt, das Modell eines sterbenden Heilandes am Kreuze, 13 Fuß hoch, anzufertigen, nach welchem Modell in der hiesigen Erzgießerei der Bronzeguß untadelhaft ausgeführt ward, der nunmehr in der Mitte des obengenannten Leichenackers an einem eisernen Kreuz auf einem Postamente errichtet, in einer Totalhöhe von 36 Fuß diesem Platze zu einer ernsten Zierde gereicht. In diesem Werke wird eben so sehr der erhabene, ergreifende Ausdruck im Antlitz des göttlichen Dulders als die unübertreffliche anatomische Wahrheit und plastische Schönheit der edlen Körperformen die Bewunderung aller Zeiten erregen. Eine andere schöne Leistung in der religiösen Kunst förderte Halbig noch in diesem Jahre zu Tage: es ist die gut durchgeführte Skizze zu einem kolossalen Grabmale mit einer 23 Fuß hohen Figur, die Religion darstellend, auf eben so hohem Postamente.

Im Jahre 1850 erhielt Halbig von der Familie des verstorbenen Geheimrath von Breslau den Auftrag, zu dessen Grabdenkmal sein Standbild in kolossalen Verhältnissen in Marmor zu liefern. Auch diese Aufgabe löste der Künstler in seiner gewohnten Weise. Es steht auf dem Composanto als ein würdiges Seitenstück zu Walther's Statue in imposanter Größe. Ein weiter faltiger Talar, das Kostüm der Universitätsprofessoren, umwallt die Gestalt des berühmten Arztes, dessen Züge Geist und Energie verrathen.

Zu Halbig's neueren figuralischen Arbeiten von Bedeutung zählt besonders eine schöne Statuette des Königs Max von Bayern und eine Gruppe, darstellend Siegfried's Abschied von Krimhilden, als er zur verhängnißvollen Jagd zog. Ueber letztere, ein Meisterwerk poetischer Auffassung und edelster dramatischer Darstellung, hoffen wir einen besondern Bericht bringen zu können. Ebenso wird späterhin einer zweiten Gruppe, der heiligen Genovefa mit dem Söhnlein und der Hirschkuh, Erwähnung geschehen. Von einer zweiten Modellskizze, einer Reiterstatue Radetzky's, in welchem die Figur und das Pferd ganz verschieden von der ersten dargestellt sind, wird ebenfalls zu einer andern Zeit umständlicher die Rede seyn.

Unter der äußerst großen Anzahl von Büsten, welche Halbig im Verlaufe seiner Künstlerthätigkeit vollendete, heben wir folgende hervor: Die Büste des Königs Ludwig von Bayern, kolossal in Marmor mit Lorbeer- und Eichenkranz, in London ausgestellt, eine andere dieses Monarchen, lebensgroß, wurde in Carraramarmor für den Prinzen Karl von Bayern ausgeführt. In parischem Marmor die Büste des Königs Otto von Griechenland; in Bronze und Carraramarmor die Büsten des Königs Max und der Königin Marie von Bayern, ferner die Büsten der königlichen Kinder, des Kronprinzen Ludwig von Bayern und des Prinzen Otto; dann in Marmor von Carrara ausgeführt jene des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich und der Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers, beide im Jahre 1850 in Wien nach dem Leben modellirt. Für die Walhalla und die bayerische Ruhmeshalle lieferte Halbig bis jetzt im Auftrage des Königs Ludwig die Büsten: des Elias Holl, Erbauers des Augsburger Rathhauses, des Baron von Mandl, des Dichters Grafen von Platen, des Feldmarschalls v. Radetzky und des k. k. österreichischen Feldzeugmeisters Baron v. Heß, erstere zu Monza, die andere zu Wien modellirt; dann zu Aussee in Oberösterreich jene des Dichters Freiherrn v. Zedlitz, zu München die Büsten des Ministerpräsidenten von der Pfordten, der berühmten Architekten Leo von Klenze und von Gärtner (†), des Malers Schorn (†), des berühmten Schlachtenmalers Albrecht und seines Sohnes Benno Adam, großen Thiermalers, des Schlachtenmalers von Kobell, der Maler Hiltesperger und Nilson, des Verzierungsmalers Schwarzmann, des Erzgießers v. Miller und des Künstlers eigene.

Im Privatauftrage modellirte Professor Halbig die Büsten der Aerzte Dr. v. Walther, Dr. v. Breslau und Dr. Schneemann (alle drei gestorben), des Geheimrath Dr. v. Geitl, des Medizinalrathes Dr. Sigriß; ferner die Büsten des Staatsraths v. Fischer, des Ministers v. Abel, des Feldzeugmeisters Prinzen Reuß, Hippolyt's von Klenze, des Ministers Grafen von Rechberg, der jungen Gräfin von Rechberg, der Sängerin von Hasselt-Barth, des Grafen von Preysing in Marmor, des Ministerialraths Professor Hermann und vieler anderer Personen.

Im Auftrage des Königs Max von Bayern lieferte Halbig bis jetzt für die Ausschmückung der Gemächer der k. Residenz die Büsten folgender historischer Personen, welche in Bronze gegossen wurden: Kaiser Heinrich's III., Friedrich's des Großen, William Pitt's, Washington's, Alfred's des Großen, Wellington's, die Büste des Philosophen Schelling, welche Halbig im Anfange dieses Jahres in Berlin, wohin er zu diesem Zwecke von König Max eigens gesandt wurde, nach der Natur modellirte.

Hiermit schließen wir für jetzt das reiche Verzeichniß der bildhauerischen Arbeiten Halbig's, die er schon bis zu dieser noch geringen Altersstufe seines Künstlerlebens lieferte, und welche, wohl gemerkt, ihrer Idee nach nicht nur das ausschließliche Eigenthum seines eigenen selbständig schaffenden Genius, sondern deren plastische Existenz, wenigstens in den Modellen, fast einzig das Werk seiner eigenen Hände sind.

Ein musikalischer Kohlenträger.

Die französischen Komponisten sind meist auch vortreffliche Schriftsteller, Berlioz z. B., Adam und Halevy. Der Letztere veröffentlicht jetzt eine interessante Abhandlung über Thomas Britton, von welchem unsere Leserinnen schwerlich jemals etwas gehört haben und der doch einen bedeutenden Einfluß auf die Musik in England gehabt hat. Er wurde um das Jahr 1654 von armen Aeltern geboren und kam als Knabe zu einem Kohlenhändler in London, für den er Kohlen auszutragen hatte.

In der Heimath (Northampton) fiel ihm eine alte Viola di gamba und alte Kirchenmusik in die Hände, und die Leidenschaft seines Lebens war bestimmt: die Liebe zur alten klassischen Musik. In London legte er später selbst ein Kohlengeschäft an, d. h. er kaufte einen Sack mit Kohlen, nahm ihn auf die Schultern und rief seine Waare zum Verkauf in den Straßen aus. So verdiente er spärlich sein Brod; jede freie Stunde aber benutzte er, um bei den Antiquaren und Buchhändlern nach alter Musik umherzusuchen und auf seiner Viola di gamba zu spielen. Allmälich hob sich sein Geschäft so weit, daß er einen kleinen Kohlenvorrath zusammen kaufen konnte; dieser lag in einem Schuppen und über demselben hatte er seine ärmliche Wohnung mit seinen alten Musikalien. Als Sammler lernte der Kohlenträger andere Sammler kennen, darunter einige der vornehmsten Männer des Landes, die den schlichten Mann bald ihrer Freundschaft würdigten, und mit deren Hülfe er seinen Lieblingswunsch ausführte, nämlich einen musikalischen Klub zu stiften. Ja, als seine Verhältnisse sich noch etwas besser gestaltet hatten (obgleich er niemals aufhörte, mit dem Kohlensack auf dem Rücken durch die Londoner Straßen zu gehen), erweiterte er seine Wohnung und begann in derselben, ganz auf seine Kosten, Konzerte zu geben.

Es war etwas von der Art noch niemals dagewesen und man drängte sich zu diesem neuen Genusse. Der sogenannte Konzertsaal, d. h. die große Stube, welche Britton bewohnte, und in welcher seine Musikalien standen, befand sich noch immer über dem Kohlenschuppen, war lang und schmal und so niedrig, daß ein etwas großer Mann kaum darin aufrecht stehen konnte. Die Treppe war außen an der Mauer angebracht, und das Emporsteigen auf derselben nicht ohne Gefahr. In diesem ärmlichen, matt beleuchteten Raume drängte sich nun an den Konzerttagen eine glänzende Menge der vornehmsten Personen in den kostbarsten Toiletten. Die Damen vom höchsten Range, die berühmtesten Schönheiten aus jener Zeit scheuten sich nicht, die gefährliche Treppe zu erklimmen, und vergaßen im Anhören der Musik die Mühseligkeiten, die sie hatten überwinden müssen, um sich zu den Auserwählten zählen zu dürfen. Unter den Herren bemerkte man regelmäßig Bolingbroke und den Herzog von Chandos. Diese Konzerte wurden dreißig Jahre fortgesetzt, von 1678 bis 1714, bis zur Zeit also, in welcher Händel bereits in London war. Spät erst hatte Britton seine Wohnung, die zu klein geworden war für diese Aufführungen, geräumt und gab sie in einem öffentlichen Lokale. Da hatten die Zuhörer auch zu zahlen (3 Thaler jährlich). In diesem neuem Konzertsaale fand er in seltsamer Weise seinen Tod. Zu seinen Freunden und Mitwirkenden gehörte ein gewisser Robe, der eines Tages einen Freund mit sich brachte, welcher sich auf die Kunst des Bauchredens verstand. Mitten in der Aufführung eines Stückes nun, das die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, wollte Robe mit Britton sich einen Spaß machen und so mußte der Bauchredner plötzlich mitten in die Stille hineinrufen: „Falle auf deine Knie, Britton, denn deine Stunde ist gekommen; verrichte dein Gebet, denn du mußt sterben.“ Der arme Thomas fiel im höchsten Entsetzen wirklich auf seine Knie, betete laut und empfahl seine Seele Gott. Man beeilte sich ihn zu beruhigen, aber es war zu spät; der Schrecken hatte so stark gewirkt, daß der brave Mann zwei Tage darauf (1714, in seinem 60. Jahre) starb. Er wurde auf dem Gottesacker seiner Gemeinde begraben, eine ungeheure Volksmenge aus allen Ständen begleitete seinen Sarg, aber kein Stein bezeichnete die Stätte seiner Ruhe. Er hinterließ seiner Wittwe nichts als seine Sammlungen, die indeß wohl eine hübsche Summe einbrachten, da die Versteigerung drei Tage währte.

Die Konzerte dauerten fort, Britton aber war ihr Begründer, ein so origineller Mann, wie wenige, der in seiner blauen Kohlenträgerkutte Abends mitten unter dem höchsten Adel sich bewegte, Händel zu seinen Freunden zählte und regelmäßig „kauft Kohlen!“ durch die Straßen schrie, in denen er so bekannt war, daß ihn Einer dem Andern mit den Worten zeigte: „das ist der berühmte Kohenträger, der Konzertgeber.“

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag den 30. Dezember: „Fidelio“, Oper von von L. v. Beethofen. Gastspiel der Frl. Falconi.

Hatte uns Frl. Falconi in „Norma“ allen Glanz, alle Bravour der vollendeten Technik, alle Vorzüge der italienischen Schule vorgeführt, so zeigte sie uns diesmal, daß sie auch die weniger blendenden, aber tiefer gefühlten und gedachten Melodien eines deutschen Klassikers würdig wieder zu geben verstehe, in dessen Geist und Gefühl eingedrungen sey. Die Partie des Fidelio erfordert eine tüchtige Sängerin, bietet ihr aber leider nicht so viele Gelegenheit, als die italienischen Komponisten, durch andere Vorzüge, als einen seelenvollen Vortrag zu glänzen; in Beethoven's Musik ist der Sänger immer durch das Orchester, welch' letzteres vom Komponisten mit Vorliebe bedacht ist, in der Entfaltung seiner Stimme gezügelt, zu Coloraturen ist ohnehin kaum Gelegenheit gegeben. Und doch erndete Frl. Falconi in dieser Partie nicht minder, wie in der „Norma“, den allgemeinsten, vollständigsten Beifall, ein Erfolg, der nur ihrem herzgewinnenden, gemüthvollen, echt deutschen Vortrage zugeschrieben werden kann, da sie es verschmäht hatte, die Partie durch Anbringung von Trillern, Verzierungen u. dergl. brillanter zu machen, eine Pietät gegen den Heros Beethoven, das der Künstlerin nur erhöhte Achtung erwerben mußte. Bezüglich der übrigen Partien der Oper können wir uns mit der kurzen Andeutung begnügen, daß sie sämmtlich besser, als in der neulichen Aufführung derselben Oper gegeben wurden, aber doch noch sehr viel zu wünschen übrig ließen.

Den 2. Januar 1853: „Norma“, Oper von Bellini. Gastspiel der Frl. Falconi.

Fräul. Falconi erneuerte heute ihre kürzlich in derselben Partie gefeierten Triumphe, weßhalb wir bezüglich ihrer ausgezeichneten Leistung auf das über jene Vorstellung gesagte hinweisen, dagegen uns diesmal mit den übrigen Mitspielenden näher beschäftigen wollen. Hier müssen wir vor Allen der Frl. Schütz (Adalgisa) rühmend gedenken, sie sang ihre Partie sehr schön und zwar in allen Scenen, so daß wir kaum wüßten, welchen Moment wir als den gelungensten bezeichnen sollen. Mit Hrn. Horn (Sever) konnte man heute zufrieden seyn, er sang weit besser, als in der letzten Vorstellung der „Norma“, war weit sicherer, und auch sein Spiel war nicht übel. Den Aronist gab heute Hr. Pichler und zwar zur vollsten Zufriedenheit des Publikum. In der Introduktion des ersten Aktes schien seine Stimme noch etwas bedeckt zu seyn, was sich aber später verlor. Besonders zu rühmen ist seine verständliche, deutliche Deklamation in den Recitativen und der Vortrag der Cavatine im zweiten Akte. M . . .

Miscelle.

Schon früher hatte die ostindische Kompagnie der Erlanger Universität ein Geschenk mit Gypsabgüssen vorweltlicher Thiere, welche am Himalaja gefunden wurden, gemacht und jetzt aufs Neue mit einer Sammlung jener seltenen Rohstoffe, welche von der ostindischen Gesellschaft eingesendet, bei der Industrie-Ausstellung in London durch die Neuheit und Seltenheit vieler Gegenstände nicht allein die Aufmerksamkeit aller Industriellen, sondern selbst der Männer der Wissenschaft auf sich zog.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 3. Sonntag, den 9. Januar 1853.

Der Goldschmied von Worms.

(Fortsetzung.)

So nahete der Spätherbst des Jahres 1668 und mit ihm, wie ein Heer der gefräßigsten Heuschrecken, die Franzosen, welche, wie schon erwähnt, im November jenes Jahres zuerst Worms durch einen Theil ihrer Truppen besetzen ließen.

Der alte Westhaller war außer sich und glaubte vor Schreck und Kummer vergehen zu müssen, als man, auch ihm zwölf französische Soldaten in das Quartier legte. Anfangs wollte er versuchen, diese Leute mit schlechter unzureichender Kost vielleicht auszutreiben, allein dieses Mittel schlug nur zu seinen Ungunsten an, denn die Soldaten drangen eines Morgens mit gezogenen Degen in Westhaller's Zimmer und forderten hier mit so großem Ungestüm bessere Kost, daß der eingeschüchterte Goldschmied Alles zu liefern versprach. Nach einigen Tagen wurden jedoch die Gerichte wieder geringer und weniger reichlich, so daß die Krieger auf's Neue zu ihrem Wirth eindrangen. Diesmal mißhandelten sie sogar den alten Geizhals, der in seiner Todesangst Alles zusagte, was man von ihm verlangte.

In Folge dieses Versprechens überreichte ein Unteroffizier, der bei Westhaller im Quartier liegenden Franzosen ihm an jedem Morgen einen langen Zettel, worauf die Speisen verzeichnet standen, welche jene Herren für diesen Tag befahlen. Bei der geringsten Bemerkung, die sich der Goldschmied gegen die Kostbarkeit und die Menge der Gerichte zu machen erlaubte, fuhr der Franzos blitzschnell an seinen Schwertgriff, worauf der Alte eilig Alles zu schaffen versprach und die erste Gelegenheit ergriff, um aus des blutdürstigen Kriegers Nähe zu kommen. Ueberdies hatten ihm die Franzosen angedroht, daß sie auf der Stelle sein Haus in Brand stecken und ihn mitten in die Flammen hinein werfen würden, wenn sie nur im Geringsten Gelegenheit hätten, sich über Verpflegung zu beklagen. Um ihrer Drohung mehr Nachdruck zu geben, waren sie das erste Mal mit einem brennenden Pechkranze in sein Zimmer getreten, worauf Westhaller sie auf den Knieen beschworen hatte, sein Haus zu schonen, indem er gern Alles bewilligen wollte. Zur größeren Warnung aber hatten die Soldaten an der Thür seines Zimmers zwei große Pechkränze befestigt, an denen der Alte nicht ohne Zittern vorübergehen konnte.

Wie in des Goldschmied's Hause, so ging es auch bei den andern Bürgern zu. Die Frechheit und der Uebermuth der Franzosen kannten keine Gränzen.

Die Garnisonen wechselten oft; allein die Ansprüche der neu ankommenden Soldaten wurden immer größer, denn die abziehenden unterrichteten ihre Kameraden stets, was ihnen die Hauswirthe hätte bewilligen müssen und welche Zwangsmittel sie angewandt, um ihren Zweck zu erreichen. Mancher der ärmeren Bürger wurde durch solche übermäßige Erpressungen der Feinde gar bald an den Bettelstab gebracht und konnte endlich selbst trotz der ärgsten Mißhandlungen den Soldaten nichts liefern, als trockenes Brod. In solchen Fällen wußten sich jedoch die unersättlichen Krieger rasch zu helfen und gingen, ohne lange zu fragen, zu den reicheren Bürgern, wo sie sich eigenmächtig einquartierten.

Die Forderungen der Soldaten gingen endlich bis in das Unglaubliche. Einmal vereinigten sie sich und zeigten den Bürgern an, daß sie von jetzt an außer der Verpflegung für einen Kapitän einen Thaler täglich, für einen Lieutenant einen halben Gulden und für den gemeinen Kriegsknecht ebenfalls täglich einen Albus verlangten. Wer die Zahlung verweigere, dem solle das Haus geplündert werden. Die Bürger mußten auch diese kaum erschwingliche Last tragen, allein als die nächste Besatzung, welche aus Dragonern bestand, das Dreifache jenes Satzes erpressen wollte, da stellte man dem Kommandanten das Unausführbare der Forderung so eindringlich vor, daß sich endlich die barbarischen Krieger mit dem alten Satze begnügten.

Murren genug erregte es unter den Bürgern, daß die Juden, welche in der Stadt wohnten und Handel trieben, ganz von diesen Lasten befreit waren. Obgleich vor mehr als siebenzig Jahren aus der Stadt vertrieben, hatten sie sich wieder festgesetzt und beriefen sich nun auf ihre anerkannten Gerechtsame, wenn die Bürger sie aufforderten, einen Theil der Last mit tragen zu helfen. Durch Geschenke und Bestechungen aller Art hatten sie es auch dahin gebracht, daß die französischen Befehlshaber stets ihre Rechte anerkannten, die ihnen sowohl Dispensation ihrer Wohnungen von Einquartierung, als auch Kontributionsfreiheit gewährten. So waren die Juden die Einzigen, die aus der traurigen Zeit von Worms allerlei Vortheil zogen, denn sie zeigten sich überdies immer bereit den französischen Soldaten Alles abzufeilschen, was jene den armen Bürgern heimlich oder gewaltsam ent-

rissen hatten. Wo aber sollten die geplagten Wormser jetzt Recht finden, da in ihrer eigenen Stadt die maßlose Gewalt das Ruder führte!

Sogar die Wahl der neuen Rathsmitglieder, die im Januar 1689 stattgefunden, stieß der französische Kommandant um, weil man ihn nicht dazu um Erlaubniß gebeten hatte, und ordnete hierauf eine zweite Wahl an.

Der unerhörteste Gewaltstreich war es jedoch gewiß, als der Befehlshaber eines Tages sämmtliche Bürger (und diesmal auch die Juden) auffordern ließ, auf ihr heiliges Ehrenwort getreu und ehrlich anzugeben, welche Summen sie an Kaufleute schuldeten, die in franzosenfeindlichen Distrikten wohnten. Besonders hatte man dabei ein Augenmerk auf Holland, Frankfurt am Main, Köln u. s. w. Diejenigen, welche wirklich dorthin schuldeten, und die nicht wußten, was man mit dieser Frage beabsichtigte, gaben gewissenhaft die Summen an. Kaum hatten sie jedoch dies gethan, als man sie durch allerlei Mittel zwang, alle die schuldigen Summen sofort an das französische Kommando einzuliefern, welches sich auf solch' schmähliche Weise mit den Geldern derjenigen Feinde, denen es noch nicht hatte beikommen können, bereicherte.

Im Februar kam plötzlich der Befehl, daß die Befestigungsmauern an verschiedenen Stellen niedergeworfen werden müßten, und mit unerbittlicher Härte trieb man die Bürger zu dieser Arbeit. Die Hoffnung auf ein gutes, baldiges Ende der Trübsal schwand immer mehr und das traurige Schicksal anderer Städte leuchtete schon Manchem vor, da dem Feinde alles Ueble zuzutrauen war.

Zu verschiedenen Malen wandten sich die Rathsherren an die französischen Hauptleute, um zu erfahren, ob man sich nach so vielen Plagen nicht gar noch des traurigsten Endes zu gewärtigen habe, daß man Worms, wie bereits so viele andere Städte, mit Feuer heimsuchen werde. Allein mit freundlichen glatten Worten hatten die Franzosen alles dies verneint und sich sogar höchlichst entrüstet gestellt, daß man ihnen eine solche Schändlichkeit zutrauen könne. Freilich ließen sich immer bereits am Tage nach solchen Vertröstungen schon neue trübe Nachrichten vernehmen.

Die schwere Zeit hatte auf Aller Mienen Thränenfurchen und tiefe Sorgenfalten gezogen, allein Niemand konnte körperlich mehr unter dem Drucke gelitten haben, als Westhaller. Von jeher war er ein schwaches, dürftiges Männlein gewesen, weil er sich kaum das Nöthigste der Nahrungsmittel gegönnt hatte, aber jetzt war er so schreckhaft abgezehrt und eingefallen, daß man unter der gelben Haut seines Gesichts alle Knochen hervorstehen sah. Dazu kam nun noch, daß die fremden Krieger in seinem eigenen Hause oft ihre Kurzweil mit dem fast kindischen Alten trieben. Es belustigte sie über alle Maaßen, wenn der ängstliche Greis bei der Erwähnung vom Anzünden seines Hauses vor ihnen auf die Knie niederstürzte und jämmerlich um Gnade zu winseln begann.

Auch Anna hatte in der schweren Zeit Manches zu leiden, obgleich es nie einer der Kriegsknechte gewagt hatte, rohe Späße mit ihr treiben zu wollen. Sie zeigte sich den Gästen fast nie, und kam sie dennoch zuweilen den Soldaten zu Gesicht, so erstarb doch bald der schon in Bereitschaft gehaltene Scherz auf den Lippen des Kriegers, denn die wahre, innige Trauer, der tiefe Schmerz, der auf Anna's Zügen ausgedrückt lag, flößte Allen Achtung ein. Das ist eben das Wunderbare der Trauer und des Schmerzes, daß sie um sich selbst ein gar mächtiges Bollwerk zu bauen verstehen und daß sogar die niedrigsten Menschen vor den Trauernden eine ehrfurchtsvolle Scheu empfinden.

Von Thomas hatte man nichts wieder gehört. Er war seit jenem Tage spurlos verschwunden und Westhaller war herzlich froh, nichts mehr von dem falschen Burschen hören zu müssen. Trotzdem leuchtete der Alte im Keller immer noch zitternd bei jedem Besuche hinter das Stückfaß Liebfrauenmilch, dessen Thomas so deutliche Erwähnung gethan, weil ihm seine Angst jenes Faß immer als einstiges Versteck des Gesellen vorhielt.

Die Gerüchte von dem traurigen Schicksale, das Worms durch Verbrennung bevorstände, wurden im April immer lauter, so viele Mühe sich auch die französischen Befehlshaber gaben, den Bürgern das Gegentheil glauben zu machen. Der Oberkommandant Lesond hatte sogar noch im Monat Mai wiederholt den Stadt-Aeltesten die Versicherung gegeben, daß Seine glorreiche allerchristlichste Majestät, der allergnädigste König Ludwig der Vierzehnte von Frankreich ꝛc. nur Gutes mit Worms beabsichtige und daß man am französischen Hofe nur immer auf Mittel sinne, wie man sich dankbar für die treffliche Verpflegung zeigen möchte, die den fremden Truppen in Worms zu Theil geworden wäre.

Die Leichtgläubigen ließen sich immer noch mit so fein gedrechselten Redensarten auf's Neue beschwichtigen; nur die Erfahrneren und Solche, die den falschen, aalglatten Charakter der Franzosen und ihr Treiben im Rheinlande recht kannten, schenkten den trügerischen Worten keinen Glauben mehr. Bald sollte auch die Falschheit der Feinde im grellsten Licht kund werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Shawls und ihre Fabrikation.

Die Bedeutung der schönen Shawlfabrikation und des werthvollen Handels mit denselben ist so wichtig, daß eine kurze Skizze der Entstehung dieser Fabrikation und ihrer Verbreitung Interesse bieten dürfte.

Die Fabrikation des Shawls ist einer der merkwürdigsten Industriezweige der Erde, denn in seinen Produkten verbindet er die feinste Qualität mit der längsten Dauer, die größte Leichtigkeit mit der verhältnißmäßig erwärmendsten Eigenschaft. Der Shawl befriedigt in gleichem Maße das Bedürfniß aller Zonen von den Tropen bis zum Polarkreise, und Geschmack, Gesicht wie Gefühl von Klein und Groß, im Orient wie im Occident, in jedem Kostüm, in jeder Landestracht, und wiegt endlich das Gewicht des leichtesten Stoffes mit dem schwersten Golde auf.

Bekanntlich ist die Heimath der Shawlfabrikation das Thal von Kaschmir (am Nordwestabhange des Himalaya). Noch heutigen Tages sind dort die trefflichen Eigenschaften des Rohmaterials (Ziegenwolle)

unübertroffen, obwohl die Anfertigung des Shawls jetzt in vielen Theilen der Welt mit der größten Sorgfalt betrieben wird. Die große Schönheit der orientalischen Gewebe ist, zumal wenn man die rohen für dieselbe angewandten Maschinen mit den ausgebildeten europäischen Maschinen vergleicht, ein wahres Wunder in den Augen der Sachverständigen.

Schon in frühen Zeiten ist in orientalischen Werken die Ueberlegenheit der Wollenfabrikate von Kaschmir anerkannt worden. So meldet man aus der Periode von 200 vor Christi Geburt, daß das Volk von Kaneboja, den nördlichen Bezirken um Kaschmir herum, Kleidungsstücke und Häute als Tribut brachte. Die ersteren waren Shawls, aus Wolle gemacht und mit Gold gestickt. Interessant sind Vorschriften über das Shawlgewerbe, welche sich in den Gesetzen des Kaisers Dschellaleddin Mohamed Akbur, des sechsten Abkömmlings des großen Tamerlan und zum Kaiser erhoben im Jahr 1556, finden. Der Kaiser verordnete nämlich Folgendes: „Es sollen vier Arten von Shawls verfertigt werden: 1) Graue Asseeshawls von der Wolle eines Thiers dieses Namens, grau mit Annäherung an roth, selten weiß, unvergleichlich wegen ihrer Leichtigkeit, Wärme und Weichheit. Die zweite Sorte sind die weißen Alcha-Shawls, die dritte goldgewirkte nach der Erfindung Sr. Majestät, welche auch mehr Mannigfaltigkeit in die Farben brachte; endlich 4) Stücke, welche für lange Kleider groß genug sind. Die Shawls werden nach der Zeit der Verfertigung, Farbe, Gewicht, Preis aufgeschrieben und klassifizirt, die Qualität jedes Shawls auf einem Papier in einer Ecke des Shawls bemerkt. Man trug die Shawls früher über die Schultern in vier Falten, Se. Majestät aber führte die Sitte ein, zwei Shawls, einen über dem andern zu tragen. Unter der Fürsorge Sr. Majestät ist die Shawlindustrie in Kaschmir in voller Blüthe, und in Lahor befinden sich mehr als tausend Manufakturen dafür. Auch Seide und Wolle wird zur Anfertigung des Shawls vereinigt.“ So weit die Verordnungen und der kaiserliche Bericht von 1556.

Es erhellt daraus, daß schon um jene Zeit eine reiche Auswahl und Abwechslung in der Anfertigung üblich war und die Aufmunterung, welche in dieser Aufmerksamkeit für den Gewerbszweig lag, trug sicher viel zum Aufschwung des Handels damit bei; die Shawls blieben ein bevorzugter Theil der Kleidung in der ganzen mohamedanischen Periode jener Gegenden. Nach dem Falle der mohamedanischen Dynastien schadeten wohl die darauf folgenden Unruhen dem ruhigen Fortgang einer so viele Hände in Anspruch nehmenden Industrie, aber die Bedeutung des Shawls als eines wesentlichen Kleidungsstücks bei allen angesehenen Eingebornen von Indien, Persien und einem Theile der Türkei wandte selbst in den schlimmsten Zeiten den Zerfall der Industrie ab. Man behauptet, daß einst im Kaschmirthale mehr als 30,000 Webstühle in Thätigkeit waren, ein Reisender Strachey gibt die Zahl im Jahr 1809 auf 16,000 an. Der Werth der ganzen Produktion wurde jährlich auf 35 Lak Rupien (etwa 4,054,000 fl.) geschätzt, doch nahm sie später ab, und die Zahl der Webstühle soll bis auf 2000 zusammen geschmolzen seyn. Der stets wachsende Bedarf der europäischen Märkte brachte in den letzten dreißig Jahren auch wieder steigende Lebhaftigkeit in das Geschäft, die jetzigen geordneten Verhältnisse der Regierung und des Verkehrs in jenem Theile Indiens werden natürlich der Ausdauer eines unternehmenden Volkes unter die Arme greifen, und wahrscheinlich bald zeigen, daß seine natürlichen Anlagen noch nie ganz sich entwickelt haben.

Das Kaschmirthal ist jetzt in Händen von Golab Sing, der die volle Bedeutung des Gewerbfleißes zu würdigen weiß; gleichwohl hat er nicht immer die richtigen Maßregeln ergriffen, und mehrere der tüchtigsten Shawlwirker haben es deßhalb in ihrem Interesse gefunden, ihr Gewerbe in die benachbarten Städte unter brittischer Oberherrschaft zu verlegen, wo ihnen volle Freiheit geboten ist. Umritsir und Lahor (beide im Pendschab) zeigen schon bedeutende Fortschritte in dieser Manufaktur, und es steht kein Grund im Wege, daß sie nicht dieselbe hohe Stufe der Vervollkommnung wie Kaschmir erreichen werden; europäische Agenten, welche den Bedarf für Europa vermitteln, wohnen hier und ermuntern die Fortschritte in Zeichnung, Farbe und Gewebe.

Ueber die heutige Shawlindustrie im Kaschmirthale reihen wir aus einem neueren Werke eines Hrn. Erich v. Schönberg aus seinen Tagebüchern über eine mehrjährige Reise durch Asien noch folgende interessante Notizen an: Die indischen Shawls verlieren selbst durch lange Jahre in ihrem äußern Ansehen nichts, sie gewinnen vielmehr an solchem, wie an Glanz und Geschmeidigkeit. Uebrigens trägt sich der ungewaschene Shawl weniger angenehm, ist weniger geschmeidig und weich als der gewaschene, daher denn Leute, welchen es gleichgültig seyn kann, ob man wisse, sie trügen einen neuen Shawl, die Shawls waschen lassen, ehe sie dieselben in Gebrauch nehmen. Dies ist z. B. bei dem Maharadja des Penjabs und andern hohen Häuptern mit denjenigen Shawls der Fall, welche zu ihrem eigenen täglichen Gebrauche bestimmt sind. Die abgelegten Shawls werden je nach Befinden verkauft oder verschenkt, und dann aus zweiter Hand verkauft, kurz, sie finden früher oder später ihren Weg in den Handel; eine sehr große Zahl der aus dem Penjab ausgeführten Shawls gehört zu dieser Klasse. Nach Europa werden im allgemeinen Handel nur gewaschene Shawls ausgeführt, und somit Manches unter diesen mit Leichtigkeit untergebracht, was in Indien keinen so guten Markt finden würde. Ehe man übrigens bis zum Weben eines Shawls nach neuem Muster selbst gelangt, bedarf es vorher noch mancher Hand.

Der erste in der Reihe der mit diesem Manufakturzweige Beschäftigten ist derjenige, welcher nur mit Kohle und nach Befinden mit Tusche die Entwürfe zu den Shawls in ihren Hauptlinien macht; deren sind nur wenige in Kaschmir, zur Zeit meiner Anwesenheit daselbst waren es nur drei. Aus ihren Händen gelangt jene Skizze in die Hände der Zeichner der Muster, welche dieselbe fein mit Tusch ausführen, und all' die unzähligen kleinen Blümchen und Blätter, Schlingungen und Linien werden genau von diesen ausgezeichnet. *) Aus der Hand der Zeichner

*) Ritter, Erdkunde III. S. 1200: „Die klaren Wasser des mit ewigen Schneebergen umkränzten schönen Kaschmir gaukeln seinem Bewohner so liebliche Blumen auf ihren Spie-

gelangt die Arbeit in die des Malers, welcher nun das Muster in Farben zu bringen hat. Jetzt handelt es sich um die Ausführung durch die Hand des Webers. Dem muß aber noch eine sehr wesentliche Mittelsperson vorangehen, nämlich der Rechner, dessen Geschäft es ist, die verschiedenen Fäden je von dieser oder jener Farbe zu bestimmen, welche nöthig sind, um das Werk dem Bilde gleich darzustellen. Auch solcher Rechner gibt es nicht viele in Kaschmir; zur Zeit meines dortigen Aufenthalts soll es deren nur zwei gegeben haben. Aus ihrer Hand gehen endlich für die Hand des Webers Zettel hervor, auf welchen, querüber ein Durchschuß gedacht, die Farben für den Durchschuß der verschiedenen Aufzugsfäden angegeben sind.

Verbinden wir zur Vervollständigung des hier Gesagten damit noch Einiges aus der unten in der Anmerkung angeführten Erdkunde von Ritter, sowie aus v. Hügels bekanntem Reisewerke über Kaschmir Bd. 2. „Die Ziegenwolle, in Kaschmir Paschmina genannt, kommt dorthin von Ladhak (östlich von Kaschmir), wohin sie wahrscheinlich vom Hochlande zwischen Ladhak und Lassa (in Tibet) gebracht wird. Die Schalziegen *) sind kleine unansehnliche Thiere von einem helleren oder dunkleren Grau. Die Wolle wächst, wie bekannt, unter ihren Haaren auf dieselbe Weise, wie der Flaum des Schwans unter den Federn, dient, wie dieser, das Thier vor der Kälte zu schützen, und wird jährlich gegen Anfang des Frühjahrs von den Thibetanern mit einem Kamm von den Ziegen gekämmt. In Kaschmir wird die im rohen Zustande höchst unscheinbare Wolle mittelst einer Zubereitung von Reis gebleicht und ihr dann die gewünschte Farbe gegeben. Es werden aus der Paschmina außer den Schahlen noch verschiedene andere Gegenstände erzeugt, namentlich Zelte, Teppiche, viereckige Tücher, Strümpfe, Handschuhe, Zeuge für Kleider und Turbane. An dem sehr einfachen Werkstuhle wird ein schmales aber schweres Weberschiff gebraucht. Die bunten Muster werden mit hölzernen Nadeln gearbeitet, jeder farbige Faden bedarf seine eigenen Nadeln, und es kommt hiebei das Weberschiff nicht in Gebrauch. Von der besten Sorte kann von drei Arbeitern zugleich in einem Tage nicht mehr als die Breite eines Viertelzolles zu Stande kommen. Aber Schahle von sehr künstlicher Arbeit und reichen Dessins müssen an verschiedenen Werkstühlen gearbeitet und nachher zusammengesetzt werden; sehr selten passen dann die einzeln vollendeten Partien gegenseitig nach Zeichnung und Größe, und dieser Mangel an Uebereinstimmung ist selbst zum Beweise ihrer Vortrefflichkeit geworden. Der Preis eines Shawls beläuft sich an Ort und Stelle auf 887½ fl. C.-M. (1065 fl. rhn.)"

(Schluß folgt.)

geln vor, daß die Künstler danach die schönsten lebendigen Farben und Formen zu den Modellen ihrer Fabrikaten wählen. Und so erscheinen uns denn jene reichen Bordürengewebe und sogenannten Palmen kaschmirischer Shalas, im Gegensatz des europäischen modernen Styls geordneter Blumensträuße, als jene auf einer Wasserfläche hin und her rankenden und flottirenden Blumenparterre, die in langen und schmalen Streifen umherziehen, und nur in kleinere Beete und kompaktere Massen hie und da geordnet, jene immer gleiche und doch immer neue Mannigfaltigkeit der Verzierungen durch den reichsten Blumenflor einer paradiesischen Landschaft darbieten."

*) Hr. v. Hügel bemerkt, in Kaschmir heiße das Produkt Duschala, welches die Engländer in Schahl verändert haben, und vermöge ihrer mangelhaften Orthographie nur durch Shawl ausdrücken zu können glaubten. Ebenso wie die Franzosen Châle müßten wir eigentlich Schahl schreiben.

* Sanges-Zauber.

Rauscht um mich, ihr Ströme Gottes —
Säuselt um mich, Frühlingsträume!
Lös't im Zauber süßer Lieder
Mir den Schmerz der Seele wieder.
Rein mich badend von den Schlacken,
Die das Irdische erzeugt,
Stürz' ich mich in euren Strudel:
Labung bringt es mir vielleicht; —
Und es kehrt der alte Friede,
Kehrt der Kindheit Glück zurück;
Und das frohe Jugendlächeln —
Harmlos, stilles, reines Glück!
Wollend Nichts und Nichts besitzend,
Als der Hoffnung bunte Welt —
Seine Träume — seine Lieder —
Seiner Liebe Himmelszelt:
Endlos Blau und Licht-umflogen,
Duftig über dieses Land
Reicher Blüthen hingezogen,
Die's mit seinem Glanz umspannt! —

Margaretha Adelmann.

Miscelle.

Besonders gelinde Winter. Im Winter 1182 zeigten manche Bäume schon an Lichtmeß Früchte; 1186 blühten sie im Januar; 1387 um Weihnachten standen die Bäume um Konstanz in voller Blüthe, die Mädchen kamen mit Blumen geschmückt in die Kirche und die Knaben badeten im Bodensee; 1289 blühten im Elsaß die Bäume vor Weihnachten und der Weinstock vom 13. Januar an, man hatte Blumen wie im Mai und die Knaben badeten im Freien; 1290 und 1301 soll es eben so gewesen seyn. Im Jahr 1420 trugen einige Bäume zwei Mal Früchte und das Getraide hatte am 7. April vollkommene Aehren; 1416 blühten die Bäume am 6. Dezember und Felder und Gärten waren voll Blumen, eben so war es 1478. Im Jahr 1497 blühten die Kirschbäume im Januar; 1586 blühten viele Bäume zwei Mal. Von dieser Zeit an sagen die Kroniken nichts von außerordentlichen Jahren. Die Jahre 1811, 1815 und 1822, welche ebenfalls gelinde Winter hatten, sind wohl bei Manchen noch im Andenken.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Wür[illegible]   Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 4. Mittwoch, den 12. Januar **1853.**

Der Goldschmied von Worms.

(Fortsetzung.)

Am 23. Mai beschied Lesond eine Anzahl der Rathsherren und Bürger vor sich. Zitternd folgten diese der Aufforderung, deren dunklen Zweck sie alle ahnten. Der immer höfliche Franzose empfing die Abgeordneten so freundlich wie gewöhnlich und fing dann wiederum an, der Stadt gutes Verhalten absonderlich zu loben.

„Unser gnädigster Herr und König," fuhr Lesond fort, „hat meine Meldung eurer guten Aufführung und eures allezeit bereiten Willens mit vieler Gnade aufgenommen. Um so mehr aber betrübte es ihn, jetzt von euch ein schweres Opfer verlangen zu müssen."

Die Wormser sahen einander bestürzt und mit bedeutenden Blicken an.

„Wir wollen uns aus dieser Gegend bald gänzlich fort begeben," sprach Lesond weiter, „und ziehen fürder den Rhein entlang. Doch haben wir in der Zeit unsres Aufenthaltes in euerer Stadt die Wichtigkeit dieses Platzes vollkommen kennen gelernt. Euere Stadt ist für den Feind ebenso wichtig, als sie es für uns war und ist anzunehmen, daß sich die deutschen Truppen hier festsetzen würden, sobald wir abgezogen sind. Sie könnten uns von hier aus gar beträchtlichen Schaden zufügen und solcher Gefahr müssen wir nothwendig vorbeugen."

Die Bürger hatten recht gerathen und ohne die langen Umschweife schon längst verstanden, um was es sich handelte. Bleich und verstört lauschten sie nach dem Schlusse ihres Verdammungsurtheils.

„Versprecht mir, ihr Herren, daß ihr nicht mit mir hadern und mir nicht zürnen wollt," sprach Lesond, als er die Bestürzung auf aller Mienen sah. „Meine Schuld ist es nicht, daß ich euch so lohnen muß, was ihr an uns gethan. Unser König aber — verlangt"—

Hier stockte wieder der heuchlerische Franzose.

„Was verlangt euer König?" frug finster der älteste der Rathsherrn. „Sprecht es rasch aus und foltert uns nicht noch durch euer Zaudern."

„Wohlan, da ihr es denn hören müßt — unser König gebietet, daß Jeglicher, der in Worms wohnt, binnen sieben Tagen die Stadt verlassen muß. Am achten Tage aber soll dieselbe an allen Ecken angezündet und niedergebrannt werden."

Ein Schmerzensruf tönte von den Lippen der Rathsherren und Bürger. Sie wußten, daß dies ihr Schicksal seyn würde und doch schmetterte sie jetzt die Nachricht fast zu Boden.

„Jetzt geht und verkündet das Urtheil in der Stadt und bedeutet einem Jeden, daß er mit sich hinausführen könne, was ihm nur belieben mag. Unsere Truppen sollen die Abziehenden schützen und sie weiter in das Land hineingeleiten," schloß Lesond.

„Wie?" rief darob ergrimmt ein Rathsherr, „so dürfen wir jetzt nicht einmal hinziehen, wohin wir mögen?"

„Ihr könnt euch diesseits des Rheines und in dem großen herrlichen Frankreich einen Aufenthalt wählen, wo es euch beliebt, und gewährt euch unser König sogar in seiner Gnade auf fünf Jahre Freiheit von allen Steuern in seinem Lande."

„Wir danken für solche Freiheiten," murrte Einer der Bürger, „lasset uns lieber nach Deutschland zieh'n".

„Ich habe den Befehl, Jeden ohne Gnade niederschießen zu lassen, der sich über den Rhein hinüber wagen sollte. Vergesset nicht, das den Anderen einzuprägen," sagte Lesond streng.

Alle Gegenvorstellungen halfen nichts und durch die Bitten, die ihm die Rathsherren noch an das Herz legen wollten, wurde der sonst so höfliche Franzose plötzlich so mürrisch und aufgebracht, daß er als letzte Antwort noch einmal den Abgeordneten kurz sagte, wie er im Auftrage seines Königs handele, worauf er mit einem gebieterischen Winke die bestürzten Bürger und Rathsherren zum Gehen aufforderte.

Noch an demselben Abend wurde auf dem Rathhause bei offenen Thüren eine Sitzung gehalten, und den zusammenberufenen Bürgern das Schicksal ihrer schönen Vaterstadt bekannt gemacht. Da gab es freilich ein Jammern, Wehklagen und Händeringen, das gar nicht enden wollte. Viele hielten den Befehl für eine Unmöglichkeit und wollten selbst hin zum Kommandanten, um sich von der Unwahrheit des Rathsherrnspruches zu überzeugen, denn der Mensch glaubt stets das schwer und ungern, was er nicht wünscht. Die Ungläubigen, die ihren Vorsatz ausführen wollten, wurden an der Thüre des Kommandantenhauses von der Wache mit Kolbenstößen zurückgewiesen, und mußten von den unmenschlichen jauchzenden Kriegsknechten bald das hören, was sie den Herren des Rathes nicht glauben wollten.

An den darauf folgenden Tagen fand man es in den Straßen der Stadt so geschäftig werden, als stände der Erzfeind draußen vor den Thoren. Da ward Alles, was nur fortzubringen war, auf Karren

und Wagen geladen und zur Stadt hinausgebracht. Allein die Zusage des Kommandanten, daß den Bürgern von seinen Soldaten aller Schutz werden sollte — wurde gar schlecht gehalten. Wo die Krieger etwas sahen, das sie für sich als wünschenswerth befanden, da ward es ohne Weiteres aus den Körben oder von den Wagen herabgerissen. In vielen Häusern räumten sogar die Soldaten erst das Beste fort, ehe sie den Bewohnern gestatteten, Hand an das Uebrige zu legen.

Draußen vor den Thoren war jedoch das ärgste Treiben. Da standen wohl einige schlechte Karren, welche die Wormser in ihre neue Heimath bringen sollten, aber hier gab es wieder Jammer und Streit in Menge, denn nur Wenige kannten die Gegend, in die man sie schleppen wollte.

So ging dies während der Fristtage immer fort. In der Stadt selbst wurden die ärgsten Gewaltthaten von den jetzt ganz zügellosen Soldaten verübt und draußen vor den Thoren fing das bitterste Wehklagen erst noch recht an. Noch hundertmal sahen sich die Verstoßenen nach ihrer verlorenen Heimath um, wenn sie abzogen; immer wieder suchten sie den Giebel ihres Hauses noch einmal heraus zu finden, bis endlich schmerzliche Thränen dem Auge das traurige Bild ganz verschleierten.

Einen unbeschreiblichen Eindruck hatte die Trauermähr von der Verbrennung der Stadt auch auf Westhaller gemacht. Von den jubelnden Soldaten in seinem Hause hatte er es zuerst erfahren; doch da er das Schreckliche für ganz unmöglich hielt, so eilte er vor die Thür, um von den Vorübergehenden Kundschaft zu erlangen. Der letzte Gesell, der in der Schreckenszeit noch bei ihm geblieben war, kam eben vom Marktplatz heim und wiederholte dasselbe, was Westhaller von den Soldaten erfahren. Noch immer wollte er es jedoch nicht glauben. Jeden der Vorübereilenden hielt er an, um die Nachricht widerrufen zu hören, aber die Wenigen, die ihm Stand hielten, konnten die Kunde nur bestätigen. Andere, die er frug, antworteten ihm entweder gar nicht, oder stießen ihn, wenn sie in der Dunkelheit den verhaßten Geizhals erkannten, mit Verachtung von sich.

Westhaller wußte anfangs nicht, was er beginnen sollte. Wohl sah er, wie die Nachbarn sich beeilten, ihre Habseligkeiten zur Stadt hinaus zu bringen, allein er konnte sich nicht entschließen, seine Schätze aus dem verborgenen Keller heraus zu schaffen, und nahm sich endlich vor, bei seinem Mammon auszuharren, wenn er auch dabei sterben sollte.

Seine Tochter aber drängte er zur Flucht nach Dirmstein, wo er sie sicher glaubte. Das arme Mädchen war schwer zur Flucht zu bewegen. Wenn sie auch ihren strengen Vater nie sehr geliebt hatte, so wollte sie doch in der Gefahr treu bei ihm ausharren. Westhaller aber tobte so lange, bis sie sich in seinen Willen fügte. Er selbst versprach, in einigen Tagen ihr zu folgen, obgleich es ihm nicht im geringsten Ernst um dieses Versprechen war. Weinend verließ Anna das Haus, in dem sie so wenig Freude genossen, aber es war ihr, des Andenkens ihrer Mutter wegen, so innig werth.

Das Pfingstfest brach an. Es war der sechste Tag nach dem Erlasse jenes Schreckbefehles, und doch weilte die größere Hälfte der Bewohner immer noch in der dem Untergange geweihten Stadt. Auf heute war ein allgemeiner Abschiedsgottesdienst bestimmt, und Jung und Alt strömte nach dem weiten Dome, der dennoch alle die Tausende fassen konnte. Dumpf rauschte die Orgel in schwermüthigen, klagenden Tönen. Wohl wurde ein Kirchenlied angestimmt, doch hörte man mehr Schluchzen, als Singen. Die Thränen erstickten fast Aller Stimme.

Endlich betrat ein Priester die Kanzel, und sprach in erhebenden Worten den Bedrückten Muth und Gottvertrauen ein. Seine Rede machte einen großen Eindruck. Mancher, der muthlos gekommen war, ging mit dem Entschlusse, sich von dem Unvermeidlichen nicht niederdrücken zu lassen. Am Schlusse des Gottesdienstes ertheilte der alte Bischof der Gemeinde den letzten Segen. Weinend lagen Alle auf den Knieen. Es war ein herzerschütternder Anblick, der einen Marmorblock hätte rühren mögen, aber die barbarischen Krieger ließ er kalt. Jetzt erhoben sich die Beter; stumm reichten sie noch einmal einander die Hände, als wollten sie sich auch in der Ferne, über die Trennung hinaus Treue geloben. Dann verließen sie langsam und gebeugt das große, herrliche Gotteshaus.

Nicht leicht konnte eine Stadt ein traurigeres Pfingstfest feiern, denn für die Wormser waren diese beiden Tage die letzte Schonungsfrist. Alles strömte jetzt zu der Stadt hinaus, nur Westhaller hatte sich fest vorgenommen, bei seinen Schätzen bleiben zu wollen. Das Gewölbe seines Kellers war stark genug, dem Feuer zu widerstehen und er selbst glaubte, ohne Gefahr darin bleiben zu können.

In der Nacht jenes Pfingstsonntags, als die Soldaten in seinem Hause schliefen, schlich der alte Goldschmied wieder mit seiner Blendlaterne in den Keller. Er schleppte mühsam einen Korb mit sich, allein es war nicht Gold und Silber, was er verbergen wollte, sondern Lebensmittel, die er für seinen Aufenthalt im Keller bestimmt hatte.

Vorsichtig, wie immer, öffnete er die Thüren, und stieg so leise als möglich in den zweiten Keller hinab. Hier setzte er seinen Korb hin, doch konnte er sich der bittersten Thränen nicht erwehren, denn die schwere Kriegslast der letzten sechs Monate hatte manchen der Säcke leer gemacht. Mit dem festen Vorsatz, von nun an durch doppelten Geiz diese Lücken bald wieder auszufüllen, verließ er das Gewölbe eben so heimlich, als er es betreten hatte. Angst und Grauen vor dem gefährlichen Aufenthalt im Keller während des Brandes waren ihm nicht in den Sinn gekommen. Er freute sich im Gegentheile, recht ungestört bei seinen Schätzen zubringen und — ruhig zählen zu können.

Schon wollte er den zweiten Keller verlassen, da wurde von der Straße heftig an die mit Brettern versetzte Kellerlucke geschlagen. Erschrocken fuhr Westhaller zusammen, allein wer schildert sein Entsetzen, als plötzlich eine Stimme draußen rief: „Alter Rabe, übermorgen rechnen wir mit einander. Der Bettlersohn hat seine Schuld noch nicht vergessen!"

Vernichtet sank der Goldschmied zusammen, denn er hatte die Stimme sogleich erkannt. Der Rufende aber war Niemand Anderer, als der verjagte Gesell Thomas.

In der That hatte dieser seinem Meister schreckliche Rache geschworen, und nur bis jetzt mit der Ausführung seines Planes gewartet. Seit seiner Flucht aus

Westhallers Hause hatte Thomas ein wüstes Leben geführt. Seine Absicht war, sich früher oder später die Schätze des alten Geizhalzes mit Gewalt anzueignen, und in der Hoffnung auf so große Reichthümer glaubte er schon jetzt ein lüderliches Leben führen zu können. Er war oft heimlich in Worms gewesen und hatte zur Nachtzeit des Meisters Haus umspäht, allein die Gelegenheit zum Raube schien ihm noch nicht reif. Die Stelle, wo der Alte seine Schätze verbarg, wußte jedoch Thomas recht gut, denn er war dem Meister eines Nachts unbemerkt nachgeschlichen, und hatte so die Lösung zu diesem kostbaren Geheimniß gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Shawls und ihre Fabrikation.

(Schluß.)

Was nun den Handel mit Shawls und die Uebersiedlung der Fabrikation nach Europa betrifft, so erfährt man (aus dem Londoner Bericht), daß sich in Frankreich etwa um 1800 zuerst der Geschmack für Shawls zeigte, und die erste Einfuhr derselben aus Aegypten stattbatte, wohin sie den Weg aus ihrer orientalischen Heimath durch Persien gefunden hatten. In England waren sie schon früher durch den Verkehr der ostindischen Kompagnie in die Mode gekommen, und man findet sie bei den Verkäufern sonst für die Einfuhr verbotener Artikel, welche im ostindischen Hause seit 1750 statthatten. 1787 wurden sie beim Zollhause zugelassen von 27½ pCt. des Werthes. Es war dies nichts anderes als ein Schutzzoll in dem England, das damals dieses Schutzes so bedürftig war, um einheimische Industrie zu heben, als später oder heut zu Tage noch Länder mit weniger entwickelter Industrie, und die den kontinentalen Ländern gegenüber so stark in die Posaune des Freihandels stoßenden Engländer nehmen keinen Anstand in ihrem Berichte über die Weltausstellung zuzugestehen, daß jene Schranken gegen die Einfuhr der Shawls und die sich daraus ergebende Vertheuerung derselben zuerst die Weber Norwichs veranlaßte, die Anfertigung der indischen Shawls sich anzueignen.

Allerdings faßte die neue Industrie nur allmählig Fuß, die Anfertigung ging anfangs zu langsam, man verfolgte dann die Versuche mit piemontesischer Seide und aus Kammwolle gefertigten Einschlägen, doch ging es langsam vorwärts, und erst im Jahr 1805 ging der erste vollendete Shawl aus den Webstühlen in Norwich hervor. In Paisley in Schottland wird jetzt die Anfertigung von Shawls nach indischem Muster und aus wirklichen Kaschmirwollefäden schwungvoll betrieben. 1802 ward der erste Versuch in Paris gemacht, und es wird berichtet, daß die ungeheure Ausgabe von 600,000 Franken zu Errichtung des zur Fabrikation nöthigen Webstuhls den unsterblichen Jacquard zur Erfindung seiner wundervollen Methode, verwickelte Dessins mit Leichtigkeit zu weben, veranlaßte. 1819 wurden große Erfolge erreicht mit Kaschmirwolle, welche eingeführt und in Frankreich gesponnen wurde. Erst 1834 übrigens wurde die jetzige Methode (sog. spouliné) in wirklicher Nachahmung der kaschmirischen erfunden, wonach ein Mann verwickelte Dessins mit einer Jacquardmaschine weben kann; ihr dankt man die jetzigen vorzüglichen Erzeugnisse von Paris. Wir finden nunmehr in Wahrheit in Paris den echten indischen Shawl erzeugt, vervollkommnet durch Maschinen und im Preise zu etwa einem Viertel der indischen Preise. Die französischen Preise bewegen sich für Quadratshawls (bei uns kurzweg viereckige genannt) der vollen üblichen Größe von 25 bis 600 Fr., und für lange Shawls (oblonge, von unsern Damen gewöhnlich uneigentlicher Weise achteckige genannt), von 50 bis 1500 Fr. (à 28 kr.). Der Werth der jetzigen Fabrikation Frankreichs ist sehr bedeutend, ebenso die Produktion Schottlands, obgleich die Shawls wohlfeiler sind, 4 fl. 30 kr. bis 60 fl. für Quadrat- und 12 bis 180 fl. für lange Shawls.

In England und Frankreich wurde die Shawl-Industrie in Europa zuerst eingeführt und schwungvoll betrieben; übrigens haben sich Oesterreich, der Zollverein und Belgien seit den letzten fünf Jahren auf dieselbe Industrie gelegt, und sie betreiben dieselbe mit so trefflichen Einrichtungen, mit so erfindungsreichen und fleißigen Arbeitern, daß sie bald an Wohlfeilheit und Güte mit ihren Vorgängern in diesem Handel wetteifern werden. Uebrigens bewahrt der echte Kaschmirshawl stets einen eigenthümlichen Charakter hinsichtlich der Originalität seines Dessins, hinsichtlich seiner Dauerhaftigkeit, der selbst bei dem unverhältnißmäßigen Preise derselben bei denjenigen, welche die Kosten nicht zu scheuen haben, seinen Werth und Vorzug sichert. Die feinen Sorten kosten in Kaschmir selbst 300—1500 Rupien (etwa 336—1680 fl.) für den kleinern und 450—2000 Rupien (504—2100 fl.) für den Langshawl.

Wie bei so vielen Zweigen der Industrie, so war auch hier die beste Ergänzung aller geschichtlichen Notizen in dem Ueberblick gegeben, den über den jetzigen Stand die Weltausstellung darbot. Es hieße jedoch durch Beschreibung ihrer Schätze — die echten theilweise von Maharadschah Golab Sing ausgestellten Kaschmirshawls voran — nachträglich unnützer Weise die nach solcher Herrlichkeit sehnsüchtigen Herzen reizen!

Die europäischen Städte, in welchen jetzt die Fabrikation der gewirkten Shawls am schwungvollsten betrieben wird, sind Paris und Lyon, Norwich in England, Paisley in Schottland, Wien und Berlin.

(Schwäb. M.)

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch den 5. Januar 1853: „Martha," Oper von Flotow.

Eine im Ganzen besser als mittelmäßige Vorstellung. Am besten gefiel uns Hr. Pichler als Plumkett, der seine Partie recht brav sang und auch recht dem Charakter der Rolle entsprechend spielte, wenn auch in den Parlandostellen manchmal etwas mehr Zungenfertigkeit zu wünschen gewesen wäre. Frl. Schütz zeigte sich in der Titelrolle als fleißige, unermüdliche Sängerin, begabt mit einer reinen und besonders durch ihre

kräftige Höhe ausgezeichnete Stimme, aber um in dieser Partie vollkommen befriedigen zu können, fehlt ihr eben auch doch noch Zungenfertigkeit; für diese Galopp- und Polkafiguren, reine Violinpassagen ist ihre Stimme noch nicht eingeübt genug, deßhalb kommen sie auch nicht rund, nicht ungezwungen zum Vorschein. In getragenem Gesange ließ Frl. Schütz nichts zu wünschen übrig. Die Partie der Nancy war durch Frl. Hallenstein recht gut besetzt; ihre Stimme hat die für diese Partie nöthige Tiefe, und ist eben in der Tiefe auch am schönsten, während ihre höheren Töne oft scharf im Forte, im Piano dagegen schwankend sind. Hr. Horn (Lyonel) wirkte, ein paar Gedächtnißfehler abgerechnet, nach Kräften gut, und sang namentlich seine Andante's recht brav. Wir möchten ihn nur darauf aufmerksam machen, die Endbuchstaben der Worte, namentlich die Sylbe „en" nicht sogar kurz abzubrechen, als er es sehr häufig thut; sein Vortrag würde dadurch gewiß gewinnen. Die Chöre trugen in einigen Stellen das Gepräge der Unaufmerksamkeit (oder ungenügenden Einstudirens); überhaupt fehlte der ganzen Aufführung die bei solchen Opern unerläßliche Leichtigkeit und Sicherheit.

Freitag den 7. Januar 1853: „Don Juan," Oper von Mozart.

Dieses Meisterwerk Mozarts wurde heute zum zweiten Male in dieser Saison, und zwar mit veränderter Besetzung gegeben, trotzdem aber im Ganzen in nicht vollkommnerer Ausführung, als das erste Mal. Hr. Pichler gab die Titelrolle und befriedigte sehr. Sein Gesang war je nach dem Inhalte der Nummern bald zart und innig, bald heiter und lebendig, stets korrekt und rein, sein Spiel edel und dem Charakter der Rolle angemessen, nur in der Schlußszene etwas outrirt — dabei war er seiner Partie so sicher, als ein tüchtiger Sänger seyn muß, denn nur dadurch kann in die Ensembles das gehörige Leben gebracht, nur dadurch störende Lücken und Pausen vermieden werden. Frau Beck-Weixelbaum bewährte als Donna Anna ihre Virtuosität als dramatische Sängerin, wie immer. Ausgezeichnet sang sie das Recitativ: „Welch' ein schreckliches Bild" und das Recitativ mit der Arie: „Du kennst den Verräther" im 1. Akte. Frl. Schütz (Elvira) war gleichfalls völlig befriedigend, namentlich sang sie ihre Arie im 1. Akte nicht nur korrekt, rein und sicher, sondern auch mit einer Wahrheit des Ausdrucks, mit einer Gemüthsbewegung, die uns erfreute, da wir daraus ersahen, daß Frl. Schütz nicht fruchtlos auch diese Eigenschaft einer tüchtigen Sängerin sich immer mehr anzueignen bestrebt ist. Frl. Hallenstein dagegen (Zerline) hat uns gänzlich unbefriedigt gelassen. Nicht nur, daß sie sich einige Gedächtnißfehler zu Schulden kommen ließ, sie verwendete auch zu wenig Aufmerksamkeit auf ihren Vortrag des Gesanges, sie übertrieb in der höheren Stimmlage ihre Töne öfters so sehr, daß sie unangenehm schneidend wurden, dabei fehlte es den Tönen an Stabilität, während andererseits eine übermäßig harte Aussprache des „r" sich geltend machte. Die Stimme der Frl. Hallenstein ist ohnehin metallreich durchdringend genug, sie dürfte solche in der Höhe immer mehr moderiren, als treiben. Hr. Horn (Ottavio) genügte so ziemlich, auch Hr. Burger (Leporello), wenn gleich aus dieser Rolle noch mehr zu machen gewesen wäre. Hr. Schmidt war ganz geeignet für die Partie des Gouverneurs, besonders in der Schlußszene. Seine volle klingende Stimme drang kräftig durch das ganze Orchester. Die Chöre gingen gut, das Orchester aber hätte einigemal delikater begleiten dürfen, z. B. im Sextette des 2. Aktes, besonders in dem Satze in D, in welchem die HH. von der 2. Violine vergaßen, daß der Gesang, und nicht die 2. Violine mit ihren laufenden Figuren als Solopartie hervortreten müsse; auch einige Einsätze, besonders im ersten Recitative, waren unsicher. Als einen die Einheit der Handlung störenden Mißgriff müssen wir auch bezeichnen, daß im letzten Finale sowohl Donna Elvira, als auch Leporello den steinernen Gast im linken Eingange erblickten, während dann derselbe doch von der rechten Seite her eintrat. M.

* Der Trompeter.

„Da drüben hat's gewettert
Aus einem Feuerschlund,
Wohlauf zum Kampf geschmettert,
Wohlauf zu guter Stund'! —

Wohlauf mein Kamerade,
Du jung' Soldatenblut,
Als ging' es zur Parade
So frisch und wohlgemuth! —

Nur nicht den Kopf gehangen,
Ist's auch zum letzten Mal,
Daß wir selband gegangen
Bei lust'gem Hörnerschall! —

Da kommt ein' Kugel geflogen,
Mein Bruder, sag, warum
Hat's dich auf's Gras gezogen,
Du bist so kalt und stumm? —

Schlaf wohl; wenn ich geblasen
Zum Kriegestanze hab',
Ruh' ich nicht selbst auf dem Rasen,
Dann blas' ich dich zu Grab!" —

Ludwig Rebau.

Miscelle.

Aus Thüringen vom 3. Januar. Eine neue Erfindung, welche der Apother Sänger in Neustadt a. O. gemacht hat, erregt gegenwärtig nicht wenig Aufmerksamkeit. Sie besteht in einer Präparation von Leinwand. Die so präparirte Leinwand dient dann statt des Druckpapiers. Bereits ist in dem Verlag von Wagner in Neustadt a. O. ein Kinderschriftchen erschienen, welches mit Holzschnitten ausgestattet, auf so präparirte Leinwand gedruckt ist, und es hat dieses Schriftchen so großen Beifall gefunden, daß die erste Auflage in sehr kurzer Zeit vergriffen war. Allerdings ist Leinwand, und namentlich präparirte Leinwand, ansehnlich theurer als Papier, für Kinderschriften hat aber die neue Erfindung einen um so größeren Werth, als Leinwand von sehr langer Dauer ist. Uebrigens ist das Aussehen der präparirten bedruckten Leinwand fast genau so, wie die des Papiers, und der Druck auf jene durchaus keine Schwierigkeiten. Sänger beabsichtigt auf seine Erfindung in den verschiedenen deutschen Ländern um ein Patent nachzusuchen.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 5. Sonntag, den 16. Januar 1853.

Prolog
der zehnten Stiftungs-Feier
der
Würzburger Liedertafel,
gesprochen am 13. Januar 1853 im hiesigen Stadt-Theater.

Der Ton verrauscht, auf seinen Schwingen steigt
Das Herz hinauf zu jenen klaren Höh'n,
Wo alles Schönen gold'ne Lieder steh'n,
Vor denen freudig jedes Haupt sich neigt.
Der Ton verrauscht, wie hehrer Glockenklang,
Der eines Festes frohe Feier kündet,
Und wie ein Strom in alle Herzen mündet
Sein Festgebraus und ruft zum Tempelgang.
Wir folgen ihm, in diesen lichten Hallen
Soll der Freude Siegesjubel schallen,
Das frohe Klopfen uns'rer Herzen preist
Im deutschen Lied den deutschen Geist!

Zeh'n Jahre sind's, als unter Kuß und Schwur
Gewunden ward ein unzertrennlich Band
Um uns're Herzen, treu umschlungen stand
Ein kleines Häuflein deutscher Männer nur.
„In Lust und Leid, wie auch die Zeiten schwinden,
Soll ein Gedanke uns're Brust durchzieh'n,
Und immerdar, so lang' sich Herzen finden,
Im deutschen Lied das Herz am Herzen glüh'n.
Der schönsten Zukunft gold'ner Morgen tagt
Im Osten auf — und also sey's gewagt
In Gottes Namen, uns're Losung heißt:
Im deutschen Lied der deutsche Geist!"

So schwuren sie. Und der Felsborn quillt
Und thalhernieder stürzt mit stolzer Lust
Und Quell' um Quelle nimmt an seine Brust,
Bis er zum Strome jugendkräftig schwillt;
So klang ihr Ruf das weite Land entlang,
Von allen Felsen schallte froh „Glückauf!"
Und deutsche Brüder zogen allzuhauf
Dem Rufe nach, der hell zum Herzen drang.
Und, sey's im Tempel, sey's beim Fest der Lieder,
Beim frohen Mahle, wo der Becher kreist,
Hat sie umrauscht auf mächtigem Gefieder
Im deutschen Lied der deutsche Geist!

Und was da groß ist in der Menschenbrust,
Und was da ewig ist im Gang der Zeit,
Des Menschenherzen wechselnd Glück und Leid,
Der holden Jugendzeit frohmuth'ge Lust,
Der Minne Preis, des Vaterlandes Ruhm,
Der echten Freiheit heil'ges Götterwalten,
Des wahren Glaubens hehres Heiligthum,
In uns'rem Liede ward es hoch gehalten.
Und Euch, Ihr Frauen, die Ihr uns gegeben
In uns'rem Banner*) neuen Muth zum Streben,
Euch rauscht zum Lobe noch zu allermeist
Im deutschen Lied der deutsche Geist.

Und euch, ihr Meister, deren Zauberstab
Den ew'gen Quell der Treue uns erschlossen,
Aus dem in schwerer Zeit uns süße Lab'
Und neuen Strebens neue Kraft geflossen,
Die ihr dem vollen Herzen gabt den Klang,
Reinjubelnd Glück in's All hinauszusingen
Und aus der wilden Zeiten schnödem Drang
Zum eig'nen Selbst sich neu emporzuschwingen,
Die ihr des deutschen Liedes Hort und Segen,
Die ihr im Tod auch segnend uns umkreist,
Euch jubelt seinen vollen Dank entgegen
Im deutschen Lied der deutsche Geist!

Und nun an euch ein wehmuthsvolles Wort,
Die ihr zur Heimath schon euch aufgeschwungen
Und still aus uns'rer Herzen Lustakkord
Im bangen Todeshauch dahingeklungen!
Ihr schiedet nicht, ein leises Grüßen steigt
Hernieder jetzt, und uns're Seele fühlt,
Wie euer Hauch durch ihre Saiten spielt,
Wie grüßend sich das Herz zum Herzen neigt.
Seyd uns gegrüßt aus ganzer voller Seele,
Daß euer Hauch dem uns'ren sich vermähle,
Wir fühlen's alle, wie ihr mit uns preist
Im deutschen Lied den deutschen Geist!

Und also sey's, das frohe Fest beginnt,
Die vollen Herzen steigen himmelan,
Es ringt die Seele sich zum Licht hinan,
Und stiller Wehmuth stille Zähre rinnt.

---

*) Die prachtvolle Fahne der Gesellschaft ist ein huldreiches Geschenk der Frauen und Jungfrauen Würzburgs.

Und also nehmt, von deutschem Mund gesungen
Zum Festgesang des frommen Griechen Lied, *)
Der Geist der Töne schwebt in Flammenzungen
Ob uns'ren Häuptern, und die Stunde flieht.
Und ist auch flüchtig des Genusses Freude,
Schließ er doch treu den Kern der Wahrheit ein,
Die Form war stets des Zeitensturmes Beute,
Der Ton verhallt, der Geist wird Euer seyn!

Ludwig Bauer,
cand. phil., Mitglied der Liedertafel.

Der Goldschmied von Worms.

(Fortsetzung.)

Thomas vermuthete mit Gewißheit, daß Westhaller bei seinem Geiz diese Menge Reichthümer nicht werde aus dem Gewölbe herausführen, doch sah der schlechte Gesell auch ein, daß er zu seinem Vorhaben, wenn es gelingen sollte, noch fremde Hülfe brauche. Er glaubte dieselbe am sichersten bei den rohen Soldaten der französischen Besatzung zu finden und vertraute daher sein Geheimniß einem Unteroffizier, den er kürzlich beim Würfelspiele kennen gelernt hatte. Bouvel, so war der Name jenes Franzosen, versprach dem Gesellen alle Hülfe bei seinem Unternehmen und Jener sicherte ihm dafür einen guten Theil an der Beute zu. Es wurde also beschlossen, am Dinstag, wenn das Feuersignal gegeben würde, mit noch einigen Kameraden in Westhallers Haus einzudringen und den tiefen Keller zu plündern.

In der Nacht des Pfingstsonntages ging der spionirende Thomas an des Goldschmieds Hause vorbei und bemerkte plötzlich durch die Spalte der Kellerluke einen Lichtschein. — Thomas schloß sogleich, daß nur Westhaller zu dieser Stunde noch drunten im Keller seyn könne, und nahm sich vor, da er sich jetzt ganz sicher wußte, seinem alten Feinde oben d'rein noch einen tüchtigen Schreck zu bereiten. Seine Absicht gelang ihm vollkommen, denn Westhaller stürzte besinnunglos vor Schreck zu Boden, während Thomas oben triumphirend davon eilte.

Als Westhaller wieder zu sich kam, war es finster um ihn her. Die Blendlaterne war verlöscht und der Alte hatte Mühe genug, im Finstern den Ausgang zu finden. Mancher Andere würde gleichen Gefahren, gleichen Anstrengungen längst erlegen seyn, aber den gebrechlichen, schwachen Körper Westhallers hielt sein Lebenselixir — der Geiz aufrecht. Die Liebe zum Golde bewahrte seine Lebensgeister immer frisch, wenn auch oft der schwache Körper zusammen zu brechen drohte.

Der Gedanke, daß Thomas wieder in Worms sey, war für Westhaller jedoch fürchterlich und folterte ihn unaufhörlich. In jedem Winkel, hinter jedem Vorhange glaubte er das lauernde Gesicht zu erkennen; bei dem leisesten Luftzuge fuhr er zusammen, glaubend, es sey Thomas, der schreckliche, der vor ihn treten und ihn zur Rechenschaft und Vergeltung ziehen werde.

Nirgends litt es den Alten mehr und er beschloß, um sich von seiner Angst mit einem Male zu befreien, schon am Abend des Pfingstmontags heimlich in sein Gewölbe hinab zu steigen und sich dort zu verbergen, zumal da er für hinreichende Lebensmittel gesorgt hatte. Still und glücklich führte er seinen Vorsatz aus und als er so einsam da drunten zwischen seinen Geldsäcken saß, wurde ihm erst wieder wohl und leicht um's Herz.

Die Soldaten jedoch, die noch oben im Hause Quartier hatten, tobten nicht wenig, als sie den alten Wirth nicht mehr fanden und zerschlugen Alles, was sie nicht des Stehlens werth hielten.

Am Dinstag, den 31. Mai, wurde schon früh die ganze Stadt allarmirt. Die Truppen mußten sich versammeln und aus der Stadt in ein bereit gehaltenes Lager bei den Dörfern Neuhausen und Liebenau ziehen. Einige Abtheilungen aber wurden angewiesen, die Säumigen, die sich noch immer in der Stadt befanden, mit den Waffen hinaus zu treiben. Mit Jauchzen erfüllten diese Unmenschen den Befehl. Unbarmherzig wurde jetzt Alles hinausgejagt. Selbst der alte Bischof, dem man anfangs Schonung und Schutz versprochen hatte, mußte die Stadt schleunig verlassen und ward gezwungen, nach Dirmstein zu gehen.

Um vier Uhr Nachmittags wurde von den französischen Offizieren auf dem Marktplatz der Befehl zum Anzünden der Stadt gegeben. Die Mordbrenner standen schon längst mit Strohfackeln und Pechkränzen bereit und vertheilten sich auf Kommando rasch in alle Stadttheile.

Am Marktplatz wurde der Anfang gemacht. Die Münze, ein schönes, großes Gebäude, stand zuerst in Flammen. Wenige Minuten später schlugen noch aus vier andern Häusern am Markte zugleich die Feuersäulen. Die zum Anzünden bestellten Soldaten verbreiteten sich in allen Straßen und binnen Kurzem brannte es an hundert Stellen zugleich, denn „es sollte das Feuer bis weit hinein nach Frankreich leuchten," hatten die feindlichen Offiziere gesagt.

Thomas konnte diesen Tag kaum erwarten. Am frühen Morgen schon lief er zu Bouvel, um mit diesem nochmals den Plan ihres beabsichtigten Raubes zu besprechen. Aber wie erstaunte er, als ihm der Franzose plötzlich achselzuckend bemerkte, daß er das Unternehmen doch für sehr gewagt hielt. Dabei sey, meinte Jener noch, der ganze Handel doch unredlich und würde ihnen Allen große Strafe zuziehen, wenn sie entdeckt würden. Er suchte deßhalb auch Thomas eifrig seine Absicht auszureden.

Mürrisch verließ der Getäuschte den Franzosen, den er schon als treuen Spießgesellen erworben zu haben glaubte. Bald jedoch fielen ihm eine Menge anderer Krieger ein, die er ebenfalls bei Wein und Spiel kennen gelernt hatte und bei denen er weniger Gewissensskrupel zu finden hoffte, als bei Bouvel. In kurzer Zeit hatte auch Thomas einige Soldaten gefunden, die den Plan ganz prächtig fanden und noch ein Dutzend ihrer Kameraden mitzubringen versprachen, damit man des Schatzes leichter Herr werden könne. Dem Gesellen selbst verschafften sie einen Sol-

---

*) Antigone, Tragödie von Sophokles mit Musik von Mendelssohn Bartholdy.

datenrock, um ihm den Eintritt in die Stadt dadurch zu erleichtern.

Kaum fing das Feuer an, sich über die Dächer hinaus zu erstrecken, so führte Thomas seine Genossen auf ihm wohlbekannten Seitenwegen zu Westhallers Haus, dessen Thür, wie die aller andern Häuser, weit offen stand. Hierher waren die Mordbrenner und die Flammen noch nicht gedrungen, wenn auch der rothe Feuerschein aus den Nachbarstraßen schon auf den weißen Mauerflächen mit dem Sonnenlichte einen Kampf begann.

Vorsichtig betraten die Krieger das Haus und bald war die Kellerthür gefunden. Auch diese stand weit offen, was jedoch Niemand auffiel, weil schon seit einigen Tagen die Franzosen ihre Kunstfertigkeit mit der Brechstange an allen verschlossenen Thüren versucht hatten.

Nachdem Thomas einige Fackeln angezündet, stiegen sie in den ersten Keller hinab. Die Soldaten stießen einen Schrei der Verwunderung aus, als sie hier die Massen der Weinfässer sahen, die sich beim prüfenden Klopfen als gefüllt erwiesen. Westhaller hatte aus Furcht, bestohlen zu werden und im Vertrauen auf die Festigkeit seines Kellers nicht ein einziges Fäßlein hinausschaffen lassen.

Thomas trieb zur Eile und schritt nach dem sich merklich senkenden Ende des Kellers vorwärts, wo ein ungeheures Faß in einer Ecke lag. Dahinter war, wie er wußte, die Fallthüre zu der Schatzkammer des alten Goldschmieds. Er bedeutete zuerst zwei Andere, die mit Werkzeugen versehen waren, ihm zu folgen, damit sie die Thür erbrechen könnten.

Als Thomas um das Faß bog, schlug ihm ein düsterer Lichtschein entgegen — die Fallthüre war offen und unten herauf tönten verworrene Stimmen, Geldklirren und das Wimmern eines Mannes, der in Jammertönen um Gnade für sich und für seine Goldhaufen bat.

Thomas war starr vor Ueberraschung und winkte den Uebrigen näher zu treten. Noch konnte man die Stimmen nicht genau unterschieden und einige begannen, die Stufen hinabzusteigen, als sich unten plötzlich eine Gestalt zeigte, die dem Eindringenden ein donnerndes: „Halt!“ zurief.

„Wer seyd ihr und was wollt ihr da unten?“ rief, vor Wuth bebend, Thomas hinunter, wo sich jetzt noch mehrere halbbeleuchtete Gestalten am Eingange zeigten.

„Die Klügern sind wir und den Eingang wollen wir euch wehren,“ rief Einer von unten herauf und an der Stimme erkannten Alle sogleich den listigen Bouvel, der Thomas nur hatte irre führen wollen, um allein in Besitz der Schätze zu gelangen.

„Schurke,“ stammelte Thomas, „also hast du mich dennoch hintergangen?„

„Einen Spitzbuben zu betrügen, ist keine Sünde, hat unser Feldkaplan gesagt,“ hohnlachte Bouvel.

„Wohlan, ihr seyd die Ersten gewesen,“ rief jetzt Thomas ruhiger, „aber ich habe euch erst die Fährte gezeigt. Seyd jetzt ehrlich, theilt mit uns.“

„Mit euch theilen?“ riefen unten Alle zugleich, „nicht einen Albus sollt ihr haben; der Schatz ist unser, wir haben ihn gefunden.“

Westhaller, den man unten geknebelt hatte, stieß die gräßlichsten Verwünschungen gegen Thomas aus, als er dessen Stimme erkannte. Dieser achtete jedoch seiner nicht, der entrissene Schatz allein beschäftigte ihn.

„So gebt uns wenigstens einen Theil des Goldes,“ lenkte er nach kurzer Ueberlegung bittend ein.

„Ihr hört es ja,“ spottete Bouvel. „Keiner läßt euch einen Albus ab. Ich will aber gnädiger seyn. Da habt ihr einen Thaler und nun geht, daß euch das Feuer nicht einholt!“

Bei diesen Worten warf Bouvel ein großes Silberstück hinauf.

„Ist das euer letztes Wort?“ rief jetzt außer sich Thomas.

„Das letzte,“ tönte die Antwort, „jetzt haben wir nur noch Kugeln für euch.“

Dabei krachte ein Schuß herauf, dessen Kugel einem der Thomas zunächst stehenden Soldaten durch die Brust fuhr und den Getroffenen todt niederstreckte.

„Nun so fahrt alle mit einander zur Hölle!“ brüllte fast rasend Thomas und warf blitzschnell die eiserne Fallthüre zu, deren schwere Riegel er eben so rasch vorschob.

(Schluß folgt.)

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung.“)

Am Fuße der die Weichsel berührenden Karpatenkette, eine Meile im Südosten von Krackau, der ehemaligen Residenz der polnischen Könige, liegt das seiner unerschöpflichen Salzbergwerke wegen so sehr berühmte Städtchen Wieliczka. Sowohl hinsichtlich der Ausdehnung und Reichhaltigkeit, als in Rücksicht auf das Kunstvolle und Großartige des Grubenbaues dürfte wohl in Europa, ja auf der ganzen Erdenrunde kein ähnliches Bergwerk bestehen.

Der Sage nach soll die als heilig verehrte Gemahlin Boleslaus des Schamhaften (1227—1279) und Tochter des ungarischen Königs Bela IV. — Kunegunde (Kinga), als sie das Vaterhaus verließ, statt aller Morgengabe um einen Theil des ungarischen Salzreichthums gebeten, und den vor Aeußerung der Bitte von dem Vater als Gewährungszeichen erhaltenen Siegelring in den Schacht eines ungarischen Steinsalzbergwerkes geworfen haben, worauf sie, in Krackau angekommen, bei Wieliczka einen Schacht habe schlagen lassen, in welchem sich bald ein Salzblock und bei dessen Zerschlägelung der in die ungarischen Gruben geworfene Siegelring vorfand. Doch ist erwiesen, daß schon im zwölften Jahrhunderte die Salzwerke im Betriebe standen; daher Kinga diesen wohl nur gehoben, indem er entweder früher auf einer sehr niedern Entwickelungsstufe stand, oder durch die tartarischen Einfälle in den Jahren 1241 und 1260 sehr wesentlichen Abbruch erlitten hatte.

Indem wir die Geschichte der Stadt, die bei 6000 Einwohner zählt und ganz unterhöhlt ist, übergehen, sowie die nähere Beschreibung der 11 Tagschachte des Bergwerkes, zu verschiedenen Zeiten eröffnet, als überflüssig betrachten, wollen wir eine Grubenfahrt vornehmen und die Wunder der hiesigen Unterwelt in Augenschein nehmen.

Wer die Gruben besuchen will, erhält nach empfangener Erlaubniß der Bergdirektion einen Begleiter zu seiner unterirdischen Wanderung, die er entweder auf den im Jahre 1744 gelegentlich eines Besuchs Augusts III. (1734—1763) gebauten 470 Stufen des Leschnoschachtes, oder was weniger beschwerlich und gleichartig gefahrlos ist, im Seile antreten kann. Der Reisende, welcher gewöhnlich die letztere Art der Grubenfahrt dem Stiegensteigen vorzieht, begibt sich in den Schacht Danielowic, wo er nach Eintragung seines Namens in ein Gedenkbuch eine herrliche Monographensammlung, von höchsten Personen bereichert, ein weißes, langes, leinenes Grubenkleid bekommt, um seine Kleider gegen Salzstaub und Tropfwasser zu schützen. In dieses gehüllt und eine grüne Bergmannskappe auf dem Haupte, tritt er an das Seil, welches entsprechend dick, auf eine mit einem Kehrrade in Verbindung stehende Walze gewunden, in Mannshöhe von seinem Ende in starken Knotenverschlingungen hängende Schleifen hat, die, wird das Seil mit den Armen umschlungen, einen sehr bequemen und sichern Sitz gewähren. Solche Schleifen wiederholen sich in gewissen Zwischenräumen, um, wäre die Zahl der Besucher größer, mehrere auf einmal, meist zehn bis zwölf, hinablassen zu können. Zwei bis drei mit Grubenlichtern versehene Leuchtknaben und ein Bergmann, der mit seinem Stocke, zeitweise an die Schachtwand stoßend, welche gezimmert ist, die Richtung des Seiles in der Schachtmitte erhält, beginnen, die untersten Schleifsitze einnehmend, die interessante, von einem „Glückauf" geleitete Fahrt, wozu das von Pferdekraft getriebene Kehrrad das Seil von der Walze ablaufen läßt. Ein Glockenzeichen oben oder von unten ausgegeben, leitet die Bewegung der Pferde zum Kreisgange oder Stillstande. Der ganze Mechanismus ist so einfach und zweckmäßig, daß der Riesenfortschritt der Kunst hieran gar nichts zu ändern vermochte. Auf diese Art wird eine Tiefe von 30 Klaftern in wenig Minuten durcheilt, und man faßt auf der Sohle des ersten Stockwerks festen Fuß, von wo auf bequemen, in Salzstein gehauenen Stiegen, deren Eduard Montulé 1060 zählte, in die tiefer gelegenen Stockwerke hinabgegangen wird. Diese Stockwerke, deren fünfe es gibt, durch eine kompakte Erdschicht von etwa 40 Klafter Dicke von einander geschieden, theilen sich in Stollengänge und Kammern so verworrener Richtung, daß man ohne Führer in diesem Labyrinthe sich nicht zurechtfinden würde, und so bedeutender Ausdehnung, daß sie in eine fortlaufende Linie gestreckt, eine Länge von 12 Meilen bilden würden, was aber nicht ganz genau ermittelt werden kann, da eine Aufnahme des Bergwerkes den Fremden, nicht zum Beamtenstande Gehörigen nie gestattet wurde. Doch dehnt sich der Bau nicht in die Länge, sondern in die Tiefe, wo, je mehr sie zunimmt, das Ergebniß ein um so reicheres und vorzüglicheres wird.

Gleich im ersten Stockwerke nimmt unweit des Einfahrtschachtes die Antoniuskapelle die volle Aufmerksamkeit und Bewunderung des Beschauers in Anspruch, welche ganz in Salzstein gehauen, Heiligenstatuen, Säulen, Kanzel und Alles, was an Verzierungen zu sehen, aus demselben Stoffe gefertigt aufweist. Früher war ein eigner Priester besoldet, der hier den Gottesdienst zu verrichten hatte. Auch erzählt die polnische Chronik von der hier befindlichen lebensgroßen Salzstatue des Königs August II. (1698 bis 1706 und nach Stanislaus Leszczynski wiederholt 1709—1733), sie sey der Kuriosität wegen nach Warschau geschickt, weil sie aber daselbst unter dem Einflusse der Witterungswechsel zu schmelzen begann, wieder in die Kapelle zurückgebracht worden.

In demselben Stockwerke befindet sich die Kammer Lenow, ein in Salz gehauener Saal mit gedieltem Boden, einer Orchestergalerie, Salzsäulen und Kronleuchtern aus dem reinsten Kristallsalze, wo die von dem Besuche des Werkes zurückkehrenden Fremden ruhen, und wo bei hohen Besuchen eine kleine Tafel servirt, sowie gespielt und getanzt wird.

Obwohl das ganze Bergwerk sehr trocken ist, so sickert dennoch durch die verschiedenen Erdschichten (Dammerde, Thon, Kies und Thonschiefer) Wasser, und, merkwürdig genug, mitten in diesem versteinerten Salzmeere süßes Wasser durch, welches durch Abzugsgräben an eine Stelle geleitet, ziemlich bedeutende Seen bildet, welche in der Kammer Rosetti und Przykos liegen, 7 Klafter tief und 86 Klafter unter der Erdoberfläche.

(Schluß folgt.)

---

* Der Knabe und der West.

Knabe: „Was weh'st du, West, mir in die Locken
Des jungen Frühlings Blüthenflocken,
Was läutest du die Maienglocken,
Was flüsterst du mit weichem Tone?"

West: „Die Blüthen sind von der Todtenkrone,
Die liegt in deiner Liebsten Locken,
Maiblümchen sind die Sterbeglocken,
Mein Flüstern ist ihr letzter Gruß,
Den ich von ihr dir bringen muß!"

Ludwig Reban.

Miscelle.

* Im Jahre 1740 erzeugte England in 300 Hochöfen 180,000 Tonnen Roheisen. Die Lichtung der Waldungen hat die Erzeugung des Eisens so vermindert, daß die ganze Ausbeute im Jahre 1840 nicht mehr als 17,350 Tonnen betrug. Die Anwendung der Steinkohlen hat jedoch die Produktion auf einen solchen Grad emporgetrieben, daß die Ausbeute im Jahre 1851 272 Millionen Tonnen betrug, und zwar 2/3 Schmiedeeisen und 1/3 Guß. Der Werth von der Ausfuhr im Jahre 1851 hat 1,200,000 Pfd. Sterling überstiegen, darin ist jedoch alles verarbeitete Eisen nicht mit einbegriffen.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

// Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 6. Mittwoch, den 19. Januar 1853.

Der Goldschmied von Worms.

(Schluß.)

Dumpf schallte es durch den Keller, als die Thüre zugeworfen wurde, doch hörte man bald wieder die Verwünschungen der Eingeschlossen. In der Fallthüre befand sich ein rundes Luftloch von der Größe einer Hand, das dünne Eisenstäbchen, die zur Zierrath in Figuren verflochten waren, halb bedeckten.

Durch diese Oeffnung wollte Thomas noch einmal das Letzte versuchen. Er versprach den Gefangenen unten die Freiheit, wenn sie ihm die Hälfte des Schatzes überlassen wollten.

„Den Tod sollt Ihr haben", rief Bouvel herauf. „Wir wollen uns bald befreien, die eisernen Stangen, die wir mitbrachten und unsere Büchsenkolben sollen die Thür bald aus den Angeln sprengen. Aber das schwöre ich euch bei allen Teufeln, daß Keiner von euch da droben am Leben bleibt, wenn ihr es euch vielleicht einfallen ließet, unsere Erlösung abzuwarten."

Schwere Schläge, die von unten aus an die Fallthüre geschahen, überzeugten die Obenstehenden, daß die Gefangenen rüstig an das Werk gingen. Da aber fuhr ein Gedanke rasch und verderbenschwer wie ein Blitzstrahl Thomas durch den Kopf.

„Ich habe es", rief er mit fast wahnsinniger Freude, „ich habe das Mittel, das euch Schurken da unten alle verdirbt. Hier! löscht den Durst bei eurer heißen Arbeit!"

Bei diesen Worten führte er einige so gewaltige Schläge mit einer schweren Brechstange auf den Boden des großen Stückfasses, daß derselbe plötzlich krachend borst und ein dicker Strahl des herrlichsten Weines sich unaufhaltsam aus dem dunkeln Holzgefängniß herauswälzte. Der Wein schoß rasch der tiefer liegenden Fallthüre zu, durch deren Oeffnung und Spalten er sich brausend und zischend hindurchdrängte.

Man hörte jetzt zwar noch verworrene Stimmen aus dem Gewölbe heraufdringen, allein das Brausen des abströmenden Weines ließ dieselben nicht mehr verstehen. Die Genossen des Thomas standen wie versteinert da, als sie das Beginnen des wüthenden Gesellen schauten. Kaum aber sah Jener ihre Unthätigkeit, so rief er ihnen zu: „Heisa! lustig! da sind noch Brechstangen; nehmt eure Waffen, nehmt, was ihr findet und schlagt allen Fässern den Boden ein, sonst machen euch wahrlich die da drunten den Garaus. Das Mutterfäßlein dort reicht nicht aus, die Herren unten satt zu machen, das reicht ihnen höchstens bis an die Kniee. Das Schatzgewölbe ist nicht so klein, als ihr vielleicht glaubt. D'rauf, d'rauf! sollen wir nichts haben, so müssen hier mindestens Alle verderben!"

Die Soldaten standen anfangs unschlüssig da, gleichsam als scheuten sie sich, das herrliche Naß zu schändlichen Zwecken zu benutzen. Aber als sie sahen, daß Thomas mit unglaublicher Schnelligkeit zu einem andern Fasse sprang und dasselbe zerschlug, da ergriff auch sie der tolle, mörderische Gedanke, und bald erfaßte Jeder zu gleichem Zwecke ein Werkzeug.

Der Keller bot jetzt einen schauerlichen Anblick dar. Im Fackelscheine sprangen Menschen darin umher, die wie rasend auf die Fässer schlugen, bis der goldhelle Strom des schönsten Rheinweines heraussprang und sich, im Sande des Bodens schlammig färbend, unaufhörlich zu der Fallthüre wälzte, die hoch von der Weinfluth bedeckt war. Die Stelle, wo die Thür seyn mochte, konnte man nur noch an der trichterförmigen Vertiefung sehen, die sich auf der Oberfläche des Weines über der Thüröffnung im Kreise drehte, und einen unheimlich hohlen Ton hervorbrachte.

Die Soldaten hielten zuweilen auf Minuten in ihrem Werk inne, um aus den Eisenhauben den aus Fässern strömenden Wein zu prüfen. Dann jedoch schlugen sie mit erneuter Wuth die Fässer ein, so daß bald nur noch wenige übrig waren.

Ueber jener Thüre aber drehte sich längst keine Vertiefung mehr in dem duftreichen Naß. Es war spiegelglatt und die unten waren — Leichen.

Im großen Keller oben stand auch schon der Wein über zwei Fuß hoch, so daß Thomas und die Soldaten bis über die Kniee vom Rheinwein umspült wurden. Sie bemerkten dies jedoch kaum. Der unmäßig genossene Wein, noch mehr aber der betäubende Duft der großen offenen Weinmasse, hatte ihre Sinne längst befangen.

Die Fackelreste, die sie in die zerschlagenen Fässer gesteckt, waren fast ausgebrannt, allein die Trunkenen merkten es nicht, eben so wenig wie sie die sich immer mehr verbreitende Hitze im Keller achteten.

Unter Singen und Schreien hatten sie ihre Arbeit vollbracht. Jetzt waren sie matt und Alles todtenstill. Nur die Tropfen von den auslaufenden Weinüberresten fielen plätschernd in den Weinspiegel. Einige der Soldaten hatten sich auf die Fässer gelehnt und

schließen. Es war eine furchtbare Stille, die sich hier auf die Henker ihrer Kameraden gelagert hatte.

Thomas ermannte sich zuerst.

„Brüder — Freunde —", lallte er mit schwerer Zunge, „— die da drunten — sind — abgethan. Aber mir wird — hier zu — heiß. Kommt — kommt hinaus!"

Dabei suchte er taumelnd und sich an die Wand stützend den Ausgang zu gewinnen. Einige der Soldaten folgten ihm eben so lautlos. Noch hatten sie jedoch die Treppe nicht erreicht, da krachte es über ihnen, als wenn zehn Donnerkeile auf einmal in das Haus geschleudert würden. In dem nächsten Augenblicke stürzten die Kellertreppe herunter Steine, Feuerbrände und glimmende Balken, die den ganzen Kellerraum sogleich mit erstickendem Dampf und Hitze erfüllten und zu gleicher Zeit denen, die noch drunten waren, den Ausgang für immer verschlossen.

Sie Alle waren dem Tode verfallen. —

Das Feuer in den Straßen von Worms hatte mit solch' reißender Schnelligkeit um sich gegriffen, daß des Goldschmieds Haus, welches wie die meisten Nachbarhäuser, zum größten Theil aus Holz bestand, bald über und über brannte. Die Krieger im Keller hatten in ihrer Wuth nicht mehr das rasend vordringende Element beachtet und durch die Weinwogen ward ihnen vollends der Rest ihrer Sinne betäubt, bis sie ihren Untergang fanden.

* * *

Von der herrlichen Stadt, die noch gestern so stolz über den Rhein schaute, stand jetzt nur noch der Dom und einige Kapellen, die man absichtlich geschont hatte. Kaum tobten die Flammen nicht mehr, als die plündernden Franzosen über die noch glühenden Trümmerhaufen herfielen, um nach den geschmolzenen Kostbarkeiten und den Kellerschätzen zu suchen.

Die fehlenden Soldaten wurden bald vermißt und der Kommandant ordnete, ein Unglück vermuthend, sogleich Nachforschungen an. Lange wurden dieselben vergeblich gesucht, bis man endlich nach vielen Tagen in den Keller Westhallers eindrang, wo einige Soldaten, die früher in jenem Hause in Quartier gelegen, Schätze vermutheten. Bald stieß man auf die Leichen und die Verwüstung im ersten Keller, und endlich fand man auch die geheime Fallthüre. Eifrig wurde auch hier nachgeforscht, und bald entdeckte man die übrigen Todten, aber auch — was den Herren weit lieber war — die unberührten Schätze des Geizhalzes.

Das Gerücht von dem seltsamen Funde kam bald bis zu Anna, welche den wahren Grund sogleich erkennend, ihrem Vater manche Thräne nachweinte. Dann aber, als die alte Ordnung am Rheine hergestellt wurde, hat sie die liegenden Gründe ihres Vaters veräußert und sich in ein Kloster begeben, wo sie ihr freudenarmes Leben beschloß.

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Schluß.)

Wenn der Besucher mit der Mythologie der Alten nur etwas bekannt ist, und an den Ufern dieses unterirdischen Gewässers Gestalten sieht, die in ihrem weißen, langen und fließenden Linnenkleide im zweifelhaften Scheine des Grubenlichtes herumwandeln und die Gegend sich besehen, ehe sie den Kahn besteigen, der sie nach Jenseits bringt, muß er sich unwillkürlich an den Styx versetzt wähnen und an Alles glauben, was die heidnische Phantasie hierüber so kindich naiv zu erzählen weiß.

In der Kammer Klemens, wo die früher gang und gebe gewesene, jetzt aber durch Belassung von entsprechend dicken Salzsäulen ersetzte Unterstemmung oder Unterstempelung die Menge an früherm Holzbedarfe zeigt, erhebt sich ein mit dem Holzgitter umschlossenes Salzmonument, zum Andenken der Gegenwart Sr. Maj. weiland Kaisers Franz I. von Oesterreich im Jahre 1817, während gleichzeitig einer eben in der Ausbeute befindlichen Strecke der Name Kammer Kaiser Franz gegeben wurde. Ueberhaupt versteht man hier unter Kammer jeden großen, durch die Salzhauung und zu Tagführung entstandenen Raum, der kein Stollen ist, und dessen Dimensionen hier so sehr in's unglaublich Riesenhafte gehen, daß ohne Uebertreibung behauptet werden kann, manche Kirche mit Dach und Thurm könnte in manchen derselben eingeschachtelt werden.

Bis zum Jahre 1724 war mit dem Bergamte ein Salzsudamt verbunden, indem das aus den Salinen zu Tag gebrachte, jetzt zu Salzbädern, die an Wirkung Seebädern gleichkommen, verwendete Wasser von Salztheilen so sehr geschwängert ist, daß Salz darin nicht mehr auflösbar wird, mit einem jährlichen Ertrage von beinahe 96,000 Zentner Kochsalz versotten wurde, was jedoch wegen Holzarmuth der Gegend aufgegeben werden mußte.

Nach den vorhandenen Nachweisen wurden aus den Gruben seit ihrer Entdeckung bis zum Jahre 1810—1812 an Steinsalz 550 Millionen Zentner gewonnen; während der polnischen Herrschaft stieg die Ausbeute auf 600,000 Zentner jährlich und erhob sich über eine Million. Ja, als im Jahre 1809 die Regierung, um die Produktion noch zu steigern, den Beamten und Knappen eine Remuneration von 20,000 Thalern versprach, wenn sie anderthalb Millionen zu Tage fördern würden, brachte man das Ergebniß auf 1,700,000 Zentner.

Wegen der erwähnten unermeßlichen Räume des Bergwerkes ist die Furcht, daß die Stadt einst versinken könne, wohl nicht ungegründet, und es wird nicht nur in dieser Hinsicht behauptet, das Terrain derselben, jetzt ein Thal bildend, habe sich erst im Laufe der Zeiten gesenkt, da man früher (vor Jahrhunderten natürlich) vom Ringplatz aus Krakau habe sehen können; sondern es wird auch der am 16. September 1834 erfolgte Einsturz eines ganzes Gehöftes außerhalb der Stadt angeführt. Doch ein Erdbeben, die einzig denkbare Veranlassung zu einer solchen Katastrophe, würde nur den alten Bau treffen, und dürfte kaum zu gewärtigen seyn. Uebrigens ruht ja das Werk in dessen Händen, der auch die Grundvesten des Erdballs umspannt.

Doch weiß Wieliczka von Unfällen zu erzählen. So entstand im Jahr 1510 zu Anfang der Regierung Siegismunds I. (1507—1548), der Alte genannt, durch die Bosheit eines Bergknappen ein Grubenbrand, der vieler Menschen Leben zum Opfer nahm; und am

16. Dezbr. 1644 fand durch Unvorsichtigkeit das Feuer neuerdings Eingang, und wüthete ein ganzes Jahr hindurch, so daß alle Arbeit zum unberechenbaren Nachtheile mußte eingestellt bleiben.

Auch sey erwähnt, daß von 1655—1657 die Schweden arg darin hausten, und die polnische Regierung, gewöhnlich geldarm, in eben diesem Jahre 1657 den Genuß des Bergwerkes als Unterpfand für Truppensubsidien gegen die Schweden, wozu 15,000 Mann gefordert wurden, an Oesterreich überließ.

Wenn diese Tiefen im schimmernden Glanze von tausend und abermal tausend Kerzen prunken, und das Lichtmeer an den kristallenen Wänden vielfarbig gebrochen zurückstrahlt, wenn die harmonischen Klänge der von kunstgeübten Knappen produzirten Musikstücke in den weiten Räumen hallen, wenn die malerische Tracht des Bergmanns mit den glänzenden Gewändern der Begleitung eines hohen Besuches wechselt, wenn die ihres starken Widerhalles merkwürdige Kammer Steinhauser das leiseste Getös, wie einen fernen Donner, oder wie das Grollen des in seiner abgeschiedenen Ruhe gestörten Berggeistes herüber sendet in das fröhliche Gewimmel aller der Oberwelt Entrückten und Vergessenden; dann glaubt man wirklich in einem Feenreiche zu seyn, und man findet es sehr leicht begreiflich, wie Suwarow bei seinem Durchmarsche zur Zeit des Franzosenkrieges, sein Hauptquartier drei Tage lang hier unten aufschlagen konnte.

Sehenswerth ist neben dem Gedenkbuch auch noch die Sammlung seidener oder atlassener Grubenhemden der Besucher aus kaiserlichem oder königlichem Geblüte, der in der neuesten Zeit auch jenes hinzugefügt wurde, welches der Kaiser von Oesterreich bei der Beschauung der Gruben im Oktober 1851 trug.

Rechenkünstler und Gesellschafter.

Unter dieser Ueberschrift sagt ein Feuilletonist der „Pr. Z." über den eben in Berlin sich aufhaltenden Zacharias Dase: „Dase trägt großentheils selbst dazu bei, wenn ihn Viele nur für eines jener kalligraphischen Kunststücke genommen wissen möchten, das einen Menschen vorstellt, ganze Figur oder Brustbild, scheinbar in Linien und Umrissen gezeichnet, die alsbald jedoch unter dem Vergrößerungsglas in die feinste, aus winzig kleinen Buchstaben bestehende Perlschrift zerfallen. Wie z. B. Karl Stuarts I., von einem solchen Kalligraphen und in solcher Manier verfertigtes, dem Könige überreichtes Porträt, woraus man, mit Hülfe der Lupe, die ganze Bibel herauslesen konnte. Die Stirnlocken enthielten das Buch der Könige, der Bart die Psalmen u. s. w.

So bildet sich Mancher ein, der Dase'n hat rechnen sehen, oder einige Worte mit ihm gewechselt hat, daß dieser Zahlenmensch unter Ehrenbergs Mikroskop als infusorische Trilliontel und Zehntrilliontel wimmeln müßte; daß er nach dem Tode, wie wir Anderen in Staub und Asche, in lauter Dezimalbrüche, in Nenner und Zähler, zerfallen werde; daß die Würmer sich des Todes verwundern werden, wenn sie dereinst in Dase's Gruft statt der Speise, auf die sie mit Bestimmtheit gerechnet, einen Lottobeutel voll Nummern finden und, beschämt und betroffen, dann sich werden sagen müssen: sie, die unfehlbarsten Rechner sonst, so lange die Welt steht, sie, die Dases unter den Würmern, sie hätten sich hier verrechnet, hätten ihren Meister gefunden und die Rechnung ohne den Dase gemacht. Dase, sag ich, trägt selbst zu solcher irrigen Vorstellung über sein Wesen bei. Auf die Frage — um ein Beispiel anzuführen — auf die Frage, wer sein Vater gewesen? lautet Dase's stehende Antwort: „So zu sagen Gastwirth." Nun ist „so zu sagen" eine der hypothetischsten Redensarten unserer Sprache. Wenn nun Einer, noch ganz perplex und betäubt von den arithmetischen Unbegreiflichkeiten, welche Dase eben nur aus dem Kopf geschüttelt, wenn so Einer, um nur schnell sich zu vergewissern, daß er in dem Merkwürdigen, den er vor sich sieht, ein wirkliches Menschen- und kein bloßes Rechenexemplar anzustaunen habe, neugierig nach dem Vater des Wunderwesens fragt und obigen Bescheid erhält, das den Vater so zu sagen wieder in Frage stellt: was Wunder, wenn ein solcher Befrager, gleich mir, als ich die Antwort zum Erstenmal erhielt, diesen Vater mit dem allgebraischen x für ein und dieselbe Person hält, den „Gastwirth" aber nur für eine Art von arithmetischem Minuszeichen, das die Rechnung bedeutet ohne den Wirth. Oder Zacharias Dasen auf den Bescheid, wie es mir passirte, für ein Produkt ansieht aus Primzahlen, die keinen gemeinschaftlichen Faktor haben, wo nicht gar für ein Kind der doppelten Kreide! Ist das bei solcher Antwort zu verwundern?

Frag' ich dann, verwirrt, rathlos und, wie von Oedipus' verhängnißvoller Neugierde gestachelt, weiter nach der Mutter: da höre ich den Unerforschlichen mit derselben trockenen, unfehlbaren Bestimmtheit, womit er die Sekundenterzien von Methusalems Alter in Zeit einer solchen Terzie angibt, auf meine zweite Frage: ob er noch eine Mutter habe? erwidern: „bereits!" Einen Vater — „so zu sagen." Er sagt es ja selbst! Eine Mutter — hier steht sie — bereits! . . . . . . In dem Erstgebornen eines solchen Ehepaars nichts als eine „ungenannte Zahl" wittern, scheint mir gerechtfertiget vor Gott und Menschen. Ja, auf Auskünfte, wie die, finde ich es ganz natürlich, wenn auch, in Betreff von Dase's greifbarem Leib, gewichtige Zweifel in uns auftauchen, ob wir denn ein wirkliches Gesicht von Angesicht zu Angesicht vor uns sehen; ob diese stattliche Nase aus Menschenfleisch besteht, oder ob sie nur das eingefleischte Wurzelzeichen ist, worin die siebente Wurzel sitzt, wie das Bouquet in der Düte; ob diese Lippen, wenn sie in Gemeinschaft mit den vorderen Zähnen die Butterstullen bearbeiten, dem Kaugeschäft in des Wortes vollster Bedeutung obliegen, oder ob sie in der Multiplikation einer hundertstulligen Reihe von Butterschnitten mit einer gleichen Zahl von Schlackwurstscheibchen begriffen ist, um die Formel herauszubringen: Nos numerus sumus et fruges consumere nati . . . . . . oder ob es die, in seiner dritten Produktion angestellte Subtraktion: 18 Ziffern von 18 Ziffern, ist, die er hier mit belegten Butterbrödern ebenso rasch erledigt und gleichsam wiederkäut, von rechts nach links und von links nach rechts, und dabei aufs Haar ausrechnet: 18 Stullen von 32 Zähnen abgezogen, wovon

14 sammt Backenzähnen Nullen, weßhalb man bei den Schneidezähnen borgen muß, macht gerade 18 Zähne auf Einen Bissen.

Ich würde es wahrlich Keinem verdenken, der, wie ich, Dasen auch hier operiren sähe, und gleichwohl auch diese, doch unzweifelhaft wirkliche und allgemein menschliche Kopfarbeit mit Kaubissen und Zähnen nur als eine seiner erstaunlichen Schnellrechnungen bewunderte, und die Mastukation als fünfte zu den vier Spezies beizählen, ja als deren Inbegriff ansehen zu müssen glaubte: als Summa Summarum von Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division. Ich würde es Niemand verdenken. Dennoch beruht die Annahme auf einem unzweifelhaften Irrthum, wie man sich gleich überzeugen wird.

Einige Tage vor seiner letzten Vorstellung machte Dase bei einem seiner Verehrer eine Abendvisite. Der Herr ist nicht zu Hause; er will ihn erwarten und tritt in die Stube, wo außer dessen ihm unbekannter Frau und Tochter, die mit weiblichen Arbeiten bei der Lampe beschäftigt waren, sich noch ein Fremder befand, der es einem meiner Bekannten erzählte, von dem ich es habe. Bei Dase's Eintritt erhoben sich die Damen. Auf Begrüßungen läßt sich aber Dase nicht ein, sondern bleibt statt dessen am Tische den Damen gegenüber wie ein Nachtwandler stehen, stumm und kerzengerade, die Augenlieder über die kleinen schiefergrauen Augen, die sich nur beim Aufhorchen auf Rechenexempel zu Schiefergriffeln zu spitzen scheinen, halb gesenkt, und die beiden ausgiebigen Hände in Bukskinhandschuhen auf den Tischrand vor sich hingespreizt. Die Hausfrau bietet ihm sogleich einen Platz neben sich auf dem Sopha an. Darauf erwidert Dase nichts, sondern läßt blos ein dumpfes, in der Entwickelung begriffenes Knurren hören, das sich in ein bescheidenes Grunzen zu verlieren scheint. Er bleibt in seiner Stellung steif stehen und gibt keinen Laut von sich.

Den beiden Damen wurde bänglich, fast unheimlich zu Muthe, da richtet die Tochter in der Verlegenheit die rasche Frage an ihn, ob er eine Tasse Thee mit Butterbrod — 2036½! . . erscholl die decidirte Antwort noch schneller und rascher als die Frage vorgelegt worden. Er meinte aber die Augen in der gehäckelten Decke auf dem Schoße der Hausfrau, woran diese eben arbeitete. 2036½, wiederholte Dase, um kein Löchelchen mehr oder weniger! . . Die Damen sahen sich ängstlich an. Er aber erhebt langsam die schwere Hand im grauen Bukskinhandschuh vom Tischrande, hebt den gewichtigen Zeigefinger nach dem gestrickten Filettuch aus, zieht ein schuhlanges, von dem braunröthlichsten Wonnelächeln ironischer Herenmeisterschaft, unter den geschlitzten Aeuglein glatt gespanntes, um die Mundwinkel wangenholes, dafür oberhalb auf der Stirne um so faltenreicheres Schmunzelgesicht, öffnet anmuthig die nun dem Scherz nicht abgeneigten Lippen zu einem neckisch traulichen Mäulchen und nickt, freundlich quäckend und mit schalkhaftem Kopfwiegen die Zahl wiederholend: „Löcher!“ Er hatte inzwischen, wie gesagt, die Augen der Häckelarbeit mit bewunderswürdiger Schnelle überrechnet und bis auf ½ richtig angegeben, worunter er die eben von der Nadel geschlungene und im Werden begriffene Masche verstand. Nun wurde er gesprächiger, ließ sich von selbst auf das Sopha, mit der ganzen Schwere eines starkknochigen, gedrungenen Kopfrechners fallen, so daß die Hausfrau mit dem Filet emporschnellte. Er sprach wenig, was er aber sprach, war entweder eine Zahl oder ein Sprachfehler. So blieb er, die bebukskinten Hände auf beide Knien gestemmt, 3½ Stunden sitzen. Lange genug, um den Damen, als er sich entfernt hatte, die unumstößliche Ueberzeugung von seiner wirklichen Existenz zurückzulassen, da nur ein wirklicher Mensch so langweilig seyn kann. Der Mensch Dase wäre somit außer allen Zweifel gestellt. Er ist ein wirklicher Mensch, aber ein solcher, der Alles im Fluge auszurechnen im Stande ist, nur das nicht, wie viel Zentner Langeweile in einer vierstündigen Visite enthalten sind.

---

* Letzter Wunsch.

Bezahlt hab' ich meinen Tribut der Welt:
Unendliche Fülle der Thränen —
An ihrem vernichtenden Spiel zerschellt,
Was Menschen das Herrlichste wähnen! —

Das Meer, das im tosenden Uebermuth
Die prächtigsten Schiffe zerknittert,
Verschlägt sie an's Ufer bei seiner Fluth,
Wenn Kiele und Masten zersplittert!

Und ruhig — umleuchtet von Sonnenglanz —
Das Wrack ist am Strande gebettet;
Und blicket hinab in den Schwindeltanz,
Mit welchem dereinst es verkettet.

Die Sterne umkreisen's im ernsten Gang,
Und Vögel des Himmels umfliegen
Es traulich und spenden Triumpfgesang
Vergangenen Leiden und Siegen. —

Tirannischer — Welt! — als dein Spiegelbild,
Das Meer, mit den ewigen Stürmen:
Will selber noch Trümmer so kreiselnd wild
Dein brausendes Wallen umthürmen? —

O! lasse den sinkenden, letzten Tag —
Mich friedlich am Strande verträumen;
Mit Ruhe-gebändigtem Herzensschlag,
Betrachtend dein Wogen und Schäumen. —

Margaretha Adelmann.

Berichtigung.

In dem Prologe, den die Nummer 5 der „Mnemosyne“ brachte, haben sich mehrere Fehler eingeschlichen, die wir hiemit berichtigen.

Strophe	I.	Zeile	3	lese man:	gold'ne Bilder stehn
„	I.	„	10	„ „	soll heut der Freude
„	III.	„	1	„ „	und wie der Felsborn
„	V.	„	2	„ „	Quell der Töne
„	V.	„	6	„ „	Sein jubelnd Glück.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 7. Sonntag, den 23. Januar 1853.

Projekte und gute Vorsätze.

Novelle v. Emil Souvestre.

Das Bankierhaus Barnier und d'Alouzy galt seit Jahren für eines der bedeutendsten in Paris. Etwa zur Zeit des Anfangs des Kaiserreichs gegründet, hatte es den Kreis seiner Geschäfte zwar nur langsam ausgedehnt, allein gerade diese Bedächtigkeit hatte dazu beigetragen, ihm Zutrauen zu erwerben, und die gewissenhafte Rechtschaffenheit seiner Gründer noch mehr zu bewähren. Der Eine derselben, Herr Barnier, hatte den Andern überlebt, und den Sohn seines Partners zum Geschäftsgenossen aufgenommen; allein er trug eigentlich die Last des ganzen Geschäftsbetriebs allein, und ließ den jungen Mann seinen verschiedenen Liebhabereien nachgehen.

Edmund d'Alouzy, der Sohn des Verstorbenen, war ein Mann von vielem Geist, von lebhafter aber wandelbarer Einbildungskraft und von einer zwar vielseitigen, aber oberflächlichen und unvollständigen Bildung. Aller Ausdauer baar, verbrachte er täglich kaum eine Stunde auf dem Komptoir, um sich so zu sagen nur im Flug mit dem Gang der Geschäfte bekannt zu machen.

Eines Tages war er so eben auch wieder in das Privatkabinet der Prinzipale getreten, um die eingelaufene Korrespondenz zu durchlesen. Ein alter Kommis — im Hause nur Papa Trudaine genannt — öffnete die Briefe und reichte sie mit einem kurzen Nachweis dem jungen Prinzipal, welcher sie sodann einem jungen Manne, der vor einem kleinen Pult am Fenster saß, hinüberbot.

„Dieser kommt vom Hause Bancroft in Amsterdam!“ sagte Papa Trudaine und reichte einen Brief auf blauem Velin über den Pult herüber.

„Abermals holländisch?“ fragte d'Alouzy und zuckte halb ärgerlich halb verlegen die Achseln. „Ich muß fürwahr noch Holländisch lernen!“ fuhr er im Tone unwiderruflichen Entschlusses fort. „Die Hälfte unserer Geschäfte machen wir mit Deutschland und Holland; ich darf also unmöglich von der Gnade der Uebersetzer abhängen.“

„Es ist ein langes und mühsames Studium um diese beiden Sprachen!“ meinte Papa Trudaine, der seine Brille hinaufschob, seine Dose öffnete und darin gedankenvoll eine Prise Tabak zerrieb.

„Lassen Sie mich nur gewähren!“ erwiderte d'Alouzy leichthin; „wenn man es am rechten Fleck anzugreifen weiß, reichen wenige Monate dazu hin. Man wählt ein deutsches Buch und studirt es aufmerksam, bemerkt sich die Bildung der Wörter, die Anordnung derselben zu Phrasen; man nimmt diese auf zwanzigerlei verschiedene Weise aus einander und forscht nach, was man Alles mit den Elementen, die sie enthalten, ausdrücken kann. Macht man sich auf diese Weise das ganze Buch zu eigen, so ergibt sich alles Uebrige von selbst. Kenntnisse, welche man sich auf diese Weise erworben hat, gleichen dem Schneeball, welcher sich an Alles anhängt, was er berührt, und sich im selben Maßstabe vergrößert, wie er vorwärts schreitet!“

„Aber ein solch ernstes Studium erfordert sehr viel Zeit!“ wandte Papa Trudaine ein.

„Zeit?“ rief Edmund lebhafter werdend; „wem fehlt es denn an Zeit, als denen, die sie verlieren wollen? Haben Sie jemals darüber nachgedacht, wie viele Stunden täglich wir damit verschleudern, daß wir unser Tagewerk nicht regelmäßig eintheilen, und über unsere Arbeit nicht gewissenhaft wachen? Führen Sie einmal über den Verbrauch einer einzigen Woche doppelte Buchhaltung, und Sie werden über den Verlust der Minuten erschrecken, welche Sie der Vergangenheit belasten müssen. Der arithmetische Tag hat 24 Stunden; ziehen Sie davon ab 6 Stunden für den Schlaf, 2 Stunden für die Mahlzeiten, 2 Stunden für Spaziergänge und Besuche, so bleiben Ihnen noch immer 14 Stunden. Wenn ich nun davon acht auf die Berufsgeschäfte rechne, so werde ich noch immer sechs für das Studium der deutschen und holländischen Sprache übrig haben.“

„Wird aber Ihre Gesundheit nicht unter einer solch' anstrengenden Arbeit leiden?“ fragte der alte Kommis.

„Keineswegs, wenn ich sie nur vernünftig anstrenge“, gab d'Alouzy zur Antwort; „wenn ich lange Nachtwachen, übermäßige Mahlzeiten und Gelage, und die Abwechslung von absoluter Ruhe und übermäßiger Thätigkeit vermeide. Der menschliche Körper ist eine Maschine; hält man plötzliche Veränderungen, Stöße und dergleichen von ihm fern, so geht er ganz nach Wunsch. Eine Uhr kommt auch nicht in Unordnung, weil sie geht, sondern weil sie schlecht aufgezogen wird. Ich will übrigens durch ein Beispiel beweisen, was die Methode zu thun vermag, und vermesse mich, daß ich binnen sechs Monaten alle unsere Korrespondenzen aus Holland und Deutschland verstehen werde.“ Mit diesen Worten erhob sich der

junge Bankier vom Pulte, nahm Hut und Stock und verließ das Komptoir.

Papa Trudaine blickte ihm lächelnd nach, klopfte auf seine Dose und ließ ein leises, unterdrücktes Lachen hören. „Hast du es gehört, Julian?" fragte er halblaut den jungen Kommis, der noch immer an den abgelegten Briefen einregistrirte.

„Freilich, Alles, Herr Trudaine", versetzte dieser.

„Und du läßt dich davon bestechen?"

„Je nun, mich dünkt, die Gründe, welche Herr d'Alouzy angegeben, sind trefflich . . ."

„Ganz einverstanden!" sagte Trudaine; „ich rathe dir sogar, sie dir einzuprägen. Er hat immer vortreffliche Ideen und Projekte, die aber nur deßhalb zu Nichts führen, weil er sie nicht verwirklicht. Sein Geist kommt mir vor, wie eine physikalische oder technologische Modellsammlung, wo man im Kleinen die Modelle und Muster von allen schönen und nützlichen Erfindungen versammelt sieht, die zwar bewundernswerth sind, aber doch zu Nichts dienen."

Julian enthielt sich einer Antwort, denn er war eines jener ruhigen Gemüther und Geister, welche theils aus Schicklichkeitsgefühl, theils aus Mangel an beredter Dialektik unnöthige Wortkämpfe vermeiden. Der Vergleich Trudaine's führte ihn aber auf den Gedanken, eine Sammlung von kleinen Modellen könne, wenn auch nicht in der Praxis, so doch als Fundgrube von Rath, Lehre und Anleitung nutzbar werden. Er überlegte sich daher nunmehr reiflich die Reflexionen, welche der junge Bankier über die Art und Weise des Erlernens fremder Sprachen und die Eintheilung der Zeit preisgegeben hatte, und das Ergebniß dieser Reflexionen war, daß er alle Winke d'Alouzy's sogleich praktisch ausübte. Er sprach übrigens mit Niemanden über diesen Gegenstand, sondern verfolgte in der Ueberzeugung, daß Worte da unnütz sind, wo nur Thatsachen beweisen müssen, in der Stille seine selbstgesetzte Aufgabe.

Der Entschluß zur Arbeit und die Eintheilung seiner Zeit nach dem Plane seines jungen Prinzipals war übrigens nicht das Schwierigste für ihn gewesen; er mußte einen Lehrer bezahlen, sich Bücher anschaffen und die tausend Franken Gehalt, welche Julian von Herrn Varnier erhielt, reichten ohnedem kaum zur Deckung der nothwendigsten Bedürfnisse hin. Allein auch die Arbeit hat ihr Erhabenes, ihre Genüsse und Aufregungen, und während er in der Praxis die treffliche Theorie d'Alouzy's kommentirte, fand er Mittel, seine Mahlzeiten noch frugaler einzurichten, durch größere Vereinfachung seiner Toilette Ersparnisse zu erzielen, und in seinem Dachstübchen der Winterkälte und der Sommerschwüle zu trotzen. Endlich, nach sechsmonatlichen angestrengten Studien war er eines Tags im Stande, seinem Prinzipal die Uebersetzung der deutschen und holländischen Korrespondenz vorzulegen.

Edmund's Erstaunen verwandelte sich in Bewunderung, als er erfuhr, welchen Antheil er selbst an diesem Ergebnisse gehabt habe. — „Seht Ihr", rief er mit triumphirendem Blick auf Papa Trudaine, „wie richtig meine Behauptung war, daß man im Laufe von wenigen Monaten diese beiden Sprachen erlernen könne! Julian hat es erzielt, und zwar nach meiner Methode. Sie sehen daraus, daß Alles nur auf die Richtung ankommt, welche man seinen Anstrengungen gibt. Ich will die Versuche auf diesem Wege fortsetzen, um mich zu versichern, wie viel Zeit dazu erforderlich ist, um die Hauptsprachen von Europa zu erlernen. Da sie alle demselben Ideengange den Ausdruck leihen und denselben Bedürfnissen genügen, haben sie nothwendig viele Aehnlichkeiten und Beziehungen mit einander gemein und gleichzeitig nur ein beschränktes Gebiet; ihr Studium muß daher leicht seyn und müßte demjenigen, der es durchaus verfolgen würde, die wichtigsten Vortheile bieten. Gleich morgenden Tages werde ich mich ernstlich an's Werk machen, denn ich muß diesen Plan verfolgen."

D'Alouzy's Idee ward auch wirklich schon am andern Tage auszuführen begonnen, aber nicht von ihm, sondern von Julian, der den Vortheil recht wohl begriffen hatte, den er daraus ziehen konnte. Varnier hatte ihm schon seither einen Theil seiner Korrespondenz mit dem Auslande anvertraut und seinen Gehalt um ein Namhaftes erhöht. Bald wandten sich auch andere Handelshäuser an ihn, um von ihm Uebersetzungen und Korrespondenzen zu haben, und Edmund D'Alouzy selbst nahm manchmal seine Zuflucht zu ihm, zwar nicht in Bankgeschäften, sondern um durch ihn Notizen und Auszüge aus verschiedenen deutschen Zeitschriften sammeln zu lassen. D'Alouzy beschäftigte sich nämlich seit einigen Tagen mit einem ganz neuen Ideenkreise. Nachdem er hintereinander sich in Musik und Malerei versucht, hatte er plötzlich eine leidenschaftliche Vorliebe für Chemie gefaßt und sich ein Laboratorium einrichten lassen, das er fast gar nicht mehr verließ. Julian besuchte ihn öfters daselbst, anfangs um die ihm aufgetragenen Uebersetzungen zu überbringen, dann aber um ihm bei seinen Experimenten zu helfen. Nach seiner Gewohnheit blieb nämlich Edmund auch in der Chemie häufig nur bei der Theorie stehen und ersparte sich die langweilige Ausführung eines vorgeschriebenen Versuchs. Der junge Kommis dagegen unterzog sich gern der Anstellung dieser praktischen Proben, und erwarb sich dadurch binnen Kurzem gerade diejenigen praktischen Kenntnisse und Erfahrungen und jene für den Chemiker so unentbehrliche Gewandtheit im Manipuliren, welcher sich d'Alouzy niemals rühmen konnte. Er konnte zwar so zu sagen das Mittagbrod anordnen, aber nur Julian konnte es bereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Paris und die Blague.

Ich schlug den Mantel fester um die Schultern, denn der Wind blies kalt aus Nordwest und fegte mir den Sprühregen in's Gesicht, da ich, um nach der Passage de l'Opéra zu gehen, den Pont au Change vom Palais de Justice her passirte. Nichts treibt mehr zur Eile an, als solch feuchtes Januarwetter, dessen unbehagliches Zwitterwesen uns am Winter irre werden läßt; man möchte, wie der Meister in Maria Magdalena, zur Natur sagen: ich verstehe die Welt nicht mehr. Aber indem ich den Platz du Chatelet kreuzte, wurde unwillkürlich meine Aufmerksamkeit durch eine dichte Gruppe angezogen, die sich unweit der Siegessäule um ein mit zwei Schimmeln be-

spanntes Fuhrwerk drängte. Es war ein Wagen mit zwei Abtheilungen, wie man ihn wohl im Gefolge von Kunstreitern sieht, der vordere Theil ein Mittelding zwischen einem Kutscherbock und einer kleinen Tribüne, von der herab ein Mann im schwarzen Frack die Menge haranguirte. Oben auf der Imperiale des Gefährtes schlug ein kleiner, in eine Hanswurstjacke gesteckter, Bube die Trommel, und gab damit den Takt und Grundton für zwei erwachsenere Musikanten in ähnlichem Kostüm an, die auf ausgedienten Blech-Instrumenten ohrenzerreißende Studien trieben. Ihre künstlerischen Bemühungen wurden mit glänzendem Erfolg gekrönt, denn sie machten, trotzdem daß die Luft mit Wasserdampf übersättigt war, also einen außerordentlich schlechten Schallleiter abgab, einen Lärm, daß man auf dem Platze sein eigenes Wort hätte nicht verstehen können, wenn das Hören dazu nothwendig gewesen wäre. Der Mann auf der Tribüne, der Kapellmeister dieses Normal-Orchesters, sofern er es mittelst einer Klingel dirigirte, bald es dadurch zum Schweigen bringend, bald zu verdoppeltem Eifer anspornend, schonte auch seine Lunge, während dem Publikum solch euphonistische Genüsse geboten wurden, und ich war erst versucht, ihn für einen armen Stummen zu halten.

Dieser Herr trug zu Frack und weißer Kravatte eine Brille mit großen blauen Gläsern und eine mit Sternen und Goldtroddeln gezierte Kappe, auf der, wenn ich nicht irre, die Worte: Latraud, ci-devant attaché au service des hôpitaux militaires, in Silber gestickt waren. Aus dem Fond des Bockes nahm er nach und nach die einzelnen Theile zweier Skelette, von welchen bei dem einen die glänzend weißen Knochen durch Messingdrähte zusammengeheftet waren, bei dem andern die getrockneten Bänder und Muskeln selbst diesen Dienst versahen.

Mit einem großen Aufwande von geheimnißvollen Geberden und verdeutlichenden Fingerzeichen legte der ci-devant attaché, jetzt chirurgien de l'empereur de Maroc, die Knochen an die korrespondirenden Theile seines Körpers, und ließ die Knochen einzeln und verbunden spielen, dann zeigte er ein Dutzend hinter Glas und Rahmen befindliche Zeugnisse vor, bei denen es wenigstens an Stempeln nicht fehlte; dann präsentirte er einzelne Knochenmißbildungen und durchgeschnittene Gelenke, wies auf die korrespondirenden Theile hin, stellte mimisch Schmerzen, das Einreiben einer Salbe und endlich die vollendete Heilung dar. Wenn auf diese Weise die Menge gehörig vorbereitet und in die nöthige Stimmung versetzt worden war, schwieg auf seinen Wink das Orchester, und er begann ungefähr in folgender Weise die Versammelten anzureden:

„Meine Herren! Wer von Ihnen hat Schmerzen? Keiner? Ach, dann wird er sie noch kennen lernen. Denn der Mensch ist zum Leiden geboren... Schmerzen erregen kann Jeder, aber ich kann sie stillen. Wenn Sie leiden, so kommen Sie zu mir und sagen: Monsieur Latraud, ci-devant attaché au service des hôpitaux militaires, ich habe Schmerzen; gut, ich werde Sie heilen, denn ich bin Arzt; ich bin ein großer Arzt. Ja, denn ich habe studirt, viel studirt. Ich habe geheilt in Algier auf dem Schlachtfelde. Sehen Sie hier diese Zeugnisse von den HH. Generalen unserer unüberwindlichen, ruhmbedeckten Armee ... Ja, unsere brave Armee, sie schlägt Wunden, aber ich heile sie ... Bloß 50 Centimes, meine Herren und meine Damen; ich heile beide, Frauen wie Männer. Sehen Sie dieses Fläschchen, es enthält einen Balsam. Ah! ob es einen Balsam enthält! Wollen Sie riechen? Nicht? Es riecht schlecht. Gute Medizin riecht stets schlecht. Ich verkaufe kein Eau de Cologne. Wenn Sie Ihr Arm schmerzt, oder Ihr Kopf, oder Ihr Fuß, oder Ihr Leib, oder Ihr Magen, oder ... nehmen Sie 5 Tropfen von meinem Balsam und reiben Sie damit die Stelle einmal des Tages: die Männer am Morgen, die Frauen am Abend. Das ist der einzige Unterschied, je nach den Geschlechtern; denn die Männer stehen unter dem Einfluß der Sonne und die Frauen unter dem des Mondes. Nur 50 Centimes! Ich bin ein Arzt des Volkes; ich will nichts mit den Reichen zu thun haben! ...“

In diesem Tone ging es fort, unermüdlich, so lange der Athem ausreichte; dann fiel die Musik ein und verschaffte dem Arzte des Kaisers von Marocco Zeit sich zu erholen, aber er benutzte sie nur, um seine Stimmorgane zu schonen; denn das stumme Spiel begann sofort mit dem ersten Trommelschlag wieder. Man sollte meinen, daß die Mühe die Ernte nicht lohnte, aber man würde sich irren; ich habe viele Fläschchen in wenig Augenblicken verkaufen sehen. Auch ist das kein vereinzeltes Beispiel, sondern man begegnet diesen wandernden Wunderdoktoren überall. Zahnbrecher, die unentgeldlich die Zähne ausziehen, kann man an jedem Feiertag in den Champs Elysées treffen. Der Vordersitz auf ihrem Wagen wird fast nicht leer, die Zähne fliegen nur umher, viele Tausende ausgerissener Kauwerkzeuge liegen meist vorn auf der Tribüne aufgeschüttet. Wenn der eine Patient hinabsteigt, steigt schon ein anderer wieder hinauf. Das Alles ist nur, um irgend ein Mittel gegen Zahnschmerzen oder ein Zahnreinigungsmittel an den Mann zu bringen.

Die Suade dieser Leute ist oft wahrhaft großartig, sie können stundenlang sprechen, ohne sich zu wiederholen; je toller sie aufschneiden, je unverschämter sie lügen, desto besser geht ihr Geschäft. Vielleicht zweifelt ein Zuschauer an der ungeheuren Praxis des Wunderdoktors ... „Ah“, fährt er fort, „Sie glauben, ich bin hierher gekommen, blos um Geld zu verdienen? Als wenn ich davon nicht genug hätte! Ich verkaufe ja täglich für viele tausend Franken; sehen Sie (und damit schüttet er einen Sack mit Geld in eine Schwinge, und wühlt mit den Händen darin) das ist, was ich heute schon eingenommen habe. Sie glauben, es sind Rechenpfennige? ... Da, da, da, prüfen Sie, untersuchen Sie .... Nicht? Es ist Gold, gutes Gold. Wollen Sie Silber, hier ist mehr, als Sie alle in der Tasche tragen!“ etc. Oder es entsteht ein Gelächter über diese bodenlose Unverschämtheit, was ihn ebenso wenig aus der Fassung bringt. „Sie lachen, Sie denken, welch' ein Charlatan! Ja meine Herren, ich bin ein Charlatan, ein großer Charlatan! Aber würden Sie mich anhören, wenn ich keiner wäre? Und was sind Sie denn? Was ist die ganze Welt? Ueberall finden Sie nur Charlatans! Sehen Sie dort die Frau mit den Erdbeeren, hat sie nicht die schönsten obenauf in den Korb gelegt?“ etc.

Dergleichen Bemerkungen verfehlen nie ihren Zweck; die Geheimmittel werden in Masse verkauft, und das

Geschäft nährt offenbar reichlich seinen Mann. Die Wirkungen der Medizin sind erlogen, aber es ist wie beim Kaufmann, der einen geringeren Preis auf die Waare am Ladenfenster geschrieben hat als der, wozu er sie verkauft. „Pour attirer le public." Ist man einmal im Magazin, so kauft man doch.

Es sind dies nur einige der extremsten Fälle „der Blague" von Paris; aber wenn man mit der Diogenes-Laterne die Stadt durchstreift, so findet man sie überall. Sie findet sich in der Presse wie im Kaufmannsladen, im Modemagazin wie im Attellier des Künstlers. Hier bietet Jemand die abscheulichsten Stahlfedern von der Welt aus, und schreibt, um ihre Güte zu beweisen, die schönst verschlugenen Buchstaben auf das Papier. Er sagt nicht: „Sehen Sie, so kann ich schreiben", sondern: „Sehen Sie, meine Herren, so schreiben diese Federn." Dort zieht ein armer Rattengiftverkäufer umher, und um die Wirksamkeit seiner Mittel zu erweisen, hat er ein Dutzend todte Ratten an eine Stange gebunden, mit der Ueberschrift: „Pas de prison, guerre implacable aux rats." Lesen Sie einen Leitartikel in der Presse, hören Sie eine Vorlesung in dem College de France, wohnen Sie einer öffentlichen Sitzung der Akademie bei — überall wird Ihnen die Blague begegnen. Ueberall Uebertreibung, Entstellung, Selbstvergötterung.

Derselbe Mensch, der sich von dieser Blague hinreißen läßt, sey es zum Ankauf eines Balsamfläschchens für zehn Sous, oder zu lauter Beifallsäußerung, oder zur Abgabe eines Oui-Votums, sagt gleichwohl: quelle blague!

Kein Volk der Welt hat so viele hochtönende und pompöse Namen für die allergewöhnlichsten Dinge als das französische; jeder Küchenzettel eines Pariser Restaurateurs kann als ein Musterrezept für die Blague dienen. Hinter dem ungeheuern Wortschwall verbirgt sich ein Restchen Wahrheit, wie in gewissen Siegesbulletins.

Diese Charlatanerie ist ein Gemeingut, ein Bedürfniß Aller geworden, das falsche Pathos, die Aufschneiderei findet sich hinter dem Ladentisch wie hinter der Tribüne, der Kanzel und dem Lehrstuhl. Sie ist so deutlich und handgreiflich, so wenig auf Täuschung berechnet, daß man sie leicht erkennt; aber sie ist darum doch nicht ohne Einfluß. Jede große Stadt gibt mehr oder weniger Anlaß zu dieser „blauen Dunst-Macherei", denn es ist schwer, sich ohne dieselbe in dem ungeheuern Gewimmel bemerkbar zu machen; eine gewisse Charlatanerie findet sich daher auch in London wie in Berlin, aber die „Blague" und die „Blagueurs" sind spezifisch französisch. Zum Theil liegt dies in der Sprache der Franzosen, deren konventioneller Bau viel zu künstliche und tanzmeisterlich vorgeschriebene Touren hat, um Jemand zu gestatten, wirklich natürlich zu seyn; zum größten Theil liegt es aber in dem Grundcharakter des Volkes. Die größte Unverschämtheit wird verziehen, wenn sie geistreich, witzig, rundweg vorgetragen wird. Man kann nicht leugnen, daß die Blague von Paris es an Eleganz der Form nicht fehlen läßt, denn ohne diese wäre sie verloren. Langweilig und plump darf sie nie werden, wenn sie wirksam seyn soll. Jeder Blageur hat daher irgend eine Richtung, in welcher er eine besondere Fertigkeit, eine besondere Meisterschaft besitzt; vielleicht steht dieselbe in gar keinem Zusammenhange mit dem Gegenstand, über welchen er blaguirt, aber daran fängt er doch die Menge, damit lockt er sie an, wie der Rattenfänger von Hameln. Das moderne Virtuosenthum ist ein Vorläufer oder ein Kind der Blague.

Wenn bei uns Jemand durch eine Narrenjacke die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, so würde dadurch schon im Voraus sein Ziel verfehlt seyn; hier ist jedes Mittel recht; denn warum man beachtet wird, ist zunächst gleichgiltig; daß man gesehen und gehört wird, ist die Hauptsache. Die Pariser sind im Laufe der Zeit so an diese äußern Reizmittel gewöhnt worden, daß ohne sie selbst der ehrliche Mann nicht mehr bestehen kann. Jeder verspricht mehr als er zu halten vermag. Einer überbietet darin den andern; er rechnet darauf, daß das Publikum von selbst nur einen Theil davon für wahr und ihn nicht „beim Worte" hält. Im Großen wie im Kleinen läßt der Blagueur sein Publikum nie zu sich selbst kommen, immer bietet er ihm etwas anderes dar; während er von dem einen spricht, deutet er schon auf das nächste. Ist er geschickt, so verfehlt er seinen Zweck nicht, denn erst wenn er erreicht ist, tritt die Enttäuschung ein. Es liegt dies offenbar nur zum geringen Theil in der Leichtgläubigkeit der Pariser, vielmehr trägt dazu die schmeichelnde pikante Form der Blague bei, die zugleich in den niedern Sphären an die individuelle, in den höhern an die nationale Eitelkeit appellirt; vorzugsweise gründet der Blagueur aber seinen Erfolg auf den Mangel an Vorsicht, der einen Grundzug des französischen Nationalcharakters bildet. Argwöhnisch, mißtrauisch, berechnend zu seyn, ist der Natur des Volkes fremd; die Erfahrungen machen es nicht weiser; daß aber die Pariser Bevölkerung noch mit dem Leichtsinn der Jugend jedem ersten Impuls folgt, beweist, wie wenig die äußern Einflüsse die Grundzüge der Massen zu ändern vermögen. (Allg. Z.)

M i s c e l l e.

(Ein Anzeichen nahenden Erdbebens.) Bisher wußte man kein Mittel, um die Annäherung eines Erdbebens zu erkennen, so wie der Barometer die Annäherung eines Sturms anzeigt. Das Mittel scheint indeß jetzt gefunden. Hr. Ratti-Menton, ein Mitglied der französischen Gesandtschaft in der argentinischen Republik, hat nämlich der Pariser Akademie der Wissenschaften ein solches Mittel angezeigt. Dies besteht in nichts weiter, als in einem Magnet, an dem ein kleines Stück Eisen aufgehängt wird. Kurz ehe ein Erdbeben erfolgt, verliert der Magnet für eine Zeitlang seine Kraft, und das Eisen fällt also ab. Nach Hrn. Ratti-Menton hat ein hochgebildeter argentinischer Offizier, Oberst Espinosa, während eines vieljährigen Aufenthalts zu Arequipa, wo Erdbeben sehr häufig sind, dies Anzeichen längere Zeit erprobt. (Ausl.)

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 8. Mittwoch, den 26. Januar 1853.

Projekte und gute Vorsätze.

(Fortsetzung.)

Trudaine bemerkte dies mit Vergnügen, und flüsterte Julian eines Tages zu: „Herr Edmund ist eine Art Vorsehung für Dich; er meldet Dir, was er lernen möchte, und läßt es Dich erlernen; seine Wünsche in der Wissenschaft sind ein Programm, welchem Du für ihn nachkommen mußt. Fahre nur so fort, Junge, und bitte den lieben Gott, er möge Herrn D'Alouzy den Wunsch eingeben, ein großer Mann zu werden, damit Du es werdest!"

Die wissenschaftlichen Bestrebungen und Untersuchungen d'Alouzy's galten seit einiger Zeit hauptsächlich der Lösung einer Frage, welche damals alle Chemiker beschäftigte; es handelte sich nämlich um die Auffindung eines Stoffes, welcher die Cochenille zu ersetzen vermöchte, und es war ein Preis auf die Lösung dieser Frage gesetzt, da die Nationalindustrie bei dieser Entdeckung sehr betheiligt war. Edmund sprach vierzehn Tage lang davon, deutete zwanzigerlei Experimente an, welche auf die richtige Spur führen mußten, und vergaß endlich sein Vorhaben über einer neuen Theorie des Lichts, welche bei allen Physikern der gelehrten Welt so eben Sensation erregte. Julian dagegen hatte aus dem Chaos von Vermuthungen und Suppositionen, welche ihm der junge geistreiche Bankier mitgetheilt, einige Möglichkeiten ausgewählt, die er durch Versuche bewähren wollte. Die ersten Versuche waren noch nicht befriedigend, und Julian theilte es seinem Gönner mit; dieser meinte aber, man müsse sich durch ein solches Mißlingen nicht abschrecken lassen, da man mit Zuversicht annehmen dürfe, durch Ausdauer über kurz oder lang dennoch sein Ziel zu erreichen.

„Erfindungen und Entdeckungen gleichen darin den Früchten, daß man ihnen Zeit lassen muß zur Blüthe, zum Wachsthum, Reifen!" sagte er. „Wenn man sich mit Aufbietung aller Thatkraft an eine Forschung macht, wenn man darauf alle Fingerzeige und zufälligen Entdeckungen bezieht, wenn man mit einem Worte die Idee, die man verfolgt, zum Mittelpunkt aller seiner Bestrebungen und Arbeiten macht, so kommt ganz zuverlässig einmal eine Stunde der Erleuchtung, welche Einem plötzlich das so sehr gesuchte Geheimniß enthüllt. Die Mehrzahl der Dinge sind uns nur unmöglich, weil wir nicht im Stande sind, die Kräfte unserer Individualität auf einen einzigen Gegenstand zu beziehen und zu konzentriren; man zersplittert seine Bemühungen und verfolgt mehrere Ziele auf einmal; dadurch entnervt man sich in einer Aufregung, welche zu nichts führt. Anstatt unseren Geist stets nach einem Punkt des Horizonts hinzulenken, führen wir ihn nach allen vier Winden. Daher allein rühre unsre Schwäche! Die Geisteskräfte des Menschen gleichen jenem Bündel Stäbe in der Fabel, das der Greis seinen Söhnen übergab; trennt man sie, so knickt den einzelnen auch die schwächste; bleiben sie aber zusammengebunden, so versucht sich auch die stärkste Kraft daran vergebens. Ich will dies beweisen durch Aufnahme des Versuchs, den Sie aufgeben und ich werde ganz gewiß die Substanz auffinden, welche unsern einheimischen Gewerbsfleiß bereichern soll!"

Es ging mit diesem Entschlusse wie mit allen früheren, welche d'Alouzy gefaßt; Julian aber führte das Vorhaben seines Prinzipals gewissenhaft aus. Nur mit dieser Arbeit beschäftigt, studirte er Alles, was ihn darin unterstützen konnte, befragte die Fachmänner, versuchte neue Kombinationen und machte unzählige Male denselben Versuch mit geringen Modifikationen, ohne den Muth oder die Geduld dabei zu verlieren. Wie ein Wilddieb auf dem Anstand, wartete er geduldig und vervielfältigte nur die Versuche, die ihn zu seinem Ziele führen. Endlich nach mancher trügerischen Hoffnung und halben Erfolgen erreichte er es. Einst als d'Alouzy, welchem sein Laboratorium schon in Vergessenheit gekommen war, es zufällig wieder besuchte, zeigte ihm Julian ein Stückchen Wollenzeug, das aus einer von ihm erfundenen Farbelake kam und das von den geschicktesten Färbern für ein mit ächtem Cochenillroth gefärbtes erkannt worden war.

Edmund war ein edler, uneigennütziger Charakter: das Gelingen von Julians Versuche freute ihn herzlich, er gab ihm daher den besten Rath über die weiteren Schritte, die er thun mußte, vermittelte es selbst, ihn der zur Zuerkennung der Prämie niedergesetzten Prüfungskommission vorzustellen, und nahm dankbar die Widmung der Abhandlung an, worin Julian über seine früheren Arbeiten und Versuche Rechenschaft ablegte und den werthvollen Fingerzeigen, die er von dem jungen Bankier empfangen, alle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Die errungene Prämie von 20,000 Franken und ein Antrag des Herrn Barnier, eine Commandite des Bankhauses zu übernehmen, setzten Julian in den

Stand, fortan für eigenen Vortheil zu arbeiten. Er gab sich Mühe, seine Erfindung auszubeuten und zu vervollkommnen. d'Alouzy, welcher sein Vermögen aus dem Bankgeschäft gezogen hatte, um es in Landspekulationen anzulegen, unterhielt Julian noch immer von seinen tausenderlei Projekten, die er alle eingeleitet, ohne sie jemals auszuführen. Sie trafen sich meist auf dem Komptoir des Bankgeschäfts und hier entwickelte Herrn Varnier's früherer Associé meistens seinem jungen Schützling seine Plane. Papa Trudaine hörte ihn immer ruhig an, zog dabei aber nur bedächtig eine Prise in die Nase und lächelte in sich hinein; wenn aber d'Alouzy fort war, so verfehlte er niemals, Julian gegen die Versuchungen zu verwarnen, in welche er durch derartige Gespräche verlockt werden konnte.

„Lassen Sie ihn auf seinem eigenen Grund und Boden die Luftschlösser bauen, — die einzigen Bauten, die er jemals ausführen wird!" pflegte er zu sagen. „Sie haben nun eine gegebene Laufbahn, eine gemachte Carriere vor sich, die Sie ja nicht verlassen sollten. Das Leben ist ein Spiel; hat man mit den ersten Einsätzen gewonnen, so muß man ja nicht weiter wagen.

Dieser Rath war weise und auf Erfahrung gegründet; aber Julian hatte noch andere Gründe, warum er nicht auf d'Alouzy's Lockungen hören konnte. Seit seine Ausdauer ihn die ersten Stufen auf der Leiter der sozialen Hierarchie hatte ersteigen lassen und seine Interessen an diejenigen seines Prinzipals, des Hrn. Varnier, geknüpft, war er von diesem vertraulich in seinen häuslichen Kreis aufgenommen und zum förmlichen Hausfreunde bestellt worden, welcher nach seinem Belieben jederzeit ein Couvert auf Varnier's Tisch fand und in seinen Abendgesellschaften willkommen war. Julian hatte dort die einzige Tochter seines Prinzipals, Julie, kennen gelernt und war nicht gleichgültig gegen sie geblieben. Julie ihrerseits hatte ihm ein um so unbefangeneres Wohlwollen bewiesen, weil es von allen Rückhaltsgedanken frei war; sie hatte die guten Eigenschaften des jungen Mannes schätzen gelernt; sie wußte, durch welche achtbare Bemühungen er vorwärts gekommen war und machte ihm aus ihrer Hochachtung für ihn kein Hehl. Das war allerdings sehr viel; allein Julian hätte gern mehr gehabt; er liebte Fräulein Varnier in jener bescheidenen geräuschlosen Weise, welche lieber schweigt und sich verbirgt, aber dabei nur um so hartnäckiger ist. Leider aber hatte er wenig Aussicht auf Erfolg, denn wenn er auch mit seinen Verhältnissen ganz zufrieden war, so war doch sein Vermögen noch ein ungemein winziges gegenüber von den Reichthümern des Bankiers und die Ansprüche Varnier's bezüglich des künftigen Gatten seiner Tochter so bekannt, daß er nicht an eine Werbung denken konnte, welche ihn unvermeidlich mit seinem früheren Prinzipal entzweit hätte. Seine einzige Hoffnung beruhte daher nur auf der Möglichkeit, daß sich irgend ein günstiger Zufall abwarten lasse, welcher die allzugroße Ungleichheit der Stellung einigermaßen beseitigte.

Julian hatte sich lange mit Gedanken hierüber getragen, und war zu dem Entschluß gekommen, Edmund d'Alouzy hierüber zu Rathe zu ziehen, dessen fruchtbare Einbildungskraft ihm schon so viele nützliche Fingerzeige gegeben. Er suchte diesen auf und traf ihn im Gespräch mit einem brasilianischen Kaufmann, mit welchem er sich so eben über die Elemente eines neuen Projekts unterhielt. Beim Eintritt seines früheren Kommis klatschte d'Alouzy fröhlich in die Hände und rief: „Gottlob, hier kömmt der rechte Mann für uns; er kann uns alle Nachweise verschaffen, deren wir bedürfen."

„Kommen Sie, lieber Julian", wandte er sich an diesen; „es handelt sich darum, mir zur Verdoppelung meines Vermögens binnen zwei Jahren zu verhelfen, und Sie dürfen mir Ihre Mitwirkung hiezu nicht abschlagen."

Zugleich erläuterte er ihm rasch die Spekulation, die sie vorhatten; sie bestand darin, daß man in den Pariser Kommissionshäusern und in den Gewerbehallen ꝛc. der Fabrikstädte mit großem Rabatt die in Frankreich aus der Mode gekommenen Stoffe aufkaufte und sie zum Wiederverkauf nach den süd-amerikanischen Häfen brachte.

Antonio Lopez, der brasilianische Kaufmann, bürgte für den Erfolg und war eigens um dieses Geschäfts willen, für welches er eine bedeutende Summe zu verwenden gedachte, nach Paris gekommen. Er suchte nur noch einen Associe, der die Ressourcen Frankreichs eben so genau kannte, wie er die Hülfsquellen, welche Südamerika hat, und der im Einkauf ebenso gewandt und tüchtig war, wie er selber im Verkauf. d'Alouzy war auf den Vorschlag von Lopez eingegangen; allein dieser verlangte Nachweise über die Preise der Waaren, ihre Natur, ihre Mengen, die Zeit ihrer Anfertigung u. s. w., und d'Alouzy verließ sich nun darauf, daß Julian sie anschaffen könne.

Der frühere Kommis nahm sich dieses Auftrags mit größtem Eifer an und ließ sich bei der Ausführung desselben durch den Brasilianer begleiten, um dessen Wünschen und Bedürfnissen desto besser entsprechen zu können. Seine gewohnte Beobachtungsgabe und Lernbegierde hatten ihm eine Fülle der werthvollsten Kenntnisse an die Hand gegeben. Dazu kannte er noch Paris überaus genau, und hatte allenthalben treffliche Verbindungen. Ehe ein Monat verging, hatte er in Folge seiner eigenen Gänge und Nachforschungen und seiner Korrespondenzen eine Masse von Details in Händen, welche dem Geschäfte eine ganz neue Physiognomie gaben. Anstatt sich nur auf Kleiderstoffe zu beschränken, hatte er die Spekulation auf alle Luxusgegenstände ausgedehnt, deren Werth die Laune der Mode herabgedrückt oder vernichtet hatte und übergab seinen Auftraggebern eine vollständige Liste mit Angabe der Preise, der Vorräthe, der Zahlungsbedingungen und der Transportmittel.

Antonio Lopez hörte Alles mit der phlegmatischen Würde eines Spaniers an, dankte ihm und wollte sogleich zu d'Alouzy gehen und ihn mit der überaus günstigen Wendung bekannt machen, welche die Unternehmung durch Julian's Fürsorge gewonnen hatte. Er kehrte aber bald wieder mit einem Brief zurück, worin ihm der junge Kapitalist meldete, daß er in Geschäften nach Deutschland abreisen und daher mit Bedauern die südamerikanische Spekulation aufgeben müsse.

„Er verliert dabei eine Million!" sagte Julian, als er das Billet gelesen.

„Wollen Sie an seiner Stelle gewinnen?“ fragte Lopez. „Ich biete Ihnen dieselben Bedingungen, welche ich d'Alouzo gestellt.“

„Ich?“ rief der junge Mann überrascht; „aber ich könnte nur ein sehr geringes Kapital einlegen.“

„Dafür legen Sie aber Ihre Thatkraft und Umsicht ein und das gilt mir mehr!“ rief Lopez; „was die Geldmittel anlangt, so will ich sie schon auftreiben. Gefällt Ihnen mein Vorschlag?“

„O ja“, meinte Julian; „aber verzeihen Sie mir mein Bedenken, wenn ich nicht sogleich zusage. Ich muß mich aus meiner ganzen Vergangenheit und Zukunft herausreißen, und daher — wie verlockend und vortheilhaft auch der Vorschlag seyn mag, mir 24 Stunden Bedenkzeit ausbitten.“

„Wohlan denn, so überdenken Sie sich das Geschäft“, sagte der Brasilier; „ich will morgen wieder anfragen.“

Als Lopez wiederkam, hatte Julian seinen Entschluß gefaßt und nahm den Vorschlag an. Am selben Tage noch arbeitete er an der Liquidation seiner Geschäfte, um mit Antonio Lopez abreisen zu können. Als Julie Varnier seine Abreise erfuhr, konnte sie einen Ausruf schmerzlicher Ueberraschung nicht unterdrücken. „Sie verlassen uns, Herr Julian?“ fragte sie. —

„Ja, mein Fräulein, aber nur um derer würdiger zurückzukehren, welche sich für mich interessiren!“ erwiderte ihr der junge Mann mit bedeutsamen Blicke. Sie erröthete, ohne zu antworten, und Julian reiste ab, ohne sie noch einmal gesehen zu haben; aber ihr Andenken begleitete ihn wie eine Ermuthigung.

(Fortsetzung folgt.)

Humbug und Barnum.

„Aber was ist denn eigentlich Humbug, wer ist Barnum?

Humbug ist groß und Barnum ist kein Prophet.

Sie schütteln unbefriedigt den Kopf, wiederholen Ihre Frage und doch kann ich sie kaum anders beantworten. Ich könnte freilich noch hinzufügen, der Humbug ist die Poesie des Amerikaners, durch ihn wird ein Gegenstand gewissermassen in Verse gebracht und in Musik gesetzt; er ist der Rythmus und die Melodie zur Alltäglichkeit des amerikanischen Lebens. Aber auch damit ist wenig oder nichts gesagt und was nützt Ihnen das? Sie sind damit um keinen Schritt weiter, Sie haben höchstens eine Umschreibung, eine aus dem Wesen des Ganzen herausgerissene Bestimmung, aber keine Definition, und ich gestehe Ihnen offen, ich kann sie Ihnen beim besten Willen nicht geben.

Ich will mit Hinweglassung aller gelehrten Definitionen den Versuch machen, Ihnen auf rein empirischem Wege wenigstens einen annähernden Begriff des Humbugs und Barnums zu verschaffen, denn dieser ist der personifizirte Humbug und jener der idealisirte Barnum. Lassen Sie uns zuerst den fleischgewordenen Humbug in der Person des Hrn. Phineas T. Barnum betrachten.

Wenn Sie in New-York von der Batterie aus den Broadway hinaufgehen, so sehen Sie zur rechten Hand, an der Ecke von Annstreet, gegenüber dem Park und dem Astorhause, dem unstreitig großartigsten Theile der Stadt, ein hohes, palastartiges Haus. Seine Wände sind mit den wilden Bestien aller Zonen bemahlt, seine Fenster und Dächer zeigen die Fahnen, Flaggen und Wappen aller Völker der civilisirten und unzivilisirten Welt, und sein Altan ist Tag und Nacht von einer Musikbande besetzt, von der man aber wegen des Lärmens auf der Straße keinen Ton hören kann. Bei Nacht brennt an der den Broadway und den Park beherrschenden Ecke sogar eine künstliche Sonne und zeigt dem unten stets gaffenden und harrenden Volke die „Mammuths-Inschrift“: Barnum's Museum. Dieß ist der Tempel, welchen der größte Mann seiner Zeit dem Gotte seines Jahrhunderts erbaut hat. Stehe still, Wanderer, neige dein Haupt in Ehefurcht und beuge dich dreimal vor dem nimmer ruhenden noch rastenden Geiste dieses großen Mannes, der dem Volke seine liebsten und tiefsten Geheimnisse abgelauscht und in diesen Hallen transscendalisirt hat. Ja ich wiederhole es: „Der Humbug ist groß und Barnum sein größter Prophet!“

Indessen gab es eine Zeit, da war Phineas T. Barnum weder groß, noch seine halbe Million werth, da gehörte ihm noch nicht jenes stolze Gebäude, da war er noch nicht Kandidat für die Gouverneurstelle des Staates Connecticut, da zierte sein Bild noch nicht die Dollarbillets einer Bank. Nein, da war Barnum noch ein bescheidener Kürschnergesell, der kaum selbst noch einen Dollar besaß; da hatte er noch nicht erkannt, was die amerikanische Welt im Innersten zusammenhält, da hatte er noch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen, noch nicht vor dem allmächtigen Dollar gekniet. Es ging ihm aber wie allen Genies. Jahrelang bewegte er sich in Kreisen, die nicht für ihn geschaffen waren, auf engen Bahnen, die durch die Alltäglichkeit des gemeinsten Erwerbsschlendrians liefen. Aber Barnums unruhiger Geist ließ sich nicht lange an die Krippen der Gewohnheit fesseln, er durchbrach vielmehr, im harten Kampfe gestählt, die Schranken des Zufalls und stand plötzlich, leuchtend wie ein Meteor, vor den Augen des staunenden Publikums.

Was kümmert uns darum auch der mythische Barnum, der Barnum vor seinem öffentlichen Auftreten? Mag er nun im Staate Connecticut zu Danbury oder in einer der sechs übrigen Städte geboren seyn, die sich um die Ehre streiten, sein Geburtsort zu heißen,; mag er außer dem Kürschnerhandwerk noch Schriftsetzerei oder eine Agentur betrieben haben; mag er demokratischer Stumpredner, oder, wie es heißt, Seifensieder gewesen seyn: all das kann uns nur wenig interessiren und mag Ihnen blos beweisen, daß man hier so gut wie in Europa nur ein großer Mann zu werden braucht, um auf seine Rechnung ganze Dutzende von Mährchen, Anekdoten und Erfindungen in Umlauf gesetzt zu sehen.

Kurz und gut, der historische und unser Barnum tritt erst gegen Ende der dreißiger Jahre auf den Schauplatz. Damals kaufte er auf Kredit und für ein Spottgeld zwei Menagerien mit einigen abgemagerten Bestien und einem ihnen entsprechenden ähnlichen Inventar. Die früheren Besitzer hatten sich

damit so ziemlich ruinirt und auch unser Phineas konnte Anfangs nicht recht in die Höhe kommen. Denn wer Geld einnehmen will, muß hier mehr als irgenwo anders auch welches auszugeben haben, und das Letztere vermochte er noch nicht. Er konnte weder in den Zeitungen ellenlange lobpreisende Annoncen bezahlen, noch Tausende von riesigen Plakaten an allen Ecken anschlagen, noch ganze Schaaren weißgekleideter Jungen als seine Garde mit kolossalen, an langen Stangen befestigten Ankündigungen durch alle Straßen von New-York ziehen, am allerwenigsten aber ein Musikkorps mit einem Wagen durch die Stadt ziehen lassen und diesen sammt seinen zwanzig langbespannten Pferden von oben bis unten mit Annoncen bekleben. Wo in Amerika keins dieser Mittel angewandt und zum Uebermaße ausgebeutet wird, da herrscht Mißtrauen gegen die Realität des Unternehmers und Niemand besucht ihn, er bleibt als ein Lump bei Seite liegen und mag froh seyn, wenn er sein kärgliches dunkles Daseyn durch einen knappen Verdienst fristet. Hier schmuggelt sich kein selbst noch so unbedeutendes Unternehmen mit sanfter Leisetreterei ins Leben ein, hier erwartet es nie einen vielleicht später sich ergebenden Gewinn als Belohnung seiner Solidität. Nein, dem Charakter des Volkes entsprechend, bläht sich hier Alles auf, bis es entweder platzt und wie eine Seifenblase zerspringt oder bis es endlich fett wird und den frühern leeren Raum mit blanken Dollars füllt.

Das wußte Barnum recht gut und seinen Grübeleien auf Verbesserung seiner Lage, über zahlreicheren Besuch seiner noch immer leerstehenden Hallen kam ein an sich unbedeutender Umstand plötzlich zu Hülfe.

Er hörte nämlich von einem Ochsentreiber, der eine Trift Buffalos (wilde Stiere) nach dem Osten trieb, um sie dort für Geld öffentlich zu zeigen. Der Besitzer der Thiere, der sich eben nicht auf das Geschäft verstand, hatte auf der Reise so viel Schulden gemacht, daß seine Gläubiger Beschlag auf die Büffel legen ließen. Diese Nachricht benutzte Barnum. Er wußte einen wohlhabenden Freund für sich zu gewinnen, eilte sofort nach Utika, wo die Stiere standen, kaufte sie für ein Spottgeld und brachte sie, ohne ein Wort zu sagen, nach dem New-York gegenüberliegenden Dorfe Hoboken. Ein gewöhnliches Menschenkind würde die Büffel geschlachtet und, weil ihr Fleisch etwas Ungewöhnliches, sich einen kleinen Preisaufschlag per Pfund erlaubt haben; ein unternehmender Mann hätte sie vielleicht ausgespielt und durch Tanz und Feuerwerk anziehender gemacht; ein industrieller Spanier endlich hätte wahrscheinlich ein Stiergefecht gehalten und durch solch ungewohntes Schauspiel zwar die New-Yorker Ladies herbeigelockt, aber auch sicher ein Paar seiner Thiere eingebüßt.

Nicht so Barnum. Sofort nach seiner Rückkehr schloß er mit dem Besitzer der drei über den Hudson nach Hoboken gehenden Fähren einen Vertrag ab und miethete für einige Tage dessen sämmtliche Boote. Kaum war dies Geschäft abgemacht, so las man an allen Straßenecken von New-York riesenhafte buntgedruckte Anschlagzettel, in denen Barnum ankündigte, daß an den und den Tagen in Hoboken eine große Büffeljagd stattfinden würde. Ausrufer in buntbemalten, unförmlich auffallenden Wagen durchzogen mit Musikbegleitung durch die Stadt und unterrichteten das Publikum von der beabsichtigten Jagd. „Zwanzig echte Büffel, soeben erst in den Prairien des Westens gefangen, würden von wilden Indianern auf vaterländischen wilden Pferden gejagt werden, frei, gratis, umsonst, für nichts als die Ueberfahrtsgebühr" (die Barnum blos auf das Doppelte erhöht hatte." Wer die Beweglichkeit des New-Yorker Volkes kennt, dem ist es begreiflich, daß Alt und Jung zur festgesetzten Zeit nach Hoboken strömte. Drei Tage hindurch konnten die Boote die herbeieilende Menge nicht fassen. Natürlich hatte Barnum ein Dutzend New-Yorker Bummler als Indianer verkleidet, welche mit langen Speeren hie und da einem der ganz friedlich im Kreise gelagerten Büffel eins versetzten. Von einer Jagd konnte aber eben so wenig die Rede seyn, als von einem Kampfe. Das Publikum schrie und murrte, rief Humbug und wieder Humbug; aber es mußte sich mit dem Schreien begnügen und konnte nichts zurückfordern, da es ja auch nichts bezahlt hatte. Barnum ließ sie ruhig schreien und lachte sich ins Fäustchen, denn er machte mit dieser Operation mehrere Tausend Dollars und legte dadurch den Grund zum zahlreichen Besuche seines Museum, zu seinem großen Rufe und seinem bedeutenden Vermögen.

Es geht dem Amerikaner wie dem Russen, den er irrthümlich als seinen Antipoden betrachtet: er lacht, wenn man ihm für einen schlechten Witz oder einen guten Humbug sein Geld abnimmt. In diesem Charakterzuge liegt unendlich viel Kindlichkeit und Gutmüthigkeit; er äußert sich darum auch bei allen in den ersten Stadien ihrer Entwicklung begriffenen Völkern. Auf diese Thatsache gründet der freie Psychologe Barnum seine Spekulation und sein Glück.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Salzsee Elton, aus welchem jährlich ungefähr 6 Millionen Pud Salz gewonnen werden, die zu 21—22 Kop. Silber per Pud*) daselbst baar an die Rentereien von Saratow oder Kamyschin zahlbar sind, befindet sich im Gouvernement Astrachan, auf dem linken Wolgaufer, der Stadt Kamyschin gegenüber und 274 Werst von Saratow entfernt. Er hat 47 Werst in Umfange, und einen Flächenraum von 180 Quatratwerst. Vom Mai bis Juli ist die Hauptarbeitzeit zum Brechen des Salzes, und 750 Arbeiter schaffen in fünfzig Tagen die erwähnte Menge, wobei sie große Beschwerden durch Hitze, Waten in der Salzlake, auszustehen haben. Zum Salzbruch gehört eine Strecke Landes von 132 Werst in der Länge und zehn Werst in der Breite, sowie um den See herum eine fünfzehn Werst breite Viehweide. (Triest. Z.)

•

Der regierende Herzog von Koburg hat eine neue Oper, betitelt: „Tuby, der Wildschütz", komponirt.

*) Das Pud ist gleich 40 Pfund.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 9. Sonntag, den 30. Januar 1853.

Projekte und gute Vorsätze.

(Fortsetzung.)

Obwohl alle Berechnungen des Brasiliers genau waren, so mußten die beiden Associé's doch mancherlei Enttäuschungen erfahren und sich unter den steten politischen Unruhen in den jungen Republiken von Süd-Amerika mancher ernsten Gefahr aussetzen. Ein Theil ihrer Waaren ward ungerechterweise zurückgehalten, manche Ausstände wurden von den Gläubigern abgeleugnet, und es gehörte ebenso viel Ausdauer als Muth dazu, um den gehofften und rechtmäßig errungenen Ertrag dieser Spekulation zu realisiren. Endlich nach dreijährigen Strapazen, Gefahren, Unruhen und Sorgen kehrte Julian nach Europa zurück und landete in Havre mit einem Vermögen, das ihm seinen seitherigen Traum und Wunsch als erreichbar erscheinen ließ. Er hatte so eben sein Gepäck in sein Hotel geschafft, und trat wieder auf das Kai, wo er sich mit jenem entzückten unersättlichen Blick des Verbannten umsah, der sein Vaterland wieder sieht. Er betrachtete mit inniger Freude die Tinten des heimathlichen Himmels, die düstere Farbe des Wassers, das dichte Grün, die höheren Häuser; er horchte bezaubert auf das Gemurmel der Stimmen, welche die Sprache seines Vaterlandes redeten, kurz er nahm wieder mit allen Sinnen Besitz von Frankreich, als Jemand hinter ihm seinen Namen nannte und er erschrocken zusammenfuhr. In diesem Augenblick umschlangen zwei Arme seine Schultern, und als er sich rasch umwandte, stand er d'Alouzy gegenüber. Fast instinktmäßig flog ihm Julian in die Arme.

„Wie zum Henker kommen denn Sie hieher, den ich in Brasilien wähnte?“ rief d'Alouzy, nachdem er den jungen Mann herzlich bewillkommnet.

„Ich lange so eben an“, war die Antwort.

„Ei, verwünscht!“ rief Edmund ärgerlich; „es ist doch ein eigenthümlicher Unstern, daß wir uns nach einer so langen Trennung gerade in diesem Augenblicke wieder treffen müssen, wo ich abreisen muß. Sehen Sie, ich bin eben im Begriff, mich auf das Paketboot zu begeben“, setzte er hinzu und zeigte Julian einen kleinen Reisesack, den er in der Hand hielt. „Ich habe in London ein Rendezvous wegen einer interessanten Erfindung, einer ganz neuen Beleuchtungsmethode! . . . .“

„Und wie steht es denn mit Ihren deutschen Bergwerken?“ fragte Julian.

„Bitte, erinnern Sie mich nicht daran!“ fiel ihm d'Alouzy in die Rede; „ich habe daran 400,000 Frs. verloren, — beinahe mein ganzes Vermögen. . . . . Ja, ja, mein Freund! dabei ist gar nichts zu verwundern. Die Geschäfte haben seit Ihrer Abreise eine höllisch schlechte Wendung genommen!“ fuhr Edmund fort. „Eine Menge der achtbarsten Häuser ist gestürzt, und auch von einem andern habe ich gestern in Erfahrung gebracht, daß ihm unvermeidlicher Ruin bevorsteht — es ist das Bankgeschäft meines frühern Associés Barnier, dieses wackern Mannes.“

„Wie?“ rief Julian entsetzt, Barnier ist ruinirt?“

„Leider ja, und durch seine allzugroße Rechtschaffenheit“, erwiderte d'Alouzy; „als die anderen Bankiers ihren Kreditoren Nachlaßakkorde antrugen oder Borgfristen abverlangten, wollte er allein den Verfalltag einhalten und all seinen Verbindlichkeiten nachkommen. Aber die Last war zu groß, und er ist unterlegen oder wenigstens auf dem Punkt, das Gewehr strecken zu müssen.“

„Woher wissen Sie denn das?“ fragte Julian.

„Aus einem Briefe des Papa Trudaine an unsern ehemaligen Korrespondenten in Havre, den ich vorhin besucht habe“, entgegnete Edmund. „Der Biedermann sagt darin, Barnier habe Allem männlich die Stirne geboten und wäre gerettet, wenn ihm nicht etwa 300,000 Fr. fehlten.“

„Und er hat sie nicht finden können?“ fragte Julian.

„Er hat sie nicht suchen wollen, aus Furcht, sie nicht mehr wieder erstatten zu können. Trudaine schrieb auf eigene Faust, um Hülfe zu begehren, wird aber nichts erzielen, und Barnier wird leider genöthigt seyn, sich zahlungsunfähig zu erklären. Dies aber wird er nicht überleben — ich kenne ihn.“

„Wie? es sollte sich Niemand finden, der diese Summe daran wagen möchte, um einen Mann von Ehre zu retten?“

D'Alouzy zuckte die Achseln. „Unter den Bankiers und Geldmenschen dürfte man nur Wenige finden, welche daran hundert Thaler rücken würden, um einem Menschen das Leben zu retten, welcher kniefällig darum bäte!“ sagte er; „um so weniger wird Einer von jener Kaste etwas für einen Mann thun, welcher um nichts bittet und dem Darleiher vielleicht eine abschlägige Antwort geben würde, denn Barnier treibt das Zartgefühl auf das Aeußerste. Wenn er die Befürchtung hegt, jene 300,000 Franken nicht wieder erstatten zu können, wird Niemand im Stande seyn, sie ihm

aufzuschwatzen. Ja, sehen Sie, wenn ich noch mein Vermögen von ehedem hätte, würde ich ihm gern helfen; allein ich würde ihm selbst diesen Vorschlag gar nicht machen, sondern ich hätte die Summe in gute Wechsel verwandelt und sie dem Papa Trudaine zugestellt, der dann Alles in's Reine gebracht hätte."

In diesem Augenblick läutete die Glocke des Dampfboots und erinnerte d'Alouzy, daß er die Unterhaltung nicht länger fortsetzen könnte; er drückte dem Ankömmling noch einmal die Hand, versprach ihn bei seiner Rückkehr nach Paris aufzusuchen und eilte nach dem Fahrzeuge, dessen Räder sich schon bewegten.

Die Mittheilungen d'Alouzy's aber waren an Julian nicht unbeachtet vorübergegangen, und er sandte noch am selben Abend an den alten Buchhalter des Hauses Varnier einen chargirten Brief, welcher ohne weitere Bezeichnung die begehrten 300,000 Franken enthielt.

Julian's Geschäfte hielten ihn eine ganze Woche in Havre zurück; dann eilte er nach Paris, und sein erster Besuch galt seinem früheren Prinzipal. Er fand ihn sehr gealtert und niedergeschlagen, aber ruhig. Julie empfing ihn mit halb verlegener Freundlichkeit, und beglückwünschte ihn zu seiner Rückkehr mit einer Herzlichkeit, in welche sich eine gewisse Wehmuth mischte. Papa Trudaine dagegen öffnete seinem früheren Lehrling und Untergebenen die Arme und mußte sich dreimal die Brille abwischen, welche ganz thränenfeucht war.

„Nun, wie steht's, bester Papa? geht Alles nach Wunsch?" fragte Julian, den die Rührung des Greises selbst tief ergriffen hatte.

„O ja, o ja! es geht Alles gut, Dank den wackeren dankbaren Kindern!" flüsterte Trudaine.

Julian wich geflissentlich einer Erörterung aus, in welcher er sich zu verrathen fürchtete. Er erkundigte sich bei dem Alten nach manchem Bekannten aus früherer Zeit, und besonders nach den Veränderungen in der Pariser Handelswelt. Ach es waren gewaltige Schwankungen und Schicksalswechsel während Julian's Abwesenheit vorgekommen; mehre alte, Julian wohlbekannte Häuser waren in jenen Stürmen der Börse verschwunden, welche beständig den öffentlichen Wohlstand in Ebbe und Fluth und im Schwanken erhalten. Manche neue Häuser waren aufgetaucht, und unter diesen ein gewisser Joseph Parné, welcher seit einiger Zeit mit Varnier in Geschäftsbeziehungen stand und den man nach Trudaine's Behauptung schon als künftigen Associé des Hauses nannte. Julian interessirte sich nur in geringem Grade für diese Einzelnheiten, brach die Unterhaltung an schicklichem Orte ab und verließ den alten Buchhalter vollkommen zufrieden gestellt.

(Schluß folgt.)

Humbug und Barnum.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte er also — um mit meiner Erzählung fortzufahren — mit der sogenannten Büffeljagd sein erstes Geld gewonnen, so miethete er sein jetziges Haus an der Ecke von Broadway und Annstreet, und richtete dort sein großes Museum ein, das bald durch alle nur aufzutreibenden Merkwürdigkeiten, Abnormitäten, Mißgeburten und Absonderlichkeiten der Sammelplatz der Neugierigen wurde.

Zu jener Zeit bildete die erste Reise des Obersten Fremont durch die Felsengebirge das fast ausschließliche Thema des Tages. Allerlei neue Erscheinungen aus der Thier- und Pflanzenwelt kamen zum Vorschein, ein abenteuerlicher Gegenstand überbot den andern, eine neue Entdeckung folgte der andern. Plötzlich verkündet Barnum mit seinen gewöhnlichen riesenhaften Anschlagzetteln, mit seinen Musikanten und lobpreisenden Annoncen, daß er mit enormen Kosten in sein Museum ein schwarzes, ganz wolliges Pferd gebracht habe, das vom Obersten Fremont in den Felsengebirgen aufgefangen worden sey. Ganz New-York staunte ob der neuen Entdeckung. Die Zeitungen diskutirten sie als eine Frage von öffentlichem Interesse und wenn die Aufgeklärten sich stark gegen die Möglichkeit einer solchen Erscheinung aussprachen, so entgegnete Barnum lakonisch: „Kommt her zu mir alle, die ihr ungläubig und vernagelt seyd, ich will euch überzeugen!" Und sie kamen Alle, groß und klein, wer nur zwei Beine und zwei Schillinge hatte. Wirklich Barnum hatte nicht gelogen! Es stand leibhaftig da, das wollige Pferd, schwarz gekräuselt, nicht größer als ein Mustang, es ließ sich befühlen, streicheln und betasten. Da Wochen vergingen, ehe ihm ein zu gründlicher Liebhaber das wollige Fell verschob, so hatte Barnum Geld genug gemacht, und da das Publikum sich nicht unwillig zeigte, sondern nur über sich selber lachte, so folgten natürlich diesem Humbug bald unzählige andere auf dem Fuße nach.

Ich kann sie Ihnen unmöglich alle berichten, denn sie würden ein dickleibiges Buch in Anspruch nehmen. Ich überlasse diese Arbeit vielmehr dem spätern Biographen Barnums, der alle Thaten seines Helden in chronologischer Form verzeichnen und namentlich nicht vergessen möge, auf ihren innigen Zusammenhang mit der ihnen parallel laufenden Tagesgeschichte hinzuweisen. Lassen Sie mich daher nur im Fluge dem eben entworfenen Bilde Barnums einige ergänzende Züge beifügen.

Zur Zeit des mexikanischen Krieges, als alle Welt sich mit Santa Anna, dem feindlichen Feldherrn, beschäftigte, hatte Barnums Museum plötzlich das Bein aufzuweisen, welches Jenem in der Schlacht bei Buena Vista abgeschossen seyn sollte. Die Freude über den gewonnenen Sieg und die ausgestellte Nationaltrophäe war so groß, daß Niemand daran dachte, jenes sorgfältig in Spiritus aufbewahrte Bein brauche gerade nicht von Santa Anna herzurühren, der denn auch in jener Schlacht nur ein künstliches Bein verloren hatte, welches er seit der Belagerung von Vera Cruz (1838), wo er sein natürliches verlor, trug.

Wie zur Zeit der politischen Ebbe drüben bei Ihnen die Zeitungsenten auftauchen, so entsteigt hier bei derartigen Verlegenheiten stets den Journalen das Meerweibchen. Die Frage, wo es sich gezeigt und wie es ausgesehen habe, wird dann vom Volke mit mehr Eifer und Erbitterung geführt, als die bevorstehende Präsidentenwahl, und die Presse theilt sich dann sogar in eine meerweibliche und eine meerunweibliche.

Unversehens besänftigte Barnum den Streit, denn er verkündigte mit Pauken und Trompeten, mit Pfeifen und Trommeln, mit häuserlangen Annoncen und seiner Garde, daß soeben ein wunderschönes Exemplar eines Meerweibchens in sein Museum gebracht und dort zu sehen sey. Ein Schiffskapitän habe es an der New-Foundlandküste gefangen, in Spiritus gesetzt und für eine enorme Summe der Barnum'schen Anstalt überlassen.

Natürlich wurde jetzt der alte Streit auf ein neues Gebiet gezogen. Es handelte sich blos noch um die Frage, ob das aufgestellte Meerweibchen ächt oder unächt sey. Aber wie es immer geht, wenn der Enthusiasmus oder die Aufregung zu groß ist, die Zweifler und Nüchternen wurden überhört, und die Mehrzahl glaubt an die wirkliche Existenz des Wunders; hat sie doch bei Barnum den unnachahmlich schönen Vordertheil, Kopf, Hals und Brust gesehen und bewundert, und hatte sie sich dort auch von der wirklichen Verschmelzung des vordern Körpers mit einem häßlichen fischartigen Hintertheile überzeugt. Daß ein ausgezeichneter Pariser Künstler die wirklich meisterhafte Arbeit für einige tausend Dollars angefertigt hatte, stand zwar in den Büchern des Zollhauses; aber wer hat denn auch immer Zeit und Gelegenheit, diese einzusehen?

Ich erinnere mich noch mit unauslöschlichem Gelächter meines ersten Besuches bei Barnum. Es war an einem 4. Juli, dem ersten, den ich in den Vereinigten Staaten verbrachte, als ich den Tempel des Humbug betrat. Menagerie, fremde Merkwürdigkeiten und Schauspiel interessirten mich wenig; ich war desto gespannter auf den spezifisch Barnum'schen Theil des Museum.

Da sah ich gleich an der Thüre einen Negerjungen, der eine ganz helle Gesichtsfarbe hatte und sich selbst weiß gewaschen haben sollte. Zur besondern Feier des Tages wurde Washingtons Amme gezeigt, eine alte runzelige Schwarze, die ungefähr 80 Jahre zählen mochte, die aber, da Washington 1732 geboren ist, wenigstens 140 Jahre hätte alt seyn müssen, um dem ihr oktroyrten Charakter zu entsprechen. Nichtsdestoweniger wurde sie von den anwesenden Amerikanern mit einer Art religiösen Respekts betrachtet.

Gleich hinter der Pseudoamme saß ein alter, gebrechlicher Mann, der kaum mehr aufrecht stehen konnte. „Wer ist denn das?" fragte ich den Führer. „Das ist der letzte noch Lebende der Bostoner, die als Indianer verkleidet den englischen Thee in den Hafen von Boston warfen und durch diesen Akt den Unabhängigkeitskrieg eröffneten!"

In einer andern Ecke sah ich einen dicken, unbehülflichen, im Fett fast erstickenden Mann, unmittelbar neben ihm einen spindeldürren, abgemagerten Menschen, bei dessen bloßem Anblick man sich selbst elend fühlte. — „Jener ist der dickste und dieser hier der dünnste Mensch in der Welt", erläuterte der Führer mit großem Pathos. Sie müssen nämlich wissen, daß der Amerikaner mit seinen Superlativen und Hyperbeln eben so freigebig ist, wie der deutsche Zeitungsschreiber mit dem Worte Staatsmann, vielleicht eben deßhalb, weil man ihn heutzutage nur vom Hörensagen kennt.

Erst durch das Engagement Jenny Lind's wurde Barnum überall in Europa bekannt. Sie wissen daher, daß hier das erste Billet zu ihrem ersten Konzert mit einigen hundert Dollars bezahlt wurde; aber Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß Barnums Schwager es kaufte und daß beide Schwäger sich mit jenem Gebote nur ein Scheingefecht lieferten, um andere Narren in die Falle zu locken. Natürlich gingen sie hinein. Boston wollte New-York überbieten, dort zahlte ein „Kunstliebhaber" etwa 500 Dollars für das erste Billet, und Newport, ein unbedeutender Badeplatz, that es Allen zuvor, denn hier stieg in der Auktion ein einziges Billet auf 780 Dollars.

Sie konnten sich drüben nicht genug wundern, daß Jenny Lind hier wie eine Königin empfangen wurde. Sie schoben ungerechter Weise diese Huldigungen auf Rechnung des amerikanischen Kunstsinnes. O du gerechter Himmel! Was der amerikanische Kunstsinn unter der Straßenbevölkerung New-Yorks bedeutet, werden Sie inzwischen wohl an Madame Sonntag gelernt haben, der kein Barnum als Herold vorausging, und der daher bei der ihr zu Ehre gegebenen Serenade wirklich barbarische Beleidigungen zugefügt wurden.

Also nicht der Kunstsinn, sondern Barnum schuf jene glänzende Aufnahme. Dieser versteht, wie jeder große Mann, nicht allein die öffentliche Meinung zu bearbeiten, sondern auch zu schaffen. Schon acht Wochen vorher, ehe die große schwedische Künstlerin hier war, sprach alle Welt von ihr, man sah ihrer Ankunft wie einem öffentlichen Ereigniß von großer Wichtigkeit entgegen. Barnum setzte 200 Dollars für das beste Preisgedicht zu ihrer Begrüßung aus. Selbstredend versuchten sich alle Poeten und Poetaster — Bayard Taylor, ein junger talentvoller Schriftsteller und Mitredakteur der „Tribüne", erhielt den Preis. Für das Gedicht mußte natürlich eine Musikbegleitung geschaffen werden — wiederum dasselbe Manöver. Alle Komponisten setzten sich in Bewegung, Alles schwärmt für Jenny Lind; Komponisten, Autoren, Redakteure, Buch- und Musikalienhändler sind mit ein paar hundert Dollars zu ihren unverbrüchlichen Verbündeten gemacht. Es galt nur noch die Quacksalber, Friseure, Kammermädchen und Ladies zu gewinnen. Nichts leichter als dieses! Barnum setzte 200 Dollars Belohnung aus für denjenigen, der den besten Haarbalsam für Jenny Linds „herrliches blondes Haar" und seine Konservirung erfinde. Große Erwartung und Spannung in den Boudoirs, Parlors und unter den Nähmädchen! — bis endlich ein Haarkünstler von Broadway den Sieg davon trägt. Das Glück des Mannes ist gemacht. Alle Welt will Jenny-Lind-Balsam auf den Kopf und ist zum Voraus überzeugt, daß diese ihn auch durch ihren Gesang in jedes Herz tragen werde. Können Sie sich jetzt noch über den Enthusiasmus, über Ehrenpforten und Pferdeausspannen wundern?

Der Jenny-Lind-Humbug zeigt übrigens deutlich, daß Barnum nur auf einheimischem Boden groß ist und sich nur hier nicht in der Wahl seiner Mittel vergreift, denn als er mit ihr in Havanna dieselben Manöver wiederholen wollte, warf ihm das Volk die Fenster ein, ja es hätte ihn, wäre es seiner habhaft geworden, selbst gesteinigt. Er mußte sich Hals über Kopf mit seiner Nachtigall aus dem Staube machen.

Kaum hatte sich Jenny Lind von Barnum zurückgezogen, so trug eine neue Erscheinung dessen Ruhm durch das ganze Land. Acht kolossale Elephanten, die Barnum in einem besonders dazu gedungenen Schiffe

aus Ceylon direkt importirt hatte, zogen einen niedlichen, feinen Wagen, in welchem der Zwerg Tom Dumb ganz behaglich saß, während ein ebenso zwerghafter Livreebedienter auf dem Wagenschlage der Winke seines Herrn harrte. Diese sonderbare Equipage zeigte sich ganz unerwartet auf dem Broadway und in den belebtesten Theilen der Stadt; Sie können sich darum das Erstaunen von ganz New-York wohl vorstellen. Jetzt sind die Elephanten Barnum's Menagerie einverleibt, und dieser selbst wohnt augenblicklich in Bridgeport auf seinem prächtigen Landsitze, auf seinen Lorbeeren ruhend und neue Unternehmungen ersinnend. Er ist Agitator für das Temperenzgesetz, und wird durch diesen Humbug vielleicht sein langersehntes Ziel erreichen, welches nichts Anderes ist, als die Gouveurstelle des Staates Connecticut. An Fähigkeit für dieses Amt dürfte er nicht leicht von einem anderen Politiker der Vereinigten Staaten übertroffen werden. Wer kann es wissen, ob der „Napoleon des Humbug", wie der „Herald" seinen Feind Barnum nennt, nicht noch dereinst Präsident dieser Muster-Republik wird, ob er dann nicht Cuba auf Aktien erobert, Canadas und Irlands Annexation einer Versicherungskompagnie auf halben Gewinn und Verlust übrläßt, und in Japan und China mit Hülfe der Stockjobber und Börsenspekulanten das Temperenzgesetz und das Christenthum einführt?

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Montag, den 24. Januar: „Carlo Broschi", oder: „des Teufels Antheil", Oper von Auber.

Fast möchte man die Lust verlieren, unsere Opernvorstellungen einer Besprechung nur noch zu würdigen, denn was hilft alles Reden, was alles Aufmerksammachen auf das, was fehlt, auf das, was Noth thut, und auf die Mittel, diese Mängel zu verbessern, wenn dem betheiligten Personale theils die Fähigkeit, theils der Wille fehlt, wenn theils Eigendünkel, theils Leichtsinn sie hindern, aus den Rügen Nutzen zu ziehen? Eine klare Schaustellung der Mängel unsrer Oper gab uns die heutige Vorstellung. Sie fand zum Vortheile des Tenoristen Hrn. Stephan statt, der den Raphael d'Estuniga singen sollte und wollte, aber nicht konnte. Seine Stimme, ohnehin aller Größe baar, ließ ihn heute vollständig im Stiche, sie war — hoffentlich nur in Folge von Unpäßlichkeit, so kraft- und klanglos, daß man sie oft kaum hörte. Falls wirklich Unwohlseyn die Schuld trüge, hätte die Direktion gewiß im Sinne des Publikum gehandelt, wenn sie die Vorstellung noch ein Paar Tage verschoben, bis sich Hrn. Stephans Stimme wieder gebessert. So wurde diese Rolle, die zweitwichtigste der ganzen Oper, gänzlich ungenügend gegeben. Fräul. Schütz sang den Carlo Broschi mit Fleiß und Gefühl, deklamirte recht verständlich, intonirte rein, aber ihr Spiel war wieder so monoton, so kalt, daß man, um an ihrem wirklich guten Gesang ungestört sich weiden zu können, die Augen schließen mußte, denn diese — vorzugsweise horizontalen — stets wiederkehrenden maschinenmäßigen Bewegungen waren nicht geeignet, die Illusion zu steigern. Hr. Pichler (Carl IV.) detonirte sehr häufig, zu häufig für einen Mann wie er, von dem man Gutes zu erwarten berechtigt ist, und der schon oft Gutes geleistet. Wir glauben aber diesen Fehler schon öfter an Hrn. Pichler bei solchen Partieen oder in solchen Scenen bemerkt zu haben, die eben untergeordneter, weniger dankbarer Natur waren, und wären deßhalb fast geneigt, die Ursache darin zu suchen, daß Hr. Pichler solchen kleinen Partieen zu wenig Aufmerksamkeit schenkt. Hr. Burger (Gil Vargas) war eine durch und durch gutmüthige alte Seele ohne Witz und ohne Charakter, „matt wie deine Seele, Louise!" — ist das ein Gil Vargas? — Frl. Hallenstein (Casilda) weiß noch immer nicht Maß und Ziel, richtige Anwendung ihrer Stimmmittel zu finden; nur die tiefer liegenden Couplets im ersten Akte (B dur) sang sie genügend. Frau Beck hatte aus Gefälligkeit die Partie der Königin übernommen, eine Rolle von zu untergeordneter Bedeutung, als daß sie selbst in den Händen der Frau Beck der Vorstellung hätte aufhelfen können. Das Ensemble war durchaus mangelhaft, wenn auch keine auffallend störenden Fehler vorfielen. Es ging Alles so schläfrig, so zaghaft, die in diesen französischen Intriguenstücken absolut nöthige Sicherheit, Lebendigkeit, Charakterzeichnung fehlten gänzlich, — die Rollen waren kaum gelernt, wie viel weniger begriffen.

Wenn die erste Vorstellung eines Stückes in der Saison vollkommen, wenn sie gut durchgeführt wird, so daß sie anspricht, so wird dasselbe schon einige Male mit gleich gutem Erfolge wiederholt werden dürfen; wenn aber die erste Vorstellung fehlerhaft ist, so haben die Repetitionen kein Glück zu erwarten, wenn sie auch immer besser werden; der erste Eindruck wirkt im Publikum fort, und wer die erste Vorstellung getäuscht verließ, wird immer seine Bekannten abmahnen, das Stück bei der Wiederholung zu besuchen, weil es „schlecht gegeben worden sey." Daß aber bei solchen farb- und saftlosen Vorstellungen das Publikum die Lust verliert, das Theater zu besuchen, ist das noch zu verwundern? M . . .

---

* Sey still, mein Herz!

Sey still, mein Herz und trage
Stumm deine süße Last!
Kein Wort, kein Blick es sage,
Was für ein süßes Leiden
Du nur für alle Zeiten
So selig hältst umfaßt!
Viel tausend Blüthen sprossen,
Viel Blumen steh'n im Feld,
Doch du sey still verschlossen
Und nur an Ein's gedenke
Und tief in dir versenke
Süßträumend deine Welt!
Vielsüße Liebessprache
Durchflüstert Zweig und Ast,
Von Liedern rauscht die Halde,
Die Vöglein jubeln im Walde, —
Doch du sey still und trage
Stumm deine süße Last!

Ludwig Rebau.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 10. Mittwoch, den 2. Februar 1853.

Projekte und gute Vorsätze.

(Schluß.)

Zwei Tage später besuchte er Herrn Varnier wieder und überbrachte zugleich einige südamerikanische Kuriositäten, die er Julien anbieten wollte. In den nächsten Tagen erneuerte er seine Besuche, welche nun länger und vertraulicher wurden. Fräulein Varnier empfing den jungen Mann mit demselben Wohlwollen wie früher, allein ohne die unbefangene Fröhlichkeit, welche ehemals diesen Begegnungen so viel Reiz verliehen hatte. Besonders schien sie allen vertraulichen Mittheilungen Julians ausweichen zu wollen, und namentlich Erklärungen von seiner Seite sehr zu fürchten. Dieser wollte endlich durch ein freimüthiges Geständniß allen Zweifeln und Unbehaglichkeiten ein Ende machen, bat Herrn Varnier um eine Unterredung und gestand demselben seine Liebe zu Julien.

Der Bankier fuhr erschrocken zusammen. „Ist es wirklich Ihr Ernst? Sie halten bei mir um die Hand meiner Tochter an?" fragte er.

„Ja, ich habe es gewagt, nachdem ich mir durch meine Bemühungen ein Vermögen erworben habe!" entgegnete Julian und erzählte Herrn Varnier rasch, wie ihn nur die Möglichkeit einer Verheirathung mit seiner Tochter zu jener Reise bestimmt und während derselben seinen Muth aufrecht erhalten habe.

Das Gesicht des Bankiers nahm einen auffallenden Ausdruck von Wehmuth und Enttäuschung an. „Es ruht ein wahrer Unstern, ein Fluch auf uns!" rief er und schlug sich vor die Stirne.

„Was wollen Sie damit sagen?" rief Julian.

„Sie hatten mir früher Nichts davon gesagt, und ich hatte nicht die mindeste Ahnung davon!" sagte Varnier, „und nun — nun ist . . . meine Tochter mit . . . Joseph Parné verlobt!"

Der junge Mann stieß einen Schrei der Verzweiflung aus.

„Ich konnte nicht lange zaudern," fuhr der Bankier fort, „diese Verbindung war in jeder Hinsicht eine passende und sicherte mir eine Assoziation zu, ohne welche die Zukunft meines Geschäfts kompromittirt war; ich habe daher Julien meiner Lage geopfert!"

„Und sie hat eingewilligt?"

„Allerdings; zwar erst nach reiflicher Erwägung, aber ohne Zwang!" entgegnete Varnier.

„Und wenn Julie nun, von meiner Liebe gerührt, ihre Zustimmung zurücknehme, dies Jawort aufhöbe?" rief Julian.

„Sie werden sie nicht veranlassen wollen, daß sie ein Versprechen bräche!" fiel ihm Herr Varnier in die Rede. „Sie hat ihre Ehre gewissermaßen zum Pfande gesetzt; der Hochzeitstag ist schon bestimmt, und ein gegebenes Wort ohne genügenden Grund zu brechen, wäre sehr unehrenhaft und unrecht. Zudem hat sie selbst aus freien Stücken Herrn Parnés Werbung angenommen!"

„Nicht doch — nicht freiwillig that sie es, sondern nur weil sie wußte, daß Ihnen diese Heirath nothwendig war!" rief Julian; „Sie haben ja selbst zugestanden, daß sie einer Art moralischen Zwangs nachgegeben hat!"

„Wenn Julie aber nur der Dankbarkeit nachgegeben hätte?" rief Varnier lebhaft, — „wenn diese Verbindung das einzige Mittel wäre, um die Schuld des Dankes gegen einen Mann abzutragen, dem wir unsere Ehre verdanken?„

„Wie soll ich das verstehen?" rief Julian betroffen.

„Fragen Sie nicht weiter; ich kann Ihnen nicht mehr sagen!" erwiderte Varnier schmerzlich.

„Aber ich, ich will Ihnen Alles sagen!" rief eine Stimme und hinter der spanischen Wand, welche die Thüre maskirte, trat Papa Trudaine hervor.

„Sie haben uns belauscht?" rief Herr Varnier stirnrunzelnd.

„Anfangs gegen meinen Willen, denn ich wollte Ihnen diese Papiere zum Unterzeichnen vorlegen", entgegnete der alte Buchhalter. „Allein das, was ich Anfangs hörte, hat mich verleitet, auch den übrigen Theil des Gesprächs zu belauschen! — Der Dienst, welcher unserm Prinzipal geleistet wurde, läßt sich in wenigen Worten erklären", fuhr er, zu Julian gewendet, fort. „Wir waren nicht im Stande, unseren Verbindlichkeiten zum Ultimo gerecht zu werden, sondern bedurften dazu noch 300,000 Franken, ohne die wir unfehlbar unsere Zahlungen hätten einstellen müssen. Schon hatten wir alle Hoffnung verloren, als ich diese Summe in guten Werthpapieren durch die Post erhielt . . ."

„Und da ich meine Lage Niemanden außer Parné anvertraut hatte", fiel Herr Varnier dem Alten in's Wort, „so konnte auch nur er allein mir diese Summe zusenden, wie er es auch seitdem eingestanden hat!"

„Wenn er dies that, so hat er gelogen!“ rief Trudaine. „Meiner Treu! ich wußte nichts von diesem Irrthum unseres Prinzipals und von der Prahlerei Parné's, sonst hätte ich längst schon gesprochen.“

„So kennen Sie also den Freund in der Noth, von welchem diese Hülfe kam?“ rief Varnier.

„Allerdings!“ sagte der Alte vor Freuden zitternd. „Ich habe das Kouvert des Briefs aufgehoben, worin die Wechsel kamen; hier ist es! Ich erkannte die Handschrift auf den ersten Blick. Das Geld kam von unserem treuen und wackeren Freunde Julian. Ich konnte mich unmöglich in seiner Handschrift täuschen.“

Varnier nahm das Briefkouvert und prüfte die Aufschrift; dann blickte er den jungen Mann an, der beschämt und verlegen vor ihm stand, und sich nicht rührte.

„Julian, mein Sohn!“ rief er mit Thränen im Auge und breitete ihm die Arme entgegen. Julian sank entzückt an seine Brust, und Beide hielten sich lange umschlungen, während Papa Trudaine an seinen Brillengläsern wischte.

Julie hatte nur aus Dankbarkeit für die Rettung ihres Vaters dessen präsumtiven künftigen Associé heirathen wollen. Ihr Herz gehörte längst Julian und sie dankte Gott aufrichtig, da sie nun da ein Glück fand, wo sie nur die Erfüllung einer heiligen Pflicht der Pietät gesehen hatte.

Varnier verlebte noch mehrere Jahre an der Seite seiner Kinder und starb erst, nachdem durch Julian's umsichtige Bemühungen der Kredit seines Hauses wieder vollkommen hergestellt war und dasselbe der größten Solidität sich erfreute.

Das Geschäft befand sich auf dem Glanz seiner neuen Blüthe, als man eines Tages Julian den Besuch des Herrn Edmund d'Alouzy meldete, und jener einen armselig gekleideten, leidend aussehenden, abgemagerten, kahlköpfigen Mann in sein Arbeitszimmer eintreten sah, in welchem er kaum wieder seinen ehemaligen Prinzipal erkannt haben würde. Und dennoch war es, von Leiden aller Art entstellt, sein früherer Gönner, der mit lauter halbausgeführten Projekten sein ganzes väterliches Erbe verschwendet, werthvolle Geistesgaben und zwanzig der kostbarsten Jahre seines Lebens vergeudet hatte, und nun Julian's Fürsprache nachsuchte, um ihm ein bescheidenes Aemtchen zu verschaffen, das ihm kaum den dringendsten Lebensunterhalt bot.

Julian ließ ihn gar nicht ausreden. „Ihr Platz ist hier, an meiner Seite!“ rief er. „Ich lasse Sie nicht wieder von mir. Wir wollen eine Assoziation bilden, in welcher Sie Ihre fruchtbare Einbildungskraft als Kapital einlegen; Sie sollen Ideen angeben, Rathschläge ertheilen .....“

„Und Sie wollen sich der Mühe unterziehen, sie auszuführen?“ unterbrach ihn d'Alouzy. „Du lieber Himmel, da ergeht es mir über Verdienst gut! Wir werden also fortfahren, wie wir es früher gehalten. So lange ich lebe, habe ich auf alle Wände Pläne gemalt, die der erste beste Vorübergehende ausführte. Ich habe nach allen Winden hin Projekte ausgesäet, die von Anderen ausgebeutet und ausgeführt wurden, und ich bin aus Mangel an Ausdauer ein armer unnützer Mensch geblieben bei mehr inneren Hülfsmitteln, als vielleicht nöthig waren, um meinem Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten.“

Humbug und Barnum.

(Schluß.)

Ich bin vielleicht weitläufiger geworden, als ich selbst beabsichtigte, aber Sie werden mich hoffentlich nicht tadeln, daß ich auf Unkosten meines Helden einmal gegen die Regeln der Oekonomie sündigte. Ich will Ihnen darum auch alle Schlußfolgerungen aus den berichteten Thatsachen selbst überlassen und blos auf eine Frage antworten, die ich Sie im Geist an mich stellen sehe. „Wie ist es aber nur möglich“, werden Sie mir einwenden, „daß ein Mann wie Barnum hier eine solche Bedeutung gewinnen, daß er trotz seiner oft so plumpen, höchstens auf den Ungebildeten berechneten Effekte seine Stellung behaupten kann?“

Ich erwidere Ihnen: hier ist Alles möglich, weil fast nichts natürlich ist. Beinahe alle hiesigen Verhältnisse wurzeln in dem Kontraste zwischen der ersten Ursprünglichkeit und der modernen Weltbildung. Amerika hat keine selbständige Vergangenheit, die europäische Bildung ist nur in ihrer Verbildung importirt; es fehlt ihm überall die eigene Entwicklung und Selbständigkeit. Nur hie und da vermochte und vermag es auf die europäische Zivilisation, auf die Resultate unserer Wissenschaft ein Pfropfreis zu setzen, das bereits Vorhandene in seiner Ausdehnung anzuwenden.

So ist fast überall kein solider Grund und Boden, keine durch Arbeit vorausgegangenene Jahrtausende gewonnene Operationsbasis, kein das Alte und Neue vermittelndes Bindeglied. Das Neue ist zu neu und das Alte zu alt, um eine Verschmelzung einzugehen. So sind hundert Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten gegeben und nur der natürliche Weg des gegenseitigen Durchdringens, des Ineinanderlebens, der Amalgamation ist ausgeschlossen. Wo aber das Unnatürliche in die Rechte des Natürlichen eintritt, da ist auch das Wunder und der Humbug nicht nur möglich, sondern die unausbleibliche Folge.

Diese Unnatur bringt es denn auch selbstredend mit sich, daß sie auf fast allen Gebieten des Lebens demselben Mangel an Einheit, an Harmonie, an Abrundung, und desto mehr schreienden Gegensätzen begegnen. Da haben Sie die Rousseau'sche von Tugend und Philantropie triefende Republik auf dem Papier — und daneben die Negersklaverei mit der Peitsche, die absolute politische Freiheit des weißen Individuum — und seine systematische Knechtung durch Familie, Priester und sogenannte öffentliche Meinung, den ungebundenen Fortschritt in allen Zweigen der Naturwissenschaften — und den vollständigen Stillstand in allen übrigen nicht materiellen oder kommerziellen Dingen, die Lokomotive — und den Urwald, die Telegraphenstange — und die Indianerhütte, den Welthandel — und den Gespensterglauben.

Diese Widersprüche prägen sich natürlich auch bei jedem Amerikaner aus. Er kommt mir, wo er nicht Kaufmann ist, vor, wie ein von Natur reich ausgestatteter Hinterwäldler, der unvorbereitet aus seiner Einsamkeit in die große Welt tritt und Freude an den feineren Genüssen des Lebens zu finden anfängt. Die jüngste Vergangenheit geräth da in Widerspruch mit der Gegenwart; er ist weder in der einen noch in der andern recht zu Hause. Er ist aus seinen alten Kleidern herausgewachsen und hat noch keine neuen, passenden gefunden; er fühlt das und wird darüber verlegen, er möchte seine Verlegenheit verbergen und wird komisch. Er läßt sich von allem im Unbekannten imponiren und geräth mit sich und Andern in Konflikt. Er nimmt heute hundert neue Eindrücke in sich auf und verwischt sie morgen durch hundert andere. Er ist heute glühend begeistert für eine Sache und berechnet sich morgen, daß diese Begeisterung nichts eintragen kann, also unpraktisch ist. Er verschwendet heute Tausende von Dollars und hält morgen die Cents ängstlich zusammen. Er ist Kunstenthusiast und Geschäftsmann, Lebemensch und religiöser Schwärmer. Er begeistert sich für Gemälde, wenn sie von anerkannten Meistern herrühren und ihm als solche gerühmt werden, und er wundert sich, wenn er die Düsseldorfer Gallerie in New-York besucht, daß Hr. Düsseldorfer ein so produktiver Künstler sey. Er bildet die berühmtesten Statuen aller Bildhauer nach; nur hält er sich zuweilen nicht streng an das Original und verbessert nach eigenem Geschmacke. So sah ich u. A. bei einem der reichsten Bürger in New-York zwei Sphinxen ausgehauen, denen der Besitzer blaue Schabracken auf den weißen Marmorrücken gemalt hatte. „Very fine, indeed!" sagten die Vorübergehenden.

Sie können auch korinthische Säulenhallen von einer Säule und mit hölzernem Frontispiz finden. Der Amerikaner hält keine stehenden Heere und die höchste Auszeichnung für ihn besteht in einem militärischen Titel, dessen häufige Beilegung hier schon nichts weiter als eine bloße Höflichkeitsform bezeichnet.

Er hat Ueberfluß an religiösem Gefühl und baut Kirchen auf Aktien und Spekulation. Er trägt seinen feinen Patenthut hinten im Nacken und zeigt seine Hände ohne Handschuhe. Er raucht feine Zigarren und trinkt den Champagner mit Branntwein. Er sitzt mit einem feinen Opernglase im ersten Range und speit seinen braunen, gekauten Tabak sammt Jauche auf die seidenen und sammtenen Polster.

Er möchte gern Alles seyn und er ist es so, daß jede seiner Aeußerungen noch den Beigeschmack seiner jüngsten Vergangenheit an sich trägt. Kurz, er ist nirgends konsequent, er paßt sich den Verhältnissen an, um sie desto besser zu beherrschen, er ist mehr der Mann des Vortheils als der Prinzipien und wird selten in seiner Wahl zwischen Ehre und Gewinn schwanken. (Europa.)

Streifzüge.

(Aus der „Preußischen Zeitung".)

Bergluft zu athmen, auf Gletschern umherzuklimmen und in den Sennhütten zu schlafen, das war das eigentliche Ziel meiner Reise, nebenbei wollte ich auch einen Theil Oberitaliens absolviren.

Wien, ein paar Dutzend Meilen Eisenbahn, der Schneeberg, der Sömmering, lagen hinter mir. Obgleich diese Bahn eine fast ununterbrochene Reihe von Landschaftsbildern bietet, die jedes unbefangene Auge fesseln müssen, so war mein Sinn doch zu sehr mit dem Süden und seinen Wundern beschäftigt, als daß ich es sonderlich bedauert hätte, das schöne steyrische Gebirgsland so rasch zu durchfliegen. Nur beim Anblick von Grätz schwankte ich. Es war Sonntag. Bunte Haufen von Spaziergängern umstanden den kurze Zeit rastenden Bahnzug, meinem Waggon zunächst eine Gruppe, in deren lebensfrohen Mienen ich die feste Versicherung zu lesen glaubte, daß es nirgend in der Welt besser seyn könne, als in der steyrischen Hauptstadt, und daß Jeder ein Thor sey, der anderswo sich aufhalte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber mir war es in jenem Augenblicke durchaus plausibel, daß Jeder, der ohne Zwangspaß reist, hier wenigstens einen Tag verweilen und, sofern er unbesonnener Weise sein Fahrbillet bis Triest gelöst haben sollte, dies opfern, ja sogar sich von seinem Koffer trennen müsse. Eben wollte ich aussteigen, ehe mir jedoch der Kondukteur auf die Frage, ob ich in vorliegendem Falle wohl einige Aussicht habe, mein Gepäck seiner Zeit wiederzusehen, antworten konnte, hatte sich der Zug bereits wieder in Bewegung gesetzt. Selbst der Lokomotive schien die Trennung schwer zu fallen. Vier oder fünf Mal unter den heftigsten Stöhnseufzern setzte sie an, schob sich ein Stück weiter, und blieb wieder stehen; endlich, mit einem ungeheuern Ruck, der meinen Kopf mit dem meines Nachbars zusammenschlug, und dessen Meerschaumkopf das Leben kostete, stürmte sie vorwärts, grimmig schnaubend und funkensprühend.

Der Besitzer des zerbrochenen Pfeifenkopfes war ein alter Herr, dessen Lippen bis dahin nur Rauchwolken entquollen waren; eine ihm angebotene und acceptirte Zigarre vermittelte ein Gespräch. Er gab sich als österreichischen Major außer Dienst zu erkennen, in Grätz ansässig, und eben im Begriffe, eine Lustreise nach Dalmatien zu machen. Er hatte in meiner Seele den Eindruck gelesen, den sein „liebes Grätz" auf mich machte und war nun bemüht, dessen Reize und Annehmlichkeiten vor mir ins hellste Licht zu setzen. Der wackere alte Herr schien etwas Gourmand und rühmte zuvörderst Küche und Keller; kaum irgend wo in Oesterreich trinke man Wein und Bier so gut und billig und esse so gute Braten. Die Wohnungen und das Leben überhaupt seyen hier zwar, wie im ganzen Lande neuerdings nicht mehr so wohlfeil, als früher vor dem „tollen Jahre" und seinem Gefolge von Papiergeld, immer aber doch noch die Verhältnisse zu andern Provinzialhauptstädten äußerst günstig, Grätz daher das Eldorado aller Pensionaire. Endlich erhob sich die Erzählung von der wohlbesetzten Tafel zu einem Spaziergang, oder vielmehr zu einer Rundreise in die Umgebung. Auf den Schwingen seiner Beredtsamkeit besuchte ich den Schloßberg mit seinen schönen Anlagen und noch schönerem Ueberblick der Stadt, der fruchtbaren, von Hügeln und Waldbergen begränzten Ebene; das romantische Algersdorf mit dem Berge Plabutsch, die Einöde, das lieblich gelegene Maria-Grün, den mit Primeln (Runkeln)

bedeckten und nach ihnen benannten Ruckerlberg, ja sogar den 4500′ hohen Schöckel mit umfassender Fernsicht bestieg ich an seiner Hand.

Bei Cilly und weiterhin bei Laibach wollten sich abermals in meiner Seele Entschlüsse losringen, ich hielt jedoch an meinem ursprünglichen Reiseplan fest, in der ersten Juliwoche noch bis zur Adria vorzudringen, um vor Beginn der Hundstage die Lombardei wieder verlassen zu können. In Venedig hörte ich von Reisenden, die auf jenen Distrikt (das Sannthal, Wochain, Wurzen, Jeserza, Isonzo, bis zum Terglou hin) eine ganze Woche verwandt hatten, mit solcher Begeisterung sprechen, daß ich nahe daran war, wieder umzukehren, um die „steyrische Schweiz“ kennen zu lernen, oder vielmehr von Tyrol aus vor der Heimkehr noch einen Abstecher dahin zu machen. Wie es aber gewöhnlich den Touristen geht, die Meilen dehnten sich unter meinen Füßen und die anberaumte Zeit verflüchtigte sich unbemerkt, so daß bei der Rückreise an Abstecher nicht zu denken war.

Auf der großen Laibacher Poststraße rollte ich das Karstgebirge hinauf, hatte noch vor Sonnenuntergang Optschina erreicht, und sah Triest in bester Abendbeleuchtung.

Der Anblick in landschaftlicher Beziehung ist sehr schön und wird nie seinen Eindruck verfehlen, zumal er sich ganz plötzlich in der günstigsten Entfernung aufthut und an dem öden, sonnverbrannten Kalkgebirge des Karst eine treffliche Folie hat. Triest selbst jedoch, namentlich der Hafen, von dem ein Theil maskirt bleibt, erscheinen von oben gesehen, fast winzig. Von dem vielgerühmten ersten Eindruck des Südens wollte mein Kabrioletnachbar, ein dicker Mecklenburger, gar nichts wissen. Eine große Hornbrille auf der Nase, weit aus dem Wagen gelegt, hoffte er, Orangen- und Myrthenwälder zu sehen und den süßen italienischen Duft einzuschlürfen, wurde aber ganz verdrüßlich und fast grob, als wir, den Berg hinabpendelnd, immer näher kamen, und nichts als Weingärten, Nußbäume und Büsche sahen, die auch bei uns wachsen. Hier und da blickten wohl einmal ein Paar Feigen- oder Olivenbäume über die Mauer, es kostete mich jedoch sehr energische Versicherungen, ehe ich ihn darüber beruhigte, daß die ersteren wirklich frei wüchsen, und nicht in Holzkübeln, und daß die letzteren nicht etwa gemeine Weiden seyen.

Triest's Geschichte ist eine sehr wechselvolle. Es wurde wiederholt zerstört, ging aus einer Hand in die andere, und hatte besonders von den eifersüchtigen, habgierigen Venetianern viel zu leiden, bis es endlich 1717 Freihafen ward. Seit jener Zeit ist es in stetem, nur durch die französische Okkupation und ihren nächsten Folgen für Handel und Verkehr ununterbrochenem Aufschwung begriffen, zur Zeit die blühendste Handelsstadt Oesterreichs, mit 57,000 Einwohnern. Ihr Epitheton: „die Getreueste“, bewährte sie im Revolutionsjahre, wo sie, obschon eine Partei, im Stillen auf Anschluß an die italienische Sache hinarbeitete und trotz zweimaliger Blokade durch die Sardinier dennoch fest an Oesterreich hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

* Der kgl. bayer. Kollegial-Sekretär Michael Masson gibt einen „Stammbaum des königlichen Hauses Bayern“ heraus. Dieses Werk wird aus zwölf Blättern in Steuerkataster-Format bestehen, welche zusammengefügt ein vollständiges Tableau bilden, sämmtliche Haupt- und Spezial-Linien des Wittelsbach'schen Königshauses und zwar in ununterbrochen fortlaufender Linie von Vater auf Sohn bis zum Erlöschen derselben enthalten. Außer den Geburts-, Successions- und Vermählungs-Daten, dann Angabe der Geburts- und Begräbniß-Orte, so weit solche immerhin ermittelt werden konnten, befinden sich auf den Schilden der männlichen wie mehrentheils auch der weiblichen Linie nach Erforderniß und Zuläsigkeit des Raumes zur Erläuterung auch historisch-biographische Notizen und Hauptmonumente der Geschichte, insoferne fürstliche Häupter dabei betheiligt waren, aufgezeichnet. Zu diesem Tableau erscheint zugleich unter dem Titel: „Das Könighaus Bayern, genealogisch bearbeitet und mit historisch-biographischen Notizen erläutert ꝛc.“ ein ungefähr 12 Bogen starkes Buch, den vollen Inhalt des Stammbaumes wohlgeordnet in sich schließend, welchem bei Gebietstheilungen und Vererbungen, dann bei dem Erlöschen der verschiedenen Linien, die nöthigen erläuternden Aufschlüsse kurz beigefügt sind. Der Herausgeber hat eine doppelte Auflage veranstaltet, wovon eine in Farben und eben dieselbe, aber in Schwarzdruck, zu gleicher Zeit und zwar längstens bis Ende Mai d. Js. erscheinen wird. Der Subskriptionspreis für das ganze Prachtwerk nebst Buch, in Farben, (welches den Vortheil gewährt, daß die männliche von der weiblichen Linie besonders deutlich mit Farben ausgeschieden ist) beträgt 15 fl. 36 kr., in Schwarzdruck 6 fl. 54 kr.

Miscelle.

* Frankfurt. Unter den in den letztern Tagen vorgekommenen Diebstählen befindet sich u. A. der eines Paletot aus dem Hotel der k. großbritanischen Gesandtschaft, und wer denselben unbeschädigt zurückbringt, erhält eine Belohnung von 10 fl., eine Belohnung von 100 fl. aber derjenige, welcher Auskunft über den Dieb des Paletot zur Ueberlieferung desselben an die Gerichte, und andere 100 fl. derjenige, welcher über frühere im Hotel geschehenen Diebstähle von Kleidern, einer goldenen Broche mit Smaragden, genügend Auskunft geben kann. Man erkennt aus dieser Bekanntmachung, daß auch in den ersten mit vielen Dienstboten versehenen Häusern das Eigenthum nicht sicher ist.

* Bild der Nacht.

Still ist mein Herz, wie eine Sommernacht,
Durch all' die Ruhe bricht kein einz'ger Laut,
Es schauert still vor seiner eig'nen Pracht,
Die es im Spiegel eines Traumes schaut.
Und gold'ne Sterne glimmen zauberlicht,
Und ziehen still am weiten Himmel hin.
Es lächelt über mir ein Angesicht,
Viel trunk'ne Lieder meiner Brust entblüh'n.

Ludwig Rebau.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 11. Sonntag, den 6. Februar 1853.

Die Entschädigung.

Von den Pariser Aerzten ist keiner so bekannt, und nicht blos seiner Doktorei wegen, sondern auch wegen seines Humors bei Jung und Alt so gut angeschrieben, als der Doktor Bonenfant. Bonenfant, so nenne ich den liebenswürdigen und liebenswürdig gelehrten Mann, obgleich ihm das Publikum einen anderen Namen zu geben pflegt; allein wer ihn kennt und weiß, was Bonenfant sagen will, der wird nicht zu lange rathen auf den Doktor, den ich meine, und wer ihn nicht kennt, dem kann es gleich seyn, ob er so oder anders heißt.

Der Doktor Bonenfant also, Professor und Praktikus zugleich an einem der Spitäler von Paris — als Meister der Heilkunde und Heilkunst durch Lehre und Beispiel thätig und durch die Natur der Uebel, in deren Abwendung und Bewältigung er vor Allem stark ist, besonders der Jugend noch mehr in ihren Nöthen als in ihren Studien behülflich, dabei gutmüthiger Weltmann und Spötter ohne Gift, in den Salons willkommen und in den Koulissen wohl gelitten, läßt hie und da über einen Kollegen, dem er eine Schwäche abgesehen, sey es vor seinen Zuhörern, sey es im freien Gedankenaustausch mit seinen Jüngern und Gehülfen, oder auch im Gespräch mit anderen Personen gern ein heiteres Wort fallen, das er um des Witzes und des Lachens willen, nicht um den Betroffenen zu ärgern, sich erlaubt, und das manchmal in einem Momente unbewußten Uebermuths ohne irgend eine Absicht ihm entfährt.

Es ist dies ein mehreren Matadoren der Pariser Arzneischule gemeinsamer Brauch, der bei den Einen mehr, bei den Anderen minder systematisch ist, und keineswegs immer in der Form attischer Feinheit zur Erscheinung kommt. Eine ganze Polemik wurde auf diese Weise an dem Krankenbett oder in dem Hörsaal von zwei gefeierten Antagonisten, um die sich eine Schaar gläubiger Schüler drängte, öfter schon geführt, und von den meisten Berühmtheiten der Pariser Fakultät sind Geschichten, die sich auf Aehnliches beziehen, Epigramme und energische Aeußerungen gegen mächtige Nebenbuhler in Umlauf.

Von keinem derselben hat die mündliche Ueberlieferung der hiesigen Asklepiaden eine so große Menge derartiger Züge aufbewahrt, als von einem der höchsten unter den Hohen, von dem berühmten Doktor Lisfram. Keiner von denen, die ihm zur Seite die Grundsätze und Fortschritte der Wissenschaft entwickelten, oder in Anwendung derselben die Stufe mittleren Rufes überschritten, entging, mit alleiniger Ausnahme Secamare's, seiner Satyre oder seinem Anathem, das selten in diplomatischer Fassung, wohl häufig aber mit unvergleichlicher Rücksichtslosigkeit des Ausdrucks über das ausersehene Opfer verhängt ward. Ein Arzt, der es in der Pflege der Luftorgane besonders weit gebracht und den Ruhm seines Vaters durch noch bedeutendere Leistungen fortgepflanzt hat, ward vom Lisfram geradezu als Ignorant und Esel traktirt; ein Wundarzt, dessen zierliche Handfertigkeit von der ganzen medizinischen Welt anerkannt ist, dem aber nicht außerordentliche Schonung für seine Patienten nachgesagt wird, ein Vorwurf, der zur Zeit, als Aether und Chloroform den Operationen noch nicht zu Hülfe kamen, zuweilen stark in's Gewicht fiel, erhielt von Lisfram den homerischen Beinamen eines herrlichen Fleischers; ein Dritter ward als Marktschreier, ein Vierter als Ideendieb verurtheilt, und demohngeachtet, wenn die Herren in der Akademie zusammentrafen, wurden die Hände gegenseitig gedrückt, denn, wie das französische Sprichwort heiter sagt, das thut den Gefühlen nichts. Doktor Lisfram hätte aus diesen Verunglimpfungen so etwas wie ein komisches Intermezzo gemacht, das denselben den größern Theil ihre Säure benahm und sie häufig mehr zu einem liebenswürdigen Erguß ungezügelter Laune als zu bitteren Persönlichkeiten machte. Der Gegensatz zwischen seinem stattlichen, Achtung gebietenden Aeußern und seinen manchmal skurrilen Ausfällen, oder der Einklang seiner Kernsprüche gegen einen Widersacher mit seinem herrischen Gesicht und athletischen Aussehen verlieh seinen Derbheiten eine Anziehungskraft, die sie vielleicht sonst nicht besessen hätten. Wenn man außerdem wußte, wie leutselig er gegen Untergebene zu seyn verstand, wenn man ihn von Zeit zu Zeit in ungezwungenem Verkehr mit seinen Zöglingen sah, namentlich eine seiner Abschiedsreden am Schluß des Studienjahrs und seine weltweisen, aber keineswegs sittenstrengen Rathschläge auf die Ferien gehört, oder in seinem väterlich ehrerbietigen Umgange mit jungen Töchtern des heil. Vincenz von Paula ihn, der bis wenige Monate vor seinem Tode nicht den frommen Christen spielte, beobachtet hätte, so möchte man ihm eben so sehr wegen seiner geselligen Vorzüge als wegen seiner Wissenschaft einige Freiheiten zu gut halten.

Wie Doktor Lisfram erlaubt sich auch Doktor Bonenfant zuweilen eine kritische Umschau und epigram-

matische Seitengänge auf den Wegen seiner Kollegen, doch mit weit größerer Vorsicht in dem Urtheil, selbst und mehr Zurückhaltung in der Form. Gerade hiedurch ist seine Satyre für manche Eigenliebe um so empfindlicher; es gibt Personen, die Ohrfeigen leichter vertragen als Nadelstiche, und sehr empfindliche Naturen werden von den leisesten Anspielungen oft am schnellsten verletzt. Zu diesen schien auch der jetzt verstorbene Doktor Dejeanet zu gehören, dessen ärztliche Sitten von Bonenfant mit einigen versteckten Scherzen, wobei nicht einmal Dejeanet's Name buchstabirt ward, heimgesucht worden sind. Der Doktor Dejeanet war kein schlechter Arzt, aber auch keiner von den ersten Meistern; er hatte das Vertrauen vieler Familien und die gewöhnlichen Talente, allein in Fällen, die einen untrüglichen Blick oder eine ebenso kühne als sichere Hand und außerordentliche Entscheidungen verlangen, ward er selten geholt, und obgleich er die medizinischen Zeitungen und Zeitschriften beständig mit Beiträgen versah, sowie in Büchern und Flugschriften sein Votum über die Fragen an der Tagesordnung abgab, so hat er doch nie den Rang einer Autorität sich zu erstreben vermocht, und weder durch die Aufstellung allgemeiner Grundsätze und Lehren noch durch die scharfe Beleuchtung einzelner Vorkommnisse von Wichtigkeit, und ebenso wenig durch die Kritik fremder Ansichten und Erfahrungen Ruf und Einfluß gewonnen. Die einzige Ehre, die ihm wiederfuhr, bestand darin, daß manche seiner Mittheilungen aus seiner Praxis von angeseheneren Theoretikern brauchbar befunden, benuzt, an's Licht gezogen und an ihren rechten Platz gestellt wurden, wobei denn hie und da der Entdecker dieser Thatsachen von dem wohlwollenden Kommentator derselben genannt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Der Fremde in Triest besucht gewöhnlich zuerst die Plattform des Kastells, wo er den besten Ueberblick hat: die Stadt selbst, amphitheatralisch an den Bergabhang gelehnt und in einen weiten, grünen Mantel von Weingärten gehüllt, aus denen die zahllosen weißen Landhäuser gar artig hervorblicken; vorn der Hafen mit den Molen und das offene Meer, nur an einer Seite von der hügeligen istrischen Küste gesäumt. Es wird ferner eine Kahnfahrt durch den Hafen und ein Gang durch's Tergesteum nach dem Corso und einigen andern belebten Straßen gemacht, ein Glas Aranciata bei Tommajo getrunken, im Hotel National (Metternich) zu Mittag gegessen, nach eingenommenem Kaffee das Theater besucht, ein Sorbetto verzehrt und dem Hausknecht die Stunde aufgegeben, wann er am nächsten Morgen anklopfen soll, um das Gepäck auf's Dampfboot oder auf den Laybacher Postwagen zu schaffen. Mit diesem Tagewerk glaubt der Fremde seine Reisepflicht erfüllt zu haben und zieht von dannen, um in der Heimath Jedem, der eine ähnliche Tour machen will, zu versichern, für Triest „genüge ein Tag vollkommen." Dennoch gibt es andere Dinge, die der gewissenhafte Reisende seiner Beachtung werth finden würde, wenn nur in den bisherigen Reisebüchern immer gehörig darauf aufmerksam gemacht wäre. Wir müssen uns hier auf ein paar kurze Andeutungen beschränken, verweisen aber deßhalb auf eine soeben erschienene, sehr brauchbare Monographie*), unseres Wissens das erste selbständige Büchlein über den Gegenstand, in welchem jeder zu wünschende Aufschluß zu finden ist.

Antiquitäten und Kunstwerke gibt es freilich so viel als keine, der arme Winckelmann hätte deßhalb Triest lieber vermeiden sollen. Das erwähnte Büchlein kann auch nicht umhin, offen einzugestehen, daß es an derlei mangele, sucht es aber damit zu entschuldigen, daß Triest „nicht eine Stadt der Vergangenheit, sondern der Zukunft sey." An Hamburg und Bremen z. B. zeigt sich aber doch, daß überhaupt Handelsstädte, sofern sie nicht zugleich Residenzen sind, auch wenn sie Jahrhunderte Zeit haben, zu sammeln, in der Regel sich nicht auf Kunstschätze werfen. Die meisten reichen Kaufherren denken immer zunächst daran, gut und komfortabel zu leben, und diese Sorge füllt fast alle Zeit aus, die ihnen das Geschäft übrig läßt. Recht charakteristisch ist es, daß der Fremde in Bremen stets die Frage hört: „Waren Sie schon im Rathskeller?" wie man in Dresden nach der Gallerie, in München nach der Pinakothek fragen würde.

Von Sehens- und Kennenswerthem anderer Art in Stadt und Umgegend ist jedoch, wie gesagt, noch Manches vorhanden. In letzterer ist vor Allem die Stalaktitenhöhle von Corniale zu nennen, deren Tropfsteingebilde älter und wohl noch großartiger sind, als die der berühmten Adelsberger Grotte. Wer auch diese bereits kennt, sollte dennoch nicht versäumen, von Triest aus den Abstecher zu machen. In fünf Stunden gelangt man auf die Fiumer Poststraße nach Corniale und kann unterwegs noch das Gestüt Lipizza und das Dorf San Canzian mit seinen Naturwundern besuchen, sowie einige andere interessante Punkte. Die genaueste Auskunft darüber geben „Kohl's Reisen im südöstlichen Deutschland"; die Beschreibung ist so anschaulich und pittoresk, daß wir uns hier jedes weiteren darüber enthalten dürfen.

Recht mannigfaltige Ansichtspunkte gewähren auch viele der umliegenden Villen, deren Gartenanlagen um so verdienstlicher erscheinen, als an ihrer Stelle früher meist nackter Fels war, auf welchen man erst von fernher zu Schiffe Erde bringen mußte. Jede einigermaßen auskömmlich situirte Familie hat ihre Campagna, in der sie ein halbes Jahr lang haust. In den heißen Monaten namentlich haben auch die in der Stadt beschäftigten Männer täglich nichts Eiligeres zu thun, als dieselbe abzuthun und wieder zurückzugehen oder zu reiten in die höhere, etwas gemäßigtere Region, um auch ihrerseits, wie billig, an der Villeggiatura Theil zu nehmen.

Elegante Frauen sieht man deßhalb um diese Zeit in Triest gar nicht. Von dem männlichen Theile der Einwohner höherer Klasse bemerkte ich in den Straßen auch nur sehr wenige ambulant, vielleicht weil

*) Triest und seine Umgebungen. Ein Wegweiser für Einheimische und Fremde. Mit Bildern und Plänen. Triest 1852.

es an jenen schattigen Gängen fehlt, die anderen südlichen Städten so trefflich zu statten kommen. Das Pflaster besteht vielmehr aus breiten Steinplatten, welche den halben Tag hindurch nichts an dem innigsten und unmittelbarsten Verkehr mit den Sonnenstrahlen hindert, und die so volle Gelegenheit haben, gemeinschaftlich mit diesen den harmlosen Wanderer in ein ununterbrochenes Kreuzfeuer zu nehmen; das hin und wieder auch wohl vom Sirocco unterstützt wird.

Selbst dann, wenn Phöbus-Appollo, des grausamen Spiels müde, längst schon hinabgetaucht ins Meer, bedarf es stets mehrer Stunden zur Abkühlung ihres Feuereifers. Kein Wunder also, wenn der Triestiner im Sommer so rasch als möglich mit seinen Stadtgeschäften fertig zu werden sucht: — der Boden brennt ihm unter den Füßen.

Im Winter soll das Klima auch viel zu wünschen übrig lassen, und es wurde mir viel von der Bora erzählt, die auf der Straße oft Wagen und Menschen umwerfe und so durchdringend sey, daß man sie in Zimmern an der Winterseite, selbst bei geschlossenen Doppelfenstern empfinde. Dennoch hätte ich während meines Aufenthalts gern ein paar Borastunden gegen die Glühhitze umgetauscht.

Der einzige vor dem Sonnenbrand geschützte größere Raum ist der Brennpunkt des städtischen Verkehrs, das Tergesteum, ein prächtiges vor etwa zwölf Jahren von einem Aktienvereine errichtetes Gebäude. Theils unter dem weiten Zeltdache vor der Front desselben, theils in den geräumigen Kreuzgängen wird die Börse abgehalten, so daß das ältere eigentliche Börsengebäude, jenem gegenüber, gänzlich verlassen steht und nur noch für die Sitzungen des Gemeinderaths und der Börsendeputationen benutzt wird.

Aber nicht blos in den Mittagsstunden, sondern von früh bis spät ist das Tergesteum der frequenteste Punkt der Stadt. Kaufleute, Makler, Kapitäne, Advokaten besuchen es, Geschäfte halber, Einheimische und Fremde, um Zeitungen zu lesen, zu plaudern oder rauchend zu ruminiren. Den Statuten nach soll nur Mitgliedern der Eintritt gestattet seyn, thatsächlich benutzt es aber so ziemlich das ganze männliche Triest, mit Ausnahme der dienenden Klasse.

Die innere Einrichtung ist musterhaft, elegant, bequem, praktisch und für alle geschäftlichen Bedürfnisse gesorgt. Eine Reihe von Zimmern enthält die Zeitungen, die jeder Fremde, von einem Mitgliede eingeführt, einen Monat lang benutzen kann. Ausgelegt sind deutsche, italienische, englische, französische, slavische, orientalische Blätter ꝛc., und zwar wie mir schien, in mindestens eben so reicher Auswahl als in der berühmten Hamburger Börsenhalle.

In andern Zimmern findet man regelmäßig die neuesten merkantilischen Berichte aller wichtigeren europäischen, orientalischen, amerikanischen Handelsplätze, lithographirt oder geschrieben; ebenso alle am Leuchtthurm in Sicht kommenden Schiffe sofort angezeigt, wie auch sonstige Schiffsnachrichten von lokaler Bedeutung; ferner Schreibrequisiten zur Abfertigung eiliger Briefe u. s. w. Im ersten Geschosse sind die Hauptbureaux des österreichischen Lloyd, darüber dessen Druckereien und Kunstateliers.

Das Institut des „österreichischen Lloyd" wurde im Jahre 1833 nach dem Vorbilde des französischen Lloyd von den Assekuranzkammern (oder vielmehr von dem damaligen Sekretär derselben, Herrn von Bruck) gegründet, welche jetzt die erste Sektion des Lloyd bilden, und bestand ursprünglich nur aus einem Vereine zur Herbeischaffung jener obenerwähnten Handelsberichte mittelst eigener Agenten. Dieser erste Verein erwies sich aber bald so triebkräftig und hatte das Glück, von so vorzüglichen Händen gepflegt zu werden, daß sich allmälig jener großartige Kompler herausentwickelte, der unter dem Namen „Oesterreichischer Lloyd" eine Stelle im Welthandel einnimmt und dem Kaiserstaate zur Zierde und zum Nutzen gereicht.

Der Lloyd besteht zur Zeit aus drei Sektionen. Die erste sind jene Assekuranzkammern. Die zweite bildet die Dampfschifffahrts-Gesellschaft, 1836 gegründet, jetzt im Besitze von 43 Dampfschiffen, welche eine regelmäßige Verbindung mit der Ostküste Italiens, Istrien, Dalmatien, Griechenland und dem Oriente bis Alexandrien, Smyrna, Konstantinopel, Trebisond und Sulina unterhalten. Eine neue Ausdehnung dieser Branche steht, wie man hört, bevor. Die dritte Sektion umfaßt die Redaktionen verschiedener Zeitschriften*), die Buchdruckereien und die Kunstanstalt (Stahl- und Kupferstich-, xylographisches Atelier und Kupferdruckerei). Aus ihr geht unter Anderm das „Illustrirte Familienbuch" hervor, eine seit zwei Jahren bestehende belletristisch-populäre, mit Stahlstichen gezierte Monatsschrift, an welcher Zedlitz, Anastasius Grün, G. Kohl, Halm, Grillparzer, Hebbel, Laube, Bauernfeld, Castelli, Mosenthal und viele andere süd- und norddeutsche Autoren mitarbeiten.

An der Spitze des ganzen Instituts des Lloyd steht noch immer sein erster Begründer, Hr. v. Bruck, ihm zur Seite Zentral-Delegationen der einzelnen Abtheilungen, aus deren Spezial-Direktionen jene gewählt werden — ein Gremium, in dem viele Koryphäen des Triester Handelsstandes vereinigt sind.

Das Lloyd-Arsenal, in welchem der größere Theil der für die Dampfschiffe erforderlichen Arbeiten ausgeführt wird, beschäftigt im Ganzen 800 Personen, unter 14 Werkführern und einem Oberingenieur und gehört unter das für jeden Fremden Sehenswürdigste der Stadt und Umgegend. Ein neues, großes Arsenal, nebst Werften und Drydock ist eben in der Bucht von Servola im Bau begonnen.

Sonst hat Triest von Fabriken und Manufakturen nichts Hervorragendes, überhaupt wenig industrielle Unternehmungen, dagegen wird der Fremde nicht ohne Interesse einige Waaren-Magazine sehen, namentlich das größte und schönste von allen, das des Hauses Reyher, in der Corsia Stadion, sowie den großen Schwachhofer'schen Manufaktur-Waaren-Bazar, eine kleine Exhibition, in der Kasernenstraße.

Das große Operntheater war bei meiner Ankunft geschlossen, von den andern dreien besuchte ich nur das Mauroner-Theater, und hörte einen Akt einer Verdi'schen Oper, deren Namen ich zu vergessen bemüht war. Es wurde „angemessen" gesungen, d. h. die wesentlichste Bedingung bei allen Verdi'schen Opern

*) Der „Wiener Lloyd" ist ein seit Jahren mit der Gesellschaft des „Oesterreichischen Lloyd" in keinerlei Verbindung stehendes Blatt.

erfüllte, tüchtig geschrieen. Sonst kann ich von den musikalischen Zuständen Triest's, nur noch berichten, daß das sorbettoessende Abendpublikum vor den Kaffeehäusern eine riesenhafte Geduld bewährt in der fast ununterbrochenen Anhörung einer Reihe ambulanter Virtuosen mit sehr verstimmten Instrumenten und noch verstimmteren Kehlen. Aus einigen älteren Konzertzetteln, die mir zufällig in die Hände kamen, schien auch hervorzugehen, daß die Musen Triest eben nicht zu ihrem Lieblingssitz erwählt haben

Für einen Genremaler bietet das Straßenleben viel Interessantes. Im Verlaufe einer Stunde kann er einige Dutzende verschiedener Trachten gesehen haben und zahllose Nüancen der Gesichtsfarbe, vom zarten, durchsichtigen Weiß der Engländerin, bis zum Schwarz des Afrikaners. Unter den Kostümen sticht vorzugsweise das dalmatinische hervor, mit seinen dunkelblauen, faltenreichen, schleppwulstigen Pluderhosen, die den Leuten im Gehen abwechselnd rechts und links an die Kniehkehlen schlagen. Trotz dieser lächerlichen und entstellenden Zugabe fallen die braunen Gesellen nicht unvortheihaft ins Auge. Kleidung, Sprache, Sitte, Gang, besonders die energisch oder vielmehr wild blickenden Gesichter, Alles ist charakteristisch, Alles scharf markirt, wie das Profil ihrer zackigen Heimatsküste. Seltsam, daß in unsern theatralischen Aufzügen, in denen doch sonst alle absonderlichen Trachten vertreten sind, die dalmatinische gar nicht figurirt.

Wer irgend Zeit hat, sollte einen Ausflug zu Wasser nach Pola machen, höchst lohnend schon allein durch jene berühmte Arena, noch größer und besser erhalten, als die Veroneser, und die Aussicht auf Küste und Meer. Außer diesem Prachtwerk findet man noch einen gleichfalls trefflich erhaltenen, schönen Augustustempel und einen Dianatempel, die porta aurea in korinthischem Style, und kann mehrere interessante Küstenpunkte berühren, als Capo d'Istria, Isola, Pirano, Parenzo und Rovigno.

* * *

Venezia, la dominante, Venezia, ricca, saggia e signorile, erblickt man, zu Wasser von Triest kommend, gerade von dem günstigsten Punkte aus, und setzt den Fuß unweit dem Fuße einer jener Granitsäulen ans Land, zwischen denen seit Marino Faliero's Enthauptung kein venetianischer Nobile hindurchgegangen seyn soll. Rechts übersieht man sogleich die beiden Seiten des Dogenpalastes und die ganze Piazetta, noch wenige Schritte, und man steht in jenem Winkel, den der große und kleine Markusplatz bilden, um sich herum — vier Reihen steinerner Wunder, hundertfach beschrieben, aber unbeschreiblich.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Montag den 31. Januar: „Die Zigeunerin", Oper in 3 Akten von Balfé.

„Einzelne Lichtblicke sind in der heutigen Vorstellung nicht abzusprechen, sie vermochten aber nicht, die über derselben als einem Ganzen verbreitete Dämmerung der Unsicherheit zu verscheuchen. Diese Lichtblicke waren von Seite des Hrn. Pichler (Alban) der vortreffliche Vortrag des schönen Liedes im 2. Akt, und die Leistung der Fräul. Schütz (Arline) ihrem größtem Theile nach. Hr. Pichler sang das fragliche Lied sehr gut, besonders die zweite Strophe, deren Vortrag weit zarter und gefühlvoller war, als jener der ersten Strophe und die der Art ansprach, daß Hr. Pichler diese Strophe auf vielseitiges Dakaporufen wiederholte. Fräul. Schütz trug von ihrer Partie vorzüglich das Traumlied und die Schlußpiece recht brav vor, auch spielte sie recht ungezwungen und lebendiger als sonst. Hr. Horn (István) dagegen sang zwar recht fleißig und brav, besonders seine erste Arie, allein das edle, feine Spiel, das diese Rolle erfordert, vermag Hr. Horn doch nicht wiederzugeben. Frl. Hallenstein (Zigeunerkönigin) wußte ihrer ohnehin undankbaren Partie gar keine Lichtseite abzugewinnen, sie sang in der Regel so monoton, so seelenlos, daß man nicht anders glauben kann, als sie hatte die Partie nicht studirt und war froh, wenn sie nur nicht aus dem Takte kam, oder einen falschen Ton erwischte. Auch Hr. Weß (Devilshof) und Hr. Greenberg (Friedrich) waren viel zu bescheiden, beiden hätten aus ihren Rollen weit mehr machen können und sollen, als sie gethan; an beiden vermißte man, sowie bei Fräulein Hallenstein, Energie, deutliche Deklamation, Hervortreten der Textworte, ein Fehler, den einige Mal auch Fräulein Schütz und Hr. Horn theilten, und wodurch es kam, daß von der Handlung der Oper Vieles den damit nicht schon vertrauten Zuschauern unklar blieb. Das Zusammenspiel war, wie am Eingang angedeutet, ziemlich matt und unsicher, dazu kam noch, daß die Oper in einer von ihrer ursprünglichen Gestalt wesentlich abweichenden Umarbeitung gegeben wurde, die zwar die Haupt-Musikpiecen alle enthielt, aber durch das Wegfallen der Exposition das Verständniß des Sujet sehr erschwerte.

s.

Literarische Notiz.

† Würzburg. Im Verlag des polytechnischen Vereins dahier ist unter dem Titel: „Sagen und Bilder" eine Sammlung von Dichtungen des Herrn Grafen Moritz v. Bentheim-Tecklenburg erschienen, deren Ertrag zum Besten einer zu begründenden Kreis-Blindenanstalt bestimmt ist. Die Sammlung enthält in 3 Abtheilungen 1) religiöse Gedichte, 2) vaterländische und vermischte Lieder und Bilder, 3) Sagen. Eingeleitet ist dieselbe durch einen Prolog, der in dichterischem Gewand den Inhalt ankündigt, sowie durch ein Gedicht mit der Ueberschrift: „Vergiß nicht, was Gott der Herr dir Gutes gethan hat", das in eindringlichen Worten die traurige Lage der Blinden (es sind ihrer 300 in Franken) schildert und auffordert, die Pflicht der Nächstenliebe an ihnen zu üben. Möchten recht Viele die Worte des Verfassers beherzigen und zur Förderung des wohlthätigen Zweckes, dem er seine Schrift gewidmet hat, beitragen. Exemplare der Sammlung à 1 fl. 30 kr. sind nicht blos beim polytechnischen Verein, sondern auch in der Stahel'schen Buchhandlung dahier zu haben.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 12. Mittwoch, den 9. Februar 1853.

* Die Entschädigung.

(Fortsetzung.)

Die Nutzlosigkeit seiner Bestrebungen und die untergeordnete Stellung, aus der sich emporzuschwingen ihm nie gelingen wollte, waren natürlich für ihn eine Quelle von Gram und Aerger; er konnte die vergebliche Verschwendung seiner Zeit und Mühe nicht verschmerzen, und der Verdruß, den er darüber empfand, machte sich häufig in einer übeln, mißgünstigen und hämischen Polemik gegen höherstehende, glücklichere Kollegen Luft, die ihm bald derbe, bald spitze Zurechtweisungen eintrug. Allein dabei ließ er es nicht bewenden, sein unbefriedigter aber erfinderischer Ehrgeiz wandte zuweilen ein Mittel, das Jemand sinnreich finden mag, schwerlich aber zur Nachahmung empfehlen dürfte, an. Da er die Gabe hatte, sich einzuschmeicheln und einzudrängen, so kam es nicht selten vor, daß er bei ernsten Krankheiten dem ersten Arzte, der sie behandelte, beigesellt oder, wenn man diesen nicht mehr wollte, zum Nachfolger gegeben wurde.

Es geschieht dies großentheils aus sehr geringfügigen Gründen, aus Laune, aus Ungeduld, aus Mißstimmung gegen den Arzt, dessen Vorschriften man nicht befolgt, und dessen Anstrengungen daher erfolglos bleiben müssen. Dejeanet hatte mehr als einmal am Krankenbette grillenhafter oder von thörichter Umgebung beherrschter Patienten Vorgänger, denen Aehnliches widerfahren war. Er untersuchte die verschriebenen Medikamente, verwarf sie mit einem Ausdrucke der Entrüstung und Ueberlegenheit, schleuderte einmal diejenigen, deren er habhabt werden konnte, durch das Fenster des Zimmers, das an das Schlafgemach eines seiner Kranken stieß, in den Garten des Hauses hinab, und verschrieb zum Theil andere Arzneien, die aber völlig dieselben Eigenschaften, wie die von ihm verworfenen, besaßen, oder auch dieselben Medikamente, nur unter anderen Namen. Die ärztliche Synonymik ist nämlich eine in Paris sehr nöthige und sehr ausgebildete Wissenschaft; ein salonfähiger Doktor muß für jedes wirksame Mittel, dessen Name einem schönen, aristokratischen Pflegkind, einer Marquise oder hochstehenden Lorette widerstrebt, einen minder abstoßenden Namen, der manchmal auch einer versüßenden Zubereitung entspricht, in Bereitschaft haben, und wohlbedacht jede gemeine, volksthümliche, gang und gäbe Bezeichnung, die, weil sie einen groben Stoff grob ausdrückt, Anstoß und Ekel erregen oder, weil sie Jedermann, weil sie Knechten und Mägden geläufig ist, irgend ein hochwohlgebornes Leiden kompromittiren könnte, durch einen erotischen Terminus ersetzen.

In Deutschland ist eine französirte Dummheit von Adel und geht daher leicht ohne kritische Ruthenstreiche durch, in Frankreich scheint eine lateinisch oder griechisch verschriebene Pille minder widerwärtig als eine französisch verordnete. Der Doktor Recamier, ein außerdem so frommer und ernster Mann, kam dieser Manie mit ironischer Gefälligkeit entgegen und weil er wußte, daß Wort Kohle würde seiner liebenswürdigen Patientin nicht genehm seyn und zu roh erscheinen, verschrieb er solch empfindlichen Herrschaften schwarze Magnesia, und wenn er mit einem jungen Cavalier zu thun hatte, der die Befürchtung äußerte, das Wort Merkur auf dem Rezept möge dem Bedienten, der es zur Apotheke trage, Stoff zu ungeeigneten Bemerkungen liefern, setzte er den hochgelehrten Hellenismus Hydrargyrium an die Stelle.

Diese Sitte benützte also der Doktor Dejeanet, um seinen Vorgängern böse Streiche zu spielen; auch er ließ da die Kohle der schwarzen Magnesia weichen, und entthronte den Merkur zu Gunsten des Hydrargyrium; allein er that es nicht, um das übermäßige Zartgefühl seiner Kunden zu schonen, sondern um seine Kollegen, die vor ihm an der Herstellung der ihm überlieferten Kranken gearbeitet hatten, in den Ruf der Unwissenheit oder des Irrthums und sie überhaupt in ein schlechtes Licht zu bringen.

Der Doktor Bonenfant, der hievon Kenntniß erhalten, machte sich in einer seiner Spitalvorlesungen vor einem ziemlich dichten und gemischten Zuhörerkreis über den Gebrauch, den Dejeanet von den medizinischen Synonymen mache, etwas lustig. Dejeanet kam dies zu Ohren, und da er außer seinen anderen schätzenswerthen Eigenschaften eine gute Dosis Empfindlichkeit besaß, so beschloß er, sich zu rächen. Etwa vierzehn Tage, nachdem Bonenfant seine Witze gegen Dejeanet abgeschossen, erschien in einer der ärztlichen Zeitungen von Paris ein mit Dejeanet's Unterschrift versehener Aufsatz, worin die Verdienste Bonenfant's tief herabgesetzt, seine Forschungen, Hypothesen und therapeutischen Vorschläge einer eben so boshaften als erniedrigenden Prüfung unterzogen waren. Ein paar wunde Flecke, die sich Bonenfant selbst nicht abläugnete, waren besonders scharf berührt, und der Styl fiel Jedermann durch seinen Ueberfluß an sarkastischen Ausfällen und den Ton

gefälligen Spottes, der darin vorherrschte, auf. Dejeanet hatte bisher weder in mündlichem Verkehr noch in den schriftlichen Kundgebungen seines Genius eine so reiche satyrische Ader gezeigt, und seine neue Manier war zwei Wochen hindurch das Tagsgespräch der medizinischen Kreise. Man zerbrach sich den Kopf über den Grund dieses plötzlichen Hervorbruchs aus der Mittelmäßigkeit über die Quelle so vielen und so feinen Salzes. Man kam im Allgemeinen dahin überein, daß der Aerger, die Wuth über Bonenfant's Sticheleien ihn mit einer ihm bis dahin versagten Genialität begabt habe, und es bewähre sich an seiner Prosa, was der römische Satyriker von den Versen sage, die Entrüstung bringe sie zu Wege. Die Stimmen einzelner Skeptiker, welche meinten, der Grimm könne wohl die Springkraft witziger Naturen verdoppeln, aber den von Haus aus Unwitzigen keinen Witz verleihen, wurden wenig beachtet, wenn nicht ganz überhört. Bonenfant selbst verwarf diese Hypothese und zwar größtentheils deßhalb, weil eine reiche und noch junge, nicht eben unschöne aber riesenhafte, nicht eben geistlose aber wundersame und schnurrige Engländerin, deren Meinungen alle von vornherein für Paradoxie angesehen wurden, die erwähnte Ansicht theilte. Diese Engländerin war eine Wittwe von etwa 38 Jahren, die ein großartiges und zugleich lustiges Leben liebte, und so weit es ihr übrigens bedeutendes Vermögen zuließ, auch führte. Obgleich entfernt von jeder Idee von Geist ist sie doch klug, auf die Zukunft bedacht, gibt nie mehr als ihre Einkünfte, oft nicht einmal diese aus und hat sogar einen Vertrauensmann auf der Börse, welcher die Schwankungen des öffentlichen Kredits zur Vermehrung ihrer Kapitalien benützt. Trotz dem ist ihr Haus glänzend, angenehm und viel besucht; sie läßt der Geselligkeit freien Lauf, erlaubt jede Art anständigen und nicht geradezu ruinösen Spiels, ladet für den Ohrenschmaus ihrer Gäste gewöhnlich so viel Virtuosen zu ihren Abendzirkeln ein, daß die Dilettanten nur wenig thätigen Antheil an der musikalischen Kurzweil nehmen können, gestattet keinem ihrer Landsleute, mit Ausnahme ihrer in Paris geborenen und erzogenen, wenige Monate vor der Geschichte, die ich erzähle, verehelichten Tochter, die in ihrem Gesicht, in ihrem Wuchs, in ihrer Haltung und in ihrem Benehmen die den in Paris zur Welt gekommenen oder doch aufgewachsenen Engländerinnen eigene, höchst pikante Mischung von englischer Seltsamkeit und französischer Grazie besitzt und leichte Romanzen recht niedlich vorträgt, jeden Versuch einer Vokal- oder Instrumental-Uebung, und keine Miß darf klimpern, kein Gentleman mit seinem Baß oder seiner Fistelstimme hervortreten.

(Fortsetzung folgt.)

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Ich gewann es auf den Rath eines Reisegefährten über mich, bei meiner Ankunft — es war später Nachmittag — nicht aufzublicken, sondern vom Gasthofe aus gesenkten Auges direkt in die Mercerien einzubiegen, dort mehrere Stunden auf eine vorläufige Musterung zu verwenden, bis die Gasflammen angezündet waren, suchte dann eine von jenem bezeichnete Stelle auf, unweit des Uhrthurms und der drei Flaggenstangen, und hatte von hier aus den ersten Anblick des Markusplatzes, einen Anblick, der in der Welt nicht seines Gleichen hat, „le plus beau salon du monde“, wie ihn Napoleon nannte. Eine Viertelstunde mochte ich wohl so gestanden haben, festgewurzelt, unbeweglich, als ich Deutsch neben mir sprechen hörte. Die ersten Worte hatte ich in meinem traumartigen Zustande nicht verstanden, schon aus dem folgenden Satze: „Nun sollten Sie aber erst bei Mondschein sehen!“ wurde es mir klar, daß ich der Angeredete war. Ich wende mich nach dem Sprecher und sehe ein lächelndes, mir jedoch völlig unbekanntes Gesicht, das einem Manne angehörte von etwa 36 bis 40 Jahren, in Reisekleidern und mit breitkrempigem Filzhute. Als ich ihn noch immer starr ansah, um einen etwaigen äußerlich veränderten Bekannten aus früherer Zeit herauszufinden, nahm er endlich wieder das Wort: „Ah, pardonnez, Monsieur, je me suis donc trompé, en vous prenant pour Allemand, mais —“

„Nein, nein, ich bin ja Deutscher, fiel ich jetzt ein, aber woher wissen Sie denn das, da ich doch noch kein Wort gesprochen? Sollten Sie mich wirklich kennen oder habe ich irgend etwas so spezifisch Deutsches an mir, daß es sich selbst im Dunkeln unzweifelhaft kennzeichnet, wie das Blinkfeuer eines Leuchtthurmes?“

„Nicht ganz so deutlich, aber immer noch deutlich genug für ein einigermaßen geübtes Auge, und ich will Ihnen nur gleich gestehen, daß ich ein solches zu haben glaube. Seit meinen Jugendjahren bin ich viel gereist, überall gab ich mir Mühe, das Typische herauszufinden, und meine es zu einiger Fertigkeit darin gebracht zu haben.“

„In Bezug auf die Sprache, versetzte ich, räume ich Ihnen die Möglichkeit ein, und wollte mich selbst anheischig machen, nicht blos die Hauptdialekte zu unterscheiden, sondern auch die feineren Schattirungen; einen Hannoveraner z. B. würde ich nicht leicht mit einem Braunschweiger, einen Mainzer nicht leicht mit einem Frankfurter verwechseln, sonst sehe ich aber nicht ein, worin die Anhaltspunkte liegen sollten. Von Bauerntrachten ist natürlich nicht die Rede, denn freilich sieht eine Altenburger Bäuerin und ein vierländer Mädchen“. — —

„Sie scherzen,“ fiel er wieder ein. „Wohl weiß ich, daß bei uns für die höhern Klassen ein Paar Mode-Journale den Ton angeben. Sie werden aber doch nicht behaupten wollen, daß es unmöglich sey, noch immer gewisse kleine Eigenthümlichkeiten ausfindig zu machen in der Kleidung, Wahl der Stoffe und der Farben, im Schnitt, noch mehr in der Körperhaltung, dem Gang, kurz dem ganzen Habitus, welche, zusammengenommen, für jene Diagnose hinreichen.“

Nach einigen weiteren Auseinandersetzungen über seine „Methode“, in denen ich einiges recht Scharfsinnige, aber auch viel Verrücktes zu erkennen glaubte, und schon anfing, an eine Mystifikation zu glauben, forderte ich ihn auf, doch gleich eine Probe seiner Kunst abzulegen, und zwar an mir selbst. Das schien er erwartet zu haben, denn, ohne sich zu besinnen, antwortete er:

„Sie haben sich längere Zeit in verschiedenen Theilen Deutschlands aufgehalten, unter Anderem in X und Y, und zuletzt Z, wo Sie noch wohnen müssen, und gehören dem . . . . . stande an. Von Dialekt kleben Ihnen zwar nur noch leise Spuren an, dennoch sehe ich aus dem Tonfall der Stimme, und sehe aus — —"

„Sie sind ein Spaßvogel", unterbrach ich ihn, um, daß ich's nur gestehe, mein Erstaunen über seine unheimliche Allwissenheit einigermaßen zu verbergen, denn ich glaubte in seinen Blicken etwas Triumphirendes zu bemerken. „Ein loser Spaßvogel sind Sie, oder vielmehr ein Geier, der mir bereits Leber, Herz und Nieren mit seinem anatomischen Schnabel gehörig geprüft, zersetzt und zerfetzt hat, jetzt aber, bevor er an die Galle kommt, seinem armen Schlachtopfer hoffentlich eine kurze Rast gönnt. Sind Sie etwa Professor Bossart aus Berlin, hier in Venedig auf Gastrollen, so fahren Sie fort in Ihren „Aufschlüssen"; namentlich würden mir auch einige Winke über Diät sehr erwünscht seyn, ein Kapitel, das hier seine besonderen Schwierigkeiten haben soll. Oder sollten Sie der „Armenier" aus Schillers Geisterseher seyn, so möchte ich Sie um Auskunft bitten, ob — —"

„Ob ich mich nicht vielleicht jetzt auf Taschendiebstahl verlegt und etwa Absichten auf Ihre Uhr habe? Etwas der Art meinen Sie doch? Ihre Mienen wenigstens verrathen deutlich, daß Sie mir ein entschiedenes Mißtrauen widmen, und ich eile deßhalb, mich Ihnen vorzustellen. Sie erinnern sich doch, daß — —"

Hier unterbrach ihn mein schallendes Gelächter. Er hatte mir bereits seine Karte überreicht, und ich war eben beschäftigt, an einer Gasflamme die blassen Schriftzüge zu entziffern, als mein Blick auf das darüber angebrachte Wappen fiel. Flüchtig gesehen war es wirklich nur ein Wappen, wie hundert andere, auch nichts Ungewöhnliches darin, daß es über dem Namen stand, näher betrachtet aber — ein Portrait. Augen, Nase, Mund waren im Wesentlichen durch einzelne häufig vorkommende Wappenzeichen dargestellt, nur ein paar abgesonderte Linien vervollständigten das Menschenantlitz, ohne jedoch das Ensemble des Wappens zu stören, denn sie konnten auch für kleine Risse in den Feldern gelten. Alle diese Details bemerkte ich natürlich erst später, sowie, daß es ein kleines, humoristisches Meisterstück des Grabstichels war, ich würde sonst wohl nicht gelacht, sondern bewundert haben. Mein Gelächter wurde jedoch durch den überwältigend komischen Gesichtsausdruck des Phantasiewappens veranlaßt: es war unverkennbar die Physiognomie, die ich von Fleisch und Blut vor mir sah, aber in der lustigtollsten Travestie. Sie hätte für eine ausgesuchte Bosheit gelten können, wenn nicht der Kopf, der es ersonnen, und der dargestellte identisch gewesen wären: der des Malers**, dessen Namen ich oft schon in öffentlichen Blättern gefunden und von dem die Kunstausstellungen mehre hübsche Landschaften und Genrestücke enthalten hatten. Wir waren etwa vierzehn Tage vorher in der dunkelsten Ecke eines böhmischen Eisenbahnwagens ein Paar Nachtstunden Nachbarn gewesen, hatten im Halbschlafe einige Worte gewechselt, sonst aber wenig Notiz von einander genommen, außer daß sich mir kurz vor der Trennung Gelegenheit bot, ihm eine kleine Gefälligkeit zu erzeigen. Beim Lichte eines Schwefelhölzchens hatte er so viel von mir gesehen, daß er heute auf dem Markusplatze in mir sogleich seinen „böhmischen Wohlthäter" wieder erkannte. „Lieb ist's mir, daß ich mich Ihnen jetzt dankbar erweisen kann. Kommen Sie!" Mit diesen Worten nahm er meinen Arm und führte mich schräg über den Platz. Unterwegs sagte er mir, daß er zwar mit seinem „Systeme" noch nicht ganz im Reinen, es ihm damit aber doch mehr Ernst sey, als es scheinen möge, er auch hoffe, mich bei mehr Muße zu überzeugen, daß es kein leeres Hirngespinnst, jedoch diesmal, mit Bezug auf jene Spezialien, seine Wissenschaft sehr wohlfeil sey, indem ich selbst ihm das Material fertig in die Hände geliefert hätte, und zwar durch eine kurze Unterhaltung mit einem andern Nachbarn auf jener nächtlichen Fahrt.

„Mir kam es so eben nur darauf an, ein Gespräch anzuknüpfen, um Sie ein wenig zu sondiren," fuhr er in einem so offenen und gutherzigen Tone fort, daß ich alle Seltsamkeiten seines Auftretens kaum bemerkte und ich ihn ruhig gewähren ließ. Und ich hatte es nicht zu bereuen. „Sie haben das Examen bestanden und ich sehe, daß Sie sich zum Reisegefährten qualifiziren. Vor Allem verstehen Sie Spaß und neigen nicht allzusehr zur Ungeduld. Es bleibt Ihnen unbenommen, Ihrerseits mit mir zu experimentiren. Finden Sie, daß ich ein Kumpan bin, wie Sie ihn für ein paar Reisewochen brauchen können, so lassen Sie uns zusammenhalten — vorausgesetzt, daß Sie auch noch ein paar Tage hier bleiben, und dann auf den üblichen Umwegen hinüber nach Mailand und den Seen wollen. — Halt, wir sind am Ziele. Nun rathen Sie, was ich Gutes mit Ihnen vorhabe!" Wir standen vor dem Florian'schen Kaffeehause.

„Haben Sie vielleicht ein besonderes vortreffliches Sorbetto entdeckt? Oder gar ächt bayerisches Bier, und wollen mich regaliren? In der That, Ihre schwarze Kunst oder Ihre Methode, wie Sie's nennen, würde mir die höchste Bewunderung einflößen, wenn sie sich auch auf diesem Gebiete bewähren und etwa ausfindig gemacht haben sollte, was so mancher unsrer Landsleute hier vergebens suchte. Sie waren ja eben erst so glücklich mit dem spezifisch Deutschen, so kann es Ihnen mit diesem Deutschesten von allem Deutschen, dem Biere, nicht fehlen. Das Getränk, welches man hier unter dem Namen Birra verkauft, habe ich bereits versucht und finde es abscheulich; wer sich eine Mischung von Essig, Kreosot und Tinte denkt, in der Temperatur frisch gemolkener Milch, macht sich nur eine schwache Vorstellung davon. — Oder was ist es sonst, worüber Sie brüten? Soll ich mich vielleicht in eine Gondel setzen und mir vorher die Augen verbinden lassen?"

„Nein, öffnen sollen Sie sie im Gegentheil", erwiderte er in einem Tone, der verrieth, daß er nur meine letzten Worte gehört hatte, und mit seinen Gedanken anderswo war. Um diesen auf die Spur zu kommen, folgte ich seinen Augen. Ich fand sie auf einer Gruppe ruhend, in der dichten Masse, die in den Abendstunden bis tief in die Nacht den Raum unter und vor den Arkaden des Platzes zu füllen pflegen.

Es war eine Gesellschaft von fünf Personen, die um einen kleinen Tisch herumsaß. Uns deckte der tiefe Schatten des Pfeilers, an dem wir standen, so

daß wir, obwohl nur wenige Schritte entfernt, nicht gesehen werden konnten.

Zwei ältere Herren waren im Gespräch mit einer der beiden jungen Damen; die andere spielte mit einem kleinen Knaben. Sie war die dem Lichte zunächst sitzende, eine Gestalt von mittlerer Größe, in einem Reisekleide von roher Seide. Eine Bewegung des Kleinen rückte den Strohhut seitwärts und brachte ein Gesicht zum Vorschein, welches selbst in der ungünstigen Beleuchtung einer flackernden Kerze mich lebhaft frappirte. Der Maler, der bis dahin stumm und zerstreut neben mir gestanden, bemerkte mein Staunen, und ehe ich noch den Mund öffnen konnte, hatte er mich weit weggezogen. Mit Schulter und Elbogen bahnte er uns einen Weg durch die auf und abwogende Menge und in wenigen Minuten waren wir auf der jetzt einsamen Riva dei Schiavoni.

(Fortsetzung folgt.)

* Dunkle Melodie.

Es summt mir eine Melodie
Beständig in den Ohren,
Zu der, ich weiß nicht, wann und wie
Die Worte ich verloren.

Ich möcht' sie singen rein und laut
Und weiß sie nicht zu fassen —
Bald ist sie mir so eng vertraut,
Bald will sie gar verblassen.

Da kam der Frühling in das Land
Mit hellen Freudentönen,
Mit Düfterausch und Blumen-Tand,
Und weckt ein süßes Wähnen:

Das war ja wohl die rechte Zeit,
Den Klang in's Wort zu fangen,
Wenn ich mit Lenzes Blüthen-Kleid
Das dunkle Lied behangen.

Doch sind die Blumen all verblüht,
Bevor mir's ist gelungen,
Und als der Frühling weiter zieht,
Hab' ich noch nichts errungen.

D'rauf schuf ich in die heiße Brust
Der Liebe süßes Feuer,
Daß sie des Klang's ersehnte Lust
Einzaub're meiner Leier.

Und in Entzückens erster Glut
Da hört' ich's laut erklingen,
Der Melodie verborgene Flut
Brach aus in hellem Singen.

Doch als die Flamme ausgebrannt,
Ist auch das Lied verklungen —
Vergessen ward der Liebe Land
Und was ich d'rin gesungen.

In wilden Lebens raschem Strom,
Auf vielbewegtem Schweifen
In der Natur gewalt'gem Dom
Wollt' ich das Lied ergreifen —

Bald paßte jenes und bald dies,
Doch Keines war das Rechte,
In ungestillter Sehnsucht ließ
Mich alles Wortgeflechte.

Und schau' ich in mein Herz hinein
Und will es ernst befragen:
„Wann wird das Lied gelungen seyn?
Wie muß ich es erjagen?"

Da hör' ich leis den Zauberspruch:
„Das Sehnen wird dir bleiben!
Nicht in des Lebens reichem Buch
Nicht in der Menschen Treiben —

„Nicht in dem Schoße der Natur
Sollst' du das Lied entdecken —
Auf eig'nen Herzens stiller Spur
Magst du es dir erwecken! —

„Der Frühling gibt dir nur den Duft,
Die Liebe nur die Wonne,
Das Leben die gesunde Luft,
Natur den Strahl der Sonne.

„D'raus soll des Herzens stille Kraft
Ein reines Bild verweben,
Dann wird aus unverstandner Haft
Das helle Lied entschweben!"

Miscelle.

* Die Redaktion des „Illustrirten Familienbuches", herausgegeben vom Oesterreichischen Lloyd, macht bekannt, daß die Novelle von F. Kürnberger „Das große und kleine Loos", welcher von den Preisrichtern Halm, Seidl und Bauernfeld am 30. Oktober der erste Preis (30 Dukaten excl. Honorar) zuerkannt wurde, im 2. Hefte des „Familienbuches" (Ende Januar) erscheinen wird. Die mit dem zweiten Preis (20 Dukaten excl. Honorar) betheilte Novelle „Aus den Bergen" von K. Guntram wird im 3., und die von Frau Julie Burow „Ein Pfarrhaus zu Ratbangen" im 4. Heft abgedruckt werden. Letzterer ausgezeichneten Arbeit der geistreichen Verfasserin konnte bekanntlich nur einiger Formfehler wegen, die jetzt gehoben sind, der erste Preis nicht zuerkannt werden, dagegen hat die Direktion der liter. art. Abtheilung des österr. Lloyd in Triest, dieser Novelle einen freiwilligen Preis von 15, und jeder der beiden andern Novellen: „Ein Lebensstück" v. Ed. Höfer und „Die Blinden" von P. Heyse je 10 Dukaten (excl. Honorar) zugetheilt. „Ein Lebensstück" ist im 1. Heft bereits erschienen, und „Die Blinden" werden im 5. oder 6. Heft zur Veröffentlichung gelangen.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 13. Sonntag, den 13. Februar 1853.

* Die Entschädigung.

(Fortsetzung.)

Diese Polizei hält Lady Georgina Francis für um so nöthiger, als sie Leute von Verdienst und Geschmack gerne bei sich sieht, und sich gerne mit Künstlern und Gelehrten unterhält. Eine besondere Vorliebe hat sie für die Aerzte, und unter den Aerzten sagte ihr schon längst Doktor Bonenfant vor allen zu. Sie brauchte ihn zwar nie, denn sie war und ist noch immer kerngesund; allein sein Humor gefiel ihr und sein Anekdoten-Reichthum war für sie eine unversiegliche Quelle fröhlichen Zeitvertreibs. Sie empfing ihn oft in engem Kreis, erkundigte sich stets mit Wohlwollen nach seinem Thun und Treiben, freute sich seiner Erfolge, ärgerte sich, wenn ihm etwas Aergerliches widerfuhr, mit ihm in vollem Ernst und hatte sich die Angriffe Dejeanet's, als wären sie gegen sie, Georgina, in eigener Person gerichtet, zu Herzen genommen. Sie konnte den Gedanken nicht vertragen, daß Dejeanet den Geist, der in seiner Polemik floß und leuchtete, aus seinem eigenen Born, und wär' es auch aus seiner Gallenblase, geschöpft habe, und blieb trotz aller Einrede steif und fest bei der Behauptung, daß Dejeanet einen geheimen Sekretär, der für ihn die Feder führe, sich angeschafft habe.

Doktor Bonenfant theilte, wie gesagt, diese Ansicht nicht, doch legte er dieser Frage weniger Wichtigkeit, als Lady Francis und seine Freunde, bei; seine Gedanken waren auf eine schlagende und beißende Antwort, die Dejeanet fürchte und die Welt überzeuge, hauptsächlich gerichtet. Er hatte sich drei Nächte hintereinander an seinen Pult gesetzt und das Werk begonnen, aber nichts, was ihn vollkommen befriedigte, zu Wege gebracht. Es fehlte ihm nicht an Witz und Feuer, allein Uebung ging ihm ab, und Alles, was er auf das Papier warf, schien ihm viel zu plump und roh. Ein Freund suchte ihm zwar dieses Mißtrauen gegen sich selbst auszureden, allein obgleich er ruhig ihn anhörte und ihm anscheinend Recht gab, so hielt er sich doch an sein eigenes Gefühl und kam zu dem Schlusse, daß er nicht im Stande sey, Dejeanet oder seinem Stellvertreter die Spitze zu bieten.

Da es ihm aber nichts desto weniger sehr wichtig schien, vor seinem Gegner, der ihn so scharf auf's Korn genommen, nicht zu verstummen, so hatte er sich bald mit dem Gedanken befreundet, zu dem Mittel, das nach der Lady Francis Vermuthung Dejeanet gegen ihn angewandt, selbst zu greifen. Er hatte vor Kurzem von einem armen Teufel gehört, dem es sehr schlecht gehe, obgleich ihm sehr bedeutende Anlagen nicht abzusprechen seyen. So habe derselbe für die sogenannte Kellergesellschaft (le caveau) fast bei Wasser und Brod ein Trinklied gedichtet, das in einer dem Sinne nach völlig getreuen, doch, mag seyn, was Rythmus und Färbung angeht, etwas zu germanischen Uebersetzung folgendermaßen lautet:

Wie glänzt so sanft der dunkle Wein,
Wie ladet zum Genuß
Mich seine Blume schmeichelnd ein!
So ladet Liebchens Mund mich ein
Zu süßem Kuß.

Erst nipp' ich erst nach Kennerbrauch,
Und ist genippt genug,
So schlürf' ich, schlürf' ich, schlürf' ich auch,
Und trink' ein zweites Gläschen auch
In Einem Zug.

Ein drittes, viertes, fünftes dann,
Ich bin noch nicht am Ziel,
Dann schlürf' ich wieder dann und wann,
Und rede viel, und dann und wann
Etwas zu viel.

Nun geht der Tanz im Großen los,
Die Gläser klingen hoch
In jubelndem Zusammenstoß,
Und bricht auch eines bei dem Stoß,
Gibt's and're noch.

Welch froher Klang der Becherklang
Und Rundgesang dabei,
Erst Jagd und Kampf und Waldgesang,
Dann Liebeslied und Lustgesang
Und Allerlei.

Doch kömmt's so Nacht mir plötzlich vor,
Die Stimme geht mir aus,
Ich höre singen noch den Chor,
Ich höre summen noch den Chor,
Führt mich nach Haus.

Wem das Französische geläufig ist, der wird in den vorstehenden Verschen seine alten Bekannten der

französischen Weinpoesie, rosade, trinquer, choquer, seroter und die Wörter aus der Nachbarschaft leicht wieder finden, wenn er auch den Rundgesang und Waidgesang nicht mit Unrecht auf die Rechnung des Uebersetzers stellen dürfte.

Doktor Bonenfant hatte an den heiteren Strophen sich ergötzt und sich vorgenommen, mit dem Verfasser in persönlichen Verkehr zu treten, doch hatten seine zahlreichen Geschäfte ihn bisher abgehalten, dieses Vorhaben auszuführen. Da ihm aber die Frage vorlag, wo er eine gute Feder, um Dejeanet zu bekämpfen, auftreiben könnte, so fiel ihm der arme anakreontische Reimschreiber wieder ein, und er hielt, wie er seitdem selbst erzählte, in seinem Arbeitszimmer, in dem er die Sache überlegte, folgenden Monolog: „Wenn dieser arme Teufel, der nichts zu nagen und zu beißen hat, dem es im Winter an Holz, im Sommer an einem gehörigen Labsal fehlt, und der selten einen anderen Trunk, als den ihm der nächste Brunnen bietet, über die Lippen bringt, zu Ehren des Gottes Bachus so feurig singt, ist er offenbar ein Kerl, der aus seinen Zuständen und Empfindungen herauszugehen, und in eine Welt, die nicht die seine ist, sich zu versetzen vermag. Er wird daher seinen Witz und seine Kraft, wenn man ihm die Sache klar macht, und das technische Kauderwelsch an die Hand gibt, auch auf die Fragen der Doktorei, über die ich mich mit dem Dejeanet zu raufen habe, verwenden können."

(Schluß folgt.)

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

„Ist es nicht lächerlich", begann er, „wenn ein alter Hagestolz, wie ich, der sonst nur noch Sinn für Wein und Gesang hat, sich wie ein verliebter Schäfer gebärdet! Da habe ich mich gerade wieder auf einem Streiche ertappt, wie ihn ein Jean-Paul'scher Held nicht drolliger machen kann. Jener Gesellschaft, die Sie sahen, und deren Reisegefährte ich seit etwa acht Tagen bin, wollte ich Sie eben vorstellen. Es sind Engländer, der alte Herr der Vater der beiden Damen, von denen die eine verheirathet und Mutter des Knaben ist, den die jüngere auf dem Schoße hatte. Der Mann der Lady S., Member of Parliament, ist nicht mit auf dem Kontinent, sondern in einer irischen Grafschaft vermuthlich eben beschäftigt, den armen Farmers plausibel zu machen, daß sie dem Nothstande der grünen Insel nur durch seine Wiederwahl abhelfen können, und daß er in der nächsten Sitzung alles das durchbringen werde, woran O'Connel vergebens gearbeitet. Die etwa vierundzwanzigjährige, recht hübsche Frau scheint den Schmerz über die Abwesenheit ihres Gemahls bereits überwunden zu haben und erfreut sich, seitdem ich sie kenne, stets des besten Humors. Ihr Köpfchen, ein Erbstück ihrer französischen Mutter, ist ein wahres Wespennest, unablässig hat man sich gegen ihre stacheligen Einfälle zu wehren, und dennoch kann man ihr nicht gram seyn, denn der Quälgeist ist doch immer ein Geist, und keiner von den eigentlich bösen, dabei so lustig, daß selbst der alte ernste Seekapitän, ein weitläufiger Verwandter der Familie, seine Gicht und allerlei Familiensorgen vergißt, anstatt um zehn, um vier Uhr des Morgens aufsteht, Partien mitmacht, Berge erklettert und was weiß ich sonst, Alles lediglich, um sich von dem kleinen Dämon tyrannisiren zu lassen, unter fortwährenden Versicherungen, daß seine Geduld nun endlich erschöpft sey.

Nur um ihre jüngere Schwester, die sie auch mit ihren Neckereien nicht verschont, thut es mir leid, denn zu ihrer Erheiterung scheinen sie wenig beizutragen. Als ich Miß Helene zum ersten Mal sah, dachte ich mir, mit diesen Zügen müßte man ein Mädchen malen, deren Liebe und Hoffnung gestorben ist, und die sich nur dem Glauben in einem Kloster in die Arme geworfen hat. Ein Blick der Neugierde, ja nur der Theilnahme würde sie beleidigen, bildete ich mir ein, und so vermied ich denn — so sonderbar es auch von einem Menschen meines Schlages klingen mag — ihr offen ins Gesicht zu sehen, desto eifriger aber pflege ich es zu thun, wo es verstohlen geschehen kann, wie vorhin. Daß in der Familie irgend etwas Besonderes vorgegangen ist, irgend ein kleiner Roman gespielt hat, vielleicht noch spielt, wurde mir schon in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft fast zur Gewißheit. Ich erzähle den an sich unbedeutenden Vorfall, weil er einiges Licht auf den Charakter beider Schwestern wirft."

„Wir hatten unser Standquartier in Wurzen, einem krainerischen Dorfe genommen. Auf den nächsten Morgen war die Abreise nach Laibach und Triest festgesetzt, und den vorangehenden Tag benutzten wir zu einem letzten Spaziergang in den unvergleichlichen umliegenden Thälern. Noch auf dem Rückweg war Alles in der heitersten Stimmung, Lady S. besonders übermüthig und Helene fast ausschließlich der Gegenstand ihrer Scherze. Das sonst so stille, ernste Mädchen wurde ausnahmsweise gesprächig und wehrte sich in ihrer Weise so gut, daß die beiden alten Herren in Blicken und Worten ihre Partei nahmen. Lady S., sonst immer die dominirende, mochte fühlen, daß es ihr diesmal nicht gelingen wollte, und wurde eifriger.

Hier muß ich einschalten, daß es, wahrscheinlich eingeführt durch die verstorbene Gattin des Mr. W., eine Pariserin, in der Familie seit jeher üblich gewesen ist, im täglichen Verkehr französisch zu sprechen. Deßhalb fiel es mir auf, daß die Lady plötzlich in ihre Landessprache umsetzte. Kaum hatte sie ein paar Worte gesagt, von denen ich nur eins, den Namen „Arthur" verstand, als eine dunkle Röthe Helenens Gesicht überzog, und sie ihre Schwester mit ein paar Worten unterbrach. Von jeher habe ich das Idiom John Bulls für sehr häßlich gehalten, es deßhalb auch nie lernen mögen, seit jenem Tage aber bin ich von dem Vorurtheil zurückgekommen, denn ich wüßte nicht, daß irgend eine Sprache, mit Einschluß des ganzen italienischen Gesanges, einen ähnlichen Effekt auf mich gemacht hätte, als dieses kleine Stückchen englischer Prosa.

Mr. W. trat an seine Töchter heran und sprach hastig zu ihnen. Diese waren wie umgewandelt. Auf den frischen, blühenden, meist satyrisch lächelnden Wangen der Lady rollten jetzt große Thränen. Mit ihren beiden Händen hatte sie die eine Hand ihrer Schwester erfaßt und sah sie stumm, aber mit einem

wahren Magdalenenblick an. Diese strich ihr übers Gesicht, küßte sie auf die Stirn, auf den Mund, und erschöpfte sich in Liebkosungen, ohne jedoch die Lady, die einsilbig und verstimmt blieb, sonderlich aufzuheitern. Sie sah wohl, daß die Schwester ihr verziehen hatte, sie selbst schien sich aber noch nicht verziehen zu haben. Wir trennten uns früh, den andern Tag war Alles wieder im alten Geleise."

Auf meine Frage, ob man ihm keinerlei Aufklärung gegeben oder vielmehr sich nicht bemüht habe, durch irgend eine plausible Erfindung ihn zu verhindern, selbst nach dem Schlüssel zu suchen, erwiderte er:

„Nein, man scheint anzunehmen, daß ich nichts bemerkt habe. Was ich Ihnen eben breit erzählte, spielte in der Wirklichkeit etwa zwei Minuten. Wir hatten Halt auf einem Hochplateau gemacht, mit prachtvoller Aussicht nach dem Terglou hin. Helene wand aus Haide einen Kranz, die beiden Herren waren mit Feuerzeug und Zigarren beschäftigt, und Lady S. bemüht, einen Elfenbeinfächer auf ihrem Hunde zu zerschlagen. Dieser, noch übermüthiger und rücksichtsloser als seine Gebieterin, sprang und biß darnach. Wie gut ich mir diesen ersten Theil der Scene eingeprägt habe, werden Sie aus ein paar Bildchen sehen, die ich aus dem Gedächtniß malte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kirkpatricks in Malaga und Maria v. Montijo.

Das Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" enthält von R. H. (Robert Heller) „Lebensgeschichtliche Mittheilungen über die Gräfin Maria v. Montijo", die Mutter der jetzigen Kaiserin von Frankreich, denen das Nachfolgende entlehnt ist.

In Malaga und daselbst in der Straße San Juan de Dios steht ein stattliches Gebäude, welches in den ersten Jahren nach dem Sturze Napoleons ein erwünschter Sammelplatz der einheimischen Gesellschaft und aller Fremden der Auszeichnung war, die, sey's von der Landseite her, aus dem Innern von Spanien, sey's über das Meer, aus allen Theilen der Erde nach Malaga kamen.

Der Herr des Hauses hieß William Kirkpatrick, war ein Britte von Geburt und mit Franziska Grivigne verheirathet, von der er drei Töchter hatte: Maria, Carlota und Henriqueta. Herr Kirkpatrick trieb einen lebhaften Handel nach England und Nordamerika, und die Gegenstände desselben waren natürlich die nämlichen, welche uns Nordländern bei dem geschmackvollen Namen „Malaga" von selbst in's Gedächtniß fallen: Südfrüchte und Wein. Aber nicht blos die wohlhabenden Verhältnisse Kirkpatrick's und der edle Ton, der in seinem gastfreien Hause herrschte, erhoben das Gebäude in der Straße San Juan de Dios zu dem leuchtenden Mittelpunkt aller höheren Zirkel der Stadt; von den drei Töchtern Kirkpatrick's waren vielmehr die beiden ältern, Maria und Carlota, von einer so seltenen Schönheit und einem so lebhaften Geiste, daß ihre Anwesenheit allein hingereicht haben würde, dem Salon des Vaters in den Augen der gesammten Männerwelt eine ganz besondere Verklärung zu verleihen.

Maria's schlanke Gestalt erschien von einer hervorragenden Größe, nach spanischem Maßstab wenigstens, wie denn ihre Mutter, Grivigne, in der That auch der Abkunft nach eine Spanierin war. Der dunkle Teint des Mädchens, ihr scharfer Blick, ihre geistreichen Züge, ihre bei aller Grazie entschiedene Sprache und die elastische Bewegung der fein geformten Glieder verriethen, neben ungewöhnlicher Sicherheit der Erkenntniß, energisches Gefühl und den stärksten Willen. Carlota konnte auch neben ihr für eine Schönheit gelten, wenn nicht sogar noch reizender als Maria, da sich in ihrer Persönlichkeit das blonde Element des Vaters deutlicher als das heiße Blut der Mutter verkündete, und die helle Farbe ihres Haars sowie die sanfte Weiße ihrer Haut von den brünetten Nachbarn Afrika's nur um so mehr bewundert werden mußte. Die jüngste Schwester Henriqueta hingegen konnte neben solchen Nebenbuhlerinnen nur eine bescheidene Stellung in Anspruch nehmen, da sie, wenn auch keineswegs von der Natur vernachlässigt, doch nicht eben mit bedeutenden Eigenthümlichkeiten ausgestattet war.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß drei junge Damen, wie die geschilderten, von ihren Aeltern auf's sorgsamste erzogen, von allen Annehmlichkeiten des Reichthums und von den Huldigungen eines Kreises umgeben, der sich mit der Abwechselung und Mannichfaltigkeit einer Seestadt fortwährend neu ergänzte, ein Daseyn des heitersten Glücks erlebten, so reich an gemüthlicher Feier wie an geistreichen Erfolgen und schmeichelnden Triumphen. Wie manches klangvolle Wort mag die prächtige spanische Sprache, wie viele verbindliche Komplimente die französische, wie süße Grüße die englische Zunge für die angebeteten Schwestern gehabt haben, ertheilt von den Vertretern der verschiedensten Nationen, die dem Hause Kirkpatrick's ihre Mußestunden widmeten! Auch deutsche Fremdlinge fehlten nicht in dem polyglotten Kongreß, wie wir denn eben einem deutschen Landsmann die zuverlässigen Notizen des vorliegenden Aufsatzes verdanken.

Aber der Himmel dieses häuslichen Friedens und der gesellschaftlichen Verherrlichung sollte nicht ungetrübt bleiben. Sogar das schlimmste Wetter sollte ihn überziehen, um sich in harten Schlägen zu entladen. Hr. William Kirkpatrick hatte Unglück in seinen Geschäften, die, je ausgebreiteter sie waren, um so schwerer von den kosmopolitischen Zuckungen getroffen wurden, welche die Handelsverhältnisse noch lange nach der Wiederherstellung des alten Staatensystems in Europa erschütterten. Er mußte sein Comptoir in Malaga schließen, um es nie wieder aufzuthun. In Malaga wenigstens nicht. Als er wieder nach einer Wirksamkeit griff, ging er nach Almeria, wo er sich durch die Ausbeutung von Bleiminen wieder zu einigem Wohlstand emporarbeitete, und wo er starb. Aber so groß war die Achtung seines Hauses und Namens gewesen, und so beträchtlich erwiesen sich selbst noch die Trümmer seines vorigen Glücks, daß der Ruf seines geselligen Hauses den Sturz der Handelsfirma überdauerte. Der Salon Kirkpatricks, belebt von den Schwestern Maria, Carlota und Henriqueta, behauptete seinen Glanz und seine Anziehungskraft. Das

Eingeführtseyn in denselben galt nach wie vor als eine beneidenswerthe Begünstigung.

Da trat ein Mann in jenen Zirkel, der eine vornehme Herkunft, ein derselben entsprechendes Vermögen und die Ehren tapferer Kriegsthaten zu seiner Empfehlung hatte, dem aber nicht bloß die erste männliche Jugend, sondern selbst ein Auge und überhaupt die körperliche Beweglichkeit fehlten: Don Cipriano Palafox, Conde de Teba. Die zurückschlagende Laffette einer springenden Kanone, oder die Bruchstücke des Geschützes selbst hatten ihn so gräßlich verstümmelt, daß er eigentlich als ein halbirter Mensch zu betrachten war. Wie ihm das Auge mangelte, so war diese ganze Seite der Gestalt verkrüppelt; der hinkende Fuß verkrümmt und nach auswärts gewendet. Aber der bereits vierzigjährige Graf Cipriano war trotzdem ein Mann von lebhaft aufgewecktem Wesen geblieben, ritterlich in seinem Benehmen, von unterhaltender Gabe, von den Männern eben seiner Verstümmlung wegen verehrt, von den Damen schon aus Mitleid leichter geliebt als ein anderer. Denn es kommt bei den Frauen, wenn wir ihre Empfindung für uns erobern wollen, wenig darauf an, welches Gefühl uns eine Pforte zu ihrem Herzen öffnet, wenn es überhaupt nur eine zugänliche Pforte ist. Ein großes Unglück aber, ein unverschuldetes Körpergebrechen, mit würdiger Heiterkeit und edlem Muth von einem Manne getragen, das nimmt gar sehr für sich ein. Verschüchterte Mädchen selbst pflegen dann erst einen Stolz darein zu setzen, eine Zuneigung recht deutlich an den Tag zu legen, die ihnen keiner Mißdeutung fähig scheint.

Für den Ehrgeiz von Maria Kirkpatrick bedurfte es vielleicht kaum einer so subtilen Brücke. Sie wußte den Namen des Conde de Teba, sie wußte die Anwartschaft auf eine goldene Laufbahn in der höhern Welt genug zu schätzen, um dafür mit Freuden auf zärtlichere Ansprüche zu verzichten. Im Jahr 1819 ward die Kaufmannstochter von Malaga die Gemahlin eines der Mitglieder der großen Geschlechter Spaniens. Ob es die Familie Guzmans selbst oder nur ein Seitenzweig derselben ist, in den Maria Kirkpatrick hineinheirathete, darauf kommt bei den sonstigen Namen und Titeln der Palafox wenig an. Nur ist Cipriano Palafox de Teba nicht mit der politischen Partei jenes Palafox, seines Bruders, zu verwechseln, der seinen Namen durch die Vertheidigung von Saragossa unter die Gestirne des Ruhms versetzte. Vielmehr hatte er mit den Franzosen, sey's anfangs gleich oder sey's später, gemeinschaftliche Sache gemacht, und unter ihren Fahnen scheint er die gräßliche Verwundung erhalten zu haben.

Die Verbindung mit Cipriano gewährte der schönen, schlauen, glanz- und herrschsüchtigen Maria alle die Vortheile, die ihr unternehmender Charakter von der getroffenen Wahl erwartet hatte. Er führte sie nach Madrid, wo sie bald eine Rolle bei Hof spielte, und unter Maria Christina den einflußreichsten Posten unter den weiblichen Aemtern, den der Oberhofmeisterin, erlangte. Ihr Mann theilte ferner mit ihr den Titel und das Vermögen seines älteren Bruders, des Grafen von Montijo, der als General-Kapitän von Andalusien in Granada starb, worauf Cipriano dessen Majorate erbte.

Er muß als die Grundlage der Leiter angesehen werden, auf welcher Maria's hochstrebender Sinn die schwindelnde Höhe erklomm, in der sie heute ihre Tochter als Kaiserin der Franzosen erblickt. Denn die Mutter „Ihrer Exzellenz des Fräul. Eugenie von Montijo, Gräfin v. Teba“ ist's, von der unsre Skizze handelt.

Im Jahr 1819 führte sie ein spanischer Edelmann als seine mittellose Braut an dem nicht bloß des Familienfesttages wegen geschlossenen Komptoir ihres Vaters vorüber zur Trauung. Am 29. Januar 1853 reichte ihr in den Tuilerien von Paris der Präsident des Staatsraths die Feder, damit sie, zuerst unter allen Prinzen und Würdenträgern, die Ehe ihrer Tochter mit dem Kaiser Napoleon III. unterzeichne.

Wenn auf Eugenie der Geist und das Glück Maria's übergegangen ist — und sie soll selbst im Aeußerlichen das treue Abbild ihrer Mutter seyn, wenn man sich der letztern in ihrer Jugenderscheinung erinnert — wenn sich das Füllhorn wunderbar günstiger Geschicke mit dieser Vermählung nicht erschöpft hat — wo wäre der Endpunkt sonst zu suchen?

Allein wir dürfen über dem märchenhaften Gipfel von Mariens Lebenseroberungen die beiden Schwestern und andere Angehörige des Hauses nicht ganz vergessen.

Carlota verheirathete sich bald darauf, nachdem Maria von Cipriano Palafox geehelicht worden war, und dies mit ihrem Vetter Thomas Kirkpatrick. Ihr Vater, der Handelsherr in Malaga nämlich, William Kirkpatrick, hatte zwei Brüder: John Kirkpatrick, Zahlmeister bei der englischen Armee unter Wellington bis 1814, später Bankier in Paris. Ein Oheim der jetzigen Kaiserin der Franzosen hat mithin dem Heere den Sold der Schlachten ausgezahlt, mit denen es das französische Heer zu Boden werfen half, und eben der Sohn dieses Paymasters wurde der Gemahl Carlota's.

Der zweite Bruder Williams war Thomas Kirkpatrick (gleichen Namens mit seinem Neffen), und er stand mit Hamburg dadurch in unmittelbarster Beziehung, daß er bis zum Jahr 1815 hier ansässig war, wie sich denn noch viele Leute seiner Person erinnern, und der Wohnung, die er Reichenstraße Nr 92 inne hatte. Thomas (der Neffe sowohl als der Oheim) und Carlota Kirkpatrick sind bereits gestorben.

Dagegen scheint die Schwester Henriqueta das ruhigste und darum vielleicht nicht das geringste Glück unter den Dreien zu Theil geworden zu seyn. Sie heirathete den Grafen Cabarus, den Besitzer einer großen Zuckerplantage bei Velez-Malaga. Torros heißt dort das ihm zugehörige Eigenthum, das er mit seiner Frau in stiller Zurückgezogenheit bewohnt.

Miscelle.

Erlangen, 8. Febr. Vergangene Nacht ging der Müller Wolf bei Baiersdorf von letzterm Städtchen mit seiner Ehefrau nach Hause und fiel in den Donau-Mainkanal. Die Frau wollte ihren Mann retten, ertrank aber selbst, während sich der Müller Wolf rettete.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 14. Mittwoch, den 16. Februar **1853.**

* Die Entschädigung.

(Schluß.)

Dieser Anschauung und Logik gemäß, deren theoretische Korrektheit man bestreiten mag, deren praktische Richtigkeit aber sich bald darauf erwiesen, begab sich Bonenfant in das Haus, das ihm früher schon als Wohnung des armen Dichters war bezeichnet worden. Er fragte nach Hrn. Arminot; es ward ihm erwidert, derselbe sey ausgezogen und wohne jetzt in der Rue de Lille. Die Uebersiedlung von der Rue de l'Oursine, wo Arminot früher wohnte, eine der schmutzigsten, armseligsten, unwohnlichsten Gegenden von Paris in einen Stadttheil, der zu den aristokratischeren gehört, machte Bonenfant stutzen und brachte ihn auf die Vermuthung, Arminot möge einen plötzlichen Glückswurf gethan, vielleicht eine Erbschaft gemacht, irgend ein großes Loos gewonnen haben, und daher weniger oder gar nicht geneigt seyn, auf einen Vorschlag wie der, den er ihm machen wollte, einzugehen. Einen Augenblick hatte er schon den Gedanken, sich an Arminot zu wenden, wieder aufgegeben, war aber bald davon, schon darum, weil er ein ohnedies räthselhaft scheinendes Wesen, wie Arminot, gerne näher kennen, beobachten und ausforschen wollte, wieder zurückgekommen und trat denn auch die neue Wanderung nach dem Hause der Rue de Lille, wo Arminot seinen Sitz aufgeschlagen, unverzüglich an. Er fand diesen in einem geräumigen, reinlichen, lichten, aber keineswegs prachtvoll eingerichteten Zimmer, das zwar auf eine Verbesserung seiner Lage, aber durchaus nicht auf eine ungewöhnliche Gunst Fortuna's schließen ließ.

Arminot empfing ihn mit dem Ausdrucke des Selbstgefühls, der einem seiner Anlagen sich wohl bewußten Menschen eigen ist, durchaus jedoch nicht mit der vornehmgnädigen Herablassung, die plötzlichen Günstlingen der Glücksgöttin eigen ist. Bonenfant leitete den Vortrag seines Begehrens mit einigen Komplimenten über Arminot's litterarische Leistungen ein, die diesem Letzteren, einem ächten Musensohne, nicht mißfielen und ihn für das Ansinnen, das Bonenfant an ihn stellen würde, im Vorans einnahmen. Bonenfant wollte lange nicht mit drr Farbe heraus und erst, als Arminot trotz seines Wohlwollens Zeichen der Ungeduld gab, rückte er unter vielen Entschuldigungen mit seinem Vorschlage hervor. Arminot ward einen Augenblick verblüfft, faßte sich aber schnell und erwiderte, es würde wohl schwer halten für ihn, dieses Geschäft zu übernehmen, da er von der Arzneikunde nicht das Mindeste verstehe und in die technische Sprache dieser Wissenschaft wohl nicht so schnell sich einschießen werde. Bonenfant merkte aus der Fassung dieser Antwort sowohl, als aus dem Tone, in dem sie gegeben wurde, sogleich, daß sie keine unwiderrufliche Weigerung in sich schloß, sondern im Gegentheil nur das versteckte Vorwort der Annahme war. Er that jedoch, als ob die Ausrede ernst gemeint wäre, und schickte sich dieselbe zu widerlegen an. Es käme darauf gar nicht an, sagte er anscheinend ernst, ob der Verfasser der gewünschten Aufsätze das Wörterbuch der Medizin zu handhaben wisse, Bonenfant würde ihm das in dieser Hinsicht Nöthige Alles an die Hand geben, und er traue ihm Geist, Gewandtheit und Biegsamkeit genug zu, um sich rasch und ohne Mühe in das ihm fremde Fach und Idiom hinein zu denken und zu arbeiten.

Arminot ließ sich nicht lange bitten und ohne unbedingt Ja zu sagen, versprach er, daß er einen Versuch machen wolle. Die beiden Verschworenen trafen die erforderlichen Verabredungen zur Abfassung des ersten Artikels und auf Bonenfant's wiederholtes Dringen wurden auch die finanziellen Bedingungen des Vertrages abgemacht. Arminot hatte die Arbeit den andern Morgen fertig; er hatte die ganze Nacht bei einer Flasche St. Julien hindurch gewacht und da er sich bei Laune und Feuer fand, bis Sonnenaufgang geschrieben und nach einigen Stunden Schlaf das Werk dem Doktor gebracht. Der Doktor fand es bis auf ein Paar Stellen, die Arminot ohne Schwierigkeit nnd ohne Zaudern abänderte, vortrefflich und ebenso belustigend als vernichtend, trug das Manuskript unverweilt in die Druckerei seines Journals und am folgenden Tag lag das zermalmende Pamphlet schwarz auf weiß der Fakultät und dem Publikum vor. Der Artikel erregte ungemeines Aufsehen, die Lacher und die Kenner vereinigten sich in seinem Lobe, und Lady Francis war außer sich vor Freude. Sie hatte Bonenfant sehr gerne, obgleich, was sie für ihn empfand, nur Freundschaft und keineswegs Liebe war, allein sie konnte den Dejeanet, dem sie einige Mal in Gesellschaft begegnet und der ihr als anmaßender Pedant erschienen war, einmal nicht ausstehen, und das trug noch mehr, als ihr Wohlwollen für Bonenfant, zu ihrem Jubel bei.

Dejeanet seinerseits legte die Hände nicht in den Schooß, und eine äußerst gesalzene Entgegnung nahm

Arminot's ersten Artikel in Empfang. Arminot schleuderte in Bonenfant's Namen seine zweite Bombe, und die Kanonade wurde in kurzer Zeit zur großen Belustigung des medizinischen Paris ganz außerordentlich lebhaft, in dem Maße jedoch, daß das Geschütz der verbündeten Mächte, Arminot und Bonenfant, besser und es für Bonenfant und seinen stylistischen Gehülfen zuweilen ein wahres Gaudium war, sich über den armen Dejeanet und seinen unzulänglichen Witz lustig zu machen, wiewohl sie ihm aus wohlverstandener Eigenliebe Talent nicht absprachen, und schon in seinen Aufsätzen eine gewandte Feder anerkannten.

Eines schönen Morgens erhielten sie Beide die Nachricht, daß Dejeanet unversehens an einem Schlagflusse verstorben sey, und als sie denselben Tag noch zusammen kamen, bedauerten sie ironisch den Tod des wackeren Mannes; es kam aber Bonenfant vor, die Trauer seines Gehülfen sey ernster als die seine, und er erklärte sich dies einfach aus dem Geldverluste, den er in Folge des Aufhörens der Polemik erleiden würde, und faßte zu gleicher Zeit stillschweigend den Entschluß, Arminot sobald als möglich zu entschädigen. Einstweilen wollte er ihn aber durch eine scherzhafte Auffassung der Begebenheit guter Dinge erhalten und sagte zu ihm: „Es ist Jammerschade, daß dieser Ehrenmann todt ist, wir waren so hübsch im Zuge, ihn zu klopfen, wir haben uns so oft die Hände gerieben vor Vergnügen und hätten ihm sicher noch so manche Schlappe beigebracht; jetzt können wir nichts mehr, als ihm eine Leichenrede halten und seine guten Eigenschaften als Familienvater herausstreichen. Ich bedaure den Mann recht sehr; ich verliere viel durch sein Ableben."

„Und ich noch mehr", setzte Arminot bei.

„Ich begreife", sprach Bonenfant, „ich werde dafür sorgen, daß . . ."

„Das ist nicht Alles."

„Wie so?"

„Ich verliere zwei Kunden auf Einmal."

„Sie waren also selbst der Dejeanet, den Sie so schlecht machten?"

„Wie Sie sagen!"

„Sie sind ein erhabener Mensch."

„Aber auch ein Unglücklicher, wie Sie sehen."

„Warum ließen Sie den Dejeanet denn am Ende so ganz fallen und warfen all' ihren Witz auf meine Seite? Gestehen Sie es, das war ungerecht, das war parteiisch. Hatten Sie sich über ihn zu beklagen?"

„Nicht über ihn, bei Gott nicht und in keinem Stück, aber über seine Langeweile und Unfruchtbarkeit, es war zuletzt gar nichts mehr mit ihm anzufangen, er hatte keine Ideen mehr, und wenn man mir keine Ideen gibt, kann ich auch keinen Styl machen; sein nahendes Ende hat ihm ohne Zweifel alle Denkkraft, wenn er anders deren jemals hatte, geraubt, während ich bei Ihnen jeden Tag neuen Stoff, neue Nahrung fand."

„Keine Schmeichelei", fiel ihm Bonenfant in's Wort; „aber weil Sie mir so treulich, so wirksam und parteiisch beistanden in meiner Noth, so werd' ich Sie auch meinerseits nicht stecken lassen und heute noch in Ihrem Interesse einige Schritte thun."

Arminot antwortete auf diese Eröffnung mit einem großen Bückling der Dankbarkeit, und nachdem sie noch ein Paar Worte der Höflichkeit und Freundschaft gewechselt, schieden sie. Bonenfant hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich zu Lady Francis zu begeben, und ihr die ganze Geschichte brühwarm zu erzählen. Die Lady, ganz entzückt über das Abenteuer, ganz erstaunt über den genialen Sophisten, der das Für und Wider so eindringlich und so deutlich vortrage, verlangt, daß Bonenfant seinen Arminot bei ihr einführe.

Arminot erscheint in dem Hause der Lady, zuerst mit keinen andern Ansprüchen, als den eines Mannes von vielem Geist; wie er aber einmal merkt, daß er Eindruck mache, legt er nach und nach in die Spiele seines Witzes größere Wärme, gibt seinen Reden einen zärtlicheren Charakter, scheint zuweilen zerstreut und sogar traurig, bleibt einige Zeit lang aus dem Hause der Lady weg, läßt sich rufen, und kommt gerufen wieder, bleibt dann von Neuem aus und läßt sich von Neuem rufen, folgt aber nicht dem ersten, nicht einmal dem zweiten Ruf und erst, als die Henne zum dritten Male gackert, stellt er sich halb gezwungen wieder ein. Kurz, er treibt seine Sache so geschickt, mit solcher Verschwiegenheit und solchem Rückhalt, greift jedoch in günstigen Momenten zugleich verwegen zu; er wußte seine natürliche Schönheit durch alle Künste eines gewählten Anzugs so glücklich hervorzuheben und durch ein gesetztes Benehmen seiner Tugend das Siegel der Männlichkeit aufzudrücken, daß die Lady ihren Flammen nicht mehr Einhalt zu thun vermochte und ihm unwiederbringlich anheimfiel.

In der That wurde vor zehn Wochen etwa auf der Mairie des ersten Stadtbezirks von Paris in der englischen Kapelle und in der Kirche St. Philippe de Paule die Verehelichung des Schriftstellers Eugene Arminot mit Lady Georgina Francis feierlich begangen und von den Journalen, welche dieses Ereignisses gedachten, der Umstand betont, daß einer von den Zeugen des glücklichen Autors kein anderer als der berühmte Doktor Bonenfant gewesen sey. Er hatte seinem Gehülfen eine Entschädigung versprochen, und wie er Wort gehalten, darüber möge nun Hr. Arminot selbst entscheiden.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Alle saßen, nur ich stand ein paar Schritte weiter hinten. Helene hatte sich, als das Gespräch ins Englische übersprang, rasch erhoben, Lady S. fast gleichzeitig, wie von einem elektrischen Schlag berührt und dabei ihren Fächer fallen lassen. Wie Manches hat nicht schon hinter einem Fächer seine Zuflucht nehmen müssen! — Auch meine Neugierde verkroch sich hinter einem solchen. Indem ich nämlich die Ohren des Hundes in der einen, den Fächer, den er halb in den Zähnen hatte, in der anderen Hand hielt, und absichtlich das Separationsverfahren in die Länge zog, unter obligatem Gewinsel des Thieres, konnte ich unbemerkt und ohne sie zu stören, die ganze weitere Entwicklung beobachten.

„Sie mißbilligen es ohne Zweifel," fuhr er nach einer Pause fort, „daß ich mich auf diese hinterlistige

Weise in das Geheimniß eines armen Mädchenherzens einzuschleichen suchte, und noch mehr vielleicht, daß ich davon, soviel ich selbst weiß, gar einem Andern preisgebe — Ihnen, den ich doch zur Zeit noch nicht mehr kenne, als jenes böhmische Dorf, nächtlich dunkeln Angedenkens, wo wir die ersten Worte wechselten. Aber ich kann dem Drange, mich einmal auszusprechen, wenn Sie wollen, zu beichten, nicht länger widerstehen. Bringen Sie auch in Anschlag, daß seit vierzehn Tagen kein deutsches Wort über meine Lippen gekommen ist, dann werden Sie diese Explosion von Redseligkeit minder auffallend finden."

Und nun dürfte es Zeit seyn, meinem armen Freunde — denn so kann ich ihn jetzt wohl nennen — das Wort abzunehmen, um ihn einigermaßen auszusöhnen mit dem Leser. Ich mußte ihn demselben, um dem Faktischen treu zu bleiben, in einer Beleuchtung vorführen, die zwar dem Markusplatze und der Riva dei Schiavoni vortrefflich, desto schlechter aber meinem Freunde zu Gesichte stand, und mir die Pflicht auferlegt, ihn nunmehr eiligst aus dem Halbdunkel zu reißen durch die Versicherung, daß er der beste liebenswürdigste Mensch ist und nur die Marotte hat, immer das Gegentheil von dem zu thun, was die Gefallsucht thut; seine kleinen Schwächen trägt er gern zur Schau und was ihm zum Verdienst und zur Ehre gereicht, sucht er dagegen so lange als möglich zu verstecken. Für seinen Namen wird man die Maskenfreiheit billig finden und statuieen. Er möge also fortan Antek heißen. Seine **er Universitätsfreunde werden ihn, wenn sie dieses lesen sollten, unter dem Domino leicht erkennen.

Seine Gewissensskrupel suchte ich durch allerlei Vorstellungen zu zerstreuen, die zwar vor dem Tribunal der Logik und Ethik nicht hätten bestehen können, mir aber doch des guten Zweckes halber zulässig schienen. Ich entwickelte eine fast jesuitische Beredsamkeit — die venetianische Luft, die der Lehre Loyola's von jeher so günstig war, scheint nicht ohne Einfluß gewesen zu seyn — Alles, um Freund Antek zu beruhigen und mich für sein Vertrauen dankbar zu zeigen.

Wir waren wieder im Innern der Stadt. Vor einem hellerleuchteten Laden machte der Maler Halt und zog einige Elfenbeinfragmente aus der Tasche. „Der Elefant, dessen Zahn das Material zu diesem Fächer lieferte, hat es sich gewiß nicht träumen lassen, daß der Stolz seines Rüssels, der Schrecken von Tigern und Leoparden, dereinst so schmachvoll enden würde! O Dandy, kleiner zottiger, schotischer Köter, sey stolz darauf, daß dein Gebiß härter und schärfer ist, als das jenes gewaltigen Thieres, dem ein halber Welttheil göttliche Verehrung zollt! Ich muß jetzt wirklich der Lady Abbitte thun, daß ich ihr nie glauben wollte, wenn sie von der edlen Extraktion ihres Hundes sprach und versicherte, daß seine Race zu der höchsten Aristokratie des Thiereichs gehöre, das Schoßhündchen der Königin Viktoria eine Tante ihres Dandy, der von Landseer portraitirte ebenfalls Dandy's naher Verwandter sey, und dergleichen mehr. Nach und nach wird es mir selbst plausibel, daß man die seltene Häßlichkeit dieser Race pikant und endlich „reizend" finden kann. Hier sehen Sie das treue Konterfei der kleinen Bestie, den braunstruppigen Eulenkopf, die kurzen, spitzen Ohren, die winzigen, impertinenten Augen."

Hiermit gab mir Antek ein allerliebst in Gouache ausgeführtes, etwa vier Quadratzoll großes Bildchen, worauf der oben beschriebene Zweikampf in leichter französischer Weise dargestellt war. Ein anderes, gleich großes hatte die Gruppe seiner vier Reisegefährten zum Gegenstand. Der schöne Greisenkopf des alten Engländers war en face, der braune, blatternarbige des Kapitäns im Halbprofil hinter einer Rauchwolke. Von den Zügen der Lady war nur ein schnippiges Stumpfnäschen, ein Theil der Wange und des Mundes hinter einer Bandschleife zu sehen, von Helenen blos die edle Gestalt, das Gesicht gar nicht. Ein vorspringender Felsen warf seinen Schatten auf die drei andern Figuren, ihr Haidekranz war jedoch hell beleuchtet, was einen wunderbaren Effekt machte. Sogar unserm Kaufmann von Venedig, in dessen Laden wir eingetreten waren, fiel dies auf. Er meinte, es sey eine Heilige, welche statt der Glorie, die sie nun in der Hand habe, einen Strohhut aufgesetzt habe. Er und ich standen unverwandten Blickes vor den Bildchen, deren drittes, etwas größeres, eine herrliche Thallandschaft darstellte; im Hintergrunde sah man einen dreigezackten Schneeberg, den Terglou, die Aussicht von dem Hochplateau in Krain, auf dem sich die Gesellschaft an jenem Tage gelagert hatte.

Der ganze, ziemlich geräumige Laden enthielt nichts als Damenfächer, im Werthe von vier Karantani an bis zu Hundert Gulden und darüber, oder vielmehr dreihundert Svanziger, wie der Venetianer mit scharfem Accente sagte, um jeder Verwechslung mit österreichischen Papiergulden kräftig vorzubeugen, weßhalb auch das Wort fiorino in der Lombardei fast nie gebraucht wird.

Endlich hatte unser Freund einen Fächer gefunden, der an Format und Muster dem zerbrochenen fast gleich war. Die drei Blätter paßten auf die vorhandenen, roh kolorirten Lithographien, welche Antek eben mit einem Federmesser herausschneiden wollte, um jenen Platz zu machen.

„Halt, Signore, wenn ich unterthänigst bitten darf!" rief der Italiener und warf sich dem gehobenen Stahl entgegen. „Zuerst gestatten Sie mir ein Wort. Ihre Herrlichkeit scheint zu glauben, daß ich gleich hier im Magazin Ihre Bilder an die Stelle der alten einfassen kann; das ist aber nicht möglich; ich müßte, wenn Sie es befehlen sollten, erst ein besonderes Gestell arbeiten lassen, draußen in meiner Fabrik, und vor übermorgen würde es nicht fertig seyn. Ihrer Signora eilt es mit der Sache, das sehe ich wohl, deßhalb erdreiste ich mich, folgenden Vorschlag zu machen." Hier nahm er aus einem besondern Verschluß einen mit Steinen ausgelegten Fächer von Perlmutter und hielt ihn dem Maler triumphirend vor. „Die Arbeit ist auch so übel nicht, sollt' ich meinen. Dieses Kunstwerk, das Kostbarste, was mein Magazin besitzt, ist Ihr Eigenthum, Sie legen es noch heute Abend Ihrer bellissima donna zu Füßen. Und wenn es die stolzeste Prinzipessa ist, sie wird Sie dafür umarmen. Was verstehen vornehme Damen viel von Bildern. Und kurz und gut, ich behalte die drei da; ob und wie ich sie verwenden kann, weiß ich wahrlich noch nicht."

„Ei, sehen Sie doch," wandte sich Antek lächelnd zu mir, „was für ein Glück mein bescheidenes Talent macht in der Stadt Tizians und Giorgiones. — Sie,

Herr Kaufmann von Venedig, werden mich doch nicht, weil ich mit aufgehobenem Messer vor Ihnen stehe, für Shylok halten, der Ihnen ein Stück Herzfleisch ausschneiden will? Uebrigens sind die drei Bildchen bestellt."

„Das ist eine andere Sache", brummte Antonio, und forderte für den Elfenbeinfächer sechszehn Zwanziger, ließ ihn aber nach kurzem Dingen für sechs, die ihm auch ausbezahlt wurden.

„Also jetzt gleich können Sie mir die Bildchen nicht einsetzen?"

„Nein, gewiß nicht, bei den heiligen Gebeinen" — —

„Bei den morschen Gebeinen, die ich da in meiner Hand habe, versichere ich Ihnen denn, daß ich's selbst thun werde", versetzte der Maler, indem er den Fächer einsteckte und sich der Thür näherte — „sofern Sie nicht etwa für diesen siebenten Zwanziger einen Versuch machen möchten."

Der Versuch wurde gemacht und nach Verlauf einer Viertelstunde war Alles in Ordnung. Wir gingen nach dem Markusplatz zurück, unsere Gesellschaft war jedoch schon aufgebrochen, es blieb uns somit volle Muße, noch einige Stunden das bunte Gedränge vor den Prokurazien um zwei Figuren zu vermehren und zugleich die Runde in den Kaffeehäusern unter eifrigen Sorbetto-Studien zu machen.

Am Imperatore d'Austria saß in lebhaftem Gespräche eine Gruppe, aus der ich am Accente sofort einige Berliner erkannte. Das Thema war, warum man bei Kranzler fünf Silbergroschen zahlen müsse für eine kleinere Quantität Gefrorenes, als hier für sieben Kreuzer, also noch nicht den halben Preis, zu haben sey. Die Bezugsquellen des Rohmaterials, der Zolltarif, kurz alle „dabei in Frage kommenden Momente" geprüft und festgestellt, daß es als ein Mißbrauch anzusehen sey.

Ein junger, hübscher, militairisch aussehender Mann berechnete, seinen blonden Schnurrbart drehend, daß er jährlich fünf und dreißig Thaler sparen würde, wenn er sein Eisbedürfniß in Venedig befriedigen könnte. Ich bat ihn, zu bedenken, daß nur hier von einem derartigen „Bedürfnisse" die Rede sein könne, weil das Wasser, der Wein, das Bier schlecht, und die Sorbetti außerdem zu gewissen Heilzwecken genossen werden, in Norddeutschland dagegen der Eisgenuß nur Luxus, frivoler Gaumenkitzel sey. Mittlerweile hatte mein leichtsinniger Freund von den Andern sich, d. h. uns Beide, anwerben lassen für den nächsten Morgen, gemeinschaftlich einige Kirchen und Paläste abzulaufen, an der Hand des deutschen Führers Bulgari (des Sohnes, der Vater war seit vier Monaten todt), ohne zu bedenken, daß uns dies von seiner nicht deutsch sprechenden Gesellschaft bringen würde. Vielleicht war es auch Sehnsucht, wieder seine Muttersprache um sich zu hören, die ihn trieb, oder gar eine kleine Malice gegen mich, denn meine Ungeduld, die Originale seiner Bilder zu sehen, hatte er wohl bemerkt.

„Ich schlage vor", fing jetzt der blonde Schnurrbart an, „daß wir zuerst unsern Landsmann, den rühmlichst bekannten Maler R. im Palazzo P. aufsuchen. Ich habe einen Empfehlungsbrief an ihn, und werde mir erlauben, die Herren vorzustellen. — —"

Für meine Person danke ich Ihnen herzlich, denn ich habe selbst eine Adresse an ihn", fiel ein Anderer ein, „ich auch", ein Dritter. Den vierten Brief an R. hatte ich in der Tasche. Ich berechnete, daß hiernach muthmaßlich etwa zwei- oder dreihundert deutsche Empfehlungsbriefe mit eben so vielen Tausenden rathsuchender Landsleute alle Jahre die breiten Steintreppen des Palazzo hinaufwandern möchten, und inniges Mitgefühl für den armen Pittore bemächtigte sich meiner.

(Fortsetzung folgt.)

* Stummer Kampf.

Du fragst, warum so lange ich geschwiegen? —
Du sah'st den Quell, wenn er in Sonnenstrahlen
Auf hellen Steinen hüpfend Blumen küßt —
Du sahst am and'ren Tag die Rinne trocken,
Und die geküßten Blumen all verwelkt. —
Hast du den Schoß der Erde auch befraget?
Von welcher Kraft die rasche Quelle trinkt?
Hast du gesehen, ob aus tiefstem Schachte,
Wo ew'ge Lichter heimlich wärmend brennen,
Die Fluth ihr steigt, die sie in's Freie lenkt?
Hast du gesehen, ob vom schönen Himmel
Die hellen Tropfen sich in's Inn're fanden
Und dann im Quell erneut zum Lichte dringen?
Hast du belauscht, mit welch' geschäft'ger Hand
Der Geist der Erde dem die Oeffnung gräbt,
Was drinnen, sey's von Oben oder Unten,
Aus Rascherem entstanden Steingebilde flieht? —
Hast du belauscht, den finstern Gegner Kobold,
Der Felsenmassen auf die Mündung stürzt
Und teuflisch lächelt, wenn die eingesperrte
Begeist'rungsfluth im tiefem Herzen schäumt,
Bis mit Gewalt die Spalte sie erzwungen,
Und des gebroch'nen Herzens nicht mehr denkt? —

Ich hab' gerungen, Freund! mit eh'rnen Nerven;
Zurückgeworfen hab' ich muth'gen Herzens,
Was tief und heimlich an ihm ist gehangen.
Ich hab' besiegt rebellische Gefühle,
Und hab' den Geist auf hohen Fels gestellt,
Damit er herrsche, ruhig, aber einsam.
Ich hab' das Heil'ge ohne Scheu geleugnet
Und die Materie forschend anerkannt —
Ich bin vom Pfuhl zum Himmel aufgestiegen,
Und von den Sternen in die Nacht gefallen.

Nicht ist es Zeit, in solchem Kampf zu singen,
Denn die Verzweiflung kennt kein mildes Lied —
— Ich hab' geschwiegen — still gerungen — und
— Gesiegt! — Der stolz gehob'nen Brust
Entsteigen nun die langverschlossenen Lieder!

*

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 15. Sonntag, den 20. Februar 1853.

Ein Lebensstück. *)

Von Edmund Hoefer.

„Sie herrscht im Herzen, sie gebietet."
Lessing.

Die Gäste waren fort. Hermine, die sich nicht ganz wohl und durch den langen und lebhaften Verkehr mit der Menschenmenge angegriffen fühlte, hatte sich auf ihr Zimmer zurück gezogen und auch wir beide ruhten von dem vielen Reden und Plaudern und den Zeremonien des Abschiednehmens ganz bedächtig und höchst selbstzufrieden aus.

„Komm", sagte er, indem er klingelte und die Thüre zu einem kleinen Nebenzimmer öffnete, „wir wollen uns da vor's Feuer setzen und noch ein Glas Wein trinken, dessen man bei Tisch nicht froh geworden. Geht mir mit eurem ewigen Kaffee! Wein ist die Loosung! Und ich hab' mir das Vergnügen ehrlich verdient; Teufel! Greift so ein Geschwätz, solch' ein Summen und Schwirren an, wenn man daran so wenig gewöhnt ist wie ich. Ich glaube wahrhaftig, ich kriege noch in meinen alten Tagen schwache Nerven."

„Weßhalb ziehst du dich aber auch nur so zurück, Onkel?" fragte ich und zündete mir eine Zigarre an, und setzte mich an das Feuer, wo ein Diener inzwischen einen Tisch mit Gläsern und Flaschen aufgestellt hatte. „Weßhalb lebst du hier so allein? Heirathe doch, du bist ja frisch und rüstig und munter genug. Wenn du älter wirst, hast du doch einen Halt. Denn das ist der wahre Spruch: Es ist nicht gut, daß ein alter Mensch allein sey! Oder willst du das nicht, so zieh zu uns in die Stadt. Hermine soll dich pflegen, daß du deine Freude daran hast."

Er stand, während ich sprach, hinter einem Stuhl, hatte den Ellenbogen auf die hohe Rücklehne gestützt und den Kopf in die Hand gelegt. Seine Augen schauten so still und fest in die hellen Flammen, als ob er von meinen Worten gar nichts höre. „In die Stadt? Ich? Bah!" murmelte er endlich. „Heirathen? Ich? Ah!" — Und er schüttelte heftig und mit einem wilden Lächeln den Kopf, richtete sich auf und die Arme auf den Rücken gelegt, ging er mit ziemlich raschen Schritten einigemal im Zimmer auf und ab. Der Herbstwind brauste draußen um das Haus und wirbelte die letzten dürren Lindenblätter gegen die Fenster. Rauch und Flammen fuhren zuweilen jäh zur Höh, so daß die Funken empor und herausstaubten und mich zwangen, den Stuhl zurück zu ziehen. Er sah und hörte nicht darnach. Er wußte nur von dem, was ihm durch Kopf und Herz brauste. Was das seyn mochte, ahnte ich nicht, wie ich denn bis dahin den Alten noch gar nicht kannte. In meiner frühsten Jugendzeit war er einmal im Hause meiner Aeltern gewesen, und ich erinnerte mich seiner als eines hohen, stolzen, heitern und freundlichen Mannes in blitzender Uniform. Von der Zeit an war er nicht mehr gekommen und niemals ward sein Name bei uns genannt, bis die Mutter mich jetzt nach meiner Hochzeit bat, ihn auf der Reise mit meiner Frau zu besuchen. „Grüß ihn von mir und all den Seinen", fügte sie hinzu.

„Was hattet ihr nur mit einander", frug damals Hermine neugierig.

„Das ist nicht mein, sondern Bruder Stephan's Geheimniß", sagte die Mutter und brach ab.

Darauf hatte ich an ihn geschrieben und eine herzliche Einladung zur Antwort erhalten. Er nahm uns ganz freundlich auf, hielt uns von Tag zu Tag fest und that alles, um uns zu unterhalten. Er war noch immer, obgleich beinahe sechzig Jahre alt, ein hoher, stolzer Mann. Sein Gesicht zeigte sich wenig verändert, Haar und Bart noch voll und fast ganz dunkel, und allein zwischen den zwei leise gedrückten Augenbrauen erschienen zwei starre Falten. Denn heiter blickten seine nußbraunen Augen nie und selbst beim muntersten, scherzhaften Wort, beim freundlichen, neckenden Lachen blieb in seinen Zügen ein leises Düster, eine gewisse starre, schier unbewegliche Härte, die meine Frau mehr als einmal veranlaßte, mir hinterher zuzuflüstern: „Er ist aber wirklich schauerlich, der Onkel Stephan."

Es vergingen einige Minuten, bis er seinen Gang durch's Zimmer beendete, wieder zum Stuhl trat, sich auf die Lehne stützte und in die Flammen sah. Dann wandte er, ohne den Kopf im Geringsten zu drehen, mir nur seine finstern Augen zu und sagte: „Was weißt du bisher eigentlich von mir und meinem Leben, Neffe?"

„Nichts, Onkel", versetzte ich.

„Haben deine Aeltern nie von mir gesprochen?" fragte er weiter.

„Nie!" gab ich zur Antwort.

*) Aus dem „Illustrirten Familienbuch", herausgegeben vom österreichischen Lloyd.

„Gut", sprach er, „so will ich dir deine Reden nicht nur verzeihen, sondern sogar beantworten, und dir zu dem Ende erzählen, wie ich mit aller Welt auseinander kam. „Du", fuhr er, zu einem Diener gewendet, fort, „sorge dafür, daß wir nicht gestört werden. Geh!" Und er verschloß hinter ihm die Thür.

Er goß dann sein Glas voll, leerte es auf einen Zug, setzte sich und, die Beine übereinander schlagend und sich tief zurücklehend, sprach er: „Nun hör' zu. Es ist eine düstere aber lehrreiche Geschichte." Und so fuhr er also fort:

„Wie du vielleicht weißt, hatte ich die Feldzüge gegen die Franzosen mitgemacht, war 1815 zum Major avancirt und rückte nach der Heimkehr aus Frankreich mit meinem Regiment in B. ein, welches uns zum Garnisonsorte angewiesen wurde. Die Aufnahme war die freundlichste, Stadt und Umgegend wetteiferten, uns zu ehren und zu vergnügen, und ein Wohlleben umfing uns, wie wir es in all dem Treiben der verflossenen Jahre beinahe vergessen hatten. Die Damen waren dort zuvorkommend, heiter und anmuthig, wir waren lebenslustig, munter und unternehmend, und so geschah es, daß auf beiden Seiten Herzen genug verloren gingen und gewonnen wurden."

„Ich wußte denn alsbald auch davon zu sagen. Bei den Bällen und Festlichkeiten lernte ich die Familie eines alten pensionirten Obersten kennen, der nahe bei der Stadt sein Gut bewohnte. Er hatte zwei Söhne, die mit der Garde gleichfalls im Krieg gewesen und jetzt daheim auf Urlaub waren, außerdem zwei Töchter, von denen die eine brünett, ausgelassen, ja ein wenig wild, geist- und lebensprühend war. Die zweite erschien blond und weich, frisch und anmuthig wie eine Maiblüthe. Und wie es denn zu geschehen pflegt, daß wir die Kontraste nicht nur äußerlich vorziehen, sondern uns ihnen auch innerlich und schier unbewußt zuneigen, so wandte ich mich dieser jüngern Tochter zu und widmete ihr Alles, was ich etwa von Liebe und Zärtlichkeit in mir fühlte. Sie hieß Hermine, wie deine Frau, mein Schatz, und glich ihrem Aeußern überhaupt dermaßen, daß ich neulich, da ich das kleine Weib zuerst erblickte, wie ein Knabe zusammenschrack."

„Nun, mein Freund, ich war damals kaum dreißig Jahre alt, bereits Major und gut angeschrieben, so daß ich eine brillante Carriere vor mir hatte, häßlich nannte man mich auch nicht und ein guter Gesellschafter, ein angenehmer Mann sollte ich gleichfalls seyn. Vermögen hatte ich außer meiner Gage mehr als zur Genüge, kurz, Widerstand fand ich weder bei den Aeltern noch bei dem Mädchen, und somit wurden wir noch im Winter mit einander verlobt und heiratheten im Frühjahr. Darauf machten wir eine Reise an den Rhein und durch die Schweiz nach Italien, und als wir im Spätherbste zurückkehrten, war ich in meine Frau noch ebenso, ja wo möglich noch mehr verliebt, als am ersten Tage, da ich sie mein genannt. Freilich die Leidenschaftlichkeit meiner Liebe hatte sich einigermaßen in die natürlichen Gränzen zurückgezogen. Bei ihr hatte sich derlei nie gezeigt, es war eine angenehme, liebenswürdige, sanfte und zarte, aber anscheinend kühle und gemessene Natur. So lebten wir denn ein Paar Jahre, man kann wohl sagen glücklich und zufrieden fort, und das einzige Trübe, sowohl für sie als für mich war, daß wir keine Kinder hatten, während ihre bald nach ihr verheirathete Schwester deren bereits zwei besaß. Ganz gegen ihr sonstiges Seyn und Wesen, ließ sich Hermine durch diesen Gegensatz tief betrüben und verstimmen und, um sie aufzuheitern und auf andere Gedanken zu bringen, machte ich damals mit ihr eine kleine Reise zu deinen Aeltern, bei welchen wir ganz munter etwa drei Wochen verweilten. Du warst damals vielleicht vier Jahre alt und könntest dich allenfalls noch unser erinnern."

„Deiner recht gut", unterbrach ich seine Erzählung, „ich weiß, das du mich oft auf den Arm genommen und mit mir gespielt hast. Von der Tante aber weiß ich gar nichts. Ich erfahre heute überhaupt zuerst, daß du verheirathet gewesen."

„Erklärlich!" sagte er. „Sie konnte, wohl aus einem eifersüchtigen Gefühl, Kinder durchaus nicht leiden und stieß sie von sich. Sie waren ihr auch meistens viel zu laut und lärmend, und das läßt sich entschuldigen, denn der Stille war sie in unserer Häuslichkeit gewöhnt worden; aber ich will fortfahren."

(Fortsetzung folgt.)

S t r e i f z ü g e.

(Fortsetzung.)

Diese Woge der deutschen Völkerwanderung wenigstens will ich dir abzuleiten suchen, dachte ich, und beantragte, unsere sämmtlichen Briefe einstweilen durch einen robusten Boten abzusenden und den Adressaten zum nächsten Abend in's Caffé zu entbieten, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, uns in corpore in seinem Atelier zu sehen. Dies wurde denn auch beschlossen.

Um 9 Uhr früh setzte sich unsere Karavane in Bewegung, unter der Anführung des jungen Bulgari. Wir waren an zwanzig Personen, fast nur Deutsche. Der Bulgari'sche Turnus ist ein dreitägiger, und schließt folgende Punkte ein: die Markuskirche, den Dogenpalast, den Palazzo reale, die Akademie der schönen Künste, die Kirchen Giovanni und Paolo, Giorgio maggiore, del Salute, dei Frari, dei Scalzi, del Redentore, dei Gesuiti, Sebastiano, Moise, die Paläste Pisani, Trèves, Manfrini und noch drei oder vier andere, die Insel Murano, das Theater Fenice..... man kann sich deßhalb wohl denken, wie das Einzelne behandelt wird, zumal wenn die Gesellschaft zahlreich ist, und noch viel Zeit verloren geht durch Warten, Ein- und Aussteigen in die Gondeln, Hin- und Herfragen ꝛc. Wo man verweilen möchte, wird vorwärts getrieben, namentlich bei den Kunstwerken, wo dagegen Schnurrpfeifereien zu sehen sind, wie in den Glasfabriken, auf den Straßen u. s. w., sind die Damen nicht von der Stelle zu bringen, es wird gefeilscht und gedungen, konsultirt und debattirt, da eine Goldkette, dort eine Gondel aus Muscheln gekauft, oder eine lebendige Schildkröte, Feigen, Pfirsichen — dazu die schnarrende Beredsamkeit Bulgaris von dem „berrimmten Maller" so und so, und dem „berrimmten Skulpteur-Hauer" so und so! —

Jeder Deutsche, der nach Venedig reist, um sagen zu können, ich bin dagewesen und habe Alles ge-

sehen, der halte sich an Bulgari, zahle ihm täglich vier Zwanziger und reise am fünften Tage wieder ab. Wer aber wirklich etwas sehen will und seines Lebens froh werden, der bleibe wenigstens eine oder zwei Wochen, konsultire den Stadtplan und das Quadriga'sche Buch, besteige wiederholt den Markusthurm, lasse sich einige Umwege nicht verdrießen und schon am dritten Tage wird er leidlich orientirt seyn. Entweder allein, oder mit einer ausgewählten, gleichgestimmten Gesellschaft nimmt er sich einen Gondolier und besucht con amore die verschiedenen Punkte.

Ich war sehr glücklich, als am Nachmittage unser Heerführer für heute fertig zu seyn erklärte, und Erlaubniß gab, unsern Vergnügungen nachzugehen, resp. unsrer Nahrung. Es war 4 Uhr, also bis zum Mittagessen noch eine Stunde Zeit zu einem Seebade. An der Piazetta wird eingestiegen. Ai bagni!

In wenigen Minuten sind wir auf der Bretterinsel, nachdem wir uns durch ein paar Dutzend andre Gondeln gedrängt haben, unter vielem mißtönenden Geschrei und Fluchen der Ruderleute, — welche keineswegs Tag und Nacht schmelzende Gondellieder singen, wie der Nordländer etwa glauben könnte.

Eine Anzahl elegant gekleideter Badegäste steht in dem mit leinwandgedeckten, mit Blumentöpfen geschmückten Haupteingange, welcher eine recht komfortable innere Einrichtung — verspricht, es aber beim Versprechen läßt. — Bequemlichkeit findet man hier nur im Worthalten, und Liberalität in den Versprechungen.

Ich trete in die mir angewiesene Zelle, oder vielmehr klemme mich hinein, verriegele die Thür hinter mir und suche mich durch Umhertappen in der Finsterniß zu orientiren. Ein Glück, daß die Zelle nicht geräumiger war als ein Schilderhäuschen oder ein Sarg, also Alles nahe zur Hand ist. Ueber das Ameublement, welches aus einem Stiefelknecht besteht, bin ich bereits gestolpert und gegen das Brett gefallen, das zum Sitzen dient, habe die wesentlichsten Entdeckungen also schon gemacht. Ein Stoß an den Kopf belehrt mich über die Stelle, wo das zweite Immobile angebracht ist, ein in die Ecke genageltes Brettchen, um die Uhr darauf zu legen. Ein spitzer Haken an der andern Wand hat auch bald ein Stück aus meinem Rockärmel in Empfang genommen, um mir seine Bestimmung, die Kleider zu tragen, zart anzudeuten. Ihm vertraue ich denn den Rest derselben an, werfe mich in das übliche Badekostüm, und mit diesem in das Schwimmbasin.

Es ist von der Größe eines jener Zimmer, die ein Berliner Hauswirth schon „Salon nennen würde, und ungefähr in dem Verhältniß mit menschlichen Leichnamen bevölkert, wie ein Wassertropfen mit Infusorien, d. h. Raum zum Hin- und Herzappeln; auch einige Schwimmtempl gelangen mir in einer günstigen Minute, meist war die Konstellation aber doch so, daß ich aus Rücksicht auf die Gliedmassen meiner Nebenmenschen mich in aufrechter Stellung mit Wassertreten, um den technischen Ausdruck zu brauchen, begnügte. In dem benachbarten kleineren Basin für Nichtschwimmer war es beinahe so voll, als in unserm Opernhausparterre, wenn die Wagner oder Roger singt. Am meisten wunderte ich mich, daß unter diesen Umständen das Wasser nur lauwarm, d. h. etwa 21—22 Grad Reaumur, und leidlich durchsichtig war.

Man schließe übrigens daraus nicht, daß die Italiener sonderliche Wasserfreunde seyen. Schon in Triest, wo bessere Einrichtungen getroffen sind, mußte ich die Bemerkung machen, daß die Einheimischen verhältnißmäßig sehr wenig baden und nur an den heißesten Tagen. An solchen kühleren, die wir in Norddeutschland noch immer heiter und mild nennen, oder gar bei einem Anflug von Schnupfen oder Husten, badet der weichliche Italiener nicht leicht, auch fast nie in den späteren Abendstunden. Nichtsdestoweniger erklärt es sich, daß an einem heißen Nachmittage sich Viel zusammengedrängt in der einzigen Seebadeanstalt Venedigs*), zumal auf der Höhe der Saison, wo auch die Fremden konkurriren. Mit einem Seufzer gedachte ich der erfrischend kühlen Nordseebäder des vorangegangenen Jahres im freien, mächtig anstürmenden Meere.

Den Mangel an Wellenschlag im adriatischen Meere suchen Einige dadurch zu ersetzen, daß sie drei oder vier Mal auf ein paar Minuten das Wasser verlassen und dann wieder hineinspringen. Die Wirksamkeit dieser Methode habe ich nicht untersucht, da ich mich nicht zu einem zweiten Bade entschließen konnte. An Salzgehalt ist das adriatische Meer der Nordsee überlegen.

Mein Begleiter hatte ein Wannenbad genommen und war zufriedener.

Kaum waren wir auf dem Rückwege nach dem Lande, als wir eine andere Gondel auf uns zukommen sahen, und in derselben wehende Tücher und schwenkende Hüte. Es waren die Engländer.

„Herr Antek hat uns schon heute Morgen im Gasthofe angekündigt," rief mir der alte Herr entgegen, „daß er gestern Abend einen jungen Landsmann eingefangen habe, den er uns als Reisegefährten zuführen wolle. Der Beschreibung nach sind Sie es. Seyn Sie herzlich willkommen."

Das plötzliche, unerwartete Zusammentreffen mit Personen, mit denen meine Phantasie, angeregt durch die Erzählungen und Bilder des Malers, sich lebhaft beschäftigt hatte, verblüffte mich. Was ich auf die kordialen Worte des Mr. W. erwiderte, weiß ich nicht mehr, daß es aber etwas Albernes gewesen seyn muß, errieth ich aus dem nur halb unterdrückten Lachen der jungen Frau.

Kaplän L. kam mir zu Hülfe. „Ihren freien Willen werfen Sie nur gleich hier in den Kanal, wenn Sie mit uns ziehen wollen, oder senden Sie ihn poste restante voraus nach der Station, wo unsere Wege sich wieder trennen, denn bis dahin werden Sie keinen Gebrauch davon machen können. Diese Dame da", auf die Lady zeigend, „herrscht unumschränkt über uns und duldet keinen Widerspruch. Was sie beschließt, ist uns Gesetz. Der Einzige, der seine Unabhängigkeit nicht aufgegeben hat, ist ihr kleiner Hund da unten. Prü-

*) Aus den Zeitungen sehe ich, daß der Podesta, Graf Correr, im Namen des Gemeinderaths demjenigen, der ein Unternehmen der Art in glänzendem und großartigem Style ins Leben rufen will, die Interessen eines Kapitals von 1 Mill. Lire austr. zu versichern bereit ist. Eine Konkurrenz ist u. A. in der „Allg. A. Zeitung" ausgeschrieben. Es scheint also, daß man diesen Sommer jene Mißstände allgemein genug gefühlt hat, um eine baldige Abhülfe hoffen zu lassen.

sen Sie sich also wohl, junger Mann, bevor Sie in unsre Reisegesellschaft fest eintreten. Se entrate, ogni speranza lasciate!"

„Ei, ei, Kapitän, Sie fallen aus der Rolle", ließ sich die Dame vernehmen. „Sie behaupteten ja, kein Wort Italienisch zu sprechen, und ließen die arme Helene immer dolmetschen, wenn es etwas zu unterhandeln gab mit Facchinen und Gondolieren. Nun, ich will sie nicht stören. Fahren Sie nur fort, diesem Herrn mit Dande's Worten die Hölle zu schildern, die ihn erwartet."

„Als gedienter Soldat", erwiderte ich, „habe ich Gehorsam gelernt. Ich bin preußischer Landwehrmann, muß noch alle Jahre Uebungen mitmachen, verstehe mich also schon einigermaßen auf Disziplin. Uebrigens kann ich mir nicht denken, daß diese kleine, zarte Hand, die eben den Hund streichelt, so sonderlich schwer auf Männern ruhen sollte."

„Ho, ho," lachte der Kapitän, „glauben Sie ja nicht, durch Galanterien sich abzufinden. Das hat unser Freund da längst versucht, rasch wieder aufgegeben und eine entgegengesetzte Taktik eingeschlagen. Herr Antek steht mit der Lady S. zur Zeit noch auf einem deklarirten Kriegsfuße. So tapfer er sich aber auch schlägt, so ist er schließlich doch immer genöthigt gewesen, seine Positionen zu verlassen. Sie werden das sogleich wieder sehen. Die Lady hat beschlossen, daß wir nach dem Lydo fahren, kommen die Herren also nur gleich mit, ohne Murren."

„Wir haben" . . . noch nicht zu Mittag gegessen, wollte Antek wahrscheinlich sagen, entschlossen, seine Position diesmal nicht aufzugeben; auf ein Zeichen von mir verbesserte er sich aber: „Ich habe Briefe nach Haus zu schreiben und muß mich für jetzt empfehlen, zweifle aber nicht, daß dieser Landwehrmann da die erste Probe seiner Mannszucht sogleich ablegen wird, obschon er" . . . . dem Beisatze: „sehr hungrig seyn mag" kam ich durch ein neues Elbogensignal zuvor, so daß er fortfuhr: „noch nicht zu ahnen scheint, daß die Rolle eines Dolmetschers nun ihm zufällt, und mit ihr reiche Gelegenheit zu Sprachschnitzern. — Ich kann Ihnen aus eigener Erfahrung nur den Rath geben, bei Ihren italienischen Exerzitien nie einen Blick auf Miß Helene fallen zu lassen, wenn Sie nicht durch ein feines, an's Sarkastische streifendes Lächeln ganz dekontenanzirt seyn wollen."

„Unser Maler", nahm jetzt der alte Herr wieder das Wort, „ist ja heute ausnehmend aggressiv und bindet mit Jedem an. Die Reihe ist an mir, aber ich komme lieber zuvor, indem ich unsere Seeschlacht unterbreche und Waffenruhe vorschlage. Sie, Hr. Antek, mögen Ihren Rückzug antreten, unsern gefangenen Preußen nehmen wir mit!" Es geschah, und wir trennten uns.

Beim Uebergang in die englische Flotte bemerkte ich, daß mir Antek etwas in die Rocktasche steckte. Mein Appetit verleitete mich zu der Hoffnung, daß es etwas Eßbares sey, was ich in einem unbewachten Augenblicke verzehren könnte, nach einer verstohlenen Inspektion meiner Tasche mit den Fingern ergab sich jedoch, daß es der bewußte Fächer war, und die stillschweigende Instruktion, die sich daran knüpfte, war nicht zu verkennen. Während ich dem Kapitän auf seine lebhaften Fragen über das Wesen des preußischen Landwehrsystems antwortete, fand ich denn auch Gelegenheit, den Fächer heimlich in das Strohkörbchen der Lady zu schieben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

München, 15. Febr. (Dingelstedt's Vortrag über den Faust.) Hr. Dingelstedt erklärte in der Person des Faust die geistigen Kämpfe einer ganzen Zeitepoche personifizirt, die Entzweiung der eigenen Denkkraft mit der göttlichen Autorität (Reformation) einerseits und das Ringen der Sinnlichkeit mit dem geistigen Element anderseits. Im 16. Jahrhundert erschien Faust's Geschichte zuerst als Volksbuch in 77 Kapiteln auf der Frankfurter Messe; die ersten Spuren einer dramatischen Darstellung finden sich in den Akten der Tübinger Universität, wo mehrere Studiosen sich vermessen, eine Komedie von Faustus aufzuführen und durch diese „Missethat" großes „Aergernuß" gaben. Während Frankreich in Corneille und Molière, England in Shakspeare, Spanien in Cervantes und Calderon, Italien in Dante, Tasso und Ariost ihre größten Volksideen durch unsterbliche Werke repräsentirt sahen, war die Sage des Faust, die Trägerin deutscher Geisteskraft, an die Marionettenkästen verwiesen! Noch vor zwei Jahren führte ein Miesbäker auf der Münchener Jakobidult das Puppenspiel „Faust" mit Marionetten auf. Der Redner verlas zum großen Ergötzen der Versammlung Bruchstücke aus diesem alten Puppenspiel, sowie aus einer schon ungleich besseren, doch auch aus dem Mittelalter stammenden englischen Bearbeitung dieses Stoffes. Schließlich kam der Redner auf die Neuzeit und das größte Werk des ersten deutschen Genius zu sprechen. Don Juan und Faust sind ein und dieselbe Sage: bei dem einen ist die Sinnlichkeit, beim andern das geistige Element hervorgekehrt; die zwei größten Geister: Mozart und Göthe haben sich desselben bemächtigt, die Musik des sinnlichen, die Dichtung des geistigen Theiles. Dingelstedt begründet die dramatische Aufführbarkeit sowohl des ersten, als auch des zweiten Theiles der Göthe'schen Faust-Tragödie.

•

Eine der wichtigsten Tagesfragen ist in Paris jetzt die Herrenkleidung, l'habit habillé, wie der Kunstausdruck heißt. Humann, der geniale Kleiderkünstler, hat den Sieg davongetragen. Seine Röcke ohne Umschläge und mit aufstehendem Kragen, eine Reihe Knöpfe mit zwei Agraffen unten zugenestelt, sind unentbehrlich. Dabei kurze Hosen von schwarzer Seide oder Kaschmir und glanzlederne Schuhe mit viereckigen Schnallen. Die Weste ist von weißem Atlas, das Hemd stark bauschend, mit Spitzenbruststreifen. Die Aermel des Hemdes stehen am Rocke bauschend vor, mit reichen Spitzenmanschetten. Die Halsbinde von Mousselin, eng anliegend, ohne Schleife. Ein kleiner dreieckiger Hut, der unter dem Arm getragen wird, vollendet den Musteranzug.

•

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 16. Mittwoch, den 23. Februar 1853.

Ein Lebensstück.

(Fortsetzung.)

„November war's und gegen Abend, als wir nach B*** zurückkehrten und unsere Wohnung wieder betraten."

„Inzwischen war ich Oberstlieutenant geworden und hatte das Füsilierbataillon erhalten. Wer mein Nachfolger bei den Musketieren werden sollte, wußten wir vor meiner Reise noch nicht, gewiß war nur, daß es ein Fremder seyn würde, denn der älteste dazu berechtigte Hauptmann wünschte nach G. versetzt zu werden, von wo seine Frau gebürtig war. Das Alles jedoch war mir während der Reise ziemlich aus dem Kopfe gekommen; am Abend meiner Ankunft sah ich Niemand mehr; am folgenden Morgen, wo ich meiner Adjutanten sprach, gab es so viel zu ordnen und zu besorgen, daß wir gleichfalls nicht an andere Dinge dachten. Erst da er bereits aus dem Zimmer war, fiel's mir ein, doch mochte ich ihn nicht zurückrufen, fand auch, daß es bald Mittag sey, wo ich mit den Kameraden auf der Parade zusammentreffen mußte, und zügelte daher meine Neugier. Als ich dann auf dem Paradeplatz der Exzellenz und meinem Obersten das Kompliment gemacht hatte und mich zu den Andern wandte, trat ein hagerer, brauner Mann in Majorsuniform rasch auf mich zu, hielt mir die Hand hin und sagte lachend: „Guten Tag, Stephan!" „Mein Gott!" rief ich zugleich erschrocken und entzückt, vergaß alle militärische Etikette und fiel ihm um den Hals. Er war mein ältester Jugendfreund, mit dem ich zugleich in Dienst getreten, mit dem ich vereint Stufe nach Stufe erstiegen. Im Jahre 1814, da der Krieg beendet schien und er nach Abenteuern dürstete, ließ er sich in England zu einer weitläufigen Expedition, ich glaube zu einer Reise um die Welt, bereden und war seitdem verschollen. Nun sey er vor ungefähr vier Wochen zurückgekehrt, lautete seine rasche Erzählung, habe sich zum Wiedereintritt in die Armee gemeldet, sey, da er ausgezeichnete Konnexionen hatte, zum Major bei diesem seinem alten Regimente ernannt und am vorigen Abend mit der Post angelangt. Seine größte Freude sey gewesen, als er vernommen, daß ich noch beim Regimente stehe. Sein Name thut nichts zur Sache. Ich habe ihn nie anders als Eugen genannt, wie er hieß, und so mag er denn auch jetzt eingeführt werden."

„Gott weiß, daß ich mich nicht weniger freute als er. Natürlich nahm ich ihn gleich mit mir nach Hause, er aß und wohnte bei mir, bis er sich ein eigen Quartier, leider fast auf der andern Seite der Stadt, ausgesucht und gemiethet hatte und wir schlossen uns wo möglich noch fester und inniger an einander, als wir es jemals gethan. Hermine mochte ihn nicht, sie war abstoßend, beinahe unartig gegen ihn und als ich sie deßwegen einmal etwas ernstlich und unwillig zur Rede stellte, sagte sie:

„Alles was du willst, lieber Stephan, aber den kann und werde ich nicht mögen. Er ist mir zu scharf und eilig hier, zu hastig und ruhelos da. Schau seine Augen an, wie das hin und her fährt! Wie das trotz des Lächelns sticht. Ich kann diese dunkle Stahlfarbe nicht leiden in den Augen. Es ist etwas falsches und hartes drin. Ich traue ihm nicht."

„Thörin", versetzte ich lachend, „es gibt kein treuer und ehrlicher Blut in der Welt! Freilich, hastig ist er und — scharf — wie du es nennst. Die Tropensonne hat ihn heißer und ein wenig wilder gemacht, läßt sein Auge heller blitzen und das Blut rascher fließen, aber sonst! — Armer Eugen! Du falsch? Bah doch!"

„Sey es, wie es will", entgegnete sie, „unartig werde ich nicht gegen ihn seyn. Angenehm ist er mir aber nicht und ich bitte dich, — stell' ihn nicht gar zu fest in unser Haus und unseren Kreis."

„Ich schüttelte lächelnd den Kopf über das thörichte kleine Weib, das hierbei gänzlich der gewöhnten Kälte, des gewöhnlichen Gleichmuthes, der stäten Sanftmuth zu vergessen schien."

„Dies ward auch in der That wenig anders und besser, obgleich Eugen ihr weder Veranlassung noch Gelegenheit zum Zürnen, zum Unwilligseyn gab, es müßte denn seyn, daß er zu gleichgiltig gegen sie und ihr Wesen geblieben. Er war oft in unserem Hause, meistens freilich bei mir, häufig genug aber auch mit ihr zusammen, er plauderte und geberdete sich dann ganz nach seiner Weise, er bekümmerte sich zuweilen gar nicht um sie, zumal wenn auch Andere zugegen waren, die seinem Wesen besser zusagen mochten, er antwortete lustig auf ihre Invektiven, oder ließ sie auch ganz unbeachtet vorübergehen und schien sie überhaupt nur wie ein Menschenkind zu betrachten, das zufällig neben mir stand und das er daher mit mir in seinen Umgang mit aufnehmen mußte. Ein einziges Mal, gar nicht lange nach unserem Wiedersehen, fragte

er mich: „Du, Stephan, deine Frau mag mich wohl ganz und gar nicht? Weßhalb eigentlich?"

„Und ich entgegnete: „Da fragst du mich zu viel, mein Schatz. Wer mag und kann Frauenlaune und Frauenwesen ergründen und bestimmen?"

„Er ward darauf auch nicht um ein Haarbreit anders gegen sie, weder herber noch kecker, weder gleichgiltiger noch aufmerksamer. Und so blieb's. Und als er gar mit einer jungen Dame ein Verhältniß anknüpfte, kam er fast nur noch zu mir hin und wieder auf kurze Momente und sah meine Frau beinahe nur an andern Orten, in fremder Gesellschaft. Mir selbst, wenn du darnach fragst, war das Alles theils gleichgiltig, theils gewöhnte ich mich daran, wie an etwas einmal Gegebenes Mich dafür besonders zu interessiren, fiel mir nicht ein. Ich hatte auch wenig Zeit dazu, denn der Dienst ging ziemlich scharf und mehr als eine unangenehme und mißliche Geschichte hielt mich damals in Athem. Endlich — ich sollte Vater werden; das machte mich einerseits glücklich und ließ mich andererseits Herminen alles nachsehen, was mir sonst vielleicht mißfällig gewesen. Es war mir sogar lieb, daß Eugen jetzt so wenig Zeit für uns hatte, ich wollte meine Frau so wenig aufgeregt und gereizt sehen wie möglich."

„Die Zeit verging. Ende August gebar Hermine ein Mädchen und da sie frisch und kräftig war, marschirte ich ruhig drei Tage darauf mit dem Regiment zum Manöver ab, indem ich sie der Pflege ihrer Schwester überließ. Ich erhielt die besten Nachrichten und als ich nach fünf Wochen wieder kam, fand ich Mutter und Kind wohl auf. Dafür legte ich mich aufs Krankenbett und lag wochenlang dem Tode nahe. Eugen war mein unermüdlicher, treuer Pfleger, Tag und Nacht an meinem Bette und während der Genesung in meinem Zimmer. Er berieth und half hier, tröstete da, er reiste nach diesem und jenem Gut hinaus, da in der Verwaltung Stockungen und Unannehmlichkeiten vorgekommen waren, er überließ seinen Diener meiner Frau zur Aushülfe, er stellte, da ich unsere Pferde abgeschafft und neue noch nicht gekauft, sein Fuhrwerk ihr zur Disposition, um sie einmal aus dem Hause, in die Luft, in andere Gesellschaft, auf andere Gedanken zu bringen, er beredete ihre Freundinen, sie zu besuchen, sie einzuladen, er ertrug mein Schweigen, meine Gereiztheit, meine Launen mit wunderbarer Geduld und war immer heiter, freundlich, obgleich er damals eben sein früher berührtes Liebesverhältniß hatte aufgeben müssen und schwerer darunter litt, als man erwarten durfte. Mir konnte er durch dies Alles nicht näher gestellt werden, meiner Frau aber ward er erträglicher und ich freute mich herzlich, als ich nach und nach bemerkte, daß sie freundlicher gegen ihn war und sich seinen Umgang, seinen Verkehr in unserm Hause ziemlich gefallen ließ. Er war damals auch nach meiner Genesung wieder viel, ja täglich mit uns zusammen."

„In dem Winter erschien an Herminen ein neuer Zug. Sie fand plötzlich wieder Geschmack an der belebten Geselligkeit, sie besuchte nicht nur Theater und Konzerte und die großen, langweiligen Gesellschaften, sie schaffte sich auch wieder Ballkleider an und suchte die alten, halbvergessenen Tanzpas hervor, brachte stundenlang vor ihrer Toilette zu, war munter und lebhaft, scherzte, lachte und ließ sich den Hof machen und galt bald für eine der gefeiertsten Damen. Ich ließ sie gerne gewähren und freute mich sogar darüber, daß sie endlich aufzuthauen schien. Und herzlich lachte ich, als ich sah, daß auch Eugen sich viel mit ihr beschäftigte, ihr Blumen brachte und Kontretänze mit ihr tanzte und anscheinend recht wohl gelitten war, wenn sie auch bisweilen bei seinem Kommen rasch und heimlich den kleinen Mund verzog „Nun," sagte ich einmal bei der Heimfahrt von einem Ball zu ihr, „die Ansichten ändern sich, Hermine! Ist dir Eugen noch so unausstehlich und — verdächtig?"

„Ach, dein Eugen," versetzte sie wegwerfend. „Er ist während deiner Krankheit musterhaft gewesen, —, daher laß ich ihn mir gefallen. Das ist Alles."

(Fortsetzung folgt.)

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Nach dreiviertel Stunden landeten wir, und wanderten in tiefem Sande zwischen zwei hohen Zäunen quer durch die Landzunge bis zum offenen Meere. Der kleine Knabe fing an zu weinen, bis ihn die jüngere Dame auf den Arm nahm. Der Kapitän erklärte nicht einsehen zu können, zu welchem Zwecke wir eigentlich diese Sahara durchforschten, worauf ihn die Lady belehrte, daß der Ausflug ein wohl überlegter sey, lediglich um dem Uebrigen als Folie zu dienen. Man könne doch nicht wochenlang unablässig nur Dinge vom hohem Interesse sehen, Palladio'sche Bauwerke, Skulpturen von Sansovino, Gemälde von Paul Veronese, Tintoretto und Bassano, sondern müsse dem Geist und den Sinnen auch einige Ruhe gönnen, dazu sey hier gerade der Ort.

„Wenn Sie aber durchaus Beschäftigung wollen, Kapitän, so untersuchen Sie doch einmal, ob der schwarze Punkt dort am Horizont ein Vogel oder ein Schiff ist, eventualiter, welcher Nation es angehört und woher es muthmaßlich kommt. Hier haben Sie mein kleines Fernglas." Damit griff sie in ihr Körbchen, brachte jedoch — den Fächer zum Vorschein. „Wie ist mir doch, habe ich das Ding denn nicht seit mehreren Tagen vermißt und schon verloren gegeben?" Allmählig ging das quasi Selbstgespräch in ein unverständliches Gemurmel über und endigte mit einem kleinen Schrei der Verwunderung. Sie hatte den Fächer aufgeschlagen und die drei Bildchen vor sich. Alle Andern drängten sich um sie, und ich konnte den Effekt beobachten, den die Erinnerung an jene Scene auf Jeden machte. Die beiden alten Herren waren sehr erfreut, priesen die Aehnlichkeit und ergingen sich in Lobsprüchen auf das Talent Anteks, an dessen Autorschaft Niemand zweifeln konnte. Der kleine Bob jauchzte und verlangte das schöne Bild von Dandy zu besitzen. Die Damen waren stumm, jedoch augenscheinlich bewegt; Helene hatte die Farbe gewechselt, sich aber rasch wieder gefaßt und ihre Schwester abseits am Strande hin mit sich gezogen. Nach einigen Minuten kamen sie zurück, die Lady, wie mir schien, verstimmt. Es entstand eine peinliche Pause, die endlich Helene, zu mir gewandt, unterbrach:

„Es muß Ihnen sonderbar erscheinen, daß der graziöse Scherz des Hrn. Antek im ersten Augenblick keinen freundlicheren Eindruck auf uns machte. Mit diesem Scherz wird aber uns Schwestern zugleich eine ernste Lehre gegeben, und zwar in eben- so sinniger, als nachdrücklicher Weise. Die Bildchen vergegenwärtigen uns einen kleinen Zwist, in dem das Unrecht auf beiden Seiten ziemlich gleich war, und der uns einen schönen Spaziergang verdarb. Bin ich wieder einmal unartig, Auguste, so brauchst du mir nur den Fächer vorzuhalten. Laß ihn aber nicht wieder von Dandy zerbeißen, denn jetzt hat er eine symbolische Bedeutung gewonnen."

„Ich allein trug die ganze Schuld an dem Streite", nahm die Lady das Wort, „und du bist ein Engel, auf dich fällt kein Schatten. Sieh doch, Vater, wie richtig und fein das der Maler durch die Beleuchtung angedeutet hat. — O, o, vor dem muß man auf seiner Hut seyn, der hat scharfe Augen. Ich habe mich viel zu sehr vor ihm gehen lassen, viel zu viel geplappert, er hält mich für eine streitsüchtige, vorwitzige Person, für eitel, kokett, oberflächlich, das wird mir nun Alles klar und ich schäme und fürchte mich jetzt wahrhaft vor ihm."

„Das willst du doch nicht Alles aus den Falten deines Fächers lesen, Augustchen?" warf Helene lächelnd dazwischen. „Welcher Lichteffekt deutet denn hierauf? Oder findest du alle diese Vorwürfe darin, daß du mit eingestemmtem Arme gezeichnet bist, und daß man von deinem Gesichte nicht viel mehr als den Mund sieht?"

Ohne sich jedoch irre machen zu lassen, fuhr die junge Frau noch ein Weilchen in dem angeschlagenen Tone fort, mit sich selbst zu hadern; die Andern mochten derartige Stimmungen an ihr schon kennen, und ließen sie gewähren.

Vor der Rückfahrt wurde in einem Gasthofe der Insel, von welcher wir weiter nichts sahen, ein Mahl eingenommen, über das „little Bob" mehrfach seine Unzufriedenheit äußerte; als man auf seine Klagen gar nicht achtete, ergriff er zwei der Schüsseln und setzte sie für den Hund auf die Erde. Der arme Kleine wurde zwar zur Strafe dem Diener, der unten wartete, übergeben, im Grunde hatte er aber uns Allen, am meisten seiner Mutter, einen Dienst erwiesen, denn wir mußten lachen, und so war auch bald wieder ein unbefangenes Gespräch im Gange.

Spät Abends waren wir zurück. Im Imperatore d'Austria fand ich Herrn R. und die anderen Deutschen; wir lernten in ihm einen so unermüdlich gefälligen, liebenswürdigen Landsmann kennen, daß wir Alle uns um so mehr verpflichtet fühlten, den bescheidensten Gebrauch von seiner Bereitwilligkeit zu machen.

Antek rieb sich vergnügt die Hände, als ich ihm erzählte, wie sein Anschlag aufgenommen worden war.

„Glauben Sie denn, daß ich mich zwölf Stunden placken werde, blos um Mylady eine Artigkeit zu erweisen? Nun haben Sie sich doch überzeugt, daß ich dem Geiste unserer Zeit folge und auch „Tendenzbilder" male! Politisch sind sie freilich nicht, auch nicht nationalökonomisch, aber doch tendenziös, und zwar didaktisch, oder vielmehr pädagogisch. Die kleine Frau hat übrigens in der That mehr Gemüth, als ich anfangs dachte, ist aber durch und durch enfant gâté. Ein Instinkt sagt mir, daß sie in dem Roman ihrer Schwester entweder Maschinist ist, oder doch eine Rolle spielt, die der Intrigue nicht sehr fern liegt, und daß der Auftritt in Krain in sehr enger Beziehung damit steht. Solche Anwandlungen von Reue und Bußfertigkeit flattern bei ihrem Temperamente nutzlos vorüber, wenn nicht ihre Spur künstlich vertieft wird. In diesem Sinne sind die drei Genrebildchen unbestreitbar Kunstwerke." — —

Am nächsten Morgen sehr früh holte mich der Maler zu einem Spaziergang nach den Giardini publici ab. Gärten, deren es überhaupt in und um Venedig so gut als keine gibt, sind sie in unserem Sinne nicht, sondern nur ein freier, von Alleen durchschnittener Platz. Vor der Rückfahrt frug uns der Gondolier, ob wir gar nichts Merkwürdiges gesehen hätten und deutete auf unsere Verneinung nach einigen Reitern. „Wer sind sie denn?" Er nannte ein paar unbekannte Namen. Nicht die Reiter jedoch, sondern die Pferde seyen das Merkwürdige. Wir besahen uns diese näher und fanden, daß es ganz gewöhnliche Klepper waren.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag den 10. Februar: „Linda von Chamouny". Oper in 3 Akten von Donizetti.

Wieder einmal eine Novität — wieder italienischen Ursprungs. Wie gerne hätten wir statt einer neuen Oper in unvollkommener Aufführung eine wohlbekannte klassische Oper, — aber mit musterhafter Darstellung — eingetauscht. Wir sind dieses Jahr einmal zu vergeblichen Hoffnungen verdammt. Das Sujet dieser Oper ist uns durch das Kotzebue'sche Vaudeville „Fanchon das Leiermädchen", noch mehr aber durch die vor einigen Jahren über die Bühnen gegangene „Neue Fanchon" schon bekannt. Ein Pächtermädchen (Linda) in Savoyen liebt einen jungen Maler, der ihrer Heimath Gebirge durchstreift; um sie den Nachstellungen des gleichfalls in sie verliebten Gutsherrn zu entziehen, wird Linda von ihren Aeltern einer Schaar junger Savoyarden beigesellt, die nach Paris ziehen, dort ihr Glück zu suchen. Dort trifft sie ihren Geliebten wieder, der aber kein armer Maler, sondern Graf von Sirval ist, und sie zu seiner Gattin zu erheben verspricht. Plötzlich vernimmt sie, daß er sie getäuscht, daß er Bräutigam einer ihm Ebenbürtigen sey. Diese Nachricht zerrüttet ihre Geisteskräfte, in stillem Irrsinne wird sie wieder in ihre Heimath gebracht, nur dem Klange eines Liedes, einer heimathlichen Melodie folgend, die allein beruhigenden Einfluß auf sie ausübt. Da erscheint Graf Sirval wieder, er ist ihr gefolgt, ist treu, er liebt nur sie — diese plötzlichen Erschütterungen wirken blitzstrahlähnlich lähmend auf die arme Linda — doch zu ihrem Heile, genesen von des Wahnsinns Nacht geht ihr Geist aus dieser Krisis hervor. Zum Schlusse Verlobung u. s. w. — Zu diesem mit effektvollen Momenten ausgestatteten Texte hat Donizetti eine Musik geliefert, die zu den besseren der neuitalienischen Schule gehört. Daß die Oper eine hübsche Anzahl angenehmer, gefälliger Melodieen besitzt, versteht sich von selbst; allein abgesehen davon zeichnet sich diese Musik vor anderen ihresgleichen vortheilhaft durch inneren Gehalt, durch Wahrheit des Ausdrucks und ungekünstelte Effekte aus, ja sie erhebt sich manchmal zu einer Tiefe des Gefühls, zu jener wirklich dramatischen Behandlung, wie wir sie vorzüglich bei älteren Meistern, z. B. Mehul, Cherubini, und vor allen bei den Heroen der

deutschen Oper, Mozart, Gluck, Weber finden. Zu den gelungensten Stellen zählen wir den Schluß des ersten Aktes, die Scene zwischen Linda und ihrem Vater im zweiten Akte, und den größten Theil des dritten Aktes. Freilich ist die Oper nicht ganz frei von jenen Tändeleien, die zu den Eigenheiten der neuern Italiener gehören. Die Charaktere der handelnden Personen sind ihrer Verschiedenheit nach auch in musikalischer Beziehung glücklich gezeichnet, vor allen die Rolle des Marquis von Boisfleury; an und für sich etwas humoristisch, fast karrikirt, ist sie durch die ihr vom Komponisten gewordene Ausstattung ungemein gehoben und eine sehr dankbare Partie geworden. Die Romanze Pierotto's mit dem charakteristischen Refrain, sowie die zarte Melodie: „O Himmelslust! nur du allein" — diese beiden, das Leben, das ganze Seyn der armen Linda bedingenden Motive kehren mehrmals in der Oper wieder, uns bei jeder Wiederholung angenehm berührend; in edler Einfachheit, aber in dieser Einfachheit höchst wirkungsvoll, tritt uns gegen den Schluß der Oper das ergreifende Gebet (Quintett ohne Begleitung) entgegen.

Die Aufführung war, wie wir es gewohnt sind, im Ganzen mittelmäßig, bezüglich einzelner Personen und einzelner Nummern gut. Frau Beck (Linda) und Herr Pichler (Anton) wirkten brav und redlich, sie zeigten deutlich, daß sie ihre Partien geistig erfaßt, daß sie sich mit solchen identifizirt hatten. Hr. Weß (Marquis de Boisfleury) war nicht übel, wenn auch mitunter etwas zu wenig Hofmann, schade, daß seine Stimme oft zu schwach war, um durch die oft brillante und humoristische, dabei aber doch etwas volle Instrumentirung durchzudringen, zumal das Orchester das p und pp sehr oft übersah. Frl. Hallenstein (Pierotto) befriedigte heute, diese Altpartie sagt ihrer Stimme, die in der tieferen Lage recht angenehmen Metallklang hat, gut zu; es ist nur zu wünschen, daß diese Sängerin ihre Stimme mehr zu beherrschen und die Töne milder anzuschlagen lernen möge. Hr. Stephan (Graf Sirval) und Hr. Burger (Rektor) sind noch immer, was sie am Anfange der Saison waren, Anfänger, die noch sehr der Schule bedürfen; namentlich scheint Hrn. Burger's Heiserkeit und sein Detoniren chronisch zu seyn, und all seinen Anstrengungen zu spotten. Das Zusammenspiel der größeren Scenen war wie gewöhnlich ziemlich matt, ja langweilig.

Sonntag den 13. Februar: „Die Schweizerfamilie", Oper in 3 Akten von Weigl.

Diese alte, aber schöne, freundliche Oper mit ihren lieblichen Melodien, ihrer idyllischen Einfachheit, ihrer rührenden Anspruchslosigkeit — wie gemahnte sie uns an die gute alte Zeit, die längstverklung'ne, an die Künstler, die in früheren Tagen unsere Bühne zu einem wahren Musentempel, zu einer Quelle reinen Genusses für die Freunde dramatischer Kunst und Musik erhoben. Welch ein Kontrast, dieses Sonst — dieses Jetzt! Selbst das Orchester, das so lange Zeit seinen Ruhm bewahrte, es war heute der Mißgriffe Beute. Wie oft wurde nicht Dur statt Moll, Moll statt Dur gespielt! Wo blieb die Präzision, die Delikatesse, die Feinheit, die Nachgiebigkeit der begleitenden Stimmen? Wie manche wirkungsvolle aber unscheinbare Figur wurde verhudelt! Der größte Theil unsres Opernpersonals gibt ohnehin wenig Gelegenheit zu musikalischen Genüssen; wenn nun auch noch das Orchester nachlässig wird, was bleibt dem Freunde dramatischer Musik noch? Was kann ihn noch anziehen? Doch wir wollen nicht das Kind mit dem Bade verschütten. Ehre, dem Ehre gebührt.

Frau Beck-Weixelbaum (Emmeline) sang recht brav und spielte vortrefflich. Sie versöhnte uns mit Manchem. Wir wollen nur auf die Arie: „Wer hörte wohl jemals klagen?" auf das Finale des zweiten Aktes und die große Scene im dritten Akte hinweisen. Aber Herr Burger (Richard Boll), der jeden höher als A liegenden Ton mühselig heraufpumpte, und wenn er oben zu seyn glaubte, doch meistens noch um Haaresbreite unter dem reinen Ton blieb, von ihm können wir nur das Terzett im dritten Akt als genügend bezeichnen. Das schöne Terzett im ersten Akt: „Es härmt sich ab" blieb wirkungslos, da sowohl Hr. Burger als Frau Ahlvers (Gertrud) die dazu nöthige sichere Intonation und Geläufigkeit der Sprache entbehren; auch in dem Duette im zweiten Akte: „Durch das Band" war Herr Burger im musikalischen Vortrage sehr unbeholfen. Dazu Hr. Horn (Jakob Friburg), dem die Partie zu tief liegen mochte, und der, was seinen tiefen Tönen an Metall abgeht, durch Kraftentwicklung zu ersetzen suchte, dadurch aber die Töne nur unsicher machte, dessen Spiel mehr Wahrheit und Natürlichkeit zeigte, als wir auf der Bühne, die ihre Naturmenschen doch idealisirt geben soll, erwartet hätten! Hr. Pichler (Graf) und Hr. Weß (Durman) konnten genügen, wenn auch in mancher Scene oberflächliches Einstudiren nicht zu verkennen war. Hr. Greenberg (Paul) trug etwas zu derb auf. Hr. Greenberg hat Talent, er hat auch Stimme und könnte gewiß viel Besseres leisten, als er wirklich leistet; aber es will uns fast bedünken, als ob ihm oft wenig daran liege, ob er gut, ob nicht gut spiele; wäre dies wirklich der Fall, dann könnten wir nur bedauern, daß er sich kein höheres Ziel gesteckt, als die alltägliche Laufbahn eines mittelmäßigen Schauspielers.

M . . .

Miscelle.

Ueber die Erziehung der Kinder der Königin Viktoria gibt der Observer folgendes Bild: „Sie stehen früh auf, frühstücken um 8 und speisen um 2 Uhr zu Mittag. Die verschiedenen Beschäftigungen sind mit fast militärischer Genauigkeit auf die Stunden des Tages vertheilt. Eine Stunde findet sie beim Studium der alten, eine andere bei dem der neueren Schriftsteller, wobei ihre Sprachkenntnisse zuerst auf ein gründliches Verständniß der grammatischen Konstruktion basirt und dann durch Unterhaltung vervollkommnet werden. Hierauf kommen die militärischen Uebungen, welche Würde und Anstand verleihen. Eine andere Stunde wird mit Musik- und Tanzunterricht ausgefüllt. Dann versammelt sich die kleine Gesellschaft in der Reitschule, wo sie an den verschiedenen Evolutionen eine große Theilnahme zeigt. Hierauf — während Musik, Zeichnen und die leichteren Studien ferner die Aufmerksamkeit ihrer Schwestern in Anspruch nehmen — machen sich die jungen Prinzen in einer Zimmermannswerkstatt, die eigens für sie mit dem zu einer vollkommenen Kenntniß des Handwerks erforderlichen Werkzeuge eingerichtet ist, mit Eifer an die Arbeit. So werden sie nicht allein theoretisch, sondern auch praktisch mit den nützlichsten Künsten des Lebens bekannt. Ist diese Arbeit gethan, so werfen die jungen Zimmerleute und Schüler ihre Sägen und Aexte bei Seite, nehmen ihre kleinen Perkussionsgewehre, welche sie mit der Gewandtheit praktischer Sportsmen handhaben, auf die Schultern und machen einen Streifzug in den königlichen Garten. Die Abendmahlzeit, die Vorbereitung auf die Lehrstunden des folgenden Tages und eine kurze religiöse Unterweisung machen den Beschluß.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 17. Sonntag, den 27. Februar 1853.

Ein Lebensstück.

(Fortsetzung.)

„Eines Tages im Frühjahr, da ich morgens zeitig bei der Arbeit saß, die sich in den letzten Tagen gehäuft hatte, trat mein alter Kurt herein, der schon seit vierzig Jahren in meiner Familie diente. Nach dem frühen Tode meines Vaters hatte er mich, so zu sagen, groß gemacht, mich reiten, schießen und fechten gelehrt, mich in den Dienst und auf allen Kriegsfahrten begleitet und war nun als eine Art von Haushofmeister, Kammerdiener, Vertrauter, kurz Faktotum in meinem Hause. Er brachte mir den Kaffee und einen Brief, dessen Handschrift auf der Adresse mir unbekannt war. „Woher?“ fragte ich. „Wann ist er gekommen?“

„Von der Post eben“, versetzte er mit ein wenig gedrückter Stimme, und wie ich verwundert aufsah — es war noch zu zeitig für die Post — bemerkte ich eine seltsame Unruhe und Verlegenheit in seinem alten Gesicht.“

„Was gibt's, Kurt?“ fragte ich und legte den Brief auf den Tisch. „Was hast du? Was ist's mit dem Brief da?“

Er setzte das Kaffeebrett nieder, nahm den Brief wieder an sich und sprach mit entschlossener Stimme:

„Herr Stephan“, so nannte er mich bisweilen aus alter Gewohnheit und ich sah's ihm gern nach. „Herr Stephan, ich weiß, was der Brief enthält, denn er ist von mir.“

„Von dir?“ unterbrach ich ihn. „Was hast du mir zu schreiben, das du nicht besser sagen könntest?“

„Ja, ich bin auch ein alter, feiger Narr,“ erwiderte er. „Ich genirte mich, Ihnen das zu sagen, was darin steht. Nun soll es aber auch gleich heraus. Denn es ist so besser und so wie so meine Pflicht.“

„Gib deinen Brief her,“ sagte ich. „Ich will nun wissen, was er enthält.“

„Unnöthig,“ sagte er und steckte ihn in die Brusttasche. „Jetzt will ich sagen, was ich schrieb. Nachher können der Herr Oberstlieutenant sehen, ob ich etwas ausließ oder änderte.“

„Also?“ fragte ich ungeduldig.

„Also,“ sprach er — „ich kann's nicht länger über mein altes, treues Herz bringen, wenn ich täglich sehen muß, wie unwürdig der Herr Major und die gnädige Frau den Herrn Oberstlieutenant betrügen und wie blind dieser ist. Schon im Winter hab' ich's bemerkt, ganz zufällig das heimliche Händedrücken, das Ansehen. Da ward ich aufmerksam. Da sah ich's zunehmen, da weiß ich, daß sie sich hier und da getroffen, sich hier und da begegneten, sich hier und da — nicht öffentlich! — sondern in einem Bouquet, in einem Buch, oder sonst wie schrieben. Jetzt sind sie weiter. Nun fahren sie auch zusammen aus — neulich waren sie den ganzen Tag bei der Frau Schwester draußen zusammen. Gestern sind sie den Nachmittag zusammen in der Buschmühle gewesen. In's Haus kommt er jetzt oft, wenn der Herr Oberstlieutenant aus sind und geht, bevor Sie wiederkommen. So ist's. Und das wollt' ich Ihnen sagen und mußt' es, denn Ihre Ehre ist meine Ehre.“

„Ich war aufgestanden.

„Wenn das so ist,“ sprach ich kalt, „so wirst du hoffentlich Bedacht haben, daß man seine Ehre selbst vernichtet, wenn man dergleichen wahnsinnige Hirngespinnste verbreitet. Ich will zu Gott hoffen, Kurt, daß keine Menschenseele außer mir ein Wort davon erfahren. Denn bei Gott — und wärst du hundert Jahre bei uns im Dienst, und müßtest du im nächsten Augenblick wie ein Hund am Wege verenden — hinaus solltest du und davon, so wahr ich Stephan heiße.“

„Ganz recht,“ erwiderte er ebenso bestimmt; aber ich habe natürlich auch nichts gesagt.“

„Wohlan,“ sprach ich weiter, „so mag es diesmal vergeben und vergessen seyn, was du da zusammengefaselt. Denn mit einem Wort, es ist Alles nicht — oder doch nicht so wahr. Daß sie gute Freunde sind, ist mir lieb und ich weiß es. Daß er oft hierher kommt, ist mir bekannt und recht und ebenso, daß er meine Frau begleitet und unterhält. Es geschieht Alles mit meinem Wissen und Willen.“

„Herr — Herr Stephan“, rief er und sah mich kummervoll an und schüttelte den beinahe kahlen Kopf. „Ich verstehe schon. Sie thun wahrhaftig nicht recht, lieber, gnädiger Herr!“

„Genug!“ schloß ich. „Und nun kein Wort mehr darüber Und dir Kurt verbiete ich ernstlich alles Aufpassen und Spioniren. Ich will nichts wieder von solchen Dummheiten hören. Ich komme nachgerade wahrhaftig auf den Gedanken, du sey'st eifersüchtig auf die arme Frau, die mir so viel gilt. Denn deine Liebe zu mir ist eigennützig. Ich soll nur dich lieb haben und sonst Niemand.“

„Herr Stephan!“ unterbrach er mich vorwurfsvoll.

„Genug," schloß ich. „Verbrenne den Brief und nun, bei deinem Leben, kein Wort mehr davon, weder zu anderen noch zu mir."

„Er ging und ich dachte kaum noch daran, denn meine Natur, mein ganzes Wesen war viel zu vertrauensvoll, viel zu selbstbewußt, um solche, von mir für Albernheiten gehaltene Andeutungen auf mich wirken zu lassen. Ich fühlte mich ruhig und sorglos."

„Und doch, mein Freund," fuhr der Alte nach einer Pause fort, „die menschliche Natur ist eine nichtswürdige, schwache und miserable. Ein einziger Schatten, der in das Licht und die Helle derselben fällt, bebt weit und immer weiter hindurch, verschwindet jetzt und hier, erscheint dann und dort wieder, ohne Aufhören, unauslöschlich. So lange ich für mich war, dachte ich nicht an Kurts Worte; ich hatte auch überflüssig zu thun, zu arbeiten und zu denken. Als ich meiner Frau aber wieder begegnete, — war es anders. Thorheit! dachte ich und schlugs mir aus dem Sinn. Als ich mit Eugen zusammenkam, fiel's mir wieder ein. Albernheit! rief ich lachend mir selbst zu, und war gleichgiltig und unbefangen wie sonst. Als ich sie endlich Beide wieder zusammen sah, kam's mir wieder in den Kopf und ich ertappte mich darauf, daß ich sie beobachtete. Ich bemerkte nichts. Schäme dich, Stephan! sagte ich und wandte mich ärgerlich ab."

„Aber ich that es doch wieder, beiläufig, momentan — ich schalt mich, doch das nützte nichts. Und — o ja! ich bemerkte die Zeichen eines Einverständnisses, das, wo nicht inniger, doch jedenfalls anders war, als jenes, welches sie der Welt und mich ahnen und sehen ließen. Und das betrübte mich. Denn was hatten sie vor mir zu verbergen, der ich so sehr sie befreundet und heiter vertraut zu sehen wünschte, die Frau, die ich liebte, der Freund, der mir so theuer war, der hoch in meiner Achtung stand! Eifersüchtig war und wurd' ich nicht, da ich erstens überhaupt nicht dazu neigte, damals wenigstens, auch nicht entfernt an etwas Unrechtes dachte."

„Allein ich mußte wohl nach und nach daran denken, als sich mir immer neue Anzeichen dieses Einverständnisses aufthaten, als mir in der Gesellschaft einmal, freilich sehr gegen den Willen des Sprechers, einige jener Worte und Redensarten zu Ohren kamen, mit denen man ähnliche Verhältnisse zu besprechen, zu bespötteln pflegt. Ich selbst nahm keine weitere Notiz davon, als daß ich dem Lästerer eine ernstliche Warnung zuflüsterte. Zu Haus sagte ich meiner Frau andeutungsweise von der Sache und bat sie, vorsichtiger und gemessener zu seyn, damit dergleichen für die Zukunft unmöglich gemacht werde. „Denn schon das Aufsehen, welches durch mein ernstliches Einschreiten hervorgerufen wurde," sagte ich zu ihr „ruinirt meine Stelle im Staat, ruinirt deinen Ruf, ruinirt unser Zusammenleben, wenigstens die Unbefangenheit und Reinheit desselben, ob du auch, wie ich recht gut weiß, gänzlich unschuldig an dem Geschwätze bist." Sie gab nichts zu, sie schrie nur über die Abscheulichkeit der losen Zungen, die da etwas begeiferten, was gar nicht vorhanden sey. Sie stehe mit Eugen wie früher. Sie habe ihn in meiner Krankheit schätzen und ehren lernen, sie habe auch nachher bei dieser und der Gelegenheit eingesehen, daß sie ihm früher Unrecht gethan. Allein näher sey sie ihm bei alledem um kein Haarbreit gekommen. Sie habe trotz des vielfachen Zusammenseyns seit der Zeit meiner Krankheit kein vertrautes Wort mit ihm gesprochen. Sie vermöge es nicht, mit ihm jemals über den trockendsten Unterhaltungston hinauszukommen, ob die Schuld nun an ihm oder an ihr liege. Das ging in einem eifrigen Redefluß fort und das ärgerte und verstimmte mich. Denn die vielen Worte waren bei ihr etwas außergewöhnliches und Unwahrheiten, wie ich wußte, auch darin. So erwiderte ich denn weiter nichts als: das Alles sey ganz überflüssig, sie möge thun und lassen was sie wolle, was sich aber mit meiner und ihrer Ehre vertrüge. Damit wandte ich mich ab. Eugen sagte ich nichts. Denn natürlich hätte er jenen Lästerer zur Rede gestellt, natürlich mußte er dann uns gegenüber in eine verlegene Stellung kommen, oder auch Herminen näher gerückt und gedrängt werden als bisher, näher als sich mit meinen Wünschen und meinem Willen vertrug."

„Darauf waren die beiden Leute dumm genug, für einige Zeit beinahe allen Verkehr abzubrechen, sey es, daß sie die Welt, sey es, daß sie mich oder uns alle einschläfern wollten. Er verreiste, ohne anscheinend Abschied zu nehmen. Als sie es dann erfuhr, wandte sie sich zu mir und sagte wie piquirt: „Da sieht man die Artigkeit des Herrn Freundes. Er hätte so gut dies und jenes für uns besorgen können, würdigt uns aber nicht einmal einer Ankündigung seiner Reise."

Nach seiner Rückkehr kam er ein Paar Mal nur zu mir und ging, ohne sie zu sehen. Bei der ersten Begegnung gaben sie sich steif und herb gegen einander. Darauf aber nahm das frühere Wesen wieder seinen alten Gang. Denn ich muß dir gestehen, daß ich auf diese thörichte Weise nach und nach immer weiter aus meiner Unbefangenheit und Gleichgiltigkeit hinausgedrängt wurde, daß ich anfing, unwillkürlich auf ihr Benehmen zu achten und meine Beobachtung zu verbergen. O, es war eine häßliche Zeit, aber es sollte noch schlimmer kommen."

(Fortsetzung folgt.)

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

„Ganz so schön geformt und feurig, als die Quadriga auf der Markuskirche, finde ich diese nicht", meinte Antek. „Sie wissen, daß um jene sich fünf Kaiser, ein König und ein Doge bemühten: unter Alexander dem Großen wurden sie gemacht, Nero setzte sie auf seinen Triumphbogen in Rom, Trajan auf den seinigen, Konstantin der Große ließ sie nach Konstantinopel bringen, Dandolo nach Venedig, Napoleon nach Paris und Kaiser Franz wieder hierher, wo sie vorläufig wohl bleiben werden, wenn sie nicht etwa König Otto von Griechenland reklamiren sollte. Die vier, die dort herumtraben, würde aber Lysippus schwerlich in Erz nachgebildet haben. Merkwürdig finde ich sie nur in osteologischer Beziehung. — Was ist denn nur mit den Thieren, Signor Gondoliere?"

„Es sind die einzigen lebendigen Pferde in Venedig."

Der Mann hatte recht, Wagen gibt es hier nicht, eben so wenig Reitpferde, diese vier mögen also wohl die einzigen Repräsentanten ihres Geschlechts seyn.

Wir gondelten nach der Academia delle belle arti. Sechs oder acht Nummern ausgenommen sind keine Gemälde ersten Ranges hier, und die Kirchen in künstlerischer Beziehung verhältnißmäßig wichtiger. Eben wollten wir wieder fort, als unsere Engländer uns entgegenkamen. Die Lady reichte Antek die Hand und ich sah beide bald darauf in einem lebhaften Gespräche auf- und abgehen.

Wir betrachteten mehre Tizians, darunter sein erstes und letztes Bild, Mariä Himmelfahrt und die Grablegung, bei welchem den Meister selbst der Tod überreichte; Bassano's Auferweckung des Lazarus, Tintoretto's Befreiung eines Sklaven durch den heiligen Markus, Paul Veronese's Verkündigung, einige Bilder von Pordenone, Bonifazio und Giorgione. In der reichen und werthvollen Sammlung von Handzeichnungen, eine der vorzüglichsten Zierden der Akademie, sind die ersten Meister Italiens vertreten, als Raphael, Leonardi da Vinci, Michel Angelo.

Auf den Abend lud uns der alte Herr zu einem Thee ein.

Den Rest des Tages verbrachten wir auf dem Markusthurm in topograhischen Studien. Der Fremde, der ihn öfter besteigen will, hat sich vorher stets nach einem Begleiter umzusehen, und es bleibt ihm oft nichts Anderes übrig, als den ersten besten Lazarone von der Straße mitzunehmen. Allein wird Niemand hinaufgelassen, angeblich, um etwaige Lebensmüde an einem Sprunge hinab zu verhindern. Wenn jedoch auch bereits Dutzende von Personen oben sind, so darf doch ein einzelner Nachkommender die Aszension nicht allein unternehmen.

Auf die Veranlassung ihres Vaters sang Miß Helene am Abend einige englische Volkslieder mit ihrer sammetweichen Altstimme und einem unvergleichlichen Ausdrucke bei höchster Einfachheit. Ich lehnte noch in der Brüstung des Flügels, als die Sängerin schon aufgestanden war, und ihr Vater mich schon zweimal um meine Meinung gefragt hatte.

Helene lächelte: „Sie sind ja zerstreut und haben gar nichts gehört."

„Vielleicht gerade, weil ich gehört habe", brummte ich, ging ans Klavier, spielte mir das letzte, das ich ziemlich im Kopfe behalten, nocheinmal vor, und kam endlich zu der Ueberzeugung, daß es eine Weise war wie hundert andere, und nicht die Melodie, die mich ergriff, sondern die Persönlichkeit der Sängerin, die sich in Stimme und Vortrag ausprägte. Zum Konversiren war ich nicht aufgelegt, blieb deßhalb am Klaviere sitzen und träumte mit den Fingern auf den Tasten weiter, bis ich zuletzt in Beethovens Cismollsonate überging. Als der erste Theil zu Ende war, flüsterte mir der Maler zu:

„Das ist sie."

„Wer?"

„Helene. In diesem Adagio sempre pianissimo finde ich sie wieder. So ist sie mir gleich vom Anfang an erschienen. Weder Wort noch Pinsel könnte so treu ihre ganze Seele wieder geben. So war auch eben ihr Gesang. Wie es mir schien, suchten Sie durch alle Molltonarten hindurch nach dem Ausdruck dieser Stimmung und gelangten endlich halb unbewußt auf die Sonate. Sonst dachte ich mir bei diesem ersten Theile immer eine blasse, schöne Italienerin, die bei Mondschein unter Cypressen wandelt, einsam mit ihrer Trauer, die sie zu stolz ist, in Worte zu kleiden. Aber eine Südländerin würde nicht so gefaßt seyn, als es diese Akkorde sind. Der erste Theil dieser Sonade heißt für mich künftig Helene. Nun spielen Sie aber nur noch das Scherzo, denn der letzte Satz, mit seiner wilden Verzweiflung und seinem tragischen Ende paßt nicht auf sie. Es wird anders kommen; ihre Schwester hat mich heute halb und halb eingeweiht, aber ich darf nicht davon sprechen. Spielen Sie, spielen Sie! Wo ist denn die Heldin?"

Sie war hinausgegangen und erschien den ganzen Abend nicht wieder. Auf die Frage der Lady, wie mir die englischen Lieder gefallen hätten, erwiderte ich, daß ich nach den heutigen Proben nicht urtheilen könne, denn ich glaubte, daß, von Miß Helene vorgetragen, der Kriegsgesang der Pelzinsulaner auch melodisch und schmelzend klingen werde.

„Sie sind ein boshafter, halsstarriger Deutscher," zürnte die Dame.

Ich spielte und Antek sang noch einige deutsche Studentenlieder, die ihr sehr gefielen; ein paar davon mußte ich ihr versprechen, in französischer Uebersetzung für sie aufzuschreiben, trotz meiner Versicherung, daß ich nur schlecht damit zu Stande kommen würde. —

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Montag den 21. Februar: „Othello", Oper in 3 Akten von Rossini.

Wie viele Jahre sind schon verflossen, seit Rossini's Othello zum ersten Male über die Bühnen schritt, wie viele Opern und von wie vielen Komponisten sind seitdem erschienen und wieder verschwunden, ohne daß ihrer mehr gedacht wird, während „Othello" noch heute des allgemeinsten Beifalls sich erfreut, und immer gerne gesehen wird. Ob wohl die Erzeugnisse der neuesten Zeit sich auch so lange auf dem Repertoire halten werden?

Aus der Masse von Opern, mit denen Rossini in seiner Glanzperiode als unerschöpflicher Fabrikant die ganze Welt versorgte, hat eben nur „Othello" im tragischen, der „Barbier von Sevilla" im komischen Fache sich als Meisterwerk bewährt und erhalten. („Tell" gehört einer spätern Periode an, und ist in mehr als einer Beziehung als von Rossini's frühern Opern ganz verschieden zu betrachten.) Die Musik zu „Othello" ist aber auch so reich nicht nur an glänzenden Melodien und brillanter Instrumentirung, sie bietet nicht nur dem geschulten Sänger so vielfache Gelegenheit, seine Kenntnisse und Vorzüge im brillantesten Lichte erscheinen zu lassen, sondern sie ist auch größtentheils so wahr, so aus dem Texte und der Situation herausempfunden, so effektvoll und doch entfernt von aller Ueberladung, daß diese Musik im Gegensatze zu der Instrumental- und Dissonanzenwucht der Kompositionen unserer Tage (deren Schöpfer aus lauter Sucht zu Neuerungen und im Ueberbieten ihrer Vorgänger gänzlich vergessen, daß von jeher alles wahrhaft Schöne, Edle oder Große auch unverkennbar den Stempel der Einfachheit trägt), wirklich wohlthuend auf den Zuhörer wirkt. Daß die Schwächen, die Rossini's Kompositionen jener Zeit allen ankleben, auch in einzelnen Stellen

der Musik „Othello's" sichtbar werden, ist natürlich; kann man verlangen, daß ein Komponisteur den ihm eigenthümlichen Styl plötzlich gänzlich ablege, und in einer neuen Komposition euch als ein ganz Anderer erscheine? Bietet doch gerade „Othello" am seltensten dergleichen Rossini'sche Gemeinplätze, und bilden doch auch diese gerade einen Theil der Originalität Rossini's.

Die Aufführung der Oper war im Ganzen befriedigend. Die Titelrolle gab ein Gast, Hr. Wieser vom Stadttheater zu Frankfurt. Seine Vorzüge sind: eine markige, besonders in der Höhe (bis zum A) wohlklingende Stimme, Sicherheit, auch Koloratur und eine deutliche, sehr anständige Deklamation. Die tiefern Töne seiner Stimme aber (und gerade in der Partie des Othello wird die Tiefe oft in Anspruch genommen) sind matt und gepreßt. Ob Hr. Wieser auch noch höhere Töne im Brustregister, oder ob er eine Kopfstimme besitzt und wie er solche ausgebildet, darüber war ein Urtheil zu fällen unmöglich, da er die höheren Töne vermied; daß er dies that, möchte aber fast als ein Zeichen gelten, daß er, einer in neuerer Zeit unter den Sängern sowohl, als unter dem Publikum vielfach herrschenden Ansicht huldigend, Alles nur von der Kraft seiner Bruststimme erwartend und nur dieser Naturgabe vertrauend, die Kopfstimme als eine eines mit Bruststimme begabten Sängers unwürdige Künstelei verschmähe. (Ob diese Ansicht die richtige, werden wir vielleicht später bei besonderer Veranlassung erörtern.) Hrn. Wieser's, wie gesagt, deutliche Aussprache hat für uns etwas Ungewohntes, Fremdartiges, daß er in den Recitativen in der Regel die kurzen Endsylben der Worte, z. B. „en" „e" mehr dehnt und schwerer accentuirt, als sie es ihrem Werthe nach verdienen, er singt z. B. nicht „g r ü ß e n" sondern „g r ü s s e n". Auch die richtige Vertheilung des Athems scheint ihm noch ziemlich fremd zu seyn, da er oft mitten in einem Worte Athem holt, und so das Wort zerreißt, z. B. im 2. Akt in der Scene mit Jago sang er „ten--flischen Betrug". Sein Spiel war lebendig, ausdrucksvoll, dem Charakter der Rolle angemessen, seine Bewegungen aber nicht immer plastisch-schön. Im Ganzen erscheint Hr. Wieser als ein sehr begabter, talentvoller junger Mann, der aber in einzelnen Beziehungen der Nachhülfe einer tüchtigen Gesangschule noch nicht entbehren kann. Am besten gelang ihm der Vortrag der leidenschaftlichen Scenen des 2. Aktes.

Die Krone des Abends gebührt der Frau B e c k, die durch ihre vortreffliche Darstellung der Desdemona auch den strengsten Anforderungen der Kritik Genüge leistete, und zwar der Art, daß wir in Verlegenheit kämen, sollten wir bestimmen, in welcher Scene sie am ausgezeichnetsten gewesen. Ihr zunächst müssen wir Hrn. B i c h l e r nennen, dessen Leistung als Jago eine überaus gelungene war. Von all dem, was wir sonst an Hrn. Bichler zu tadeln gefunden, war heute nicht das Mindeste zu bemerken, sein Gesang war immer edel, ohne die früher mitunter bemerkte breite Pronuntiation einzelner Sylben, seine Intonation sicher und rein, sein Spiel einfach, aber erhaben, man sah und hörte ihn heute mit Vergnügen. Fräulein S c h ü t z hat sich das Publikum zu Dank verpflichtet durch die Aufmerksamkeit, die sie der oft so gering geachteten Partie der Emilie widmete, und durch welche manche Stellen der Oper, z. B. das kleine wehmüthig liebliche Duett im 1. Akte, sowie die herrliche Recitative des 3. Aktes erst in das richtige Licht gestellt wurden.

Hr. H o r n (Rodrigo) konnte sich hinsichtlich der Kraft der Stimme freilich nicht mit Hrn. Wieser messen, um so vortheilhafter aber hob sich durch den Gegensatz sein angenehmes, auch in der Kopfstimme leicht ansprechendes Organ, sein zarter Vortrag, was Alles so glücklich zu den in seiner Partie vorherrschenden weichen, sentimentalen Gesangstellen paßte, kurz, er sang sehr gut, auch sein Spiel konnte genügen, nur das Pausiren genirte ihn wie schon öfter, so auch heute etwas. Daß ihm am Schlusse seiner Arie im 2. Akte das hohe B versagte, war Mißgeschick, mit solchen Extremitäten muß man aber auch vorsichtig umgehen; möge Hr. Horn es sich zur Warnung seyn lassen und seine Stimme nicht bis in diese Region forciren, wenn er des Anschlags nicht sicher ist. Eine Cadenz in der Septime auf As hätte dieselben Dienste geleistet und wäre sicher nicht mißglückt.

Herrn B u r g e r (Brabantio) dürfen wir freilich neben die Vorgenannten noch nicht stellen, wenn er auch besser resp. reiner sang, als gewöhnlich. Seine Gesangfiguren in dem Andante des ersten Finals waren nichts weniger als rund und geläufig, vielmehr ziemlich eckig und unbeholfen, und im Vortrage bringt er es eben auch in der leidenschaftlichsten Scene nicht zu wirklicher Erregung und Glut.

Herr Weß (Doge) ist leider noch immer mit einem Katarrh behaftet, der all seiner Mühe, gut zu singen, spottet, und uns nur bedauern läßt, daß Hr. Weß trotzdem bei dem Mangel eines andern geeigneten Mitgliedes fortwährend gezwungen ist, zu singen, sich immer auf's Neue anzustrengen, und so vielleicht seine Stimme für die Dauer zu ruiniren.

Die Chöre waren genügend, weniger das Orchester. Nicht nur, daß die Clarinette in der Ouverture einen bösartig spitzigen, holzigen, unsichern Ton entwickelte, und mehrmals unmäßig an den Noten kleben blieb, daß das Horn in seinem Solo im 1. Akte sehr heiser war, und fast den Athem verlor, daß die Flöte mehrere Figuren unrichtig, ja unvollständig herverstolperte, so bemerkte man leider wieder den Mangel des Piano in den Violinen, und in Folge dessen den Mangel eines schönen, a l l m ä h l i g e n Anschwellens im Crescendo, z. B. schon der Beginn des Allegros der Ouverture war mehr als Mezzoforte. Während der ganzen Oper wurden viele Figuren, besonders solche in den höheren Lagen, so undeutlich und verworren heruntergejagt, daß es zu beklagen war. Das war früher besser, — und ein Theil der Schuld trifft jedenfalls die HH. Violinisten selbst, die wahrscheinlich nicht so viel Eifer für ihre Kunst besitzen, eine Figur, die nicht gelingen will, für sich zu Hause so oft zu wiederholen, bis sie solche los haben; einen Theil der Schuld müssen wir aber auch auf die Schultern des Hrn. Kapellmeisters wälzen, der die Tempo's oft mehr als nöthig beschleunigt (auch eine häufig vorkommende Neuerung unseres Dampf-Zeitalters), und dabei nur auf seine Ideen von der Ausführung des Tonstückes, nicht aber auch zugleich auf die Leistungsfähigkeit der ihm untergebenen Musiker Rücksicht zu nehmen scheint. ..s.

M i s c e l l e.

Nürnberg, 24. Febr. Gestern starb dahier der Direktor der hiesigen Kunstgewerbschule, R e i n d e l, rühmlichst bekannt als Kupferstecher im figürlichen Fache, der unter Napoleons I. Herrschaft in Paris für das berühmte Louvrewerk einige der vorzüglichsten Platten lieferte und in die Heimath zurückgekehrt mehrere große Stiche, z. B. König Max im Krönungsornat ꝛc., in technischer Vollendung nicht minder als in korrekter Auffassung hervorragend, ausführte. (Nürnb. K.)

Verlag der S t a h e l'schen Buchhandlung in Würzburg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. K a r l P ö h l m a n n.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 18. Mittwoch, den 2. März 1853.

Ein Lebensstück.

(Fortsetzung.)

„Eines Abends, wo einige Bekannte bei uns waren, verlangte Hermine, daß Eugen ihr den Brodkorb hinreiche, der unmittelbar neben ihm stand. Er that's und da sie, während sie ihn annahm, mit einer andern Person redete, ließ sie gleichsam gedankenlos ihre Finger auf den seinen ruhen, länger als eine halbe Minute und ohne daß er die seinen weggezogen, ohne daß er seine Augen von ihr weggewendet hätte."

„Nimm doch den Korb, Hermine", sagte ich, „Eugen wagt ihn nicht los zu lassen." Sie wurde purpurroth und wandte sich mit einem hastigen Wort an eine Nachbarin. Wer Unrecht thut, handelt einmal ungeschickt Nachher, da wir bei Tische saßen, und ich mich zufällig bückte, um die niedergefallene Serviette aufzuheben und rasch wieder aufsah, ruhte leidenschaftlich ihr Blick auf ihm. „Hermine!" sprach ich Abends zu ihr, als die Gäste fort waren, „so geht es nicht länger. Du weißt, wie es scheint, nichts mehr von mir. Mein Herz ist nicht mehr die Zuflucht deiner Schwäche, deiner Sorgen, deines Vertrauens. Ist es denn schwach geworden? Zu schwach?"

„Thörichter Stephan!" rief sie und warf sich mir leidenschaftlich an die Brust. „Was willst du nur? Was grübelst du nur? Ich sollte dich nicht mehr lieben! Haben jene thörichten Reden nun auch gar bei dir Wurzeln geschlagen? Traust du mir nicht? Traust du mir ein Unrecht zu?"

„Schon gut!" entgegnete ich erkältet.

„Am folgenden Tage besprach ich mich mit dem Obersten, auf welche Weise meine Versetzung zu einem andern Regiment zu ermöglichen seyn möchte und kam auch alsbald deßwegen bei den vorgesetzten Behörden ein."

„Indessen geht dergleichen, wie du dir denken magst, nicht so rasch, und bevor die Sache zur Entscheidung kam, trat in unserm Leben die Katastrophe ein."

„Einige Tage nach jenem Abend, als ich vom Kaffeehaus zurückkam und nach meiner Frau fragte, sagte mir ihr Mädchen, sie sey ausgegangen und werde, wie sie hinterlassen, den Abend bei einer bekannten Familie zubringen. So arbeitete ich, plauderte noch mit einem zufällig erscheinenden Freund, begleitete ihn in unsere Ressource, machte ein Spielchen und ging, als ich um 8 Uhr aufbrach, zu jener Familie, bei deren Wohnung mein Weg vorbeiführte. Hermine war nicht da, auch gar nicht dagewesen. Daheim traf ich sie eben zurückgekehrt und da ich sagte: „Du bist ausgewesen und bei F . . s .?" war sie schlau genug zu antworten: „Bei F . s .? nein! Ich bin bei der Obristin gewesen und habe Weinachtsarbeiten vorgehabt. Wie das die Augen angreift!"

„Dein Mädchen sagte indessen, du hättest zu F.s gehen wollen", bemerkte ich.

„So hat sich das dumme Ding geirrt", versetzte sie. „Es ist mir nicht eingefallen. Ich habe ihr den Namen doch deutlich genug genannt."

„Da mein Verdacht einmal erregt war, sagte ich am andern Tag zum Obersten: „Hätte ich gewußt, daß Sie gestern zu Haus gewesen, so hätte ich meine Frau abgeholt."

„Das muß wohl eine Irrung seyn, bester Freund!" entgegnete er. „Ihre Frau ist gestern nicht bei uns gewesen, denn die meine war bei der Generalin und ist erst um 9 Uhr mit mir nach Haus gekommen."

„So, so", sprach ich lachend. „Was ist denn das? Will die Frau mich zur Weihnacht besonders überraschen, daß sie so heimlich thut und mir was vorflunkert?"

„Ja, ja", meinte er dagegen, „so wird's seyn. Die Frauen sind allesammt toll mit den verdammten Weihnachtsarbeiten."

„Da ging ich denn wieder ab und blieb still. Kurt sah mich in den Tagen oftmals mit traurigen, bald düstern Augen an und schüttelte den Kopf. „Still! Geduld!" sagte ich dann wohl zu ihm, ohne daß er jedoch gesprochen; und lebte fort, scherzte und lachte, war artig und freundlich gegen alle Welt. Und ich wußte, daß Hermine hin und wieder, so zu sagen, verschwand Ich wußte, daß Eugen in meiner Abwesenheit in's Haus kam, während er mir nur auf der Parade oder an dritten Orten begegnete und auf meine Frage nach dem Grunde seines Wegbleibens nichts als fahle Ausflüchte zur Entschuldigung hatte. Hör' Karl, es ist ein infamer Zustand, wenn man das Elend im Herzen weiß und nach außen nichts zeigen darf, als heitere, glatte Mienen, und möge dich Gott davor bewahren, daß du den jemals kennen lernst. Ja es war eine furchtbare Qual, die ich damals litt, so, daß ich mir oft die Nägel in die Hand preßte, um mich durch den Schmerz bei Besinnung und Vernunft zu erhalten, so, daß ich tausendmal dachte, mein Haar müsse morgens nach einer der qualvollen, schlaf-

losen Nächte eisgrau seyn. Das ward es nun freilich nicht. Denn nur unter den Händen der Romanschreiber vermag es so leicht und so schnell zu bleichen."

„Er erhob sich und ging mehrmals im Zimmer auf und ab. Endlich, da er stehen blieb, fuhr er mit der Hand über die Stirn, stützte sich auf den Stuhl und sagte: „Es ist eigentlich gar nicht gut, daß ich wieder in die alte Zeit hineingerathe, denn sie ist bös und schlimm. Aber da ich einmal anfing, mag's drum seyn. Man muß sich eben durchschlagen. Feig bin ich nie gewesen. Also hör' weiter und bis zum Ende." Er setzte sich wieder und fuhr dann fort."

(Fortsetzung folgt.)

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Seine schönste Zierde, den Dogenpalast, verdankt Venedig bekanntlich zwei Männern, von denen es den einen, Marino Falieri, köpfen, und den Andern, den Architekten und Bildhauer Calendario, hängen ließ. — Als wir uns satt gestaunt hatten an seinen Wundern, Jeder eine Zeit lang sprachlos seinen Eindrücken gelebt, unterbrach der Kapitän das allgemeine Schweigen: „Dieses ganze altvenetianische Wesen mit all seiner Großartigkeit hat doch für mich etwas Unheimliches, Abstoßendes, ja Verächtliches. In jener blühenden Republik, von Dichtern, Malern, und Bildhauern so viel verherrlicht, kann ich doch nur eine prachtvolle, giftige Schmarotzerpflanze erkennen. Ihre Wurzeln hatte sie in zwei öde Sandbänke gesenkt, die Nahrung saugte sie aus drei Welttheilen — aber durch welche Kanäle! Waren ihre königlichen Kaufleute etwas anderes, als der Generalstab für ihre Raubzugspläne? Auf dem Wege des Handels ward mit andern Völkern angeknüpft, ausgeforscht, sondirt und schließlich stets ein Vorwand zu Händeln und Plünderung gefunden. Die Seeräuberei unterdrückten die Venetianer, um sie für sich allein in großem Style zu reorganisiren. Wie viel Raub, Verrath, Grausamkeit und Verwüstung ist aus diesen Mauern hervorgegangen! Wo wäre noch sonst auf so engem Raume so viel Heuchelei, Despotismus, Spionerie, Mißtrauen, Lug und Trug, Rachsucht, Hochmuth und Kriecherei zu finden gewesen? Ist es nicht charakteristisch, daß die Spitze dieses Freistaates, der Doge, mehr als einmal zur Annahme seiner Würde gezwungen werden mußte? — Ich hätte nicht unter dieser Blüthe leben mögen. Was für ein Segen für die Welt, daß die einzige Tugend der Venetianer, die Tapferkeit, bald unterging und jetzt nur noch in Oel und Marmor zu finden ist."

„Trotzdem lassen sich Ihre Landsleute die Erbschaft gut schmecken", murmelte der Maler, zum Glück nur von mir gehört.

Um ihn von etwaigen weiteren Repliken abzuhalten, warf ich die Frage auf, was wohl vor einigen hundert Jahren aus dem Redner geworden wäre, wenn nur der kleinste Theil seiner Bemerkungen schriftlich in den geheimen Briefkasten der Inquisition gefallen wäre, an dem wir eben vorübergingen und dessen schmutziger Mund aus der Mauer uns entgegengähnte. —

Am dritten Abend fand ich die Landsleute wieder im Kaffeehause, jagdmüde und abgetrieben: sie hatten „Alles gesehen", d. h. den früher erwähnten Cyklus an Bulgari's Hand durchlaufen. Daß unter diesem „Allen" z. B. fehlte: das Arsenal, die Kirchen San Salvadore (mit dem vorzüglichsten Gemälde Bellini's und einem sehr schönen Tizian), Santa Maria Formosa (mit dem berühmten Palma'schen Bilde, d. h. Barbara rc.), S. Giovanni Chrysostomo, S. Maria del Orto und mehrere andere Kirchen ersten Ranges, der interessante botanische Garten rc., hätte weniger auf sich gehabt, mit pharisäischem Hochmuthe erfüllte mich aber die Versicherung einiger der Herren, daß sie vom Uebrigen „erst recht nichts" gesehen hätten.

„Einen Theil der Schuld, wollen wir auf uns nehmen," sagte der Eine, mehr ingrimmig als scherzhaft, „denn wir hätten gleich am ersten Abend einsehen müssen, daß bei dem eingeschlagenen Tempo nichts Gedeihliches herauskommen konnte; die andere größere Hälfte wälzen wir aber hiemit feierlichst unserm Anführer zu, der mit seinem Sirenengesang von den drei Tagen unsere Sinne umstrickte."

„Noch ist ja aber nicht viel verloren", suchte ich zu begütigen. „Sie brauchen nur noch einige Tage zu bleiben und nachzuexerziren auf eigene Hand. Die Wege wissen Sie nun, haben auch eine allgemeine Uebersicht und können mithin um so besser das Rechte auswählen."

„Ah bah, Wege wissen, allgemeine Uebersicht — ich sage Ihnen, wir wissen nichts und haben keine Uebersicht, weder eine allgemeine, noch eine besondere...."

„Nun dann also: nachholen, Herr, nachholen! Sie werden doch nicht abreisen, ohne...."

„Das ist ja eben das Schlimmste, daß wenigstens ich für meinen Theil das nicht kann, den Verlust von einigen Tagen und zwölf Zwanzigern erträgt ein Weiser, aber mir ist Venedig zuwider geworden, ich mag keine Kirchen, keine Paläste, keine Bilder, keine Statuen mehr sehen, ich bin stumpf und müde, ästhetisch ruinirt!"

„Das gibt sich binnen wenigen Tagen wieder", tröstete ich meinen verzweiflungsvollen Landsmann. „Der Mensch ist ein gar elastisches Wesen. Er erholt sich von allem und erträgt Alles. Sie sind herum, zu schnell herum, daher der momentane Schwindel, wie nach einem raschen Tanze."

„Darum herum, sagen Sie lieber. Kurz, ich bleibe keinen Tag mehr. Morgen reise ich auf dem nächsten Wege nach Hause, ohne mich unterweges aufzuhalten. Leben Sie wohl!"

Ich gab ihm Waiblingers Spruch mit auf den Weg:

„Richte weise dich ein, wie du die Länder durchwanderst,
„Zu viel Seltenes ist dir zu betrachten bestimmt.
„Alles umfassest du nicht, und es lohnt sich auch selbst oft der Müh' nicht.
„Siehe nur an, was dir nützt, was dir als Eigenthum bleibt."

Endlich war auch unsere Zeit für Venedig abgelaufen. Wie schwer, dachte ich auf dem Wege zum Bahnhofe, muß doch denen das Herz werden, die an der Piazetta in die Gondel und aus dieser aufs Triester Dampfschiff steigen, um sich zu trennen, Angesichts

der ganzen Pracht der adriatischen Königin — der zwar ohnmächtigen, aber doch noch so schönen!

Noch kann der Blick die feine durchbrochene Arbeit der Dach- und Portalverzierungen des Dogenpalastes unterscheiden, jetzt verschwimmt schon das Gitterwerk der Fenster, die blassen Musivquadrate des oberen Theiles und auch die spitzen Bogen der beiden Gallerien werden undeutlicher; ein blauer Duft lagert sich über das Ganze, bald sind nur noch die Umrisse des Gebäudes mit einer Reihe dunkler Punkte zu erkennen, auch sie zerfließen in eine grauschwarze Linie, auf der der Kampanile noch kurze Zeit sich hält, um dann auch seinerseits in Nebel zu zerrinnen. Alles das hatte ich, nur in umgekehrter Reihenfolge, bei der Ankunft durchgemacht, und versetzte mich leicht in die Seele eines auf der Seeseite Scheidenden. Die Phantasien wichen aber bald der Realität. Die Sonne stand schon ziemlich hoch und brannte und leuchtete unbarmherzig herunter; kein blauer Duft, keine Marmorpaläste, keine schönen Venetianerinnen, sondern kleine, nüchterne Häuser zu beiden Seiten der schmalen Kanäle. Aus zerbrochenen Fenstern hing zerrissene Wäsche herab, Küchenreste, Eier- und Zitronenschaalen schwammen im Wasser. Am Bahnhofe stieg ich aus. Meine Reisegesellschaft suchte ich vergebens im Gedränge. Nach langem Warten kam endlich auch mein Koffer an die Reihe, von den Mauthbeamten visitirt zu werden. Venedig ist Freihafen, deßhalb wird nicht bei der Ankunft, sondern bei der Abfahrt untersucht. Durch einen schmalen Gang ist das Passagierzimmer erreicht, alle Stühle und Bänke sind besetzt, das Signal zum Einsteigen läßt sich hören, Alles eilt nach den Waggons. Die Engländer und den Maler konnte ich nirgends finden; waren sie schon voraus oder hatten sie sich verspätet? hatte ich vielleicht die gestrige Abrede mißverstanden? — ich entschloß mich, allein nach Verona zu fahren, um sie, im Falle sie nicht schon dort wären, zu erwarten.

Der Damm, welcher Venedig mit dem festen Lande verbindet, besteht aus 222 Bogen und gilt für die längste Brücke der Welt. Man kommt an dem Fort Malghera, welches in der neuesten Kriegsgeschichte eine Rolle spielt, vorbei nach Mestre, und gleich nachher in die venetianisch-lombardische Ebene. Maisfelder, Maulbeer- und Nußbäume, an denen Weinreben klettern und Guirlanden von einem Baume zum andern bilden, hier und da auch andere Obstbäume, und Wassergräben bilden die Hauptzüge der Landschaft. Mit einem Vetturin wochenlang hier umherzufahren, muß ermüdend seyn, und ich kann die Klagen früherer Reisenden über Monotonie wohl begreifen. Auf mich machte, nach mehr als wochenlanger Entbehrung, das üppige Grün der Blätter und der gartenartige Charakter der Felder den wohlthuendsten Eindruck, und ich bedauerte, so rasch vorübergerissen zu werden. Bald tritt auch rechts das Profil der Tyroler Alpen, links das euganeische Gebirge in den Gesichtskreis, und freundliche, sorglich angebaute Hügel dicht an die Eisenbahn.

In Padua und Vicenza hielt ich mich nur kurze Zeit auf. Wenige Männer der Geschichte mögen in ihrem Geburtsort so großartige und unvergängliche Zeichen ihres Lebens hinterlassen haben, als Palladio in Vicenza. Fast alle ansehnlicheren Bauten, deren die Stadt eine große Anzahl besitzt, rühren von ihm her. Sie zeichnen sich alle, die großen wie die kleinen, dadurch aus, daß sie dem ungeübtesten Laienauge ebensoviel Stoff zum Wohlgefallen und zur Bewunderung geben, als dem Architekten zum Studium. Wahrhaft unerschöpflich ist dieser unerreichte Meister in der Erfindung neuer Formen, und der jugendliche Göthe that deßhalb nichts so Außerordentliches, wenn er auf seiner lombardischen Reise die dicke Folioausgabe von Palladio's Werken gleichsam als Brevier mit sich führte.

Das Totale aller dieser Schöpfungen, welche das alterthümliche Vicenza zu einer prächtigen Stadt machen, wie auch ihre hübschen Umgebungen übersieht man am besten von dem nahen Monte Berico, dem Schauplatze eines sehr erbitterten Kampfes im Jahre 1848. Weiterhin sind die beiden Schlösser der Montecchi, noch weiter, links von der Straße, Arcole, alles blutgetränkter Boden.

Eine Gesellschaft Deutscher, Herren und Damen, alt und jung, fing an, als wir uns Verona näherten, eine Kollekte von Erinnerungen zu machen, die sich an diesen Namen knüpfen. Sie fiel reich und glänzend genug aus, und stimmte vortrefflich zu dem Eindrucke, den die uralte, etwas verfallene Stadt auch schon von fern macht. Marius, Attila, Odoaker, Theoderich, Narses, Karl der Große, Ezzelin, Scaliger, Mastino, Cangrande, Visconti . . . . Cattull, Cornelius Nepos, Vitruv, Plinius, Fracastori, Maffei, Paolo, der nach der Stadt benannte Maler, Sanmicheli, der Architekt, Dante, der nach seiner Vertreibung aus Florenz hier Schutz fand . . . . alle diese Namen nebst Kommentaren waren bereits von den Herren eingegangen, als eine nicht mehr ganz junge Dame einfiel: „Nun, und denkt denn gar Niemand an Romeo und Julie?“

Ein zärtlicher Blick aus den Augen eines Herren in mittleren Jahren belohnte sie für ihre Mahnung. Es war ein Ehepaar, das seine Hochzeitsreise machte, wie ich im Giardino Giusti, wo ich sie wieder traf, erfuhr. Sie waren vierzehn Jahre verlobt gewesen, der Mann hatte endlich eine feste Anstellung gefunden, die Auserwählte, Vornamens Aurelia, heimgeführt und das Paar war nun im Begriffe, im Lande der Liebe die vierzehn Wartejahre im Lande der Treue zu vergessen und sich zurückzuträumen in die entschwundene Jugend. Von dem Reste der Gesellschaft, welcher sich Philemon und Baucis angeschlossen hatte, ist nichts zu erzählen, als daß sie wahrscheinlich Schmidt, Schulz, Müller oder Meier hießen.

Der Giustische Garten, den auch Göthe erwähnt, und dessen höchster Punkt fast die ganze Umgebung Verona's beherrscht, sollte von keinem Fremden unbesucht bleiben. Mit seinen uralten Cedern und düstern, spitz zulaufenden Cypressen hat er, trotz seiner Kleinheit und seiner Armuth an Blumen und Prachtgewächsen, doch etwas Stolzes, Distinguirtes, was seinen Eindruck nicht verfehlt, im Gegensatze zu jenen behäbigen Parvenüs von Gärten mit ihren langen, breiten Wegen, ihren strotzenden, gefallsüchtigen Bosquets und tändelseligen Marmor-Fontainen.

Ueberhaupt verdient Verona mehr Zeit, als gewöhnlich dafür in den Reiseplänen anberaumt ist. Allein von den vierzig oder fünfzig Kirchen ist wenigstens ein Drittel sehenswerth, theils wegen ihrer Gemälde und Skulpturen oder Architekturen, theils anti-

quarisch. Auch Mineralogen, vorzüglich Fossiliensammler, finden hier ihre Rechnung. Die Casa Capelletti aufzusuchen, ist aber empfindsamen Gemüthern nicht zu rathen: das Geburtshaus Juliens ist eine Fuhrmannsherberge geworden.

Küche und Keller sind in Verona verhältnißmäßig besser als sonst in Oberitalien.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die beiden Weihnachten. *)

Christnacht, die du dem Tage des Heiles heiter vorangehst,
Wie an dem Rhein und dem Main, wie an dem Nekar und Lech,
Wirst du herzlich auch hier an dem Strande der Seine gefeiert,
Und die dämonische Stadt ehret die Wiege des Herrn.
Hier auch strömt es herbei zu der mitternächtlichen Messe,
Und aus dem frommen Gedräng schauen die Kerzen hervor,
In dem Wirbel und Wust sind Freunde und Feind' gemischet;
Neben dem heißen Gebet grinset der eisige Hohn.
Viele folgen dem Triebe der Unterhaltung, und Viele
Führt die Magie des Gepränges in das erleuchtete Schiff.
Nicht dem alleinigen Gott zu dienen in brünstiger Andacht,
Fröhnend der Neugier nur sind sie dem Tempel genaht.
Ja noch Kühneres mag an der heiligen Stätte geschehen,
Und Cythere sich auch finden im wilden Gewühl.

*

Ehe zum Preise jedoch des neugeborenen Heilands
In der schimmernden Nacht jubelnd die Messe beginnt;
Ehe der Kirche Gesang die niedere Krippe verherrlicht,
Die dem göttlichen Kind gastlich zur Wiege gedient;
Eh' in harmonischem Bund mit den Stimmen der Engeln das hehre
Alleluja ertönt mächtig im funkelnden Dom,
Sieh'st du am Rhein und am Main, am Lech und Nekar in jedem
Gottgesegneten Haus blühen ein sinniges Fest.
Siehst am künstlichen Baum viel Lichter und liebe Geschenke
Lockend hängen und Lust leuchten aus jeglichem Blick.
Jedem befreundeten Kind und allen Kindern des Hauses,
Jedem willkommenen Gast ist die Bescheerung gewiß.
Nicht um das Menschengeschlecht zu erfüllen mit ewiger Hoffnung,
Als Erretter der Welt nicht von dem ewigen Tod,
Nicht so gewaltig erscheint der messianische Säugling
Heute dem fröhlichen Kreis bei dem gemüthlichen Fest.
Irdische Hoffnungen nur erregt er in kindlichen Herzen,
Und nur vergängliches Glück bringet das himmlische Kind;
Doch in dem holden Moment ist der Himmel auf Erden vollendet,
Und das frohe Gemüth denkt an den folgenden nicht.

*

Aber ein anderer Geist durchwehet der Gallier Hauptstadt,
Und in anderer Art feiert sie Christi Geburt.
Im gewählten Verein von nahen Freunden, im Schoße
Lieber Kinder, im Kranz sittsamer Mädchen und Frau'n,
Hebt kein festlicher Baum sich mit flitterglänzenden Früchten,
Stellt kein trauliches Bild häuslicher Freude sich dar.
Banden bilden sich hier von fessellosen Gesellen,
Die mit bacchantischem Spuck ehren die heilige Nacht;
Und der flammende Punsch und der rosig erregende Schaumwein
Lösen den Schatten von Zwang, der im Beginne geherrscht.
Jeder folgt dem Geheiß des eigenen Triebes; erpichtem
Hader geben sich Die, Jene dem Schlummer sich hin.
Plötzlich aber erhebt an dem einem Ende des Tisches
Brummend ein Baß sich, und bald brauset verworrener Lärm.
Durcheinander erklingt ein Gemenge von mancherlei Weise,
Und der Erinnerung Schatz drängt sich chaotisch hervor.
Strophen von Beranger durchkreuzen Psalmenfragmente,
Und mit dem Meyerbeer liegt Donizetti im Streit.
An den bunten Gesang gesellen sich schnarrende Klänge,
Denn der allmächtige Schlaf fordert despotisch sein Recht,
Und der Entschlafende sinkt in die Arme der freien Gefährtin,
Die ihm mit spöttischem Mund Augen und Stirne berührt.
Dir, zu Ehren, o Nacht! die das Joch der Sünde gebrochen,
Wird von den Kindern der Welt lustige Sünde geübt!
Christus, sie feiern dein Fest, doch vergessen sie deine Gebote,
Sie vergessen dich selbst, Herr! in dem Taumel der Lust.
So gedenken zuletzt die entzündeten Gäste der Hochzeit
Nicht des Bräutigams mehr, nicht mehr der blühenden Braut.
Laß des Zornes Gericht nicht über die Armen ergehen;
Ach, sie glauben, o Gott! dich zu beleidigen nicht!

*) Aus Paris.

Miscelle.

München, 26. Febr. Die heutige Vorlesung Liebig's über die Natur der Gase war von einer so zahlreichen Gesellschaft (darunter JJ. HH. Prinz und Prinzessin Luitpold und Prinz Adalbert) besucht, daß die anrückende Wagenreihe für Fußgänger fast lebensgefährlich wurde. Liebig entwickelte Eingangs, wie sich alle festen Körper in einer gewissen Temperatur schmelzen, d. h. zu flüssigen machen lassen, und wie wiederum in einer gewissen, noch erhöhteren Temperatur diese flüssigen Körper sich in luftähnliche, d. h. in Gase verwandeln. Die neue Wissenschaft hat das Geheimniß von Jahrhunderten enthüllt, wie man nämlich Gase in flüssige und wieder in feste Körper verwandelt. Liebig ließ in einem glühenden Gefäße Wasser gefrieren und machte aus Kohlensäure Schnee. Das Entzücken des Auditorium stieg bei einem Experiment um das andere, und die zarte Damenwelt ließ sich beim Verdampfen einer schweflichen Säure einen kleinen Husten um dieser Genüsse willen gerne gefallen. Hätte doch der berühmte Chemiker diese Vorlesungen vor ein Paar Monaten gehalten und so experimentirt, um dem tiefbeklagten Mangel an Schnee und Eis abzuhelfen und der prophetischen Sternwarte zu Lieb auf chemischem Wege einen Winter herzustellen! Derselbe ist inzwischen im Laboratorium der Natur von selbst erfolgt, und auf unseren Straßen erfreuen sich Jung und Alt am Schlittenfahren. (A. Abdz.)

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 19. Sonntag, den 6. März 1853.

Ein Lebensstück.

(Fortsetzung.)

„Am 3. Dezember — ich vergesse des Tages nie! — faßte mich Mittags nach der Parade mein Oberst unter den Arm und bat mich, ein Paar Schritte mitzukommen, er habe mir etwas zu sagen. „Kamerad", sprach er, da wir durch's Thor und auf den Wall gekommen, wo wir einsam waren und wo der nächste und bequemste Weg zu seiner Wohnung hinführte; „Kamerad, Sie wissen, daß ich Ihr Freund bin und ein besonnener Mann. Ich weiß, daß man, was ich vorhabe, in der Welt schilt und verwirft. Aber ich muß, denn ich bin es Ihnen schuldig. Ich habe allerlei über Ihre — Häuslichkeit gehört, was mir zwar nicht glaublich ist, mir aber um Ihretwillen nicht desto weniger mißfällt und mich betrübt. Ich habe, wo die Sache zur Sprache kam, einen derben Trumpf darauf gesetzt. Aber damit ist es nicht abgethan, wie Sie selbst wissen. Also Kamerad: Kopf in die Höhe, Augen auf und — thun Sie, was Ihre Ehre erheischt. Versteh'n Sie mich?"

„Ja!" entgegnete ich ganz dumpf.

„So verzeihen Sie mir, daß ich's zur Sprache brachte", fuhr er fort. „Aber ich mußte es. Und nun adieu. Ich sehe, Sie wollen allein seyn."

„Das wollt' ich auch und ging still nach Haus, wo ich mich einschloß, meiner Frau sagen ließ, sie möge mit dem Essen nicht auf mich warten, und so in der Einsamkeit nach Klarheit, vor allen Dingen nach Ruhe rang. Denn, mein Schatz, so freundlich und gut, so stark ich für gewöhnlich bin, mein Innerstes birgt einen Dämon, der einmal hervorgelockt, dann auch riesenhaft emporschießt und alle Güte, alle Stärke, alle Kraft, alle Gefühle, Empfindungen, Gedanken des Mannes wie ein Nichts zerbricht und zerstört."

„Wie dem auch sey, ich ward nach und nach ruhig und bestimmt in meinen Entschlüssen. Ich nahm mir vor, mit Eugen offen und ehrlich zu reden, die Frau auf ein Paar Monate mit dem Kinde zu deinen Aeltern zu schicken und dann zu sehen, ob wir weiter zusammen fortleben könnten, oder ob wir uns trennen müßten. So schrieb ich den Brief an meine Schwester und ging dann gegen 4 Uhr in's Kaffeehaus, wo ich Nachmittags meinen Kaffee zu nehmen und ein Stündchen zu verplaudern pflegte. Ich wollte unter Leuten seyn, denn ich traute mir selbst nicht. Daheim hinterließ ich wie gewöhnlich, wohin ich ging und wann man mich zurückerwarten dürfe. Ich mochte etwa eine Stunde gesessen und mich unterhalten haben, als plötzlich Kurt erschien und mich ab- und nach Hause rief. Wie ich mit ihm auf der Straße war, sagte er: „Wohlan, Herr Stephan! nun bin ich lange genug still gewesen und Sie haben lange genug Geduld gehabt. Eben ist sie vom Haus gegangen, hat den Herrn Major auf der Marktgassenecke getroffen, ist ihm gefolgt und mit ihm in seine Wohnung getreten. Da hab' ich einen Betteljungen, der uns nicht kennt, als Posten aufgestellt, daß er drauf achte, wenn inzwischen ein Offizier oder eine Dame im schwarzen Mantel und weißen Federhut aus dem Hause käme, und ich bin gelaufen, es Ihnen anzuzeigen, kommen Sie nun."

„Da fühlt' ich nach dem Degen, drückte die Mütze in die Augen und wickelte mich fester in den Mantel. „Voran!" sagte ich. „Frage den Jungen und schicke ihn weg." Und so gingen wir durch das Dunkel hin. Vor Eugen's Wohnung trat Kurt wieder zu mir. „Alles richtig!" murmelte er. Wie ich hinaufsah, bemerkte ich auch Licht in seinem Zimmer, obgleich die grauen Rouleaux niedergelassen waren. „Geh!" sprach ich zu Kurt.

„Herr!" bat er.

„Geh! Geh! oder bei deinem Leben!" rief ich fast laut und trat in das dunkle Haus, durchschritt den dunklen Flur, klopfte an die Thür — alles nicht leise, nicht laut, nicht hastig, sondern ganz in meiner gewohnten Weise. Es blieb todtenstill drinnen, freilich lag auch noch ein Vorzimmer vor dem, wo ich Licht erblickt und in dem Eugen für gewöhnlich wohnte. Was geschehen sollte, was es mit mir geben würde, wußt' ich nicht, nur daß es furchtbar werden könne. Denn so still und kalt ich auch noch äußerlich war, so still und gefaßt ich es im Innern zu seyn schien, — es war alles wie eine schwere, tiefe, schwarze Gewitternacht. Daß das Wetter kommt, weiß man; daß es den Blitz in sich birgt und ihn hinauswirft, das weiß man auch. Aber wann es dahin kommt, wohin es führt, ob es hinaufschlägt in die Höh oder niederschießt zur Erde, ob's trifft und vernichtet, oder unschädlich verzuckt, — wer vermag das zu sagen!"

„Es blieb todtenstill drinnen. Aber ich klopfte immer von neuem, nicht lauter, nicht hastiger als zuerst, und endlich regte es sich, die Thür in's Nebenzimmer ging auf, Eugen's Schritt kam heran, die Thür vor mir öffnete sich, der Lichtglanz vom andern Gemach fiel mir in's Gesicht und blendete

mich, daß ich die Hand vor die Augen hob. „Wer ist da?“ fragte er unwirsch.

„Ich, Stephan“, versetzte ich, trat ein, und nahm ihm den Schloßgriff der Thür aus der Hand und zog sie zu.

„Ein seltener Besuch!“ rief er.

„Ich sah mich hastig um. Im Vorzimmer war nichts, das zum Versteck dienen konnte. Da war sie nicht. „Du verschließest dich ja wie gegen Räuber und Mörder“, bemerkte ich, indem ich in's andere Zimmer ging. Wieder keine großen Möbeln, — da war sie auch nicht.“

„Bah“, sagte er, — er war ungewöhnlich roth — „ich habe wichtige Arbeiten, wobei ich nicht gestört seyn will.“

„Es lagen allerdings Schreibmaterialien auf dem Tisch, aber ich sah leicht, daß sie so eben erst und in Hast hingelegt waren. Die Lampe brannte gut, zwei Lichter aber zeigten sich kaum angezündet.“

„Ei, ei!“ sprach ich, „welche geniale Unordnung! Das sieht auf Meilen nach einem Dichter aus!“

„Ich schreibe auch an einem Roman“, erwiderte er, mit, wie mir schien, gezwungenem Lachen.“

„Den Teufel auch!“ rief ich, „das ist ja das erste Wort, welches ich davon höre. Allein jetzt, mein Lieber“, fuhr ich fort und ergriff ein Licht, — „will ich mir zuerst ein Glas Wasser holen; denn ich verdurste schier und das ist der Hauptgrund meines diesmaligen kurzen Besuches.“ Damit ging ich in das Hinterzimmer, wo er schlief. Da war auch wieder nichts. Auch hätte ich's aus seinem Benehmen schon schließen können, denn er ließ mich ruhig gewähren, räumte, während ich trank, die Papiere zusammen, legte die Feder über das Dintenfaß und that sonst, was natürlich war.“

„Wo also war sie? Denn daß sie da war, dafür bürgte mir Kurt's Wort und meine eigene Ueberzeugung, dafür bürgte mir so zu sagen die Atmosphäre, die Luft der Zimmer. So paradox, so kühn es klingen mag: man merkt es auf der Stelle einem Zimmer an, ob ein Mann, ob eine Dame d'rin haust, man merkt es dem Zimmer eines Mannes an, ob eine Dame hinein kommt, darin verkehrt, oder nicht. Und hier merkte man's. Es war eine Ordnung, eine Sauberkeit, wie sie in keinem Junggesellenzimmer zu finden ist. Es war eine reine, frische Luft da, wie man sie nirgends trifft, wo geraucht wird, wo die Fenster nicht oft und zumal im Winter nicht geöffnet werden. Jede Frau öffnet ihr Zimmer öfter als der Mann. Außerdem zog ein leiser Duft des Parfüms durch die Räume, das meine Frau hauptsächlich brauchte — Heliotrop. Kurz — da war sie. Aber wo?“

„Da sah ich, während ich wieder in's vordere Zimmer zurückgehen wollte, den Mantelsack Eugen's ziemlich bestaubt und nachlässig hingeworfen auf der Erde neben dem Ofen liegen. Der lag sonst, wie ich öfter bemerkt, im untern, leeren Raume des Sopha's, das er in seiner Wohnstube hatte. Darin war sie versteckt! Heiliger Gott, junger Mensch! Darin war sie! Darin! Wie mir das im Nu durch den Kopf schoß, so daß ich mein Auge nur einen einzigen Moment auf dem staubigen Leder ruhen ließ, so daß ich in meinem Gange nicht einen einzigen Augenblick dadurch aufgehalten wurde! Ich blieb nicht eine Sekunde länger im Hinterzimmer als nöthig war, um das Glas mit Wasser zu füllen und auszutrinken. Dann stand ich wieder vor Eugen.“

„So“, sprach ich, „das war schön! Und nun —“

„Willst du schon wieder gehen?“ fragte er, da er sah, daß ich den Mantel fester um mich zog.

„Je nun“, versetzte ich. — „ich kam nur deßwegen, wie gesagt! Und nun, da ich dich doch störe —“

„Ich spielte mit ihm, wie die Katze mit der Maus. O, es bebte ein schier wollüstiger, grausamer Kitzel des Hasses, der Rache, des Triumphes durch mich hin!“

„Ei was“, versetzte er, „du störst mich jetzt nicht mehr! Bleibe doch! Man sieht dich jetzt gar zu selten!“

„Er kannte mich und meine Art genug, um zu wissen, daß ich zu einer andern Zeit auf eine solche Einladung hin, bei so sichtbaren Zeichen, daß ich störte, niemals auch nur eine Minute länger als nöthig geblieben wäre. Jetzt aber sagte ich: „Ja, ja, Eugen, wir sehen uns selten seit einiger Zeit. Darum will ich noch ein wenig bleiben!“ Und damit warf ich Mantel und Mütze auf einen Stuhl, setzte mich bequem auf das Sopha und nahm, um noch bequemer zu sitzen, den Degen mit der Scheide aus dem Gehänge und zwischen die Kniee. Er schob einen Stuhl zum Tisch und saß mir gegenüber. Die Hand hatte er mir noch nicht gegeben, obgleich er das sonst gleich und immer that. Die Lampe drehte er so, daß er im tiefen Schatten des Kastens saß, um mir die Züge und die Farbe seines Gesichtes zu verbergen. Aber ich sah ihn doch, denn wir sehen schärfer, wenn's uns so zu Muth ist. Die Augen werden dann wie die des Tigers, der durch alles Dunkel seine Beute schaut.“

„Kennst du die alte Novelle, wo der Ehemann im Zimmer seiner Frau den zusammengerollten Teppich findet, in dem der Geliebte steckt? — Daran dacht' ich damals. Und während des ersten augenblicklichen Schweigens meinte ich zu fühlen, wie das Sopha unter mir leise zitterte. Freilich mag das auch von mir gekommen seyn. Denn ich hatte Fieber, und meine Zähne schlugen trotz aller meiner Anstrengung fast hörbar an einander.“

„Weßhalb sieht man dich eigentlich so selten?“ fragte er mit gepreßter Stimme und fuhr mit der Hand über die Stirn, als wische er sich den Schweiß ab.

„Das frage ich dich auch“, entgegnete ich und zog den Degen abwechselnd aus der Scheide und stieß ihn wieder zurück. „Du kommst ja gar nicht mehr. Hermine wundert sich sehr darüber, und ich — nun ich weiß nicht, was ich sagen und denken soll.“

„Deine Frau sitzt wohl tief in den Weihnachtsarbeiten?“ bemerkte er.

„Ja, Gott weiß!“ antwortete ich. „Und das muß jetzt Alles außerhalb des Hauses geschehen. Ich sehe sie kaum noch. Doch ist jetzt nicht von ihr, sondern von dir die Rede. Vertheidige dich! Weßhalb kommst du nicht mehr? Hast du eine Amour? Oder ein ernstes Verhältniß? Dergleichen pflegt freilich einzunehmen und abzuhalten!“ Er lachte.

„Dummes Zeug!“ meinte er. „Was Amour! Was Verhältniß! Ich habe an dem einen genug gehabt. Ich schreibe, wie ich dir gestanden, an dem Romane da.“

„Wie den Teufel kommst du eigentlich dazu?“ fragte ich lachend. „Enthält er Scenen aus deinem Leben?“

„Auch das!“ sagte er, stand auf und ging fieberhaft hastig durch's Zimmer. „Lieber Stephan —“

„Ei“, fuhr ich ungestört fort, aber erregter, heftiger, denn ich ward immer wilder und konnte mich kaum mehr zurückhalten. „Ei“, mein lieber Eugen, wie weit bist du denn? Schon bei der Katastrophe? Ich rathe dir, arbeite zuerst die aus! Das muß doch am interessantesten seyn, im Schreiben, wie im Leben.“

„Er setzte sich wieder. „Du bist aufgeregt!“ sagte er. „Was hast du, Stephan?“

„Ich? Bah!“ rief ich wild und schlug mit dem Degen, den ich nach und nach bei der Spielerei unwillkürlich ganz entblößt hatte, auf das Sopha. „Ich? Ei, was meinst du, wer da ruhig bleibt, wenn man kaum erfahren, daß die Frau eine Betrügerin ist und die Ehre Dessen an den Pranger stellt, der so dumm war, sie ihr Jahre lang anzuvertrauen? Was meinst du, wenn man eben die Beweise von solchem Verrath erhalten, — wie schafsmäßig ruhig soll man denn bleiben?“

„Was?“ stammelte er — „ich verstehe dich kaum — Hermine — deine Frau — betrügt dich?“ —

„Ja und tausendmal ja!“ schrie ich und sprang auf. „Aber bei dem Satan, ich räche meine Ehre! All euer Blut soll sie mir rein waschen!“ Und so stieß ich den Degen in das Polster des Sopha's, so stark, so gewaltig, daß er tief eindrang und in der Mitte wie Glas zersprang.“

„Es war wie ein dumpfer Schrei, der durch's Zimmer bebte. Er war aufgesprungen, klammerte sich aber leichenblaß an seinen Stuhl und stand wie todt.“

(Schluß folgt.)

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Von der Arena sagt die Chronik, daß ein Erdbeben sie theilweise zerstört habe, ganz fertig gebaut soll sie aber der Tradition nach nie gewesen seyn. Was davon noch übrig ist, wird schon seit Jahrhunderten, wie deutlich zu erkennen, aufs Sorgsamste konservirt, und früher bestanden sogar einige Zeit hindurch eigene Steuern, deren Ertrag zum Besten des merkwürdigen Baues verwendet wurde. Die jetzt in der Mitte errichtete Bretterbude indeß, das teatro diurno, trägt nichts zur Verschönerung bei.

Schon von Padua aus hatte ich nach Venedig geschrieben, und erhielt in Verona von Antek die Nachricht, daß den Kapitän am Morgen der festgesetzten Abreise ein Unwohlseyn befallen und die Gesellschaft zu längerem Verweilen genöthigt habe. Ich schickte ihm die Adresse meiner nächsten Rastpunkte, um seinen Briefen erreichbar zu bleiben, machte mich nach Mailand auf den Weg, und zwar, um die Gesellschaft nicht zu verfehlen, direkt an dem Gardasee und Brescia vorüberfahrend. Wegen des Ersteren tröstete mich die Versicherung in Murrai's Handbrok, daß er von den oberitalienischen Seen der mindest interessante sey, und der Entschluß, dem Comer und dem Lago Maggiore desto mehr Zeit zu widmen. Hitze und Fatiguen der Postwagenfahrt demoralisirten mich übrigens auch unterwegs dergestalt, daß in Peschiera beim Anblick der grünen Fluthen mich nur der Gedanke beschäftigte, ob das Wasser wohl kühl genug seyn möge, um ein Bad lohnend zu machen. Ich hätte an Rom und Neapel vorbeifahren können, ohne auszusteigen. Dreimal hatte ich früher die Seekrankheit durchgemacht, erinnere mich aber keines ähnlichen Zustandes von Apathie.

Die Reisegesellschaft bestand aus einer schwerhörigen alten Dame, mehreren Kindern und dem Faktor einer Seidenspinnerei. Der Letztere gab sich viele Mühe, rechts und links Gespräche anzuknüpfen. Da er dies im Mailänder Dialekt that, so suchte ich auszuweichen und nahm endlich ein Buch zur Hand. Darauf wandte er sich zu seiner Nachbarin, unglücklicherweise saß er aber gerade an deren gänzlich taubem Ohre, so daß sie anfangs eine der Canova'schen Ariadne ähnliche Position annahm, nach und nach jedoch in förmliche Kontorsionen verfiel; so verkehrt sie sich indeß auch setzte, so verkehrt verstand und antwortete sie, bis endlich dem Seidenweber der Hanfstrick seiner Geduld riß und er sich zum Aufgeben der Unterhaltung entschloß. An Schlaf war bei der Hitze und den ununterbrochenen Sturmattaden der Fliegen nicht zu denken, so verfiel er denn auf die Idee, sich durch Singen zu zerstreuen. Im eigentlichen Sinne „à crier“, langweilte sich der Unglückliche. Unter solchen Umständen klappte ich bald mein Buch zu, ließ mir von ihm über die Seidenindustrie erzählen, und es lag wahrlich nicht an ihm, daß ich nicht in alle Geheimnisse der seta, der greggia, der trama, cucirina und organsina, der bigatti, gelze, der Filanden und Filatorien tief eingeweiht bin. Trotzdem ich mich sehr aufmerksam stellte und mein Nachbar hier und da mit französischen Vokabeln, wenn sie ihm gerade einfielen, in Parenthese nachzuhelfen und mein Verständniß zu kalfatern suchte, so profitirte ich doch blutwenig, hatte aber den Vortheil, des Gesanges quitt zu seyn, der noch weit übler klang, als das Parlando in seiner heulend gurgelnden Mundart. 8 bis 24 Originalfäden, wie sie der Seidenwurm liefert, gehören zu einem festen Faden; die Lombardei allein produzirt jährlich über zwei Millionen Pfund Seide, demnach würden sämmtliche Raupen, wenn sie gerade aus und aneinander spännen, nicht viele Jahre bedürfen, um einen Faden bis zur Sonne anzufertigen.

Einträglich mag die Seidenzucht seyn und verhältnißmäßig wenig mühsam, denn in Zeit von anderthalb Monaten kann eine Familie ohne Betriebskapital ein gutes Stück Geld erwerben, welches dann gleich in der Landwirthschaft nutzenbringend angelegt wird, aber zu den reinlichen Gewerben gehört sie. Für den Fall der Alternative: Käsehandel oder Seidenzucht, wäre es Niemanden zu verdenken, wenn er den Ersteren wählte.

Im Bahnhofe von Treviglio, sechs Meilen oder eine Eisenbahn-Fahrstunde von Mailand, schienen die Fliegen von ganz Oberitalien eine Generalversammlung abzuhalten. Mit jedem Kouvert brachte der Kellner unaufgefordert zugleich einen Wedel, deren noch auf jedem Tische einer oder zwei lagen. Ebensogut hätte

man sich aber mit einer Reitpeitsche gegen eine Heerde heißhungriger Wölfe wehren können. Ich gab die Vertheidigung und mein Mittagessen auf, ging hinaus vor die Thür, unter das von allen Seiten durch Leinwand verschlossene Zelt, und fand wieder einen Landsmann, einen Naturforscher auf dem Wege nach dem Triester Fischmarkt. Die Temperatur war der Art, daß eine Victoria regia im Wasser wahrscheinlich verdorrt wäre.

Womit unser Gespräch begann, ist leicht zu errathen; er gestand mir, daß er seit mehreren Tagen alle Selbstbeherrschung verloren und für nichts anderes Sinn habe, als vorwärts zu kommen. Natur und Menschenleben, Kunst und Wissenschaft, nichts reize ihn, und seine ganze naturhistorische Ausbeute seit vorgestern sey ein seltsamer Käfer, der sich in seinem Knebelbarte gefangen habe. Fortwährend ertappe er sich selbst auf den nichtigsten Vorwänden, um den kleinsten Weg, die unbedeutendste Anstrengung zu vermeiden. Jetzt werde es ihm deutlich, warum die Quellen des Nils so lange unentdeckt geblieben. Bei einer Hitze von mehr als dreißig Grad im Schatten müsse der eifrigste Forscher geist erlahmen. Die Italiener selbst versicherten übrigens, daß sie sich keines Juli, wie dessen von 1852, erinnerten; sonst pflege der Wärmegrad wohl zeitweilig, aber nie anhaltend, so hoch zu seyn.

Ich suchte ihn durch allerhand Scherze aufzurichten. „Wir haben doch nun gesehen, daß die haarsträubende Mythe von Marsyas auch allegorisch gemeint seyn kann und von den Malern wahrscheinlich falsch aufgefaßt wurde. Strenger wird das Exempel nicht gewesen seyn, welches der erzürnte Phöbus-Apollo an dem armen Flötisten statuirte, als daß er ihn so lange beschien, bis ihm die Haut platzte und sich auf ihrer Oberfläche jenes leichte Gekräusel bildete, wie auf einer stark gekochten Pell-Kartoffel.“

Mit lallender Zunge erwiderte er Einiges, von dem ich nur die Betheuerung verstand, daß, wenn er wieder eine transalpinische Reise mache, er sich gewiß nicht wieder die Julisonne zur Begleiterin wählen werde.

Die breiten, mit Granitplatten gepflasterten Straßen Mailands, seine neuen, stattlichen Häuser und die schönen Alleen ringsum, machen den freundlichsten Eindruck Die vornehme Welt war auf dem Land und in den Bädern, deßhalb von den gerühmten eleganten Karossen nicht viel zu sehen. Dennoch fand ich die Straßen, mit Ausnahme der Mittagszeit, lebendig, überall Zeichen von Betriebsamkeit, Wohlhabenheit, Luxus. Auch die Menschen sahen mir froher, gesünder und glücklicher aus, als z. B. in Venedig, namentlich bemerkte ich viele rothbackige Kinder.

Einige Reisende haben den Mailändern Mangel an Gastfreundschaft vorgeworfen. In der kurzen Zeit meines Aufenthaltes hatte ich keine Gelegenheit, jene auf die Probe zu stellen, nach dem Benehmen derjenigen Mailänder jedoch zu schließen, die ich durch Zufall kennen lernte — Personen aus allen Ständen, Kavaliere, Kaufleute, Handwerker — muß ich gestehen, daß ich ihnen in sozialer Beziehung nur Gutes zutraue. Die Leute aus den höheren Ständen sowie die Mittelklasse fand ich durchweg zuvorkommend gefällig und urban, ohne Zudringlichkeit oder Neugierde, ihr Gespräch und ihr ganzes Gebahren von feinen, gewandten Formen. Ein französischer Zug geht durch ihr Wesen, und in tausend Kleinigkeiten des täglichen Verkehrs offenbart sich entweder wirkliche Bildung, oder doch natürlicher Takt und Leichtigkeit des Umgangs. Die französische Sprache trifft man schon häufiger als weiter östlich. Auch die dienende Klasse fand ich in ganz Oberitalien, hier vorzugsweise, nicht so, wie sie in der Regel geschildert wird. Ueber diesen Punkt muß ich mich etwas weiter auslassen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

(Zentralafrikanische Expeditionen.) Wie bekannt, befand sich bei der Expedition unserer Landsleute Barth und Overweg anfänglich noch der Engländer Dr. James Richardson. Die Reisenden haben London gegen das Ende des Jahres 1849 verlassen; Dr. Richardson fiel als Opfer des Klima's. Von Barths und Overwegs Reisen haben wir schon öfters Nachrichten mitgetheilt. Durch den Tod des dritten Gelehrten waren die Kräfte der Expedition geschwächt, dazu kam noch der Verlust eines großen Theils der wissenschaftlichen Instrumente. Dies bewog die englische Regierung, Hrn. Eduard Vogel aus Leipzig, Sohn des rühmlichst bekannten Direktors der Bürgerschule zu Leipzig, Dr. Karl Vogel, den beiden oben genannten Forschern zur Seite zu stellen, mit dem besondern Auftrage, magnetische und astronomische Beobachtungen zu machen. Hr. Vogel ist der gelehrten Welt durch seine astronomischen Arbeiten und durch seine Mitwirkung an der Sternwarte des Hrn. Bishop in London rühmlichst bekannt; auch der Pflanzenkunde hat Vogel besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Er ist Mitte Februar abgereist, um sich über Paris, Marseille und Malta nach Tripolis und von dort durch die Wüste Sahara nach Kuka, der Hauptstadt von Bornu, zu begeben. In Kuka wird er mit seinen beiden Landsleuten zusammentreffen. Die sofort beabsichtigte Expedition nach der Ostküste ist jedenfalls eine der großartigsten, die je unternommen worden; es ist der Plan dazu von Hrn. August Petermann, gleichfalls einem Deutschen, in London entworfen; doch arbeiten an seiner Ausführung Ritter Bunsen, Oberst Sabine und Kapitän Smyth, und nehmen die Botaniker Dr. Robert Brown, Sir William Hooker, Dr. T. Thomson, B. Seemann und verschiedene Andere den lebhaftesten Antheil daran. — Diesen Notizen, welche die D. A. Z. mittheilt, kann noch beigefügt werden, daß auch der deutsche Missionär Krapf weitere Erfolge in seinen Entdeckungen in Ostafrika im April 1852 berichtet hat. Er erfreute sich der Gunst des Königs Kmeri von Usambara. — In der Sitzung der Pariser geogr. Gesellschaft vom 26. Nov 1852 wurde ein afrikanischer Prinz aus Innerafrika, Hadji-Mohammed-ben-Abd-el-Djellil, vorgestellt, Sohn des letzten Sultan von Fezzan, Schwager des Königs von Burnu. Verwandter der marokkanischen Herrscherfamilie, ein unterrichteter Mann, der viel gereist ist und zugesagt hat, eine Expedition ins Innere von Afrika zu begleiten. Man benützte alsbald seine Anwesenheit, um Auskunft über den Elfenbeinhandel zu erlangen.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

24

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 20. Mittwoch, den 9. März 1853.

Ein Lebensstück.

(Schluß.)

„Da kam ich zu mir selbst. Die Wuth und der Grimm waren fort. Ich wußte nur noch von rasender Verachtung. Ich trat zu ihm, ich schlug ihn mit dem Stumpf meines Degens über den Rücken. „Feiger Schurke", sprach ich, „hast du denn kein Pistol, das du mir oder dir vor den Kopf knallst! Pfui! Und um den ward ich aufgegeben!" Er regte sich nicht, er stand wie leblos, wie leblos starrten mich seine Augen an. Da ging ich hin, nahm den Mantel um, setzte die Mütze auf, verließ Zimmer und Haus und kehrte mit Kurt, der mich erwartet, in meine Wohnung zurück."

„Paß auf", sagte ich zu Kurt, „was und wer da kommt, mir gemeldet. Ohne mein Wissen kommt Niemand herein, ohne mein Wissen geht Niemand hinaus. Verstanden?"

„Zu Befehl!" versetzte er.

„Und nun — schweigen!" sprach ich. Er nickte. Ich ging in mein Zimmer und ließ das Kind in seinem Bettchen zu mir herüber bringen. Dazu setzte ich mich nieder."

„Es mochten vielleicht zwei Stunden vergangen seyn, als ein Wagen vorfuhr. Gleich darauf trat Kurt herein. „Die gnädige Frau!" sagte er, ließ meine Frau in mein Zimmer treten und gab mir einen Brief vom Obersten. Ich deutete ihm mit der Hand zum Gehen. Erschrocken und verwundert war ich übrigens gar nicht, denn ich hatte etwas Aehnliches vermuthet. Daß sie, wenn überhaupt, nur leicht verwundet seyn konnte, und daß sie nicht ohne Weiteres das Feld räumen werde, wußte ich ganz sicher. Hermine stand mitten im Zimmer."

„Mein Zimmer sey verschlossen, ich möge zu dir kommen, sagte man mir", sprach sie kalt. Von Erregung war ihr nichts anzumerken."

„Ich nickte und las den Zettel. Der Oberst schrieb: meine Frau sey dort unwohl geworden, daß er sie im Wagen nach Hause geschickt habe. Ich legte das Papier zusammen, stand auf und trat vor sie hin."

„Und nun", sagte ich, „was hast du beschlossen?"

„Ich verstehe dich nicht", entgegnete sie, „ich wünschte indeß zu wissen, weßhalb mein Zimmer verschlossen ist? Weßhalb dort das Bett des Kindes steht? Was soll das heißen, Stephan?"

„Das ist geschehen", sprach ich, „weil ich unmöglich voraussetzen konnte, daß du es noch wagtest, in diese Wohnung zurückzukehren."

„Wie das?" fragte sie mit einer so natürlich gespielten Verwunderung, daß ich meinen Kopf wirbeln fühlte."

„Wie ich gesagt, so ist's", erwiderte ich indessen, indem ich mich zusammen nahm. „Erörterungen der Art liebe ich wenigstens nicht. Und damit genug. Also, was beschließt du?"

„Stephan", sagte sie, „was heißt das Alles? Ich muß nachgerade glauben, daß es in deinem Kopf nicht richtig ist. Hast du nicht etwa wieder eifersüchtige Grillen, von deren Ungrund —"

„Ist die Komödie noch nicht zu Ende", brauste ich auf und trat hart auf sie zu. „Haltet ihr mich für dumm und erbärmlich genug, daß ich nach alledem noch die Dupe eines schurkischen Freundes, eines verrätherischen Weibes seyn könnte? Seyd ihr infam genug, euch das gefallen zu lassen, das anzunehmen, wenn es möglich wäre? Hab ihr euch noch nicht von meinem Wesen überzeugt? Schwachköpfe und Feiglinge, die ihr seyd! Aber genug der Farce!" fügte ich mich fassend hinzu: „Nochmals, was beschließest du? Ich werde Alles thun, was sich mit meiner Ehre verträgt, um dir und mir das Aufsehen zu ersparen."

„Nach einer Pause erst richtete sie den niedergesenkten Kopf wieder auf und sagte dann mit ruhiger, klarer Stimme; „Gut also, genug der Farce. Daß wir nicht mehr zusammen leben können, sehe ich ein. Willst du die Scheidung betreiben? Von meiner Seite wirst du keinen Widerstand finden. Ich werde morgen zu meiner Schwester hinausfahren und dort einstweilen bleiben."

„Paßlicher schiene es mir zu seyn", entgegnete ich, „du gingest für's Erste außer Landes, nach Italien. Die Mittel sollen dir nicht fehlen."

„Ich danke", versetzte sie kühl „Ich wünsche doch in der Nähe zu bleiben, um Eugen zu sehen, und das Weitere wegen seiner Versetzung, wegen unsers spätern Lebens zu besprechen."

„Ich lachte hell auf. „Du denkst —" rief ich."

„Allerdings", unterbrach sie mich. „Da ich ihn liebe, wie du weißt, — ich klage mich des einzigen Unrechts an, das ich dir das, feig und schwach genug, nicht längst eingestand! — so werde ich, sobald wir geschieden sind, natürlicherweise ihm folgen."

„Als was?" fragte ich höhnisch."

„Möchtest du etwa Einspruch gegen unsere Verheirathung erheben?“ fragte sie ebenso entgegen.“

„Theils ich, theils die Verhältnisse!“ sprach ich. „Du zeigst nur, wie sinnlos du bist. Erstens ist es ziemlich wahrscheinlich, daß der Major, wenn er wieder zur Besinnung gekommen, von mir Genugthuung verlangen und gewiß, daß er sie erhalten wird. Mindestens eben so wahrscheinlich ist, daß ich ihn todt zu schießen wünsche und diesen Wunsch erfüllt sehen werde. Denn der alte Gott lebt noch! Zweitens, wenn das nicht geschieht, — möchte er sich doch, so viel ich ihn kenne, bedenken, bevor er dich zur Frau nimmt. Du kennst unser Einen noch nicht, mein Schatz. Man liebt wohl eine Frau, man tändelt mit ihr und redet ihr Gott weiß was Alles vor, aber nur so lange sie eines Andern ist. Denn sie selbst in die Ehe zu nehmen, wird man zwei Mal erwägen und dann unterlassen, da man dort etwas anders, ein wenig mehr oder weniger, wie du willst, erwartet und verlangt. Was zum Spiele gut ist, ist's darum noch nicht für's Leben. So denken wir. Wir sind einmal Egoisten und in Betreff unserer Ehre — wenn wir die haben — etwas kitzlich.“

„Sie war sehr blaß.“

„Ja“, sagte sie, „wenn es so wäre —! Aehnlich sieht euch das! Aber so Gott will, denkt Eugen nicht so.“

„Wenn er kein Schwächling geworden — sicher!“ gab ich zur Antwort.“

„Genug“, sprach sie und wandte sich zum Gehen. „Ich werde morgen zu meiner Schwester fahren und des Weitern harren. Adieu.“

„Adieu!“ erwiderte ich. Sie ging.“

„Gleich darauf brachte mir ein Freund Eugen's Forderung. „Er verweigert aber die Angabe eines Grundes“, meinte dieser, „und daher —“

„Unnöthig!“ antwortete ich. „Wir kennen unsere Gründe und ich acceptire.“

„Wir lagen Beide Monate lang an unsern Wunden darnieder. Als ich aufkam, fand ich die Ordre zu meiner Versetzung nach G., kam aber um meinen Abschied ein und zog mich hierher zurück. Eugen ist ebenfalls abgegangen und in Rußland verschollen. Ich bin fertig.“

„Und Hermine?“ fragte ich leise. „Was ward mit ihr?“

„Was weiß ich!“ sprach er und stand auf. „Sie ging nach unserer Scheidung nach Italien. Nachher soll sie in Süddeutschland umherzogen seyn. Nachher — bah! du weißt, wie dergleichen Geschöpfe kümmerlich und miserabel enden. Aber genug! Du siehst jetzt wohl ein, weßhalb ich weder heirathen, noch in die Stadt ziehen, noch mit der Welt mehr verkehren mag, als ich muß. Du gehst wohl zu deiner Frau, Karl? — Gut Nacht für heut'!“

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Italienische Kellner, Lohndiener, Kutscher und Kahnführer sind in Reisehandbüchern und Reisebeschreibungen meist als Vampyre dargestellt, als Betrüger, Erpresser, Ränkeschmiede, Grobiane und Faulenzer; die Fremden pflegen sie deßhalb auch gewöhnlich als solche zu behandeln, und ich selbst war Zeuge von einigen eklatanten Fällen der Art, worunter namentlich einer, wo drei junge Engländer einen armen Vetturin systematisch bedrückten, mich wahrhaft empörte. Der Mensch hatte sich offenbar zu seinem Schaden geirrt, das formelle Recht war also auf Seite seiner Peiniger; dieses ihr Recht machten sie aber auf so unbarmherzige Weise geltend, daß ich Anfangs glaubte, es läge nur theoretische Halsstarrigkeit zum Grunde, bis es sich ergab, daß die Praxis auf dem Fuße folgte. Der Vetturin benahm sich dabei von Anfang bis zu Ende musterhaft.

Zu den allgemeinen Eigenschaften jener Klassen, die auf den Fremdenverkehr angewiesen sind, die Dreistigkeit im Fordern, Zudringlichkeit u. s. w. kommt freilich noch manches spezifisch Italienische, was im Nationalcharakter wurzelt und hier keiner Auseinandersetzung bedarf. Von Einfluß auf ihr Benehmen ist auch der Umstand, daß erfahrungsmäßig unter den Italien bereisenden Ausländern mehr Wohlhabende und Reiche sind, als sonst auf dem Kontinent, und endlich, daß die Spekulation auf die Wiederkehr des Reisenden unsicherer, und mit ihr dieser Sporn zur guten Aufführung für die Leute ganz wegfällt. Trotz allen dem habe ich dennoch den Verkehr mit Vetturinen, Facchinen, Gondolieren u. s. w. lange nicht so schwierig und namentlich nicht so ärgerlich gefunden, als mündliche und schriftliche Traditionen ihn darstellen.

Wer diese Leute nur einigermaßen richtig behandelt, kommt in der Regel rasch, leicht und ohne Verdruß mit ihnen zurecht. Hauptsache bleibt freilich, stets vorher zu akkordiren, wo keine Taxe besteht, hat man dies versäumt, so thut man nie wohl, ihren übermäßigen Forderungen sittliche Entrüstung und Heftigkeit entgegenzusetzen, sondern je mehr Ruhe und Kenntniß der lokalen Gebräuche man zeigt, je besser. Auch bei vorheriger Abmachung pflegen sie wohl noch eine Extra-Gratifikation zu beanspruchen, eben so in Fällen, wo die Größe der Gabe lediglich vom guten Willen des Gebers abhängt, sind aber dann auch mit der kleinsten Zulage zufrieden.

Unter allen Umständen vergessen sie nicht leicht das Verhältniß des Dieners zum Herrn, und üben selbst kleine und große Erpressungen mit einem gewissen, an Bonhomie streifenden Humor aus, nie mit der zuversichtlichen Exekutormiene z. B. eines Hamburger Kofferträgers oder Kahnführers, oder gar mit dem flegelhaften Ungestüm eines rheinischen. Mancher Dresdener oder Berliner Kellner, der ein seiner Meinung nach ungenügendes Trinkgeld empfängt, pflegt seinen Dank in einen Thon und eine Miene zu kleiden, gegen welche die ausgesprochene Unzufriedenheit eines Italieners noch delikat erscheint, denn dieser fühlt sich weder in seinem Amt verletzt, noch persönlich beleidigt, sondern hat lediglich den Zweck vor Augen: mehr zu erlangen.

Endlich finde ich die Zudringlichkeit der Gasthofswerber auf, und der Straßenjugend vor den Bahnhöfen in Leipzig, der Führer in der sogenannten sächsischen Schweiz rc., dem Aergsten mindestens ebenbürtig, was mir in Oberitalien vorgekommen ist, einschließlich der venetianischen Schildkröten-, Frucht-

händler, der fliegenden Stiefelwichser und Gondoliers, und verhandle lieber mit drei Vetturinen, als mit einem Wiener Fiaker. Wird man hier auch hin und wieder hinter's Licht geführt, so geschieht es doch meist so, daß man nicht umhin kann, zu verzeihen. Zum Belege nur einen Fall unter vielen ähnlichen:

Am Comer See wollte ich nach der Villa Pliniana fahren, eine gute Stunde weit, Theilnehmer fanden sich nicht, ein Barcaruolo erbot sich aber allein dazu für vier Zwanziger. Ich acceptirte, unter dem Vorbehalt, daß er französisch spreche.

„Oh, Monsieur, j'ai été long-temps en France, et je possède le français tout-à-fait!"

Nach dieser eleganten Probe hielt ich ein weiteres Examen für überflüssig, stieg ein, kaum war aber der Kahn vom Lande abgestoßen, so ergab sich, daß mein Barcaruolo gelogen hatte und auch nicht ein Wort weiter französisch verstand, als obiges Sätzchen, welches er irgendwo aufgeschnappt haben mußte, und gewiß nicht zum ersten Male als Köder benutzte.

„Aber, villanaccio, der du bist", ließ ich ihn an, „hast du mir denn nicht versichert, „je possède le français tout-à-fait!"

„Ja, mein Herr, ich habe gesagt, daß ich vier Kinder besitze, die mir viel Geld kosten, schon seit dreißig Jahren diesen See befahre und ihn kenne wie meine Tasche. Dies da links ist die Borgo di Vico, das der Monte Lompino . . . . ."

Seine Partie war gewonnen, wie er wohl sah, denn ich mußte lachen. Ich ließ ihn ein Weilchen in seinem fürchterlichen Komasker Dialekt die Landhäuser an den Ufern aufzählen; von den angeknüpften Geschichtchen verstand ich nur so viel, daß sie im Wesentlichen der Chronique scandaleuse angehörten, dann unterbrach ich ihn: „Nun sage aber doch selbst, seid ihr nicht alle Spitzbuben, Einer wie der Andere?" Seine naive Antwort war das alte Verschen:

Con arte e con inganno
Si vive mezzo l'anno,
Con inganno e con arte
Si vive l'altra parte.

Doch mein Ausflug nach dem Comer See ist ein Anachronismus, und ich eile zurück nach Mailand.

(Fortsetzung folgt.)

Ericson's kalorische Maschine.

(Aus der „Triester Zeitung".)

Das wichtige Prinzip, welches derselben zum Grunde liegt, hat dem Erfinder ein zwanzigjähriges Nachdenken gekostet, um es für die Maschine anwendbar zu machen; es besteht darin, beständig dieselbe Wärme zu benutzen, um die Luft zu erhitzen, welche man in den Zylinder eintreten läßt. Den zu diesem Zweck angewandten Apparat hat er Regenerator genannt. Man kann sich von demselben eine Vorstellung machen, wenn man sich einen Menschen denkt, der den Mund voll heißen metallischen Schwammes hätte. Indem er Athem holte, würde die äußere Luft durch die Zwischenräume des metallischen Schwammes durchdringen, dadurch sich erwärmen und so heiß in die Lungen kommen, während der Schwamm, da er seine Wärme abgegeben hätte, kalt geworden wäre. Wenn der Mensch die auf solche Weise erhitzte Luft wieder ausathmet, wird sie, indem sie durch den Schwamm wieder hindurch geht, diesen erwärmen und abgekühlt draußen wieder anlangen. Würde zum Erreichen dieser Bewegung der Luft statt der Brustmuskeln ein Blasebalg angewandt, um das Ein- und Ausströmen der Luft durch den mit metallischem Schwamm angefüllten Mund zu bewirken, so hat man ungefähr das Prinzip der Ericson'schen Maschine.

Diese Maschine ist zusammengesetzt aus zwei vertikalen Zylindern, die übereinander stehen. Der untere ist der Kraftzylinder, der obere eine Pumpe, welche die Luft in ein Reservoir zusammendrückt. Dieses Reservoir und der Zylinder sind durch ein Rohr mit einander verbunden, welches die Luft in den Regenerator führt. Vermittelst gewöhnlicher Ventile wird das Oeffnen und Schließen bewirkt. Unter dem Boden des Zylinders ist die Feuerstelle. Wenn das Feuer brennt, so wird, um die Maschine in Bewegung zu setzen, die Luft in dem Reservoir vermittelst einer andern Kraft komprimirt. Ist dies geschehen, so öffnet man die Verbindung mit dem Zylinder, die Luft dringt hinein und hebt einen Stempel in die Höhe und da dieser mit dem Stempel der Pumpe verbunden ist, so schafft diese sogleich eben so viel Luft wieder in das Reservoir hinein, wie aus ihm herausgegangen ist. Die Oberfläche des Kraftstempels ist ungefähr eben so groß wie die des Pumpenstempels. Die Luft nimmt von dem Boden des Zylinders so viel Wärme auf wie nöthig ist, um ihr Volumen zu verdoppeln, während sie dieselbe Elastizität behält. Die eine Hälfte der Kraft in dieser erhitzten Luft ist nöthig, um vermittelst der Pumpe die kalte Luft zu komprimiren, die andere Hälfte gibt die wirksame Kraft der Maschine.

Wenn der Stempel seinen höchsten Punkt erreicht hat, so wirken die Ventile so, daß sie das Reservoir mit der kalten Luft schließen und die heiße Luft aus dem Zylinder in den Regenerator getrieben wird. Die Luft kühlt sich ab, bevor sie die Atmosphäre erreicht, da sie ihre Wärme in dem Magazin zurückläßt. Das Gewicht des Stempels reicht hin, diese Wirkung hervorzubringen, indem er selbst wieder auf den Grund des Zylinders gelangt. Während die Ventile ihre anfängliche Stellung wieder eingenommen haben, erhebt sich der Stempel aufs Neue, aber so wie er in die Höhe geht, strömt die Luft aus dem Reservoir in den Zylinder und erhitzt sich, indem sie durch den Regenerator streicht. Der Boden des erhitzten Zylinders hat also nicht mehr Wärme zu liefern, als die kleine Menge, welche die ausgestoßene Luft mit weggenommen hat und diejenige, die durch Ausstrahlung der heißen Oberfläche des Apparats verloren geht.

Das Schiff ist 250 Fuß lang und 40 Fuß über Deck breit. Vier Schornsteine von 30 Zoll Durchmesser erheben sich nur 12 Fuß über Deck. Zwei sind für den Rauch der Feuerheerde bestimmt, die anderen führen die Luft weg, welche aus dem Regenerator ausströmt. Die Räder sind 32 Fuß im Durchmesser und 10 Fuß breit.

Die Zylinder haben 14 Fuß Durchmesser und der Stempel 9 Fuß Hub. Eine Schwierigkeit, die man

für unüberwindlich hielt, war die: eine zu große Hitze des Zylinders zu vermeiden, weil durch solche die zum Schmieren benutzten Fette zersetzt worden wären. Um dies zu erreichen, bestehen die Stempel aus hohlen Büchsen, oben flach, unten konkav. Ihre Dicke beträgt 6 Fuß (?), aber die Packung nimmt nur den oberen Theil ein. Das Innere des Stempels ist mit Gyps und Kohlen, schlechten Wärmeleitern, gefüllt. Diese Einrichtung ist so gelungen, daß die Wärme der Packung kaum hinreicht, den Talg zu schmelzen.

Der Boden des Zylinders ist konvex und so gebildet, daß der Stempel sich genau an denselben anlegt, wenn er unten ist. Der Guß hat hier eine Dicke von anderthalb Zoll und wird durch strahlende Wärme, von Antrahcit oder Coaks erzeugt, geheizt, welche 5 Fuß davon liegen. Diese Entfernung ist gewählt, damit das Eisen nie rothglühend wird und hat den Erwartungen entsprochen, so daß man annimmt, sie werden 4 Jahre halten, eine mittlere Zeit der Dauer von Dampfkesseln.

Der merkwürdigste Theil des Apparats, der Regenerator, ist derjenige, welcher zuerst erfunden worden und hat seitdem dem Erfinder am wenigsten zu schaffen gemacht. Der Regenerator ist zusammengesetzt aus einer Menge von Metallgeweben, welche neben einandergestellt sind in einem Kasten von 6 Fuß Breite und 4 Fuß Höhe. Jedes der Gewebe mißt mithin 24 Quadratfuß, und es sind 200 für jeden Kasten vorhanden. Das ist nahe an 2000 Quadratfuß (?) im Ganzen. Die Zahl der Maschen dieser Gewebe wird hundert Millionen geschätzt. Der Draht, woraus es angefertigt ist, hat $^1/_{16}$ Zoll im Durchmesser.

Der Druck, welcher zur Verwendung am vortheilhaftesten gefunden ist, beträgt zwölf Pfund auf den Quadratzoll, etwas mehr als eine Atmosphäre. Die höchste Temparatur im Innern des Zylinders ist 384° Fahrenheit. Um das Volumen der Luft zu verdoppeln, hätte man die Temperatur auf 450° steigern müssen, aber eine so hohe Temperatur würde Nachtheile herbeigeführt haben, die man vermeiden wollte.

Die Luft, nachdem sie ihre Wirkung vollbracht hat, besitzt eine Temperatur, welche 30° höher ist, wie die der Atmosphäre. Wenn die Maschine 15 Hübe in der Minute macht, so ist die Menge Luft, welche binnen einer Stunde gewirkt hat, 75 Tonnen an Gewicht. Nach dieser Angabe kann man die Quantität der Wärme berechnen, welche durch die Luft weggeführt wird, wenn man sich erinnert, daß die Wärmekapazität der Luft nur ¼ von der des Wassers ist.

Eine wesentliche, aber nicht in die Augen fallende Einrichtung ist die Absperrung, welche die Ventile schließt, bevor der Stempel seinen Lauf vollendet hat, und dadurch die Expansion der Luft als wirkende Kraft benutzen läßt.

Die übrigen Theile der Maschine bieten keine Einrichtungen dar, die einer besondern Erwähnung bedürften. Herr Ericson behauptet, daß die Maschine seines Schiffes nur 6 Tonnen Kohlen in 24 Stunden bedarf, um die Kraft von 600 Pferden zu erzeugen.

Die Genauigkeit dieser Behauptung muß ihre Bestätigung noch erst durch die Praxis erhalten. Wenn sie sich aber als richtig ergibt, so wird der Erfinder einen würdigen Platz neben Watt und Foulton einnehmen.

Indem Kapitän Ericson, der nicht reich ist, seine Erklärungen beendigte, sagte er: in den 20 Jahren, seit ich an meiner Maschine arbeite, bin ich oft durch unvorhergesehene Vorfälle gehindert worden, ich habe scheinbare Unmöglichkeiten zu überwinden gehabt, aber nie bin ich gestört worden, weil mir Geld gefehlt hätte. Dies ist das schönste Kompliment, das man dem amerikanischen Unternehmungsgeist machen konnte, diesmal gilt es vorzugsweise den Herren Kitching und Stongton.

(Schluß folgt.)

---

* Vom Thüringer Wald, 1. März. Vor Kurzem kam uns die Ankündung einer Schrift zu Gesicht, welche unter dem Titel: „Dr. J. M Bechstein und Forstakademie Dreißigacker: ein Doppeldenkmal von (Hofrath und Bibliothekar) Ludwig Bechstein“ auf Subskription noch in diesem Jahre erscheinen soll. Wir hatten Gelegenheit, etwas Näheres über den Inhalt dieses sehr interessanten Unternehmens zu erfahren, und können nicht umhin, auch die Leser dieses Blattes zum Voraus darauf aufmerksam zu machen. Der berühmte Naturforscher J. M. Bechstein, der Zeitgenosse von Cotta, Wildungen &c., wiewohl bereits drei Dezennien von der Erde geschieden, lebt bei denen, die seinen Unterricht und Umgang zu Dreißigacker genossen, und bei vielen andern edlen Menschen noch jetzt im gesegneten Andenken fort. Ein Meister in seinem Fache und mit freiem, reinen Blicke verstand er es, die Natur in ihren geheimen Operationen mit Dank gegen den gütigen Schöpfer zu belauschen, zu beobachten und zu beschreiben, wie keiner vor ihm. Daher wird nicht nur der Naturforscher und Naturfreund, der Staatsmann und besonders der Forstmann, der Pädagog und Menschenfreund, sondern auch jeder Gebildete das angekündigte Buch mit Freuden in die Hand nehmen, und dem Entwicklungsgange dieses merkwürdigen originellen Mannes mit Interesse folgen. Bechstein war durch die Munifizenz des Herzogs Georg der Gründer der Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen, und durch ihn und durch sein weithin gehendes Wirken war dieser kleine Ort in ganz Deutschland nicht nur, sondern auch weit über seine Gränzen berühmt geworden, so daß Briefe in der nahen herzoglichen Residenzstadt aus Oesterreich, Amerika &c. mit der Bezeichnung anlangten „zu Meiningen bei Dreißigacker“. —

Der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Verfasser und Herausgeber dieses angekündigten Werkes bürgt uns ohne Widerrede für eine allseitig interessante und anziehende Darstellung des Lebens dieses merkwürdigen Mannes und seiner Leistungen. Noch bemerken wir, daß nicht nur das Verzeichniß aller Zöglinge, die einst in Dreißigacker studirten, sondern auch das wohlgetroffene Portrait des berühmten Lehrers, sowie eine malerische Ansicht des Forstakademiegebäudes diese Schrift schmücken wird. Die Verlagsbuchhandlung Brückner und Reimer in Meiningen und jede andere solide Buchhandlung (die Stahel'sche in Würzburg) nehmen Subskriptionen auf obiges Werk an. Subskribentensammler erhalten auf zehn Exemplare das eilfte frei. Die Namen der Subskribenten werden dem Werke vorgedruckt. Der Preis wird 1½ bis höchstens 2 Thaler nicht übersteigen. D. D.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 21. Sonntag, den 13. März 1853.

Eine irische Dorfgeschichte.

Das „goldene Thal" in der irischen Grafschaft Tipperary, „the golden Vale", wie die Eingebornen sagen, gehört zu den fruchtbarsten Gegenden des Erdballs. Wer kurz vor der Aerntezeit in dasselbe hinabschaut, kann sich überzeugen, daß die Bezeichnung keine übertriebene ist, obwohl die Armuth der Bewohner und der Verfall ihrer Behausungen leicht Zweifel daran erregen könnte.

Wer Irland besucht, sollte nicht verfehlen, den Fels von Cashel zu besteigen. Der Berg ist unverwüstlich und seine Schönheit nicht minder. Leider läßt sich dieses nicht von der Kirche sagen, die auf demselben prangte. Selbst aus den Ruinen, die noch vor einigen Jahrzehnten zu sehen waren, konnte man wahrnehmen, daß die Kirche nicht ohne Grund einst als das herrlichste Kirchen-Baudenkmal des grünen Eilandes gepriesen ward. Der Zahn der Zeit und die Nachlässigkeit der Menschen haben nach und nach ihr Werk vollbracht: die Ruine ist mehr und mehr zusammengestürzt und die Steine, einst in ihrem künstlerischen Zusammen die Bewunderung des Kenners, sind theils verwittert, theils zu weltlicheren und unästhetischeren Zwecken verwendet worden. Aber der Fels, auf dem sie stand, blieb derselbe, wie vor Zeiten, und die Aussicht von ihm in's goldene Thal ist in ihrer Art so einzig, wie es einst die alte Kirche war.

Der oberflächliche Beobachter möchte, wie gesagt, einige Zweifel über des Landes Fruchtbarkeit hegen; ein Kenner der Agrikultur-Chemie jedoch würde sogleich in der Struktur und Farbe der Hügel alle Bedingungen angedeutet finden, wodurch diese Gegend ein Garten Gottes werden **könnte**. Wie glücklich und reich, sollte man meinen, müßten die adeligen Besitzer dieser gesegneten Aecker seyn, wie leicht müßte es ihnen werden, sich die Anhänglichkeit und Treue ihrer Untergebenen und Pächter zu erwerben! Welch ein Feld für Fleiß und Unternehmungsgeist, für Musterwirthschaften und Musterfamilien, wo Gerechtigkeit, Eintracht, Liebe und Milde heimisch und alle Bedingungen zu einem tugendhaften und glücklichen Leben vorhanden wären!

Leider zeigt die Geschichte des goldenen Thales kein so heiteres Idyll. Ach, da ist fast kein Sitz eines Edelmannes, wo nicht eine oder eine Reihe von Schreckensscenen vorgefallen ist und menschliche Leidenschaften, Gebrechen und Verbrechen getobt haben. Fahrlässigkeit, Verschwendungssucht, Grausamkeit, Mord und Todtschlag, kurz, alle Versuchungen und Erbfehler des irischen Volkscharakters sind hier mehr als irgendwo an der Tagesordnung, und zwar aus sehr einfachen Gründen. Denn da die Gegend ihrer Fruchtbarkeit wegen weit und breit bekannt ist, so treiben die Pachtlustigen einander bei hohen Kornpreisen wie toll in die Höhe, während die Grundbesitzer, statt sich vor den unausbleiblichen Folgen solcher Rasereien in Acht zu nehmen, immer noch nicht genug bekommen können und diejenigen, welche ihren überspannten Anforderungen nicht entsprechen, auf die Gasse setzen.

In solchen Zeiten — in Kriegsjahren und bei Kriegsjahrpreisen — nimmt der aufgekündigte Pächter die Sache leicht; er läßt sich im Heer anwerben oder wird, wenn er zum Soldaten zu schwach ist, Schweinehirt, oder fängt sonst etwas an. Wird es nun aber Friede in der Welt, und treten mit ihm wieder natürliche Verhältnisse ein, so macht sich bei dem Kornpreise auch in Irland die prosaische Wirklichkeit geltend. Sich nun aber klüglich in die Zeit zu schicken und nach der Decke zu strecken, ist weder Sache des Landlords noch des Pächters. Der Squire, welcher durch die Ungunst der Zeitläufte in die Enge gerieth, schneidet sich durch eigene Thorheit vollends den Hals ab — wo nicht wörtlich, so doch moralisch. Er wirft sich auf die schlimme Seite, spielt, trinkt, kurzum, er sucht sich zu zerstreuen und stürzt sich dadurch tiefer und tiefer in's Verderben. Der Pächter merkt sehr bald, wie es in dem Herrenhause steht; auch seine Lage ist schwieriger geworden, während der Grundbesitzer hartherziger als je gegen ihn verfährt. Die Zuflucht, welche der Krieg und der mit demselben in Wechselwirkung stehende Mangel an Menschenkräften im Land bot, ist verschwunden; er klammert sich an die Scholle wie ein Ertrinkender an die letzte Schiffsplanke. Wird ihm dieselbe entrissen, so geräth er in Verzeiflung und Raserei. Dies ist der gewöhnliche Weg zur Bildung jener heillosen Geheimbünde, die unter dem Namen des Kapitän Rock u. s. w. so berüchtigt worden sind.

Kiltubby war ein freundliches Dörfchen, so lange Alles gut ging. Sein Landlord — ein Sprosse des zahlreichen Geschlechtes der Massey's — wohnte in einem hübschen Haus auf dem Hügel; seine Gemahlin fuhr Sonntags in einem stattlichen gelben Wägelchen zur Kirche und der Hausherr hielt Jäger

und Hunde. Auch würde das Wägelchen ihn nicht umgebracht, noch Hunde und Pferde ihn aufgefressen haben, wenn er nicht die leidige Gewohnheit gehabt hätte, je größer die Ebbe in seinen Finanzen wurde, desto mehr Claret zu trinken. Ein anderer Squire in der Grafschaft Tipperary hatte keine größeren Besitzungen und trank dessen ungeachtet eben so viel Claret. Da nun der Claret nicht im goldenen Thale wächst, sondern in Frankreich, so kostet er viel Geld und wird um so theurer, je höher die Rechnung anläuft und je tiefer der Kredit des Konsumenten sinkt. Endlich reißt dem Weinhändler die Geduld, er wird klagbar, und sofort siedelt der Squire nach dem Kontinent über. So ist es schon so Manchem ergangen, so erging es auch Hrn. Massey: das goldene Thal war ihm verleidet, er bezog ein kleines belgisches „Chateau" am Kanale mit der Aussicht auf die Thürme von Brügge.

Und wem übertrug der irlandmüde Herr Massey die Verwaltung seiner Güter? Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir uns mit Kiltubby und den namhaftesten Bewohnern desselben erst etwas genauer bekannt machen.

(Fortsetzung folgt.)

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Das Aeußere des achten Wunders der Welt, wie die Mailänder ihren Dom nennen, hatte ich mir aus Bildern und Beschreibungen sehr deutlich eingeprägt. Jetzt stand ich davor. Es war Alles so, und doch ganz anders! Noch bei keinem Bauwerke empfand ich so verschieden gegenüber der Wirklichkeit und dem bloßen Abbild als hier. Vom Kölner Dom z. B. existiren einige Darstellungen, welche von der Majestät dieses bewundernswürdigen Torso schon einen Begriff geben; der Eindruck wird durch den Anblick des Originals verstärkt, aber nicht wesentlich verändert. Viele andere Gebäude, z. B. manche Rheinruinen 2c. erschienen mir auf guten Bildern in der Regel noch stattlicher, als in Person. Nicht so der Mailänder Riesenbau. Alles, was ich von Kupferstichen und Oelgemälden bisher davon gesehen, hatte mich nur neugierig gemacht auf eine Kuriosität aus Marmor, erschien mir aber jetzt wie eine Verspottung des Urbilds. Was dort wie Zuckerbeckerarbeit aussah, trat mir hier in seiner ganzen Großheit entgegen. Architekten und Bau-Aesthetiker tadeln Mancherlei. Sie weisen nach, daß zwei widersprechende Style, der des vierzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts vermischt sind, daß die in neuerer Zeit hinzugekommenen Statuen nicht zu den vorhandenen älteren stimmen, man beklagt sich, daß zu viele Zierrathen angebracht sind, der Eine sagt: Es ist ein Werk von Riesen begonnen und von Zwergen vollendet, der Andere nennt es Brüsseler Spitzen von Stein und dergleichen mehr.

Mit den Gelehrten will ich nicht streiten, sie werden wohl Recht haben, in vielen Dilettanten-Bemerkungen und Vergleichen mag auch Wahres liegen, will auch meinerseits keinen neuen Vergleich suchen, sondern nur einfach versichern, daß noch kein anderes Bauwerk Oberitaliens oder Deutschlands mich so in Staunen versetzt hatte, als dieser Dom. Der Reichthum an Details und ihre Zierlichkeit ist vielleicht die einzige Eigenschaft, in der er unbestritten alle seine Nebenbuhler übertrifft, aber gerade sie kann am Mindesten gewürdigt werden, weil das Auge hiervon nur sehr wenig auf einmal zu fassen vermag. Das edle Material und die ungeheuern Verhältnisse mögen nicht den geringsten Antheil an dem Eindrucke haben, den das Ganze macht, im Wesentlichen muß es aber doch die Konzeption des Werkes seyn, die sich so mächtig zeigt, und sie kann im Verhältniß zum Ganzen nicht erheblich gestört worden seyn. Ganz neu und überraschend wirkt der Anblick dieses Waldes von Thürmen und Statuen oben vom Dach aus gesehen. An letzteren soll die Außenseite allein über vier Tausend enthalten. Und was für Meisterstücke des Meißels sind darunter! Eine neue Ueberraschung erwartet den Beschauer, wenn er noch höher hinaufsteigt, bis in die Spitze des Thurmes; das merkwürdige Dach wird erst von hier völlig überblickt, und Alles hat eine neue Gestalt angenommen. Zu den gemauerten, ciselirten, marmornen Spitzen im Vordergrunde treten aber noch andere am äußersten Horizont hinzu, gegen deren Struktur noch kein Kritiker etwas einzuwenden wagte: die Schweizer Alpen, der Monte Rosa, die Gruppe der Jungfrau, das Wetterhorn, der Finster-Aarhorn, der Simplon und der St. Gotthard. Wohl dem, der einen hellen Tag trifft und nach allen Seiten freie Aussicht hat! Mir wurde dieses Glück erst bei der dritten Besteigung.

Man thut wohl, schon um 5 Uhr früh, zu welcher Stunde geöffnet wird, aufzubrechen; ein Panorama mit genauer Angabe aller bemerkenswerthen Einzelnheiten ist bei den Kustoden für einen Zwanziger zu kaufen. Auch im Mittelgrund ist viel Interessantes und Bedeutendes, zunächst die Stadt selbst und ihre nächsten Umgebungen. Die berühmte Certosa von Pavia kann man in südlicher Richtung deutlich erkennen.

Edel und großartig (obgleich gerade hierin die Mailänder an anderen Kirchen glückliche Nebenbuhler hat) ist das Innere des Doms mit seinen fünf Schiffen, seinen kolossalen Pfeilern und Säulen. An Statuen, Fenster- und Oelgemälden ist es reich, von Details jedoch wenig bemerkenswerth. Auffallen muß es, daß bei der überreichen Ausstattung des Ganzen auf die Decke nicht mehr Sorgfalt gewandt wurde; so gut daran auch die Fächer gemalt und schattirt sind, so erkennt man doch, daß es nicht durchbrochene Arbeit ist, sondern solche nur vorstellen soll, zumal an mehreren Stellen sich die Zeichnung halb verwischt hat und so das Auge mit der Nase auf den Betrug gestoßen wird. Ein Kattunetzen mitten in einem Hermelinmantel könnte keinen kläglicheren Eindruck machen.

Fast jeder Ort, wo Napoleon war, mochte er auch nur wenige Stunden verweilt haben, trägt noch diese oder jene Spur seiner Anwesenheit, freundliche oder unfreundliche, Kirchen, Paläste, Häuser, Steine und Bäume erzählen von ihm. Was etwa eine Peel'sche Rede für einen Stenographen, war jeder Schritt dieses Mannes für einen Geschichtschreiber. In keiner Stadt Italiens hat er aber ein schöneres Andenken

hinterlassen, als in Mailand: er war es, der die bis dahin unvollendete Kathedrale ausbauen ließ. Gearbeitet und ausgebessert wird zwar noch bis zur Stunde, es gilt jedoch nur minder wesentlichen Theilen. Seit dem sechzehnten Jahrhundert, oder eigentlich seit Heinrich Arler Gamodia, der zu Ende des vierzehnten unter Galeazzo Visconti den Riesenbau begann, hat Napoleon daran das Wichtigste gethan.

Wer es über sich gewinnen kann, der wandere nicht hinaus nach dem Refektorium der Kirche Santa Marie delle grazie, um das Original eines der bewundernswürdigsten Bilder aller Zeiten zu sehen, sondern begnüge sich mit der Kopie in der Brera, denn jenes macht einen herzzerreißenden Eindruck. Von Leonardo's Abendmahl ist nicht viel mehr übrig, als dreizehn blasse, kaum noch zu erkennende Gesichter und Figuren in fahlen Gewändern. Die Franzosen haben das Häuslein, das diesen Schatz barg, als Stall benutzt, zu der Zerstörung des Gemäldes hat jedoch dieser Umstand nicht allzuviel beigetragen, denn Spuren äußerer Gewalt sind nur an wenigen Stellen zu bemerken. Ein paar ausgebrochene Stücke Kalk wären, wenn nicht zu ersetzen, doch zu verschmerzen gewesen. Weit ärger hat dem Bilde die Feuchtigkeit des Ortes mitgespielt; die untere Ecke links, etwa ein Achtel des Ganzen, ist mit Schimmel bedeckt. Die Hauptschuld der schlechten Erhaltung fällt jedoch leider auf den Meister selbst; anstatt al Fresco, malte er mit Oelfarben auf die nackte Kalkwand und pflanzte selbst den Todeskeim in sein unsterbliches Werk.

Gegenüber ist ein anderes Bild von geringem Werthe, aber al Fresco; auch dieses hat von Feuchtigkeit gelitten, trotzdem sind aber die Farben noch ziemlich frisch.

An jenem hat man jetzt ein hölzernes Treppengerüst gebaut, um die genaue Besichtigung aller Theile zu ermöglichen.

Glänzend sticht gegen die venetianische Gemälde-Gallerie die Brera ab. So übel es der wiederholt zerstörten Stadt in früherer Zeit ergangen, so blühend erhielt sie sich in den späteren Jahrhundeten. Von Antiquitäten ist deßhalb außer San Ambrogio, auf einem römischen Tempel erbaut, und San Lorenzo mit dem korinthischen Portikus, so gut als nichts mehr vorhanden, desto eifriger sammelte man aber von dem goldenen Zeitalter der italienischen Malerei. Vom Gründer der Mailänder Schule, Leonardo, ist nur wenig übrig, um so mehr aber von seinen Schülern.

Zum besonderen Ruhm gereicht es den Mailändern, daß sie so viele werthvolle Fresken aus älteren Klöstern und Kirchen sorglich ablösten und aufbewahrten. In der Brera sind außer Raphael's Sposalizio und anderer Werke berühmtester Meister noch viele Gemälde ersten Ranges, wenn auch von minder glänzenden Namen, Alles gut erhalten, vortrefflich geordnet und günstig placirt. Ihnen schließen sich die reichen Schätze der Ambrosianischen Bibliothek an, ebenfalls musterhaft geordnet.

(Fortsetzung folgt.)

Ericson's kalorische Maschine.

(Schluß.)

Wir fügen dieser Beschreibung bei, was ein englischer Ingenieur, Hr. Crispe, in einer neulich gehaltenen Vorlesung über denselben Gegenstand anführte.

Eine der bemerkenswerthesten Wirkungen der Wärme besteht darin, daß sie alle Körper, sowohl feste als flüssige und gasförmige, auszudehnen vermag. Dieses allgemeine Gesetz (welches nur einer einzigen theilweisen Ausnahme unterliegt) wurde bei Ericson's kalorischer Maschine benützt. Man hat gefunden, daß die atmosphärische Luft sich bei jeder Erhöhung ihrer Temperatur um 1 Grad, ungefähr um $\frac{1}{480}$ ihres Volumens ausdehnt, so daß, wenn ihre Temperatur bis zu 480 Grad gesteigert wird, auch ihr Volumen sich um das Doppelte vermehrt.

Gesetzt also, wir nehmen ein geschlossenes Gefäß von Eisen oder anderem passenden Stoffe, das mit atmosphärischer Luft gefüllt ist, erhöhen deren Temperatur, so wird die Luft, in ihrem Bestreben sich auszudehnen, eine Kraft äußern, welche die Wände des Gefäßes zu sprengen sich bemüht, und wie es sich beim Dampf verhält, wenn er eingeschlossen ist, kann die Kraft, welche sie anwendet, um frei zu werden, zu irgend einem nützlichen Zwecke gebraucht werden.

Sir G. Cayley war der Erste, welcher eine Luftmaschine anordnete, die eine für die Praxis in jeder Beziehung geeignete Form besaß und mit der Ericson'schen Erfindung die größte Aehnlichkeit hatte.

Ein Ofen wurde in zwei Theile geschieden, so daß die atmosphärische Luft, nachdem sie in einen derselben gepreßt wurde, ihren Weg durch das Feuer zum andern nahm. Sie wurde natürlich auf diesem Wege erhitzt, folglich ausgedehnt, z. B. auf ihr doppeltes Volumen. Diese erhitzte Luft konnte dann in einen Zylinder einströmen, wie sie bei den Dampfmaschinen vorkommen, worauf, indem durch den gewöhnlichen Mechanismus des Steurungsschiebers u. s. w. der Kolben bis zum Deckel des Zylinders getrieben und wieder hinabgestoßen wurde, eine abwechselnde Bewegung so lange im Gange blieb, als dem Ofen Luft geliefert wurde. Die kalte Luft, die ihren Dienst verrichtet, konnte natürlich in die Atmosphäre entweichen. Um nun den Ofen mit Luft zu versehen, wurde ein Versorgungszylinder oder eine Luftpumpe von ungefähr dem halben kubischen Inhalt des Arbeitszylinders in umgekehrter Stellung unter demselben angebracht und die zwei Kolben durch Vermittlung einer Kolbenstange fest miteinander verbunden, so daß immer, wenn ein großer Zylinder voll Luft verbraucht war, der ganze Inhalt des kleinen Zylinders in den Ofen gepumpt wurde, wo er auf ein Mal, indem er durch die Hitze an Volumen zunahm, nicht nur den großen Zylinder erfüllen, sondern auch eine nützliche mechanische Kraft hervorbringen konnte.

Diese Maschine wurde von den Herren Babbage, G. Rennie und andern wissenschaftlichen Männern untersucht, welche ermittelten, daß ihre Wirkung 5 Pferdekraft gleich sey, mit einem Verbrauch von 21 oder 22 Pfund Coaks per Stunde.

Im Jahre 1816 erfand Mr. Stirling aus Edinburg eine Maschine, bei der an den zwei entgegengesetzten Enden eines Gefäßes Luft erhitzt und abgekühlt

wurde, so daß, während durch die Ausdehnung der Luft eine Kraft erhalten wurde, durch ihre Zusammenziehung eine Reaktion eintrat. Er führte zugleich das ein, was seitdem in der Ericson'schen Maschine der „Regenerator" genannt wurde, eine Erfindung, deren Wichtigkeit kaum hoch genug angeschlagen werden kann. Mittelst derselben wird gleichsam die Hitze von der atmosphärischen Luft herausgesiebt.

Bei der neuen Maschine ist diese Einrichtung der Hauptbestandtheil; entfernt man sie, so ist das Ganze unnütz, behält man sie aber bei, so läßt sich sicher berechnen, wie weit die Ersparung an Brennmaterial gehen mag.

Um dies deutlich zu machen, denke man sich die erhitzte Luft, welche bereits ihre Wirkung ausgeübt hat, auf dem Wege vom heißen zum kalten Ende des Gefäßes, wo unter gewöhnlichen Umständen die ganze Hitze, welche ihr mitgetheilt wurde, durch die abkühlenden Wände entzogen wird und für alle praktischen Zwecke verloren geht.

Es muß daher der Luft auf ihrer Rückkehr vom kalten zum warmen Ende der Kammer so viel Wärme mitgetheilt werden, um deren Temperatur von, sagen wir, 60 auf 500 Grade zu bringen, welches Verfahren aber den ökonomischen Werth der Maschine wesentlich beeinträchtigen würde.

Nun denke man sich, daß statt dessen die Luft bei ihrem Durchgang gezwungen wird, durch hunderte von parallelen Oeffnungen eines Drahtgitters zu gehen, und, indem sie sich durch diese Maschen Bahn bricht, ihre Hitze allmälig dem Eisendraht abzugeben, der sich seinerseits erwärmt, während die Luft kalt wird. Nachdem dies geschehen, entzieht die kalte Luft, die auf ihrem Wege zum heißen Ende des Gefäßes in entgegengesetzter Richtung das Labyrinth dieser Drähte durchziehen muß, denselben die Wärme, die ihnen mitgetheilt wurde, und erreicht so ihren Bestimmungsort mit einer Temperatur von nahe 400 Graden oder mehr, wobei wir nur noch nöthig haben, ihr 80 oder 100 Wärmegrade statt 440 oder 460 zu ertheilen. Die beste Erklärung dieses Verfahrens ist vielleicht in Jeffrey's metallischem Respirator zu finden, wo der heiße Dampf beim Hinausströmen die Drähte erwärmt und die kalte Luft beim Eintreten durch die Berührung mit denselben erwärmt wird.

So erhitzt auch in dem Regenerator der feurige Odem der Luftmaschine die Drähte, welche ihrerseits die kalte Luft während des Wiedereintritts erwärmen.

Ein Aufsatz über diesen interessanten Gegenstand wurde im Londoner Institute der Zivilingenieure im Jahre 1845 gelesen. Zugleich ward die Beschreibung einer Maschine von der bezeichneten Art, von ungefähr 45 Pferdekräfte, vorgelegt, die ungefähr 2 Jahre lang in der Gießerei von Dundee arbeitete, mit einem Verbrauch von wenig mehr als 1 Pfund Kohlen für die Pferdekraft per Stunde.

Miscellen.

(Der Teufel in Erlangen.) Vor wenigen Tagen trug sich in Erlangen folgende Geschichte zu. Zwei Träger brachten in ihrer Porte-Chaise eine kranke Person in das Krankenhaus, trugen dieselbe eine Stiege hoch vor die Treppe des betreffenden Zimmers und führten das kranke Individuum an Ort und Stelle in den Saal. Von da zurückgekehrt gingen sie, die Porte-Chaise tragend, wieder gegen die Stadt zurück; schon nach einer kurzen Strecke bemerkte der eine der Träger seinem Kameraden, daß ihm vorkomme, als wenn die Porte-Chaise nicht leer, sondern viel schwerer, als im Zustande der Leerheit sey, und daß also etwas Gewichtiges in ihr sich befinden müsse. Um sich hievon zu überzeugen, stellten sie die Porte-Chaise nieder und wollten zur Thür des Kastens hineinschauen. Als sie sich besagter Thüre näherten, kratzte und brummte es in dem Kasten, und auf einmal schob sich das Vorhänglein wie von selbst, und heraus sah eine schwarze Gestalt mit Hörnern und rothglühender Zunge! Die guten Träger, offenbar sehr abergläubischer Natur und eben deßhalb in solchen Verhältnissen kein Muster von Muth und Entschlossenheit, glaubten wirklich, den leibhaftigen Teufel getragen zu haben, und liefen erschreckt von dannen und zur Polizei, das schauerliche Ereigniß unter Angst und Schrecken erzählend. Die Polizeimannschaft wollte denn doch von der Natur dieses Teufels näher sich überzeugen, fand aber die von den Trägern treulos verlassene Porte-Chaise leer. Der Teufel — hatte aus Furcht vor der Polizei (so groß ist deren Macht!) Reißaus genommen! Aber es war nicht der wirkliche Teufel, der am Ende auch die Polizei nicht fürchtet, sondern ein Menschenkind, dessen Beruf es mit sich bringt, schwarz an Kleidung, an Gesicht, an Händen und Füßen zu seyn, mit einem Worte — es war ein lustiger Kaminfegerlehrjunge. Derselbe hatte, wie nun aufgeklärt wurde, im Krankenhause die Kamine gereinigt und war eben im Begriffe, nach gethaner Arbeit, sich fortzubegeben, als ihm die im Gange stehende leere Porte-Chaise in die Augen fiel. Holla, dachte er, da setze ich mich hinein und lasse mich in die Stadt tragen, das ist besser und bequemer als Gehen, und wohl mochte er, sein Gewicht unterschätzend, geglaubt haben, unbemerkt an Ort und Stelle getragen zu werden und nach Entfernung der Träger sich ebenso aus der Sänfte entfernen zu können. Das Schicksal wollte es anders, und was blieb ihm nun, um einer Tracht Prügel zu entgehen, übrig als — von jeder Hand einen Finger zum Horn zu gestalten, die rothe Zunge zu zeigen, die Augen zu rollen, und sich zu geriren wie der leibhaftige — Gott sey bei uns! Seine List gelang; er entkam ohne Prügel, leider aber nicht ohne Arrest, sondern er mußte für sein teuflisches kurzes Brummen 24 Stunden im Polizeigefängniß brummen und trägt zudem noch zeitlebens den Spitznamen „Spitalteufele". Bei alldem lachten Alle, auch die strengen Polizeimänner, über den Spuck und selbst der 24stündige Arrest hat den Humor des Jungen nicht getrübt, sondern er soll unaufhörlich über seinen Witz und über die Hasenfüße von Porte-Chaisenträgern gelacht haben.

•

Am 8. März wurde vom Berliner Stadtgericht ein Urtheil gegen das im Sommer 1848 viel von sich reden machende „Berliner Wunderkind" — die siebenzehnjährige Louise Broume, gefällt. Es lautete auf Schuldig des wiederholten Betrugs und verurtheilte die Angeklagte zu einer Gefängnißstrafe von 9 Monaten und 500 Thalern Geldbuße, der im Unvermögensfalle noch eine 6monatliche Gefängnißstrafe substituirt wurde. Sie hatte mehrere krankhaft religiöse Personen durch Befehle, die sie von einem Engel oder von Christus erhalten haben wollte ꝛc., um bedeutende Geldsummen betrogen.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 22. Mittwoch, den 16. März 1853.

Eine irische Dorfgeschichte.

(Fortsetzung.)

Das anscheinend so freundliche Dörfchen wurde durch den Hader seiner zwei stattlichsten Söhne vom Tage ihrer Geburt an ungewöhnlich in Bewegung gehalten und bald in zwei Feldlager gespalten.

„Stattlich" bedeutet nach den Begriffen der Tipperary-Männer sechs Fuß Höhe mit entsprechendem Gliederbau. Tim Ryan's und Mike Doolan's „Stattlichkeit" reichte jedoch noch weit über die Riesigkeit der Glieder hinaus. In Kiltubbo hatte nämlich eine Hauptwinkelschule geblüht, d. h. es hatte Jemand den kühnen Versuch gemacht, die Dorfjugend zur Sommerzeit um sich zu versammeln und in dem Wissenswürdigsten für gute Worte und einige Säcke voll Kartoffeln zu unterrichten. Von den talentvollsten Söhnen des Dorfes hatten einige lesen und passabel Englisch sprechen gelernt; die beiden talentvollsten dieser Dorftalente fühlten Drang, sich weiter thalauf an einen noch größeren Pädagogen zu wenden, welcher eine braune Perücke trug, Lateinisch und Griechisch konnte und zugleich ein ebenso gelehrter Mathematiker war. Schon hatte mehr als Ein Schüler in dieser Winkelschule den Grundstein zur Universitätsbildung gelegt und war so gut bestanden, als wenn er in Münster gebildet worden wäre.

Tim Ryan und Mike Doolan aßen von dem Tische des Primär- und Sekundär-Unterrichts, was ihnen schmeckte. Wenn sie es nicht weiter brachten, so war ihr Wetteifer nicht schuld daran. Mike warf sich leidenschaftlich auf die Mathematik, Tim dagegen auf die Metrik; denn ihre Lehrer waren gewaltige Verskünstler und Literaturkenner, besonders zwar im Irischen, doch nicht minder in anderen Sprachen. Mike brütete über geometrischen Figuren und mathematischen Zahlengruppen, Tim über Versfüßen und Reimen. Die Regeldetri schien dem Einen der Inbegriff aller Poesie zu seyn, während der Andere sich in den schönen Künsten und Wissenschaften erging. So geschah es denn, daß Mike und Tim großen Ruhm gewannen und der Geistliche erklärte, sie seyen, jeder in seiner Weise, gleich ausgezeichnet und würden eine große Zukunft haben. Aber es ist eine bekannte Sache, daß die Jugend in der Regel mehr verspricht, als das Alter hält.

Mike wurde als Zahlenmensch nach vollbrachten Studien Geschäftsführer bei einem Rechenbeamten, mischte sich in Alles, was etwas einbrachte, führte Anderer Angelegenheiten und besorgte dabei seine eigenen als praktischer Mann, während der Schöngeist Tim eine Schule errichtete. Beide hatten ihre Verehrer und ihre Freunde, gebrauchten sie, wozu sie sich irgend gebrauchen ließen, und suchten so gut wie möglich ihr Schäfchen auf's Trockene zu bringen. Tim wurde nachgesagt, er habe die Schule nur aus reiner Menschenliebe errichtet, und es sey ihm weniger um's Geld, als um die Ehre dabei zu thun, — ein Urtheil, daß bei Tim's Charakter schwer in die Wage fiel und ihn in dem Streben bestärkte, diese gute Meinung, welche man von ihm habe, zu rechtfertigen.

Daß zwei so „stattliche" Leute in einem und demselben Dorfe Raum fanden, war ein kleines Wunder; ein größeres aber wurde es, als Beide sich in dasselbe Mädchen vergafften. Es konnte auch gar nicht anders kommen, daß sich die zwei größten Söhne in das schönste Mädchen des Dorfes verlieben mußten, meinte der Geistliche, und prophezeite aus diesem Konflikt eine ganze Iliade von blutigen Nasen und zerbrochenen Schädeln. Nelly, welche die Wahl zwischen Beiden hatte, gerieth in eine Qual, die sich bald der ganzen Dorfbewohnerschaft mittheilte. Denn Jeder hatte seinerseits nicht minder das lebhafteste Interesse, die Wahl dahin zu lenken, wohin ihn die Freundschaft zog. Tim's Freunde suchten Mike's Freunden den Rang abzulaufen; den Mantel auf beiden Schultern zu tragen, war ein Ding der Unmöglichkeit; man mußte Hammer oder Amboß seyn und suchte das Eisen zu schmieden, so lange es warm war.

Beide Nebenbuhler hatten ihrem Charakter gemäß ihre besondere Art, Nelly's Gunst zu gewinnen. Mike baute ein stattliches Haus von Stein und stellte das alte Haus mit Lehmwänden seiner Kuh zur Verfügung. Wie konnte Nelly einem so schlagenden Aufruf an ihren gesunden Menschenverstand widerstehen? Mußte sie als ein solides Mädchen nicht der Versuchung erliegen, in einem solid gebauten neuen Hause zu walten und zu wirken?

Tim fühlte, daß Gefahr im Anzuge sey und beschloß, dem Gegner einen Streich nach seiner Art zu spielen. Er stibitzte bei erster bester Gelegenheit ein Stück Band von Nelly's Haube und band es am nächsten Festtag an seine Mütze, wobei er einen Knotenstock schwang und laut erklärte, er werde mit jedem ein Tänzchen wagen, der sich erkühne, zu behaupten, es gebe im ganzen goldenen Thale noch einen so feinen Knöchel, als der Knöchel am Fuße der Eignerin

dieses Bandes sey. Und wäre Nelly's Herz selbst bei diesem ritterlichen Aufrufe des stattlichen Anbeters kalt geblieben, wie hätte es den Gedichten widerstehen können, worin Tim ihre Anmuth und Würde besang, und sie zum beneideten Gegenstande der Kunst machte. So schön auch das steinerne Haus des Zahlenmannes — es ließ sie kalt. „Lehm ist wärmer!“ schmunzelte Tim und Nelly stimmte ihm bei. Sie heirathete Tim und gab somit dem Lehmhause den Vorzug vor dem Steinhause.

Mike schwur hoch und theuer, daß er schwere Rache nehmen werde, und er war der Mann dazu, sein Wort zu halten. Der nächste und einfachste Weg dazu schien ihm der zu seyn, so rasch wie möglich reich und so reich wie möglich zu werden; denn, urtheilte er als praktischer Mann, Tim und Nelly werden immer ärmer werden — je schneller, desto besser für mich!

Mike griff, um sich die Grillen zu vertreiben und Geld zusammenzuschlagen, zu dem zwar nicht sehr noblen, aber desto einträglicheren Geschäft des Schweinhändlers, und schwang sich bald zu einem der Agenten auf, welche die beborsteten Hausfreunde der irischen Pächter in Masse aufkaufen und auf die englischen Märkte liefern. So aus Dollars Pfunde machend, war er der Mann, welcher Herrn Massey's größte Farm pachten und dieselbe in einer Weise betreiben konnte, wie es in Kiltubby bisher unerhört gewesen war.

Die guten Leute sperrten, wie man zu sagen pflegt, Mund und Nase auf; doch — dies muß den Iren ihr ärgster Feind zugestehen — Neid ist ihre schwache Seite nicht. Ja, als Mike an einem schönen Morgen, gleichsam als wollte er zeigen, daß auch er trotz Schweinewucher und Schacher, nobler Passionen fähig sey, sich bei der großen Hetzjagd betheiligte und auf seinem schwarzen Rosse daherritt, da war selbst Tim aufrichtig und großmüthig genug, seinen Freunden und Bekannten zuzurufen: „Wahrhaftig, Mike Doolan spielt den Herrn so gut, wie jeder geborne Squire!“

Mit dem armen Tim wollte es in weltlichen Dingen durchaus nicht voran. Während sein Gegner überall rührig zugriff, wo etwas zu verdienen war, konnte er nirgends auf einen grünen Zweig kommen. Die Noth steigerte sich mit jedem Jahre, wo seine Vaterfreude sich vergrößerte; die Schule brachte wenig ein, und dieses Wenige selten zur rechten Zeit; darüber wurde er verstimmt, aus Verdruß fahrlässig und die sitzende Lebensart entwickelte in ihm zugleich einen Dünkel, worin er sich für ein verkanntes Genie, für ein unschuldiges Opferlamm der Verhältnisse, und weiß der Himmel, wofür noch alles, hielt. Da der Mensch nun aber ohne Beschäftigung nicht leben kann, so warf Tim sich mit neuem Eifer auf Versemachen und Musiziren, und trat als Gelegenheits-Apollo bei jeder Geburts-, Hochzeits- und Begräbniß-Feier, so fern dieselbe in seinem Freundeskreise vorfiel, auf, wie er denn auch nicht ermangelte, an Markt-, Weihnachts- und sonstigen Freudenfesten die Leier ertönen zu lassen. Da ward kein Späßchen und Pläsirchen im goldenen Thale ausgedacht, wozu er nicht mitwirkte, und da er bei solchen Gelegenheiten aufgetischt bekam und nicht selten mehr Geld heimbrachte, als er mitgenommen, so konnte ihm nicht einmal vorgeworfen werden, daß seine Zeitverschwendung Verschwendung sey. Bald gebrach es dem Apollo des goldenen Thales am Nöthigsten, um „die hungrigen Mäuler“ seiner Nachkommenschaft mit Kartoffeln zu stopfen; denn auf Kartoffeln zu Morgens, Mittags und Abends war man längst reduzirt. Daß es dabei mit pünktlicher Bezahlung des Zinses sehr übel ging, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Die Jahre wurden schlechter, die Rückstände größer, die Lage verzweifelter.

(Schluß folgt.)

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Im Fenicetheater in Venedig hatte ich wenigstens Gelegenheit, durch einen deutschen Opernsänger, der zufällig gleichzeitig mit mir das Haus besuchte, eine kleine akustische Probe zu machen; auf meine Bitte intonirte er von der Mitte der Bühne aus mit voller Stimme ein paar Kadenzen und schloß mit einem lang gehaltenen, allmälig verhallenden Tone. Ich stand in einer der entferntesten Logen, aber es klang vortrefflich. Wenn bei ganz gefülltem Hause, etwa zum Karneval, die Stimmen auch einen schweren Stand haben mögen, so zweifle ich doch keinen Augenblick, daß selbst eine mittelstarke sich weit eher geltend macht, als in unserem Opernhause. In der Skala blieb mir nichts übrig, als die leeren Bänke und Bretter und den ungeheuern Raum zu betrachten, und mir den Anblick zu denken, den die erste Logenreihe, mit der Elite der schönen Welt gefüllt, gewähren muß. Das Theater faßt 3600 Zuschauer, Oper und namentlich Ballet werden als die besten Italiens gerühmt. Für das letztere haben die Mailänder eine eben so entschiedene Vorliebe, als die Berliner. Während nach der allgemeinen italienischen Unsitte beim Gesang ein Theil des Publikum plaudert, spielt und ziemlich eben so unaufmerksam ist, als z. B. das hiesige bei den Beethovenschen Zwischenspielen zum Egmont, herrscht die absoluteste Ruhe und gespannteste Aufmerksamkeit, sobald sich ein paar Tanzfüße sehen lassen, nur dann und wann von Explosionen des Beifalls unterbrochen.

In der von Napoleon erbauten Arena, mit Rasenbänken für 30,000 Menschen, die auch unter Wasser gesetzt und zu einer Naumachie umgestaltet werden kann, ist das Tagestheater, außer ihm noch ein halbes Dutzend anderer kleiner Bühnen, für den Fremden nicht ohne Interesse. In ihnen und auf dem Corso kann man das Leben und Treiben aller Klassen der Bevölkerung am besten beobachten. Geschmackvoll und elegant Gekleidete sieht man hier weit häufiger, als in Venedig.

Ein Brief von meiner Reisegesellschaft, die ich in Venedig zurückgelassen, war nicht eingegangen, ich beschloß deßhalb, weil schon früher unter uns verabredet war, auf der Isola bella im Lago Maggiore einen längeren Halt zu machen, jetzt abzureisen und dort zu warten.

An dem neuerdings sehr befestigten Kastell vorbei, dessen schöne Alleen Radetzky vor der Schlacht von Novara rasiren ließ, um der Garnison freie Aussicht

zu verschaffen, ging es über die ungeheure Piazza d'Armi durch den stolzen Arco della pace. Das haben sich gewiß jene Marmorquadern, als sie Napoleon 1804 aufführen ließ, nicht träumen lassen, daß sie einst würden Abbildungen tragen müssen der Einnahme von Paris und mehrer Niederlagen der Franzosen. Dieser Triumphbogen sollte den Schluß jener merkwürdigen Straße über den Simplon bilden, deren Vollendung Napoleon so ungeduldig erwartete, daß er jedesmal, so oft ihm Bericht erstattet wurde, über die Fortschritte des Werkes, den Baumeister mit der Frage unterbrach: „Et quand donc le canon pourra-t-il passer enfin le Simplon?" Und trotz dieser Ungeduld gab er Befehl, die Straße einen Umweg machen zu lassen, um eine uralte Ceder in der Nähe von Gallarete zu schonen, die sonst hätte umgehauen werden müssen. Eine bei diesem Manne seltsame Pietät für das Leben eines Baumes!

Noch die Erinnerung an zwei andere Feldherren knüpft sich an Gallarete, oder vielmehr an das benachbarte Somma: 218 v. Chr. schlug hier Hannibal den P. C. Scipio.

Der südliche Theil des Lago maggiore ist heiter, lachend; von Sesto Calende mit dem Dampfboot kommend, hat man rechts Weinhügel, links Städtchen, Villen, schöne Baumgruppen und dichtes Gehölz, im Hintergrund einige Häupter des Hochgebirges. Hier und da blickt eine Ruine von den Höhen herab. Hinter Arona erweitert sich der See, buschige Hügel, kahle Berge und Felsen steigen bis an den Wasserspiegel herunter, baden ihren Fuß in den bläulichen Fluthen, und schieben sich nach und nach zu einer gewaltigeren, dunklen Masse zusammen. Menschenwohnungen werden spärlicher. Rechts ist das Ufer schon ganz rauh und wild geworden, links zieht sich Wachsthum und Leben noch eine Strecke fort, bis es endlich mit ein paar schön blühenden Gärten abschließt. Auch die weitere Fahrt bis ganz hinauf nach Magadino gewährt die reichste Abwechslung. Der schönste Theil des Sees ist die Bucht, die sich hinter Belgiate öffnet, mit den Borromäischen Inseln.

Ein kleines Boot brachte mich vom Dampfschiff nach der Isola bella, die von fern fast wie eine ungeheure schwimmende Torte aussieht, bei weiterer Annäherung etwas Kastellartiges annimmt. Der Eindruck des Steifen, Gekünstelten hat sich jedoch schon wieder verloren, ehe man gelandet ist. Anstatt drohender Kanonenläufe und gähnender Schießscharten begrüßen von der Mauer herunter den Ankommenden ehrfurchtsvoll bis zum Wasserspiegel sich herabbeugende Bisterienranken, mit hellblauen, feierlichen Blumen, über und neben ihrem dichten Laube lächeln ihm Rosen entgegen, wie neugierige Mädchen, die ihren Eltern über die Achsel gucken. Noch einige Ruderschläge und ein paar malerisch elende Fischerhütten geben sich in ihrer Baufälligkeit alle erdenkliche Mühe, das stattliche Schloß der Borromäer in den gehörigen Kontrast zu setzen, und auch den Delfino in seiner Behauptung, daß er ein ALBERGO GRANDE sey, zu unterstützen.

Die Insel war ursprünglich ein nackter Fels. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ließ Graf Vitaliano Borromeo, Vizekönig von Spanien, zu Schiff fruchtbare Erde heranschaffen, zehn Terrassen aufführen und auf diesen Park und Garten anlegen, Alles im damals herrschenden französischen Style. Der Geschmack ist nicht mehr der der heutigen Generation, und Fürst Pückler-Muskau z. B. hätte an gleichem Orte und mit gleichen Mitteln wahrscheinlich ein Ensemble geschaffen, in dem man die Hand des Gärtners weniger bemerken würde, als auf der Isola bella des Grafen Borromeo.

Das Treibhausartige der ganzen Anlage vergißt man jedoch sehr bald über der Pracht und Fülle der Gewächse, die mit der tropischen wetteifert. Bäume aus allen Zonen, die wir kümmerlich und zwerghaft in Töpfen ziehen, wachsen hier hoch und stämmig im Freien, als: der japanische Mispelbaum, mit lanzettförmigen Blättern, seine Landsleute, die aristokratische Camelie und der mit Blüthen überdeckte Ligusterbaum, der dichtbelaubte karolinische Prunus; dann ein ungeheurer Diosporus aus Virginien, Sassafras- und Kampherbäume, der fächerblätterige Camerox, verschiedene Pinusarten mit ihrem phantastischen Laube, Korkeichen u. s. w. Von Magnolien zählte der Gärtner sechs oder acht Spezies vor, von der großblühenden ist an der Südseite der Insel ein ganzer Hain, der einen berauschenden Duft ausathmet. Das Gegenstück dazu ist nordwärts ein dunkler Lorbeerwald. In die Rinde des größten der Bäume soll Napoleon vor der Schlacht von Marengo das Wort Battaglia geschnitten haben; Schriftzüge sind nicht mehr zu erkennen.

Cedern, Akazien, Oleander, Taxus, Cypressen, Myrthen, Granaten, Oelbäume, zahllose Orangen und Citronenarten und andere gemeine Italiener und Nordländer verdienen kaum Erwähnung in dieser erlauchten Gesellschaft. Die Hortensie bildet hohe dichte Hecken. China ist durch ein Theebäumchen repräsentirt, Luisiana, Florida, Brasilien, Neuholland haben einige distinguirte Vertreter geschickt, die mir persönlich vom Gärtner vorgestellt wurden, deren Namen und Titel ich aber wieder vergessen habe.

Unter den Cacteen und Bromelien zeichnen sich besonders einige Agaven aus. Von diesen werden auf der benachbarten Isola madre ein paar vorjährige, jetzt trockene Blüthenstengel von sechs Fuß Höhe gezeigt; hier scheinen sie noch keine Zeit zur Blüthe gehabt zu haben und nur in Gemeinschaft mit einer breitschulterigen, baumhohen indischen Feige, einer ächten Portiersnatur, zum Wachdienst an den drei Mauernischen der Südseite angestellt zu seyn. Mit ihren langen Lanzen und Hellebarden bemühen sie sich, Zudringliche abzuhalten, denn die Nischen dienen keinem Geringeren als einer königlichen Familie von Palmen zum Palast. Es sind etwa fünfzehn Häupter, darunter zwei graziös, aber nicht hoch und etwas schwächlich gebaut, die Kleinen bereits in der Schule. Den Hofdienst versieht eine Legion von schwarzen, unglaublich schnellfüßigen Ameisen und Myriaden von Eidechsen, welche mit wichtiger Miene hin und her schwänzeln, einige davon so groß, daß man sie für kleine Krokodille halten möchte; als Hofkapelle fungiren Grillen, viel größer und robuster als unsere deutschen. Ihre Concerts sérieux, für die gewiß Berlioz oder Spontini die Instrumentation besorgt, finden an jedem Sommerabend statt und schallen bis hinüber aufs Festland. Die Musik war mir etwas zu rauschend in der Nähe, ich stieg deshalb auf die oberste Terrasse und schwelgte nun mit allen Sinnen. Alles, was die

Natur Großes, Schönes, Liebliches hat, scheint sich hier ein Rendezvous gegeben zu haben. Gletscher, Berge, Felsen, Hügel, ein weiter, hellgrüner Wasserspiegel, in den sich Bäche schlängeln, Gesang der Vögel, milde Lüfte, von denen jeder Hauch einen neuen duftigen Blumengruß bringt, blauer Himmel und eine untergehende Sonne! — Eine bessere Beschreibung findet man im Milton, zu dessen Paradies unverkennbar der Lago maggiore gesessen hat.

Der Stein, aus dem die Terrassen gebaut sind, ist schon so verwittert und schwarzgrau, daß man auf ein Alter von eben so viel Jahrhunderten schließt, als er Jahrzehnte zählt. Schade, daß ganz oben die Aussicht nach einer Seite gesperrt wird durch das kolossale Familienwappen der Borromäer, den Knaben auf dem Einhorn. Mirza Schaffy würde es ins Sympolische übersetzen: das Roß der Eitelkeit auf der Bahn des Ungeschmacks, geritten von einem Kinde.

Ein Lago maggiore von Dinte ist im Laufe der Jahrhunderte verschrieben worden, theils zu Schilderungen des Sees, seiner Inseln und Ufer, theils zu Erzählungen und Phantasien, für welche er als Schauplatz dient. Mancher Tropfen aus meinem Tintenfasse würde noch hinzukommen, wenn ich Alles aufzeichnen wollte, was sich mir eingeprägt hat über den See und seine unvergleichlich schönen Umgebungen, die ich alle gründlich durchforschte, denn ich hielt mich mehrere Tage hier auf, um meine Reisegesellschaft zu erwarten. Daß mein Interesse an dieser der Leser theile, darf ich jedoch nicht voraussetzen, noch weniger, daß er die Geduld haben würde, mir fünf Tage lang von Morgen bis Abend Gesellschaft zu leisten bei meinen Kahn- und Dampfbootsfahrten. Wer sich über den Lago maggiore unterrichten will, der mag nach dem ersten besten Buche greifen, nur sey er auf seiner Hut, daß es nicht etwa den Titel führt: „Un voyage sur le Lac Majeur par Fr. Medoni, Lugan 1835", denn dieses enthält auf seinen 127 Seiten so gut als nichts über den Gegenstand; Jean Paul, der den See nie gesehen, hat den See mit ein Paar Worten viel anschaulicher geschildert.

Die Hoffnung, meine Engländer wieder zu sehen, mußte ich aufgeben, denn unsere Wege ließen sich nun nicht mehr vereinigen; ihr Reiseplan wies nach dem Südosten und der meinige nach dem Nordwesten. Um wenigstens den Rapport zwischen Antels Schreibfeder und meiner Theilnahme möglich zu halten, theilte ich diesem vor meiner Abreise meine projektirte Etappenstraße bis Innsbruck genau mit und bat ihn, bald zu schreiben.

Die Muße der Fahrt von Isola bella nach Como benutzte ich zu literarischen Betrachtungen. Gesetzt, dachte, ich schriebe meine Reise-Eindrücke einmal nieder, und ließ sie drucken, wie hätte ich mich dann im vorliegenden Falle wohl zu verhalten? Bis hierher habe ich nur wirkliche Erlebnisse, keine Phantasiebilder gegeben. Ist es aber nicht gegen den literarischen Anstand, eine Erzählung, wie die von meinen Engländern, im venetianischen Sande verlaufen zu lassen? Darf ein lyrisch-epischer Gesang mit einem unaufgelösten Septimen-Akkord abbrechen und in einer ganz fremden Tonart fortfahren? Soll ich aus eigenen Mitteln eine kurze Coda komponiren, oder auf das gegebene Thema eine Fuge machen, etwa in Form einer Novelette oder Idylle, die auf der Isola bella spielt?

Einer der größten Schriftsteller, der geniale Sealsfield, pflegt in solchen Fällen etwas rücksichtslos zu verfahren. Sehr oft haut er den Faden seiner Erzählung mit dem Bowiemesser kurz ab. Eine Anzahl von Personen, für die sich der Leser auf das Lebhafteste interessirt, läßt er ganz unvermuthet und ohne Abschied hinter einer Waldecke verschwinden, oder packt sie Hals über Kopf in ein Schiff und schickt sie nach Europa u. dgl. m. Ein solches Taschenspieler-Disparait vollführt er aber äußerst geschickt; indem er das Auge des Lesers anderweitig beschäftigt, gelegentlich auch etwas blendet, z. B. durch die glänzenden Farben einer Tropenlandschaft à la Hildebrandt, oder auch indem er den Leser vorher einige Male rasch im Kreise herumdreht, bis diesen eine Art Taumel erfaßt, so daß er „Süd und Nord" nicht mehr unterscheiden kann und die Eskamotage unbemerkt vor sich geht.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Liebe.

Gib deinen Menschenkindern, Welterzeuger,
Ein Herz so weit, die ganze Welt zu lieben; —
Und doch so tief, daß es in seinem Grunde
Die Worte wahrt, die du in es geschrieben,
Und doch so still, daß es die leisen Klänge
Des Himmels hört, die durch die Tiefen flüstern; —
So innig, daß in seines Grundes Enge
Es einem einz'gen Bild' sich kann verschwistern;

Daß ungetrübt, wie auch die Zeiten wechseln,
In ihm sich treu der Menschheit Lichtpunkt spiegelt,
Der in dem Prisma seines Widerscheines
Das eig'ne Selbst zum Höheren beflügelt. —
„Das ist die Liebe, die des Menschen würdig,
Der Feuergeist, der aus dem Flammenspiele
Des Irdischen sich ätherisch entwindet;
Und aufstrebt zu des Daseyns stolzem Ziele;"

Der Funke Gottes, der, herabgeworfen
In's Irdische, die Welt durchflammet —
Und — tausend Formen Leben spendend —
In's Licht zurück dann kehrt, dem er entstammet.
Er läßt zum letzten Mal — im vollen Leuchten —
Eh' er entflieht; im wundervollen Spiegel
Der Menschenbrust — im herrlichen Krystalle —
Sein Licht erglühen, als der Gottheit Siegel,

Daß dort, im vollen, ungebroch'nen Strahle,
Ihr hohes Bild — das tausendfach zersplittert
Im Widerscheine — auf der Oberfläche
Des Oceans der Welterschöpfung zittert,
Sich male noch in seinem reinsten Glanze! —
Und nun der Mensch, beseligt, wonnetrunken
Von ihrer Schönheit, ihrer Allmacht Fülle —
In süße Schauer ihres Wesens sey versunken. —

Margaretha Adelmann.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 23. Sonntag, den 20. März 1853.

Eine irische Dorfgeschichte.

(Schluß.)

Während der Kriegszeit hatte es in der Grafschaft Tipperary zwei Parteien gegeben — und wie könnte eine irische Grafschaft ohne Parteien bestehen! — nämlich die Shanavests und die Caravats, die einander tödtlich haßten, beschimpften und, so oft sie auf Jahrmärkten oder bei sonstigen „Volksvergnügen" zu Haufen auf einander trafen, sich mit so ächt irischer Hitzköpfigkeit prügelten, daß sich Polizei und Gerichtsbarkeit vergeblich in's Mittel geschlagen haben würden, wenn sie überhaupt Lust dazu gehabt hätten. So aber ließen sie dem Landvolke ruhig das harmlose Vergnügen an blauen Rücken und blutigen Köpfen, zumal es sehr schwer war, den Unterschied zwischen einem Shanavest und Caravat zu finden.

Dieses harmlose Parteigetriebe nahm nach Ablauf der hohen Kornpreise und des Mangels an Arbeitskräften eine andere Wendung. Jetzt, wo Spiel und Tanz vorbei war, vermischten sich die früheren beiden Parteien, jedoch nur, um sich sofort wieder in zwei Feldlager zu spalten: in solche, welche Land hatten, und in solche, welche kein Land hatten oder in Gefahr schwebten, ihr Land zu verlieren. Die Landlords waren im Aufkündigen und Austreiben wie rasend; wer ihnen nur annäherungsweise den alten Pachtbetrag anbot, der wurde an die Stelle des redlicheren Mannes gesetzt, welcher nicht mehr gelobte, als er zahlen zu können hoffte. Der neue Pächter, der bald in Noth gerieth, zeigte sich nun, wie es bei Schwindlern zu geschehen pflegt, hundert Mal ränkevoller und händelsüchtiger, als sein Vorgänger, der seine kleine Habe zu Geld gemacht und sich an Bord begeben hatte, um jenseits des Ozeans billigeres Land und hoffnungsvollere Zustände im Westen der Vereinigten Staaten aufzusuchen.

Obwohl mancher brave Mann auf Seiten der Unterdrückten stand und es redlich meinte, so fiel doch nicht minder mancher Biedere und Wohlmeinende als unschuldiges Opfer des blinden Hasses und der Parteiwuth. Wenn ein Pächter mit einem kleinen Kapital und rationellerem Betrieb als Bewerber bei einer Pachtung auftrat, so konnte er allerdings mehr zahlen, als ein anderer, der den Ackerbau nach altem Schlendrian forttrieb. Mit seinem Aufschwunge wuchs auch natürlich sein Kredit; sobald er etwas mehr bot, wurde ihm gern das Land zugeschlagen. Dies reichte aber meistens hin, um ihn zu verfehmen, und nur zu oft wurde sein angebliches „Verbrechen" durch Meuchelmord gerächt.

Als Mann, der sich in guten Verhältnissen befand und deßhalb mit dem Bestehenden zufrieden war, wurde Mike ein Hauptführer der einen, Tim als verlorner und ruinirter Mensch ein Haupt-Agitator der gegnerischen Partei. Während Mike die Hausthüren, Läden und Schlösser stärker machen und sorglicher schließen ließ, stand Tim's Thüre bei Tag und Nacht weit offen, und er zog mehr denn je im Lande umher, um zu schüren und zu klagen und zu faulenzen und noch mehr zu verarmen.

Mike konnte nicht Land genug bekommen; denn je mehr er pachtete, desto mehr wurde verdient, da es ihm nicht an Fleiß, Unternehmungsgeist und Betriebskapital fehlte. Nur ein Bedenken fiel ihm oft wie ein Stein auf's Herz; er fühlte, daß, je voller seine Geldkiste, desto gefährdeter sein Kopf werde. Dann stutzte er wohl eine Weile, doch bald schritt er auf dem eingeschlagenen Wege keck weiter voran. Konnte er Tim mehr ärgern, als wenn er seinem Unternehmungsgeiste die Zügel schießen ließ und den Hungerleider zur Verzweiflung brachte?

Mit Massey's Besitzung war, wie mit allen anderen irischen Güterkomplexen, ein bedeutender Umschwung erfolgt. Nicht blos die fatalen Weinrechnungen quälten neuerdings den braven Mann; auch seine Pächter wurden täglich lauer im Bezahlen und kühner im Schimpfen. Die Leute auf die Gasse zu werfen, schien bedenklich, weil Mord und Todtschlag daraus erfolgen könnte. Das System der Kleinpächterei hatte sich während der hohen Preise der Kriegszeit wenig oder gar nicht unangenehm bemerklich gemacht; jetzt war dies desto mehr der Fall. Dazu kam, daß Hr. Massey damals noch eine gute Portion Land in Händen behalten und gute Einnahmen dadurch erzielt hatte, so schlecht dasselbe auch bestellt und so viel von der Aernte auch veruntreut worden war. Jetzt war das alles anders. Der Gewinn war gering, die Arbeit verhältnißmäßig theuer. Der Selbstbetrieb erwies sich als unvortheilhaft und wurde nach und nach in Tipperary zugleich als unnobel verschrieen. Die vierzig, fünfzig Leute aus Kiltubby, die auf Massey's Feldern arbeiteten und jeden Samstag-Abend von ihm oder dem Verwalter ihre 8 oder 9 Pence für den Tag ausbezahlt erhielten, mußten jetzt der Mehrzahl nach bei Farmern taglöhnern, die jetzt das Land gepachtet, jedoch selber oft kein Brod im Hause hatten,

geschweige denn Geld, um die Arbeiter pünktlich abzulohnen.

Das waren gute Zeiten für Niemand, außer für Kapitän Rock, der als der letzte Helfer in der Noth betrachtet wurde.

So stand die Sache, als Squire Massey's Zeche den Grad erreicht hatte, daß sein Haus von Gerichts wegen verkauft wurde. In Kriegszeiten wäre es nie so weit gekommen. Die Hauptgläubiger kamen heraus und hielten Rath, was weiter zu thun sey. Da erschien Mike, der gleichfalls bedeutende Forderungen hatte; er wohnte an Ort und Stelle, kannte Land und Leute, war selber Gläubiger und seiner Geschäftskenntniß wie seines Unternehmungsgeistes wegen bekannt; wer eignete sich besser dazu, die Gläubiger und den Schuldner zugleich zu befriedigen? Mit beiderseitiger Einwilligung wurde demnach Mike Doolan wohlbestallter Verwalter und Obmann des Gutes für Rechnung der Kreditoren und mit der Verpflichtung, von den Revenuen jährlich 250 Pfd. Sterling nach Brügge zu schicken.

Diese Kunde war in Kiltubby sehr unwillkommen. Daß einer ihres Gleichen Gutsherr und Verwalter zugleich seyn sollte, war gerade das, was die Arbeitsleute am wenigsten gern sahen. Der arme Tim machte gute Miene zum bösen Spiele, meinte, der Mike sey ein Teufelskerl, zugleich aber war jetzt jeden Tag sein erstes und letztes Wort: nun sey die Zeit gekommen, wo die Fahrt nach den „Merikas“ auf alle Gefahr hin gewagt werden müsse. Nelly rieth zum Daheimbleiben — das süße Heim war ja das letzte Süß bei all dem bitteren, das ihr die Ehe gebracht hatte! Aber Tim entgegnete finster, ob Yankee-Land nicht immer noch besser als Botany-Bai sey?

Der neue Verwalter des Kiltubby'schen Grundes und Bodens zeigte sofort, daß er der Mann des langen Zuwartens nicht sey. Seinen Anmahnungen folgte bei mehreren Pächtern die That auf den Fersen. Diese bloßgesetzten Leute steckten mit anderen, gleichfalls bedrohten die Köpfe zusammen und beauftragten ihren Sekretär Kapitän Rock, er möge Mike Doolan einen Drohbrief schreiben, daß, wenn er den gestrengen Herrn zu spielen fortfahre, an ihm ein Exempel statuirt werden solle, wobei nach zehntausend Jahren den Leuten im goldenen Thale noch die Haare zu Berge stehen würden. Die einzige Antwort, die der Bedrohte ertheilte, war ein neuer Schrank voll Waffen, womit er sein bereits gut versehenes Arsenal vergrößerte. Nachdem auf diese Weise die Kriegserklärung von beiden Seiten auf gut Tipperarisch erfolgt war, wurden sofort die Feindseligkeiten eröffnet. In einer mondlosen Nacht umzingelte Kapitän Rock mit seinen Getreuen die Behausung Mike Doolan's und verlangte von ihm, unter Androhung der gräßlichsten Mißhandlung, die Auslieferung seines Waffenvorraths. Weiter verlangten sie vor der Hand nichts. Da der Belagerte jedoch wohl wußte, daß, wenn er das erste Mal nachgäbe und sich entwaffnen ließe, er bei nächster Gelegenheit doch verloren seyn werde, so schritt er sofort zur Gegenwehr und schoß unter die Bande. Diese wollte jetzt das Thor sprengen und, als dies nicht so leicht ging, das Haus in Brand stecken; doch Mike glaubte sich auf die für solche Fälle eingerichteten Thore und Thüren, wie auf die dicken Steinwände verlassen zu können und eröffnete demnach ein so energisches Feuer, daß er seine Feinde, nachdem mehrere derselben verwundet worden, in die Flucht trieb.

Obgleich es sich nun für Jeden, der die in den irischen Bauernkriegen übliche Taktik kennt, von selbst verstand, daß die Belagerer Leute aus einem anderen Kirchspiele seyen, so konnte Mike Doolan sich doch in der ersten Hitze die Genugthuung nicht versagen, Tim einen letzten Termin zu setzen und nach Ablauf desselben ihm die Kuh aus dem Stalle verkaufen zu lassen. Gute Freunde steigerten dieselbe an und brachten sie auf eine abgelegene Sumpfwiese in Sicherheit, wohin die arme Nelly nun früh und spät durch schlechte Wege und Schlamm pilgern mußte, um für ihre Kinder Milch zu holen.

Da andere Pächter nach und nach eben so streng heimgesucht wurden, so wurde eine Kuh in Kiltubby bald eine Seltenheit. War aber die Kuh fort, was lag dann noch an dem Acker? Ohne Dünger hatte er seinen Werth verloren. Das Stück Feld wurde vom Gutsverwalter eingezogen, und den Ackersleuten, welche noch Lust zur Arbeit hatten, blieb kein anderer Weg, als bei Mike Doolan zu taglöhnern, obwohl derselbe ihnen die Ninepence zahlte, wann es ihm eben beliebte.

Die einzige Art und Weise, wie der wucherische Gutsverwalter den Kiltubby Leuten noch Land abtreten wollte, bestand in dem Systeme, daß er ihnen im März Land zum Kartoffelbau ausmessen ließ und dasselbe nach der Aernte im Oktober wieder zurückzog. Die Rechnung, welche er nun den armen Leuten machte, war so enorm, daß ihnen die Kartoffeln über den Marktpreis kamen und sie nur den Trost hatten, das Geld im Laufe des Sommers abverdient zu haben. So konnte es nicht lange gehen. Mehr als Einer legte hinter der Hecke auf Mike an, um ihn aus dem Hinterhalte niederzuschießen, doch noch immer war die Wuth nicht bis zu dem Siedepunkte gestiegen, wo Vorsatz und That zusammentrafen.

Wenn die Leidenschaften in Irland einmal entfesselt sind, so hat auf beiden Seiten die Vernunft ein Ende. Gerechtigkeit und Billigkeit werden zum Kinderspott, und eine Katastrophe bleibt selten aus.

Tim war so weit heruntergekommen, daß er sich an Mike um Kartoffelland bittweise wenden mußte. Dieser machte eine exorbitante Forderung. Tim biß sich in die Lippen und stöhnte:

„Ihr habt Eurem alten Nebenbuhler einen Vorsprung abgewonnen und benutzt denselben, ich muß gestehen, mit unerbittlicher Schadenfreude.“

Mike lachte höhnisch; doch da Tim Land haben mußte, weil er seine Familie ohne Kartoffeln nicht durch den Winter bringen konnte, so willigte er ein und machte sich schriftlich zur Zahlung von 16 Pfd. Sterling verbindlich, obgleich er sowohl wie sein Pachtgeber wußte, daß er nicht zu zahlen im Stande seyn werde.

Der Shylocks-Pakt war abgeschlossen; nur eine sehr reichliche Aernte konnte dem Ding eine glückliche Wendung geben. Aber das Wetter schien sich mit Mike zu Tim's Verderben verschworen zu haben. Die Kartoffeln mißriethen in diesem Jahre vollständig. Tim hatte keine Aussicht, um die 16 Pfd. St. zu zahlen, und wenn er selbst das Geld beisammen gehabt hätte, so stand der Winter vor der Thür und es mußten

bei dem Mißwachs Wintervorräthe gekauft werden. Aber Mike war unerbittlich; er hatte den Schein in Händen und verlangte sein Geld. Die Sache gedieh zur Klage und machte großes Aufsehen. Es kam das ganze heillose Aussaugesystem des Verwalters an den Tag; aber was half das Tim? Der Schein war da und das Gesetz desgleichen; die Richter entschieden für Mike, obwohl mit blutendem Herzen. Bei Verkündigung des Urtheils wurde dem Kläger bemerkt: seine Klage sey nach den Gesetzen gegründet, er könne die Forderung zwangsweise eintreiben; doch möge er bedenken, daß, wenn er die Sache auf's Aeußerste treibe, er ein Todesurtheil unterschreibe, indem es nicht gut sey, den Bogen zu straff zu spannen! Gerechtigkeit sey gut, Billigkeit jedoch nicht minder.

So sprach der Richter, und er hatte gesprochen wie ein Mann, der die Verhältnisse mit kaltem Blute beurtheilte. Doch er predigte tauben Ohren. Die Katastrophe ließ sich nicht mehr verhindern.

Mike Doolan ward noch an demselben Abend in seinem Hause überfallen und in der Thür mit sechs Kugeln zu Boden gestreckt.

Zwei Monate später bekam Tim die Küste von Nordamerika in Sicht; voll Jubel kletterte er auf den Fockmast, um deutlicher zu sehen; plötzlich schwankte das Schiff und schleuderte ihn über Bord. In den Fluthen fand er das Ziel seines unstäten Dichtens und Trachtens.

Noch viele Jahre lebte seine Wittwe, die einst so schöne Nelly, in Kiltubby, allgemein bedauert und fortan nicht mehr beunruhigt durch die Leidenschaften der beiden „stattlichsten" Söhne des Dorfes.

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Gerade entgegengesetzt macht es ein berühmter deutscher Bühnen-Autor. Wie es einem solchen zukommt, hat er den gewaltigsten Respekt vor jenem tausendköpfigen Richter-Kollegium, das in Parkett und Logen sitzt und gegen dessen Sprüche keine Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt werden kann. Erfahrungsmäßig bestehen nun aber in den verschiedenen Städten, auf die es ankommt, zwar nicht eigentlich verschiedene Rechte, aber doch eine sehr abweichende Rechtspraxis. Was in Dresden verurtheilt wird, findet in München Gnade, und umgekehrt; was in Hamburg schwer gravirt, wird in Wien vielleicht gerade günstig interpretirt. Diese Gegensätze einigermaßen zu versöhnen hat der gedachte Autor „ein eben so unschädliches als leicht anwendbares" Mittel erfunden. Der Gedankengang des Autors mag ungefähr folgender gewesen seyn:

„In jedem Drama, Trauer-, Schau- oder Lustspiel verlangt der Zuschauer, daß die Personen, die er eine Weile vor sich agiren sah, irgendwie untergebracht werde, damit er sich ihrethalben nicht weiter zu beunruhigen brauche. Exposition und Verwickelung lassen sich schon mit einiger Vorsicht zur allgemeinen Zufriedenheit machen, die Hauptschwierigkeit bleibt immer die Entwickelung. Von allen Finale's sind nun aber nur die Mozarts unangefochten geblieben, selbst Shakspeare hat es damit nicht immer Allen recht machen können. Es bleibt also nichts übrig, als gar keine feste Verfügung über diesen Punkt zu treffen, sondern die Sorge für einen entsprechenden Ausgang dem betreffenden Regisseur zu überlassen, der ja sein Publikum am besten kennen muß."

Unser polytechnischer Poet oder poetischer Polytechniker (sein Name fehlt seltsamer Weise im Kataloge der Londoner Industrie-Ausstellung) hat bereits den Versuch gemacht, verschiedenartige Ausgangsscenen anzufertigen und gleich mit dem Manuskript für Bühnen zu versenden. Tabakspfeifen, Blasinstrumente, Stöcke u. s. w. hat man ja schon längst so eingerichtet, daß an beiden Enden ab- und angeschraubt werden kann. Der Eine will ein breites Mundstück an seine Pfeife oder Klarinette, dieser einen lachenden Kopf auf seinen Rohrstock, Jener einen weinenden, oder den Stock zugleich als Regenschirm brauchen können.

Derlei Verlegenheiten sind jedoch einem bescheidenen Feuilleton erspart, welches nur berichten will, was Jemandem auf einer Reise durch eine Ecke von Oberitalien und einen kleinen Theil der Alpen begegnet ist — und auch das nicht einmal Alles, weßhalb es den Titel „Streifzüge" gewählt hat, der die schrankenloseste Freiheit gewährt. Bleibe ich also nur getrost bei der Wahrheit, so fällt auf mich wenigstens keine Verantwortlichkeit. Ein schickliches Ende der Erzählung findet sich am Ende doch vielleicht noch. — —

Der Comer See ist der glänzendste Edelstein unter den Alpenseen genannt worden. Ich hielt es aber nun einmal mit dem Lago maggiore und brachte den festen Entschluß mit an Bord des Dampfschiffes, den östlichen Nebenbuhler nicht so schön zu finden. Am Nachmittag vorher hatte ich schon mit einer kleinen Barke einige der nächstliegenden Villen bis zu der Pliniana hin besucht.

Auf dem Dampfboot machte ich die Bekanntschaft eines Landsmannes, der auf den Rath seines Arztes reiste und die erste halbe Stunde der Fahrt benutzte, um sich über Alles zu ärgern, was er sah. Zuerst, daß er so wenig sah von den Ufern, denn das Verdeck war ganz voll von Passagieren; endlich hatte er ein Plätzchen ausfindig gemacht mit freier Aussicht nach beiden Seiten, aber nun war es ihm wieder zuviel, was sich ihm bot: die Hügel standen ihm zu dicht beisammen, eben so die Landhäuser.

„Lassen Sie es doch nur der Hälfte ihrer Bewohner einfallen, einen schönen Sommerabend auf dem See zuzubringen, dann ist von Wasser nichts mehr zu sehen und man stößt sich mit den Ellenbogen, wie in einem Berliner Garten von anderthalb Morgen Flächenraum, sechs Lauben und eben so vielen Familien, die ihr miethskontraktliches Recht der Gartenpromenade ausüben. Blumauer hat recht, wenn er sagt: „Wo Menschen sind, da sind auch Uebel, mit ihrer Zahl wächst ihre Kümmerniß, und ach, gleich anfangs waren, laut der Bibel, schon ihrer Zwei zuviel fürs Paradies." In einer großen Stadt ist man „den Menschen und seine Qual" nun schon gewohnt, daß aber ein Bergsee, dessen Hauptreiz die Einsamkeit, dermaßen belagert wird, ist doch gewiß ärgerlich. Ein Dörfchen oder ein einsames Schloß nebst Park ließe

ich mir gefallen, betrachten Sie aber nur diese architektonischen Grillen da drüben. Ist es nicht, als ob jede dieser Villen es darauf angelegt hätte, entweder sich selbst oder ihre Nachbarn lächerlich zu machen. Die eine funkelnagelneu, anspruchsvoll und geschmacklos neben einer andern in edlem Style, aber halb verfallen — nothdürftig oder gar nicht restaurirt — der Bauer als Millionär neben dem armen Nobile! In Venedig freute ich mich immer, wenn ich am Canale grande Paläste sah, welche nur eben noch meine Ankunft abzuwarten schienen, um einzustürzen. Entweder Gesundheit, Kraft und Leben oder ein rascher Tod; Palast, Haus, Hütte, Ruine, nur eins von Allem ganz und nicht —"

„Und nicht so ein grämlicher Hypochonder von einem Hause, das immer an sich herumdoktoren läßt, weder zu leben noch zu sterben Lust hat, sich selbst und Anderen zu Last — das wollen Sie doch sagen?" fiel ich ein.

Er sah mich an, wie unschlüssig, ob er mir eine grobe oder eine lachende Antwort geben sollte, entschied sich aber doch endlich für die letztere, und ich fand einen heitereren Gesellschafter an ihm, als ich anfangs vermuthete.

Noch einige andere Deutsche schlossen sich an, wir stiegen bei Bellaggio aus und besuchten gemeinschaftlich die Villen Serbelloni, Melzi und Carlotta (Sommariva). Die letzte ist die reichste von allen an Kunstschätzen, die anderen beiden sind jedoch gleichfalls sehenswerth, die Villa Serbelloni vorzüglich wegen der entzückenden Aussicht nach dem oberen und unteren Theil des Comer Sees und dessen östlichen Ausläufer, dem Leccosee. Mein Misanthrop wurde allmälig immer lustiger und belustigender, kniete endlich oben auf der höchsten Terrasse nieder und begann eine Hymne auf den See zu improvisiren. Leider wurde sie unterbrochen durch einen Trupp singender Studenten. Unter den vielen interessanten Portraits der Villa Melzi zog mich besonders ein Brustbild des Konsul Bonaparte an; ob es sein Original treuer wiedergibt, als die andern Bilder Napoleon's, kann ich nicht beurtheilen; gänzlich verschieden von allen, die ich sonst gesehen, ist dieses. Man entdeckt darin nichts von der „bronzenen Ruhe" des Kaisergesichtes, aber auch nichts von dem wilden Ungestüm, den die bekannteren Portraits des jungen Korsen ausdrücken, und ich würde den Kopf eher für den eines Dichters, als den eines Helden gehalten haben.

In Cadenabbia trennte ich mich von der übrigen Gesellschaft und fuhr allein den See hinauf in einem kleinen Boote mit zwei Bateliers, Vater und Sohn. Der Alte mochte nahe an den Achtzigen stehen, seine hohe, kolossale Gestalt war aber noch ungebeugt, und er handhabte die Ruder wie ein junger Bursche. Er hatte die Feldzüge mitgemacht und rühmte die Gastfreundschaft, die er in Deutschland genossen, beim Rückzuge aus Rußland. Jetzt lebte er von der Kahnfahrt und dem Ertrage eines kleinen Weingartens. Auf die diesjährige Ernte sey nicht zu rechnen, sagte er mir, wegen der bösen, bösen Traubenkrankheit. Die Zeitungen der letzten Monate haben seitdem so viel darüber berichtet, daß es hier keines Weiteren bedarf. Mir war es damals etwas Neues, und ich so gespannt, mehr zu erfahren, daß ich meinem alten Barcaruolo, ob er gleich nicht gern davon zu sprechen schien, hart mit Fragen zusetzte.

Die Buße ließ aber nicht lange auf sich warten, denn vom andern Tage an war die Weintraubenseuche selbst, die verschiedenartigsten Beschreibungen davon und Klagen darüber meine tägliche und nächtliche Reisegesellschaft, von Colico an über Meran und Botzen bis Innsbruck. Mehr als einmal ist es mir vorgekommen, daß ich Bauern sah, die weinend auf- und abgingen zwischen den Reben, welche sonst gewiß reichlich trugen, jetzt aber voll verkümmerter, mit einem weißlichen Ausschlag bedeckter Trauben hingen, deren Beeren bei weiterem Wachsthum zerplatzen und den unreifen Saft austropfen lassen.

Der krankhafte Trieb, der vor einigen Jahren zuerst im Norden die Kartoffeln ergriff, scheint seine verheerende Wanderung durch die Pflanzenwelt des Südens antreten zu wollen, denn außer dem Wein hört man auch aus andern Gegenden von Verderben der Orangen, Zitronen, Oliven und anderer Früchte. In einigen Theilen der Lombardei, noch mehr im südlichen Tyrol, wo man sehr vielen Wein baut, wird gewiß manche Familie durch die Krankheit zu Grunde gerichtet werden; in dieser zeitweiligen Kalamität soll aber doch, wie Einige versichern, der Keim zu dereinstigem größeren Wohlstand liegen: mit einigen Ausnahmen ist nämlich dieses tyroler und lombardische Gewächs der Art, daß es nur ein unschmackhaftes, mitunter sogar der Gesundheit nachtheiliges Getränk gibt; die Kellerwirthschaft der Bauern steht gleichfalls auf der niedrigsten Stufe. So müssen sie denn nun Jahr aus Jahr ein ihren schwärzlich rothen, säuerlich herben, faden Wein zu Preisen verschleudern, bei denen sie kaum bestehen können. Der Bauer erkennt nicht leicht eine alte Gewohnheit für schlecht, und fast eben so schwer gibt er sie auf, auch wenn er zu der Einsicht gelangt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Dem Handel mit dem Stockfische steht eine große Veränderung bevor. In den Gewässern der kanarischen Inseln ist der betreffende Fisch in großer Anzahl vorhanden. Ein gewisser Herr Vargos, königlicher Kommissarius der Kanarien, hat seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet und viele Schiffe zu diesem Fischfang ausgerüstet, die alle reich beladen in den Hafen von Santa Cruz de Teneriffa wieder eingelaufen sind. Die Fische stehen an Güte denen, welche bei Neufoundland gefangen werden, nicht nach, sollen vielmehr weit schmackhafter seyn. Jetzt läßt Herr Vargos Schoppen zum Trocknen der Fische erbauen und hofft, Spanien mit dem nöthigen Bedarfe zu versehen. Bekanntlich werden in diesem Lande große Quantitäten solcher Fische verzehrt. (Köln. Z.)

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 24. Mittwoch, den 23. März 1853.

Das Wettrennen auf Schlittschuhen.

Ein amerikanisches Abenteuer.

Im Winter 1843—44 war ich im nördlichen Theil des Staates Maine beschäftigt, und da meine Arbeiten als Landvermesser zu dieser Jahreszeit nicht besonders förderlich waren, so hatte ich viel Muße, mich mit den ländlichen Vergnügungen abzugeben, wie sie ein solcher kaum halb zivilisirter Staat bietet. Vom Fischfang konnte Winters keine Rede seyn; an Jagd war in den eingeschneiten Urwäldern des Gebirges auch nicht viel zu denken, so blieb denn mein liebster und Haupt-Zeitvertreib das Schlittschuhlaufen. Die tiefen, abgelegenen Seen dieses Staates, über welche der rauhe nordische Winter seine starre Decke gelegt hatte, boten dem Freunde solcher Unterhaltung die schönste Gelegenheit. Oft band ich mir meine Schlittschuhe unter und flog über den glitzernden Strom hin, oder folgte dem ersten besten Flüßchen durch all seine launigen Windungen in die Berge hinein oder thalwärts bis zum weiten See, in welchen es sich unter seinen Eisfesseln ergoß, und vergaß unterdessen Zeit und Raum im Hochgefühl dieses raschen Hingleitens. — Ich dachte an Nichts während dieses scheinbaren Flugs, sondern träumte eher, wenn ich durch das durchscheinende Eis auf die langen Schilfrohre und Binsen oder Wasserkresse hinunterschaute, die in der Strömung unter dem Eise nickten und mit der Woge zu ringen schienen, daß sie sie loslasse. Oder ich folgte ein andermal auf den Schlittschuhen der Fährte eines Fuchses oder Otters, bis sich diese in die Wälder verlor, wohin ich des tiefen Schnee's und starken Schneehangs wegen nicht folgen konnte. Zuweilen machte ich meine Ausflüge auch im Mondschein, und bei einem solchen Anlaß stieß mir das Abenteuer auf, welches ich nun erzählen will, und dessen Erinnerung mich noch heute im Kreise der Meinigen bei der abendlichen Lampe am Ofen mit einem eisigen Schauer überläuft.

Ich hatte eines Abends unmittelbar vor Einbruch der Dämmerung das Haus meines Freundes in der Absicht verlassen, auf meinen Schlittschuhen noch eine Strecke den schönen Kennebec-Strom hinaufzulaufen, welcher gerade an der Thüre jener Behausung vorüberströmt. Die Nacht war spiegelklar und wunderschön; der glänzende Mond schien durch das mit wenigen Flockenwölkchen besäte Himmelsgewölbe, und vom Himmel blinkten Sterne, welche sich Millionenweise in den Schneekrystallen und auf den frostbedeckten Bäumen zu spiegeln schienen. Meilenweit schien der Forst zu beiden Seiten des stattlichen Stroms auf diese Weise mit Lichtern eingefaßt, und doch war Alles still, als hätte der Frost Baum und Luft und Wasser und jedes bewegliche oder lebende Wesen erstarrt. Selbst das Klirren meiner Schlittschuhe fand mit überraschender Deutlichkeit ein Echo unter den Mocassinbergen, und das Knistern und Krachen des Eises, wenn ich mit Windesschnelle darüber hinsauste, nahm kein Ende.

Ich mochte ungefähr zwei englische Meilen stromaufwärts gelaufen seyn, als ich an einen kleinen Seitenfluß kam, der sich hier in den größern ergießt, und ich lenkte in jenen ein, um seinen Lauf näher zu erforschen. Hundertjährige Föhren und Schierlingstannen überhingen das Bett des kleinen Flusses und bildeten eine von Frostkrystallen glänzende Wölbung, unter welcher zwar Alles dunkel war, allein ich war jung und verwegen, von Kraft und Jugendmuth strotzend, und wenn ich so in den noch jungfräulichen Urwald blickte, der sich auf beiden Ufern erhob, lachte mir das Herz im Leibe vor Freude; mein wildes Hurrah klang durch die schweigenden Wälder, und ich stand still und lauschte auf das Echo, das weiter und immer weiter die Töne meiner Stimme forttrug, bis Alles in fernster Ferne verhallt war. Auf einmal schlug ein Ton an mein Ohr, welcher mir unter dem Eise hervorzukommen schien; erst klang er nur leise und bebend, endlich aber endigte er in einem lauten, gellenden Schrei. Mir lief ein Frostschauer durch Mark und Bein, denn solch ein Ton war mir nie zuvor zu Ohren gekommen, er dünkte mich mehr als irdisch, so wild, so entsetzlich war er, als hätte der böse Feind selbst in den Tiefen der Höhle wuthschnaubend in die Trompete des Gerichts gestoßen. Auf einmal hörte ich die Zweige und Gebüsche am Ufer knistern, wie vom Tritt eines wilden Thiers, das Blut strömte mir so gewaltsam und plötzlich in Stirn und Schläfe zurück, daß ich meine Haut brennend heiß werden fühlte, und mir ward ganz wohl, daß ich es mit irdischen Geschöpfen und nicht mit überirdischen zu thun hatte — meine Thatkraft kehrte wieder und ich sah mich rasch nach Mitteln zur Flucht um.

Der Mond schien durch die Oeffnung an der Mündung des Flüßchens, auf welchem ich den Urwald betreten hatte; dort schien mir die Flucht am erfolgreichsten und gesichertsten, und dorthin flog ich nun mit der Geschwindigkeit eines Pfeils. Es war kaum hundert Gänge entfernt, und die Schwalbe kann wohl

nicht schneller fliegen, als ich diese Strecke zurücklegte, und dennoch sah ich, als ich den Kopf nach dem Ufer wandte, zwei dunkle Gegenstände in beinahe doppelt so schnellem Lauf als der meinige war, durch das Unterholz brechen. An diesem raschen Laufe und dem kurzen gellenden Schrei, welchen sie von Zeit zu Zeit ausstießen, erkannte ich in meinen beiden Verfolgern zwei von den so gefürchteten grauen Wölfen. Ich selbst kannte diese Thiere noch nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus der nichts weniger als schmeichelhaften Schilderung Anderer. Ihre unbezähmbare Wildheit, die unermüdliche Kraft, welche sie auszeichnet, und ihr Blutdurst und Gelüste nach Menschenfleisch machen sie zu besonders gefürchteten Gegnern für den von der Nacht überfallenen Reisenden, von dessen Fährte sie nicht ablassen, und hätte er die raschesten Pferde, bis sie nach Einbruch der Nacht ihn überfallen, als ahnten oder wüßten sie, daß ihm dann seine wirksamste Waffe, das Schießgewehr, nicht den vollen Dienst mehr leiste.

(Schluß folgt.)

Streifzüge.

(Fortsetzung.)

Die Traubenkrankheit, wenn sie sich auf einige Jahre festsetzen sollte, hätte nun aber vielleicht doch das Gute, daß nur die besseren Lagen für den Wein sich beibehalten werden, die schlechteren dagegen auf dem Maulbeerbau, das heißt also der noch ergiebigeren Seidenzucht öffnen, welche immer mehr Raum und Zeit genug für Mais rc. läßt. Die Richtigkeit dieser Behauptung, die ich — nicht an Ort und Stelle, sondern in Tyrol — eifrig verfechten hörte, mag dahin gestellt bleiben. Die nächsten Wirkungen sind jedenfalls sehr betrübend, und die Niedergeschlagenheit war schon diesen Spätsommer im südlichen Tyrol allgemein.

Mein Gespräch mit den Bateliers gerieth bald ins Stocken, denn ich verstand sehr wenig von dem, was sie erzählten, weil es in einer Mundart geschah, der Niemand ihre Verwandtschaft mit der Sprache Tasso's und Petrarca's anmerkte. Dazu kam noch der eigenthümliche, polternde Redeaccent, durch den das einfachste, friedlichste Sätzchen sich wie eine Drohung oder ein Ausbruch der Wuth anhörte. Italiener versicherten übrigens, daß schon hier am Comer See, noch mehr aber drüben am Lago maggiore eine unendliche Verschiedenheit von Dialekten herrsche, so daß Landleute der einen Ortschaft mit denen einer andern, oft nur einige Meilen entfernten, sich nur mühsam verständigen, sich häufig gegenseitig deßhalb verspotteten und darüber in blutige Fehde geriethen. Ein Sprachforscher, der die Völkerstimmen Italiens sammeln wollte, würde auf der kleinen Strecke zwischen Peschiera bis Locarno wohl mehr Nüancen finden, als z. B. im ganzen Kirchenstaate nebst Toskana.

In einem tempo andante con moto glitt meine Barke durch die grünen, vom Abendwind leicht gekräuselten Fluthen, rechts und links an einigen freundlich gelegenen Ortschaften vorüber. Bald hatte sich die Dämmerung ringsum gelagert, meine Rundsicht wurde immer enger, und schon wollte ich den Rest der Fahrt verschlafen; die Bootsleute riethen mir aber, es nicht zu thun, und lieber eine Zigarre zu rauchen, weil die Zeit der Malaria bereits eingetreten sey. Wenn diese Gegend so ungesund ist, als die Namen einiger Ortschaften, Colico, Morbegno u. s. w., so mag Einer, der wie ich schon von saurem Wein und allerlei Früchten halbvergiftet ankommt, nur gleich sein Testament machen. Das weite Schneefeld des Splügen hinter ein paar kleinen, schwarzen Bergkegeln sah im Zwielicht auch ganz ominös aus; ein Poet hätte jenes sicher zu einem großen Leichentuch, diese zu Todtengräbern und die düstere Schlucht daneben zum Grabe gemacht; auch die melancholischen Glockentöne, die sich aus der Ferne hören ließen, hätten ganz zu dem Bilde gepaßt.

Ich knüpfte das Gespräch wieder an mit der Frage, was in einer Kiste sey, die zu meinen Füßen stand. Es war Seife, die nach Gravedona zum Markt gebracht werden sollte. Der Verdienst daran sey sehr gering, versicherten die Leute. Ein Blick auf die vier Hände, die außer meinen eigenen an Bord waren, reichte auch zu der Ueberzeugung hin, daß bei dem hiesigen Landvolke Seife nicht eben unter die beliebtesten Artikel gehören mag.

In Colico mußte ich einige Nachtstunden auf den Abgang der Post warten und legte mich bis dahin schlafen, nachdem die unförmlich dicke Wirthin mich im Kontra-Alt gehörig ausgelacht hatte über die chicherilii, die ich mir über die aria cattiva hätte aufbinden lassen. Ob sie vielleicht wie Fieber aussähe? fragte sie, auf ihre Körperfülle pochend oder vielmehr klatschend.

Mit der Sumpfluft am Fuße des Legnone muß sich übrigens doch nicht spaßen lassen, denn Thatsache ist, daß in der Gegend von Colico, Gera, Solico rc. jeder etwas bemittelte Bewohner die Monate August und September den Aufenthalt im Thale möglichst meidet und Quartiere auf den Höhen aufsucht.

Der Weg von Colico bis Bormio ist höchst anziehend, zum Theil wild romantisch, und ich hatte mir vorgenommen, viel davon zu erzählen; die Eindrücke des nächsten Tages von Bormio über das Wormser Joch nach Tyrol hinein waren aber so gewaltig, daß alle jene Bilder nur noch in blassen Farben mir vorschweben. So lebendig und deutlich aber auch die Erinnerung mir jene erhabene Pracht aufbewahrt hat, so wenig fühle ich mich im Stande, eine Beschreibung davon in Worten zu geben. Einem Byron, dem größten Landschaftsmaler unter den Poeten, wäre sie vielleicht gelungen, aber erst seit dem Jahre, in dem Childe Harold seine irdische Pilgerfahrt vollendet hatte, ist diese grandiose Bergeinöde wegsam. Schwerlich wird sie es noch lange bleiben, denn das Zerstörungswerk schreitet unaufhaltsam vorwärts. Es ist, als ob die Eifersucht der Natur über jenen glänzenden Sieg der menschlichen Kunst plötzlich erwacht und sie sich entschlossen hätte, fortan nicht mehr zu dulden, daß der Mensch ohne Mühe und Gefahr in ihr Allerheiligstes dringe.

Seit dem letzten italienischen Kriege, wo mehrere Cantonnieren zerstört und niedergebrannt, die Straße theilweise demolirt wurde, ist zwar der Fahrweg wiederhergestellt, die Post nimmt aber schon jetzt nicht

mehr ihren Weg über das Joch, und man fürchtet, daß seine Fahrbarkeit bald ganz aufhören werde. Lawinen, Schneegestürm, Steingeröll und Bergwasser arbeiten alljährlich so emsig an der Verwüstung des wunderbaren Werkes, daß nach und nach die Menschenhände in ihrer Reaktion wohl erlahmen werden.

Das Wormser Joch ist der höchste Fahrweg der Welt, 8900 Fuß über dem Meeresspiegel, 1000 Fuß höher als der große St. Bernhard, und 2000 Fuß höher als der Simplon. Unseren Brocken könnte man also zwei ein halb Mal über einander setzen, um die Höhe des Passes zu erreichen. Und diese Höhe rollen schwere Wagen vermittelst der Zickzack-Terrassen, die die Elevation des Weges auf ein sehr Geringes reduziren, gemächlich hinauf. Der Orteles oder Ortler, der bedeutendste Berg Oesterreichs, scheint von dem Scheitel des Joches nur einen Steinwurf weit, und doch ist er noch 3400 Fuß höher und viele Meilen entfernt.

Mit einem zufällig in Sondrio gefundenen Schweizer, der dieselbe Tour vorhatte, saß ich in einer zweispännigen offenen Postkalesche. Mein Begleiter hatte bereits alle Exclamationen und Betheuerungen erschöpft, daß er in seinem Vaterlande wohl manche noch höhere Alpenspitze erstiegen, ihn aber noch nie eine Bergscenerie so ergriffen habe. Wir waren jetzt auf dem Gipfel des Joches, den der Ueberraschungen sollten wir aber erst bei der Thalfahrt erreichen. Beim Bergauf ist der Uebergang in die verschiedenen Regionen allmälig und die Steigung des Weges auf der Südseite des Weges so vertheilt, daß dem Auge und der Phantasie immer einige Rast bleibt. Anders an der nördlichen, tyroler Seite, die schon an sich steiler, großartiger und mannigfaltiger. In scharfem Trabe ging's bergab und ich will nicht verhehlen, daß es mir in den ersten paar Minuten recht unheimlich zu Muthe war, denn es sah immer aus, als sollten wir bei jeder Biegung des Weges in den Abgrund geschleudert werden; um diese nichts weniger als behagliche Illusion zu vermehren und dem Gefühle des Schwindels den freiesten Spielraum zu geben, waren gerade an den gefährlichsten Stellen die hölzernen Brustwehren zertrümmert. Unser Leben hing abwechselnd an dem rechten oder linken Zügel der Pferde, oder genau genommen an deren Instinkt, zur rechten Zeit die Volte zu machen. Als wir jedoch diese das zweite, dritte, vierte, fünfte Mal präzis und glücklich vollzogen sahen — oder vielmehr fühlten, denn das Auge pflegt sich in der Regel unwillkürlich zu schließen, wenn der Tod, sey es der wirkliche oder nur der eingebildete, plötzlich und hart an uns herantritt — ich sage, als wir die verhängnißvolle Exekution einige Male glücklich überstanden hatten, kehrte das Vertrauen zurück und der Schwindel verlor sich. Statt seiner stellte sich aber ein traumhafter Zustand ein. Es war mir, als säße ich, statt in einer Postkutsche auf dem Faustmantel, nicht ein sterblicher Schweizer, sondern Mephisto selber neben mir, die ganze Erde tief unter uns. Ueber Schneefelder, Gletscher, Schluchten, nackte Felsen, Wälder, blumige Auen, Häuser, Dörfer schwebten wir dahin, minutenlang oft in eine Wolke gehüllt, ringsum graues Dunkel, dann that sich plötzlich wieder eine neue, prachtvolle Landschaft in rosigem Lichte auf, aber kaum hatte sich der Sinn an ihr in Entzücken berauscht, so wälzte sich abermals ein Bergkoloß oder eine Nebelschicht darüber. —

Erst in Teesoi erwachte ich, oder eigentlich erst spät Abends in Meran, denn von der ganzen weiten Fahrt bis dahin weiß ich nicht viel mehr, als daß wir fünf Mal Pferde und Wagen wechselten und mein Begleiter in Naturns einen Zank mit einem Menschen hatte, den ich für den Stallknecht hielt, der sich aber als Postmeister zu erkennen und uns einige nicht druckfähige Schimpfworte mit auf den Weg gab. Die Wirthin in Teesoi heißt komischer Weise Orteler; ihr Mann liegt am Fuße seines großen Namensvetters begraben.

Ich war nun wieder in meinem lieben Tyrol, in Deutschland, denn alle Geographen rechnen es hinzu, wenn auch die „deutsche Zunge" noch nicht bis in den südlichen Theil reicht, und sie selbst im nördlichen ein Stück Fleisch ist, dessen germanische Wurzel von einem Norddeutschen schwer erkannt wird. Auch ich habe immer an dem Deutschthum dieser Zunge gezweifelt, bis mich eine Bäuerin in der Gegend von Botzen darüber aufklärte, daß wir die Wälschen und die Tyroler die Deutschen sind. Ich fragte sie in meiner Muttersprache nach dem Wege. Sie schüttelte den Kopf: „ä schbreä nät wälsch, gängen's noor", (ich spreche nicht Italienisch, gehen Sie nur.) Die gute Frau hatte mein Deutsch für Wälsch gehalten. Aber sie mögen sprechen, diese Tyroler, wie und was sie wollen, es sind doch liebe, prächtige Leute, dienstfertig, bescheiden, herzlich, kurz ein Völkchen, unter dem es Einem recht wohl wird.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag den 17. März: „Jakob und seine Söhne in Aegypten". Große Oper in 3 Akten von Mehul.

Das wirklich Schöne und Gute bleibt ewig schön und gut, und wird zu allen Zeiten seine Macht bewähren. Einen Beleg dazu lieferte die heutige Vorstellung. Mehul's „Jakob und seine Söhne", diese alte Oper, mit dem klaren, intriguenlosen, idillischen Sujet, mit ihrer einfachen, gemüthvollen Musik wirkte mit Zauberkraft auf das Publikum, das nicht leicht eine Vorstellung so befriedigt verließ, als die heutige. Die Wahl dieser Oper macht dem Geschmacke des Hrn. Kapellmeisters Witt, zu dessen Benefice sie stattfand, der mehr als gewöhnlich zahlreiche Besuch der Vorstellung machte dem Geschmacke des Publikum Ehre. Der in jeder Beziehung erzielte Erfolg ist vor allem eine Wirkung der Macht der Wahrheit, der klassischen Schönheit dieser Musik, die ohne alle jene Harmonie- und Instrumentalmassen, mit denen die Komponisten unserer Zeit auf das Gehör und die Besinnung der Zuhörer losstürmen, doch alle vorkommenden Charaktere in all ihren Verschiedenheiten treu in den Tönen widerspiegelt und jede Situation mit der ihr passenden Tonfarbe ausstattet, einer Musik, die Joseph's edeln Sinn, Benjamin's kindliche Sanftmuth, Jakob's erhabene, duldende Ergebenheit, Simeon's reuevolles, von Verzweiflung gefoltertes Herz wahrheitsgetreu hervorhebt. — es ist aber auch ein Erfolg, an dem die wirklich gute Aufführung mit Ursache ist. Wir müssen hier vor Allen Hrn. Leb-

feld nennen, der aus Gefälligkeit für den Benefizianten die Rolle des Simeon übernommen hatte, die in musikalischer wie dramatischer Beziehung schwierigste Partie der Oper. Daß Hr. Lehfeld die Rolle als Schauspieler richtig erfassen und durchführen werde, das konnte man im Voraus überzeugt seyn, aber mit dem größten Vergnügen mußte man bemerken, daß er auch im Gesang allen Anforderungen genügte. Wenn auch seiner Stimme jener zarte Schmelz, jene feine Abrundung der Töne mangelt, welche den geübten Sänger beurkundet, so ist dieselbe doch klangvoll, seine Intonation war rein, und sein Vortrag so wahr, so ergreifend, daß man über dem Spiele den Gesang ganz vergaß. Frl. Schütz sang den Benjamin vortrefflich; ihr klares, ruhiges Organ paßte ausgezeichnet gut für diese Partie. Hr. Pichler sang und spielte den Jakob mit all der dieser Partie inwohnenden demuthvollen, patriarchalischen Würde, vor Allem rühmenswerth war sein Vortrag in dem Terzett im 2. Akte. Hr. Horn (Joseph) sang recht brav und deutlich, sein Spiel hätte mitunter mehr Leben haben dürfen; für ihn wäre es Gewinn, wenn er öfter mit Männern, wie Hr. Lehfeld, zusammenspielen würde, denn in den Scenen, welche sie zusammen hatten, war es unverkennbar, daß Hrn. Lehfeld's dramatische Darstellung, sein Feuer, auch Hrn. Horn einigermaßen mit fortriß. Die Ensemblestücke gingen präzis und lebendig zusammen, die Chöre hinter der Scene, durch eine Anzahl Dilettanten verstärkt, nahmen sich vorzüglich gut aus, und die Zuschauer verließen zufrieden das Haus; Mancher mochte vielleicht sich wundern, daß ihm so „altes Zeug" so gut gefallen habe. Möge dieser Beifall, sowie der mehr als seither gewöhnlich zahlreiche Besuch der Vorstellung der Direktion ein Fingerzeig für die Zukunft seyn, möge sie daraus erkennen, daß das Publikum nicht alles Neue, Ohrenkitzelnde, als das non plus ultra der Opernmusik anerkennt, daß es, des unvermeidlichen italienischen Firlefanzes müde, wenigstens abwechselnd recht gerne zu den Meisterwerken älterer Zeit zurückkehrt, daß das Klassische, wenn gut gegeben, auch stets einträglich, daß eine gute alte Oper so anziehend ist, als eine der ephemeren Neuigkeiten. Mögen daraus die HH. Sänger und Sängerinnen erkennen, daß sie auch mit einfachen, glanzlosen Partien Beifall finden können und werden, und nicht immer dazu der schon so oft vorgerittenen stereotypen Paradepferde und all der Equilibristenkünste der neuitalischen Schule bedürfen.

Die zum Schluß aufgeführte Ouverture aus: „Eine Jagd Heinrich's IV." von Mehul, wurde von dem Musikkorps des k. 5. Jägerbataillons und dem Theaterorchester recht brav ausgeführt und gleichfalls sehr beifällig aufgenommen.

Samstag den 19. März: „Die Montechi und Capuletti", Oper von Bellini.

Die heutige Oper brachte uns einen Gast, Frl. C. Eisenhofer, die als Julie zum ersten Male unsere Bühne betrat. Ueber ein Erstlingsauftreten ein bestimmtes Urtheil abzugeben, ist stets eine schwierige Sache, und im vorliegenden Falle um so schwieriger, als sichtliche Befangenheit den geehrten Gast während der ganzen Vorstellung beherrschte und sie hinderte, ihre Stimme in all ihrer Fülle zu entfalten, und dieselbe schwächer erscheinen ließ, als sie ohne diese Aengstlichkeit gewesen seyn dürfte. Nicht zu verkennen war aber allgemeine musikalische Bildung und Sicherheit, tüchtige Gesangschule, vollendete Kenntniß der Technik der Stimme und eine seltene Leichtigkeit und Reinheit in den Fiorituren (Trillern, Läufen). Auch das Spiel der Frl. Eisenhofer war sehr gut, ausdrucksvoll, den Situationen angemessen, ebenso fern von Affektation als von Monotonie, es zeugte von bedeutendem dramatischen Talente.

Bezüglich der übrigen Mitspielenden bemerken wir im Allgemeinen, daß deren Leistungen befriedigten, namentlich Fräulein Schütz als Romeo, die sehr gut sang und spielte, und nur bei ihrem ersten Erscheinen etwas ungezwungener, etwas weniger streng soldatisch sich hätte bewegen dürfen. Das Klarinett-Solo im 3. Akte wurde diesmal recht gut vorgetragen, dagegen vermißten wir im 1. Akt ein paar Mal das zweite Horn. Das Männerchor scheint an unersetzbarer Verschwindsucht zu laboriren, von zehn Mann ist er bereits auf 8 Mann reduzirt, geht das so fort, so wird am Ende der Saison vielleicht der Chor blos durch Statisten auf der Bühne repräsentirt, und dazu hinter den Coulissen durch „geehrte Dilettanten" gesungen.

. . . s.

Literarische Notiz.

* Wir haben schon öfters des „Illustrirten Familienbuchs zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise" in diesem Blatte gedacht. Es ist dies eine aus der Reihe jener großartigen und nützlichen Unternehmungen, welche seit 16 Jahren die Gesellschaft des österreichischen Lloyd auf dem Gebiete der Industrie, des Verkehrs, der Kunst und Literatur in's Leben gerufen hat und die, geleitet durch thätige und einsichtsvolle Männer, gefördert durch tüchtige Kräfte, gestützt auf glänzende Geldmittel den Namen dieser Gesellschaft durch die ganze zivilisirte Welt verbreitet haben. Von dem „Illustrirten Familienbuch" erscheint monatlich ein Heft, welches außer drei Stahlstichen Originalnovellen, Erzählungen und Gedichte, Aufsätze aus dem Gebiete der Natur, des Handels, des Haushalts und der Gewerbe, Schilderungen von Gegenden und Sitten, endlich Aufsätze über Kunst und Literatur enthält. Daß dem Reichthum und der Manigfaltigkeit des Inhalts dessen Güte und Gediegenheit entspreche, dies lassen schon die Namen der Mitarbeiter erwarten; es sind darunter die besten deutschen Schriftsteller der Gegenwart, blos beispielsweise nennen wir Hackländer, Laube, Mosenthal, Grillparzer, Anastasius Grün, Kohl. Hiemit nicht zufrieden hat die Gesellschaft des österr. Lloyd im vorigen Jahr einen Preis ausgeschrieben für die besten Novellen, die ihr würden eingesendet werden. Diese Aufforderung hatte auch einen so guten Erfolg, daß fünf eingegangene Arbeiten mit Preisen von 30, 20, 15 und 10 Dukaten bedacht wurden. Eine derselben, betitelt: „Ein Lebensstück" von Ed. Höfer ist im ersten Hefte, und eine andere, betitelt: „Das große und kleine Loos" von Kürnberger, welcher der erste Preis zuerkannt wurde, im zweiten Heft des heurigen (dritten) Jahrgangs erschienen. So nimmt denn wohl das „Illustrirte Familienbuch", von dem jetzt der dritte Jahrgang erscheint, unter allen derartigen Unternehmungen unbestritten einen der ersten Plätze ein. Zudem ist der Preis, der für jährlich 48 Bogen Text und 36 artistische Beilagen per Heft nur 36 kr. rh. beträgt, im Vergleich zu den aufgewandten Mitteln und dem damit Geleisteten, ein äußerst billiger.

*

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 25. Sonntag, den 27. März 1853.

Das Wettrennen auf Schlittschuhen.

(Schluß.)

Die Büsche, welche das Ufer besäumten, flogen mit Blitzesschnelle an mir vorüber, als ich auf meiner Flucht durch die schmale Lichtung huschte. Die Mündung war nahezu erreicht, noch eine Sekunde und ich war verhältnißmäßig in Sicherheit, als unversehens meine beiden Verfolger auf der hier etwa 10 Fuß hohen Uferlehne erschienen. Hier galt kein langes Besinnen, darum duckte ich mich zusammen und schoß wie toll vorwärts. Die Wölfe sprangen nach mir, nahmen aber meine Eile nicht in Rechnung und blieben hinter mir, während ihre vermeintliche Beute wohlbehalten auf den Strom hinausschoß.

Mein Instinkt trieb mich heimwärts. Die hellen Schneeflocken stoben von dem Eisen meiner Schlittschuhe und ich war schon eine gute Strecke meinen Verfolgern voran, als ihr wildes grimmiges Geheul mir verkündete, daß sie mir noch immer nachsetzten. Ich sah mich nicht um, ich fühlte nicht Angst, noch Sorge oder Freude; nur der einzige Gedanke an die Heimath, an die frohen holden Gesichter, die mich dort bei der Rückkehr erwarteten, und an die Thränen, falls sie mich nicht wieder sehen sollten, erfüllte mich und spornte alle Kräfte Leibes und der Seele zu meiner Rettung an.

Ich war auf dem Eis wie zu Hause, denn ich hatte mich mittels meiner Schlittschuhe manch lieben Tag auf demselben herumgetummelt, ohne daran zu denken, daß sie mir noch einst ein Mittel zur Lebensrettung werden sollten. Jede halbe Minute benachrichtigte mich ein abwechselndes Heulen, Bellen oder Schnauben meiner Begleiter, daß sie mich noch immer hitzig verfolgten, und näher immer näher kamen sie. Immer deutlicher hörte ich ihre Klauen auf dem Eise klappern, bis ich ihren Athem fühlen und ihr Schnauben vernehmen konnte. Nun ward jeder Nerv und Muskel an meinem Leibe auf's Aeußerste angespannt, um ihnen zu entkommen.

Die Bäume am Ufer schienen in einem ungewissen Lichte zu tanzen, mein Hirn schien zu kochen ob meiner athemlosen Eile, und noch immer ertönte ihr hungriges, röchelndes Schnauben hinter mir, als mich eine unwillkürliche Bewegung von meiner Seite von meinem bisherigen Kurs ablenkte. Die Wölfe, dicht hinter mir, konnten nicht anhalten, und eben so wenig auf dem glatten Eise sich umdrehen, — sie glitten aus und fielen, rannten aber noch immer auf ihrem seitherigen Striche fort; die Zunge hing ihnen weit heraus, aus dem blutrothen Rachen glänzten die langen weißen Zähne, ihre dunkle struppige Brust war ganz mit Schaum bedeckt, ihre Augen funkelten und heulten vor Wuth, als sie an mir vorüberjagten. Da ging mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf, daß ich ihnen auf diese Weise entgehen könne, wenn ich nämlich jedesmal seitwärts ablenke, so oft sie mir allzunahe kämen, denn sie können vermöge der Bildung ihrer Füße nicht anders als in gerader Linie auf dem Eis laufen.

Ich machte mich alsbald an die Ausführung dieses Plans. Die Wölfe, kaum wieder auf den Läufen, kamen gerade auf mich zu — ich drehte mich um und lief wieder etwa 25 Schritte stromaufwärts, bog dann in einer engen Curve ab und jagte gerade an meinen Verfolgern vorüber, wieder thalwärts. Ein wildes Geheul beantwortete meine Evolution und die Wölfe, auf den Hinterbeinen hingleitend, jagten weiter, ein vollkommenes Bild der Hülflosigkeit und des getäuschten ohnmächtigen Grimmes. So gewann ich bei jedem derartigen Umdrehen stets einen Vorsprung von etwa 100 Schritten, und wiederholte es noch drei oder vier Male, wobei die Wölfe denn immer zorniger und verwirrter wurden.

Einmal, als ich das Umdrehen zu lange aufgeschoben hatte, kamen mir meine blutdürstigen Gegner, so nahe, daß sie mich beim Sprunge, als sie nach mir schnappten, mit ihrem weißen Geifer bespritzten und ihre Zähne wie eine Fuchsfalle zusammenklappten. Wären meine Schlittschuhe nur einen Moment ausgewichen oder ich über einen Ast gestolpert oder mit dem Fuß in eine Eisspalte gerathen, so wäre es um mich gethan gewesen, und ich hätte die Geschichte meines Abenteuers nicht mehr zu erzählen vermocht . . . Ich hielt jetzt Alles für verloren, — ich wußte, wo sie mich zuerst packen würden, falls ich fiel; ich bedachte, wie lange ich leiden müßte, bevor ich stürbe, und wie dann meine Freunde nach meinem Leichnam suchen würden, der schon ein Grab gefunden, — denn leider weiß Niemand, wie rasch und treu der Menschengeist all die schauerlichen Farben eines Todenbildes zu finden vermag, als derjenige, der in solch augenscheinlicher Todesgefahr geschwebt hat.

Ich hatte nun nahezu das Haus erreicht, und als ich in seine Nähe gekommen war, rief ich meine Hunde, die nun ihre tiefen Stimmen erhoben und wie wüthend in ihrem Stalle bellten. Ich hörte ihre Ketten

rasseln und hätte für mein Leben gerne gesehen, daß sie sie zerrissen hätten, denn alsdann wären mir Beschützer zur Seite gestanden, die es mit den wildesten und stärksten Bewohnern des Urwaldes aufnehmen konnten.

Das Gebell der Hunde machte die Wölfe stutzig — sie hielten in ihrem tollen Jagen an, lauschten eine Weile, machten dann kehrt und flohen. Ich beobachtete sie, bis ihre dunklen Gestalten hinter dem Grat eines nahen Hügels verschwunden waren, nahm dann meine Schlittschuhe ab und begab mich in das Haus, mit allen Gefühlen, die sich besser denken als beschreiben lassen. Allein noch heutigen Tages kann ich nicht leicht eine breite Eisfläche im Mondschein ansehen, ohne an das gierige Schnauben jener ausgehungerten Bestien zu denken, mit welchen ich in jener Nacht auf dem Kennebec um mein Leben in die Wette rannte.

Streifzüge.

(Fortsetzung und Schluß.)

Tyrol wird nun schon seit einer Reihe von Jahren viel bereist, dennoch zeigen sich auch unter Klassen, die dem Fremdenverkehr am nächsten stehen, kaum Spuren von allen jenen Eigenschaften, derentwegen z. B. über die meisten schweizer Wirthe nebst Dienstpersonal so häufig Klage geführt wird. „Wird auch schon kommen, werden auch schon nach und nach verschweizern, lassen Sie nur noch erst einige Jahre ins Land gehen, die Herren Engländer werden schon dafür sorgen", meinte zwar mein schweizer Gefährte, ich glaube es aber nicht, wenigstens wird jene Verschweizerung, wie er es nannte, nicht so rasch eintreten. Das Völkchen ist zu einfältig, im biblischen Sinne. Freilich kann auch einer starken Mehrheit dieser Gebirgsbewohner das Prädikat im modernen Sinne nicht vorenthalten werden, norddeutsche Reisende täuschen sich aber doch auch in dieser Beziehung leicht und schließen oft von der unleugbaren Unbeweglichkeit und Schwerfälligkeit ihrer Zunge auf die des Gedankens. Die Formen, in denen sich der religiöse Sinn des Tyrolers äußert, fallen einem Nordländer, selbst einem strengen Katholiken nicht selten auf; wer sich aber Mühe gibt, das Landvolk näher kennen zu lernen, wird sich überzeugen, daß in manchen anderen Ländern diese Formen weit häufiger nicht mit der gleichen inneren Andacht beobachtet werden, als gerade hier.

Des südlichen Europas, Italiens, Spaniens ꝛc. gar nicht zu gedenken, vergleiche man nur z. B. Böhmen. Dort geht ein Trupp Landleute an einem Heiligenbild vorüber, Jeder zieht die Mütze, Viele bekreuzigen sich, sprechen Gebete u. s. w.; darauf geht's in die Schenke, man betrinkt sich in Branntwein, Unfug aller Art wird getrieben und schließlich vielleicht die Zeche in Stuhlbeinen auf den Rücken des Wirthes bezahlt.

Eine gleiche Anzahl Tyroler würde wahrscheinlich auf ihrem Wege dasselbe thun, in der Schenke aber Jeder nur einen halben Schoppen Wein trinken und dann an seine schwere Arbeit gehen. Der Tyroler ist mäßig, arbeitsam und friedlich. Faustkämpfe (Rankeln, Robeln) sind überall sehr beliebt, man darf sie aber in den meisten Fällen keineswegs für rohe Ausbrüche von Feindseligkeiten halten. Häufig sind es aber verabredete Scheinkämpfe, Turniere ins Bäurische übersetzt; wo dies nicht der Fall ist, entspringen sie in der Regel aus kleinen Neckereien, für die der Tyroler sehr inklinirt, oder aus Eifersucht Einzelner oder größerer Genossenschaften und arten höchst selten aus. Gewisse Kampfregeln werden eingehalten, und nur in den südlichen, an Italien gränzenden Landestheilen kommt es zuweilen zu Messerstichen.

Braun und geröstet wie eine Kastanie kam ich in Meran an; die italienische Sonne und die Schneeluft deutscher Hochgebirge hatten ihre Wirkung gethan. Lippenpomade und Collodium (ein unschätzbares Mittel für Gebirgsreisende, die mit heiler Haut davon kommen wollen!) wurden eingekauft, ein Bad, das erste erfrischend kühle seit vielen Wochen, in dem Schneewasser der Passer genommen. So waren schon am ersten Morgen meine Lippen und Füße ausgebessert, am Abend war es auch mein Schuhwerk, welches das drei Viertel zu Fuß und auf ungebahnten Wegen erstiegene Wormser Joch ganz außer Fassung gebracht hatte; ich fühlte mich dem ganzen Stock der räthischen Alpen gewachsen und hätte gern ihre Berge sämmtlich der Reihe nach unter die Sohlen genommen, aber der Weg nach Hause war noch lang, die Zeit kurz, und ich mußte die strengste Auswahl treffen. Auf einer früheren Reise hatte ich schon viele der berühmteren Berge bestiegen, ich entschloß mich deßhalb, nur einiges Wenige nachzuholen

Auf der ganzen Tour von Meran bis Insbruck war meine einzige größere Exkursion die zweitägige von Botzen über den Ritten nach Seis.

An einem herrlichen Morgen wanderte ich aus. Jeder Berg rauchte sein Morgenpfeifchen anfangs ungestört, bald legte sich aber der Wind drein, und nun gab's ein lustiges Durcheinander von Wolken und Nebelstreifen in allen Größen — ich war in eine große Wolken-Fabrik gerathen und konnte alle technischen Geheimnisse belauschen. Ich plaudere aber nichts aus, denn ich denke noch öfter solche Gebirgsreisen zu machen, und auf solchen ist die Freundschaft des launenhaftesten aller Elemente zu wichtig, als daß ich sie durch Indiskretion verscherzen möchte.

Interessant und zugleich lustig zu sehen sind die sogenannten Erdpyramiden von Lengmoos. Die meisten sind oben so dick oder noch dicker, als unten, einzelne birn-, andere pilzenförmig, bald haben sie einen breiten Stein auf dem Kopfe, bald einen Baum. Auf der andern Seite der Schlucht, nach Lengmoos zu, stehen mehrere Reihen nebeneinander, die sich der Kegelform nähern, mit einer etwas geneigten Spitze, unten breit zulaufend; von weitem könnte man sie für eine Nonnenprozession halten.

Daß Wasser das Agens gewesen, unterliegt keinem Zweifel; die großen Steine und Baumwurzeln schützten die Erdschicht senkrecht unter ihnen, während das ungeschützte Erdreich rundum weggewaschen wurde, so daß sich Säulen bildeten, ursprünglich von fast gleicher Höhe; bei einigen wurde der schützende Baum oder Stein nach und nach unterminirt, fiel herab und der Regen nahm nun von der Spitze immer mehr

fort, weßhalb manche nur 20—30 Fuß hoch sind, während fast alle gedeckten ungefähr 60 Fuß messen. Wie es aber zugegangen, daß das Wasser fortgesetzt nur von oben wirkte, und nicht mehr von den Seitenwänden abwusch, daß diese zahllosen Säulen so lange den Bergströmen trotzen konnten, überhaupt, daß die Formation mit solcher Regelmäßigkeit geschah, war mir Laien doch nicht recht deutlich und ich freute mich, in meinem Reisebuche zu lesen, daß auch die Geologen sich noch darüber streiten.

Das weibliche Geschlecht trägt hier eine Kopfbedeckung, die zu dem Häßlichsten und Unzweckmäßigsten gehört, was man sehen kann. Es sind aus gröbster schwarzer Wolle (Wutzeln) gestrickte Mützen, die den Kopf mit einem dicken Wulst einfassen und oben in einer zollbreiten Spitze auslaufen. Fast scheint es, als ob sich die Leute ein paar von den Erdpyramiden, die genau dieselbe Form haben, zum Modell genommen hätten.

Von hier dirigirte ich mich nun hinab nach der Chaussee, über die Eisackbrücke nach dem Schlörn zu, den ich ersteigen wollte. Ueber mir war es aber anders beschlossen. Hatte ich am Morgen am Ritten gesehen, wie die Wolken gemacht werden, so sollte ich nun auch erfahren, wozu sie gemacht werden: ich war in eine große Wolkenniederlage, oder, wie sie's hier nennen würden, in einen „Hauptverschleiß" gerathen. Dichte Massen hatten sich um den Schlörn herum gelagert, nur zeitweise schaute der breite Rücken heraus und die beiden Dolomitnadeln an der einen Seite dienten mir als Magnetnadeln; bald kam aber von drüben herüber frischer Zuzug und besetzte den Berg vollständig. Jetzt sah ich nichts mehr, als graue Finsterniß, und meine Unvorsichtkeit, keinen Führer mitgenommen zu haben. Einige Bauern, denen ich ab und zu begegnete, schienen sich verabredet zu haben, auf meine Fragen nach Richtung und Entfernung die abweichendsten Antworten zu geben.

Nach etwa zweistündigen Irrfahrten kam mir ein junger Bursche entgegen; einige Zehnkreuzerzettel bewogen ihn, sein Kraxel mit Holz in einem Busche abzusetzen, umzukehren und mich nach Seis, dem nächsten Orte, zu führen.

Unten in den Bergen war es jetzt heller geworden, dafür hatten sich aber meine grauen Freunde in ihre eigentlichen Quartiere zurückgezogen und sprühten anfangs einen feinen, nach und nach aber immer gröberen Regen herab. Der Wirth tröstete mich, hier im Gebirge regne es nie lange, ich könne morgen über die Seiser Alp (die üppigste Matte von Tyrol, mit über 300 Sennhütten) nach dem Grödener Thale wandern.

Wirklich war auch, was der Himmel am andern Morgen auf die Erde herabsandte, kein Regen, sondern dicke Wasserstrahlen oder kleine Gießbäche; deren Wirkung auf Gebirgswege kannte ich aber schon von früher her hinlänglich, um mir alle Wandergelüste für die nächsten drei Tage vergehen zu lassen.

Ohnehin schmerzte mich ein Fuß, an dem ich mich verletzt hatte, ich sah mich also gegen Abend, als sich die Wolkendouche zu einem manierlichen, längere Dauer versprechenden Regen gemäßigt hatte, nach einem Vehikel um. Wagen gibt es in Seis nicht, aus dem einfachen Grunde, weil es keine Fahrwege gibt; ein Seiser Patrizier, der Kirchbauer, hatte jedoch — einen Korb, der auf zwei Rädern befestiget war; vorn war eine Stange angebracht, um ein Pferd daran zu spannen, und hinten schleiften zwei Stangen nach, um das Gleichgewicht zu halten. In diesen Apparat, für den ich keinen hochdeutschen Namen weiß, setzte ich mich und fuhr in fünf Stunden über Kastelruit nach Kolman an der Chaussee. Ein Knecht ging diese fünf Stunden nebenher, um das Pferd zu führen und an sehr steilen Stellen zu halten, wo vermittelst zweier Knüttel die beiden Räder gesperrt wurden.

Dieser Weg, wenn man ihn so nennen will, könnte Tyrol im Kleinen vorstellen, in der Art der Baurkellerschen Reliefpläne, nur in minder verjüngtem Maßstabe. Flächen fehlten ganz und gar, wie im Original, alles war gerippt und höckerig, nur verhältnißmäßig mehr Wasser vorhanden — denn Tyrol besitzt bekanntlich nur anderthalb Seen, den ganzen Achen- und den halben Gardasee — auf meinem Miniaturtyrol dagegen war fast ein Drittheil Wasser.

Einige Strecken schienen ursprünglich, vielleicht zu der Zeit der Margarethe Maultasche, gepflastert worden zu seyn, jetzt ragten nur noch sporadische Reste von Pflaster hervor, manche aber so trotzig und herausfordernd, daß die Räder entweder betroffen zurückprallten und einen Seitenweg suchten, oder mit einem verzweiflungsvollen Sprunge darüber hinwegsetzten. Der arme Korb, der alle diese gefährlichen Expeditionen mitmachen mußte, ächzte und stöhnte wie die Planken eines Schiffes, das vom Sturme gepeitscht wird; mir verging Hören und Sehen, vor Allem das Sitzen.

Kleine Strecken dieser interessanten Kunststraße laufen wie ihre berühmteren Schwestern, Simplon, Splügen rc. über den lebendigen Felsen, nur mit dem Unterschiede, daß er dort gesprengt und chaussirt, hier nackt und völlig au naturel ist; andere über Steingeröll, und diese letzteren wären die besten, wenn nicht zur Befestigung hin und wieder Baumstämme angebracht wären, so daß der Fahrende ungefähr das Gefühl hat, als wenn er sitzend langsam eine Treppe hinabgeschleift würde.

Wenn ich nun schließlich versichere, daß trotz alledem der Hinweg von Botzen über den Ritten nach Seis mich nicht gereute, so glaube ich ihn hiemit so bündig und erschöpfend geschildert zu haben, wie es gewiß noch keinem Reisebeschreiber mit irgend einem Theile der Alpen gelungen ist.

In Innsbruck hielt ich mehrere Tage Rast, denn ich fühlte mich, als ich dort aus dem Postwagen stieg, noch so lahm und zerbrochen, wie vielleicht diese meine Berichte vielen Lesern erschienen sind. Um auch ihnen einige Erholung zu gönnen, breche ich denn meine „Streifzüge" hier ab, und behalte mir vor, zu gelegener Zeit eine zusammenhängende Schilderung meiner „Wanderschaft in den norischen Alpen zu geben und eine zusammenhängende Erzählung von dem, was ich aus den mittlerweile empfangenen Briefen des Malers über die englische Familie erfuhr. J. R.

* Unzählige Küsse.

Der Frühling verstreut der Blumen unendliche
Zahl als Küsse
Der bräutlichen Erde — die Nachtigall hauchet der Lieder
Schwall als Küsse
In dämmernde Luft, und fragt, wie viel sie gesungen.
Die Sterne senden vom dunkelnden Himmels-
Saal die Küsse,
Der Menschen schlafendes Auge mit Träumen segnend.
Freigebig nie endend schleudert der Sonne
Ball die Küsse,
Den dunklen Kindern, auf öden Bahnen kreisend.
Die Wogen rauben einander im stürmischen
Fall die Küsse
Und sinken selig in's perlenbestreute Gelände.
Vom Berg der tosende Sturzbach eilet in's
Thal zu Küssen
Und springt an die grünen Ufer mit jauchzenden Wogen.
Der Schmetterling sammelt auf Blumen sein liebliches
Mahl in Küssen,
Und zählt nicht, wie viel er mit lüsternen Lippen getrunken.
Der Künstler zaubert der Saiten verschwisterten
Schall zu Küssen,
Der Seele niemals verstandene Sehnsucht erweckend.
Die Schwärme der Lieder versend' ich in einsamer
Qual als Küsse
Der fernen Geliebten, ihr lächelndes Auge umrauschend —
— — Und soll ich, o Mädchen! — denn nicht ein unendliches
Mal dich küssen,
Wenn rasches Glück in den bebenden Arm dich geworfen? —
— — Hat glühende Liebe denn süßere
Wahl, — als Küsse?

Miscellen.

Die „Posener Zeitung" berichtet aus Gnesen über eine originelle Schwurgerichtsverhandlung unter Dieben, die in diesem Winter im Gnesener Gerichtsgefängniß vorkam. Drei Gefangene waren aus dem Gefängnisse dadurch ausgebrochen, daß sie ein Loch in die Mauer machten. Sie wurden wieder eingefangen und der eine von ihnen in einen Gefängnißkeller, in dem einige 30 Gefangene saßen, eingesperrt. Als der Gefangenwärter die Thür wieder verschlossen hatte, erhob sich ein zu 12 Jahren Zuchthaus verurtheilter Gefangener, hielt eine Rede gegen den Neuangekommenen und klagte ihn an, die Gesellschaft gröblich beleidigt zu haben, indem er sie durch einen Ausbruch aus dem Gefängniß zu verlassen gesucht habe. Er bildete sodann einen Schwurgerichtshof. Er selbst war Vorsitzender, hatte zu jeder Seite zwei Richter, ernannte einen Vertheidiger und zwölf Geschworene. Als die Anklage gegen den Schuldigen vorgetragen war, dieser aber die That leugnete, wurde er vom Gerichtshof wegen Leugnens zu zehn Hieben verurtheilt und die Strafe sogleich mit einem nassen zusammengedrehten Handtuche vollzogen. Zur Wahrheit angehalten, gestand er zwar sein Verbrechen ein, jedoch mit der Behauptung, daß er schon eine Oeffnung gefunden, indem die beiden andern Entflohenen dieselbe gemacht hätten. Nachdem er verhört war, forderte der Vorsitzende den Staatsanwalt zum Plaidoyer auf. Derselbe setzte auseinander, daß der Angeklagte durch seine That die ganze Versammlung beleidigt hätte, daß das hiesige Gericht dadurch eine schlechte Meinung von den Gefangenen bekäme, daß er endlich auch Hand angelegt hätte beim Ausbrechen des Loches, und trug darauf an, ihn mit sechs Monaten Gefängniß und 25 Hieben zu bestrafen. Der Vertheidiger trat nunmehr auf und suchte darzuthun, daß der Angeklagte sich durchaus keines Verbrechens gegen die Gesellschaft schuldig gemacht habe, denn so wie ein Vogel im Bauer, wenn er noch sehr gepflegt und gehegt, dennoch, wenn er eine Oeffnung findet, seine Freiheit sucht, so sey dieses Bedürfniß beim Menschen noch viel größer. Der Angeklagte habe ein Loch in der Mauer gefunden und indem er durch dasselbe herausging, sey er nur seiner natürlichen Freiheitsliebe gefolgt. Er trug demnach auf Freisprechung an. Die Geschworenen erklärten ihn dennoch für schuldig; der Gerichtshof verurtheilte ihn zu sechs Monaten Gefängniß und 25 Hieben. Diese letztern wurden ihm auch sogleich in optima forma ertheilt. Da der Verurtheilte dabei aber entsetzlich schrie, kam der Gefangenaufseher herzu und verhinderte, daß er die ganze Portion Hiebe ausgetheilt erhielt. Auf Befragen, wie die Gefangenen dazu kämen, eine solche Strafe eigenmächtig auszuüben, erklärten sie, das Gericht würde eine schlechte Meinung von ihnen haben, wenn sie dergleichen Ausbrüche zuließen; sie würden im Gefängnisse ganz gut behandelt, bekämen zu essen, es fehlte ihnen also an nichts.

•

(Das Karnevalsfest in Paris.) In Frankreich wird das Karnevalsfest seit Langem nicht anders gefeiert, als daß eine größere Freiheit für Tanzvergnügungen, namentlich für Maskenbälle und lebendigeres geselliges Leben in Privatzirkeln stattfindet. Nur das Aufhören des Fleischessens wird dadurch angedeutet, daß der Boeuf gras, ein fetter Ochse mit vergoldeten Hörnern und Bändern geziert, durch die Straßen mehrerer Städte zur Schlachtbank geführt wird.

In Paris war der Held des diesmaligen Karnevalszuges ein Ochse von 2700 Pfund Schwere, der mit mehr als gewöhnlichem Gepränge schon am Sonntag vor Fastnacht umhergeführt wurde. An der Spitze des Zuges gingen zwei Männer in mittelalterlicher Tracht. Ihnen folgten zwanzig Trommler und zwei Tambourmajors in der Uniform der Freiwilligen der Republik und dreißig Musiker in der Uniform der Zuaven. Hinter ihnen kamen sechs Druiden in Weiß gekleidet und unmittelbar vor dem Faschingsochsen einherschreitend, dem mehrere Männer mit Fähnlein folgten. Der Wagen, welcher dahinter fuhr, war reich vergoldet und mit sechs reichgeschirrten Pferden bespannt. Chronos, Cupido und andere mythologische Personen saßen wie gewöhnlich in dem Wagen, der von einer reitenden Eskorte begleitet war. Am Dienstag wiederholte sich der Aufzug des Boeuf gras, der um 11 Uhr in den Tuilerien ankam und durch das Gitter des Carrousselplatzes eingelassen wurde. Der Schlächter des Ochsen, der Schlächter, der ihn gekauft und der Kommissär der Schlächterei wurden einem alten Brauche zufolge in die Gemächer des Schlosses geführt und den Majestäten vorgestellt. Im selben Augenblick erfuhr der Kaiser, daß das Publikum nicht in das Innere des Hofes zugelassen worden sey, und gab sofort Befehl, die Gitter zu öffnen. In fünf Minuten war der ganze ungeheure Hof mit einer dichtgedrängten Menschenmasse angefüllt. Der Kaiser und die Kaiserin traten auf den Balkon hinaus und wurden mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser! Es lebe die Kaiserin!" begrüßt. Der Kaiser und die Kaiserin blieben über 10 Minuten auf dem Balkon und erst nach ihrem Rücktritt entfernte sich der Zug und die Menschenmenge.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 26. Mittwoch, den 30. März 1853.

Das große und das kleine Loos. *)

Ein Lebensbild von Ferdinand Kürnberger.

I.

Am Main.

In einer Gartenwirthschaft zu Niederrad, welches ein Dorf des Frankfurter Territorium ist, bildeten die Schenkmädchen eine Gruppe, wie der unbeschäftigte Augenblick das wohl mit sich bringt, und unterhielten sich über die Revenüen des hoffnungsvollen Tages.

„Wenn morgen zum Feiertag das Wetter so schön bleibt," sagte Lieschen von Gelnhausen, „so machen wir nicht Feierabend unter zwei oder drei Gulden."

Mit Verwunderung hörte ihre Nachbarin diesen kühnen Ausspruch, da sie aber ein Neuling war und erst seit ein paar Tagen debutirte, so schwieg sie bescheiden und ließ der Erfahrenen das Wort.

„Auch heute kommts noch," setzte Gretchen hinzu, und klimperte mit ihrer Einnahme in der nachläßig sichern Stellung eines Menschen, welcher weiß, was er spricht; „'s wird Sabbath heut Abend, die Herren von den Komptoirs werden früher als sonst da seyn." Gretchen war ein Frankfurter Kind und mußte ihr Lokal kennen.

„Wie viel hast du schon?" fragte Susanne von Hanau und that es der Klimpernden mit möglichstem Anstande nach.

„'S ist nicht der Rede werth," antwortete die Gefragte, das schnippiche Näschen rümpfend; „hab' ich doch den schlechtesten Posten. Es setzt sich Alles rechts hinunter mit der Aussicht auf den Taunus."

„Du kannst lachen," meinte Lieschen von Gelnhausen zu der neuen Kollegin und lehnte sich dem bescheidenen Mädchen vertraulich auf die Schulter. Aber die Frankfurter Eingeborne, minder wohlwollend gegen die Fremde, setzte sogleich hinzu:

„Das ist nur für die erste Weile. Mit Allen Neuen machen's die Wirthe so. Man gibt ihnen die besten Plätze am Anfang, aber sind sie zugewöhnt, so treten auch die andern wieder in ihr Recht."

*) Aus dem „Illustrirten Familienbuch" des österreichischen Lloyd.

„Laß nur, du wirst doch noch reich bei uns," tröstete die scheue Anfängerin; aber Gretchen, als wolle sie dieser die Freude ihres Erwerbes vorweg verleiden, fiel schnell dazwischen:

„Nicht wahr, einen Batzen bekommst du auch vom Gulden? Bei Schlosser in Offenbach hatten wir sechs Kreuzer."

„Oho, das ist doch frischweg gelogen," vermaß sich die von Gelnhausen.

„Es ist ja Musik dort," unterstützte die Prahlerin mit Erröthen ihre Hyperbel, „das trägt ein! — Guck einmal!"

In diesem Augenblicke verstummte das Gespräch; alle Aufmerksamkeit der Mädchen wendete sich nach dem Eingange. Da kamen zwei Herren Arm in Arm und hinter ihnen noch einer, der mit dem Gutta-Percha-Stäbchen in der Luft focht, und dann wieder zwei, welche einem großen Pudel Luftsprünge machen ließen. Alle Fünf schienen zusammenzugehören, und verhielt's sich so, — dann war das Glück derer gemacht, die sie zu bedienen bekam. Die Herren hielten am Eingang inne und überblickten musternd, wie es aller Gäste Brauch ist, die Lage des Raumes, den sie vor sich hatten. Die Schenkinnen standen seitwärts und sahen mit gespannter Erwartung der Wahl entgegen. Endlich trat die Kühnste vor — es war Gretchen von Frankfurt — und meinte mit einer begleitenden Handbewegung: „Hier ist ein schöner Platz!"

„Zu nahe an der Kegelbahn!" rief der Guttapercha-Fechter, indem er echauffirt seinen Strohhut lüftete, „das Bombardement verletzt meine zarten Nerven."

„Eben deßhalb", neckte sein Nachbar.

„Oder hier!" trat nun auch das Lieschen von Gelnhausen hervor.

„Hier, meine Herren!" sagte Susanne von Hanau; — den jungen Männern machte die Konkurrenz Spaß, man lachte von beiden Seiten und verstand eben, wie es gemeint war.

„Ich schlage vor, wir schicken den Pudel voraus und stellen uns unter die Disziplin des thierischen Instinktes", rief ein Bruder Lustig; aber schon hatte der Vorderste, ein schlanker, hübscher Blondbart, indem er die wetteifernden Mädchen musterte, die Perle unter ihnen herausgefunden. Zu der bescheidenen Fremden trat er heran, faßte sie unter's Kinn und fragte: „Wo ist dein Departement, mein Kind?"

Das Mädchen schlug die Augen nieder und wies mit der Hand rechts: „Dort unter den Fichten!"

„Wohlan, da wollen wir unsere Hütten bauen!“ kommandirte der Chorführer.

„Sie trinken doch nichts als Aepfelwein“, murrte das schnippische Gretchen und eilte an einen Tisch, wo ihr geklopft wurde.

Aber die Gute hatte die Rechnung ohne die Gäste gemacht. Die Herren schienen zu großen Depensen aufgelegt. Sie fragten nach „Deidesheimer“, was ziemlich selten in einer Niederrader Gartenwirthschaft geschieht, und bestellten fünf Flaschen davon. Ja, sie wurden sogar einig, den lieblichen Pfälzer moussirend mit Selterswasser zu trinken und bestellten auch dieses. Die Speisekarte, die seit Menschengedenken in einem ländlichen Frankfurter Gasthaus zwischen Pfannkuchen, Coteletts und rohen Schinken sich dreht, mußte wenigstens letzteren liefern, und es ist wahrscheinlich, daß man noch mehr aufgewendet hätte, denn schon ließ eine kühne Stimme das Wort: „junge Hühner und Spargel“ erschallen, aber das Ideal blieb, zumal für einen Wochentag, unerreichbar an den Gestaden des Mains.

Die glückliche Auserwählte eilte, mit diesen Aufträgen beladen, von hinnen.

„Ein hübsches Töchterchen“, bemerkte der Provisor, der zuvor an den thierischen Instinkt appellirt hatte.

„Freund Clemens hat einen klassischen Blick hierin“, setzte der Literat mit der Guttapercha-Fuchtel hinzu.

„Ich habe sie noch nicht gesehen hier“, sagte der Comptoirist Bernold.

„Sie ist offenbar vom Lande“, meinte der junge Medizinalassistent Dr. Herbert.

„Das wäre Schade!“ erwiderte der Literat.

„Wie verstehen Sie das?“ fragte Clemens.

„Ich wüßte nicht, daß ich es überhaupt verstanden hätte“, versetzte dieser naiv.

„Desto besser!“ sagte Clemens ernsthaft. „Warum auch sollte das Volk nicht besitzen, was es sich selbst erzeugt? Es deutete auf etwas Ungesundes, entweder in der Organisation der Gesellschaft, — in unsern Anschauungen davon, wenn wir den Bauernstand nur wie einen Niederschlag betrachteten, von dem alles Feinere nach oben aufperlen müßte.“

„Mit Ihnen streite ich nicht“, versetzte der Literat; „ein Mann, der auf dem Punkte steht, das große Loos zu gewinnen, ist allen Zeitideen um einen Schritt voraus.“

Diese Ausbeugung wurde applaudirt. Der Blondbart lächelte mit den Lachenden, setzte aber sogleich ungeheuchelt hinzu: „Ich wünschte mich gar nicht daran zu erinnern hier. Ein gutes Glas Wein unter einem ungetrübten Himmel, das sollte ein unabhängiger Augenblick seyn, ein Genuß für sich. Auch ich kann Sie ehrlich versichern, meine Herren, ich hatte den heutigen Ziehungstag glücklich vergessen, bis Sie so aufmerksam waren, mich zu diesem Spaziergange abzuholen. Denn muß ich nicht mit einer Art Scham mir diesen Spielversuch vorwerfen? Ein Mensch, welcher spielt, appellirt von seiner Erwerbskraft an das blinde Glück, er ist ein Bettler beim Zufall, ein Pensionär des Ungefährs, an die Stelle des Verdienstes will er das Geschenk setzen. Und ist das nicht demüthigend?“

„Nein,“ sagte der Literat, „blos consequent. Als ob wir Glück und Zufall nicht allenthalben bedürften im Leben! Spielen wir nicht auf jedem Schritt? Wenn ein Gönner uns fördert, ein Unternehmen einschlägt, ist's nicht Glück? Ja, wer das Frankfurter Loos gewinnt — wird's ihm denn rein geschenkt? Hat er nicht neunzig Gulden dafür gegeben, und ist diese Summe nicht auch ein Preis seiner Thätigkeit? Aber freilich, im Unverhältnißmäßigen zwischen Einsatz und Gewinn läge der Begriff des Spiels. Als ob wir nicht überall ausgingen auf dieses Unverhältnißmäßige! Mit derselben Thätigkeit eine stets wachsende Rente zu erzielen, ist das Programm unserer ganzen Civilisation. Und gelänge es nur eine Maschine zu erfinden, die einen Werth von neunzig Gulden zu einem Werth von einmalhundert siebenundachtzigtausend Gulden steigerte, — wie erwünscht wäre uns diese Maschiene! Was sie Verdienst nennen, ist eben ein Ding, welches ohne die Gunst der Conjunktur gar keine Existenz gewinnt; aber entgeht oft genug dem Verdienste sein natürlicher Preis, so ist's nur billig, nicht beschämend, wenn das Glück uns in anderer Weise entschädigt.“

„Sie sollten Missionsprediger in Homburg werden,“ scherzte Clemens, „übrigens — etwas Wahres liegt darin und das mag ich wohl gefühlt haben, als ich dem Sohne Abrahams sein Loos abnahm. Ich war, wie Sie wissen, mit freier Station nach Frankfurt gekommen, um ein Engagement in einer Buchhandlung ersten Ranges anzutreten. Die Sache zerschlug sich an unerwarteten Familienereignissen und ein kleines Abstandsgeld trat an die Stelle geträumter Hoffnungen. Etwas übel gelaunt, kam ich in meinen Gasthof zurück, da trat der Versucher heran. Er präsentirte mir ein ganzes Loos zur Ziehung der letzten Classe. Eben das Gründliche an dieser Verschwendung reizte mich. Ich erinnerte mich, daß meine sonstige Solidität schon längst die Nemesis herausgefordert haben müsse, wollte ich mich auf einmal im Pauschale mit ihr abfinden, so schien der Augenblick günstig. Da warf ich dem Schicksals-Colporteur meine Entschädigungssumme hin — es war fast das Ganze — und dachte nicht weiter daran. Blos Herr Bernold, mein näherer Umgang wußte davon. Hat er weitere Theilnahme dafür erregt, so that er mehr als ich selbst. Ich vergaß die Sache mehr und mehr. — Aber wo bleibt unser Souper?“

„Oho!“ rief der Provisor, „man hört, daß Sie kein Frankfurter sind. Unsre reichsstädtische Gemächlichkeit überstürzt sich in Nichts. Und vollends unsre ländlichen Restaurateurs, wohl wissend, daß Ugolino erst am neunten Tage verhungerte, denken menschlich genug, uns schon am achten das Bestellte zu liefern.“ —

„Es ist wohl auch nur die Sehnsucht nach seiner kleinen Odaliske,“ bemerkte Bernold.

„Sie irren mit Ihrer Erlaubniß,“ warf der Literat ein, „in dem Augenblicke, wo unserm verehrten Freund ein Californien aus dem Loostopfe zufällt, wird er sein Herz für eine höhere Wahl sparen, als für ein Schenkmädchen von Niederrad. Nehmen Sie Ihre Induktion zurück.“

„Mindestens,“ sagte Bernold, „wird ein Mann, welcher Sinn und Gefühl für Familienleben hat, nicht erst dem langsamen Schaffen der Natur zusehen wollen, wenn er mit einem Sprung in die glückliche Lage

kommt, das Fertige und Vollendete seinem Wunsche anzueignen."

„Wie alt mag das zarte Geschöpfchen seyn," warf der Provisor die Frage hin. — „Vierzehn, höchstens fünfzehn," meinte der Literat achselzuckend, „ich glaube kaum, daß sie schon im Ovid orientirt ist. Was sagen Sie Doktor? Habt Ihr Herren von der Diagnose nicht auch hier."

„Da leuchtet der Taunus eine blaue Perlenschnur," rief Clemens, in diesen Gang des Gespräches abspringend, dazwischen und nahm eine hingebende Stellung zu dem schönen Bilde. „Man kann doch nichts Edleres sehen, als den sanften Schwung dieser Höhenlinie; Amor, der Landschaftsmaler, hätte mit seinem ästhetischen Finger die Contur nicht glücklicher entworfen!"

„Das muß wahr seyn," bestätigte lebhaft der Doktor, „alle Maler sagen das Nämliche, wenn auch nicht so schön und schwärmerisch wie Sie."

„Amor spielt nun einmal den Prinzipal seiner Phantasie in dieser Stunde," bemerkte der Literat neckend; er hätte gerne die Unterhaltung auf den vorigen Punkt zurückgeführt. Aber der angeregte Heimatsstolz der Genossen war stärker und der Provisor setzte hinzu: „In der Morgenstunde sollen Sie ihn erst sehen, wenn die gegenüberstehende Sonne direkt auf die ganze Berglehne fällt, wenn Königstein, Falkenstein, Eppstein, Kronberg und all' die verwitterten Burgen und modernen Bad-Anlagen ihre deutlichste Räumung zeigen und jedes Hüttchen und jeder Baum genau unterschieden wird."

„Ich zweifle," entgegnete Clemens dem prosaischen Realisten, „daß diese Partien an Zauber gewinnen, durch eine solche Beleuchtung. Meinem Gefühle sagt der gegenwärtige Effekt besser zu, wo das ganze Gebirge unter der Sonne liegt. Sehen Sie einmal hin! Der westliche Strahlenregen, der schräg zwischen uns und dem Bilde jetzt einfällt, verhindert, indem er das Auge blendet, die Wahrnehmung aller gemeinen Details. Das Zurücktreten der Einzelheit hebt die bedeutsame Fülle des Ganzen. Größer wird der Berg und imposanter, wie er so dasteht in seiner verschleierten Bläue, wie unter einer krystallenen Glasglocke — sein eigenes Ideal! Was jetzt wirkt, das ist die Masse, die sich selbst vertritt, die wunderbare Schönheit der Form, übergossen von dem Anhauch einer Lasur, die wie ein Vorhang von Sonnenstäubchen all' die zerstreuenden Lokallichter dämpft in einem einzigen, glühenden, großartig dunkelnden Farbenton."

„Und dieser Schatten," fuhr der Doktor fort, „dieser heiße, dunstige Rauch — haben Sie es schon bemerkt — nimmt beim Sonnenuntergang einen purpurnen Ton an, eine Tinte, sag' ich Ihnen, von wärmstem, zartestem Violet. Der Taunus gibt dann in Wahrheit die vollständige Illusion eines südlichen Bildes. Ich mache Sie darauf aufmerksam, wenn es Abend wird."

„Ich zweifle," sagte der Provisor, „daß uns heute das Schauspiel erfreuen wird. Hinter Kronberg, mein' ich, zuckt eine elektrische Wandwolke, ich sehe schon lange ihren oberen Saum; auch kreiseln einige Wirbellüftchen, wie Sie merken, von Zeit zu Zeit über den Sand; — es ist möglich, daß wir ein Gewitter bekommen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Pferdemarkt zu Lebedjan.*)

Russisches Genrebild.

Einer der größten Vortheile der Jagd, mein theurer Leser, besteht darin, daß sie uns nöthigt, fortwährend den Ort zu wechseln, was für einen geschäftslosen Menschen äußerst angenehm ist. Freilich macht es einem manchmal, besonders bei Regenwetter, nicht viel Vergnügen, auf den Feldwegen umherzuziehen, querfeldein zu „schrägen", jeden begegnenden Bauer anzuhalten mit der Frage: „Heda! gut Freund! wohin fährt man nach Mordowka?" und in Mordowka ein stumpfsinniges altes Weib (alle Arbeitsfähigen sind auf dem Felde) auszuforschen, wie weit es noch bis zu den Poststationen sey; worauf man denn so ein zehn Werst zurücklegt und statt auf den Stationen in dem gutsherrlichen Dörfchen Chudobubnowa angelangt, zum großen Erstaunen einer ganzen Heerde Schweine, die mitten auf der Straße bis an die Ohren in einem dunkelbraunen Kothe vergraben sind und es durchaus nicht erwartet haben, daß man sie stören würde. Auch macht es einem keine Freude, über wie lebendig zitternde Brücken zu fahren, in Schluchten hinunter zu müssen, eine Fuhrt durch einen sumpfigen Bach zu passiren; keine Freude macht es einem, tagelang zu fahren und nichts als zu fahren auf dem grünlichen Meere der Heerstraße, oder, was Gott verhüte, einige Stunden lang vor den mit russischen Farben angestrichenen Werstpfählen im Kothe stecken zu bleiben, auf deren einer Seite die Zahl 22 und auf der andern 23 steht**); nicht erfreulich ist's, sich wochenlang mit Eiern, Milch und dem vielgelobten Roggenbrode zu nähren .... aber alle diese Unbequemlichkeiten und Unfälle werden durch Vortheile und Vergnügungen anderer Art aufgewogen. Doch schreiten wir zu der Erzählung selbst.

In Folge des Obengesagten brauche ich dem Leser nicht auseinander zu setzen, wie ich vor ungefähr fünf Jahren nach Lebedjan in das hitzigste Treiben des Jahrmarkts gerieth. Wir Jäger können eines schönen Morgens unser mehr oder weniger angestammtes Gut verlassen, mit der Absicht, den Tag darauf Abends wieder heim zu kehren, und so ganz allmälig, bald nach dieser, bald nach jener Schnepfe schießend, die gesegneten Ufer der Petschora erreichen. Dazu kommt, daß jeder Liebhaber von Flinten und Hunden auch ein leidenschaftlicher Verehrer des edelsten Thieres der Welt, des Pferdes, ist.

Und so gelangte ich denn nach Lebedjan, kehrte im Wirthshause ein, kleidete mich um und ging auf den Jahrmarkt. Der Aufwärter, ein langer ausgedörrter Bursche von zwanzig Jahren mit einem Nasentone, hatte sich schon beeilt, mir mitzutheilen, daß Seine Durchlaucht der Fürst W****, Remonteur des *****schen Regiments, im selben Wirthshause abgestiegen sey. Viele andere Herrschaften seyen abgereist, Abends sängen die Zigeuner und im Theater gäbe man den Pan Twardowski, die Pferde seyen im Preise, und schöne Pferde seyen es, die man hergebracht habe.

*) Aus dem „Tagebuch eines Jägers" von Iwan Turgenew.

**) In fast gleichweiter Entfernung von zwei Poststationen, welche 45 Werst auseinanderliegen.

Auf dem Jahrmarktsplatze standen endlose Reihen von Bauernwagen und hinter diesen die Pferde von allen möglichen Raçen: Traber, Zuchtpferde, Biliuki*), Fracht-, Post- und gemeine Bauernpferde. Einige satt und glatt, nach der Farbe zusammengestellt und mit bunten Decken behängt, an den hohen Rücklehnen kurz angebunden, schielten furchtsam zurück auf die ihnen nur zu sehr bekannten Peitschen ihrer Gewalthaber, der Roßkämme. Gutsbesitzerpferde, die von den Steppen-Edelleuten hundert bis zweihundert Werst weit hergeschickt waren, unter der Aufsicht irgend eines invaliden Kutschers und zweier oder dreier dickköpfiger Stallknechte, warfen ihre langen Hälse, stampften mit den Füßen und nagten aus Langweile an dem Holzwerk; Sowrasl von der Wjatkaschen Race drängten sich dicht an einander . . . . . in majestätischer Unbeweglichkeit, wie Löwen, standen rundkruppige Traber mit wallenden Schweifen und Haarzoten, graue Apfelschimmel, Rappen und Braune; die Kenner blieben ehrfurchtsvoll vor ihnen stehen.

In den aus Bauernwagen gebildeten Straßen drängten sich Leute jedes Standes, Alters und Aussehens. Roßhändler in blauen Kaftans und hohen Pelzmützen sahen sich pfiffig um und erwarteten Käufer; glatzäugige, krausköpfige Zigeuner schlenderten hin und her wie Besessene, besahen den Pferden die Zähne, hoben ihnen die Füße und Schweife auf, und schimpften, fluchten, dienten als Unterhändler, loosten oder katzbuckelten um irgend einen Remonteur in der Militärmütze und im Offiziermantel mit Biberkragen. Ein stämmiger Kosak hokte auf einem abgezehrten Wallachen mit einem Hirschhalse, und verkaufte ihn „mit Stumpf und Stiel", nämlich mit Sattel und Trense. Bauern in unter der Achsel zerrissenen Schafpelzen brachen sich tollköpfig durch die Menge Bahn, wälzten sich dutzendweis auf dem Wagen, welcher mit einem Pferde bespannt war, das „prubirt" werden sollte. Oder Sie feilschten irgendwo auf der Seite unter dem Beistand eines schlauen Zigeuners bis zum letzten Blutstropfen, gaben sich hundertmal nacheinander den Handschlag und doch blieb Jeder hartnäckig bei seinem Preise, während der Gegenstand ihres Streites ein erbärmlicher, mit einer zerzausten Bastmatte bedeckter Klepper schläfrig mit den Augen blinzelte, als ob ihn die Sache gar nichts anginge; und in der That, kann es ihm nicht einerlei seyn, wer ihn peitschen wird?

Gutsbesitzer in Polenmützen, in Camelotkitteln auf einem Arme angezogen, richteten herablassend das Wort an dickwanstige Kaufleute in Pelzmützen und grünen Handschuhen. Offiziere verschiedener Regimenter trieben sich auch dort umher. Ein ungewöhnlich langer Küraßier von deutscher Abkunft fragte kaltblütig einen hinkenden Pferdehändler: „wie viel Geld er wohl haben wollte für diesen Fuchs?" Ein blondes Husarchen von neunzehn Jahren suchte sich ein Seitenpferd aus zu seinem aufgeschürzten Paßgänger . . . . . Ein Fuhrmann in niedrigem, mit einer Pfauenfeder umwundenen Hütchen, braunem Hütchen und ledernen Fausthandschuhen, die er in den schmalen grünen Gürtel gesteckt hatte, suchte ein „Mittelthier"*).

Die Kutscher flochten ihren Pferden die Schweife, feuchteten die Mähnen an und gaben ihren Herren ergebensten Rath; die ihr Geschäft gemacht hatten, eilten ins Gasthaus oder in die Schenke, je nach den Vermögensumständen . . . . . Und Alles dies wogte, schrie, handierte, zankte und machte Frieden, fluchte und lachte im Koth bis an die Knie.

Ich wollte mir drei erträgliche Pferde für meine Britschka kaufen, die meinigen begannen den Dienst zu versagen. Ich fand zwei, konnte aber nicht zu einem dritten kommen. Nach dem Essen, dessen Beschreibung ich nicht unternehmen will (schon Aeneas wußte, wie unangenehm es ist, vergangene Drangsal zu offenbaren), begab ich mich in das sogenannte Kaffeehaus, wo sich jeden Abend die Remonteure, Fabrikbesitzer und andere Femde einfanden. Im Billardzimmer, das ganz überschwemmt von den bleiernen Wolken des Tabaksdampfes war, befanden sich ungefähr zwanzig Mann. Hier waren nonchalante junge Gutsbesitzer in Bekeschen und grauen Pantalons, mit langen Schmachtlocken und gewichsten Schnurrbärtchen, die adelig und keck um sich schauten. Andere Edelleute in Kosakenröcken und mit außerordentlich kurzen Hälsen und verschwommenen Augen ließen dort ihr kurzathmiges Aechzen hören. Die wohllöbliche Kaufmannschaft saß zur Seite, immer auf dem Sprunge, ehrfurchtsvoll aufzustehen. Offiziere sprachen ungenirt miteinander. Auf dem Billard spielte der Fürst N., ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, mit lustigem und etwas vornehm verächtlichem Gesicht, den Ueberrock weit aufgeknöpft, in rothseidenem Kutscherhemde und weiten sammetnen Pumphosen; er spielte mit einem abgedankten Lieutenant, Viktor Chlopakow geheißen.

Der abgedankte Lieutenant Viktor Chlopakow, ein kleines, schwarzbraunes, hageres Menschlein von dreißig Jahren, mit schwarzen, fetten Härchen, grauen Augen und einer stumpfen, aufgeworfenen Nase, besucht fleißig die Adelswahlen und Jahrmärkte. Er hat einen hüpfenden Gang, schlenkert mit gekrümmten Armen, trägt die Mütze auf dem Ohr und krempelt die Aermel seines Rockes auf, der mit graublauem Callicot gefüttert ist. Herr Chlopakow besitzt das Talent, sich an die reichen Petersburger Wildfänge zu machen, raucht, trinkt, spielt mit ihnen und duzt sie. Was sie an ihm haben, ist schwer zu begreifen. Viel Verstand hat er nicht, er ist nicht einmal komisch; seinen Narren kann man auch nicht an ihm haben. Die eigentliche Art mit ihm umzugehen ist freundschaftlich — nachläßig, wie mit einem guten Kerl, an dem nicht viel dran ist. Man schleppt sich mit ihm zwei, drei Wochen und dann auf einmal grüßt man ihn nicht mehr, und er grüßt auch schon selbst nicht.

(Fortsetzung folgt.)

*) So heißen die Pferde aus der Orlow'schen Stuterei im Gouvernement Woronesch.

*) Für ein Dreigespann.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 27. Sonntag, den 3. April 1853.

Das große und das kleine Loos.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke brachte die junge Aufwärterin die bestellten Getränke. Ein großes Theebrett, mit Flaschen und Gläsern überladen, machte dem Kinde hinlänglich Mühe, es mit Vorsicht heranzutragen. Clemens sprang auf, die kleine Hebe zu unterstützen. Sie erröthete verwirrt und verdoppelte Eifer und Anstrengung. Die Artigkeit verkennend, hielt sie es für Mißtrauen in ihre Kraft und Geschicklichkeit, und am Tische angelangt, zeigte sie um so mehr die kundige Meisterin. Sie stellte Flaschen und Gläser mit Gewandtheit in eine geschmackvolle Ordnung und versäumte dabei nicht, jeden Gast zu seiner rechten Hand zu bedienen. Clemens wandte kein Auge von ihr. In all' ihrem Thun und Lassen sah er das reizende Gemisch eines weiblich-natürlichen Taktes, verbunden mit jener kindlichen Anmuth und Originalität, welche die Handgriffe noch nicht maschinenmäßig entgeistert hat. Die Genossen ihrerseits verwandten eben so wenig den Blick von ihm. Sie sahen, wie er mit Hingebung ihre kleinsten Bewegungen verfolgte, wie die ganze Seele in sein Auge trat und alle Züge das Echo seines Innern waren — und bedeuteten sich es wechselweise mit schalkhaften Winken.

„Ich komme wieder", sagte das Mädchen, denn noch fehlten die Speisen. — Sie eilte fort.

„Es ist wahr, daß es Schade ist, und Schade, daß es wahr ist", nahm der Literat das Gespräch wieder auf; „ich kann es nicht anders sagen. Der kleine Dorfengel ist nicht gemacht für Vetter Michel, es sey denn, daß ein Mann, der Kaiser und Chinese zugleich ist, den Pflug führt."

Clemens saß da wie geistesabwesend, den Blick in sich selbst gekehrt. Plötzlich fuhr er auf, als fiele ein Nachhall erst jetzt in sein Ohr. „Was meinen Sie da? Ja, ein Chinese steigt herab in diese Region, aber ein kaiserlicher! Wollten Sie was Drolliges sagen? Sie haben was Erhabenes gesagt! Du ridicule au sublime il n'y a qu'un pas!"

Die Freunde sahen sich verwundert an. Clemens wurde roth, er merkte, daß er etwas Auffallendes gesprochen. Mit einiger Hast entpfropfte er die Flaschen, füllte die Gläser, mischte den moussirenden Brunnen bei und forderte allseits auf, anzustoßen. Da klang es lustig in der Runde und mit kräftigen Zügen wurde das erste, erquickende Glas geleert. Jetzt brachte die Kleine auch von den Speisen.

„Sage mir, wie heißest du, mein Kind?" fragte der Doktor und nahm das Mädchen freundlich bei der Hand.

„Aennchen."

„Und wo bist du zu Hause?"

„Im Rheingau."

„Ach, eine Rheinländerin!" rief der Literat; „Aennchen vom Rheingau soll leben!"

Die jungen Männer füllten der kleinen Gefeierten ein Glas, schenkten sich selbst ein, Aennchen that Bescheid und lächelte treuherzig dazu, wie zu einem Spiele. Auch Clemens stieß an mit ihr, aber bestürzt von seiner vorigen Zerstreuung, wagte er kaum aufzublicken. Er blieb ernst und nachdenkend, und bald schlüpfte das Kind fort, da die Männer, welche kopfschüttelnd ihren Freund beobachteten, nicht länger es hielten.

„Der Maler! der Maler!" rief plötzlich der Provisor, das Gesicht zum Eingang gekehrt und sein Pudel sprang in freudigen Sätzen dem Ankömmling entgegen.

„Wie erhitzt er ist! Wie er glüht und Luft schnappt!" bemerkte ein Anderer.

„Das große Loos bringt er!" rief Bernold.

„Stille!"

„Ich sage dir —"

„Kein Aufsehen!"

„Ich sage dir —"

„Stürzt ihm zu Füßen! er hat's —"

„Keine Witze, meine Herren!"

„Ich sage dir aber —"

„Nun, was sagst du denn?" forderte Clemens im Wirrniß der Stimmen den Freund auf.

„Ich sage dir, ich habe ihn in der That veranlaßt, nach der Ziehung uns abzuholen, wenn er Glück bringt."

Da wechselte Clemens die Farbe und sah sich im Kreise um, ob sich kein Lächeln eines verabredeten Scherzes verrathe. Aber Alles war ernst, wie im wichtigsten Augenblick und sah voll Spannung der Hast des Ankömmlings entgegen. Und wirklich flog dieser mit allen Zeichen der Aufregung den Mittelgang des Gartens herab, riß den Strohhut von der glühenden Stirn, schüttelte sich heftig die schwarzen Locken aus dem Gesicht und that mit dem seidenen Taschentuche ein Paar ungestüme Schläge gegen Brust und Wange.

„Da bin ich!" rief er, und überstürzte den Pudel, der wedelnd zu ihm hinaussprang; — er zog die Uhr: „Zwanzig Minuten von der Fähre bis hierher" — und gierig griff er nach dem nächst besten Glase.

„Was fällt dir ein!" rief der Doktor und entfernte es rasch von seiner Hand; „sag' uns vor Allem —"

„Versteht sich!" stieß der Maler heraus und athmete tief.

„Wirklich? Einen Haupttreffer?" fragte es aus einem Munde.

„Den Haupttreffer!" betonte der Gefragte und warf sich ohnmächtig auf einen Stuhl.

„Reden Sie im Ernste, Freund!" sagte Clemens mit jener Fassung, welche ein gepreßtes Herz mit einem ruhigen gemein hat.

„Eine solche Täuschung hieße kein Scherz", antwortete Jener, noch immer kurzathmig. Da trat eine lautlose Pause ein. Alles sah sich einander an und schwieg.

„Ist's möglich!" träumte Clemens vor sich hin.

„Gratulire!" sagte der Maler mit klassischem Lakonismus.

„„Gratulire! Gratulire!" jubelte es jetzt aus allen Kehlen; wie ein neuentdecktes Schlagwort, wiederholte Jeder, was sein sprachloses Erstaunen zuerst entfesselte, und die vier Sylben wurden kanonisch zu Tode gejagt. Clemens aber, von der Thatsache nun überzeugt, sagte nicht mehr: Stille, kein Aufsehen, keine Witze! er sah längst, wie er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden, und wie es im Garten vom Munde zu Munde ging: „An dem Tische dort ist's große Loos gewonnen" — aber er fühlte auch, daß der Glückliche auch eine öffentliche Person sey, und daß die Gunst Fortuna's so wenig, wie die Gunst der Musen oder des Mars ihren Liebling zu verbergen liebe. Mit edler Offenheit ließ er dem Jubel seinen Gang, und als hie und da von den Tischen manch ehrlicher Sachsenhäuser Proletarier herankam und ihm die biedere, schwielengeschmückte Hand glückwünschend bot, da sagte er laut, daß es Jedermann hören konnte:

„Meine Freunde, wer seine heutige Rechnung zu der meinigen machen will, der ist eingeladen. Ich werde sogleich mit dem Wirthe Rücksprache nehmen, daß er mir ihre Posten in einer gemeinsamen Note in's Haus schickt. Ich danke Ihren theilnehmen- Wünschen allerseits."

Der Garten widerhallte von Applaus nach diesen Worten. Arbeiter und Taglöhner ergriffen mit anständiger Herzlichkeit den willkommenen Genuß und selbst mittlere Bürgersleute sagten unter einander: „Mer könne's uns ja gefalle lasse."

Clemens sah mit Vergnügen, wie die erregte Stimmung durchaus jene wohlthuende Gränze hielt, wo die Freude über das Glück eines Andern den Menschen adelt, nicht erniedrigt, wo man sich hingibt, und nicht sich wegwirft. Gern stieß er mit jedem Einzelnen an, der ihm ein herzliches Prosit bot, und als der echauffirte Maler unter Gelächter mit einem leeren Glase Bescheid that, da strich er dem Freunde sanft über die Stirne und tröstete:

„Armer Tantalus! Dieses hohle Theaterglas will ich mit einem reellen Heidelberger Faß vergüten!"

Aber des Bleibens war nun nicht länger. Die rasch geleerten Flaschen hatten ihre heitere Schuldigkeit gethan und von den Speisen zu berühren, blieb Jedem unmöglich. Der verwunderte Pudel hielt seinen Ehrentag unter dem saftigen Schinken, während die freudig Aufgeregten nur des geistig Flüssigen genießen konnten.

Man brach auf. In die Hände der Schenkmädchen leerten die Freunde ihre Portemonai's; Clemens traf mit dem Wirthe die nöthige Abrede wegen der Freizeche. Und als nun der Glückliche mit seinem Gefolge dem fröhlich geräuschvollen Gartenraum entschwand, da blieb Niemand hinter ihm zurück, der nicht vom feurigsten Lob überfloß und manch zarteres Herz bedauerte vielleicht, der jugendlichen Wohlgestalt nur mit Blicken folgen zu können. Jener aber, unbewußt der Triumphe, die er verließ, schritt mit leicht beflügeltem Fuße in's Leben aus wie in einen einzigen Triumph. In der Mitte des Frankfurter Stadtwäldchens ließ die begeisterte Genossenschaft ihre hellen Stimmen erschallen, und die elektrische Wolke über dem Taunus begleitete den Freudengesang mit leisem, dumpfwühlendem Donner.

In der Nacht hatte sich ein Gewitter entladen. Entzückend strahlte die Morgensonne in der geläuterten Bläue. Clemens war schlaflos geblieben. Die Aufregung der äußern und innern Natur hielt seine Lebensgeister gespannt und tummelte wie feurige Rosse die Sinne des Wachenden. Jetzt erfüllte der Tag sein blendend reines Gemach und die Ruhe kam über ihn, die versöhnliche Gabe Aurora's, welche die wildesten, wie die süßesten Störungen des Lebens ausgleicht mit demselben Maße nachwirkender Müde. Aber die einschlagende Sonne rückte vor und ergriff endlich, wie ihre schrägwandelnde Säule jede Spalte durchglitt, den schönen, schlummernden Kopf auf dem abhängigen Kissen.

Da schlug Clemens die Augen auf. Heilige Magie des Lichtes! Das Gebrüll bombenspeiender Batterien duldet den Schlaf, aber der leise Strahl lockt den empfindlichen Nerv und reizt ihn zum Leben. Noch rang der Erwachende einen Augenblick um sein Bewußtseyn. O süße Mühe des Glücklichen, sich eines Daseyns zu besinnen, das von allen Sorgen filtrirt ist, wie dieser glänzende Morgenhimmel selbst von den Schwefeldünsten des nächtlichen Ungewitters!

Munter sprang Clemens vom Lager und vollendete rasch seine Toilette. Dann öffnete er das Fenster und legte sich den ganzen Duftstrom des Gartens an die leichtathmende Brust. Die Vögel jubelirten wie außer sich im jungen Sonnenschein, und es ertönte der feierliche Gang der Domglocke, welche einem katholischen Festtage läutete.

Clemens überlegte, wie der schöne Tag mit den Freunden von gestern zu genießen sey. Da hörte er rückwärts an der Hausthüre die Glocke seiner Etage ziehen. Das Mädchen eilte von ihrer Kaffeemaschine, welche das ganze Haus durchwürzte, hinab, und bald vernahm er die wohlbekannten Stimmen und hörte die Tritte der Hastigen seine Treppe erstürmen. Sie waren es Alle. Clemens erinnerte sich jetzt, daß man gestern verabredet, sich abzuholen.

Schon gefrühstückt?"

„Ja" — „Nein" — „Zum Theile" — „Im Fluge" — „Anarchisch".

„Wie geschlafen?"

„Gut" — „Schlecht" — „Zerstreut" — „Phantastisch" — „Gar nicht".

„Den Wasserschlag gehört?"

„Den Regenbogen bei Sonnenaufgang gesehen?" rc. So gingen die Fragen und Antworten hin und wieder.

Der Medizinalassistent fühlte Clemens scherzhaft den Puls. „Der liegt begraben unter einem Chimborasso von Mückenstichen"; seufzte dieser, „die kleinen Drachen waren wie rasend, als wir aus dem Wäldchen in die wiesige Ebene des Sandhofs kamen."

„Du gabst ihnen aber auch frei Quartier bis zum Exceß in deiner Glückseligkeit", warf ihm Bernold vor.

„Wenn Sie nur keine tiefere Wunde davon getragen", bemerkte der Literat, um sein Thema nicht lange unberührt zu lassen. „Was macht Ihre Flamme von gestern?"

Clemens sah den Sprecher überrascht an; das Mädchen war ihm nicht wieder eingefallen. „Daß man so veränderlich ist!" gab er mit Clavigo's Seufzer zur Antwort.

„Wenn man beständig wäre, wollt' ich mich verwundern", sagte der Literat als Carlos erwidernd. „Uebrigens lassen Sie sich das kein Haar krümmen. Der Probestein für die Aechtheit unserer Wünsche ist das Eintreten einer Lage, in der wir sie befriedigen könnten. Dieses Haus möchtest du kaufen — jenes Mädchen würdest du heirathen — sagt man sich wohl in einer Beschränktheit, die von beiden weit entfernt ist. Fallen diese Schranken, dann lautet's ganz anders. Der Steinhausen wäre dir im Ernste dein halbes Vermögen werth? — Das Kindeslächeln könnte dir wirklich auf eine Lebensdauer genügen? Und hinaus in's Weite schweift's, ehe das Herz die Fesseln der Nähe sich anlegt."

„Diese Reflexion ist so grau wie ein November-Abend und um so verdrießlicher, je wahrer sie ist", antwortete Clemens.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pferdemarkt zu Lebedjan.

(Fortsetzung.)

Eine Eigenthümlichkeit Chlopakows bestand darin, daß er während eines, manchmal auch zweier Jahre fortwährend eine und dieselbe Phrase zitirt, sie mag nun passen oder nicht, eine Phrase, die nicht im Geringsten spaßhaft ist, die aber, Gott weiß warum, Alle zum Lachen bringt. Vor ungefähr acht Jahren sagte er auf jedem Schritt und Tritt: „ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, ganz ergebenster Knecht", und seine damaligen Gönner wollten jedesmal bersten vor Lachen, und ließen ihn wiederholen: „ganz ergebenster Knecht." Später fing er an, schon mehr zusammenhängende Phrasen zu gebrauchen: „Nein, dasjenige haben Sie, keskeßa, stellenweise allemal derjenige", und mit demselben glänzenden Erfolge. Seit ungefähr zwei Jahren hat er ein neues Apropos erdacht: „Eschauffiren Sie sich man nicht, der Mensch kommt von Gott und ist kein Hundsfott" u. s. w. Und was meint ihr! Diese, wie ihr seht, keineswegs witzigen paar Worte nähren, tränken und kleiden ihn. (Sein Vermögen hat er schon vor grauen Zeiten durchgebracht und lebt durchaus auf Kosten seiner Freunde.)

Wenn man bedenkt, daß an ihm entschieden keine andere Liebenswürdigkeit zu finden ist; es ist wahr, er raucht im Tag seine hundert Pfeifen Schukow aus, hebt beim Billardspiel den rechten Fuß über den Kopf hinauf, fiedelt beim Zielen auch wunderbar mit dem Queue auf der Hand, leider aber ist nicht ein Jeder Liebhaber von solchen Kunststücken. Das Trinken versteht er auch gut . . . aber in Rußland hält es schwer, sich damit auszuzeichnen. Mit einem Worte, sein succès ist mir ein vollkommenes Räthsel . . . . . So spräche denn nur ein Umstand für ihn: er ist vorsichtig, trägt den Kehricht nicht aus der Stube mit, er wird von Keinem ein böses Wörtchen sagen . . . . .

Nun, dachte ich, als ich Chlopakow erblickte, was wird wohl jetzt sein jetziger Wahlspruch seyn!

Der Fürst machte den Weißen.

„Dreißig zu nichts", stöhnte der schwindsüchtige Marqueur mit dem matten Gesicht und den bleiernen Ringen unter den Augen.

Der Fürst knallte den Mittelball scharf in das Eckloch.

„Ach!" krächzte Beifall gebend mit ganzem Leibe ein dicker Kaufmann, der in der Ecke hinter einem wackeligen einbeinigen Tischlein saß, — krächzte und ward verlegen. Aber zum Glück hatte ihn Niemand bemerkt. Er erholte sich und streichelte seinen Bart.

„Sechs un' 'reißig zu sehr wenig!" schrie der Marqueur durch die Nase.

„Nu, was sagst du, Bruder?" fragte der Fürst den Chlopakow.

„Was weiter als rrrakaliooon, meiner Seel', rrakaliooon!"

Der Fürst prustete vor Lachen.

„Wie, wie, wie? noch ein Mal."

„Rrrakaliooon!" wiederholte selbstzufrieden der abgedankte Lieutenant.

Also das ist das Wort, dachte ich.

Der Fürst spielte den Blauen ins Mittelloch.

„Ach nicht so," stotterte plötzlich ein blondes Offizierchen mit gerötheten Augen, winzigem Näschen und kindisch verschlafenem Gesichte hervor; „Sie müssen nicht so spielen . . . . Sie hätten sollen . . . . nicht so . . . ."

„Wie denn?" fragte ihn der Fürst über die Schulter.

„Sie hätten's . . . . mit dem da . . . . mit Triplé.

„'s ist wahr," murmelte der Fürst zwischen die Zähne.

„Wie ist's, Fürst, heute Abend zu den Zigeunern," setzte schnell in einiger Konfusion der Jüngling hinzu: „Neoschka wird singen . . . . Iliuschke . . . ."

Der Fürst antwortete nicht einmal.

„Rrrakaliooon, Bruderherz," schnarrte Chlopakow hervor, verschlagen mit den Augen blinzelnd.

Und der Fürst lachte hell auf.

„Neun un' 'reißig zu Niemand nicht", kreischte der Marqueur.

„Niemand, sagst du, Niemand . . . . Paß mal auf, wie ich diese Karoline da . . . . . ."

Chlopakow fiedelte mit dem Queue auf der Hand, zielte und gab einen Kix.

„Ei, trakalion", schrie er verdrießlich.

Der Fürst lachte wieder.

„Wie, wie, wie?"

Aber Chlopakow wollte sein Wort nicht wiederholen. Man muß doch auch coquettiren.

„Sie haben gefälligst einen Kiks gemacht," bemerkte der Marqueur, „erlauben Sie's anzukreiden. Vierzig zu sehr wenig!"

„Ja, meine Herren," fing der Fürst sich zu der ganzen Versammlung wendend an, jedoch Keinen besonders ins Auge fassend, „Sie wissen, daß heute im Theater die Werschembitzka hervorgerufen wird."

„Ja wohl, ja wohl, versteht sich!" erwiderten hintereinander einige Herren, höchst geschmeichelt durch die Möglichkeit, auf des Fürsten Rede zu antworten. „Die Werschembitzka."

„Die Werschembitzka ist eine ausgezeichnete Artrice, viel besser als die Sopujekowa!" piepte aus einem Winkel ein Schmarotzerchen mit Schnurrbärtchen und Brille hervor. Der Unglückliche! Im Stillen seufzte er für die Sopujekowa, und der Fürst würdigte ihn nicht einmal eines Blickes.

„Marqueur, hierher, eine Pfeife!" schnarrte ins Halstuch ein hochgewachsener Herr mit einem regelmäßigen Gesichte und der edelsten Haltung, allem Ansehn nach ein falscher Spieler.

Der Aufwärter lief nach der Pfeife und als er zurückkehrte, meldete er Seiner Durchlaucht, Baklaga frage nach Ihnen ....

„Ah! nun, laß ihn warten und gib ihm einen Schnaps."

„Zu Befehl."

Baklaga hieß, wie man mir später sagte, ein Fuhrknecht, der jung, hübsch und ein großer Taugenichts war. Der Fürst hatte ihn sehr lieb, schenkte ihm Pferde ...... Diesen selben Fürsten, den ehemaligen Wildfang und Verschwender, würdet Ihr jetzt nicht mehr erkennen. Wie parfümirt, geschniegelt und gebügelt, stolz, wie amtseifrig ist er jetzt .... Aber die Hauptsache, wie vernünftig!

Jedoch der Tabaksdampf fing an, mich in die Augen zu stechen. Nachdem ich zum letzten Mal den Ausruf Chlopakows und das Lachen des Fürsten angehört, begab ich mich in meine Kammer, wo mir mein Diener auf einem mit Haaren gestopften, engen und eingesessenen Divan mit hoher gekrümmter Lehne schon mein Bett gemacht hatte.

Den Tag darauf ging ich aus, auf den Gehöften die Pferde zu besehen, und machte den Anfang mit dem bekannten Pferdehändler Sitnikow. Durch das Pförtchen kam ich in den mit Sand bestreuten Hof. Vor der weitgeöffneten Stallthür stand der Hauswirth selbst, ein nicht mehr junger, großer und dicker Mann in einem Hasenpelze mit stehendem und an den Seiten nach innen gebogenem Kragen. Als er mich sah, bewegte er langsam sich mir entgegen, hielt mit beiden Händen die Mütze über den Kopf und sagte gedehnt:

„Ach! Ihr ganz Ergebener. Sie belieben wohl Pferde sehn zu wollen?"

„Ja, ich bin deßhalb gekommen."

„Was für eine Sorte, darf ich fragen?"

„Zeigt her, was Ihr habt."

„Wird uns sehr angenehm seyn."

Wir traten in den Stall. Einige weiße Schäferhunde erhoben sich von dem Heu und liefen wedelnd an uns heran; ein alter langbärtiger Ziegenbock ging mißvergnügt auf die Seite. Drei Stallknechte in unzerrissenen, aber schmutzigen Schafpelzen grüßten schweigend. Rechts und links standen in künstlich erhabenen Ständen ungefähr dreißig Pferde, gestriegelt und geputzt, daß es eine Pracht war. Ueber die Querbalken flogen Tauben girrend hin und her.

„Das heißt, wozu brauchen Sie eigentlich ein Pferd, zum Reiten oder Fahren, oder zur Zucht?" fragte mich Sitnikow.

„Zum Einen wie zum Andern."

„Verstanden, verstanden, verstanden", brachte der Pferdehändler in Pausen hervor.

„Petja, zeige dem Herrn den Hermelint!"

Wir gingen auf den Hof hinaus.

„Befehlen Sie nicht ein Bänkchen aus der Stube zu holen? Ist's nicht gefällig? Wie's beliebt."

Die Hufe erschallten auf den Brettern, die Peitsche knallte, und Petja, ein Bursche von vierzig Jahren, pockennarbig und mit verbranntem Gesicht, sprang mit einem grauen, ziemlich stattlichen Hengste aus dem Stall hervor, ließ das Pferd bäumen, lief mit ihm zwei Mal rund um den Hof und stellte ihn geschickt auf den rechten Platz Hermelint streckte sich, schnaubte pfeifend, warf den Schweif, bewegte das Maul und schielte uns an.

„Ein gelernter Vogel!" dachte ich.

„Laß ihn locker, laß ihn locker", sagte Sitnikow und sah mich forschend an.

„Was meinen Sie zu diesem?" fragte er endlich.

„Das Pferd ist nicht übel, die Vorderfüße sind nur nicht zuverlässig."

„Die Füße sind superb," erwiderte Sitnikow überzeugend. „Und die Kruppe! belieben Sie's nur ordentlich anzuschaun: ein wahrer Backofen, ausschlafen kann man drauf."

„Die Fesseln sind zu lang."

„Wie so, lang. Erbarmen Sie sich. Mach 'mal mit ihm die Runde, Petja, aber im Trab, im Trab, im Trab, laß ihn nicht galoppiren."

Petja lief wieder mit Hermelint im Hofe herum. Wir blieben Alle still.

„Na, führe ihn nur wieder in den Stall," sagte endlich Sitnikow, „und bringe uns den Falken."

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Der arme Feargus O'Connor, das ehemalige Haupt der englischen Chartisten, befindet sich noch immer in einer Privat-Irrenanstalt. Er wird wie ein Mitglied der Familie betrachtet, spielt Billard oder spielt mit den Kindern des Arztes, stellt Bücher zurecht rc. Er erzählte kürzlich Jemandem, der ihn besuchte, er wisse recht wohl, daß er sich in einem Irrenhause befinde, aber er genieße vollkommener Freiheit, und alle Welt, ihn selbst ausgenommen, sey verrückt.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 28. Mittwoch, den 6. April 1853.

Das große und das kleine Loos.

(Fortsetzung.)

„Ich wäre schnell entschlossen", meinte der Provisor, „vor allem Andern etablirte ich eine großartige Buchhandlung."

„Das werd' ich bleiben lassen", sagte Clemens. „Wer die Schäden des deutschen Buchhandels kennt, der schmeichelt sich nicht, mit vereinzelter Kraft dagegen anzukämpfen. Weit glücklicher, dem alten Schlendrian Valet sagen, als sich noch tiefer einlassen mit ihm. Ich bin ein Bauernkind, meine Herren, und eine geheime Vorliebe für das Landleben hab' ich wohl nie überwunden. Ein frohes, erquickliches Gütchen, das wäre so mein Geschmack."

„Da mußt du nothwendig mit mir nach Hamburg", sagte Berthold, der dort zu Hause war; „in Holstein oder Mecklenburg findest du dein Ideal, wie in keinem der deutschen Länder."

„Hm!" warf der Literat ein, „Sie müssen doch wissen, um wie viel geringer die Bodenrente, als die Handelsrente ist. Ueberhaupt spielt der Urproduzent die mißlichste Rolle im modernen Weltalter. Davon kann ich reden als Literat. Kein deutscher Schriftsteller ist je reich geworden durch sein Urprodukt, wohl aber manch deutscher Buchhändler ward es durch den Verlag. Denn das Kapital, wohl organisirt und solidarisch von Haus aus, überflügelt allenthalben die naturwüchsige Freiheit des Einzelnen. Natürlich ist es z. B., daß ich über die Zeit berichte, wenn etwas vorgeht in der Zeit; Setzkasten und Presse sind meine Diener dazu. Aber das Verhältniß hat sich umgekehrt: meine Herren sind sie jetzt und zwingen mich, die Zeitung des Tages zu füllen, auch wenn die Zeit des Tages leer blieb. Leitende Gedanken muß ich haben, auch wenn sie in höberen Regionen still stünden; würzhafte Vanille muß das tropische Feuilleton treiben, auch wenn wir an den Nordpol verschlagen wären und das Rennthier selbst kein Moosspitzchen mehr aus dem Schnee kratzte. Eben so geht's in Büchern, Lexikon, Magazinen, Uebersetzungen, Texten zu Bildwerken, deren Typen das Kapital irgendwo erstanden hat u. dgl. Sie alle bestellen sich die Literatur, die sie wollen, nicht die der Literat will. Will ich einen Lorbeer pflanzen, so zwingt mich mein Grundherr, Kartoffel zu stecken. Grundherr aber ist der Kaufmann, und der Produzent sein Hintersasse, hier wie überall, in einem Falle wie in allen."

„Doch nur, wenn der Produzent ohne Kapital arbeitet"; bemerkte Clemens. „Brauch' ich meine Aernte nicht im Halm, meinen Wein nicht am Stock zu verkaufen, dann bleib ich auch Herr in meinem Hause und produzire mit Lust, Freiheit und Gewinn. Das Nämliche gilt für Sie. Denn kurz, wenn der Engländer sagt: Zeit ist Geld — so kehren wir's um: Geld ist Zeit. Haben wir Geld, dann haben wir auch Zeit, unser Produkt zu veredeln, im Leiblichen wie im Geistigen. Das ist wohl auch die Weisheit des Goethe'schen Katers: Und wär' ich bei Geld, so wär' ich bei Sinnen. Ich vermuthe, das edle Thier war ein proletarischer Journalist und sehnte sich herzlich, einen gediegenen fünfbändigen Roman zu schreiben. Wohlan, dazu kann Rath werden, mindestens für seine Deszendenz. Ein paar tausend Gulden, denk' ich, sollen Ihnen für's erste wohl Luft machen, ein wenig zu Sinnen zu kommen. Meinen Sie nicht?"

„Für diesen Preis", lachte der Literat, laß ich mir den oktroyirten Ahnherrn aus der Hexenküche schon gefallen. Ich wußte nicht, daß die Bestie Vermögen hat und bin sehr erfreut, sie zu beerben."

„Sie entschuldigen, daß ich mich ankleide", wendete Clemens sich zu den Andern, „wohin wollen wir eigentlich? Wir haben zwei Feiertage vor uns. Das gäbe einen größern Ausflug. Was denken Sie dazu?"

„Was mich betrifft", sagte der Provisor, „ich rangire mit den Barbieren und Droschkenpferden in jene Kategorie von erschaffenen Wesen, für welche der Sonntag nur darum so heißt, weil auch an ihm die Sonne aufgeht. Das Wort hat für uns eine rein etymologische Bedeutung, wir verbinden keinen luxuriösen Nebenbegriff mehr damit seit dem Augenblicke, da wir aufgehört haben, Fohlen oder Primaner zu seyn. Das bitt' ich, in Bezug auf meine Person zu berücksichtigen. Es war nur ein weißer Rabe, daß ich gestern Nachmittag blau machte; schon heute trag' ich wieder den Schlepp der „segensreichen Himmelstochter" — und nun vollends zwei Tage zu schwänzen — das Beispiel wirkte demoralisirend bis in's zehnte pharmazeutische Glied. Die Nachwelt würde irre an mir."

„Hm", sagte Clemens, „ich lese im Frankfurter Journal fast täglich frequente Apotheken in Nassau, in der Pfalz, in Hessen u. s. f. aus freier Hand zu verkaufen. Was wird denn so eine landstädtische Offizin kosten? Wie wär's, wenn Sie eine derartige Acquisition machten? Sie hätten doch Lust dazu?"

„Das gäb' ein Leben!" rief der Provisor, „ich würde meinen Kunden das Sterben um so leichter machen!"

„Gemach", erinnerte der Medizinalassistent, „Ihr Herren seyd doch nur die Windmühlen, die von uns ihren belebenden Hauch erwarten. Es kann hier vom Sterben die Rede nicht seyn, ohne meine Fakultät; schlechterdings nicht! Ich muß Nachdruck darauf legen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Pferdemarkt zu Lebedjan.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Falke, ein Hengst, schwarz wie ein Käfer, von holländischer Race mit abschüssigem Kreuz und hirschleibig, erwies sich etwas besser als der Hermelint. Er gehörte zu den Pferden, von denen die Liebhaber sagen, daß sie „fuchteln und schwiken und Wagen fangen", nämlich sie drehen und werfen beim Laufen die Vorderfüße rechts und links, kommen jedoch wenig vorwärts. Kaufleute in mittleren Jahren haben solche Pferde gern. Ihr Laufen erinnert an den schlenkernden Gang eines flinken Aufwärters. Sie sind gut als Einspänner zur Spazierfahrt nach dem Essen. Breit ausstapfend und den Hals gekrümmt, ziehen sie herzhaft an den plumpen Droschken, die mit dem bis zur Erstarrung vollgemästeten Kutscher, dem an Sodbrennen leidenden, schwer wuchtenden Kaufmann und der wabbeligen Kaufmannsfrau in himmelblauseidnem Mantel und Lila-Kopftuch befrachtet sind. Ich sagte mich auch von dem Falken los. Sitnikow zeigte mir noch einige Pferde, bis endlich eins — ein Apfelschimmel, Hengst von der Wojeikowischen Zucht, — mir gefiel. Ich konnte mich nicht halten und streichelte ihm liebkosend die Mähne. Sitnikow stellte sich den Augenblick gleichgiltig.

„Und fährt er gut?" fragte ich. (Von einem Traber sagt man nicht: er läuft.)

„Ja", sagte ruhig der Pferdehändler.

„Kann man eine Probe machen?"

„Warum nicht? Ja wohl. Heda, Kusja, spann den Laufzu in die Droschke."

Der Bereiter Kusja, ein Meister in seinem Fache, fuhr etwa drei Mal auf der Straße bei uns vorbei. Das Pferd lief gut, kam nicht aus dem Gang, warf nicht mit dem Hintertheil, schritt frei mit den Beinen aus, hob den Schweif und trug ihn mit Eleganz.

„Und was verlangt Ihr für ihn?"

Sitnikow trumpfte einen unerhörten Preis aus. Wir fingen an, auf der Straße selbst zu handeln, als plötzlich hinter der Ecke donnernd ein meisterhaft assortirtes Dreigespann hervorflog und mit dem rechten Schick vor Sitnikows Hauspforte anhielt. Auf einer eleganten Jagdtoleschka saß der Fürst N****, neben ihm hockte Chlopakow. Baklaga regierte die Pferde, und wie regierte er! Durch einen Ohrring wäre er gefahren, der verdammte Schlingel! Die braunen Seitenpferde, klein, lebendig, schwarzäugig, schwarzfüßig, glühn nur so und vergehn vor Ungeduld: ein Pfiff — und sie wären über alle Berge! Das dunkelbraune Mittelpferd steht da mit aufgeworfenem Halse, wie ein Schwan die Brust heraus, die Füße wie die Pfeile . . . . . Siehst du, wie es den Kopf wirft und stolz die Augen blinzt . . . . . Prächtig! Niemand auf der Welt brauchte sich zu schämen, am Ostersonntag mit solchen auszufahren.

„Eure Durchlaucht! Sein Sie schönstens willkommen!" schrie Sitnikow.

Der Fürst sprang vom Wagen, Chlopakow kletterte langsam von der andern Seite herunter.

„Guten Tag, Freund. Hast du Pferde?"

„Wie hätte ich nicht für Eure Durchlaucht! Bitte ergebenst, treten Sie näher. Petja! Führ den Pfau vor! Und laß sie den Lobesan bereit halten. Und mit Ihnen, lieber Herr," fuhr er sich zu mir wendend fort, „werden wir ein ander Mal abmachen."

„Fomka, eine Bank für Seine Durchlaucht!

Aus einem besondern, von mir früher nicht bemerkten Stall führte man den Pfau hervor. Das mächtige dunkelbraune Roß schwang sich mit allen Vieren in die Luft. Sitnikow wandte sogar das Haupt und drückte die Augen zu.

„Hu, rrakalioon!" brüllte Chlopakow. „J'aime ça."

Der Fürst lachte.

Man brachte den Pfau nur mit Mühe zum Stillstehen. Der Stallknecht wurde von ihm tüchtig im Hofe herumgezerrt. Endlich drängte man ihn an die Wand. Er schnarchte, rüttelte sich und wand sich hin und her, und Sitnikow neckte ihn noch, indem er die Peitsche schwang

„Wo siehst du hin? Ich will dich! Hu!" rief der Pferdemäkler zugleich schmeichelnd und drohend und betrachtete mit unverstelltem Behagen sein Pferd.

„Wieviel?" fragte der Fürst.

„Für Eure Durchlaucht Fünftausend."

„Drei."

„Unmöglich, Eure Durchlaucht, erbarmen Sie sich."

„Man sagt Euch drei, rrakalioon," fiel ihm Chlopakow ins Wort.

Ich erwartete nicht das Ende der Abmachung und ging.

An der äußersten Straßenecke sah ich über der Pforte eines grauen Häuschens einen großen Papierbogen angeklebt. Auf dem obern Theil desselben war mit einer Feder ein Pferd mit einem röhrenähnlichen Schweife und einem unendlich langen Halse hingezeichnet, und unter den Hufen standen folgende, mit altmodischer Schrift geschriebene Worte:

„Hier werden Pferde von verschiedenen Farben verkauft, die aus der bekannten Steppenstuterei Anastassi Iwanitsch Tschernobai's auf den Lebedjan'schen Jahrmarkt hergeführt sind. Diese Pferde sind vom besten Schlag, zugefahren und zugeritten zur größten Vollkommenheit und von sanftem Charakter. Die Herren Käufer werden ergebenst gebeten, nach Anastassi Iwanitsch selbst zu fragen, falls aber Anastassi Iwanitsch abwesend seyn sollte, so muß man nach dem Kutscher Nasar Kubischkin fragen. Meine Herren Käufer! wir bitten ergebenst, dem alten Greis die Ehre zu erweisen."

„Ich blieb stehen. Ich will doch 'mal, dachte ich, die Pferde aus der bekannten Steppenstuterei dieses Herrn Tschernobai ansehen.

Ich wollte in das Pförtchen treten, fand es aber gegen alle Gewohnheit verschlossen. Ich klopfte.

„Wer ist da? ein Käufer?" piepte eine weibliche Stimme.

„Ein Käufer."

„Gleich, lieber Herr, gleich."

Das Pförtchen öffnete sich. Ich erblickte ein fünfzigjähriges Weib in bloßem Kopfe, Stiefeln und los übergehängtem Schafpelz.

„Belieben Sie einzutreten, guter lieber Herr, ich wills gleich dem Anastassi Iwanitsch sagen. Nasar! Nasa—ar!"

„Was soll's?" grunzte aus dem Stalle die Stimme eines siebzigjährigen Alten.

„Mach' die Pferde bereit. Es ist ein Käufer da."

Das Weib lief ins Haus.

„Ein Käufer, ein Käufer!" murrte Nasar zur Antwort. „Ich habe sie noch nicht alle unterm Schweife gewaschen."

O Arkadien! dachte ich.

„Grüß dich Gott, lieber Herr, sey uns willkommen", ertönte langsam hinter mir eine kräftige und wohlklingende Stimme. Ich sah mich um. Vor mir stand in einem dunkelbraunen Mantel ein alter Mann von mittlerer Größe mit weißen Haaren, freundlichem Lächeln und schönen blauen Augen.

„Pferde willst du? Sehr schön, lieber Herr, gleich. Aber willst du nicht vorher bei mir eintreten und ein Täßchen Thee trinken?"

Ich schlug es aus und dankte.

„Nun, wie's gefällig ist. Du mußt mir es schon nicht übel nehmen, lieber Herr, ich bin noch einer von den Alten."

Herr Tschernnobai sprach ohne sich zu übereilen und mit einem gewissen Nachgeschmack des Predigttons seiner Dorfkirche.

„Ich bin, weißt du, schlecht und recht. Nasar, he Nasar", setzte er gedehnt und ohne die Stimme zu erheben hinzu.

Nasar, ein verschrumpfter alter Kerl mit einem Habichtsnäschen und einem keilförmigen Bärtchen erschien auf der Stallschwelle.

„Was für Pferde sind dir gefällig, lieber Herr?" fuhr Herr Tschernobai fort.

„Nicht gar zu theuere, gut eingefahrene, zu einer Kibitka."

„Zu Befehl ... die haben wir auch, zu Befehl .... Nasar, Nasar, zeige dem Herrn den grauen Wallachen, weißt du, der am äußersten Ende steht, und den Braunen mit der Blässe, oder auch den andern Braunen, den von der Jungfer, weißt Du?"

Nasar kehrte in den Stall zurück.

„Führe sie nur so an den Halftern heraus," schrie ihm Tschernobai nach. „Bei mir, Herr," fuhr er fort, mir klar und sanft in Gesicht schauend, „ist's nicht wie bei den Mäklern, mag ihnen der Herrgott leuchten! Sie gebrauchen da allerhand Ingredienzen, Salz, Spülicht, na, hol sie der und jener! Aber siehst du, bei mir ist Alles wie auf der flachen Hand, ohne Kniff und Pfiff."

Man führte die Pferde heraus. Sie gefielen mir nicht.

„Nu, stelle sie wieder in Gottes Namen an ihren Platz," sagte Anastassi Iwanitsch, „zeig uns andere her."

Es wurden andere gezeigt. Endlich wählte ich eins unter den wohlfeilen. Nun ging das Handeln los. Herr Tschernobai erhitzte sich nicht, sprach so überlegt, betheuerte mir mit solcher Würde die ausgezeichneten Eigenschaften des Pferdes, daß ich nicht anders konnte, als „dem alten Greis Ehre erweisen" und ihm Handgeld geben.

„Na jetzt," nahm Anastassi Iwanitsch das Wort, „jetzt erlaube, daß ich nach altem Brauch dir den Gaul aus dem Schoß in den Schoß übergebe. Du wirst mir für ihn Dank wissen .... Was für ein frisches Thierchen! ganz wie eine Nuß! rein wie Gold! ein echtes Steppenpferd! Es taugt für einen jeden Anspann."

Er bekreuzigte sich, legte einen Zipfel seines Mantels auf seine Hand, nahm das Pferd bei der Halfter und überreichte es mir.

„Schalte und walte jetzt darüber in Gottes Namen ..... Und ein Täßchen Thee willst du noch immer nicht?"

„Nein, ich danke Euch, ich muß nach Hause."

„Wie's dir beliebt. Soll dir mein Kutscherchen das Pferd jetzt nachführen?"

„Ja, wenn Sie's erlauben."

„Gut, mein Söhnchen, gut ... Wassila, he Wassila! Geh mit dem Herrn, führ' ihm das Pferd nach. Nu, leb wohl, lieber Herr, geh mit Gott!"

„Leben Sie wohl, Anastassi Iwanitsch."

Man brachte mir das Pferd ins Haus Schon den folgenden Tag darauf erwies sich's, daß das Pferd dämpfig war und hinkte. Als es mir gar einfällt, es einzuspannen, bäumte sich mein Pferd zurück, und wie es die Peitsche bekommt, so wird es stätig, schlägt aus und legt sich nieder. Ich machte mich sogleich zu H. Tschernobai auf. Ich frage: „Zu Hause?" — „Ja."

„Was machen Sie mit mir, sagte ich, Sie haben mir da ein dämpfiges Pferd verkauft?"

„Ein dämpfiges? Das bewahre Gott!"

„Es hinkt noch dazu und ist tückisch."

„Es hinkt? Wüßte nicht. Wahrscheinlich hat's dein Kutscherchen ein wenig verdorben. Aber ich stehe wie vor Gott!"

„Eigentlich müssen Sie, Anastassi Iwanitsch, es zurücknehmen."

„Nein, lieber Herr, nimm's nicht für ungut. Wenn es einmal aus dem Hofe fort ist, ist die Sache abgemacht. Hättest's Dir gefälligst vorher ansehn sollen."

Ich wußte nicht, was die Glocke geschlagen hatte, ergab mich in mein Schicksal, lachte und ging. Zum Glück hatte ich für diese Lektion nicht gar zu theuer bezahlt. Ein Paar Tage darauf fuhr ich fort und nach einer Woche hielt ich auf der Rückreise wieder in Lebedjan an. Im Kaffeehause fand ich beinahe dieselben Personen und traf den Fürsten N. wieder beim Billard an. Aber im Schicksal des Herrn Chlopakow war schon der gewöhnliche Wechsel eingetreten. Ein gewisser blonder junger Mann hatte ihn in der Gunst des Fürsten abgelöst. Ich hörte, wie der arme abgedankte Lieutenant noch einige Mal versuchte, sein Wörtchen in Kurs zu setzen ..... vielleicht, dachte er, gefällt es wie früher ....

Aber der Fürst lachte nicht nur nicht, sondern runzelte sogar die Stirn und zuckte die Achsel.

Herr Chlopakow senkte den Kopf, schlich sich, wie ein Kater gekrümmt, in einen Winkel und begann, sich mäuschenstill ein Pfeifchen zu stopfen.

A. Viedert.

Ergebniß der mit den Wertheim'schen Kassen vorgenommenen Feuerprobe.

(Aus der „Handelspolitischen Beilage" zur „Frankfurter Postzeitung".)

Am 21. Febr. d. J. fand in Wien im Auftrage des k. k. polytechnischen Instituts auf der Landstraße (Sandgestätte) eine öffentliche Feuerprobe mit drei eisernen, feuerfesten, gegen Einbruch sicheren Geld- und Urkundenkassen aus der ersten österreichischen Fabrik des Hrn. Franz Wertheim in Wien statt.

Am benannten Tage Nachmittag 4 Uhr waren die drei Kassen verschiedener Größe aufgestellt, nämlich 1 Stück Nr. 3 bei 8 Ztr. schwer, 1 Stück Nr. 4 bei 10 Ztr., und 1 Stück Nr. 6 bei 17 Ztr. schwer. In jede derselben wurde zunächst eine vollständige Buchführung, 1 Portefeuille mit Wechseln, einige Banknoten, Gold- und Silbermünzen und bei 4000 Adreßkarten gelegt; in die Kasse Nr. 6 wurden auch zwei goldene und silberne Zylindertaschenuhren, ein Stück Silberborte und kleine Bijouteriegegenstände hineingegeben. Nachdem dieser Vorgang zu Protokoll genommen war, wurden die drei Kassen gut versperrt; die Schlüssel nahmen die Kommissionsmitglieder zu sich. Sodann wurden über 7 Klafter Holz rings dicht um die Kassen gelegt, so zwar, daß von den drei Kassen nichts mehr zu sehen war; das Holz wurde an vier Seiten zugleich angezündet, und der starke Wind blies schnell eine mächtige Glut an, welche den zahlreichen Zuschauern einen interessanten Anblick bot. Als der Brand eine Stunde gewährt hatte, wurden die drei Kassen dem Auge wieder sichtbar, jedoch in einem anderen Zustande; vorher waren sie schön lackirt, vergoldet und verziert, nun erschienen sie weissgrau, und nach 1½ Stunden waren sie sämmtlich rothglühend von außen, ihre Rückwände bogen durch die intensive starke Hitze gegen 1" nach außen in Bauchform, einige Stellen wurden selbst weißglühend. Das Feuer selbst währte über drei Stunden und bei den Kassen blieben zwei Mann k. k. Wache zurück. Andern Tags 4 Uhr fanden sich die drei Kommissionsmitglieder nebst vielen andern Personen, Honoratioren, k. k. Kassenbeamten, Militärs und Banquiers wieder ein. Man untersuchte nun die in ihrer Form etwas veränderten Kassen aufs genaueste. Sie hatten sich durch die große Hitze zwar hie und da etwas verzogen, doch nicht eine Niete oder Schraube war losgegangen, noch sonst etwas gesprungen; nur die Steine, worauf die Kassen standen, waren ganz zersprungen in Folge der Hitze. Nach einer halben Stunde konnte man sie öffnen, indem die Schlösser zwar etwas schwer, aber doch noch aufgingen.

Als der Inhalt aller drei Kassen in Gegenwart der Kommission und der übrigen Anwesenden auf einen Tisch gelegt und untersucht wurde, fand sich Alles ganz unversehrt, so zwar, daß die Papiere, Wechsel und Banknoten nicht einmal die Farbe im mindesten verändert hatten und die Gläser der Uhren noch ganz waren. Münzen und andere Gegenstände waren um so eher wohlerhalten. Augenzeugen, die in England und Deutschland ähnlichen Feuerproben beiwohnten, erklärten, daß ein solches Ergebniß nirgends noch erzielt sey. Denn Papiere und Urkunden, die dort nach dem Brande in etwas gelblichem Zustande sich befanden, blieben hier weiß wie zuvor.

Würzburger Stadttheater.

Dinstag den 30. März: „Die beiden Schützen", Oper von Lortzing.

Herr Meisinger, in früheren Jahren ein sehr geschätztes Mitglied der hiesigen Bühne, eröffnete heute einen Cyclus von Gastrollen dahier als „Peter" und ärntete verdientesten Beifall für charakteristische Darstellung dieser komischen Figur. Seine Maske, Mimik, Gestikulationen, kurz, seine ganze Erscheinung wirkte erschütternd auf die Lachmuskeln der Zuschauer; nicht minder gefielen die eingelegten Couplets im 3. Akte. Auch die übrigen Rollen wurden recht gut gegeben, und die ganze Vorstellung ging sehr hübsch und abgerundet zusammen. Herr Pichler (Wilhelm Stark) zeichnete sich vor Allen durch lebendiges, elegantes Spiel und einschmeichelnden Vortrag seiner Cantabiles aus. In Fräul. Ballmann lernten wir eine recht gewandte Soubrette kennen. — Das Haus war äußerst leer — Abonnement suspendu!!

Mittwoch den 31. März: „Der Ehrgeiz in der Küche", „Die Helden", „Der Schneider und Sänger" — Abonnements-Vorstellung, Gastspiel des Herrn Meisinger — und doch ein ziemlich leeres Haus. Es scheint also, daß unser Publikum überhaupt keine Freude mehr an dem dermaligen Theater hat.

Die beiden Lustspiele wurden sehr gut gegeben. Im erstern war Herrn Meisinger's „Vatel" eine durchaus gelungene, feine Darstellung. Das Lustspiel „Die Helden" führten Frl. Schütz und Frl. Genelli zu allgemeinster Befriedigung aus. Die Operette „Der Schneider und Sänger" von F. Drieberg ist, sowohl was das Textbuch, als auch was die Musik anbelangt, ein sehr schwaches, alltägliches Machwerk, und würde ohne das treffliche Spiel des Herrn Meisinger, der als „Meister Stracks" eine höchst burleske Karrikatur lieferte, gewiß völlig mißfallen haben. Auch muß man bekennen, daß die Leistungen der Herren Pichler und Horn (Sacchini und Cavatini), namentlich das Spiel des Letzteren, nicht geeignet waren, das Stück zu heben, das fast unstudirt über Hals und Kopf gegeben zu werden schien.

Freitag den 1. April: „Nummer 777", „Fröhlich".

Es scheint, daß die Kühle des Publikum auch die Sänger und Schauspieler ansteckt. Die heutigen beiden, früher so gut und gern gesehenen Stücke wurden verhältnißmäßig eben so kalt aufgenommen, als ihnen andererseits wahres, warmes Leben Seitens der Darsteller fehlte. Selbst Herrn Meisinger's treffliches Spiel als „Pfeffer" und „Fröhlich" litt unter der allgemeinen Abspannung und vermochte nicht den erwarteten frühern Effekt hervorzubringen. Nächst Hrn. Meisinger können wir nur Hrn. Denkhausen als jenes Mitglied unserer Bühne nennen, das in beiden Stücken seine Aufgabe zur Befriedigung des Publikum zu lösen bestrebt war.

m . . .

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 29. Sonntag, den 10. April 1853.

Das große und das kleine Loos.

(Fortsetzung.)

Clemens wendete sich von seinem Spiegel zurück. „Sans gêne, meine Verehrten", sagte er, „immer verständigen Sie sich über Ihre würdigen Pflichten. Aber aufrichtig, es wird mir nicht ganz wohl in Ihrer Nähe. Auch Sie, Herr Doktor, werd' ich mit passender Gelegenheit ein wenig verbannen dürfen — nicht wahr? Wohlan, suchen Sie sich im Taunus oder an der Hardt, oder wo Sie sonst wollen, das Heilbrünnlein aus, das Ihrem Kennerblick am meisten auflösend zu wirken scheint. Etabliren Sie, gleich Ihrem schätzbaren Berufsverwandten hier, Ihr eigenes — Typhonium, um mich eines gewählten Ausdrucks zu bedienen, anstatt daß Sie Ihre Badegäste jetzt auf fremde Rechnung verewigen. Ich schätze mich glücklich, meine Herren, Ihren menschenfreundlichen Zwecken meine Mittel zur Disposition zu stellen."

„Sie sollen leben!" rief Doktor und Apotheker aus einem Munde.

„Bedenken Sie wohl, was Sie da sagen!" erwiderte Clemens sich verbeugend „Ich fürchte, Sie sprechen einen Wunsch aus, dem Sie Ihre theuersten Gewohnheiten zum Opfer bringen. — Es ist wirklich zu viel", setzte er bescheiden hinzu.

Der Maler half ihm die Halsschleife knüpfen, wozu er eine besonders schwunghafte Hand hatte.

„Ihre liebenswürdige Kunst", sagte er diesem, „wird mir noch edlere Dienste leisten, wie ich zu hoffen wage. Sie sagen doch zu, wenn die Räume meiner künftigen Hütte einst Ihre verschönernde Hand in Anspruch nehmen?"

„Ich diene mit Vergnügen", antwortete der Maler, „versprechen aber kann ich selbst für die nächste Stunde nichts."

„Wie verstehen Sie das?" fragte Clemens aufmerksam.

Der Maler schien ungeneigt, Rechenschaft zu geben; der Literat antwortete für ihn: „Ach, ich dachte, Sie wüßten von der Geschichte. Nun wohl, ich will Sie im passenden Augenblicke bekannt machen damit."

„O, was hat da zu passen!„ rief der Maler erröthend; „so gar zart braucht man mich nicht zu schonen. Die Sache ist einfach die: ich liebe die Tochter eines hiesigen Banquiers und bin erhört — nämlich von ihr; der Vater aber stemmt sich dagegen — reicher Mann — armer Künstler — kurz die alte Geschichte. Es stört nur meine Balance in etwas. Ich werfe mich in extremen Entschlüssen umher, selbst an's Auswandern denk' ich. Darum sagt' ich Ihnen nicht unbedingt zu. Es kann sich in jeder Minute Alles verändern mit mir."

„Da wäre es eigentlich", sagte Clemens gedankenvoll, „das Vernünftigste gewesen, Sie hätten das große Loos gewonnen, nicht ich. O, diese Großbürger!" fügte er bitter hinzu. „Wenn Sie vom Tonkünstler eine Dedikation annehmen, beim Maler ein Kabinetsstückchen bestellen, dem Dichter einen thé litéraire geben, dann schmeicheln sie sich, sie haben die Mission des Kapitals dem Talente gegenüber erfüllt. Gönner der Kunst wollen sie heißen, so gut wie der alte Adel, in dessen Bedeutung sie mehr und mehr eintreten. Ich geb' auch zu, daß ihr Kapital arbeiten muß, wie es bürgerlich ist, und nicht so generös sich verschwenden läßt, wie es adelig ist. Aber arbeitet der Künstler nicht? Ist seine Arbeit nicht die Blüthe und der geistige Begriff der Zivilisation, — so recht ihre eigene bürgerliche Standesehre? Warum hat der Staatsdiener, der Geschäftsmann, und wenn er's nur auf ein Paar hundert Gulden jährlich bringt, so namenlosen Kredit als Freier ihrer Töchter, und der Künstler, der's am Ende auch so hoch bringt, gar keinen? Unsicherer Erwerb! sagen sie. Ei, wird er nicht eben deßwegen unsicher, weil der Künstler ohne Kapital arbeitet, weil die Kunst nach Brod gehen muß und gerade dadurch einen Theil ihrer Preiswürdigkeit gefährdet? Stellt ihn auf die feste Basis eines Kapitals, erlöst ihn von der zudringlichen Schmeißfliege des Bedürfnisses, kurz — verhelft ihm zu der reineren Möglichkeit seiner selbst und seht zu, ob sein Produkt, das schon jetzt so ansehnlich dasteht, nicht mindestens eben so rentabel wird, wenn ja doch schon gerechnet seyn soll, als eure ewigen Pfeffersäcke und Schreibstubenämter! — Verzeihen Sie, meine Herren, ich bin abgeschweift. Ich zähle wahrlich nicht — dem Himmel sey Dank — zu jenen verbildeten Schwärmern, denen das Schicksal einer Idee näher geht, als einer Person. Aber man wird immer von Neuem warm darüber. Ihre Person vergeß' ich wahrhaftig nicht, lieber Freund, sie ist natürlich die Hauptsache hier. Könnt' ich etwas thun! Leider seh' ich, daß ich in diesem Falle nur ein Bettler bin. Indeß aus dem Wenigen viel zu machen, reizt just das Nachdenken. Und warum sollen wir stupid genug seyn, die Paar tausend Gulden, die ich daran wenden kann, nicht mit möglichstem Effekt zu nützen?

z. B. unser literarischer Freund hier schickt in alle Blätter die Ente aus, Sie hätten ein Paar hochvornehme Bestellungen vom Ausland erhalten. Ausland! Das ist schon ein Zauber. In der That refusiren Sie alles kleine Portrait-Geflügel und fangen, auf meine Kosten versteht sich, einige große Werke an. Noch mehr! Sie brauchen Ruhe zu diesen Arbeiten, noble Ruhe natürlich, und miethen eine imposante Etage in dem Frankfurter Westend; in der neuen Mainzer Straße, oder an der Bockenheimer Chaussee. Das ist wieder ein Zauber. Stechen wir dabei einen Gesandten oder Residenten aus — um so besser! Und sagen Sie: ließe sich solch ein Gesandter oder Resident, und wenn er auch nur des kleinsten Staates wäre, für Geld und gute Worte nicht gewinnen, daß Sie einen Ruf an seinen Hof erhielten? Meinethalben retouchiren Sie eine alte Tapete dort — es ist ein Ruf an einen Hof! Das ist der dritte Zauber und der stärkste, will ich hoffen, so lange wir Deutsche nicht ganz aus der Art schlagen. Brechen alle Ruder — dann freilich — nun! dann liegt hinter jedem Versuche noch immer ein weiterer. Die Perspektive solcher Romane ist unendlich und wo die Welt mit Brettern vernagelt scheint, da tritt erst die Strickleiter in ihr legitimes Recht, die Entführung und Gretna-Green. — Genug, wir kennen jetzt den Stoff, der uns bis auf den Melibocus*) zu denken gibt. — Treten Sie aus, meine Herren, wenn's beliebt."

So schaltete Clemens mit dem großen Loos am ersten Tage seines Glückes. Und doch standen ihm diese Menschen im Grunde ganz ferne. Nur Bernold, der Sohn eines Kaufmanns oder vielmehr Mäklers aus Hamburg, welcher vor einigen Jahren in Wien konditionirt hatte, war dort mit Clemens bekannter geworden. Er vermittelte auch dessen Ruf nach Frankfurt und hier lernte Clemens jene Freunde als Bernold's Umgang kennen, wie man sich eben kennen lernt im täglichen Leben. Aber das war ihm genug. Kann man sich denn überhaupt kennen lernen — bis zu welcher Tiefe nämlich? fragte sich Clemens. Und wenn der Mensch sein bischen Fußgestell — den Erdball — nur leicht zu ritzen vermag, wer sagt denn, daß es ihm mit dem Kern der moralischen Welt besser gehen müsse? Ja, und strebt er nicht selbst aus dem Ritzchen mit tausend Freuden wieder zur grünen Oberfläche empor? Und wenn die Schatzgräberei der Freundschaft mit einzelnen köstlichen Steinchen lohnt, wird uns dann nicht am wohlsten droben auf der Decke — in der Menschenliebe überhaupt, in der Lust an der ganzen Gattung? Das ungefähr war die Sinnesart unsers Freundes, und mit dieser natürlichen Humanität handelte er jetzt, wie er sonst nur mit ihr dachte.

Schnell genug verbreitete sich auch der Ruf einer so wohlthätigen Bewährung. Arme, Ruinirte, Unglückliche, eingebildete und wahre, wallfahrteten von nah und fern zu dem großen Loose nach Frankfurt; vom Oden- und Westerwald, vom Spessart und von der Rhön gab sich der ländliche Pauperismus das Stelldichein in seinem Hause, wie der verkümmernde Kleinhandel, das stockende Gewerbe der nächsten Straße. Clemens half unverdrossen. Größere Sümmchen gab er gegen bloßen Schuldschein, Beiträge zu hundert Gulden selbst ohne diesen. Sein Wohlwollen war nicht zu erschöpfen, nur seine Empfindlichkeit wurde gereizt, wenn ihm etwa zu Ohren kam, daß man diese Freigebigkeit mitunter auch für wirklichen Mangel an Einsicht halten wollte. Es fehlte ihm aber keineswegs an dem Bewußtseyn dieses Verhältnisses, vielmehr sprach er es oft mit deutlichen Worten zu Bernold aus: „Die halbe Welt scheint ihren Schwerpunkt verloren zu haben, und sucht ihn bei mir. Kein Mensch steht mehr auf seinen eigenen Füßen, aber wie ist's möglich, daß ich für Andere stehe? Nur ein Narr könnte sich einbilden, den Kampf mit der verrückten Physik aufzunehmen. Alle Banken Europa's genügten einer solchen Vermessenheit nicht."

Mit dieser Erkenntniß nahm er sich auch allabendlich vor, jede Brücke zwischen dem Ich und Nicht Ich kurzweg abzubrechen. Aber er bedachte nicht, daß mit dem neuen Morgen sich auch der Lebensborn wieder erneuerte, aus dem er gestern geschöpft, und so fuhr er fort, sich selbst zu genügen, indem er's Andern that.

„Wäre das Geld mein Erwerb", sagte er zu Bernold, „dann hielt ich's schon fester. Aber siehst du, das ist das Demoralisirende des Spielglücks. Ich verlerne noch ganz, mich als ein Ego zu empfinden. Ich zerinne, ich löse mich auf. Glaubst du nicht, daß etwas Unsittliches ist in meiner Wohlthätigkeit?"

Aber solche Selbstanklagen waren schlecht geeignet, den strengen Freund zu beschwichtigen; im Gegentheil, sie brachten ihn erst recht in Verzweiflung. Die humoristische Naivität dieser Geständnisse raubte ihm alle Aussicht auf Besserung.

„Siehst du nicht ein, daß ein Aufenthalt unmöglich ist an dem Orte, wo man das große Loos gewonnen?" wiederholte dieser stets von Neuem statt aller weiteren Ausführungen. „Du wolltest ja mit mir nach Hamburg gehen?"

Aber Clemens hatte die Verabredung mit dem Maler in's Werk gesetzt und alle Hände im Spiele. Er wußte immer etwas, das ihn in Frankfurt zurückehielt.

„Uns bleiben noch viele blühende Provinzen jenseits der Loire!" scherzte Clemens gewöhnlich gegen Bernold.

„Jenseits des Styx!" murrte der Unnachsichtige und legte die Stirne stets in krausere Falten.

Ein halbes Jahr verging. Clemens überwinterte in Frankfurt; den nächsten Frühling sollte es auf Landkauf ausgehen. Die Zeit dahin vertrieb er sich, den Kaufschilling zu verkürzen. Es konnte in der That bei gewissen Gelegenheiten scheinen, als ob ihm jede Hand heilig wäre, die ihn nur plünderte. Eine solche Gelegenheit war z. B. diese. Eines Abends im Vorfrühling kam er etwas früher als sonst nach Hause und zwar auf einem Nebenwege, wo er seine Fenster, die nach rückwärts in den Garten gingen, vor sich hatte. Eines davon war offen. „Hm, das ist doch überflüssig", murmelte er bei sich, „daß man schon so lange jetzt lüftet." Auf der Hausflur befragte er das Mädchen deßhalb.

*) Einer der berühmtesten Zielpunkte größerer Frankfurter Ausflüge, eine Höhenspitze des Odenwaldes an der Bergstraße zwischen Frankfurt und Heidelberg.

„Ich habe längst geschlossen", sagte sie.

Diese Zofen behalten immer Recht, dem Augenschein selbst zum Trotz, dachte er bei sich und sagte: „So hat's der Wind gethan!" — Wie befremdend aber war ihm's, als er die Treppe erstieg und Geräusch in seinem Zimmer hörte. Er trat ein, und siehe da — sein Sekretär ist erbrochen und eine fremde Person steht im Gemach, die bei seiner Annäherung einen bestürzten Versuch macht, durch's Fenster zu entspringen.

„Was ist das?" rief Clemens und hielt den Fremden am Arme.

„Um Gotteswillen, lassen Sie mich!" stotterte der Eindringling und schlug eine Hand vor's Gesicht, während er mit der andern weit ausgestreckt zwei entwendete Geldrollen zurückstellte.

Clemens ließ den ergriffenen Arm los; die Stimme entwaffnete ihn, der ganze Anblick that es. Er sah im Dämmerlichte, das die Gestalt noch deutlich umriß, einen jungen Mann vor sich, welchem das Laster mindestens keine tiefere Spur eingedrückt hatte. Sein wohlgehaltenes Aeußere verrieth die Gewohnheiten und den Stand eines Gebildeten, sein bedecktes Gesicht, schien es, war sanft und einnehmend, ein Schatten von innerem Leid lag darüber. Clemens fühlte mehr Mitleid als Abscheu. Er zog den Armen vom Fenster zurück: dieser mißverstand die Bewegung und flehte mit allen Zeichen der inneren Scham: „Schonen Sie mich! — dürft' ich sprechen — o Gott!"

„Ich will nichts wissen", sagte Clemens erschüttert; er öffnete seine Zimmerthüre und erlaubte dem Fremden mit einer stummen Handbewegung auszutreten. Das Geld aber nahm er nicht wieder zurück, fast heftig wies er es dem Reuigen zu, der es noch immer darreichte. Jener entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilianische Städtebilder.

(Aus dem „Schwäbischen Merkur".)

I.

Rio de Janeiro.

Rio de Janeiro, oder eigentlich San Sebastiao, gewöhnlich nur Rio genannt, liegt am Ufer der großen Bai, welche sich von der Stadt aus noch dreimal so tief in das Festland erstreckt, als man bis zum Ankerplatz rechnet. Es nimmt den nordöstlichen Theil einer unregelmäßig viereckigen, an dem Ufer gelegenen Erdzunge ein, welche sich nach Nord erstreckt und gegen Süd mit dem Festlande zusammenhängt. Der älteste und wichtigste Theil der Stadt ist längs dem Ufer in der Richtung von Nord-West nach Süd-Ost in der Gestalt eines länglichen Vierecks erbaut.

Der Boden ist größtentheils eben, am nördlichsten Ende aber erheben sich fünf längliche Hügel so nahe am Meere, daß sie nur für eine einzige Straße am Ufer Raum lassen; gegen Süd und Süd-Ost wird die Stadt durch mehrere Hügel beherrscht. Der ältere, nordöstlichste Theil der Stadt ist von acht geraden, ziemlich engen, parallelen Straßen durchschnitten und durch viele rechtwinklige Querstraßen in Vierecke abgetheilt. Ein großer Platz im Westen der Altstadt, Campo de St. Anna, trennt diese von der Neustadt. Letztere, meistentheils erst seit der Ankunft des Hofes entstanden, hängt mittelst einer über einen Meeresarm führenden Brücke mit dem südwestlichen Viertel und durch die ausgedehnte Vorstadt Catumbi mit dem nordwestlich gelegenen kais. Lustschloß S. Cristovao zusammen.

Wo die erwähnte südwestliche Hügelreihe an dem Meere endigt, prangt auf ihr die den südlichen Theil der Stadt beherrschende Kirche Nossa Senhora da Gloria. Die Häuser von verhältnißmäßig geringerer Höhe und Breite als Tiefe, sind meistens aus Granittrümmern oder im oberen Stock aus Holz gebaut und mit Ziegeln gedeckt. Die Hügel längs dem nordöstlichen Ufer sind mit großen Klostergebäuden und mit Festungswerken gekrönt.

In den neueren Stadttheilen ist die Bauart großartiger und geschmackvoller, als in den alten, welche nach dem Muster des älteren Theils von Lissabon gebaut sind. Die Kirchen sind arm an Kunstschätzen, welche sie durch den Glanz reicher Vergoldung zu ersetzen suchen.

Schon im Jahre 1740 wurde die Wasserleitung vollendet, welche in hochgewölbten Bogen vom Corcovadogebirge das Wasser in die Stadt führt und die Springbrunnen speisdet, deren größter am Hafen beständig von Matrosen aller Länder umlagert ist.

Wer zuerst diesen Theil der brasilianischen Küste, wo jetzt Rio liegt, besucht habe, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, doch scheint Johann v. Solis der erste gewesen zu seyn, der hier 1515 einlief. Auch Magellan ankerte hier 1519 und nannte die Bai Bahia de S. Lucia. Martin Alfons v. Susa stieg auf seiner von Johann III. angeordneten Entdeckungsreise hier ans Land (im Januar 1531) und gab der Bai ihren jetzigen Namen, doch verließ er den Platz bald wieder, wahrscheinlich aus Furcht vor den zahlreichen und kriegerischen Urbewohnern, den Tamoyas. Erst nach der Besitznahme der Bai durch den Franzosen Nikolaus Durant de Villegagnon, der, vom Admiral Coligny hierhergesendet, sich durch Anlegung eines Forts festgesetzt hatte, wurden die Portugiesen auf die Wichtigkeit dieses Ortes aufmerksam, und nachdem sie 1560 die Franzosen vertrieben hatten, begannen sie die Anlage der Stadt, doch bedurfte es der plötzlichen Einnahme derselben durch den französischen Admiral Duguay-Trouin im Jahr 1710, welcher sie um 800,000 fl. brandschatzte, um die portugisische Regierung auch zur Befestigung dieses schönen und geräumigen Hafens zu veranlassen. Diese Befestigung wurde durch eine Reihe theils an beiden Seiten der 5000' breiten Einfahrt, theils auf Inseln im Grunde der Bay, theils auf den Höhen hinter der Stadt angelegter Kastelle ausgeführt.

Die Bucht von Rio theilt mit dem Ozean Ebbe und Fluth. In den Voll- und Neumonden tritt das Hochwasser, welches eine Höhe von 14—15' erreicht, um 4 Uhr 30 Min. ein. Die Ebbe dauert bisweilen

einen ganzen Tag an, ohne Unterbrechung, wobei die Strömung auf der Westseite der Bai stärker ist; dagegen wird, mit Beginn der Fluth, eine wirbelnde Strömung auf der Ostseite bemerkt. Die Fluth dauert kürzere Zeit als die Ebbe und pflegt mit einer Geschwindigkeit von 3—4 Seemeilen in der Stunde zu rinnen. Durch diese mächtige Fluth haben sich schon einigemal Schiffer verleiten lassen, zu nahe am Ufer zu landen, und litten bei eintretender Ebbe Schiffbruch, indem ihre Schiffe nicht mehr die hinreichende Wasserhöhe hatten.

Im Jahre 1850 liefen im Hafen von Rio 3652 Schiffe ein mit einer Einfuhr in dem Werthe von 50,000,000 fl. Bei einem so ausgedehnten Handelsverkehr ist es natürlich, daß der Reisende überall rege Thätigkeit und Geschäftsgewühl bemerkt. Vorzüglich sind der Hafen, die Märkte, die Börse und die dem Meere am nächsten, meistentheils mit europäischen Waarenlagern versehenen Gassen stets mit einem Gewimmel von Kaufleuten, Matrosen und Negern angefüllt. Die verschiedenen Sprachen der sich durchkreuzenden Menschenmenge von allen Nationen und Trachten, das abgebrochene, immer wiederkehrende Geschrei, unter welchem die Neger die Lasten auf den Stangen hin und her tragen, die dazwischen krächzenden Töne eines Ochsenkarrens, auf welchem Waaren durch die Stadt geschleppt werden, der häufige Kanonendonner von den Kastellen und den aus allen Weltgegenden einlaufenden Schiffen, endlich das Geprassel der Raketen, mit welchen die Einwohner schon vom Morgen an fast täglich religiöse Feste feiern, vereinigen sich zu einem verworrenen, den Ankömmling betäubenden Getöse.

Den bei Weitem größern Theil der Bevölkerung von Rio machen Portugiesen oder deren Abkömmlinge sowohl weißer als gemischter Farbe aus. Amerikanische Ureinwohner sind hier beinahe nie zu sehen; die nächsten sollen der Mission San Lorenzo an der Bai von Rio angehören, welche Töpferwaaren feilbieten. Zu Anfang dieses Jahrhunderts bestand die Gesammtbevölkerung von Rio aus etwa 50,000 Seelen, unter denen die Weißen in der Minderzahl waren. Im Jahr 1817 dagegen zählte die Stadt 110,000, und 1850 260,000 Einwohner. In den ersten zehn Jahren nach der Uebersiedlung des Hofes, im Jahre 1808, kamen nicht weniger als 24,000 Portugiesen hinüber, und in Folge der Freigebung des Handels durch k. Dekret vom 18. Febr. 1808 kamen eine Menge Engländer, Franzosen, Deutsche, Holländer, Italiener als Kaufleute hierher, so daß die weiße Bevölkerung bei weitem jetzt überwiegt. Eine Menge Ausländer: englische Schiffsbauer und Maschinisten, schwedische Eisenarbeiter, deutsche Ingenieurs, französische Künstler, Fabrikanten wurden auch von der Regierung berufen, um auf den jugendlichen Boden europäische Künste und Fertigkeiten zu verpflanzen, und das große Arsenal ward 1811 eigens dazu gestiftet, um, wenn auch anfangs mit Opfern, die Bewohner an Verfertigung der Schiffsbedürfnisse im Lande selbst zu gewöhnen.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Sonntag den 3. April: „Der Verschwender" von Raimund. Gastspiel des Hrn. Meisinger.

Dieses eben so gut unterhaltende als in Anlage und Durchführung vollendet schöne Zaubermährchen wurde im Ganzen, wie im Einzelnen, recht gelungen gegeben, besonders gebührt Herrn Meisinger das Verdienst, durch seine vortreffliche Darstellung des Valent. Holzmann, dieser in ihrem gutmüthigen Humor so dankbaren Partie, der Aufführung ihren schönsten Schmuck verliehen zu haben. Herr Hertzsch produzirte als Bettler ein sehr schönes, klangvolles, biegsames Organ, im Gesange sowohl, als in der Deklamation, verbunden mit einem klaren, verständlichen Vortrage und angemessenen Spiele. Fast alle übrigen Partien wurden heute auch gut gegeben, besonders zu rühmen sind Frl. Genelli, (Christiana), Fräulein Ballmann (Rosa) und der kleine Franz Rottmeyer (Hansel).

Mittwoch den 6. April: „Die Stumme von Portici", Oper von Auber. Gastspiel der Fräulein Eisenhofer und der HH. Grohn und Hertzsch.

Die Ankündigung dieser Gastspiele, in Folge dessen die Erwartung eines genußreichen Abends, hatte das Haus erfüllt, und wurden, was die Gäste anbelangt, die gehegten Erwartungen auch erfüllt, im Uebrigen aber war Vieles mangelhaft. Frl. Eisenhofer (Elvira) sang heute weit weniger befangen, als bei ihrem früheren Auftreten, und zeigte namentlich in ihrer ersten Cavatine die ihr eigenen Vorzüge: Kehlenfertigkeit, zarten, innigen Vortrag und Präzision im schönsten Lichte. In Hrn. Grohn vom Meininger Hoftheater (Masaniello) lernten wir einen Tenoristen kennen, der eine sehr klangvolle, angenehme und egale Stimme besitzt, sich durch reine Intonation, sehr ausdrucksvollen Vortrag, lebendiges Spiel und eine so deutliche Deklamation auszeichnet, daß man selbst im zartesten Piano der Stimme, selbst durch den Sturm aller Instrumente hindurch jede Sylbe genau verstehen konnte; seiner Stimme ist nichts als mehr Ausdauer zu wünschen, denn einigemal, namentlich am Schlusse des großen — freilich auch höchst anstrengenden — Duettes im 2. Akte merkte man seiner Stimme Ermattung an, in Folge deren sie matt und unsicher wurde. Die Zahl der für solche Gewaltopern geeigneten wirklichen Heldentenore nimmt leider überall und immer mehr ab und Hr. Grohn, ein so schätzenswerther Künstler er auch ist, scheint doch eben auch mehr für lyrische Partien geeignet. Pietro wurde von Hrn. Hertzsch recht brav gegeben, namentlich müssen wir seine reine Intonation und deutlichen Vortrag rühmen.

Die Chöre, in dieser Oper eine Hauptsache, waren, das Gebet im 3. Akt ausgenommen, das rein und präzis gesungen wurde, sehr mangelhaft und zu den vom Komponisten ohnehin schon in der Oper freigebig ausgestreuten lösbaren Dissonanzen mußten wir noch eine so tüchtige Anzahl unlösbarer ditto in den Kauf nehmen, wie es noch nicht leicht vorgekommen; die Palme im Dissoniren gebührte den Altistinnen. Auch das Orchester, und in ihm wieder die Violinen, boten vielfachen Anlaß zu schmerzlichen Vergleichen mit früheren Jahren; auch in diesem Theile unsers Bühnenwesens scheint Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit einzureißen. M . . .

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 30. Mittwoch, den 13. April **1853.**

Das große und das kleine Loos.

(Fortsetzung.)

Nur ein paar Augenblicke später trat Bernold ein, der aus dem Theater kam.

„Was ging hier vor", fragte er, als er die Aufregung seines Freundes und die gestörte Ordnung des Zimmers sah.

Clemens erzählte ihm das Abenteuer. „Welches Schicksal mag da an mir vorübergegangen seyn!" rief er aufathmend aus der Schwüle dieses Erlebnisses.

„Wie romantisch das deine Sinne gleich anspricht", entgegnete ihm der Besonnene. „Wir leben in einer Handelsstadt, das vergiß nicht. Der junge Mensch ist ohne Zweifel ein Komptoirist, der aus der Kasse seines Prinzipals depensirt hatte und nun auf Rath sann. Ei, dachte er, da draußen logirt einer, der Geld zum Fenster hinauswirft; du brauchst ihm nur ein wenig entgegen zu kommen durch's Fenster hinein." Bernold trat an's Fenster. „Wahrhaftig; die ausspalirte Esche ist dem Unternehmen günstig. Geschmeidig klettert sich's da herauf in feinen, gebildeten Lackstiseletten; man setzt ein Brecheisen aus der Londoner Schule in diesen Falz — errathen! wie Figura zeigt; die Sache macht sich. Wie viel hat sich der junge Herr ausgebeten? Laß einmal sehen!"

„Da ist nichts mehr zu sehen. Es waren nur von den Silberrollen. Mag er glücklich seyn damit!"

„Was! du ließest ihm den Raub? Nun, das muß ich rühmen; ich erfreue mich genialer Bekanntschaften! Nur so fort! Es muß muß ja kein holstein'sches Landgut seyn. Ein Schnittlauchbeet in Sachsenhausen ist auch eine schöne Gegend! Wie weit bist du herunter? wenn's erlaubt ist."

„Ich habe noch 70,000 Gulden", antworte Clemens nicht ohne Verlegenheit.

„Noch immer? Mich wundert's fast. Was doch die Abzehrung eine langsame Krankheit ist!"

„Und wenn du die Prozente bedenkst, die gleich bei der Auszahlung von Staats- und Rechtswegen genommen werden; erst zwölf, dann wieder fünf —"

„Ach ja, dann hast du geknickt! Eine wahre Schmachtriemenwirthschaft, ich weiß! — Uebrigens läßt sich das Restchen noch verwenden. Und wenn deine zahlreichen Schuldner nicht sämmtlich so leichtsinnig sind, wie ihr Gläubiger, so läßt sich noch immer weiter denken. Aber ein männlicher Entschluß wird dir endlich zur dringenden Pflicht. Was mich betrifft, ich reise die nächste Woche nach Hause. Willst du mit? Willst du dir das schöne Weideland; in Süder-Dithmarschen ansehen, wovon wir neulich gesprochen, wenn wir eilen, so entreißen wir's noch der bande noire, die auch unsere geschlossenen Marsch-Güter zu zertrümmern anfängt. Was sagst du?"

„Freilich will ich mit, ohne Frage. Ich bin einer plattdeutschen Existenz zwar nicht recht grün, aber ein wackerer Stamm sind sie doch, diese Friesen und Angelsachsen. Der Südländer kann seine sentimentale Haut schon abstreifen ihnen zu liebe. Verlaß dich darauf, ich packe mit dir."

„Und bis dahin", lächelte Bernold, „willst du ein guter Wirth seyn?"

„Ja! ja! ich versprech' es."

„Willst du dich jeglicher Scheere entziehen, die sich an dein Restchen Wolle macht?"

„Die Hand darauf? Keiner, der vom Weib geboren ist, soll Macbeth schwach finden."

„Wohlan, dann gratulire dir selbst. Schlaf wohl mit diesem Vorsatz!"

Bernold ging. Aber kaum war Clemens allein, so kehrten seine Geister sofort zu der Scene des Einbruchs wieder zurück. Er hatte das Licht schon gelöscht, er war zu Bette gegangen, aber das Bild des jungen Mannes wollte nicht von ihm weichen. Er zerbrach sich den Kopf über alle poetischen Möglichkeiten seines Schicksals. Endlich zerhieb er den Knoten und dachte: „das sind sentimentale Hirngespinnste, weichliche Näschereien einer verwöhnten Seele. Bernold hat Recht. Ueberlaß dich diesem Freunde, kein Mensch meint's redlicher." Es war ihm schon längst aufgefallen, daß er allein unter allen Freunden und Fremden nie den leisesten Anspruch an sein Glücksgut gemacht hatte. Er bedurfte zwar, so viel er wußte, von Haus aus nichts, aber wer überredet sich nicht, zu bedürfen, wo die Gelegenheit zu erhalten so nahe liegt? Clemens erkannte den Werth eines Charakters, der eben so streng gegen sich, als gegen Andere ist, und mit dem besten Vorsatze, ihm zu folgen, entschlief er.

Endlich erschien der Tag der Abreise. Alle Angelegenheiten waren geordnet, Freunde des Andenkens versichert, Schuldner einer möglichsten Nachsicht getröstet, und was die Hauptsache ist, manch' Sümmchen an verschiedene arme Teufel verspendet, die sich in der letzten Stunde noch eiligst an die goldene Quelle drängten. Bernold athmete hoch auf, als er seinen Freund endlich hinter Schloß und Riegel

hatte beim Kofferpacken. Aber Schloß und Riegel waren nicht stark genug, daß nicht das Hausmädchen noch geklopft und angesagt hätte, es wolle Jemand Herrn Wellmich sprechen.

„Ein Bettler, so wahr ich lebe! Nicht zu Hause!" fuhr Bernold auf. „Die Vampyre lassen nicht ab."

Das Mädchen sah fragend auf Clemens. „Man kann doch nicht wissen", sagte dieser, „wer es ist?"

„Ein alter Landmann."

„Ein alter Landmann? In Gottes Namen, er soll herauf kommen." Das Mädchen ging.

„Heraufkommen — herunterkommen!" lachte Bernold bitter. „Ziehbrunnen-Programm! Die unverschämte Brut —"

„Bst! er klopft. Herein!"

„Ein Winzer", flüsterte Clemens mit geübtem Auge.

„Gute Zeit!" grüßte der Eintretende und sackte bescheidentlich seinen Ulmerkopf in die Seitentasche. „Bin ich recht hier, den Hrn. Wellmich zu sprechen?"

„Ich heiße Wellmich, aber raucht Euer Pfeifchen nur zu Ende, wenn's schmeckt."

Der Landmann warf einen vorwurfsvollen Blick auf Clemens und sagte mit Haltung: „Sie denken wohl, es ist gar keine Scham bei uns Bauern, daß ich meinen Duisburger schmauchen soll, das Viertel zu sechs in fremder Leute Stuben?"

Clemens lächelte. Der Alte gefiel ihm. Es war ein ächtes Weinbauer-Exemplar. Ein gründlicher Humor lag über der ganzen Erscheinung. Die graulichen Locken im Nacken und die vorgebeugte Haltung seiner hohen, schlanken Gestalt schienen eben nur der unvermeidlichste Tribut an die Jahre. Aber sein Mund zeigte noch eine beneidenswerthe Zahnreihe und das jugendliche Roth seiner Wangen, das fein gezeichnete Kinn, vor Allem aber das prächtig klare, schelmische Auge war nicht anzusehen, ohne daß Einem ein heiterer Zug durch die Seele ging.

„Was führt Euch herauf zu mir, Väterchen?" fragte Clemens.

„Ei nun", war die Antwort des Winzers, „jeder Mensch geht seinem Vergnügen nach, sagte Vater Töpelmann, als er hinging und sich ersäufte. Mein Gang ist fast nicht viel besser. Sie wollen mir an meinen Engelgruß, mein Weingärtchen mein' ich, weil's mit dem letzten Termine stockt, denn diese Jahre her kamen wir fast ganz vor die Füße. Da faßt' ich ein Vertrauen zu Ihnen und machte mich auf — ich bin vom Wisperthal; — meinem Schwager, dem Salmenfischer, haben Sie ja auch geholfen, dacht' ich; der wär bald eingethürmt worden der hunert Guld n wegen und war schon ganz in Verzweiflung."

„Wie viel braucht Ihr denn?" fragte Clemens.

„Wenn Sie der Gulden Zweihundert dazu thäten, so —"

„Hm! das ist freilich nicht viel; aber sollt' Euch keiner der Euren, meint' ich, diese Kleinigkeit vorstrecken?"

„Unsere Kapitalisten? Da käm' ich in des Teufels Küch' mit. Die lauern schon mit ausgeklemmter Pfote, wenn unsereins aus dem Nest fällt. Da war mein Nachbar — es ist nur des Beispiels wegen —"

„Aber seht Ihr denn nicht", warf Bernold dazwischen, daß ihr kleinen Besitzer Euch dauernd nicht halten könnt gegen die große Weinkultur? Was sollen Euch die Zweihundert? Eine Spanne tragen sie Euch weiter, dann sinkt Ihr doch."

„Das nehm' ich auf meine Kapp'", sagte der Winzer aufgeweckt. 'S wird ein gutes Jahr heuer; die Eich' schlug vor der Esch' aus; ich lasse Fässer binden trotz Einem!"

„Und in Eurem Leichtsinn trinkt Ihr sie selber", murrte Bernold mit einer Anspielung auf die rosigen Wangen des Bittstehers.

„Das muß wahr seyn", bejahte der Alte mit einer Selbstzufriedenheit, die ihm prächtig zu Gesichte ließ, — „so wie ich hier stehe, hab' ich meiner Tage noch keinen Tropfen Bier verschluckt. Aber was meinen Sie denn, junger Herr? Es läuft einem zeitlebens Wasser genug in die Schuhe, da heißt's den Kopf warm halten."

Clemens biß lachend in die Lippen und zog seine Brieftasche.

„Hier Väterchen, nehmt die zweihundert Gulden; Ihr braucht mir sie nicht wieder zu geben. Aber haltet Euch nur sattelfest! Ihr müßt ja nicht locker lassen — 's wär Schad' für Euch! — In Gottesnamen! Wir haben zu thun, guter Freund, nehmt's nicht übel!"

„Na, dann dank ich auch himmelhoch!" jubelte der Landmann, „und da Sie just so schön packen, so soll's gleich in's helle Freudenmeer hineingehen mit vollen Segeln. Sie verdienen's, 's ist meiner höchsten Seele wahr! — Gute Zeit."

Der Winzer ging. Bernold schlug etwas lebhaft die Koffer hinter ihm zu, und rief aus: „Gott sey Dank, daß wir so weit sind! Bald schütteln wir diese Bettler wie Schnacken von den Kleidern. Das wär' ein Leben! 'S ist ja ein wahrer Flugsand, dieses Landproletariat hier! Und die Weinbauern vollends, die wirthschaften fabelhaft in der Güterzersplitterung. Wie die Heuschrecken fallen sie den Banquiers in die Comptoirs und hypothekiren d'rauf los, als könnten sie ihre Lappen wirklich behaupten gegen die schönen Arrondissements der Groß-Produktion. Die Luft im Rheingau macht frei, sagen sie, und merken nicht, daß sie längst unsere Taglöhner sind. — Ah, unsere Marschen! Da sollst du athmen! Da sollst du den Bauer in seiner Herrlichkeit sehen! „„Die ganze Welt ist man Geest"" *) — sie haben Recht diese Könige, diese Pflug-Majestäten!"

In diesem Tone ging's fort; aber Bernold merkte nicht, oder vergaß in seiner Erregtheit, wie unangemessen er das eigene Stamm- und Familiengefühl seines Freundes diesmal berührte.

Schweigend nahm Clemens den Arm des Nordländers, mit dem er noch einige Gänge zu machen hatte. Als er aber zurückkam, sagte das Mädchen, der Landmann wäre noch einmal da gewesen, er hätte zu viel bekommen. Er wolle es dem Herrn selbst wieder geben, oder bäte sich aus, wohin er es schicken dürfe.

---

*) Der Gegensatz zwischen „Marsch" und „Geest" ist durchwegs charakteristisch in den Ländern des Nordsee-Beckens. Marsch ist im Allgemeinen das neptunische, Geest das vulkanisch gehobene Land; jenes der fette, schlammige Niederschlag des Meeres, dieses der hohe Landrücken mit seinen mehr oder minder sterilen Erdarten. Der Marschbauer an der Meerniederung spricht mit äußerster Geringschätzung von allem Höhenland hinter ihm, das er sich als „Geest" ohne Ausnahme unfruchtbar und ausgehungert denkt.

Allerdings hatte Clemens bei einigen Ausgaben auf seinem Gange bemerkt, daß er sich im Papiere vergriffen, und einen Wechsel auf tausend Gulden gegeben; doch sagte er dem Mädchen, es wäre das Letzte, und so ließe er's gut seyn; der Zufall möchte seinen Willen haben, — er hätt' es ja auch von dem!

Und noch diesen Abend ging's fort, den Thoren der mächtigen Hansa-Stadt zu.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilianische Städtebilder.

(Fortsetzung.)

Für das Schulwesen geschah viel, doch mehr noch für das höhere, als für den Volksunterricht, 1810 wurde eine Militärschule und später eine Handelsschule eröffnet. Die von Garcia Stöckler, Sohn des hanseatischen Konsuls in Rio, angeregte Universität kam nicht zu Stande, dagegen wurde eine chirurchische Schule, Ingenieurschule, Akademie der Baukunst, Marineschule ꝛc. und später (1835) eine ärztliche Gesellschaft unter dem Titel: „Akademie der Medizin" gegründet. Höhere Gymnasien gibt es in Rio zwei, außerdem befinden sich solche in Bahia, Fernambuco, Marannon und S. Paulo. Eine vom König Johann VI. seiner neuen Residenz mitgebrachte Bibliothek von ursprünglich 70,000 Bänden ist zwar dem Publikum zugänglich, wird aber wenig benützt.

Die Zahl der Zeitungen hat sich sehr vermehrt; 1817 gab es nur ein literarisches und ein politisches Blatt in Rio und eine Zeitung in Bahia; gegenwärtig aber erscheinen allein in Rio vier tägliche, theils politische, theils Handelszeitungen, und zahlreiche Provinzialblätter, unter denen die wichtigsten in Bahia, Sergipe und Fernambuco. Die brasilianische Presse genießt eine fast unumschränkte Freiheit, und unterliegt weder Kautionen noch Stempelgebühren. Alle Preßvergehen werden von Geschworenen abgeurtheilt, die, welcher Partei auch die angeklagten Zeitungen angehören mögen, beständig die größte Nachsicht gegen sie üben. Auch sind die vom Gesetz bestimmten Strafen sehr mäßig; es gibt kein Beispiel in diesem Lande, wo die Rede- und Schreibefreiheit bis zur Frechheit hinstreift, daß ein Schriftsteller mehr als ein Jahr Gefängniß zu erleiden, und jemals irgend eine bedeutende Strafe zu erlegen gehabt hätte.

Es gibt auch eine medizinische Zeitschrift und eine Vierteljahrschrift der Gesellschaft für Geschichte und Geographie des Landes. Die Elementarschulen sind Sachen der Provinzen und am besten in der Provinz Minas Geraes, doch haben sämmtliche öffentliche Lehranstalten des Landes 1849 nur 42,215 Schüler gezählt, während Preußen bei etwa der dreifachen Bevölkerung deren 2½ Millionen zählt.

An naturwissenschaftlichen Anstalten der Hauptstadt ist der unter Leitung eines Deutschen, Riedel, stehende botanische Garten zu nennen, und das mehrfach seinen Ursprung Deutschland verdankende mineralogische Kabinet. Der Stamm des letzteren ist die von dem berühmten Werner beschriebene Papst von Ohain'sche Sammlung, welche unter der Leitung Eschweges vermehrt wurde.

Wilhelm Ludwig Freiherr von Eschwege, geboren 1777 auf dem Gute Aue bei Eschwege in Kurhessen, erhielt, nachdem er seine Universitätsstudien in Göttingen und Marburg beendigt und sich dem Bergfache besonders gewidmet hatte, eine Anstellung als Assessor bei dem Bergamte zu Richelsdorf in Kurhessen. Durch Vermittlung des kurhessischen Ministers Waitz v. Eschen bekam er 1802 eine Einladung nach Portugal zu Anlegung von Eisenwerken. Zugleich mit ihm gingen Martin Stieffel aus Schmalkalden und Friedr. Wilh. Ludwig Varnhagen aus Arolsen, welcher letztere später bis zum brasilischen Oberstlieutenant aufstieg. In den Jahren 1804 und 1805 bereiste Eschwege Deutschland, um Arbeiter für Berg- und Hüttenwerke anzunehmen.

Im Jahr 1807 erhielt das ganze Bergpersonal eine militärische Einrichtung, und so kam es, daß auch Eschwege zum Militärdienst übertreten mußte. Er wurde Hauptmann und hatte gleich im folgenden Jahr 1808 Gelegenheit, sich gegen die Franzosen auszuzeichnen, 1810 kam er nach Brasilien als Major im Geniekorps und als Direktor des kaiserlichen Mineralies-Kabinets. Eine Stelle als Professor der Mineralogie an der Militärakademie nahm er nicht an, da er es vorzog, als Naturforscher die Provinz Minas Geraes zu bereisen, wo er die ersten Eisenwerke errichtete. 1817 wurde er zum Direktor aller gewerkschaftlichen Goldbergwerke von Minas ernannt und rückte zum Obersten vor. Im Jahre 1821 verließ er Brasilien, lebte zwei Jahre in Deutschland und wurde im Jahre 1824 zum Oberberghauptmann von Portugal ernannt, welche Stelle er 1820 durch Dom Miguel verlor, 1833 durch Dom Pedro wieder erhielt. 1836 wurde die ganze Bergwerksverwaltung aufgehoben. Er hat zahlreiche Schriften über Brasilien veröffentlicht.

Die brasilianische Literatur hielt sich früher an die großen Vorbilder der Muttersprache, der portugiesischen Literatur, gegenwärtig aber huldigt sie fast allgemein der Nachahmung französischer Vorbilder, wodurch der Styl sehr gelitten hat. Uebersetzungen französischer Romane füllen die Spalten der Zeitschriften und französische Dramen beherrschen die Bühne. Auch die Kunstakademie war mit Pariser Lehrern, an deren Spitze als Direktor der schon 1817 verstorbene Lebreton, früher Sekretär der französischen Kunstakademie, stand, besetzt, aber sie hat in dem Lande keine Wurzel geschlagen. Zwar ist viel musikalischer Sinn vorhanden, doch besteht nur eine italienische Oper in Rio und die geistliche Musik war 1816—21 durch Haydns Lieblingsschüler, den Ritter Neukomm, vertreten, dessen Messen aber dem Geschmack der Bevölkerung zu schwer und gelehrt waren.

Sigmund Neukomm war 1778 zu Salzburg geboren und 1798 nach Wien; 1804 war er an der deutschen Oper in Petersburg angestellt, lebte nach seiner Rückkehr aus Brasilien abwechselnd in Paris und in England und wirkte 1836 in Mainz und 1840 in Salzburg bei den Einweihungsfesten der Denkmale Gutenbergs und Mozarts mit.

In der Hauptstadt leben 12—1500 Deutsche, die zu den geachtetsten Einwohnern gehören. Sie haben einen Hülfsverein und eine deutsche Schule gegründet, bilden seit 1837 unter preußischem Schutz eine deutsch-evangelische Gemeinde mit einem Bethaus und einem geselligen Kreis Germania, mit schönem Lokal

am Hafen, deutschen Zeitungen und Büchern. Zur deutschen Flotte lieferten die Deutschen in Rio die Summe von 2867 fl. ein.

Unter den Wohlthätigkeitsanstalten von Rio steht die Casa di Misericordia voran, ein allgemeines Kranken- und Versorgungshaus mit einer Abtheilung für Fremde, welcher der deutsche Arzt Lallemand aus Lübeck vorsteht. In Praya Vermelha besteht ein Irrenhaus. Außerdem gibt es in Rio mehrere Klosterspitäler, ein Findelhaus und ein Leprosenspital, ein Militär- und ein Marine-Krankenhaus. Unter dem Namen „Haus der Barmherzigkeit" bestehen auch in den größern Provinzialstädten solche aus Versorgungs- und Krankenhäusern gemischte Anstalten, welche auch Almosen außer dem Hause spenden und das Begräbniß von Armen besorgen. In Rio gibt es auch mehrere Brüderschaften, deren größte die von S. Antonio ist, die bedeutende Reichthümer besitzt, und daher für den geringen Einstand von 15 fl. und den jährlichen Beitrag von 3 fl. den kranken Mitgliedern Pflege, den Zurückgekommenen Unterstützung und den Alten ein Asyl gewähren kann.

II.

Bahia.

Die zweite Stadt des Reiches, Bahia de Todos os Santos oder S. Salvador ist eine reine Handelsstadt. Der portugiesische Entdecker der schönen Bai von Bahia, welchen die Geschichte mit Zuverlässigkeit nennt, ist Christoval Jacques 1503, aber erst 1549 wurde durch eine vom König Johann III. ausgerüstete Kolonie unter Thomas de Sonza die Stadt gegründet. Die fruchtbare Ebene, welche um die Stadt landeinwärts von der schönen Bai sich erstreckt, Reconcavo genannt, erschien schon damals zum Anbau von Zuckerrohr geeignet, dessen Ausfuhr, verbunden mit der günstigen Handelslage, die Stadt bald zu großer Blüthe gelangen ließ, so daß schon nach 30 Jahren die Stadt 800, das Reconcavo 2000 europäische Einwanderer zählte.

Dem Reichthum der Stadt wurden tiefe Wunden geschlagen durch den Krieg Hollands mit Spanien, dem damals Portugal und seine Kolonien einverleibt waren. Im Jahr 1624 ward die Stadt von den Holländern eingenommen und die Bevölkerung zog sich hinter den rothen Fluß, Rio Vermelho, 2 Stunden von der Stadt, zurück. Nach der Wiedereinnahme der Stadt durch die Portugiesen, 1625, hatte Bahia 1632 eine zweite Belagerung durch den Grafen Joh. Moritz von Sachsen auszuhalten, und das Reconcavo ward 1640 und zwei Mal im Jahr 1646 verwüstet. Von jener Zeit an genoß die Stadt Ruhe, bis zum Ausbruch des Krieges zwischen Portugal und Brasilien 1822.

Die Bevölkerung von Bahia war schon 1816 auf 115,000 gestiegen, die des Reconcavo auf 200,000; die Zahl der einlaufenden Schiffe hatte von 1806 bis 1816 sich verdreifacht und betrug 2000. Der Werth der Einfuhr in Bahia beträgt jetzt 25,000,000 fl.; wovon auf England über die Hälfte, auf Portugal und Frankreich je ein Zehntel, auf die Hansestädte ein Zwanzigstel u. s. w. kommt. Gegenwärtig zählt sie 200,000 Einwohner, worunter fünf Mal mehr Neger als Weiße.

Bahia theilt sich hinsichtlich seiner Bauart in zwei Stadttheile: die untere und die obere Stadt. In der ersteren sind die Straßen schmutzig, die Häuser enge zusammengebaut, in ihr wird Handel und Wandel im buntesten Gewühl betrieben und den Tag über sieht man die Menschen ohne Rast und Ruhe ihren verschiedenen Geschäften nachgehen; lasttragende Neger füllen die Straßen an und betäuben das Ohr mit ihrem unharmonischen, lauttönenden Gesange. Dieser Theil der Stadt liegt unmittelbar am Hafen, den Schiffen gegenüber und ist reichlich versehen mit Kaufläden, Niederlagen und Speisewirthschaften jeden Ranges. Der dieses Treibens ungewohnte Fremde wird bald ganz verwirrt durch den unaufhörlichen Lärmen und das bunte Menschengewoge; dazu gesellt sich noch ein unbeschreiblich unangenehmer Geruch, der sich durch die ganze Unterstadt verbreitet und von den Ausdünstungen herrührt, welche unter der glühenden Sonne der Hafen ausstrahlt und die großen Zuckerniederlagen und die Läden, worin mit Käse, Oel, Thran 2c. gehandelt wird.

Durch sehr steile Wege ist die Unterstadt mit der Oberstadt verbunden; hat man vermittelst einer Cadeira, einer von Negern getragenen Sänfte, der gewöhnlichsten Beförderungsart in Bahia, diese steilen und schlecht oder gar nicht gepflasterten Straßen zurückgelegt, so gelangt man in die Oberstadt, welche sich ganz anders darstellt; auf einer weiten Hochebene liegt dieser Stadttheil ausgebreitet; hübsche Häuserreihen bilden breite, lange Straßen; man athmet hier eine freie, gesunde Luft, die übermäßige Hitze wird durch frische Seewinde gemäßigt, der Verkehr und das Gewühl der Unterstadt fehlt gänzlich, und demjenigen, der eben aus dieser herauskommt, ist es recht behaglich, sich an der hier herrschenden Ruhe und Stille zu erquicken.

Eine Fortsetzung der Oberstadt ist die sogenannte Victoria, eine Art Vorstadt, aus einer Menge von Landhäusern, nebst Gärten, schönen Anlagen und Spazierwegen bestehend; hier wohnen die meisten europäischen Kaufleute und Konsuln. War es in der Oberstadt schön, so ist es hier wahrhaft prachtvoll zu nennen; an Eleganz und Luxus ist weder im Aeußern noch im Innern der Häuser etwas gespart; Palmen, Cactus, Orangen, Granatäpfel, prächtige Mangobäume 2c. bilden in reicher Fülle hübsche Gartenanlagen, und das Ganze krönt die herrliche Aussicht auf das Meer, sowie die Bequemlichkeit, von hier aus Seebäder nehmen zu können.

Sehr unterhaltend ist es, von hier aus den Wallfischfang zu beobachten, welcher in der Bai vom April bis September lebhaft betrieben wird. Kleine, schnellsegelnde Boote, mit 10—12 Mann besetzt, setzen den in die Bai sich verirrenden Wallfischen nach, die in der Winterzeit der südlichen Erdhalbkugel, die Kälte und Eismassen fliehend, in die Häfen gerathen sind. Sie werden harpunirt und wenn sie erlegt sind, ans Land gezogen, wo dem Thiere die Barten und der Thran entnommen werden, während das Gerippe am Ufer bleibt, den Vögeln und Insekten zur Speise.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 31. Sonntag, den 17. April 1853.

Das große und das kleine Loos.

(Fortsetzung.)

II.

An der Elbe.

Das erste, was Clemens in Hamburg sah, war ein Leichenzug, den die Amtsreiter feierlich zum Dammthore hinausgeleiteten. „Soll ich das für ein böses Omen nehmen?“ sagte er zu Bernold.

„Wie du willst“, war dessen Antwort. „Aber wenn du erst unsere Friedhöfe auf der Sternschanze gesehen hast, so wirst du das Omen freundlich finden. Das sind Gärten, sag' ich dir, trotz — wie heißt sie doch, die Insel der Liebesgöttin? Kurz, nichts ist einladender an schwülen Sommerabenden, als diese Lauben voll Duft, Blumen, Schatten und Heimlichkeit. Mich wundert, daß Heine von den Hamburger Gräbern nicht gesagt hat, man denke hier weit eher an die Erhaltung, als an die Sterblichkeit des menschlichen Geschlechtes. Dazu wimmelt der botanische Garten von Nachtigallen — was willst du mehr?“

Und in der That, nichts kann ansprechender seyn für den süddeutschen Naturfreund, der mit einigem Vorurtheil in die Niederungen seines Vaterlandes kommt, als der nördliche Theil von Hamburg: die Alster- und Dammthor-Partien. Bernold's Familie hatte schon ihre Sommerwohnung auf Fontenay bezogen, und so lernte der Ankömmling gleich zum Eintritt die nordalbingische Metropole von ihrer reizendsten Seite kennen. Auch fühlte sich Clemens sofort gewonnen für diese Umgebung und in der besten Stimmung betrat er Bernold's Vaterhaus. Der Sohn war im vierten Jahre von demselben abwesend gewesen. Vater, Mutter, eine Schwester und einige Hausfreunde empfingen den Wiederkehrenden mit der ganzen Zärtlichkeit, welche die Heimath ihren Angehörigen bewahrt. Clemens, der selbst Alles verloren hatte im Leben, bedurfte einiger Fassung, um diesen Augenblick zu ertragen. Indeß ging er schneller und ruhiger vorüber, als ein verwöhnter Gemüthsmensch vorausgesetzt hätte. Eine Bevölkerung, die fast täglich ihre Knaben auf den Ozean schickt, wie andere auf den Turnplatz, behandelt Kommen und Gehen etwas gleichmüthiger, als der Binnenländer. So stellte sich im Familienkreise bald jenes Gleichgewicht vertheilter Aufmerksamkeit her, in welchem der Fremde sich ein Glied des Ganzen fühlt.

„Sie wollen sich also ankaufen in unsern Marschen, wie ich höre?“ fragte Bernold der Vater.

„Ich glaube meinem Freunde nichts besseres rathen zu können“, sagte der Sohn.

„Das hast du übel gemacht“, antwortete Jener mit einem strengen Blick. „Wer einen Rath gibt, wird verantwortlich für die Folgen, und auch der beste Rath kann schlimm ausschlagen.“

„Ich werde nie ungerecht seyn, noch minder undankbar“, sagte Clemens.

„Ich habe nicht so in's Blaue hineingerathen“, ergänzte sich Bernold, „ich schlug Herrn Wellmich den Polder*) bei Brunsbüttel vor; was sollte schlimm ausschlagen mit diesem Prachtstück?“

„Das hast du noch übler gemacht“, tadelte der unerbittliche Hamburger. „Junge, ich denke, du bist etwas vorlaut geworden; was schnackst du in fremder Leute Sachen?“

„Aber Herr Wellmich ist mir nicht fremd, er ist mein Freund und ich sehe nicht ab, warum ich's noch übler gemacht mit dem Brunsbütteler Ankauf?“

„Jeder Rath wird um so übler, je mehr er in's Detail geht, denn die Verantwortlichkeit wächst dabei.“

Clemens sah hier zum ersten Male die berühmte Bedächtigkeit des niederdeutschen Charakters, und bot Alles auf, den Hamburger auf andere Ueberzeugungen zu bringen.

„Aufrichtig, Herr Wellmich“, sagte dieser endlich beschwichtiget, „ich kann nichts einwenden gegen ihren Plan. Wär' es ein Pflugland, ja, der Betrieb hätte seine Bedenken für einen Fremdling in den Marschen. Man qualifizirt sich nicht über Nacht dazu. Aber hier ist von einem Weideland die Rede, von einer Fettgräsung, wie es heißt. Das ist die einfachste Landwirthschaft von der Welt. Sie kaufen auf dem Husumer Frühlingsmarkte das magere, jütländische Vieh, lassen es weiden, ein Stück auf jede Demath Landes, wie man gewöhnlich rechnet, und verkaufen es auf

*) Nicht alles Marschland ist eine freiwillige Naturgabe des Meeres. Es wird größtentheils durch ein äußerst künstliches Deich- und Dammsystem dem Wasser abgerungen, und schließlich immer wieder in einen Hauptdeich eingefangen, der es bleibend dem neptunischen Element entzieht. Ein solches eingedeichtes Landstück heißt ein Koog, in kleinerem Umfange ein Polder.

dem Itzehoe'er Herbstmarkt fett und gemästet wieder. Das ist Alles. Setzen Sie sich dazu einen Inselfriesen als Pfleger auf's Gut, so sind Sie in Händen treu wie Gold, und brauchen für gar nichts zu sorgen. Sie können dann in der Stadt wohnen, wenn das feine Leben Ihnen ein Bedürfniß ist; die Bodenrente fließt reichlich und von selbst in Ihre Kasse. Die Hauptsache ist nur, daß Sie die Paar Leute, die Sie benöthigen, auf verläßliche Empfehlungen hin sich verschaffen, und daß Sie sich das Alter der Weide gehörig nachweisen lassen, denn das Alter bestimmt den Werth."

„Ich höre, daß dergleichen Geschäfte hier durch beeidete Makler abgemacht werden", sagte Clemens, „ich würde mich glücklich schätzen, Ihnen Herr Bernold mein Mandat anbieten zu dürfen."

„Allen Dank für die Ehre Ihres schätzbaren Auftrages", erwiderte der Mäkler etwas im stereotypen Tone kaufmännischer Courtoisie, „aber das geht nicht so, wie Sie denken. Wir haben unsere bestimmten Branchen und greifen nicht über in fremde. Güterverkauf ist nicht meine Branche."

Clemens konnte ein Lächeln über dieses Pröbchen reichsstädtischer Gliederung kaum unterdrücken, und bat mindestens, daß man ihm den geeigneten Mann zu seinem Geschäfte empfehlen möge.

„Mißverstehen Sie mich nicht, Herr Wellmich", sagte der Mäkler, „aber ich bin aus Grundsatz gegen alle Empfehlungen meinerseits. Indeß möcht' ich nicht ungefällig scheinen, und Sie sind ein Freund meines Sohnes; da werd' ich mir wohl eine Ausnahme erlauben. Doch unterlassen Sie nicht, als Fremder auch anderorts den Ruf des Mannes zu erkundigen, den ich Ihnen empfehlen werde. Es soll Alles in der gehörigen Ordnung vorgehen."

Amen! dachte Clemens bei sich, und wußte nicht, ob dieses Uebermaß von Pünktlichkeit kaufmännisch überhaupt, oder speziell hamburgisch, oder gar besonders der vorsichtige Charakter seines treulichen Wirthes sey. Doch mißfiel ihm dieser Geist eben nicht; er sah, wie wohl er sich dabei befinde, und vertraute um so lieber die ganze Angelegenheit seinem Freunde.

In Kurzem war das Geschäft abgemacht; Clemens fuhr einmal hinab nach Brunsbüttel zu der Kaufsformalität, ein andermal nach Husum auf den sogenannten „Magermarkt"; aber weit mehr, um sich die Scenerie überhaupt anzusehen, als um vorzeitige Herrschaft zu üben in den neuen und fremden Verhältnissen. Er nahm vielmehr seinen Aufenthalt in Hamburg und miethete sich in dem kleinen Alster-Eldorado auf Fontenay eine herzerhebende Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

Brasilianische Städtebilder.

(Fortsetzung und Schluß.)

Eigenthümlich sind ferner die Fischerfahrzeuge der Neger, gewöhnlich nur mit zwei Mann besetzt, eine Art Floß, bestehend aus sechs aneinander gereihten, durch mehrere Querstücke verbundene Balken aus sehr leichtem Holze. Vornen ist jeder einzelne Balken spitz behauen, nach Unten etwas abgeschrägt zu leichterem Durchschneiden des Wassers; hinten befindet sich das sehr einfache Steuer; auf dem Floße ein Mast, woran ein im Verhältniß zum Fahrzeug großes Segel befestigt ist, ferner eine Bank und mehrere aufrecht stehende Stücke Holz zur Befestigung der Ruder und Proviantbehälter. Mit diesem unvollkommenen Fahrzeuge wagen die Fischer sich oft mehrere Meilen in die freie See hinaus; da die See immer das Floß bespült, so befindet es sich natürlich meistens unter Wasser und aus dem Grunde müssen die Flaschenkürbisse, in welchen die Lebensmittel mitgenommen werden, wasserdicht verschlossen und gut befestigt seyn, damit nicht eine überstürzende Welle den ganzen kleinen Vorrath wegreißt oder durch sein Salz verdirbt. Zuweilen wird auch ein Neger selbst von seinem Floß ins Meer gerissen, aber mit großem Gleichmuth erklettert er lachend wieder sein leichtes Schiff.

Das Geschäfts- und gesellige Leben ist in Bahia, im Ganzen, etwas verschieden von dem in Rio de Janeiro. Ein Jeder, sey er welchen Gewerbes er wolle, verfügt sich in Bahia des Morgens nach der Unterstadt; der Kaufmann, dessen dort sein Komptoir und die Börse wartet, der Arzt, um Kranke in diesem Stadttheile oder auf den Schiffen zu besuchen, die Kapitäne fremder Schiffe, um Frachten abzuschließen, oder ihre Ladung zu löschen, der Handwerker, der Zollbediente, der Advokat, der Wechsler und wie alle diese verschiedenen Stände heißen, jeder hat dort etwas zu besorgen oder zu kaufen; früh schon finden sich da die Neger ein, um Lasten zu schleppen, die Negerinnen, welche Früchte, Hühner, Fische zum Verkauf ausstellen, oder auf offener Straße Speisen kochen für ihre schwarzen Landsleute, andere Neger, die mit Cadeiras an den Straßenecken halten und jeden Vorübergehenden mit dem Zurufe belästigen: „eine Cadeira, mein Herr, die Sonne ist heute sehr heiß", oder: „gleich wird es regnen, nehmen der Herr eine Cadeira."

Die Ship-Chandler-Shops*) sind die besuchtesten Orte und gewähren dem ruhigen Beobachter ein besonderes Interesse; dort sammeln sich die verschiedensten Menschen, theils um Geschäfte abzuschließen, theils nur um sich zu treffen, oder eine müßige Stunde hinzubringen, nie aber wird vergessen, hier den durch die übergroße Hitze hervorgerufenen Durst mit einer Flasche Ale, Porter, Wein oder einem Glase Grog zu stillen. Im scheinbar harmonischen Zusammenseyn bei diesen Getränken, auf Tonnen oder Tischen sitzend, trifft man hier den Seeoffizier und den Kapitän eines Sklavenschiffes, sich mit stoischer Ruhe, aber wahrscheinlich mit Ingrimm im Herzen, gegenseitig betrachtend und namentlich der letzte wünschend, dem Offizier auf der See nicht so nahe gegenüber zu stehen, vorkommenden Falls aber bereit, mit ihm Leben gegen Leben in die Schanze zu schlagen.

Um 12 Uhr wird in den verschiedenen Speisewirthschaften der Unterstadt, da der Weg nach Hause zu weit und beschwerlich ist, ein Frühstück, bestehend aus Fisch, Beefsteak, Rostbeef, gekochten Eiern oder Omeletten eingenommen, dann begibt sich Jeder wieder an

*) Läden, wo allerlei Bedürfnisse für Seefahrer verkauft werden.

seine Arbeit, und um 5 Uhr eilt Alles der Wohnung in der Oberstadt oder der Viktoria zu, die Komptoire werden geschlossen, die Kaufläden gesperrt, die Gasthäuser leeren sich, und binnen ganz kurzer Zeit ist die eben noch so geräuschvolle Unterstadt in eine stille Oede umgewandelt, die erst des Abends wieder durch den sein Wesen treibenden Pöbel belebt wird.

Im Hause angelangt wird dann zum eigentlichen Mittagsmahl geschritten und der übrige Theil des Tages der Erholung geweiht, bis sich am folgenden Morgen der gleiche Lebenslauf wiederholt. Die Abende werden gewöhnlich mit Kartenspiel, Spazierengehen in öffentlichen Gärten, wozu der schöne Mondschein häufig einladet, und Theaterbesuch verbracht. Das Theater Bahias liegt in der Oberstadt und ist das einzige dieses Ortes; es wird daselbst in der Landessprache gespielt, das Schauspiel beginnt spät und endet oft erst nach Mitternacht.

So ist denn jeder Bewohner Bahias mit seinen Geschäften und Vergnügungen nur auf die Stadt beschränkt; das Leben ist demnach dort ein sehr einförmiges, denn Ausflüge in die Umgegend der Stadt werden selten unternommen, da dieselbe, trotz der mannichfachen Schönheiten, die die tropische Natur darbietet, doch den gebahnten Weg entbehrt.

Der Sklavenhandel wird nach wie vor stark in Brasilien, und besonders von Bahia aus, betrieben; Bahia, schon in früherer Zeit als der Hauptsklavenmarkt dieses Landes bekannt, hat noch heutigen Tages die reichsten Sklavenhändler, die alljährlich sehr viele Sklavenschiffe ausrüsten, um von der Küste Guineas solche schwarze Ladung zu holen, welche dann während der Nacht in benachbarten kleinen Häfen gelandet und nach den verschiedenen Theilen der Provinz hin verkauft wird.

Wenn gleich wegen Nachstellung der Sklavenschiffe von Seiten Englands dieser Handel als sehr gefährlich und äußerst mühsam betrachtet werden muß, so ist doch noch immer der daraus erwachsende Vortheil zu groß, als daß sich nicht fortwährend Menschen finden sollten, die ihr Leben an ein so gefahrvolles Unternehmen wagen. Der gewöhnliche Preis eines Negers in Brasilien, der nur zur rohen Feldarbeit gebraucht werden kann, ist 1250 fl.; wenn derselbe aber irgend eines Handwerks kundig ist, so steigt sein Werth bis zu 2500 fl. und darüber.

Sehr zum Nachtheil der Neger hat sich bis jetzt noch die gesetzliche Abschaffung des Sklavenhandels und das Verfolgungsrecht der Sklavenschiffe, welches namentlich die Engländer bisweilen mit der größten Strenge handhaben, gestaltet, und wie weit der Menschheit durch diese schlecht sich bewährende Philanthropie ein Gewinn erwächst, ist eine Frage, deren Beantwortung dahin gestellt seyn mag.

Um so wenig Reisen als möglich nach Afrika zu machen, werden so viele Schwarze, als ein Schiff nur immer fassen kann, in dasselbe verpackt, wodurch an Bord gar manchen Sklavenschiffes Skorbut, ansteckende Krankheiten, bösartige Augenentzündungen entstehen, deren Opfer nicht wenige Neger werden; viele sterben dann schon während der Ueberfahrt, viele werden krank, elend, erblindet in Brasilien gelandet, woselbst denn auch, da ihnen meistens jede Versorgung fehlt, das Grab oder ein schauderhaftes Elend bald ihr Loos wird.

Einige Sklavenkapitäne, von den englischen Kriegsschiffen verfolgt und gejagt, versegeln ihr Schiff auf Untiefen oder zwischen Klippen, und da vermittelst der Böte nur die Besatzung des Schiffes und nur ein Theil der Neger gerettet werden kann, werden viele der Neger auf diese Weise eine Beute der Wellen und finden in ihnen ihren Tod. Des grausamen Verfahrens endlich, welches andere Sklavenkapitäne sich zu Schulden kommen lassen, daß sie nämlich, wenn die Engländer auf sie Jagd machen, sämmtliche Neger vom Bord ins Meer werfen, um nur ihr Schiff zu retten, sey gar nicht ausführlicher gedacht.

Bei der vorherrschend schwarzen Bevölkerung von Bahia sollen hier in der Kürze einige Bemerkungen über die Stellung der Neger, wie dieselbe sich den Weißen gegenüber in der Stadt gestaltet, folgen.

Die Neger, der größern Anzahl nach Sklaven, bilden in Bahia die niedern Stände der bürgerlichen Gesellschaft, und ihnen liegen alle Pflichten der dienenden Klasse ob. Jede Führung eines Hausstandes erheischt hier einen oder einige Sklaven, welche den schwereren und gröberen Arbeiten desselben vorstehen, demnach vertreten sie die Stelle der Knechte, Köche, Diener, Mägde, Wäscherinnen u. s. w. unseres Landes. Da die Weißen sich fast nie einem derartigen Geschäfte unterziehen, so werden schon auf diese Weise eine bedeutende Menge Neger in Anspruch genommen. In nicht minder großer Zahl sind andere als Handwerker beschäftigt in den verschiedensten Zweigen; Weiße, die irgend eines Handwerks kundig sind, z. B. Tischler, Schneider, Tabakspinner, Schuhmacher rc. kaufen sich möglichst viele Neger, lehren dieselben ihr Gewerbe, lassen sie alsdann als Gesellen arbeiten, während die Herren selbst die Oberaufsicht führen; auf diese Weise ersparen die letztern den hohen Arbeitslohn, welchen sie freien Arbeitern zahlen müßten; ihnen bewährt sich demnach die gezwungene Arbeit der Sklaven als eine Quelle des besten Gelderwerbes.

Bei weitem die meisten Neger treiben kein Geschäft, sondern suchen durch Taglöhnerdienste Geld zu erwerben; diese Neger sind es, welche überall die Straßen anfüllen, Lasten schleppen, Cadeiras tragen, die auf dem Hafen beständig Böte rudern, um Menschen oder Ladung an Bord der Schiffe zu bringen und wieder ans Land zu setzen. Das auf solche Art verdiente Geld aber gereicht ihnen selbst nur in verhältnißmäßig geringem Grade zum Nutzen, denn jeden Abend müssen sie ihren Herren eine bestimmte Summe Geldes abliefern; haben die Neger mehr als das vorgeschriebene Quantum verdient, so gehört der Ueberschuß ihnen, fehlt etwas an demselben, so bekommen sie Strafe und sind verpflichtet, am folgenden Tage den Rest nachzuzahlen. Leicht begreiflich ist es, daß bei dieser bequemen Weise Geld einzunehmen, sich viele Besitzer von Sklaven allein darauf beschränken, die letzteren auf Arbeit auszusenden und am Schlusse jeden Tages die bestimmte Summe einzukassiren. Dagegen erhalten die Sklaven von ihren Herren Wohnung, eine einfache Kleidung und Speise.

Dies sind im Allgemeinen die Beschäftigungen der Negersklaven; die freien Neger betreiben meistens nur leichtere Geschäfte; sie handeln mit Geflügel, Früchten, gehen auf den Fischfang aus, und dies gerade nur so

viel, um ihren täglichen Unterhalt bestreiten zu können; ist für diesen gesorgt, so widmen sie die übrige Zeit des Tages dem süßen Nichtsthun, und rühren keine Hand weiter zu irgend einer Arbeit.

Die Freiheit können die Neger erlangen entweder durch Geburt, oder durch Freilassung, oder Loskauf. Die Kinder freier Neger sind als solche frei. Freigelassen werden die Sklaven entweder durch eine besondere Gunst ihrer Herren, indem dieselben ihnen für lange und treue Dienste die Freiheit schenken, oder sie in ihrem Testamente als frei erklären, welches nicht selten der Fall ist, wenn ein Sklavenbesitzer ohne Anverwandten und Erben stirbt, oder auch in Folge besonderer gesetzlichen Bestimmungen; so kann z. B. eine Negerin, die während ihrer Sklavenzeit bei Einem Herrn mehr als 7 Kinder geboren, auf Freilassung Anspruch machen.

Hinsichtlich des Loskaufs der Negersklaven lauten die brasil. Gesetze sehr günstig; will ein Neger sich selbst oder ein Weißer einen solchen freikaufen, so ist der Herr gezwungen, selbigen gegen Auszahlung derjenigen Summen, auf welche drei Arbeiter den Neger taxiren, freizugeben, diese Taxatoren dürfen den Preis des Negers aber nie über 2500 fl. stellen, wohl aber einen gemäßigteren bestimmen. Nicht sehr schwierig würde es den Schwarzen in Bahia fallen, namentlich denjenigen, welche als Lastträger oder Taglöhner dem Geldverdienst nachgehen, die zum Loskauf ihrer selbst erforderliche Summe im Laufe einiger Jahre zu erübrigen, wenn sie den jedesmaligen Ueberschuß des Geldes, das sie ihrem Herrn täglich bringen müssen, ersparten; allein dies ist nicht ihre Sache; sie verwenden dasselbe lieber zum Ankauf von Tabak und Rum und ziehen es vor, in der Sklaverei zu verharren, anstatt durch Entsagung dieser Genüsse ihre Freiheit zu erkaufen.

Die Neger in Bahia zeichnen sich durch ihre Größe, ihren kräftigen Körperbau und ihr wildes Aussehen vielfach aus von denjenigen anderer Städte Brasiliens; der Grund hievon liegt in dem Umstande, daß die meisten derselben dem Stamme der Nagog-Neger angehören, welche durch die genannten Eigenschaften vor allen übrigen afrikanischen Negerstämmen sich charakterisiren sollen. Ihrer Gestalt jenen Ausdruck von Wildheit zu verleihen, trägt noch ganz vorzüglich ihre Kleidung bei; dieselbe besteht in der Regel nur aus einer kurzen Hose, die von den Hüften nicht einmal bis aufs Knie reicht, eben so die Sitte derselben, sich alles Haar vom Kopfe wegzurasiren. Wer diese Menschen in dem genannten Anzuge, nebenher auch schreiend und brüllend, in kurzem Trabe, wie es ihre Gewohnheit ist, durch die Straßen laufen sieht, der kann sich im Anfang eines gewissen Unbehagens nicht erwehren, und wird wenigstens die Meinung vieler Brasilianer, welche die Nagog-Neger auf eine nicht viel höhere Stufe als die Affen stellt, in etwas entschuldigen.

Häufig begegnet man in den Straßen von Bahia Schwarzen mit einer Maske von Blech vor dem Gesicht, und jeder Fremde staunt zuerst über diese wunderliche Verzierung; der Nutzen einer solchen Maske ist ein gleich einfacher wie praktischer. Wenn nämlich ein Neger übermäßig dem Trunke ergeben ist, oder die Gewohnheit hat, Erde zu essen, welche eigenthümliche Begierde einige Schwarze schon von Afrika mitbringen, andere dagegen erst zur Dämpfung eines sich im Magen bildenden Säurezustandes annehmen, dann legt der Herr ihnen jene Maske vors Gesicht; von dieser gehen drei Bügel ab, die im Nacken durch ein Schloß untereinander befestigt werden, zu welchem der Herr den Schlüssel bewahrt. Eine solche Maske hat nur zwei Ausschnitte für die Augen, ein mit kleinen Löchern versehenes Futteral für die Nase, und keine Oeffnung für den Mund; auf diese Weise ist also den Negern die Möglichkeit abgeschnitten, den genannten Lüsten zu fröhnen. Dreimal des Tages, zur Zeit des Frühstücks, Mittags- und Abendessens, wird die Maske dann abgenommen, aber sogleich nach Beendigung des Mahls wieder angelegt. Diese einfache Methode heilt fast immer die Neger sehr bald von ihren, dem Interesse der Herren durchaus nicht förderlichen Gewohnheiten, denn vor der Maske hegen sie erklärlicher Weise eine sehr große Scheu.

Außer mit Sklaven, welches Geschäft freilich geheim betrieben wird, besteht der Haupthandel Bahias in Zucker, Rum, etwas Kaffee, Kakao, Baumwolle, einigen feinen Hölzern und Tabak. Die Einfuhr umfaßt die mannigfachsten Manufaktur- und Fabrikwaaren aus England, Nordamerika, Frankreich und Deutschland.

Alle europäischen und amerikanischen Nationen haben in Bahia ihre Konsuln. Eine regelmäßige Verbindung zur See unterhält Bahia mit den größeren Hafenstädten Brasiliens vermittelst Dampfschiffen, mit Frankreich durch regelmäßige Packetschiffe, die zwischen Bahia und Havre de Grace gehen, und mit England durch ausgerüstete englische Kriegsschiffe, die zur Mitnahme von Passagieren eingerichtet sind.

Miscelle.

(Ole Bull.) Dieser berühmte Virtuos hat in den Staaten Pennsylvanien und Ohio bedeutende Ländereien gekauft, um seine norwegischen Landsleute dort anzusiedeln und unter ihnen, wie er sagt, als Farmer zu leben und zu sterben. Die amerikanischen Blätter theilen neue Episoden aus seinem abenteuerreichen Leben mit. Sie erzählen, daß er seit seinem frühern amerikanischen Besuch auch einen Feldzug im Atlasgebirge gegen die Kabylen mitgemacht und an der Seite seines Freundes, General Jussuff, den Yataghan, wie später im Urwalde von Ohio die amerikanische Axt, geschwungen habe, daß er jetzt aber — der Dollars wegen — noch einmal zum Fidelbogen gegriffen, den er immer noch besser zu handhaben wisse, als den arabischen Krummsäbel und die amerikanische Farmer-Axt.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 32. Mittwoch, den 20. April 1853.

Das große und das kleine Loos.

(Fortsetzung.)

Wunderbar gefiel sich unser Freund in dieser ambrosischen Idylle. Blau und lauter perlete ein Tag um den andern über sein Haupt dahin, in stiller, leidenschaftsloser Verklärung. Kein Wölkchen trübte den beständigen Sommerhimmel; der Aether wölbte sich um die Erde wie eine volle, ausgetiefte Bucht: die Flotten der menschlichen Wünsche, schien es, liefen unmittelbar ein in die ferne, überseeische Gottesstadt. Stundenlang lag Clemens in seinem Fenster und schlürfte die süßen, aromatischen Geister des Blumengartens, der zu seinen Füßen dampfend der Sonnenkraft entfloh, oder studirte die Modulationen der Nachtigallen, die rings das feuchte buschige Gestade bewohnten, oder betrachtete sein geliebtes Meer-Mignon, die Alster, und sah den Schwänen und schimmernden Segeln zu, oder durch ein gutes Glas den Modellen für Plastiker, den badenden Gruppen zwischen der Lohmühle und einer Landzunge, der Uhlenhorst. Und wenn dann vom andern Ufer des Sees der Thürmer in St. Georg den frommen Choral: „Nun lobet alle Gott den Herrn", in die Schallwellen des violettnen Abendhimmels, wie einen Nibelungen-Hort versenkte, — dann zitterte wohl auch seine Brust von dem angeschlagenen Tone nach und er betete, wenn nicht in der Holzschnittmanier des altdeutschen Reimes, doch mit Goethe's griechischer Formenschönheit den erhabenen Segen:

„Alle Tage, alle Nächte
Preis' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich das Rechte,
Ist er ewig jung und groß!"

Aber bald spürte Clemens den Zahn des Zweifels in seinem Gewissen, ob dieses ewig Rechte wirklich der Inhalt seines gegenwärtigen Lebens sey. Wie hätte auch eine gesunde, jugendliche Natur über den ersten Reiz der Neuheit hinaus in der Verführung dieser Muße befangen bleiben können?

Der Jahrestag seines Glückes kam zurück, und wenn Clemens ohne Reue an die verschwendete eine Hälfte seines Gutes denken mochte, so betrachtete er nicht mit gleicher Nachsicht die Verschwendung seines Lebens, wozu die gerettete andere Hälfte ihn einlud. Das väterliche Landleben war sein Ideal: aber heute besaß er Land und wohnte in der Stadt. Nicht er arbeitete, die thierische Verdauung arbeitete für ihn; wie beschämte ihn diese Basis seines Lebens! So sollte es nicht gemeint seyn. Das lag weder in seiner Neigung, noch Absicht; er fühlte, daß das nicht seine eigene Form sey, sondern daß er sich nach einem fremden Begriffe hatte fashioniren lassen — zum Rentier. Aber nahm auch seine Umgebung, die öffentliche Meinung, der Staat kein Arges an dieser Lebensform, so ward ihm doch deutlich, daß der Codex der Gesellschaft noch lange nicht das Ganze der menschlichen Moral erschöpfe; mindestens er konnte nicht die glückliche Unbefangenheit gewinnen, die getrost das Unsittliche, als das blos Un-Polizeiliche sich genügen läßt. Oder welche Macht verhängte über ein Leben voll wirklicher Unschuld jene marternden Strafen der Langweile, des Spleens, der innerlichen Verödung und Verzweiflung? Clemens ahnte etwas von der furchtbaren Gewalt dieser unsichtbaren Sittenpolizei. Er nahm zu den Studien seine Zuflucht. Zur Zeit, als er noch gefesselt im Buchladen stand, war er ein eifriger Pfleger wissenschaftlicher Lektüre, und brachte ihr die ungewöhnlichsten Opfer seiner Bequemlichkeit. Er hielt es für Pflicht, daß jeder Kaufmann sich die möglichste Waarenkunde seines Faches erwerbe, und konnte sich nie darein finden, daß es im Buchhandel allein sein Abkommen davon habe. Was ihn betraf, so oblag er einer reichen und gründlichen Autodidaktik, und er fühlte sich glücklich dabei. Aber mit steigender Angst nahm er wahr, daß auch dieses Gefühl des Glückes sich nicht mehr einstellen wolle. Was konnte er denn mehr thun? Ein Rentier, der studirt! Pflegt das nicht vollends zu rechtfertigen in den Augen jedes Gebildeten?

Wer ihn so liegen sah am einsamen Seegestade seines Fontenay, in ein wissenschaftliches Werk vertieft, einen Aufsatz, eine Berechnung ausarbeitend, hätte er nicht sofort mit Ekstase ausgerufen: Ein Tuskulum! ein Tibur!? Ja, die „Gebildeten" haben so ihre Schlagwörter, von denen sie regiert werden, wie von andern Vorurtheilen! Sie glauben selbst zu denken und am Ende denkt so gut die liebe Tradition für sie, die Schulsitte, wie für den Bauer die Volkssitte. Und kurz — Clemens lernte einsehen, daß die Bildung, die sich selbst bildet, die vereinsamte Kultur des eigenen Ichs, ohne handelnde Rückwirkung auf das lebendige Ganze, nicht werthvoller sey, als irgend ein müßiger Zeitvertreib; er begriff, daß es noch nicht Humanität heiße, in der schneeweißen Draperie des Pythagoräers geradeswegs zum vornehmen

Himmel der Geistesaristokratie aufzufliegen; er kam überhaupt dahinter, daß diese Geistesaristokratie noch lange nicht jenes unschuldige, rein menschliche Ding sey, wofür sie gewöhnlich gilt, sondern daß sie so gut ihren Hintergedanken von Stolz und Egoismus habe, wie jedes andere. Dieses Gefühl verleidete ihm denn auch die Bücher, die Genüsse der sogenannten „Kunst und Wissenschaft."

Nicht bessern Ersatz fand Clemens in dem gesellschaftlichen Leben. Hier schien ihm das Schicksal selbst jenes Band zu verkümmern, das ihn zuerst und zunächst an diese Gegenden geknüpft hatte, — Bernolds Haus.

„Ja, so wunderbar fügt sich's oft", sagte einst Bernold der Vater über das Verhältniß der beiden Freunde. „Sie haben sich in Wien kennen gelernt, und es war weit entfernt meine Absicht, meinen Sohn dahin zu schicken. Er sollte blos in Berlin und Frankfurt ein paar Jahre konditioniren, um das Hinterland kennen zu lernen, — mit Wien haben wir wenig Verbindung. In Berlin aber ließ es ihm weder Rast noch Ruhe, der Ruf der lebenslustigen Kaiserstadt verdrehte ihm ganz und gar den Kopf, da gab ich ihm zuletzt Urlaub zu den Halters, und es ist ihm wohl bekommen."

„Wir sagen halt, nicht halter", verbesserte Clemens die fremdartige Sprechweise. „Gott weiß, wie es kommt, daß wir in ganz Deutschland durch ein Wörtchen charakterisirt sind, welches ganz Deutschland gleichwohl unverbesserlich fälscht. Leider hat selbst Schiller diesen Irrthum in einem Epigramm verewigt, was mir oft großen Kummer macht."

Clemens fand sich aufgefordert, die Eigenthümlichkeit jenes Idioms zu definiren, und wurde dadurch in die Philologie des österreichischen Patois überhaupt hineingeführt. Er zitirte viele Beispiele aus Raimund, zuletzt blieb er ganz bei dem Lobe dieses Dichters stehen. Er sprach mit tiefem Gefühl, fast mit Leidenschaft. Jetzt betheiligte sich auch die Schwester seines Freundes an dem Gespräche. Das stille Mädchen, vielleicht im Bewußtseyn dessen, was Natur und Erziehung ihr versagt, — hatte bisher den aus- und eingehenden Gast kaum anders, als mit stumm bescheidenem Lächeln zu grüßen gewagt, und war fast übersehen worden. In diesem Moment aber faßte sie Muth, sich an Clemens mit der Bitte zu wenden, er möchte sie mit Raimund bekannt machen, oder selbst aus ihm vorlesen, zumal da er eben das schlechte Oesterreichisch des Hamburger „Verschwenders" lebhaft getadelt hatte. Clemens sagte gerne zu und hielt Wort. Es las bald im Familienkreis, bald mit dem Mädchen allein, wie es der Zufall veranlaßte. Da fiel ihm denn wiederholt auf, wenn ihn die Analyse einer poetischen Scene dahinriß, wie das arme, blasse Geschöpf mit ganzer Aufmerksamkeit an seinem Munde hing und am Ende — nichts gemerkt hatte. Er gab anfangs dem Verdachte Raum, daß das Mädchen — etwas vernachlässigten Geistes sey, und in der That konnte er bald einen vollständigen Mangel jeder ästhetischen Vorbildung bei ihr wahrnehmen. Da änderte er die Methode und ging von der Praxis auf die Theorie zurück. Es war zunächst nur das erste und einfachste Naturgefühl zu wecken, eh' zur Empfindung der Kunstschönheit sich vorschreiten ließ. Aber jetzt machte er die entgegengesetzte Bemerkung, — und doch zugleich wieder die nämliche. Seine Schülerin lernte, was er wollte, begriff, was ihm beliebte, orientirte sich, wo er sie umblicken hieß; keine Aufgabe war ihrem Fleiße zu groß, keine Zumuthung ihrem Eifer zu überspannt, sie ging mit Ausdauer neben ihm her, und hätt' er sie Riesenschritte geführt. Aber wenn er dann ihre Hand los ließ und dachte, nach so vielen und großen Schritten sollte ihr selbstthätig nur ein kleines Schrittchen gelingen, aus wohlverstandenen Prämissen sollte sie eine eigene Folgerung ziehen — dann fand er sie so fremd mit dem Gegenstande, als hätte sie nie dessen Kultur gepflegt. Er begriff zuletzt, was er gleich anfangs hätte begreifen können. Er begriff, daß das arme Wesen Alles zu leisten im Stande war — seinetwegen, aber nicht der Sache willen, er begriff, daß die ästhetische Lehre sie nicht im mindesten interessire, desto mehr aber die Person des Lehrers.

Von diesem Augenblicke hielt Clemens mit seinen Besuchen inne. Er fühlte, was er der Ruhe dieses Kindes schuldig sey, und wie eine strengere Zurückhaltung von Bernold's ihm jetzt zur Pflicht wurde. Glücklicherweise ließ es die Lage des Jahres selbst ohne Aufsehen zu. Der Herbst war allmählig vorgerückt, Clemens hatte von seinem Schaffner die erste Rente, und zwar eine höchst befriedigende Summe in Empfang genommen, aber es konnte nicht befremden, wenn er zu dem bevorstehenden Winter auf einen Ortswechsel dachte. Hamburg, eine Königin, so lange Steuer und Segel walten, bleibt doch in dieser Jahreszeit hinter seiner Größe zurück, und die Genüsse der Kunst und die edleren Gewinne des gebildeten Verkehrs sucht der Fremde in einer deutschen Binnenstadt, auf dem magersten aller Geestlande, an dem sprichwörtlichsten Sande Europa's.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Wandermappe eines deutschen Reisenden in Nordamerika.*)

I.

Ein Ansiedlerleben im Hinterwalde.

Wir begegnen dem Leser in Ontonagon, einer kleinen Ansiedlung am südlichen Ufer des obern Sees, als wir von einem Besuche in den Kupferbergwerken zurückkehrend eben im Begriffe sind, uns in einem Birkenrindenkahn nach der Magdalenen-Insel einzuschiffen. Doch hindert uns die plötzliche Ungunst des Wetters, der Elementarzorn des Sees an der schnellen Weiterreise; kein Schiffer will sich herbeilassen, im zarten Gliederbau seines Birkenkahnes auch nur hundert Schritte weit hinaus in den tobenden See zu fahren. Und so wollen wir diesen unfreiwilligen Aufenthalt benutzen, um den Leser mit dem Urwaldleben am oberen See und seiner seltsamen Bewohnerschaft näher bekannt zu machen.

*) Aus der „Triester Zeitung".

Ontonagon ist eine ganz junge Kolonie. Vor einem Jahr (1851) standen nicht mehr als 7 Blockhäuser, jetzt erheben sich schon 103, darunter sehr stattliche, wenngleich nicht sehr luftdichte Holzgebäude, die einer Bevölkerung von nächst 700 Seelen zum Aufenthalt dienen. Die ersten Ansiedler im Hinterwalde sind, mit wenigen ehrenhaften Ausnahmen, in der Regel ein seltsames Gemisch von Eigennutz und Habsucht, von Blasirtheit, Spekulationswuth und sonstigen schwindlerischen Tendenzen. Sie haben nichts gemein mit den Sitten und der Lebensweise in den älteren Staaten und bilden eine Kaste für sich, die apart beurtheilt und gewürdigt seyn will. Wer sich aus dem Behagen des zivilisirten Lebens, von den intimsten Gewohnheiten losreißt, um im Hinterwald mit Art und Schaufel ein völlig fremdartiges Daseyn zu beginnen, der muß sicherlich einen heiligen, oder einen sehr großen irdischen Zweck im Auge haben. Und dieser große irdische Zweck, auf den alles Sinnen und Streben hinausläuft, ist: viel, sehr viel Geld zu machen. Dazu laden nun allerdings die noch wenig ausgebeuteten Gegenden des Oberen Sees und die Einfalt der Indianer mächtig ein.

Mit Weinschenken und Spielstuben für die Weißen und allerhand Trödelbuden für die tandsüchtigen Rothhäute beginnt die erste Ansiedlung. Es ist eine wechselnde, unstäte, rastlose Bevölkerung, die, sobald sie ein kleines Sümmchen erspart, weiter zieht und einer beständigeren, solideren Einwanderschaft Platz macht. Man muß diese rohen, schroffen, eckigen Gestalten gesehen, man muß die Mühseligkeiten, die Entbehrungen beobachtet haben, mit denen dem hartnäckigen Urwald ein Stück kulturbares Land abgetrotzt werden muß, um sich einen wahren Begriff von diesem Hinterwaldleben machen zu können, und für gar Manches eine Entschuldigung zu finden!

Je weiter man jedoch gegen Norden kommt, je schwieriger Handel und Verkehr werden, desto mehr nehmen die weißen Ansiedler ab, und am Ende begegnet man nur noch dem Indianer und dem Missionsbruder.

Drei Tage lang brüllte der von Nordstürmen gereizte Löwe im wilden Ungestüm; wir haben niemals, weder den atlantischen Ozean, noch die Nordsee, noch die Adria mit so schauerlicher Stimme gehört. Was unser hiesiges Verbleiben noch unheimlicher machte, war die schlechte Unterkunft. Zwar befand sich in unserm Gasthaus ein elegantes Sitzzimmer (parlour), mit prächtigem Teppich, Divan, Mahagonytisch und Paradebüchern in Goldschnitt; denn der Amerikaner, der mehr wie der Engländer auf Aeußerlichkeit und Schein hält, kann ein solches Prunkzimmer selbst in der einsamen Waldansiedlung nur schwer entbehren: dagegen mangelte es um so empfindlicher an jedem wahren Komfort. Die Thüren waren nicht zum Verschließen, den Fenstern fehlten die Glasscheiben, dem Rauchfang der Ofen, und so blies denn der Wind so kalt und markdurchdringend durch dieses zweistöckige Bretterhaus des Hinterwaldes, daß man dasselbe ohne Schmeichelei für dessen Besitzer ein „Luftschloß" nennen mochte.

Es gehört zu den unglaublichen Dingen, daß ein Wirth zehn Jahre lang in einem Orte leben und mit den klimatischen Verhältnissen daselbst vertraut seyn soll, ohne bei einem Umbau seines Hauses auch nur für die mögliche Aufstellung eines Ofens Sorge zu treffen. Der Kamin war Ende September noch nicht aufgebaut, es fehlte noch immer an Mauerziegeln, die der, über die plötzliche Kälte selbst verblüffte Wirth als Entschuldigungsgrund gegen die Frostklagen seiner Gäste schon vor vielen Monaten bestellt haben wollte. Es mag dies zugleich als ein Beweis für den habsüchtigen Sinn der Bevölkerung solcher neuen Ansiedlungen gelten, die immer nur darauf ausgehen, möglichst rasch viel Geld zu machen und dafür so wenig als möglich zu bieten.

Der Thermometer, der noch am vorhergehenden Morgen 66° Fahr. zeigte, fiel bis auf 49 F. und dieser rasche Temperaturwechsel machte die Kälte noch mehr empfindlich. Wir zogen endlich aus der großen Windfahne des Herrn Paul nach einer freilich kleinen und armseligen Hütte; aber es war hier doch wenigstens ein Ofen in der Stube und ein lustiges Feuer darin, und hartes Fichtenholz zum Nachlegen vorhanden.

Einer der Tage, die wir unfreiwillig in Ontonagon zubringen mußten, war Sabbath. Die Kaufläden und Weinschenken blieben wie an den Werktagen geöffnet, und es konnte füglich nicht anders seyn, da Viele nur einen lichten Raum haben, wo sie wohnen, ihre Mahlzeit nehmen und Handel treiben. Für den Nachmittag war eine Methodistenpredigt im Schulhaus angesagt. Das Schulhaus war eine ebenerdige, geräumige, aber noch unvollendete hölzerne Bude; wenige bretterbelegte Fichtenstämme dienten als Sitze. An der Stelle des Altars sah man nichts als einen Tisch, einen Stuhl und eine alte abgegriffene Bibel.

Die Versammlung war nicht zahlreich, aber gläubig, aufmerksam, dankbar. Der Prediger war ein Bergmann aus einem benachbarten Kupferbergwerk. Doch muß ihm dieses fromme Geschäft nichts Neues seyn, denn er improvisirte einen zwar anspruchslosen, aber höchst eindringlichen Vortrag, dem die Feier des Sabbaths und die lässige Art, mit welcher diese in Ontonagon beobachtet wird, zum Grunde lag.

Eine Methodistenversammlung trägt immer einen feierlichen Charakter, sey ihr Ort das bescheidene Schulhaus in Ontonagon, der dunkle Urwald im westlichen Canada, oder gar die Mammuth-Höhle in Kentucky. Wenn diese braven Christen nur das Nachstöhnen bei Seite ließen und das gezwungene Seufzen bei jedem Satz, den der Geistliche vollendet. Wie ist dies eingeschulte Lamento doch so unnatürlich, so andachtstörend!

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch den 13. April: „Die weiße Dame", Oper von Boieldieu.

So häufige Ursache man auch zu Klagen gegen die dermalige Theater-Direktion gehabt haben mag, und so gegründet auch manche dieser Klagen sind, so dürfen wir das Gute, was sie geboten, doch auch darüber nicht vergessen. Dahin müssen

wir vor Allem die vielen Gastspiele rechnen, durch welche Hr. Engelken seinem Repertoir viel Abwechslung verschaffte, und in denen er durch Vorführen von manchen sehr berühmten Künstlern — wir nennen nur HH. Hendrichs, Stigbelli, Fräulein Falconi, Grahn — unserm Publikum manchen nicht erwarteten Genuß bot. (Andererseits hatten freilich diese Gastspiele auch oft den Nachtheil, daß sie die Mängel des stehenden Personals erst noch in helleres Licht setzten.)

Das Gastspiel des Hrn. Reer vom Hoftheater zu Koburg, eines in der Kunstwelt rühmlichst bekannten Tenoristen, führte uns heute die längere Zeit vermißte, in ihrer Ungekünsteltheit so liebliche „weiße Dame" vor; und wenn wir auch manche Partie der Oper besser, des Gastes würdiger besetzt gewünscht hätten, Herrn Reer's ausgezeichnete Leistung als „Georg Braun" ließ es vergessen. Hr. Reer besitzt eine sehr wohlklingende, glockenreine Stimme, von einer Biegsamkeit, und so leicht ansprechend, selbst in den höchsten Lagen, daß er jedes Tones im Anschlage sicher ist, und ihm, was andern Sängern nur mit Mühe gelingt, gar keine Schwierigkeit bietet. Schon die ersten Worte, die er bei seinem Auftreten von der Anhöhe im Hintergrunde herabsang, erregten ein Murmeln des Beifalls, eine Bewegung im Publikum, wie wir sie selten fanden, und als er die schöne Arie: „O welche Lust, Soldat zu seyn", in meisterhafter Weise durchgeführt, da erdonnerte das Haus unter dem stürmischesten Beifallrufe. Die Cavatine: „Komm, holde Dame" sang er nach des Komponisten Vorschrift mezza voce, und doch waren alle Töne, auch die höchsten, so gleich, so wunderschön, daß er einen eigenen, erhebenden, ja feierlichen Eindruck auf die Herzen der Zuhörer ausübte. Mit dieser schönen Stimme, diesem ausgezeichneten Vortrage verbindet Hr. Reer noch eine äußerst delikate, in den kleinsten Sylben verständliche Deklamation und ein legeres und doch edles Spiel; kurz, seine ganze Darstellung war in allen Theilen ein wohlgelungenes, harmonisches Ganze, das den Beifall finden mußte, der ihm zu Theil geworden.

Die Partien der Anna und des Gaveston waren durch Frl. Schütz und Hrn. Pichler besetzt, und beide fanden durch ihre fleißige, aufmerksame Durchführung Beifall, besonders schön trug Hr. Pichler das As-Dur Andante im zweiten Finale vor. Hr. Horn (Dikson) sang nicht übel, aber für solch eine Spielpartie reicht sein Talent als Darsteller noch lange nicht aus. Entgegengesetzt spielte Frl. Ballmann (Jenny) ganz vortrefflich, aber ihr Gesang ließ manches zu wünschen übrig. Die Läufe in dem Duett im 1. Akte mißglückten ihr total.

Samstag den 16. April: „Die Hugenotten", Oper von Meyerbeer.

Nachdem wir Herrn Reer in der „weißen Dame" als einen tüchtigen Spieltenor kennen gelernt, trat er uns heute nicht minder vortrefflich im tragischen Fache entgegen; während er dort durch nobles, gewandtes Spiel, durch Leichtigkeit des Vortrags und Geläufigkeit glänzte, überraschte er uns heute durch eine Kraft und einen Ernst der Darstellung, die ihn fast als eine ganz andere Persönlichkeit erscheinen ließen, und ihn als einen auch als Heldentenor sehr tüchtigen Sänger bewährten; wenn er auch bezüglich der Kraft jene kolossale, unverwüstliche Stimme, wie sie Breiting und Tichatschek auszeichnet, nicht hat, im Portamento, im zarten, weichen, lyrischen Gesange, in der vortrefflichen Manier, die jeden Ton deutlich abgränzt und doch auf's zarteste verbunden mit den übrigen Tönen hervortreten läßt, dürfte er diesen Herren nicht nachstehen. Sehr schön, innig und zart sang er die Romanze im ersten, mit Feuer und Leben das Duett im zweiten Akt, und ächt dramatisch aufgefaßt, ergreifend führte er das Duett im vierten Akte, sowie den Schluß der Oper durch. Jede, auch die unbedeutendste Stelle zeigte den Meister.

Fräul. Eisenhofer sang die „Königin", und wir freuen uns, berichten zu können, daß sie an Sicherheit und Unbefangenheit gewonnen, in Folge dessen auch ihre Stimme weit voller, kräftiger klang, als früher. Sehr schön sang sie die Arie „Dies einz'ge Wörtchen Liebe", sowie das Duett mit Hrn. Reer.

In anerkennenswerthem Eifer bestrebten sich auch die übrigen Mitspielenden, ihre Partien möglichst gut zu geben, und müssen wir vor Allen Herrn Burger's gedenken, dessen „Marcel" heute ein ganz anderer war, als früher; sowohl was Sicherheit im Gesange, Vortrag und Spiel und hauptsächlich, was reine Intonation anbelangt, war Herr Burger heute weit besser, als früher. Fräul. Schütz (Valentine) und Herr Pichler (Nevers) waren, wie wir von ihnen erwarten konnten, in Spiel und Gesang sehr brav, ebenso Herr Hertzsch (St. Bris), bei dem uns besonders seine sichere, reine Intonation und deutliche Deklamation auffiel. Auch die Chöre waren meistens gut, nur vermißten wir wieder mit Bedauern die Sicherheit in den Mittelstimmen in dem Soldaten-Chore im dritten Akte.

Montag den 18. April: „Martha", Oper von Flotow.

Schneller Wechsel der Temperatur ist besonders den Stimmwerkzeugen nachtheilig, so ist es denn auch nicht zu verwundern, daß die dermalige schwankende Witterung nicht ohne Einfluß auf unser Theater blieb. Unser verehrter Gast, Hr. Reer, welcher uns gestern durch den Vortrag einiger Lieder erfreuen wollte, mußte wegen eingetretener Heiserkeit dieses unterlassen, und auch in der heutigen Vorstellung war dieses Uebel bemerkbar für den, der Hrn. Reer in seinen früheren Partieen gehört, wer ihn heute zum ersten Male hörte, konnte dies freilich nicht unterscheiden, da er mit bewundernswürdiger Gewandtheit über die bedrohlichen Stellen hinwegglitt, und trotz seines Angegriffenseyns seine Partie in einer Weise durchführte, die den vollendeten Meister des Gesanges beurkundete. Ein Sänger, der nicht, wie Hr. Reer, kunstgeübt ist, der nicht die Stimme und ihre Hülfsmittel studirte, der sich nur auf seine Naturgabe verlassen, hätte in gleichem Falle die Parthie gar nicht singen können, und Hr. Reer sang sogar die schöne Cavatine im 3. Akte auf Verlangen Da Capo. Ein zweiter Gast, Hr. Herger, vom Theater zu Freiburg, sang den Plumkett, und sprach allgemein an. Er besitzt eine volle, dabei angenehme Stimme, der höchstens etwas mehr Tiefe und Abrundung zu wünschen wäre; dabei entwickelte er ein lebendiges, hübsches Spiel und eine schöne, deutliche Aussprache. In dem Porterlied zeigte er auch Kehlenfertigkeit Frl. Schütz (Lady Harriet) sang und spielte recht gut, doch ist sie dieser Partie in der Geläufigkeit nicht gewachsen; diese „Martha" ist übrigens auch vom Komponisten in einer Weise ausgestattet mit Sprüngen, Läufen und sonstigen Figuren, daß man sie füglich mit Seiltänzerkunststücken vergleichen kann, und solche Partien oft singen, dürfte kaum ohne nachtheiligen Einfluß auf die Stimme bleiben.

M . . .

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 33. Sonntag, den 24. April 1853.

Das große und das kleine Loos.

(Fortsetzung.)

Clemens nahm seinen Winteraufenthalt in Berlin. Zum nächsten Frühling dachte er dann, aller Muße überhaupt, auch der gelehrtesten, ein Ende zu machen, und persönlich seiner Fettgräsung zu warten. So wenig anziehend ihm diese Branche der Landwirthschaft auf den ersten Blick geschienen — es war zugleich der einzige, den er ihr gegönnt — so zweifelte doch nicht, daß sie ihre geheimeren Reize habe, wie im Grunde Alles, was ein objektiver Geist mit denkender Hingebung erfaßt. Und diese Reize selbständig auszubeuten, nahm er sich entschlossen vor.

Leider kam das Schicksal gründlich genug diesem Entschlusse zu Hülfe. Noch war die Berliner Episode nicht zu Ende, da machte ihm eines Tages sein Schaffner die Meldung, eine der jüngsten Sturmfluthen habe einen bedenklichen Schaden an seinem Grundstücke gezeigt. Das Meer habe an einer Stelle den Deich unterwühlt, er senke sich und ein Riß entstehe, der schleunig ausgefüllt werden müsse, wenn nicht das ganze Land eine Beute der Wellen werden solle. Clemens ahnte nur dumpf den Sinn des Geschriebenen. Er hatte sich hinlänglich geschirmt gefühlt von der Sach- und Ortskenntniß der befreundeten und gewiegten Männer, die seinen Ankauf in jener fremden Gegend geleitet, und sich ohne Bedenken kontraktmäßig zu Protokoll erklärt, daß er den Deich im besterhaltenen Zustande vorgefunden und übernommen. Wohl war ihm bei der Besichtigung desselben eine tiefliegende Stelle aufgefallen, die er auch zur Sprache gebracht; aber der Mäkler hatte dazu gelächelt und ihm sogleich andre ebenso niedrige Punkte gewiesen: das sey ja der große, oft unsterbliche Ruhm der Wasserbaukünstler, daß sie exakt zu berechnen verstünden, wie hoch oder wie niedrig bald hier, bald dort der Deich zu laufen habe, unter welchen verschiedenen Winkeln er von Ort zu Ort dossirt werden müsse u. dergl., damit nicht das Land durch unnöthige Arbeitskosten vertheuert würde. Damit hatte sich Clemens begnügt, und überhaupt die Wichtigkeit des Deiches als Unkundiger nicht anzuschlagen gewußt.

Er eilte daher bei dieser Nachricht sofort an Ort und Stelle, obwohl der Winter seine Fessel noch wenig gelockert hatte. Der preußischen Hauptstadt wurde im Fluge Lebewohl gesagt, keimende Verhältnisse den vorlauten Gedankenspielen entrückt; nur der Ernst des Momentes galt. Nicht einmal in Hamburg hielt sich Clemens auf, er wollte den Bernold's, unter deren Auspizien er gekauft, nicht gleich das erste Mißgeschick klagen. Ohne Säumniß erreichte er jenen meer- und flußumspülten Erdwinkel zwischen der Elbe und Nordsee, und stand thatbereit auf seinem gefährdeten Eigenthum. Dem Augenschein nach, gestand er sich, sah das Uebel nicht so verzweifelt aus. Aber er lernte nun auch, daß dieses Land nicht mit dem Auge, sondern mit dem Urtheile tausendjähriger Erfahrung anzusehen sey. Noch in derselben Stunde schickte er nach dem Deichmeister in Brunsbüttel, welcher der Einladung für den nächsten Tag zusagte. Der Abend brach an, und Clemens schlief die erste Nacht an dem äußersten Saume der Lebendigen, an dem formlosen Strande der Nordsee — in seinem hohen Wurtenhaus.*) Gegen Mitternacht fuhr er mit Grausen aus dem Traume auf, ein Geknatter und Gekrach entsetzte sein Ohr, wie die Gewehrsalven einer meilenweit aufgerollten Schlachtlinie; dazwischen donnerte ein Poltern, Stoßen und Kollern, als würden unzählige Batterien im schärfsten Trabe aufgefahren, endlich brüllten einzelne Schläge, wie geschleuderte Bomben, in dem Getümmel heraus, daß alle Sinne schaudernd sich bäumten. Mit gesträubtem Haare lauschte Clemens auf seinem Lager; sein erster Gedanke war ein Bild des englischen Bombardements von Kopenhagen, er besann sich im wüsten Traume, von welcher Seemacht Deutschland plötzlich angefallen würde, aber mehr und mehr erwachend, sah er die Unmöglichkeit einer solchen Episode in den europäischen Verhältnissen ein. Da stand er auf, tappte — ein Fremdling in seinen eigenen Räumen — nach den Schlafstätten seiner Dienstleute umher, endlich, jeden Versuch verwünschend, rief er auf gut Glück in die Wände des Hauses: was dieser Lärm bedeute?

„Dat is de Flot", antwortet' es ihm aus irgend einem Gemache zurück. Die Stimme klang schlaftrunken und voll tiefster Seelenruhe.

Das ist die Fluth! Ist's möglich, daß Menschen auch daran sich gewöhnen? Clemens ging wieder zu Bette, voll vernichtender Ehrfurcht vor dem titani-

*) Im ungedeichten Lande werden die Wohnhäuser, um sie vor der Ueberfluthung zu sichern, auf künstlich aufgeworfene Erdhügel gebaut, welche man „Wurten" nennt. Diese Wurten bleiben natürlich auch stehen, wenn das Land später eingedeicht wird.

schen Leben des Kosmos. Am Morgen sah er das Meer glatt und zahm vor sich ausgeebnet, und schwer begriff er das Wunder, wie zusammenschlagende Wassertropfen ein Gehörbild des wüthendsten Schlachtgetümmels erzeugen können.

Im Laufe des Tages kam der Deichmeister von Brunsbüttel. Er untersuchte den Meer-Einbruch nach Länge und Tiefe und meinte, der diesjährige Boden-Ertrag könne wohl drauf gehen. Man müsse den Riß mit Steinen zufahren. Clemens hatte sich eines härteren Urtheils versehen. Er ließ die Arbeit sofort in Angriff nehmen und betrieb sie mit allem Nachdruck. Inzwischen kam auch Bernold, der Sohn, von Hamburg und bezeigte ihm seine Theilnahme an dem Unfalle. „Solche Ereignisse", sagte er, „treten wohl ein, sie sind, was dem Binnenländer der Hagelschlag, den man hier nicht kennt. Wem sein Boden längst gefruchtet, der trägt es auch, das Schlimme wie das Gute, gleichmüthig und hat sein Budget dafür. Mißlich sey es nur, daß es ihn gleich zu Anfang betroffen, daß der Schaden dem Nutzen vorausgegangen. Doch werde er den Muth nicht verlieren, in Kurzem müsse die Einbuße sich reichlich ersetzen."

Clemens versicherte ihn auch seiner vollsten Fassung und die Freunde brachten ein Paar gute Tage mit einander hin.

Aber ein Jahresertrag war längst in's Meer gesunken, ohne daß Deicher und Schanzer von ihrer Arbeit ablassen durften. Die Verlegenheit um die nöthigen Summen wuchs. Der Frankfurter Agent hatte nichts als Klagen über die Säumigkeit der dortigen Schuldner und gab nicht undeutlich zu verstehen, wie leicht ihnen der Gläubiger selbst die Fessel ihrer Verpflichtung angelegt hätte. Vielleicht war er auch gewonnen von der Gegenpartei. Andere faßten ihn mit Bitten und rührenden Vorstellungen an seiner zugänglichsten Seite und erlangten unfehlbar, was sie wollten. Und doch litt die Natur seines Werkes keinen Aufschub. Schon die regelmäßige Wiederkehr der Fluth pflegt nämlich einen Theil der vollendeten Arbeit immer von Neuem zu zerstören; würde nun diese vollends ausgesetzt, so bliebe das Element bald gänzlicher Meister des Platzes.

„Aber auch die Ebbe schadet", sagte der Schaffner mit seinem friesischen Phlegma. „Das ist wegen der Nähe der Elbe. Wie die Fluth in's Land hineinstürzt und den Strom aufstaut, so stürzt der Strom heraus, wenn ihm die Ebbe Luft macht, und schneidet noch wilder in den Boden. Das geht so auf und ab, wie in einer Sägemühle; 's ist schlimm an den Mündungen."

Ein erbauliches Bild, die Sägemühle, und verzweifelt anschaulich! Clemens begriff es vollkommen. Aber den ganzen Umfang des Verderbens übersah er, als er endlich den Steindamm über den Meeresspiegel hinausgeführt und vollendet hatte. Das Meer nahm den Damm jetzt in seine Flanken und holte rechts und links weiter aus mit seiner zerstörenden Umarmung. Der alte Deich senkte sich neben dem neuen Schanzwerke. Das mußte ein tieferes Uebel seyn, sagte sich der neue Besitzer nunmehr, und befragte ernstlich die Meinung der Kundigen. Aber bei der bedingten und vorsichtigen Sprechweise des nordalbingischen Stammes war nicht viel heraus zu bekommen. Auch mag es seine größeren Schwierigkeiten haben, als der Binnenländer ahnt, auf einem Boden, der seit Aeonen im Kampfe mit dem Meere liegt, die Wirkung zwischen einer oder zehn Sturmfluthen zu beurtheilen. Und endlich stand ja seine urkundliche Erklärung über die Integrität des Kaufobjekts fest, ein nachträglicher Gegenbeweis konnte ihm nichts nützen. Dagegen drängten sich jetzt die Schwärme der Projektenmacher an ihn. Der Eine wollte die weitere Arbeit in Pacht übernehmen, gegen Bedingungen natürlich, die ihn allein begünstigt hätten; der Andere rieth ihm, einen Prozeß mit dem Hintermann um Theilung der Kosten anzufangen, denn alle Bauten am Vorland kämen ja mittelbar auch Jenem zu Gute; der Dritte endlich rieth ihm, das ganze Land fahren zu lassen und einen Austernpark anzulegen en compagnie. Clemens hörte sie Alle an und bildete sein eigenes Urtheil. Vom Ersten lernte er, daß die Fortsetzung der Arbeit mindestens noch lohnend sey; der Zweite gab ihm den Wink, daß sein Hintermann ein Interesse habe, im schlimmsten Falle ihm das Land abzukaufen; den Austernappetit des Dritten verwies er höflichst an andere Associés.

Sein Entschluß war gefaßt; Summen wurden aufgenommen und die Arbeit verdoppelt. Er schien es seinem Charakter schuldig, eben so standhaft den Rest seines Vermögens zu vertheidigen, als er den Anfang desselben leichtblütig zu beflügeln bewußt. Er fand eine Art Genugthuung darin, den stillen, gemessenen Kampf mit der Natur aufzunehmen. Er fühlte den Geist der Marschen in sich, und wie nicht nur der Mensch die Erde, sondern auch die Erde den Menschen bilde. Er betrachtete diesen Boden als eine Schule seiner Mannheit, und als Meister wollte er aus ihr hervorgehen. Ein Held seines Willens stand er in sich selbst schon moralisch gefestigt und gedämmt, und schmiedete mit Cyklopenfaust weiter an der Brustwehr seiner neuen schwankenden Heimath.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Wandermappe eines deutschen Reisenden in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Am Morgen nach dem Methodisten-Meeting veranstalteten ungefähr 30 Indianer, welche eben im Begriff waren, mit ihrer Armuth von ihren Familien weiter nach Westen zu ziehen, den sogenannten Betteltanz (beggar dance), um, wie sie sagten, Provisionen für die Weiterreise zu erbetteln. Sie erschienen Alle gräßlich kostumirt; der halbnackte Leib in rothe Wolldecken eingehüllt, Stirne und Wangen bis hinter die Ohren schwarz, blau und roth bemalt, die Haare fliegend oder bandgeflochten, hatte ihre ganze äußere Erscheinung etwas wahrhaft Diabolisches!

Der ganze Betteltanz war eigentlich nur ein Vorwand, um einmal recht ausgelassen lustig seyn und ungestraft die vor jeder Hausthür dargebotene Branntweinflasche annehmen und leeren zu dürfen. Denn in der Wildheit der ersten Ansiedlung erfüllt sich das Gesetz nicht immer auf den Buchstaben, besonders, wenn

man weiß, daß am nächsten Tag eine wandernde Indianerbande los wird!

Uns schien es eckelerregend, das Ebenbild Gottes in solcher Verzerrung und Entweihung und von den Weißen noch begafft, belacht, verhöhnt zu sehen!

Zuerst stellten sich die indianischen Tänzer im Kreis, hierauf fing einer hinter dem andern zu hüpfen an, und so hüpften sie eine Zeit lang, Jeder dicht hinter seinem Vormann, im Zirkel herum und machten mit Kopf, Händen und Füßen allerhand unanständige Geberden. Der ganze Betteltanz hatte viel Aehnlichkeit mit dem Pariser Cancan der Chaumière, nur mangelte hier der Gensd'arm mit seinem furchtbar langen Schnurbart, der die Tänzer zur Ordnung gerufen hätte.

Einige ältere Indianer sangen während des Tanzes jämmerliche Töne und der Häuptling der Bande schlug mit seinen rauhen Fäusten auf ein altes klangloses Tambouret. Die Tänzer aber, nachdem sie lange im Kreise herumgehüpft, stießen ein wildes Geschrei aus und standen plötzlich wie auf einen elektrischen Schlag still. Nun hielt einer aus ihrer Mitte eine kurze Anrede in der Sprache der Chippewas, erwähnte ihre Absicht fortzugehen und ihres Mangels an Provisionen für die lange Reise — und der Tanz begann sodann von Neuem.

In der Zwischenzeit war der Abgott der Indianer in der Gestalt einer vollen Whiskyflasche erschienen; sie hatten jetzt ihre Noth, ihre Reise, ihre Weiber und Kinder vergessen, und begannen dem Branntweine ihre ungetheilteste Aufmerksamkeit zu schenken. — Die Flasche ging auf die gewissenhafteste Weise in der Runde herum, und der graue Häuptling erhielt das Trinkglas nicht vollgefüllter als der verdienstloseste Indianerjunge. Bisher ging es noch ziemlich anständig zu; das Unheil wird erst dann angerichtet, wenn sich dieser Rundgang 15—20 Mal wiederholt hat.

Wir aber fragen: wer ist tadelnswerther, sträflicher? Die unwissenden Rothhäute, die Provisionen für die Reise erbetteln, oder die verständigen Weißen, welche ihnen statt Brod, das sie verlangen, Gift reichen, das sie verdirbt, das sie entmenscht, und das ihren Reisezweck gewiß nicht fördern hilft!

II.

Erinnerungen von der Magdalenen-Insel.

1. Seefahrt im Birkenkahn.

Am 15. September endlich konnten wir bei wolkenlosem Himmel, Südwind und einem Thermometerstand von 370 F. in einem Birkenkahn unsere Weiterreise nach der Magdalenen-Insel (la Pointe) antreten. Unsere Absicht war, den so hochwichtigen Oberen See bis an seyn westliches Ende zu befahren, und dann den St. Louisfluß hinauf über den Savannah River und Sandy Lake das östliche Ufer des Mississippi zu gewinnen. Unsere Kahngesellschaft bis nach La Pointe bestand in einem jungen Franzosen, durch Erziehung und Geburt ein Edelmann, und einem Kapitän der amerikanischen Marine. Vier französische Canadier waren mit der Führung des Kanoe betraut. Es waren heitere, rüstige, furchtlose Naturen, die so muthig kräftig gegen den sich thürmenden Wellenschlag ankämpften, daß sie uns bald über den Styx hinüber gerudert hätten.

Bei der Einschiffung erhob sich ein Streit zwischen den Passagieren und der Schiffsmannschaft wegen der Ueberladung des Kahns. Denn, obwohl bedungen war, nur unsere eigenen, ziemlich zahlreichen Gepäckstücke und Provisionen mitzunehmen, fanden sich später doch eine Menge Säcke und Packete, welche unser gewinnsüchtiger Pilote als wohlbezahlte Frachtstücke nach der Magdalenen-Insel mitführen wollte.

Kurz nach der Ausfahrt schlug das Wetter um und ein heftiger Nordwind nöthigte uns, nachdem wir vier englische Meilen zurückgelegt hatten, am Attacasfluß (cranberry-river), einem jener zahlreichen Bergströme, welche sich in den oberen See ergießen, zu kampiren. Wir hatten uns bereits in Ontonagon mit Lebensmitteln für ungefähr 14 Reisetage versehen, indem man uns sagte, daß die Ansiedler von La Pointe, der letzte Punkt am See, wo Weiße wohnen, nur nothdürftig mit Provisionen für ihren eigenen Bedarf versehen seyen. Ein schwerer Sack mit Schiffszwieback lag an dem einen Kahnende. Ein zweiter Zwilchsack enthielt Thee, Zucker, Mehl und etwas Reis. Ein kleiner Korb war für unsere Koch- und Speise-Utensilien bestimmt.

Der Kapitän glaubte, wir hätten die Mitnahme aller dieser Eßwaaren nicht nöthig gehabt, da Büchse und Angel uns stets die reichsten Leckerbissen zuführen würden. Aber schon in der nächsten Mittagsstunde, als keinerlei wildes Geflügel sich zeigte, meinte er, daß die Bereitung von Reis mit Zucker trefflich munden müsse. Dürres Holz wurde zusammengetragen, daraus ein lustig flackerndes Feuer bereitet und über quer in die Erd gestemmte frische Birkenäste ein eiserner Kessel gehängt, in dem bald — freilich nur Wasser prasselte und dampfte! Die einfache Mahlzeit würzte frische Seeluft und glänzender Sonnenschein. Das Rauschen der anströmenden Wellen tönte wie kriegerische Musik in unser Ohr, die wir so sehr nach friedlich stiller See uns sehnten. Das Ufer blieb flach und sandig und der Hauptreiz der Scenerie lag in den gigantischen Dimensionen der Waldbäume und dem Reichthum ihres Blätterschmuckes.

Um 3¼ Uhr verließen wir das Bivouac bei zwar noch hochgehendem, aber sichtbar sich beruhigendem See. Die Bewegung des Wassers ward schwächer und schwächer, und bald spiegelte sich Baum und Wolke in der sich glättenden Fläche. Wir passirten die Porcupine-Mountains, eine Gebirgskette, deren geologische Formation (Trapp), wie wir schon bemerkten, vor einigen Jahren eine große Anzahl unkundiger Spekulanten verleitet hatte, Schachte abteufen und in Erwartung reicher Kupferausbeute großartige Anlagen machen zu lassen. Jetzt ist Alles zerstört und verödet, und nur der arbor vitae grünt aus den steilen Trappfelsen nach wie vor.

Da wir eine ziemlich heitere Nacht hatten, so fuhren wir unausgesetzt bis 1 Uhr Morgens, indem unsere erfahrenen Kahnführer der trügerischen Glätte des Sees nicht trauten und die Befürchtung aussprachen, wiederholte Stürme könnten unsere Fahrt neuerdings unterbrechen. Es ereignet sich nicht selten, daß Personen, welche im Spätherbst des Jahres aus Geschäften

oder Vergnügen eine Kahnfahrt nach der 70 Meilen entfernten Magdalenen-Insel unternehmen, durch fortdauernde Seestürme gehindert, zur Zurücklegung dieser geographisch so geringen Strecke zuweilen 6—8 Tage benöthigen. Die Indianer, an das Leben in den Urwäldern gewöhnt, und selbst an Orten der Zivilisation dem grünen Teppich unter freiem Himmel vor der weichen Wolldecke in geschlossenem Raum den Vorzug einräumend, verbringen die Tage, in denen die Bewegtheit des Elements Kahn und Ruder zum Stillstand zwingt, im Behagen der Jagd und müßigen Herumlungern. Dem Europäer aber vergeht bald aller romantische Sinn für solche Waldesabenteuer, wenn er sich Tage lang ohne Schutz und ohne Obdach bei heftigem Regengusse und mit fröstelnden Gliedern in diese prosaisch-kalte Unheimlichkeit versezt sieht.

An der Mündung des Presqu'isle-River bereiteten wir unser nächtliches Lager. Ein Leinwandzelt, dem die aufgepflanzten Ruder zur Stütze dienten, wurde aufgeschlagen; dicht vor demselben ein hell loderndes Feuer hergerichtet, und in dicke Flanelldecken gehüllt, auf bemoostem Lager hingestreckt, waren alle Kahngefährten bald in tiefen Schlaf versunken.

Es ist zu verwundern, daß bei der Nachlässigkeit, mit der oft die Lagernden dicht neben dem funkensprühenden Feuer sich einem überwältigenden Ruhebedürfniß überlassen, nicht häufiger Unglücksfälle geschehen, ja nicht sogar Menschenleben dem Brandtod verfallen. Als wir uns zeitig am Morgen zur Weiterreise anschickten, fanden wir den Vordertheil unseres Zeltes von einer Unzahl sprühender Funken durchlöchert.

Allmählig geht die Uferfläche in sanftes Hügelland über. Black-river Mountain hat ungefähr 100' Höhe. Häufig ragen ungeheure Felsenmassen längs des Ufers hervor und machen eine plötzliche Landung völlig unmöglich. Diese Schwierigkeit, das Ufer zu erreichen, welche oft mehrere Meilen fortdauert, ist die Ursache, warum die gefahrkundigen Schiffer nur bei ruhiger See eine Kanoefahrt wagen.

Am Little-girls Point, an welche Stelle sich eine romantische Liebessage knüpft, bereiteten wir unser Mittagsbrod, das wie am vorigen Tage aus Reis, Thee und den Resten des Brodvorraths bestand, den wir aus einem Bäckerladen in Ontonagon für unsere ersten Reisetage mitgenommen hatten.

In den Nachmittagsstunden begegneten wir in einiger Entfernung einem Kanoe mit zwei Indianern und einem Reisenden, die in östlicher Richtung fuhren. Indeß kamen wir nahe genug, um einige kurze Fragen im Telegraphenstyl an sie richten zu können: Woher kommen? Wohin gehen? Ob Wasser in S. Louis- und Savannah-Fluß?

Wir erhielten in gleicher aphoristischer Kürze zur Antwort: daß man von Crow-wing komme, nach Ontonagon fahre, und daß die genannten Flüsse in Folge monatlangen Regenmangels fast ganz ausgetrocknet seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Der Lesesaal der kaiserlichen Bibliothek in Paris.) Die kaiserliche Bibliothek, früher Privatbibliothek der Könige, enthält in 14 Sälen etwas 85,000 Bände, worunter 800 sich auf die Verordnungen aller Könige Frankreichs beziehen, und das Gebetbuch Karl's des Großen mit der Jahreszahl 730. — Sie ist mit der Nationalbibliothek, ursprünglich eine von Ludwig dem Heiligen angelegte und unter Karl V. bis auf 960 Stück vermehrte Handschriftensammlung, verbunden, die unter Franz I. erst 900 gedruckte Werke enthielt, jezt aber 1,400,000 Bände zählt. Zuerst kam sie von der Sainte Chapelle nach dem Louvre, von da nach Blois und Fontainebleau, und später unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans in das weitläufige Palais des Kardinal Mazarin. In den Räumen des ersten Stocks befindet sich zunächst die Galerie der Handschriften, etwa 120,000 Bände, in der interessante Autographen Galilei's, Heinrich's IV., Ludwig's XIV., Voltaire's, Molière's, Racine's, Franklin's, Rousseau's, der Agnes Sorel, Maintenon, Sevigné und Lavallière, sowie griechische, lateinische, arabische, koptische und chinesische Handschriften aufgestellt sind. Die Galerie der Druckschriften, geziert mit dem Modell der sitzenden Statue Voltaire's von Houdon, Modellen der ägyptischen Pyramiden, der chinesischen Porzellanthürme, dem französischen Parnaß, einer Bronzebildnerei Titon du Tillets aus dem Jahre 1721 und den Büsten J. Paul und Jerome Bignon's und van Praet's geschmückt ist, zeigt dem Besucher außer den Tausenden von Bücherrücken die Erstlingsdrucke von Guttenberg, Schöffer, Caxton u. A., sowie werthvolle alte Buchbinderarbeiten. In einem Zimmer neben dem Lesesaal stehen die beiden ungeheuren Globen, die Petro Coronelli in Venedig für Ludwig XIV. anfertigte, und daneben läuft die lange, für die auf der Bibliothek lesenden Besucher bestimmte Galerie hin. Außerdem enthält die Bibliothek noch ein Kabinet der Medaillen und Antiquitäten, in dem mehere Waffenrüstungen, Schmucksachen, Götterbilder und gegen 150,000 Medaillen und Stempel, babylonische und syrische Reliquien aufbewahrt werden. Im Entresol befindet sich die Sammlung der Kupferstiche, der Karten und Pläne, deren erste allein in sechs Zimmern 9600 Bände enthält. Die Gründung dieses Kabinets durch den Abt Claude Mangis datirt von der Regierung Heinrich's III. Jenseits des 300 Fuß langen und 90 Fuß breiten Hofes, dessen obere Hälfte einen Garten mit der Statue Karl's V. bildet, ist der Eingang für die täglichen Besucher der Bibliothek.

•

Bisher war die größte bekannte Meerestiefe die von Kapitän Ross auf der antarktischen Expedition entdeckte, von 25,896 Pariser Fuß. Am 30. Oktober 1852 hat der Kapitän Denham erst in einer Tiefe von 43,380 Fuß Grund gefunden. Das Herabsinken des Bleies dauerte 9 Stunden 25 Minuten. Diese Meerestiefe ist 17,000 Fuß größer, als die Höhe des Kintschindjinga, des höchsten wohlgemessenen Gipfels des Himalaya-Gebirges, der 69,816 Fuß; etwas über drei geographische Meilen, über diesen tiefsten Punkt der Erdoberfläche hinausragt. Auf der Mondoberfläche ist in den zwei höchsten Bergen dieser Unterschied nur eine geographische Meile.

•

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 34. Mittwoch, den 27. April 1853.

Das große und das kleine Loos.

(Fortsetzung.)

So lag er den Sommer über in seinem Wurtenhaus und durch dasselbe Glas, mit dem er ein Jahr zuvor ästhetische Typen der Menschenform im Alsterbade studirt hatte, überwachte er jetzt die Steinfuhren, die an der öden Linie seines Horizonts in langen Zügen auf und ab krochen und sein Geld in's Meer schütteten.

Ueber dieser Scenerie feierte er den zweiten Jahrestag seines großen Looses. Er gab seinen Hausgenossen ein kräftiges Dithmarscher-Mahl mit ausreichenden Flaschen Portwein; sein Freund Bernold, der diesmal von der Stadt nicht abkommen konnte, vertrat sich mit einigen glückwünschenden und aufmunternden Zeilen, und Clemens fand Muth genug in sich, der Zukunft eben so fest in's Auge zu blicken, als er auf jenes Ereigniß der Vergangenheit noch immer dankbar zurücksah.

Aber dieser Tag war die letzte Blume an einem Abgrund. Die tüchtigste Kraft des Geistes lebt nicht allein im Menschen, sie ruht auf dem Körper, wie auf einer Säule. Und Clemens sah die feine, züngelnde Schlange nicht, die, aus dem Wasser sich endlos aufrollend, ihn enger und enger umringelte, und ihren Zahn an seine Wurzel legte. Er sah sie nicht, diese listige, giftige Feindin, aber endlich fühlte er sie. Seine Gesundheit wankte. Eine lastende Beklemmung hemmte den freien Athem der Brust, stechender Schmerz in den Hüften erschütterte den festen Gang, der Schlaf floh ihn, die Eßlust verschwand, Ohnmacht und Kleinmuth drückte seine Seele zu Boden. Der Kranke hielt dieses Uebel erst für eine unrühmliche Geburt des Gemüthes, das gleichsam hinter seinem Rücken sich ängstige, und rang um so mehr nach männlicher Standhaftigkeit. Aber die moralische Kraft heilte nicht. Er mußte sich überzeugen, daß es im Leiblichen sieche, und rief den Arzt. Doch mochte er auch jetzt, ein Feind gekünstelter Heilmittel, sich nur der einfachsten und mäßigsten Rathschläge bedienen. Er verbesserte sein Trinkwasser mit Wein, bekleidete sich sorgfältiger gegen Wind und Wetter und machte sich Bewegung. Es half wenig. Noch weniger wirkte der gesellige Umgang mit Menschen, womit Clemens die Oede seiner Einsamkeit beleben sollte. Vielmehr verdüsterte er ihn. Ach, die Menschen waren ja selbst Kinder dieser Oede, ernst, verschlossen, arm an lieblichem Wort, nur gegen Feindliches aufmerksam, ewige Hochwacht stehend wider Meerfluthen und Weststürme, die tausendjährige Verneinung ihrer Existenz. „Friesland singt nicht" sagt ein altes Wort, und Friesland dichtet, wie Andere das Leben, nur den Tod. Clemens vernahm in allen Sagen dieses Volkes den Untergang von Land und Menschen, und nichts als dieses. Dort liegt eine volkreiche Insel am Meeresgrunde und noch läuten ihre Glocken zu den Festtagen der Oberwelt; — dort, wo die Seerobben neugierig das segelnde Schiff umschwärmen, wachte die Mutter einst an der Wiege des Kindes; dort, wo die Austerbank unter bläulicher Woge verhüllt liegt, flötete und fiedelte die Hochzeit in lustiger Schenke. Jenes Mütterchen sitzt seit 100 Jahren am Strande und erwartet aus Indien den ertrunkenen Sohn; dieser Lootse hat um Strandgut einen Mord begangen, und ewig wächst ihm die blutige Hand aus dem Sande. Zu solchen Mähren der Seebewohner heulte als Zeuge der Weststurm, die Fluth rasselte knirschend heran, eine Düne stäubte am fernen Horizont, ein wandernder Entenzug rollte sich auf, wie eine schwarze Rauchlinie, entlegene Inseln hingen als Luftspiegelung unheimlich am Himmel. Das waren die landschaftlichen Bilder, die hier mit stetiger Gegenwart sich vor die Sinne bannten. Immer tiefer verfiel Clemens dem Fluche der fremden Naturmacht. Der Herbst kam in's Land; zwar entlaubte er keinen Baum hier, — der Weststurm duldet keinen, — aber reißend schnell zerpflückte er die Kräfte des Leidenden. Mark und Gebein versagte ihm den Dienst, sein Fuß trug ihn nicht mehr.

„Das ist das Marschfieber", sagte endlich der Arzt. „Wenig vermag hier die Kunst; aber zahlreich sind die Erfahrungen, daß der Kranke fast augenblicklich geneset, so wie er das Geestland erreicht. Sie müssen fort."

„Nimmermehr!" entgegnete Clemens und blieb. Er war fest entschlossen, mit seiner Arbeit zu stehen oder zu fallen. Er konnte sein Auge nicht trennen von dem Werke und von den Menschen, denen er's anvertraut; gerade die Abwesenheit, wähnte er, müsse ihn tödten. Er ahnte nicht, daß dieses Mißtrauen, — der Gemüthszustand des Schwachen, — schon die ängstliche Geburt seiner Krankheit sey, und daß es verschwinden würde mit dieser selbst. So blieb er, weil er krank war und er wurde kränker, weil er blieb. Er legte sich zu Bette. An dem Tage, da es geschah, erhielt er die Meldung, daß die Tochter des

Banquiers in Frankfurt, die Braut des Malers, für dessen künstliches Emporkommen er so viel geopfert, — gestorben sey. Er seufzte tief auf, der Widerschein dieser fernen Todesfackel schien ihm selbst zu Grabe leuchten. Er erinnerte sich seines ersten Begegnisses in Hamburg, des Leichenzuges am Dammthore, und tauchte unter in Todesahnungen. Jetzt setzte das Fieber sein letztes Marterwerkzeug in Bewegung — den heftigen Kopfschmerz. Clemens litt mit fanatischer Geduld. Sein Auge schwindelte, sein Ohr hämmerte und pochte, selbst sein Bewußtseyn wankte in einzelnen Momenten, aber er klammerte sich um so fester an den Boden seines Besitzes. Vergebens drang der Arzt noch einmal darauf, daß er die Marsch verlasse. „Ich will die Schlacht!" rief der starrsinnige Kranke, „ich will sie! Meine Nervenbündel sind ganze Hetärien von Spartanern." Diese barocke Sprachweise wurde bald noch toller und verwirrte sich endlich gänzlich in den unheimlichen Labyrinthen des Delirium. Clemens lag tagelang da in einem Feuerwirbel von Phantasien, tagelang ohne alle Sprache und Besinnung. „Wenn die Krisis nicht ein Wunder wirkt," sagte der Doktor, „so hat er sich selbst getödtet." Aber das Wunder wirkte die Krisis.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Wandermappe eines deutschen Reisenden in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Die letzte Antwort war für uns von ungemeiner Wichtigkeit. Sie änderte mit einem Male unseren ganzen Reiseplan. Bei dem Zustande der Flüsse war nicht mehr daran zu denken, in der beabsichtigten Weise den oberen Missisippi zu erreichen, indem fast die ganze 300 Meilen lange Strecke zu Fuß hätte zurückgelegt werden müssen, wozu weder die vorgerückte Jahreszeit, noch die auf jener Reise gelegenen Sandsteppen einluden. Es würde sich diese mit so vielen Mühseligkeiten verbundene Reise nur dann gelohnt haben, wenn wir in der Lage gewesen wären, dieselbe bis zum Itaka-Lake-See, der Wiege des Missisippi auszudehnen, in deren historisch-imposanten Nähe bisher nur wenige Forschungsreisende (Pike, Caß, Schoolcraft, Nicollet) und unseres Wissens noch kein Oesterreicher gekommen war.

Dies verbot uns jedoch sowohl der Mangel an den nöthigen wissenschaftlichen Vorbereitungen, als auch die Oekonomie unseres Reiseplanes. Wir wollten nicht gern in den Fehler, wir möchten sagen in das Laster so vieler Reisenden verfallen, die in hastiger Ungenügsamkeit, unterstützt durch die beflügelte Eile der modernen Verkehrsmittel, unermeßliche Länderstrecken, wunderbare Theile einer wunderbaren Schöpfung durcheilen, und dabei von deren physischer Geschichte und den Schicksalen ihrer Bewohner nicht mehr Kenntniß gewinnen, als das sie begleitende kuhlederne Felleisen.

Während der Kahnfahrt sangen die Kahnführer abwechselnd lustige Weisen. Es waren meistens frivole Liebeslieder und nicht von dem geringsten philologischen oder ethnographischen Interesse.

Nach 2 Uhr passirten wir die Felsen des Montreal-River, die ungefähr 6 Meilen lang in einer Höhe von 100' hinziehen. Es sind Schichten von Schiefer und rothem Sandstein, die alle von Osten nach Westen laufen und durch Verwitterung ein so gefärbtes und bemaltes Ansehen erhalten, daß sie in ihrem marmorirten Farbenspiel der Grundlage eines leicht abgewaschenen Bildes nicht unähnlich sehen.

Der Montrealfluß ist einer der bedeutendsten Tributäre des Oberen Sees. Ungefähr 300 Schritte ehe sich derselbe in den See ergießt, bildet er einen sehr hübschen Wasserfall, der sich, umgeben von einem imposanten Bassin schroffer Felsen, aus einer Höhe von 80 Fuß über eine senkrechte Sandstein-Schicht in ein liebliches Thal stürzt. Seine Breite dürfte 10' betragen. Der Montreal bildet zugleich die Gränze zwischen den Staaten Michigan und Wisconsin.

Wir verweilten in dieser niedlichen Bucht über eine Stunde, um unser gebrechliches Fahrzeug auszupechen, das in Folge einiger arger Steinwunden sich bedenklich mit Wasser zu füllen begann.

Am Montreal-River aufwärts, gegen La Pointe, beginnt wieder die frühere rothe Sandstein-Formation mit leichtem, reich beschattetem Hügelland, und die rauhen, schroffen Felsenriffe verschwinden mit einem Mal gänzlich. Gegen 6 Uhr ruhten wir eine halbe Stunde am Ausfluß des Bad-river in den Obern See und bereiteten rasch einen Abendimbiß in der Absicht, noch in derselben Nacht die Magdaleneninsel zu erreichen.

Uns gegenüber am westlichen Ufer des Bad-river erblickten wir ein Wärmfeuer von Indianern. Einer der Kahnführer vermuthete, sie kämen vom Fischfang zurück und schrie mit kräftiger Stimme über den Fluß, ob sie nicht herüber kommen und uns Fische verkaufen möchten. Aus ihren Antworten vernahmen wir bald, daß es scheue Indianerweiber (sqaws) waren, die aus Mangel eines männlichen Rückhalts sich nicht gerne in einen Handel mit den gefürchteten Weißen einlassen zu wollen schienen.

Ein Theil unserer Fahrt verging traumhaft in beseligender Beschauung der Wunder um, über und neben uns. Die Nacht der Wälder schickte ihren kühlen Duft in unsere einsam dahin schaukelnde Barke, und der Himmel war übersäet mit Sternen, die durch die grünen Zweige der Wälder bald wie leuchtende Insekten funkelten, bald auf den Gipfeln der Bäume erschienen, gleich brillantenen Blumenbouquets.

Gegen 11 Uhr Nachts erblickten wir eine prachtvolle Aurora borealis, die wie ein lichter Duft am dunkelblauen Himmel dahinzog. Doch rasch, wie eine Verwandlung im Theater, änderte sich die Scene; ein heftiger Südwind bewegte in unglaublicher Schnelle den eben noch still schlummernden See und als wäre unter den geisterhaften Bewohnern des Wassers Allarm geschlagen worden, tummelten plötzlich die Wogen geschäftig heran. Die eine wollte der andern zuvorkommen, und in dieser tobenden Eile entstand ein Getöse, das mit dem Rollen schwerer Lastwagen viel Aehnlichkeit hatte.

Wir befanden uns gerade in der Mitte jener mächtigen Wasserfläche, welche die Insel vom südlichen Ufer trennt, $1\frac{1}{2}$ Meilen vom Festlande. Es wäre

kein Vortheil gewesen, umzukehren, denn es bedurfte nicht mehr Zeit, die Insel zu gewinnen. Unsre Schiffer hatten noch immer Hoffnung, vor dem Ausbruche eines gefährlichen Sturmes La Pointe zu erreichen.

Als aber die Wellen mehrmals so mächtig in den Kahn schlugen, daß sich dieser von allen Seiten mit Wasser zu füllen begann, da wurde die Situation wirklich bedenklich. Um unsere Noth noch zu vergrößern, verdeckte der Himmel fast im selben Augenblick sein eben noch so heiteres Antlitz mit einem düsteren Wolkenschleier, die Sterne verdunkelten sich, das Nordlicht verschwand . . . .

Jetzt fingen auf einmal die Kahnführer mit ängstlichen Geberden und in unverständlichem Patois unter einander zu sprechen an. Unser Reisegefährte, der Kapitän, meinte scherzend, sie beriethen, wen sie bei steigender Gefahr zuerst ins Wasser werfen wollten. Wir erwiderten in gleichem Sinne, es wäre niemals unsere Gewohnheit, der erste zu seyn, und wir wollten dem Kapitän gerne den Vorsprung lassen.

Glücklicherweise endete bald darauf jede Sorge durch die glückliche Landung auf La Pointe (Chegoimegon).

2. Vergangenheit und Gegenwart der Insel.

Es war 1 Uhr Morgens, als wir auf der Magdaleneninsel landeten. Die ganze Ansiedlung lag in tiefem Schlummer, und wir waren um so mehr in Verlegenheit, an welcher Thür wir anklopfen sollten, indem es auf der ganzen Insel noch kein offizielles Wirthshaus gibt und daselbst nebst 200 Indianern nur wenige weiße Familien wohnen. Einer der Kahnführer rieth uns zu einem Hrn. Austrian (Oestreicher), in dessen Namen wir auch ohne Kommentar des Kanotiers mosaische Abstammung erkannt haben würden.

Wir klopften getrost an die schnarrende Fensterscheibe des Hauses des Oestreichers. Von jeher haben wir ein günstiges Vorurtheil für unsre israelitischen Nebenmenschen gehabt. Dieses Volk hat so viele patriarchalischen Sitten aus dem Alterthum unverfälscht mit herübergebracht, und dieselben treu und rein in seiner theilnehmenden Brust bewahrt. Selbst hier, wo die edle Sitte der Gastfreundschaft zuweilen ein kalter Hauch des Egoismus bestreicht, findet man den amerikanischen Juden immer bereit, den Fremden warm zu empfangen und bei jedem Anlasse mit großmüthiger Hand zu spenden.

Man öffnete — und als der junge Pförtner im Nachtkostüm einer Person im Nebenzimmer zurief: „Joe, steh auf, Leut' from below sind da!" — da konnte es nicht mehr zweifelhaft seyn, daß wir uns bei „einem von unsre Leut'" befanden und nun wahrscheinlich mit allen Delikatessen der Koscherküche übersättigt werden sollten. Mit diesem Vorgeschmack von Belek, Kugeln, Kindeln und anderen Leckerbissen der jüdischen Bratpfanne legten wir uns in dem uns angewiesenen, reinlich netten Zimmer zur Ruhe und ahnten nicht, daß der nahe Jumküpur (Hauptfesttag der Juden) alle unsre Festschmaushoffnungen bitter vereiteln sollte.

Der eigentliche Besitzer der Wirthschaft war abwesend, hingegen empfing uns sein jüngerer Bruder mit der ganzen Warmherzigkeit eines Bayreuther Juden. Er war erst kurze Zeit im Land und sprach ein Englisch, das sehr spanisch klang. Als er uns ins Zimmer zu treten ersuchte, sagte er: walken Sie in! Indem er uns ein Paar indianische Schneeschuhe zeigte, frug er uns ganz erstaunt: haben Sie snowshoes noch nie geused? Und als derselbe endlich vom Fischhandel erzählte, erklärte er uns in biederm Kauderwälsch: Below werden die Fische umgepackt, inspected und dann wieder „vereingepackt" again.

Deutsche Einwanderer haben überhaupt eine eigenthümliche Manier, sich die englische Sprache anzueignen. So oft sie eine neue fremde Benennung hören, mischen sie diese mit den Worten der Muttersprache zusammen, und wo ihnen noch im Englischen der Ausdruck mangelt, gebrauchen Sie ohne Bedenken das heimathliche Wort. Ein Tischler sagte uns einst: wenn sie ein loghouse bauen wollen, und dasselbe inwendig geplastered und von außen geclapboarded wird, so wird es 700 Dollars kosten. In Pennsylvanien sprechen ganze Bezirke einen unverständlichen deutsch-englischen Jargon. Vielleicht kommt es dahin, daß nach ein paar Generationen sich eine ganz neue Sprache bildet. Bisher ist wenigstens jener Zeitpunkt gekommen, wo man sich nicht mehr versteht. In Pennsylvanien trafen wir manche deutsche Auswanderer, die das lebendige Beispiel gaben, wie man seine Muttersprache vergessen kann, ohne dafür als Ersatz eine andere verständliche Sprache zu erlernen.

Die Magdaleuen-Insel, die größte der zahlreichen Inseln, welche unter dem Kollektiv-Namen Isles des Apôtres bekannt sind, hat eine seltsame Geschichte. Einer der frühesten Punkte des Oberen Sees, auf dem eine glaubensstarke Hand das Kreuz der Erlösung aufpflanzte (1665), war diese Insel in einem spätern Jahrhundert, als mit den Fortschritten der Zivilisation die zwei- und vierfüßigen Urwaldsbewohner immer weiter zurück nach Westen gedrängt wurden, mehrere Jahrzehnte hindurch ein Hauptdepot (post) der amerikanischen Pelzhandelkompagnie. Diese Handelsgesellschaft wurde 1808 durch Johann Jakob Astor*) unter der Firma American fur trade combany gegründet und derselben durch Gesetzesakt des Staates New-York das ausschließliche Recht des Handels und Verkehrs mit den Indianern eingeräumt. In früheren Zeiten eine unermeßliche Quelle der Macht und Bereicherung, ist diesem Institut gegenwärtig durch die Theilung des Geschäfts in eine Kompagnie des Westens und des Nordwestens, welch letztere sich 1821 mit der Hudson Kompagnie vereinte, und durch die moderne Konkurrenz nur mehr ein beschränktes Feld angewiesen. Die Gesellschaft des Westens (gegenwärtig unter der Leitung von P. Chouteau und Komp.) leitet den Handel mit den Indianern des Missouri, Mississippi und seiner Zweigflüsse. Am oberen Mississippi besitzt die Gesellschaft noch circa 25 Stationen (trading posts) mit

*) Der Gründer dieses großartigen Handelsgeschäfts, der kürzlich zu New-York als der reichste Mann Amerika's im Greisenalter starb, hat eine bedeutende Summe zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek in New-York bestimmt, mit deren Einrichtung der gelehrte Dr. Cogswell betraut wurde. Dieselbe wird „Astor library" heißen und dürfte eine der bedeutendsten Bibliotheken der Vereinigten Staaten werden. Das Leben des alten Testators, so geht die Sage, soll in den letzten Jahren von der peinlichen Manie umnachtet gewesen seyn, er müsse aus Armuth in einem Spital als Bettler enden.

einem Dienstpersonal von 200 Voyageurs, welche in der Geschäfts-Saison den Transport der Waaren besorgen. Die Hauptniederlagen der verschiedenen Pelzarten befinden sich in St Paul, Mendota, Pembina und Crow-wing, sämmtlich im Territorium Minesota gelegen.

Was die verschiedenen Indianerstämme im Laufe des Jahrs an Thieren des Waldes erlegen, wird an bestimmten Punkten von den einzelnen Banden zusammengetragen, und dahin kommt alle Jahr eine Karavane mit Agenten (traders) der Pelzgesellschaft, um dieses reiche Quodlibet von Thierfellen den armen unverständigen Indianern um einen möglichst niedern Preis abzukaufen, oder vielmehr für Gegenstände ihres Bedarfs auszutauschen.

Diese Handelsagenten legen die Reise über den Oberen See in mit Tauschwaaren gefüllten Birkenkähnen gewöhnlich in 26 bis 30 Tagen zurück. Die Häute von Bären, Wölfen, Silber- und anderen Füchsen, Bibern, Mardern, Wolweren, Ottern, Waschbären (racoons), Moschusratten, Wieseln, Buffalo's liegen friedlich neben einander, geduldig, wie es einer guten Haut ziemt, das Schicksal erwartend, das sie entweder als Winterfutteral für zarte Damenhändchen, zum Fußteppich eines fürstlichen Solons oder zum Rockunterfutter für einen fröstelnden Podagraisten bestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag den 21. April: „Robert der Teufel“. Oper von Meyerbeer.

Die heutige Vorstellung war von Mißgeschick der Art heimgesucht, daß sie trotz aller Mühe und selbst ungeachtet der vortrefflichen Leistung des Herrn Reer, der die Titelrolle gab, einen ungenügenden Eindruck hinterließ. Wegen noch immer andauernden Unwohlseyns der Frau Beck-Weixelbaum hatte nämlich Frl. Schütz die beiden Partien der Prinzessin Isabella und Alice zusammen übernommen, allein auch sie war bei Beginn der Oper bereits von einer bedeutenden Heiserkeit befallen, die während der Oper sich sichtlich immer mehr steigerte, so daß Frl. Schütz nur mit der größten Anstrengung die beiden Partieen zu Ende zu führen vermochte, trotz dem, daß sie sich durchaus nicht schonte, und mit aller Kraft die Heiserkeit zu bekämpfen strebte. Herr Herger, der den Bertram gab, schien von diesem Uebel ebenfalls ergriffen, denn seine Stimme wankte stets und die Töne waren rauher, als wir sie in der „Martha“ hörten. Auch Hr. Reer selbst schien sich von der neulichen Heiserkeit noch nicht völlig erholt zu haben, denn er suchte öfters die langauszuhaltenden Töne in der höheren Lage zu vermeiden. Daß solche bedauerliche Umstände störend auf die Vorstellung einwirken und deren Gesammteffekt schwächen mußten, ist natürlich.

Samstag den 23. April: „Die Stumme von Portici“, Oper von Auber.

Nachdem Hr. Reer uns gestern noch durch den Vortrag dreier Lieder ergötzt, unter denen wir den ausgezeichneten Vortrag der „Adelaide“ von Beethoven hervorheben müssen, nahm er heute als Masaniello Abschied, und ließ in dieser Partie nochmals alle seine Vorzüge vor uns im hellsten Licht erglänzen. Namentlich müssen wir heute seines vollendeten dramatischen Vortrags, seines Spieles gedenken, das eben so wahr und lebendig, als edel, großartig und leidenschaftlich die Zuschauer zur lebhaftesten Bewunderung hinriß. Wie schön spielte er nicht in der Scene mit Fenella im 2. und in der Wahnsinnsscene im 5. Akte. Was den Gesang anbetrifft, so müssen wir die kleine Stelle im Finale des 4. Aktes: „Du friedlich stilles Dach“ als dessen Glanzpunkt bezeichnen; diese Stelle trug Hr. Reer mit so rührender Innigkeit vor, daß man nur bedauern mußte, solche nicht Da Capo verlangen zu können. Auch das Schlummerlied sang Hr. Reer recht schön, jedoch würde ein Vortrag mit gedämpfter Stimme gewiß noch mehr Effekt hervorgebracht haben. Die Fenella spielte Frau Reer meisterhaft. Ihre Mimik war so ausdrucksvoll, so bezeichnend, daß sie wirklich die Sprache völlig ersetzte. Auch Hr. Herzsch spielte als Pietro recht brav, im Gesange war er etwas monoton, er wußte in die Stimme selbst keine Nuaneirung zu legen. Die Prinzessin Elvira sang Fräul. Eisenhofer recht gut. Schade, daß sie die Cavatine im vierten Akte nicht ganz sang. Ueberhaupt hat an der ganzen Oper die Scheere unbarmherzig gewirthschaftet, so daß die ganze Aufführung nur $2^1/_4$ Stunden dauerte. Selbst die Schlußscene blieb weg; in dem Momente, wo Masaniello zur Bekämpfung des Feindes abstürzte, stürzte auch Fenella über den Balkon und der Vorhang vor den Souffleurkasten herab. So ist's freilich bald zu Ende. Aber wo bleibt die Einheit, die Abrundung der Handlung? Womit ist da der Selbstmord Fenella's zu motiviren? — O, ihr Dichter und Komponisten! wüßtet ihr manchmal, wie mit euren Werken umgegangen wird, ihr schlüget die Hände über dem Kopfe zusammen ob solchen Treibens!

Montag den 25. April: „Lukrezia Borgia“, Oper von Donizetti.

Nach mehrwöchiger Abwesenheit betrat heute Frau Beck-Weixelbaum in der Titelrolle wieder die Bühne. Zugleich eröffnete Hr. Auvera (Roberti), Baritonist vom Schweriner Theater, ein geborner Würzburger, als Alphons d'Este sein Gastspiel. Ein ehrenvoller Ruf war ihm vorausgegangen, und wir fanden, daß er dessen nicht unwürdig ist. Er besitzt eine kräftige, sonore Stimme, dramatischen, deutlichen Vortrag und ein schönes, imponirendes Spiel. Dabei schenkte er allen Theilen seine volle Aufmerksamkeit und trug auch unbedeutend scheinende Stellen mit derselben Sorgfalt vor, wie die Effektscenen, wodurch die ganze Vorstellung gewinnen mußte. Frau Beck-Weixelbaum bewährte wieder die vollendete, für ihre Kunst begeisterte Sängerin, die in der darzustellenden Partie alle persönlichen Leiden und Rücksichten vergißt. Hr. Grohn sang den Genearo recht gut, mit Wärme und Wahrheit, ihm wäre, im Gegensatze zu vielen andern Tenoristen, mitunter etwas Mäßigung in Affektscenen anzuempfehlen. Wahrheit, Natur ist ein Hauptererforderniß eines tüchtigen Darstellers, und Hr. Grohn ist wirklich hierin zu loben; doch dürfen die Gesetze des Schönen durch die Wahrheit nicht beeinträchtigt werden. Die übrigen Partien konnten genügen. M . . .

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 35. Sonntag, den 1. Mai 1853.

Das große und das kleine Loos.

(Fortsetzung.)

Aus der Tiefe mitternächtiger Träume auffahrend, hörte Clemens einst eine heftige Scene vor seinem Zimmer. Mit lärmendem Wortwechsel, Poltern und Ringen wurde um den Eingang gekämpft. Endlich riß der übermächtige Sieger die Thür auf, schlug und schloß sie gewaltsam hinter sich zu, und stürzte mit beschwörenden Gebärden auf das Krankenlager hin!

„Auf, auf!" rief er mit Posaunenstimme, „retten Sie sich! man mordet Sie! Die Teufel morden Sie! Haben sie Blitze in Ihr Gehirn gesäet? Haben Sie Brandraketen in Ihr Herz geschossen! Gut gezielt! Da liegt das Opfer. Durch Glut und Eis peitschen sie's hinunter in's Grab. — Aber ich bin da! ich! Schreien will ich, daß die Fluth entsetzt sich zurückbäumt, denn meine Minute ist kurz. Ich gehe nach Amerika. Auf, von dem Leichenbrette! Sie treiben auf einem Wrack. Unglücklicher! Ein langer Nagel geht ihm durch den Leib — wie sie ihn kreuzigen an das Land, das des Wassers ist! — Ich weiß Alles! Alles! Aber reden will ich — schnell — geflügelt — denn ich gehe nach Amerika. Ihr Land geht unter. Sie retten's nicht. Der Deich ist falsch von einem Ende bis zum andern. Schurken, Schufte, Wucherer und Wölfe haben daran gebaut, gestümpert und geknickt. Ich weiß Alles! Ich war ja sein Buchhalter! Von Niels Freddens haben Sie gekauft — nicht wahr? Sagen Sie ja! Nein, sag' ich! Von Bernold haben Sie gekauft! Die Schlange häutete sich in fremden Namen. Aber ich bin's, der es weiß; — ich war ja sein Buchhalter! Ein Schwindel ging durch dieses Land — ein Schwindel in Marschgütern, wie anderswo in Papieren oder Sclavenfleisch. Alles kaufte — taub, stumm und dumm! Alles kaufte. Aber diese Kanibalen preßten den Verlust selbst zum Gewinn! Tief aus dem Binnenlande trieben sie ihr Schlachtopfer herauf — es war hohe Zeit! — Da liegt es! Auf! auf! Sie verbluten sich. Ich gehe nach Amerika. Mein Blankeneser wartet — folgen Sie mir! Glauben Sie, daß ich Sie retten will? Kennen Sie mich? Glauben Sie, daß ich Ihnen Licht apportiren mußte, wie ein treuer Hund? Frankfurt — vergessen Sie nicht — Frankfurt!"

Da sprang Clemens mit einem wahnsinnigen Schrei aus dem Bett und auf den Fremden zu. Er erkannte ihn. Er wollte ihn am Arm ergreifen, zu bleiben ihn nöthigen; aber taumelnd versagte jede Bewegung, der Tisch stürzte unter dem Wankenden, die Nachtlampe zerbrach und erlosch, er zuckte besinnungslos am Boden.

Als Clemens wieder erwachte, fand er sich im Bette, umgeben von seinen Leuten und geblendet vom hellen Tageslicht.

„Auf, in's Geestland!" war sein erstes Wort.

„Dem Himmel sey Dank!" rief der Arzt, „nun ist Alles gut."

Man brachte ihn in einer Sänfte nach Glückstadt. Der Kranke legte den Weg größtentheils schlafend zurück. Aber an Ort und Stelle die Augen aufschlagend, blickte er mit Unruhe um sich und rief: „Glückstadt! Glückstadt! Sagt man nicht, in Glückstadt fängt das Meer an? Nichts vom Meere! Fort nach Hamburg!"

Mit Noth drang man ihm ein paar Rasttage auf, dann ging's weiter nach Hamburg. Noch herrschte der Winter, doch schenkte er Tage voll Milde, die Wiesen grünten, kein Tropfen gefror.

Das Geestland war jetzt erreicht, die Wuth des Fiebers gebrochen. Aber mit dem wiederkehrenden Bewußtseyn stürzte der Kranke aus dem sinnlichen Leiden in eine nur noch marternde Seelenqual. Je blasser das Reich der Phantasie vor den nüchternen Normen des Denkens zurückwich, desto schwüler fieberte Zweifel und Zwiespalt in seinem Gehirn, wie es das dunkle Phantom jenes nächtlichen Abenteuers sich zu beleuchten habe. Seine Hausgenossen hatten es baar geleugnet, und kurzweg die Krisis genannt. Mußte er diesem Glauben sich blind ergeben? Durfte er dem Gespenste seiner Erinnerung sich eben so blind überliefern? Wohin? An welches Ufer? Er trieb angstvoll in der Mitte und arbeitete mit übermenschlicher Kraft. Er prüfte sich streng: lag der Kern der Erscheinung — der Verdacht — in ihm selbst? In gesunden Tagen nie, in kranken — vielleicht. Also hätte er sich selbst gesehen in jenem entsetzlichen Nachtbesuch! Das Haar sträubte sich ihm. Es ist furchtbar, an Visionen zu glauben, furchtbar, daß ein stummer Gedanke so riesenhaft zu schreien anfängt, ein schemenhafter Einfall so formenfest aus seiner Geburtsstätte herausspringt! Und wie? Warum hatte er in jenem Manne die Person des Frankfurter Einbruchs erkannt? Weiß die Fieberwuth so geschickt sich zu verkleiden? Wählt der Wahnsinn so raffinirt seine Masken?

Diese Fragen blieben ihm ungelöst, und doch — welch' entscheidende Gewichte lagen in der Antwort! Aber wohin nach Licht ausgehen? Forschen? ausholen? beobachten? aufmerken? Im lauernden Argwohn das Verbrechen vorausnehmen, um es zu fahen? Sein ganzes Selbst empörte sich gegen diese Mission.

So verdarb die Saat seiner Gesundheit, wie unter einem giftigen Mehlthau, genesend siechte er hin und hoffnungsvoll dorrte er ab, die Aerzte schüttelten den Kopf und Alles verzweifelte an ihm. In diesem Zustand erhielt er eines Tages folgende Zeilen:

„Finden Sie sich in der nächsten schönen Mittagsstunde im botanischen Garten ein. Was ich weiß und was ich ahne, ist leider mir selbst zu neu, als daß es Ihnen vielleicht noch nützt. Aber ich kann Sie nicht länger leiden sehen. Ich will sprechen, oder vielmehr Sie sollen mir sagen, ob ich es darf; ob in meinem Falle Sprechen oder Schweigen die größere Schuld ist. Ich gehe zu Grunde im Nachdenken und find's doch nicht. Kommen Sie."

Das Blatt war anonym, aber Clemens bedurfte des Tropfens verzogener Tinte nicht. Ein Schrei des Entsetzens ging durch seine Seele, — dann war er ruhig. Hatte er doch Gewißheit! Brauchte er doch das Häßliche nicht länger mehr selbst zu bebrüten. „Aber das fehlte noch, daß ich die Tochter gegen den Vater zeugen ließe, einem Lappen Besitz zu Liebe! Es ist genug! Der Traum sey ausgeträumt! Leb wohl, Elbe!"

So murmelte er und zerknitterte das Blatt. Erst von dieser Stunde an genas er. Er ordnete mit Ruhe seine Angelegenheit, — seinen Ruin. Sein Weideland verkaufte er, das heißt, er gab es hintan für dieselbe Summe, die als Schulden- und weitere Arbeitslast darauf haftete. Kein Schilling erübrigte ihm daraus. Sein ganzes Vermögen bestand jetzt in den Schuldbriefen jener vier Frankfurter Freunde, die er im vorigen Jahre noch geschont hatte. Aber der Literat war als Tourist verreist, der Maler noch tragischer bankerott geworden; nur der Doktor und der Provisor blieb. Und die Kuranstalt des Erstern und die Apotheke des Letzteren bedurften als junge Unternehmungen selbst noch der Basis des Kapitals, worauf sie gegründet. Clemens verschob es von Tag zu Tag hier einen Schritt zu thun. Endlich, in einer warmen Frühlingsstunde, trat er einen Spaziergang nach Eppendorf an, mit dem festen Entschlusse, seine Entscheidung zurück zu bringen. Die Befriedigung des Bedürfnisses und des Charakters kämpften lange hin und her. Er sah sich im Geiste die Häuser jener Schuldner betreten; — der Freund kommt herzlich entgegen, die junge Hausfrau ist traulich geschäftig, ein Kind wird schon ermuntert, den Namen des Wohlthäters zu stammeln, wohin er blickt, ruht ein bescheidener Wohlstand auf vorausgesetzter Sicherheit; — und daran soll er rütteln! soll das traurige Wort sprechen; wie sich die Minen verändern! sie malen Verlegenheit, Kälte vielleicht — o, es ist widerwärtig! Er kam zurück, wie er ausgegangen — ohne Entschluß. Als aber die Aufwärterin anfragte, ob noch geheizt würde, sagte er: „Ja, und hier ist Papier dazu." Er gab ihr die Schuldscheine.

Des andern Tags ging er hin und löste sein Reisegeld aus dem Verkauf einiger Kostbarkeiten. Lächelnd sagte er sich vor dem Spiegel: „Blieb mir doch ein Schatz noch; ich bin nicht kahl geworden von dem Krankenbette." Er freute sich seines Haares.

Und siehe — ein Eckchen des Vorhangs, der seine Zukunft verhüllte, war schon wieder gehoben und zeigte ihm ein Hoffnungsgärtchen, durch dessen niedre Pforte sich freilich nur gebückt eintreten ließ. Ein Brief vom Provisor kam. Unterrichtet von den üblen Umständen seines Wohlthäters, hatte der Gute — zwar sich selbst gemahnt, aber doch um Entschuldigung gebeten, wegen prompter Baarzahlungen. Dafür bot er dem Freund — eine Hauslehrerstelle in Wiesbaden an. Er dachte treuherzig genug, den schnellsten Rath mindestens für den besten zu halten. Clemens besann sich nicht. Er zog es noch immer vor, der lebendigen Natur sich zu vermiethen, als zu den todten Waarenballen des Buchladens zurückzukehren. Er nahm Abschied von sogenannten Freunden und Bekannten; die Bernold's ersparten ihm's, sie waren Beide — in Geschäften verreist!

Es war ein trüber Regentag, als er an Bord der Fähre ging, die ihn über die Elbe setzte. Seine letzten Begleiter tranken ihm die üblichen Phrasen zu auf eine glückliche Zukunft, er aber war glücklich, nur dieser Vergangenheit los zu seyn. Er that Bescheid und dachte an die traurig schönen Worte des Dichters:

Psyche trink, — und nicht vergebens,
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab!

Das war sein innerer Toast, das Schiff wendete den Kiel und Clemens warf den Becher in die schlammigen Wellen der Elbe. — —

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Wandermappe eines deutschen Reisenden in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Gleich daneben in vielleicht noch größerer Auswahl, aber gewiß von weit geringerem Werthe stellen die klugen Mäller auf die augenblendendste Weise die verschiedensten Produkte zur Schau. Da erblickt man wollene Decken, Tuchstoffe, Schießwaffen, Munition, Zinnkessel, Ohrringe, Fingerringe (brass-shimbles), Messingknöpfe, Brustschilde (wampums), Messer, Hacken, Birkenkähne, Spiegel, Schminke von rother, blauer, schwarzer und grüner Farbe; doch alle Gegenstände zusammen tragen nur die eine Farbe der Spekulation und schwindelnder Absicht. Die Pelzwaaren sowohl, als Tauschgegenstände haben zwar einen bestimmt angenommenen Werth, so daß der Preis des Thierfells immer mit einer gewissen Anzahl Tauschwaaren korrespondirt; aber die Pelze sind gewöhnlich sehr nieder, und die dagegen vertauschten Artikel sehr hoch im Preise angesetzt.

Der Gesammtverkehr mit den Indianern des Westens in Pelzwerken soll jährlich 1 Mill. Dollars be-

tragen. Die Pelze werden sämmtlich über New-York nach London verschifft, welches der Hauptmarkt für den amerikanischen Pelzhandel ist.

Da wir diese entfernten Gegenden nicht in der Saison des Tauschhandels besuchten, so konnten wir auch nicht Zeuge jenes gewiß höchst interessanten und belehrenden Schauspiels seyn. Doch können wir nicht unterlassen, einige durch Wort und Druck uns bekannt gewordene Thatsachen mitzutheilen, welche auf den Geschäftsverkehr der Weißen mit den Indianern ein höchst trauriges Licht werfen. Wir glauben dieselben um so mehr als wahrheitsgetreu betrachten zu dürfen, als es Schoolcraft, ein hochgeachteter Geschichtsschreiber und Amerikaner, ist, der sie während seiner Reisen unter den Indianerstämmen am Obern See erzählt.

Eine Flinte im Werthe zu 10 Guineen ward von einem Agenten einem Indianerhäuptling für 120 Pfund Biberhäute oder 480 Dollars verkauft! Eine Karavane, die 6 Ballen Tauschwaaren für ungefähr 2000 Dollars nach dem Handelsplatze der Indianer führte, brachte von Athabasca eine Ladung von 96 Säcken Biberhäute (8640 Pfd. à 4 Dollars) im Werthe von 34,560 Dollars zurück.

Ein anderer gelehrter Forscher, Coldon, der schon 1741 die Geschichte der indianischen Stämme beschreibt, gibt den Weißen im Allgemeinen und den Tauschhändlern insbesondere Schuld, wenn das Laster der Trunkenheit unter den wilden Indianern so häufig vorkommt; denn die Gewinnsucht des Traders scheut nicht das niedrigste Mittel und versetzt oft absichtlich die einfältigen Urbewohner in einen Zustand der Trunkenheit, um den Handel mit ihnen desto vortheilhafter und betrügerischer gestalten zu können. Und diese Leidenschaft hat mehr Verheerung unter den Indianern angerichtet, als Krankheit oder Krieg, sie hat mehr zerstört, als Belehrung und Christenthum jemals aufzurichten im Stande waren.

Wir wollen der unter den Indianerstämmen stark verbreiteten Meinung, als seyen die Blattern absichtlich, um den Mord eines Pelzhändlers an ihnen zu rächen, durch angesteckte Stoffe unter dieselben gebracht worden, keinerlei Glauben oder Wahrscheinlichkeit beilegen, aber so viel ist gewiß, daß die weißen Häute, welche mit den rothen Häuten verkehren, diese eigentlichen Herren des amerikanischen Bodens, als ihre Unterthanen und Knechte behandeln und sich wie privilegirt betrachten, ihre Gewinnsucht und ihren Leidenschaftsdrang an deren materieller und leiblicher Habe ungestraft stillen zu können*).

Nachdem wir die Verhältnisse der amerikanischen Pelzhandel-Kompagnie und ihrer Agenten jener Erörterung unterzogen, die ihr großer Einfluß auf das Schicksal und den Kulturzustand der Indianerstämme erheischen, wollen wir, ehe wir zur traurigen Gegenwart von La Pointe zurückkehren, noch einige erläuternde Worte über die Voyageurs oder Kouriers de Bois beifügen.

Diese eigenthümliche Volksklasse, die, wie eine Metallader, welche plötzlich mit dem ihr eigenen Ganggestein verschwindet und erst nach vielen hundert Meilen unter gleichen geologischen Verhältnissen wieder zum Vorschein kommt, an der Gränze des östlichen Kanadas mit einem Male sich unter dem felsigen Geist der britischen Bevölkerung verliert, und erst an den Ufern der Seen des Nordens mit ihrer Religion und ihren Sitten wieder erscheint, wurde 1808 von der Pelzhandelkompagnie durch günstige Aussicht auf Erwerb zur Emigration aus Kanada veranlaßt, und von derselben zum Transport der Waaren über die Seen und zum Verkehr mit den Indianern benutzt.

Viele abenteuerlustigen Naturen verließen damals die alten breiten Straßen von Montreal und zogen nach den pfadlosen Urwäldern des Westens. Jung, kräftig, arbeitsfähig, machten sie sich bald mit der Lebensweise und der Sprache der Ureinwohner bekannt, verheiratheten sich mit Indianerinnen und bewohnten seither, auf kleinen Ansiedlungen zerstreut, jenen mächtigen Landstrich des hohen Westens, der auf der Insel Mackinaw seinen Anfang nimmt und über den Obern See hinauf bis ins Gebiet von Minesota reicht. Sie sprechen fast alle den kanadischen Patois und die Sprache der Chippewas, mit welchem Indianerstamm sie in Blutsverwandtschaft getreten. Hingegen trafen wir nur wenige, selbst unter der jüngern Generation, welche englisch verstanden.

Seitdem durch die Auffindung der Kupferbergwerke, die sonst so einsamen Ufer des Lake superior täglich mehr an Bevölkerung und Handelsrührigkeit zunehmen, und die Indianer, von der Windsbraut der Zivilisation verjagt, mit ihren thierfeindlichen Flinten tiefer hin nach Westen zogen, wurde der einst so großartige Posten in La Pointe von der Pelzhandel-Kompagnie aufgegeben und deren Hauptsitz nach St. Paul in Minesota verlegt. Gleichzeitig haben auch die meisten Voyageurs und Geschäftstreibenden die Insel verlassen, und auf den Trümmern ihrer einstigen Bedeutung fristen nur wenige Indianerfamilien ihren dürftigen Unterhalt. Jagd, Fischfang, und das zeitweilige Geleit der wenigen Reisenden, die Geschäft, Wissenschaft oder Naturliebe dieses einsamen Weges führt, sind die beschränkten Quellen ihres Erwerbes.

Außer uns hatten dieses Jahr nur zwei Reisende aus wissenschaftlichem Interesse diese Gegend besucht. Und dieser höchst seltene Fremdenbesuch scheint die Ursache, weßhalb der Preis, den die Voyageurs für ihre Begleitung verlangen, stets ein sehr bedeutender ist. Wir bezahlten jedem unserer Führer 1½ Dollars täglich, und eben so viel für die Rückkehr. Die Voyageurs könnten auf diese Theuerungsbeschwerde freilich auch unsrer demokratischen Wenigkeit — ähnlich wie jener schlaue Alpenwirth einer autokratischen Majestät, welche für ein Frühstück von 2 Eiern 2 Louisd'or bezahlen mußte, antworten: daß zwar nicht die Kahnführer rahr seyen, aber die Reisenden . . . .

Ein frommer Franziskanermönch, die Familie eines Methodistenpredigers, eines Schullehrers und eines

---

*) Zwei Bewohner von La Pointe erzählten uns, wie ein früherer Agent mehrere Indianer und Mestizen überredete, ihm ihre ersparte und durch Verkauf von Indianerland an die Regierung vermehrte Baarschaft — ungefähr 800 Dollars — zu vortheilhafter Anlage anzuvertrauen, und als dieselben nach mehreren Jahren das Geld zurückverlangten, den gutgläubigen Naturkindern allerlei Schwierigkeiten machte, so daß die armen Leute, die in zu großem Vertrauen nicht einmal einen Revers sich hatten geben lassen, zuletzt noch froh seyn mußten, von dem betrügerischen Agenten in Waaren: Mehl, Salzfleisch, Kartoffeln — Alles zu schamlosen Preisen gerechnet — bezahlt zu werden. Die Erzähler schwuren, daß ihre Mittheilung wahr sey.

Handelsmannes nebst einigen alten Kanadiern, die Ueberbleibsel der einst hier hausenden Voyageurslegion, bilden die geringe Mitgliederzahl der weißen Bevölkerung.

Die Insel ist 18 Meilen lang, 5—6 Meilen breit, und zählt 30 Meilen im Umfang. Ihre Hauptformation ist Sandstein und rother Thon (red clay). Ihr vegetabilisches Leben wuchert in Fichten, Föhren, Cedern, Birken, Tamerak. Die ovale, hufeisenähnliche Form der Insel macht sie zu einem der günstigsten Häfen des Oberen Sees, und dieser Umstand verspricht troß der Trostlosigkeit der Gegenwart eine hoffnungsvolle Zukunft.

Dazu kommt noch der unendliche Fischreichthum ihrer Gestade. Der köstliche, wegen seines großen Oelgehaltes aber nur im Frühling genießbare Siscawit (Salmo Siscowet)*), sowie die Lachsforelle (Salmo amethystus) und der Weißfisch (Coregonus albus) sind hier in ungemeiner Menge vorhanden. Der bedeutendste hier lebende Fischhändler sandte im verflossenen Jahr über 300 Fässer verschiedener Fischgattungen, jedes zu 200 Pfund, nach den Märkten von Cleveland und Detroit.

3. Die Ruine eines ehemaligen Indianerhäuptlings. Ein Schulbesuch, bei dem der Autor ein Examen zu bestehen hat.

Auf einem Gange nach dem Schulhaus, zu dessen Besuch wir uns durch die Einladung des eifrigen Schullehrers W. Pulelser veranlaßt fühlten, begegnete uns Old Buffalo (Chi-Waiski, auch Pezhickee) der 90jährige erbliche Häuptling einer Chippewa-Bande, der in ein blaugestreiftes Hemd und in eine Wolldecke gehüllt den Holzfuß seiner in letzter Nacht gebrochenen Bettstätte wie ein Regierungsscepter in der Hand führte und eben im Begriffe war, von seiner Autorität Gebrauch zu machen, um sich denselben von der gewandteren Hand eines jungen Indianers wieder zusammenleimen zu lassen. Wir finden es nöthig, hier beizufügen, daß viele Chippewas dieser Insel, von denen nur mehr äußerst wenige Vollblut sind, durch die häufige Kreuzung mit der europäischen Race und die Anstrengungen christlicher Missionäre sich ausnahmsweise den Lebensgewohnheiten der Zivilisation genähert haben; die Bewohner der verlassenen Holzhütten der Pelzhandel-Kompagnie geben sich sogar einer industriellen Beschäftigung hin.

Der durch sein Alter, sein Schicksal und seine imposante Gestalt ehrwürdige Indianerhäuptling erzählte uns, wie er in der Nähe der Insel geboren, und diese Gegend nur einmal verlassen habe, um in Angelegenheiten seiner Bande zum „großen Vater**)" nach Washington zu reisen. Sein dortiger Aufenthalt war von vielen Trostworten, aber von wenig thatsächlichem Erfolg begleitet gewesen. Seither fischt und jagt er wieder in den wildreichen Gegenden der Umgebung, aus denen er, wie er sagte, in einem einzigen Winter 120 Fuchshäute mit nach Hause brachte. Troß dieses Reichthums an Häuten ist er selbst doch eine so armselige Haut geblieben, daß wir ihn, den erblichen Chippewa-Häuptling, dessen Stammbaum (totem) sich in der geschnitzten Rinde uralter Birkengenerationen verliert*), mit einer bescheidenen Silbermünze, auf ein Stück trockenes Brod, beschenkten. Und er wußte uns Dank dafür. Zu was es doch mit Zeit und Weile auch ein Herrscher bringen kann!

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieser Fisch wurde erst kürzlich von Professor Agassiz in seinem Werk über den Oberen See, pag. 333. pl. 1. Fig. 3. beschrieben. Physical characters, vegetation an animals at the North shore of Lake superior. Boston 1850.

**) Great Father wird nämlich von den Indianern, und von den Regierungsagenten im Verkehr mit denselben, der Präsident der Vereinigten Staaten genannt.

*) Fast alle Indianerstämme haben die Sitte, ihre Abstammung durch gewisse geschnitzte Zeichen vor Vergessenheit zu bewahren. Auf Bäumen, Rudern, Kähnen, Waffen ꝛc. allenthalben findet man gewisse geschnitzte Figuren oder Zeichen, welche mit dem Namen ihres Stammes hieroglyphisch korrespondiren.

Miscelle.

In der letzten Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse in Wien hielt das wirkliche Mitglied Regierungsrath Auer einen äußerst interessanten Vortrag über eine neue Erfindung. Diese Erfindung, welche der Vortragende unter dem Namen Naturselbstdruck aufführt, besteht in der Kunst, von Gegenständen der Natur oder der Industrie, wie: Spitzen, Stickereien, Herbarien und überhaupt allen Originalien und Copien, welche noch so zarte Erhabenheiten und Vertiefungen an sich haben, durch das Original selbst auf einfache und schnelle Weise Druckformen herzustellen. Als Proben lieferte die Staatsdruckerei, nach Vorlagen des Custos Heckel, Abdrücke von Versteinerungen, Spitzenmustern, geätzten Achate und eine Menge von Pflanzen mit und ohne Blüthen, von Insekten, Fischschuppen ꝛc., die so ähnlich befunden wurden, daß Fachmänner und Laien die Abdrücke von der Originalzeichnung des Naturprodukts nicht zu unterscheiden vermochten. Der Vortragende versicherte, daß dieser Naturselbstdruck eine ganz neue Aera in der Publikation und bildlichen Darstellung artistischer und wissenschaftlicher Gegenstände hervorrufe.

Kunst-Notiz.

* Den in diesen Blättern bereits früher besprochenen „Ansichten von Wertheim, Miltenberg und Aschaffenburg" (Verlag von Th. Pergay's Buchhandlung in Aschaffenburg) hat sich nun ein in demselben Verlag erschienenes viertes Blatt, das „Panorama von Würzburg", würdig angereiht. Der Standpunkt zur Aufnahme des Bildes (vom Steinberg aus) ist glücklich gewählt, die Ausführung gut gelungen, und somit wird dies Bild eine willkommene Gabe dem Freunde der Maingegend seyn.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 36. Mittwoch, den 4. Mai 1853.

Das große und das kleine Loos.

(Fortsetzung.)

III.

Am Rhein.

Durch Hannover und Westphalen ging es dem Rheine zu. In Köln miethete sich Clemens einen Kajutenplatz bis Mainz, aber er erreichte es nicht gänzlich. Die herrliche Rheinfahrt unter dem schönsten Frühlingshimmel entzündete sein ganzes Lebensgefühl, und als das Schiff einst zu Mittag bei Lorch landete, da hielt er nicht länger an sich; er stieg aus, aber kehrte nicht mehr zurück mit den Einsteigenden. Er ließ seinen Koffer hinabtreiben nach Mainz und dankte allen guten Mächten, endlich den Fuß wieder frei zu bewegen: dieser süßeste Boden des deutschen Landes sollte das Opfer seiner Erstlingskraft werth seyn. So pilgerte er ein Wegstündchen die Rheinstraße hinauf, und jeder Schritt war dem Wanderer Genuß, wie dem Sänger sein Ton. In Asmanshausen brachte er dem glühenden Rebengott dieser Stätte sein rubinrothes Trankopfer, und begeisterter noch löste die Sohle sich ab vom irdischen Boden. Es war ihm, als könne er fliegen wie ein S t r a h l, das ganze Gebirg dahin nach Wiesbaden. Muthig setzte er den Stab ein, mit Hoffnungswonnen das Land erwartend, dem's jetzt entgegen ging. Niederwald, Vollrath, Gottesthal, Kidrich und Walluf zurücklegend, wollte er seine Linie ziehen mitten durch das Paradies des deutschen Weines. Aber schon den gefeierten Tempel auf Niederwald entrückte ein neckender Spuck seinem Blicke. Ein Eichhörnchen lockte ihn seitab dem Waldgrunde zu, wo nördliche Abhänge eine veränderte Landschaft zeigten und keine Weinranke mehr wucherte. Doch wer hätte solch einen Irrweg meistern wollen! Indem er die Wasserscheide des Gebirgs im Zickzack durchkreuzte — genoß er nicht reichere Scenen des Wechsels, als die gleiche, perspektivische Richtung bot? Liebt die Natur es nicht, just ihre köstlichsten Perlen der keuschen Unzugänglichkeit zu vertrauen? Und wußte er nicht, daß Johannisberg, Vollrath und Gottesthal sich doch nur wie schelmische Kobolde im nahen Süden versteckten, und daß die nördliche Ausbeugung ihn höchstens nach Schlangenbad führe? So überließ er sich sorglos dem reizenden Zufall, der ihn auf jeden Schritt mit Ueberraschung magisch umstellte. Bald sah er hinaus in's offene Rebland — die blauen Pfälzer Berge in der Ferne — den Rhein im Thale; bald entfloh ihm diese Durchsicht und der waldige Thalzug schloß über ihm seine Felsen und Wipfel. Dort verrieth Hacken- und Spatengeklirr in den Weinbergen, hier der Pulsschlag von Hammerwerken und Mühlen die gesellige Nähe der Menschen. Seinem Durste winkte aus gemauerten Nischen überall der sprudelnde Brunnen am Wege, seine ausruhenden Glieder bettete rauh aber entzückend die weitschauende Rossel.*)

Ein solcher Felsenthron war's, den er erklomm, als er mit sinkender Sonne nach wirthlichen Dächern ausspähte. Durch struppigen Gamander wand er sich mühsam hinauf — aber, welch' eine Aussicht schwang hier den riesigen Zirkel um ihn! Von Mainz bis Bingen, der ganze Rheingau lag zu seinen Füßen! Alles stand versammelt um ihn her, was er in einzelnen Durchsichten bisher geahnt und genossen. Dort funkelte mit Kreuz und Knauf des Reiches tausendjähriges Erzstift im jüngsten Sonnenstrahle, dort dämmerten die Ruinen von Rom und Ravenna in Ingelheim's Kaiserpalast, wie nachdunkelnde Bilder im lichten Rahmen der Gegenwart, dort krönte die Rochuskapelle eine sanftgeschwungene Bergesbreite, dort stierte die Ruine Klopp auf die finstre Thalschlucht von Bingen herab — so lag das jenseitige Ufer aufgerollt und ausgespannt in gränzenloser Weite da, bis es am fernsten Horizont der blaßblaue Gürtel, der Haardt einrahmte. Auf seiner eigenen Seite deckten Vorlande und Abhänge mannigfach die mittlere und untere Tiefe und zerrissen mit langen Schlagschatten malerisch die Lichtmassen der Ebene. Dagegen stand in riesiger Nachbarschaft groß Alles, was ragte und steilte. Links hob der Rabenkopf seinen röthlichen Fichtenkranz in's obere Licht, rechts lag die Sauerburg, wie ein zerschellter Heldenleib blendend unter der Sonne, nördlich tanzten auf zackigen Felsen, wie auf Nadelspitzen, die Ruinen Rheinberg und Kammerberg, aber blühend

*) Rosseln sind Steinhaufen, welche die Winzer beim Rotten von der guten Erde wegschaffen und auf die höchste Spitze ihres Weinberges, die gewöhnlich felsig und zum Anbau unnütz ist, zusammentragen. Die natürliche Spitze wächst auf diese Weise noch künstlich, und die Rossel ist der höchste Punkt nicht nur des engeren Grundstückes, dem sie angehört, sondern oft weit und breit der Gemarkung. — Uebrigens heißt auch eine künstliche Ruine auf dem Niederwald die Rossel.

lächelte das jüngste Kind der Gegenwart vom Süden herauf, der Vorort des Rheingaus, die Agraffe seiner Ehrenkrone: das weiße Schloß auf Johannisberg. Dieses Bild durchschlängelte drunten im Stromthal der smaragden Wellengürtel des Rheins, durchbrochen von Inseln und Auen, und ein reingegossenes Himmelblau wölbte sich drüber, mit silbernen Cirruswölkchen gestickt, wie ein krystallener Spiegel. Aber draußen vom Lande aus weiter, freier Ferne herauf scholl der Chorgesang glücklicher Menschen: „Schön wächst der Wein am Rhein!" Das war ein Augenblick, wie ihn die Seele nur selten feiert. Wie ein Schmetterling aus seiner Puppe, fuhr sie aus ihren gewohnten Begriffen der Räumlichkeit heraus und schwebte im Anschauen des erhabensten Maßes!

Clemens lag ausgestreckt da, das Gesicht zum Himmel gekehrt, — und empfand nichts als das Leben! Hoch über ihm verdufteten nach und nach die gefiederten Wölkchen in's Blaue, sogen sich voll, wie dünne Kleidchen der Luftgeister im ätherischen Ozean, und verschwanden. Nur die Sonne stand noch, der letzte Eremit dieser oberirdischen Einsamkeit und goß ihr schräges Licht selbst durch die halbgeschlossenen Wimpern des wachen Träumers. Clemens bedeckte sich gegen sie und dachte: „Komm, du großer Rhapsode da droben und erzähle mir Waldmärchen von der Blumen- und Palmenflora, die heute als Kohlenlager ein tausend Klafter unter mir in der Erde liegt, erzähle mir Thierfabeln von meinen älteren Brüdern, den Feuer und Wasserriesen, den Krokodilen, Mammuths, Korallen und Madreporen, an die du dich noch ja erinnern wirst, wie von gestern her, und die ihren jüngst gebornen Geschwisterchen jetzt untergebreitet liegen — eine ungeheure kosmische Thierfell-Decke! Ach, wie süß ist das Leben auf solch einer Bärenhaut! Mir schwindelt, wenn ich die Haare bedenke, die mir dieses Kissen hier auspolstern! Kronen und Myriaden von Jahren haben mir's zurecht gebettet, und der Mensch sollte zagen und zittern von Augenblick zu Augenblick? — Liegt hier nicht Alles bereitet nach ewigen, festen Gesetzen vor ihm da, und darf er die Pendelschnüre des Weltalls, die ihn halten, wie Marionettenfädchen zausen und zerren für die Entwicklung der nächsten Scene seines Puppentheaters? O, legt euch herauf zu mir mit eueren „prekären Stellungen" und „gebrochenen Existenzen" —

Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle! —

Warum riß diesen schönen Moment plötzlich das Andenken an Bernold entzwei? Er hatte es begraben und vergessen, seit er Reiselust athmete. Erzeugte die durchsichtige Lauterkeit seiner Stimmung sich selbst diesen Gegensatz? Wie übermächtig ergriff ihn das wiederkehrende Gefühl jener Kränkung! — Daß den Menschen dieser Abfall von ihrer Würde möglich ist! Daß die Natur den erhabensten Umweg nimmt, — durch das vernünftige, sittliche Geschöpf, — um zum Egoismus des Raubthieres zurückzukehren! Innerstes Weh durchschauerte ihn, — Thränen traten ihm nahe.

„O fort! fort damit!" rief er aufspringend und fast erschrocken über die unbewachte Schwäche seines Herzens. Das nährt die Empfindsamkeit, und hinter der liegt immer — der Stolz."

Ernüchtert verjagte er sich die buhlerische Lore-Leye dieser Rubestunde; und kehrte zurück zu den Gedanken der Erde.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die Versuche des Tischklopfens und Tischrückens*).

(Eingesandt.)

Es gibt noch viel Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt. Hamlet.

Dieselben stammen aus amerikanischen Blättern, wurden bald darauf durch eine Dame, Ms. Hayden, nach London gebracht, und daselbst den Neugierigen im eigenen Hause um eine Guinee, außer dem Hause um fünf Guineen unter dem Namen des amerikanischen Spucks gezeigt. Sie gab vor, mit Geistern Verstorbener in Verbindung zu stehen, welche in ihrer Nähe weilten, ihre Gegenwart durch Tischklopfen kundgeben, ja durch Klopfen auf verschiedene an sie gestellte Fragen antworten. Ms. Hayden, ein s. g. Medium oder amerikanische Expounders, besitzt nach Prof. Michelet den aktiven Magnetismus, sich mit andern Personen in Rapport zu setzen und deren Gedanken gewissermaßen aus ihrer Seele zu lesen, im hohen Grade, und weiß auf eine geschickte, unmerkliche Weise die an sie gestellten Fragen der mit ihr in Rapport getretenen Personen zum größten Staunen der Fragenden durch Tischklopfen zu beantworten, indem sie eine Karte auf den Tisch legt, auf welcher in vier Reihen alle Buchstaben des Alphabets und auf einer fünften Reihe die Zahlen 0 bis 9 gedruckt sind, wobei sie die Fragenden belehrt, sich eine Frage an die Geister zu denken oder wirklich zu stellen, dann mit einem Stifte oder Bleifeder über das Alphabet ruhig hinüber zu streichen, und sich dabei die Buchstaben oder Zahlen zu merken, bei welchen es klopft. Häufige und scharf kontrollirte Produktionen der Ms. Hayden selbst bei den kältesten und vorurtheilsfreiesten Beobachtern zeigten, daß wirklich das Gefragte oder Gedachte beim Berühren der treffenden Zahlen oder Buchstaben durch Tischklopfen beantwortet wurde; trat auch zuweilen ein kleiner Fehler ein, so wurde derselbe nach Bemerken auf der Stelle verbessert. Auf gleiche Weise produzirte Ms. Hayden das Experiment des Tischrückens, wobei sie die Angabe amerikanischer Zeitungen bestätigte, daß die zitirten Geister eine besondere Liebhaberei hätten, Möbel, namentlich Tische in Bewegung zu setzen. Diese industriöse Dame läßt die Finger-

*) Obenstehender Aufsatz wurde von geachteter Hand der Redaktion übersandt, die, wenn auch die vorgetragenen Ansichten nicht in allen Punkten die ihrigen sind, doch bei dem allgemeinen Interesse, welches das Tischrücken neuerlich in Anspruch nimmt, um so weniger Anstand nimmt, denselben zu veröffentlichen, als ja erst durch den Streit verschiedener Ansichten die Wahrheit sich allmählig herausstellen wird.

spitzen der versuchenden Personen leicht auf die Kante des Tisches setzen, um die Strömung zu fühlen, wodurch die Geister den Tisch rücken. Aufmerksame Beobachter fühlen etwas, was einer magnetischen Strömung, wie bei Induktions-Apparaten, gleichkömmt, wodurch der Tisch nach kurzer ruhiger Pause anfangs sich langsam, dann beschleunigter bewegt, in einen rotirten Kreis sich dreht, und wenn ihn kein Hinderniß stört, beim gemessenen Nachfolgen der Versuchenden nach einer beliebigen Richtung weiter bewegt oder auf Kommando in verkehrter Richtung umherkreist oder still hält. Diese Produktionen wurden nun von den Engländern angestaunt, bewundert, belächelt, bezweifelt und nachgemacht, aber bis jetzt wurde noch von keinem Gelehrten dies Problem erschöpfend und begreiflich erklärt.

Von London aus kamen im Februar die Nachrichten davon nach Berlin, von transatlantischen Freunden nach Bremen und von da in die deutschen Zeitungen; überall macht man Versuche mit dem Tischrücken, das auch sehr häufig gelingt, und in den verschiedensten Blättern bekannt gemacht wird, während das Experiment des Tischklopfens nur höchst selten erwähnt wurde, mit Ausnahme der gelungenen Versuche von Dr. Schauenburg in Bonn unseres Wissens kaum literarisch beschrieben ist (Tischrücken und Tischklopfen eine Thatsache von Dr. Schauenburg 1853). Häufig hört man von mißlungenen Versuchen und sucht die Ursache des Mißlingens im Einflusse nahe vorhandener Metalle, ungleichen Alters oder Geschlechts, oder in der Unempfänglichkeit einzelner Theilnehmer, ohne zu bedenken, daß das Haupthinderniß Mangel an Ausdauer oder Unrichtigkeit in der Leitung des Versuchs ist oder der verwendete Tisch seine magnetische Strömung durch den Boden, auf dem er steht, während des Experiments zu stark wieder von sich gibt. Allerdings sind einzelne Leute geeigneter zu elektromotorischen Ausströmungen, dann hat auch die Erfahrung gezeigt, daß leichte oder isolirte Tische sich leichter und schneller rücken lassen, als schwer belastete. In dieser Absicht hat Dr. Carus in Dresden (s. Feuilleton der „Neuen Würzburger Zeitung“ vom 21 April) einen durch eine Glassäule isolirten Tisch benützt, welcher besonders gut und leicht zu rücken ist. Auch hier in Würzburg hat Dr. Mayer in der Karthause einen gewöhnlichen runden polirten Tisch 2′ 8″ im Durchmesser mit 3 Säulen und einem dreieckigen Fußgestell 45 Pfund schwer in der Art auf einem Isolirtisch (Tisch mit vier Glasfüßen) auf drei Friktionsrollen laufend und um einen starken Glaszapfen beweglich angebracht, der ungemein schnell und leicht sich im Kreise dreht und von 2, 3, 4, 5, 6 und mehr Personen gerückt werden kann. Dieser Doppel-Tisch ist im Neben-Zimmer seines Badhauses aufgestellt, und allen Badegästen zu beliebigen Versuchen zugänglich; er leistet im Tischrücken nicht nur das Bekannte, sondern er hat sogar manche bis jetzt nicht bekannte Modifikationen erlaubt. Ja selbst das Tischklopfen ist bei einem Versuch fünfmal zu Stande gekommen. Man hat z. B. nicht nöthig, Metalle aus seiner Nähe zu entfernen, im Gegentheile, seine Friktionsrollen sind selbst mit eisernen Kloben und Achsen angemacht, er kreist, auch wenn die Versuchenden keine organische Kette bilden, er wechselt seinen Lauf beim Wechsel der Finger und der Hände, er mag auf oder unter der Platte oder an deren Rand mit einer oder zwei Händen leicht berührt werden, oder die Hände mögen gekreuzt, auf dem Rücken oder der Hohlhand aufgelegt werden. Auch wenn er in seinem Rottiren besiegbaren Hindernissen begegnet, so sucht er nach kurzem Ausrasten dieselben zu überwältigen, ihnen auszuweichen, oder sie zu überspringen. Selbst eine circa 46 Pfund schwere Bulldogge war kein Hinderniß für seine Kreisbewegungen. Ebenso war eine Gewichtbelastung von 100 Pfund mitten auf die Achse des Tisches gesetzt keine Störung, daß er sich nach zwei Minuten Berührung von drei Personen langsam kreisförmig bewegte, auch mit 200 Pfund Belastung bei sechs Theilnehmern bewegte er sich nach zwei Minuten Berührung eben so gemächlich nach großen Kraftanstrengungen. Um aber eine naturgemäße Erklärung für diese eigenthümlichen Phänomene zu suchen, welche geradezu der Orthodoxie und der modernen Philosophie gleich schroff gegenüber stehen, ist es wohl jetzt nicht mehr mit stolzem Ignoriren abgethan. Denn bei kalter ruhiger Ueberlegung findet sich, daß die vielen meist ausweichenden Antworten einzelner Gelehrten so viel wie nichts erklärt, oder bewiesen haben. Einzelne wollen diese Wirkung rein mechanisch erklären, andere glauben an ein statisch mechanisches Moment, andere glauben an eigene Schwingungen, die durch den Gesammtwillen der Experimentirenden auf den berührten Tisch unmerklich influiren, und lokomotorische Drehungen hervorbringen. Einzelne glauben an unwillkürliche Selbsttäuschung, noch Andere an ein magnetisches elektromotorisches Ausströmen auf das trockene Holz, Odmagnetismus nach Reichenbach, A. v. Humboldt spricht von ungenau beobachteten Thatsachen, und verweist ganz klug, nachdem er sich hinter sein hohes Alter verschanzt hatte, auf seine wissenschaftlich berühmten Freunde ꝛc. Simrock glaubt auch an Täuschung, gesteht aber zu, daß diese Versuche beweisen, wie unsere Gliedmassen unwillkürlich Vollstrecker unseres Willens sind und Schauenburg erklärt sich folgendermaßen. Ein Tisch kann nicht wahrsagen, aber er selbst kann in Wahrheit sagen, daß Tischrücken und Tischklopfen Thatsachen sind.

Justinus Kerner hat in seinen früheren Schriften „Die Seherin von Prevorst“ und in den Heften des „Magikons“ angegeben, daß er dieses und ähnliche Phänomene theils selbst gesehen, theils die Beobachtungen Anderer zitirt. Fürst Pückler-Muskau hat früher nach seiner Reisebeschreibung von Syrien und Kleinasien (Theil 3 S. 74) zwei Wundermädchen gesehen, die auf ähnliche Weise Tische durch Händeauflegen rückten, und zu einem ganz eigenthümlich tönenden Knarren in längeren und kürzeren Absätzen brachten ꝛc.

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag den 28. April: „Don Juan“, Oper von Mozart.

Auch heute bewährte sich Herr Auvera-Roberti in der Titelrolle als gewandter, bühnenkundiger dramatischer Künstler; sein nobles, lebendiges Spiel, das nur in der Schlußscene vielleicht etwas zu unruhig schien, dabei sein herr-

licher Gesangsvortrag, den er, den einzelnen Scenen angemessen, bald herzlich, bald jovial, bald frivol hervorhob, gewannen ihm allgemeinsten Beifall. Das Champagnerlied mußte er Da capo singen. Neben ihm zeichnete sich Frau Beck-Weixelbaum als Donna Anna und Frl. Schütz als Donna Elvira aus. Hrn. Burger (Leporello) stand die Komik etwas unbeholfen. Fräul. Pallmann (Zerline) spielte recht hübsch, ihre Stimme ist leider nicht gebildet genug, um die Partie auch vollkommen gut zu singen.

Sonntag den 1. Mai: „Der Barbier von Sevilla", Oper von Rossini.

Dieses ewig frische Werk, dieses Muster einer komischen Oper verlangt leider von den Sängern einen Grad von Kehlenfertigkeit, wie ihn heutzutage wenige Sänger mehr besitzen, und den sie eben auch nicht erreichen können, da die Beschäftigung mit den Opern der neueren Komponisten, welche die Kraftentwickelung, das Massenhafte auch von der Stimme als Haupterforderniß verlangen, ihnen dazu keine Gelegenheit bietet. In dieser Beziehung war die heutige Vorstellung fast vollständig unbefriedigend, so viel Genuß sie auch in andern Beziehungen bot. Herr Auvera-Roberti spielte den Figarro vortrefflich; man sah überall, daß er den Charakter der Rolle vollständig erfaßt und sich angeeignet hatte. Er war der pfiffige, verschmitzte, intriguantlustige Barbier durch und durch. Auch sein Gesang war charaktergetreu und lobenswerth, nur die vielen kleinen schnellen Figuren, Triolen u. dgl. wollten nicht recht gerathen. In dieser Beziehung müssen wir leider sagen, daß Herr Grohn (Graf Almaviva) heute gänzlich mißfiel, denn die für diese Partie nöthige Geläufigkeit mangelte ihm ganz und gar. Nur Frau Beck-Weixelbaum (Rosine) löste ihre deßfallsige Aufgabe vollständig. Ihr machten diese Fiorituren und Läufe gar keine Schwierigkeiten. Herr Denkhausen (Bartolo) leistete, was ihm möglich war; er ist eben Schauspieler, nicht Sänger, noch seine Stimmbildung der Art, daß er dadurch sich auszeichnen könnte. Sein Spiel war nicht übel. M . . .

Miscellen.

Nach einem Berichte der englischen „Gesellschaft zur Rettung von Schiffbrüchigen" ist die Zahl der im Verlauf der letzten 12 Monate an den Küsten des vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland verunglückten Schiffe größer gewesen, als je zuvor. Bis vor Kurzem hatte das Jahr 1851 als das unheilvollste gegolten, indem während desselben 701 Schiff gescheitert waren. Durch das letztvergangene Jahr aber wird es in Schatten gestellt, da dieses nach amtlichen Berichten 1100 gescheiterte Schiffe mit einem dadurch verursachten Verluste von ungefähr 900 Menschenleben aufzuweisen hat. Am verheerendsten wirkte die zweite Hälfte des Oktober und der Anfang des November, indem binnen 30 Tagen nicht weniger als 200 Fahrzeuge zu Grunde gingen oder beschädigt wurden und 217 Menschen umkamen. Ein besonders heftiger Sturm, welcher das englische Ufer mit den Trümmern verunglückter Schiffe besäte, kam ferner am 26. Dezember vor.

•

Die Straßen Londons werden durch eine äußerst sinnreich konstruirte, von Pferden gezogene Maschine gereinigt, welche ihren Dienst jedenfalls schneller und billiger verrichtet, als dies durch Menschenhände geschehen kann. Diese Straßenkehr-Maschine ist von Whitworth erfunden worden und besteht aus mehreren Bürsten-Walzen, welche beim Fortbewegen der Maschine sich drehen, den Staub und die Unreinigkeiten aufnehmen und ganz nach Art der bekannten Bagger-Maschinen hinter sich in einen verdeckten Kasten werfen. Das zur Konstruktion dieser Bürsten-Walzen taugliche Material kommt unter dem Namen „Piassava" aus Brasilien und besteht aus den sehr langen, elastischen, überaus festen Bastbündeln einer Palme, der Attalea funifera. Diese Piassava-Fasern sind strohhalmdick, werden zu sechs Zoll langen Stückchen zerschnitten und in dieser Länge zu den Bürsten-Walzen verwendet. Ginster, Besenreisig oder Borsten qualifiziren sich nicht hierzu, da dieses Material sich zu schnell abnutzt, während die aus der Piassava gefertigten Bürsten-Walzen bei täglicher Benutzung ein ganzes Jahr lang aushalten. Auch zu feinerem Flechtwerke, zu Damen-Hutgestellen u. dergl. eignet sich dieses schätzbare Material, welches in vielen Fällen das Fischbein zu ersetzen vermag, vortrefflich. Der Zentner davon kostet in Berlin ungefähr 8 Thaler.

•

Man schreibt aus Paris vom 28 April: „Man kündigt hier die Ankunft einer Mad. Riby von Quadeloupe an, die mit dem letzten Dampfschiffe von den Antillen eintraf. Mad. Riby ist eine Eigenthümerin von Zucker-Plantagen, die begleitet von einer Delegation von Guadeloupe hier eingetroffen ist, um der Kaiserin eine Bittschrift zu überreichen. Diese wird darin ersucht, sich beim Kaiser dafür zu verwenden, daß den früheren Sklavenbesitzern noch eine Nachzahlung zu der ihnen gewährten Entschädigung bewilligt werde." (K.Z.)

Sonett.

Wohl herrlich ist's, zu reihen an die Namen
Der Edelsten und Besten aller Zeiten,
Die, höh'ren Lebens Blüthen zu verbreiten,
Von Gluth begeistert auf die Erde kamen,

Und auszustreuen großer Thaten Saamen,
Des Menschengeistes reichste Herrlichkeiten, —
Den Strom des Lichts der Zukunft hin zu leiten,
Die Welt umkreisen wie ein Feuerrahmen.

Ja, würdig ist's der Fülle höchsten Strebens,
Und lohnet mit den reinsten Hochgefühlen
Die Opfer eines reichen Jugendlebens!

Der Lorbeer muß des Siegers Stirne kühlen,
Und das Gefühl: „Du lebtest nicht vergebens",
Ihm Labung fächeln in den Kampfgewühlen.

Margaretha Adelmann.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 37. Sonntag, den 8. Mai 1853.

Das große und das kleine Loos.

(Fortsetzung.)

Nach menschlichen Wohnungen wollte Clemens ausschauen; die Weite und Ferne sah er bedeckt damit: nur seine Nähe umlagerte Einsamkeit. Aber tiefer im Weinberge regte sich ein Arbeiter. Er hing über ihm wie die Möve auf lustigem Maste über'm Schiffe. Er rief ihn an — die gebückte Gestalt richtete sich auf: sie stand drunten im Schatten, er hoch ragend im Lichte. Clemens that einige Schritte abwärts — aber noch eilfertiger war der Arbeiter; nicht gemeiner Diensteifer — Außerordentliches schien ihn aufzuregen. Sein Schritt flog die Terasse hinauf, seine Arme waren wie ausgebreitet, sein Mienenspiel leuchtete und zuckte — „Herr Wellmich, bei meiner höchsten Seele!" rief er heranstürzend und lag fast zu dessen Füßen.

Nun erkannte auch Clemens seinen Mann. Die Gestalt eines Winzers, welche seine letzte Stunde in Frankfurt bezeichnete, stand wieder vor ihm.

„Das freut mich himmelhoch," jauchzte der Landmann, daß ich Sie noch einmal sehe und Ihnen danken kann auf Erden! Die Hand! Die Hand!" Clemens gab die Hand und wußte nicht, wie ihm geschah.

„Freuen Sie sich nicht auch?" fuhr Jener fort, wie verjüngt von seinem Jubel. „Ich bin nur ein alter Gottlieb, aber stolz seyn müssen Sie doch, wie ich so stammfest dasteh', und wer mir den Ritterschlag verliehen, das sind Sie. Mein „Engelgruß" drüben ist schuldenfrei, und was sagen Sie zu diesem Berg-Morgen, Mann Gottes? Rüdesheimer Orländer sind's, und der Fürst selbst kann mir Bescheid thun in dem Pracht Gewächs. Sehen Sie, das ist neues Gut und baar bezahlt von den achthundert Gulden, welche Sie nicht mehr zurücknehmen wollten. Mein Vormann ging nach Amerika mit Kind und Kegel, und die Gantwölfe standen schon da mit aufgesperrten Mäulern und dachten ihn zu schuhriegeln im Aufstrich, daß er nur so den Mund wischen könnte. Aber wups! hatt' ich die Hand drauf, über eine Nacht wurden wir einig. Merkenswerth wären die langen Nasen, wie sie abzogen; das wurmte sie gottsträflich tief, daß der alte Gildauer vom Wisperthal heruberkroch und sie zu Eseln machte. Nicht wahr, theurer Mann, Glück muß man haben, wenn man jung ist? Ha, ha, ha!"

Aber Clemens konnte nicht einstimmen. Wunderbar schmerzlich fühlte er sein Herz berührt. Diese Gestalt beschwor ihm den Traum seines Glücksjahres herauf mit ergreifendster Lebendigkeit. Er erlag fast der Macht der Erinnerung. Der Freudeneifer seines Schützlings erwärmte ihn nicht, es fehlte wenig, so hätte er sich das ganze Begegniß hinweg gewünscht. Er kam zur Sache. Er fragte nach dem nächsten Orte, Weg dahin, Wirthshaus u. s. w.

„O, Sie sind mein Gast im Wisperthal und müßt' ich Sie mit den Händen hinüber tragen!" schwur der Winzer.

Clemens suchte Ausflüchte. Jener hörte ihn ruhig an und ließ ihn zu Ende reden. „Ich hätt's wohl gleich bedenken können," sagte er dann, „daß einem solchen Herrn meine Mausefalle nicht ansteht. Aber Freud' wär' mir's gewesen. Nichts für ungut."

Da widerstand Clemens nicht länger. Es lag so viel treuherzige Ergebung im Wort und Wesen dieses Verzichtes — er schämte sich seiner übellaunigen Narrheit. „Da!" sagte er und schlug herzlich ein. „Euer Haus sey mir geehrt. Und nehmt's nicht so hoch mit dem Herrn, ich bin ja auch nur ein Bauernkind."

„Was!" rief der Landman und stand still wie vor einem Schatze. „Sie sind vom Bauernstamm?"

„Ja, und vom Weinlande dazu!"

„Juchheh, dreimal gute Zeit! Jetzt hab' ich Sie erst lieb, als hätten Sie mir eine Million geschenkt. Woher des Landes, wenn's erlaubt ist?"

„Von Bisamberg im Oesterreichischen."

„Von den Halters!" scherzte der Rheinländer. „Da sieh' einmal an! Es sind charmante Leute die Halters; man sagt ihnen nur Gutes nach hier außen. Sie sitzen dort wohl im Rohre?" fuhr Jener fort, „aber Ihr Gewächs läßt wenig von sich hören?"

„Und doch sag' ich Euch," antwortete Clemens, „unser Kloster-Neuburg mag sich zeigen neben Euerm Eberbach. Ja, ja! guckt nur! Wenn Euer Rhein ein saueres Jahr gibt, was wohl öfter passirt, seit Ihr die Rieslinger Spättraube pflanzt, dann könnte der Stiftskeller wohl aushelfen. Sey's ihm nachgerühmt von Einem, der ihn kaum je wieder sieht!"

„Sie sehen sich lieber hier außen um?" fragte der alte „Gildauer", wie er sich nannte.

„Es ist Alles gestorben zu Hause," erwiderte Clemens, „und das väterliche Halblehen längst in fremden Händen. Da entbehrt sich die Heimath leichter."

„Sie leben noch bergauf," tröstete der biedere Landmann mit einem Anflug von Wehmuth, „der Himmel kann Alles heimzahlen dereinst in Ihrer eigenen Familie."

„Habt Ihr keine Kinder mehr?" fragte Clemens mit Theilnahme.

„Meine selige Bertha hat sie, nicht ich," antwortete der Alte. „In Gottes Keller hab' ich sie eingelegt, der Reihe nach, wie edle Jahrgänge; da liegen sie im bretternen Gebünd des Schreiners, aber ihr Geist ist für Den dort oben. — Doch nein! nein! Das Wort lautet undankbar. Er hat all' ihre Seelen zusammen gethan und sie mir wieder gegeben in meinem Letzten. Das ist meine Blume. Ich sag's oft, wie ein guter Winzer hat Er all meine Triebe gekappt, bis auf den Hauptschößling, den läßt er wachsen und fruchten, wie ich hoffe, daß er allein das ganze Tagewerk lohnt."

„Amen," vollendete Clemens und gab dem Vater gerührt die Hand.

„Ja, Sie sollen mir Recht geben," fuhr dieser fort, „und mich keinen parteiischen Vater schelten."

Aber Clemens bemerkte, daß der Winzer, seine Haue über die Schulter, sich immer weiter mit ihm aus dem Weinberge entferne. „Hört Freund," sagte er endlich innehaltend, „in diesen Tagen gibt der Wein viel zu schaffen. Vielmehr würd' ich mir selbst eine Haue ausbitten, — es wär' mir ein Genuß, nach so manchem Jahre."

„Davor bewahre uns Gott!" schwur der Winzer, „ein Freuden- und Feiertag ist heute, wie zu heiliger Zeit. Und sehen Sie, die Sonne geht so bald zur Rüste, auch dämmern wir wohl ein Wegstündchen über den Bühel."

Clemens zog seine Uhr. Der Winzer sah es — stutzte und schüttelte den Kopf. Von dem Augenblick wurde er still und in sich gekehrt. Clemens merkte diese Veränderung erst, als sie Beide eine ziemliche Strecke nebeneinander zurückgelegt.

Eine Dorfglocke ließ sich in der Ferne hören. — Clemens sagte: „Schade, daß wir schon so weit waldeinwärts sind, das berühmte Rheingauer Läuten hätten wir draußen doch abwarten sollen."

„Ja, es klingt schön, wenn es von Berg zu Thal zusammen stimmt," antwortete Jener einsilbig. Darauf verstummte er wieder.

„Aus diesem Brunnen hab' ich heute schon getrunken," sagte Clemens an einer andern Stelle.

„Dann waren Sie schon nahe an meiner Behausung," erwiderte sein Gefährte. „Wir gingen zuvor über die Wasserscheide des Gebirgs. Drüben fällts ab in den Rheingau, hier in das Wisperthal."

Clemens frug noch Manches über die Liegenschaft dieses Ortes, aber der Andere brach ab mit den Worten: „Es ist schon zu düster heute; Sie werden das Alles mit Klarheit morgen einsehen."

Die warme, redselige Laune des Alten war dahin und Alles schien vergebens, sie wieder zurückzurufen. Er sprach nur noch Einzelnes, dazwischen schüttelte er den Kopf und brummte: „Hm! hm!"

Clemens sah endlich, daß ihn seine eigenen Gedanken beschäftigten und überließ ihn diesen. Jedoch unwirthlich muthete es ihn an, durch das Dunkel des Abends und der mancherlei Waldstellen, die sie durchschritten, so schweigender Gesellschaft zu pflegen. Er freute sich, als die Scene sich endlich änderte. Die Umrisse eines alterthümlichen Gehöftes wurden durch Baumgruppen sichtbar, ein Lichtschein fiel aus einem Fenster und mit muntern Sätzen sprang ein Hündchen heran.

„Wo bleibt denn deine Frau?" neigte sich der Hausherr zu dem kleinen Schmeichler herab. Und zu Clemens sagte er: „Das Mädel hatte die Wäsche heute und ist wohl müde geworden. Ich bitte, treten Sie ein hier in unser bischen Armuth. Ich will nur den Hund an die Kette legen; es ist seine Zeit jetzt."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Wandermappe eines deutschen Reisenden in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Die Schulhalle, obwohl ein einfaches Bretterhaus, ist reinlich und wohlgelüftet. Die Jugend, welche darin von dem methodistischen Lehrer im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Geographie und Naturgeschichte Unterricht und Belehrung findet, besteht aus 25 Kindern (Mestizen). Immer tritt eine gewisse Klasse von 6—8 Kindern vor den Tisch des Lehrers, und liest stehend ihre Aufgabe, oder sagt sie auswendig her. Meistentheils sind es populäre Fragen, die einer Diskussion unterzogen werden, Fragen, die in der Welt täglich eine Beantwortung finden, und die Jugend vortheilhaft auf das praktische Leben vorbereiten.

Man liest z. B. einen Satz, in welchem das Wort Blei vorkommt. Sogleich gibt dies Anlaß zu einer belehrenden Unterhaltung über dies nützliche Metall, wie und wo das beste Blei gewonnen, zu welchen Zwecken es verwendet wird, in welcher Verbindung es erscheint u. s. w. Die Jugend, indem sie auf diese Weise über die verschiedensten Naturerscheinungen Auskunft erhält, lernt zugleich die großen Quellen des vaterländischen Reichthums kennen und bewundern, sie wird frühzeitig, in noch zartester Empfänglichkeit, vertraut mit den wichtigsten Theilen der geographischen, physischen und politischen Geschichte des Vaterlandes, ehe ihre eigene Geschichte sie daran verhindert.

Am Schlusse der Schulstunden stellten die erwachsenen Kinder, zwar angeregt durch den Lehrer, aber doch nach eigener Wahl und Ueberlegung, einige Fragen an uns über europäisches Leben; ob viele Kinder in Europa in die Schule gingen, und was sie dort lernten.

Es lag eine beschämende Schwierigkeit in der Beantwortung dieser so einfachen Kinderfragen. Wir erzählten diesen jungen, schlauköpfigen Halbindianern, daß bei uns in Europa derselbe Gott lebt und webt, und daß seine Sonne das einzige wahre Licht ist, welches den Völkern des Ostens aufgeht; daß dort die Kinder ungeheuer viel lernen, aber gewöhnlich ungemein wenig wissen, und daß endlich der Berliner „Kladderadatsch" das gelesenste politische Blatt ist. Diese Antwort und die nahende Eßstunde scheint die spitzfindigen kleinen Fragsteller entmuthigt zu haben, weitere Auskunft über Europa zu verlangen, und so ward denn die Schulsitzung zu unserer großen Beruhigung aufgehoben.

Höchst sonderbar ist es, daß die Old Buffalo Majestät, wie wir später erfuhren, seit Jahren sehr heftige Opposition gegen den Schulunterricht der Indianer und ihren geistigen Fortschritt machte. Wahrscheinlich

weil er vermuthete, eine besser gelehrte Generation würde ihm nicht mehr gehorchen. Gegenwärtig fügt sich derselbe dem Schulbestand und besucht sogar bisweilen die Schule, wo er dann, wie wir selbst zu sehen Gelegenheit hatten, unter der munteren elastischen Jugend viel von dem trotzig-pedantischen Aussehen eines deutschen Oberschulraths gewinnt.

4. Ein Missionärleben.

Ein anderer, nicht minder werther Besuch lag uns noch am Herzen. Es war die Begrüßung des würdigen Franziskanermönchs, Pater Scolla aus Rudolphswerth in Kärnten, an den wir eine fromme Empfehlung zu überbringen hatten. Mit landsmännischem Behagen klopften wir an die dürftige Pforte des kleinen Häuschens, das der Rückseite der bretternen Kirche angebaut war. Wir sind fast jetzt noch beschämt über den auszeichnenden Empfang, der einer so weltlichen Natur, wie die unsre, von einem so frommen Priester zu Theil wurde.

Wir waren, wie es die Weise unsers Wanderlebens mit sich bringt, oftmals Augenzeugen von Abschieds-, Trennungs- und Wiedersehens-Scenen, aber noch nie sahen wir Jemand so bleich ergriffen, so stimmerdrückend bewegt, wie diesen gefühlsinnigen Franziskaner, als er durch Sprache und Händedruck erfuhr, daß der Reisende, der ihn in dieser Wildniß aufgesucht, ein Landsmann sey und aus der „Kaiserstadt“ komme.

Wir können für diese Ueberraschung nur darin einigermaßen eine Erklärung finden, daß fast 20 Jahre vergangen waren, seit der einsame Missionär einen Landsmann aus der Kaiserstadt gesehen, der ihn in der Muttersprache angeredet und ihm warm die Hand gedrückt hatte. Sein ganzer religiöser Verkehr mit den Gläubigen, sey es evangeliumdeutend auf der Kanzel, sey es sündenvergebend im Beichtstuhl, oder wegzehrungspendend am Sterbebette, geschieht in fremder Zunge, in französischer oder indianischer Sprache.

Was uns bei diesem Mönchleben am meisten betrübte, war die Hülflosigkeit, mit der dieser gottergebene Priester fortwährend zu kämpfen hat, welche seinem heiligen Beruf so hindernd in den Weg tritt. Der größte Theil der katholischen Kirchengemeinde besteht aus bekehrten Indianern und Mestizen, welche alle selbst in so dürftigen Umständen leben, daß an eine Unterstützung oder Besteuerung von dieser Seite gar nicht zu denken ist. Die Erhaltungskosten der Kirche und ihres Priesters müssen daher ausschließlich von jenen Mitteln bestritten werden, welche dieser Mission aus dem allgemeinen Missionsfond der katholischen Kirche zufallen.

Die Quote, welche die Liebfrauenkirche in La Pointe trifft, ist ungemein gering und bleibt zuweilen jahrelang aus, so daß es oft den Anschein gewinnt, als hätte der Bischof von Milwaukie ganz vergessen, daß es auf der waldeinsamen Magdalenen-Insel noch eine Liebefrau und einen Pater Scolla gibt.

Der fromme Franziskaner, dessen Mittellosigkeit ihm sowohl in Haus als Kirche jede Hülfe versagt, muß daher Priester- und Laiendienste verrichten, er schmückt und ziert den Hochaltar, malt Heiligenbilder, läutet die Meßglocke und besorgt zugleich seine schmale Hauswirthschaft.

Am Sonntag vor unserer Abreise wohnten wir dem Gottesdienste bei. Das kleine Kirchlein war ziemlich gefüllt mit Indianerweibern, Mestizen und kanadischen Voyageurs. Die Frauen trugen lange Tücher von schwarzer, blauer und dunkelgrüner Farbe, die vom Kopf bis über die Hüften reichten und die ganze Gestalt weich umhüllten. Die Männer waren alle im europäischen Zuschnitt gekleidet. Während der Verrichtung des Meßopfers sangen vier Halbindianer in weißen Chorröcken den lateinischen Text, und zwar mit solch eingeschulter Erbauung, daß man geschworen hätte, sie verständen jedes Wort.

Die Predigt wurde französisch gehalten, indem es das gewöhnliche Idiom der Insel ist. Sie war einfach, populär, dem Begriffsvermögen der Insulaner angemessen. Des Nachmittags predigte der unermüdliche Franziskanermönch im Indianischen für solche Neophyten, welche Alter oder Verstandesschwäche an der Erlernung einer fremden Sprache hindert.

Es würde unter den Gläubigen vielmehr Erbauung geherrscht haben, wenn nicht das jammernde Geschrei unzähliger, von den Indianer-Weibern auf dem Rücken mitgebrachter Säuglinge, die Andacht fortwährend gestört hätte. Aber diese kleinen mürrischen Weltbürger schienen von der Heiligkeit der Handlung noch weniger zu verstehen, als die erwachsenen Chorsänger von ihrer lateinischen Partitur.

Als wir den überzeugungsreinen, berufsbegeisterten Priester den Segen sprechen, die gläubige Gemeinde sich auf den Knien niederwerfen, das Gesicht verhüllen und ehrfurchtsvoll sich bekreuzen sahen, da empfanden wir nur um so wehmuthsvoller, daß ein so frommes Werk aus Mangel an zeitlichem Gute nicht besser, nicht würdiger gedeihen könne.

Da sich das Wetter so günstig gestaltete, daß alle Aussicht vorhanden war, am nächsten Morgen unsere Reise nach der Mündung des Burnt-Wood-River (Bois-brulé) fortsetzen zu können, so trafen wir noch des Abends alle nöthigen Reisevorkehrungen und kauften noch Proviant an Speck und gesalzenem Rindfleisch für ein vierzehntägiges wildes Leben. Zugleich waren wir zum Ankauf eines Birkenkahns bemüssigt, indem die beiden Canadier, die uns auf den Gewässern des Bois-brulé und La Croix River durch die Wildnisse Wisconsins nach Stillwater am La Croixflusse bringen sollten, es vortheilhafter fanden, die Rückreise statt zu Wasser, zu Fuß durch die Wälder zu machen; wir hätten also einen blos ausgeborgten Kahn nicht wieder zurückzustellen vermocht.

Diese Kanots sind die einzigen Fahrzeuge, welche die Indianer zur Beschiffung des Sees benutzen. Sie sind entweder aus einem Gerippe von Cedernholz gemacht und mit Birkenrinde überzogen, deren einzelne Theile mit Pech wasserdicht gemacht werden, oder auch aus einem einzigen Fichtenstamm, der so stark ausgehöhlt wird, daß er 2—3 Personen in seinen ausgeschnitzten Leib aufnehmen kann. Die ersteren werden ihrer Leichtigkeit und größeren Bequemlichkeit wegen vorgezogen, die letzten sind dauerhafter, sicherer und weniger kostspielig. Unser Kanot war aus Birkenrinde und maß 18 Fuß in Länge und 4 Fuß in der Breite. Wir kauften ihn für 15 Dollars.

(Fortsetzung folgt.)

* Märzflocken
* auf das Grab einer Mutter.

(Gewidmet dem Andenken der wohlgebornen Frau **Mathilde Müller**, gebornen **Weikart**, gestorben und begraben zu Kitzingen am 18. März 1853.)

I.

Weh' euch, ihr kecken Frühlingskinder,
Folgt nicht dem Locken lauer Luft!
Denn Winter war's und doch nicht Winter,
Was euch aus kurzem Schlafe ruft.

Zu früh der Jubel, munt're Lerchen!
Traut nicht der Sonne heiterm Strahl!
O, wär't ihr doch aus diesen Bergen
Fern unter eurer Schwestern Zahl!

Denn Blüthen, die zu früh geboren,
Sind nur dem kalten Nord ein Raub,
Und Freuden, noch so heiß erkoren,
Zerstieben wie der Märzenstaub.

Du Mutterstrauch bescheid'ner Stille,
Wie hat dein Stamm das Aug' entzückt!
Hier Knosp' an Knosp' in Hüll' und Fülle,
Im Schooße schon ein Röschen nickt.

Und über Nacht! — ha, eisig sauset
Die Windsbraut mit dem Flockenchor. —
Am andern Tag' schon nicht mehr hauset
Der Mutterstamm im Rosenflor.

* * *

II.

Ernst und langsam naht ein Zug dem Thore,
Trauerglockenklang folgt durch die Luft,
Und ein Wagen rollt im schwarzen Flore,
Und der Friedhof öffnet Thor und Gruft.
Auge starr — der Wangen Roth verblichen —
So gebettet ruht sich's still im Sarg:
Mutteraugen ist der Strahl entwichen,
Tod, dir ist, was Leben Schönstes barg.

Wo — wo ist ein Herz, das wärmer fühlet,
Als das treue, liebe Mutterherz?
Wo die Hand, die gleich dem Balsam kühlet,
Wenn die Wunde brennt im heißen Schmerz?
Wo ein Aug', das Nächte sich nicht schließet,
Wenn der Theuern Leben in Gefahr?
Wo ein Leben, das noch reicher fließet,
Als das Leben der Entschlaf'nen war?

„Mutter! — wo die Mutter?" fragt mit Bangen,
Ruft mit Thränen der Verwaisten Schaar.
„Theure! bist du wirklich heimgegangen? —
— Gatte ruft dich, der dir Alles war!
Ach, so schnell hat man dich weggetragen,
Und nicht bot'st du mehr den Abschiedsgruß!
Noch so Vieles möcht' das Herze fragen,
Sagen, was es dir noch sagen muß."

„Wie, in diese enge, schwarze Klause
Hat man grausam sie schon eingesperrt!
Sprecht! wie weil' ich ohne sie im Hause,
Wo ihr Fleiß belebt den stillen Heerd?" —
— Und vier Männer schicken sich in Weile,
Senken sie auf schwankem Seil hinab.
Ha — wie dumpf und hohl rollt es in Eile! —
— Stumm und unerbittlich ist das Grab! —

Rose, die vom rauhen Sturm geknicket,
Wie so schnelle war dein Schmuck entführt!
Hältst noch liebend an die Brust gedrücket
Knospe, früh vom kalten Nord berührt.
Sah'st so lieb herab vom Blüthenthrone,
Grüßtest freundlich jedes Menschenaug',
Und der Purpur deiner Blätterkrone
Strömte weit der süßen Düfte Hauch.

„Wie so sanft sie ruhen!" tönt zum Ohre
Tröstend und erhebend der Gesang.
„Ewig ruhen!" rauscht's am Friedhofsthore
Durch der Linde dürres Laub entlang.
Wer kann all' den Stürmen widerstreiten,
Altersstolze Linde, so wie du?
Sah'st ja Menschenalter hingeleiten,
Wächt'rin an dem Eingang ew'ger Ruh!

Zählst des Alters Jahre wie nach Tagen,
Und der Mensch zählt eine Blüthezeit;
Längst wenn uns're Pulse ausgeschlagen,
Prangst du immergrün im Jugendkleid.
Schon umkost dich Frühlingshauch der Winde,
Ruft dich alterskräft'ge Pflanze wach;
Bald, o bald wirst du, o greise Linde,
Feiern deinen Auferstehungstag!

Und wenn dann im Reiche deiner Schatten
Leichter Kinder Schaar dich froh umspielt,
Unter ihr ein Liebespfand dem Gatten,
Der entschlaf'nen Mutter Ebenbild:
Dann erzähl' von ihr im Geistertone,
Neige traut herab dein Schattenhaupt,
Und zum Grabe flieh' von deiner Krone
Blüth' und Düfte, so der Wind dir raubt.

Kitzingen, in der Charwoche 1853.

Gg. Schäffer, cand. jur. et cam.

Miscelle.

Dr. Vogel, der deutsche Naturforscher, welcher an den Tschadsee reist, um dort zu Dr. Barth's Expedition zu stoßen, ist bereits in Tripolis angekommen. Er wird sich dort einige Wochen aufhalten, um seine Reisevorbereitungen zu treffen. Glücklicherweise befindet sich gerade in Tripolis ein Verwandter des Sultans von Born (in dessen Reich sich Barth aufhält) auf der Rückreise von einer Pilgerreise nach Mekka. Derselbe ist ein sehr verständiger Mann und reiste früher mit Clapperton. Dr. Vogel hofft in seiner Gesellschaft den Tschadsee sicher und vergleichsweise bequem zu erreichen.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 38. Mittwoch, den 11. Mai 1853.

Das große und das kleine Loos.

(Fortsetzung.)

Clemens trat in das erleuchtete Stübchen, dessen hintere Hälfte die Lampenblende malerisch verdunkelte. Der Tisch, worauf die Lampe stand, war für zwei Couverte gedeckt und schien seiner Gäste zu harren. Eine Wanduhr pickte seitwärts an der Thüre und zählte den braunen, ländlichen Möbeln die Sekunden ihrer hundertjährigen Existenz vor.

Ein Gefühl traulicher Bezauberung beschlich den Wanderer in dieser einfachen Scene. Doch hat es schon was Märchenhaftes, nach hell und hoch durchschwärmtem Tagesmarsche sich Abends an nie betretener Wohnstätte den fremden Tisch, das fremde Licht plötzlich zur Heimath anzudichten, so steigerte sich die traumartige Befangenheit wie zur Vision, als Clemens das Bild eines schönen schlafenden Mädchens erblickte, welches im ruhevollen Besitz des hausväterlichen Lehnstuhls, gedeckt von dem Schatten der Lampe, jetzt in's Auge fiel. Mit unwillkürlicher Scheu wich der Fremdling zurück, als sähe er in das Heiligthum eines waldeinsamen Feenaufenthalts. Er trug's, schien es, wie Mariengewebe an seinen Kleidern, und die elastischen Fäden zogen ihn näher und näher. Er trat heran, stellte sich dem Bilde günstig gegenüber und genoß es mit der Fülle begeisterter Anschauung. Der schöne Kopf zeigte in einer freien, natürlichen Lage, etwas emporgehoben, fast sein ganzes Profil. Clemens pries das Glück, das solch' ein Antlitz so ruhig ihm zur Betrachtung bot. Aber je sinniger er sich in diese Züge vertiefte, desto minder schienen sie ihm fremd. Mit reizender Qual regte es ihn auf, darüber nachzudenken. Er durchflog im Geiste die Bilder seines Lebens, seiner Kunst-Erinnerungen, selbst seiner Träume, deren Andenken hervorragte, — aber das Räthsel blieb; und doch war ihm, als müsse die Lösung ein Schlagwort seines geheimsten Selbst aussprechen. Ob er sie wecke? Der Schlummer lag wie ein leichter Anflug auf ihrem Gesichte, weder die spannungslose Ruhe der Muskel, noch die schwüle Röthe des tieferen Schlafes sah er darauf. Sein Herz schlug im süßesten Aufruhr der Neugierde. Er rückte die Lampe sachte mit dem Lichte gegen sie, — in demselben Augenblick erwachte sie.

„Wo ist der Vater?“ fuhr sie empor beim Anblick des fremden Mannes. Aber Clemens hatte sich nicht getäuscht. Das Auge, der Brennpunkt der menschlichen Individualität, entschied ihm auch die ihrige. „Aennchen vom Rheingau!“ rief er aus, und drei Jahre Vergangenheit fielen wie eine Binde von ihm ab. Bei diesem Worte stand das Mädchen nicht weniger erstaunt, verwirrt und besinnungsvoll ihm gegenüber. Aber sein männlich vollendeter Kopf zeigte unverwandelter das einstige Bild; sie erkannte ihn schnell, — ein Lächeln schien ihm's zu sagen, wie die Grazie selbst es nur in Silberblicken ihrer Gottheit webt.

Da trat der Vater Gildauer ein, und der ganze Zauber nahm mit ihm sein natürliches Maß an. Clemens sah ein schönes Landmädchen, welches müde von der Arbeit genickt hatte, welches Schüssel und Töpfe jetzt durcheinander regte, ihm Speise und Trank vorsetzte und sich selbst Hunger und Durst befriedigte, Vater Gildauer aber wurde mit Genugthuung inne, daß Clemens seines Kindes sich wieder erinnert habe; darauf wollte er's ankommen lassen, „ob so viel Merk auf seinen Stamm sey“, sagte er. „Sie war ja noch ein Fretchen“, als sich der große Loostag in Niederrad zutrug. Sehen Sie einmal den Brief, wie sie mir die Geschichte —“

Aennchen sprang auf wie ein Blitz. Der Alte lachte und bewegte sich mit unverwüstlichem Gleichmuth nach dem Wandschranke. Aber das Mädchen entwickelte ihre ganze Lebhaftigkeit. Clemens sah einem Kampfe zwischen Vater und Tochter zu, den jener nur darum auf die Spitze zu treiben schien, weil ihn diese so ernsthaft nahm.

„Hast du Herrn Wellmich zu viel gelobt, so verantwort es jetzt.“

„Vater!“ — rief das Mädchen, „Vater!“ — und bittend, drohend, entschlossen, machte ihre Haltung mit rascher Beweglichkeit eine Reihe der anmuthigsten Wandlungen durch.

„Schade, daß ich nachgeben muß“, klagte der launige Mann, indem er gebückt, als ein Jochtragender, zum Tische zurückkehrte, „Sie hätten sonst gesehen, wie das schöne Geschlecht die Männer zu schildern weiß, da es noch kaum die Finger klemmen kann. Sie waren beschrieben mit all' Ihren Kameraden.“

Auch Aennchen setzte sich wieder. Aber Clemens fühlte sich von diesen und ähnlichen Einzelnheiten ihres häuslichen Gehabens nur zu bald belehrt, daß der Zauber, der von ihr ausging, seine tieferen Grundlagen habe, als den Reiz der ersten Ueberraschung. Die Rollen wechselten jetzt. Der Gast wurde in sich gekehrt, wie es unterwegs der Wirth gewesen, dieser hingegen prangte in seiner alten Laune. Mit Vorliebe

sprach er von jener Zeit, in welche die Veranlassung ihres heutigen Beisammenseyns zurückfiel.

„Ich hatte sie ungern von mir gethan", sagte er, „aber dazumal blieb mir auf ein Haar nichts übrig, als selbst vielleicht Frankfurter Schenkknecht zu werden. Sie können denken, wie ich das Kind auf den Händen nach Hause trug! Mein erster Weg war zu Ihnen; wie hätt' ich ohne Trost das Waislein sehen mögen! Aber mit Ihrem Zaubermantel, Herr Wellmich, flog ich hinüber, wie der Doktor Faust, meine kleine Prinzessin abzuholen. Wer war froher als ich? Und im Weingarten ließ ich sie doch nicht schaffen, wie die Nachbarn meinten, und wohl auch die Nachbarinnen, die neidischen! Gott behüte! Sie steckt mir deß ungeachtet das Pfötchen nicht in den Handschuh, mein Erbfräulein. Was meinen Sie? Maulbeeren mußt' ich ihr pflanzen, Seide ziehen will sie für die Filanda in Wiesbaden. Es halten da ihrer Viere zusammen in Gladenbach drüben, ganz feine Haustöchter, und unterweisen sich einander darin. Sie bringen sich auf einen hübschen Pfennig, und zehn Mal lohnt sich das Tagwerk für eine härtere Arbeit, die sie versäumen. Das find' ich vernünftig."

In dieser Weise plauderte der behagliche Hausvater fort und Aennchen ließ nicht ab in Eifer und Aufmerksamkeit für den Gast. Sie ahnte nicht, wie sie ihn zermalmte damit. Endlich — sobald er mit einigem Schein sich für gesättigt ausgeben konnte, — stand er auf. Er schützte großes Ruhebedürfniß vor. Seine freundlichen Wirthe hielten sich leicht überzeugt davon, — Aennchen hatte schon zuvor, ohne sich am Tische vermissen zu lassen, die Bedienung des Schlafsgemachs zu beschicken gewußt. Man gab sich die Hände, gesegnete sich die Nacht und ging auseinander.

„O ich bin arm!" seufzte Clemens mit überströmendem Gefühl, als er sich einsam auf sein Lager streckte. „Heut bin ich arm! Wie hat ihr die Natur Wort gehalten! Und wie hat mir das Glück Wort gehalten! Das Glück? Ich hab' es selbst gethan. Einem Charakter glaubt' ich zu genügen, der keiner war — denn welcher Mann ist fertig ohne Weib, ohne Liebe?!" — Das zerrissene Herz erwartete vergebens den Schlaf. Der Stundenpendel nebenan rasselte einmal und wieder — die Nacht war nicht zu ertragen. Clemens raffte sich auf; er fühlte, daß es einem Entschluß galt. Er konnte dieses Haus nicht wieder verlassen, wie er's betreten. Hier war ein Wendepunkt. Aber wohin? So wie er ging und stand, zu werben um sie? Empört verwarf sein Mannesstolz diesen Gedanken. Die Parasiten, Lungerer, Bettler, Borger und den ganzen verschuldeten Cometenschweif endlich ernstlich zu Paaren zu treiben, sie seine Nähe fühlen zu lassen und um jeden Preis ein Kapital zusammen zu pfänden, womit sich ein neues Leben beginnen ließ? Fantastische Hoffnung. Seine Vernunft gestand sich, daß er zum zähen, unerbittlichen Gläubiger nicht in der Leidenschaft einer Nacht sich verhärten könne. Also tiefer, tiefer geprüft! Muß es? Vielleicht läßt sich entsagen; vielleicht geht das Bild zum zweitenmale vorüber! Nein! aller Unmöglichkeiten unmöglichste ist diese. Nun denn — Fassung! Besonnenheit! Noch glimmt in Wiesbaden ein letzter Stern. Vielleicht ist's der Vorläufer des Tages! „Hab' ich nicht gelernt? Kenntnisse gesammelt, Wissenschaften kultivirt: Auf, fortgefahren! Ausdauer, Muth! Geduld. Hier ist Mannesthat. Und Beförderungen, Vokationen, Lehrkanzeln, Diplome winken am Ziele! Recht so Phantasie! Dein Arsenal ist unendlich! Schütt' es nur ganz aus über den verliebten Schwärmer! Aber zeig' ihm auch dein andres Extrem! den darbenden, getäuschten, mißachteten Schulmann, die Sysiphusarbeit des hoffnungslosen Candidaten, Noth, Verbitterung, Verzweiflung, Krankheit, das halbe Abendlicht über der ausgebrannten Lebenswüste!"

Endlich goß die Morgenstunde ihr ausglättendes Oel in diese Wogen. Mit Tagesanbruch entschlief er und genoß einer kurzen erquicklichen Ruhe.

Als Clemens wieder erwachte, war ihm Alles fabelhaft; — das Wisperthal, der alte Winzer, Aennchen vom Rheingau, die Naturbande zwischen Beiden, sein Begegniß mit ihnen, vor Allem aber seine leidenschaftlichen Sorgen der Nacht. Leichtblütig sagte er jetzt: „Das wird sich finden." Dagegen verwunderte er sich, daß ihm eine andere Frage nicht näher gelegen. Er hatte gestern nur an sich gedacht. Heute dachte er an sie. Wie wenn sie Braut wäre? Den Zustand ihres Herzens galt's zuerst zu erkunden.

Eben wollte er ausgehen, ein Gespräch unter vier Augen mit Aennchen zu suchen, da klopfte sein Wirth und lud ihn zum Frühstück. Er vermißte das Mädchen dabei.

„Die hat sich versteckt", sagte der Hausvater, halb ärgerlich, halb lachend, „und fängt ganz aparte Grillen heut Morgen. Denken Sie das Ungeschick! Genirt sich die närrische Pupp', unsre Hemden trocken zu hängen. All' das übrige Leinzeug, nur die Hemden nicht! Es schicke sich nicht vor dem fremden Herrn, sagte sie. Warum? sag' ich; sind sie dir nicht fein genug? Sind sie nicht gut erhalten? Sind sie nicht schnee-blüthen-weiß? Was fehlt den Hemden? Aber der kleine Eigensinn schüttelt den Kopf und bleibt dabei: es schicke sich nicht vor Ihnen. Geht das nicht über die Hutschnur?"

Clemens war Aug' und Ohr über diese Mittheilung. Es bedurfte selbst einen Augenblick, ihren Sinn zu errathen. Nie war ihm ein schönerer Zug weiblicher Zartheit vorgekommen. Er gab es natürlich auf, den schlichten Landmann das Geheimniß zu lehren — von der Unschuld der Phantasie.

Desto mehr aber beeilte er sein Frühstück; Alles drängte ihn nach ihr. Lage, Schönheit, Verhältnisse und Eigenthümlichkeit des Orts, der ihn beherbergte, und der jetzt im prangendsten Tageslichte vor ihm zur Schau stand, blieb rechts und links unbeachtet liegen, sein Blick war zu voll von dem edleren Ziele, wonach er diese Räume durchirrte. Endlich fand er die Geliebte bei ihren jungen Maulbeerbäumen hinter dem Gehöfte. Nicht ohne ein mit Ehrfurcht gepaartes Lächeln konnte er ihr vor die Augen treten. Von herzgewinnender Freundlichkeit war ihr Gruß, doch eine holde Scheu ließ ihn nicht vertraulich seyn.

Clemens begann seine diplomatische Mission. Nie wurde eine Absicht einfacher erreicht.

„Ach ja", sagte das Mädchen unbefangen, „es geht ein Gucuck nach mir. Vorigen Sonntag sprach er mit Vater. Heute will er wieder kommen."

„Ein Gucuck? fragte Clemens zweifelnd zwischen Ernst und Scherz. „Was für eine Gattung von Freiern ist das?"

Aennchen fuhr lachend fort: „Haben Sie nie gehört davon? Ein Guduck ist ein Bauer vom innern Lande. Wir am Rhein außen heißen die Rheinschnaden; dagegen nennen wir sie drinnen, wo Wald steht oder gestanden hat — Guduck. Die Rheinschnacke ist weit ein edlers Ding als der Guduck — denn sagen Sie, was kommt der Rede gleich?"

(Schluß folgt.)

Aus der Wandermappe eines deutschen Reisenden in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

5. Die Weiterreise nach den Urwäldern Minesotas.

September. 22. Das heitere Licht der Morgensonne und der frische Nordwestwind riefen schon in kühler Frühstunde die müden Schläfer wach. Beim Einschiffen war der See noch ziemlich bewegt; als jedoch unser leichter Nachen, dem wir uns wieder anvertrauten, die berüchtigte Spitze Point-aux-ecorces und die Brandung an den Felsriffen glücklich passirt hatte, hörte das geschäftige Getöse der heranbrechenden Wogen auf.

Der rothe Sandstein bleibt fortwährend die vorherrschende Formation. Das grüne Hügelland von einer mäßigen Höhe von kaum fünfzig Fuß wird von einem breiten Gürtel von Fichten, Föhren, Birken und Buchen umschlungen. Je mehr man sich dem westlichen Ende dieses Sees, Fond du lac, nähert, desto mehr rücken die gegenseitigen Ufer an einander, desto enger wird der Raum zwischen dem südlichen und nördlichen Gestade.

Am Rivière des Attaras landeten wir zum Frühstück. Es bestand diesmal aus Speck, Ueberresten des letzten von La Pointe mitgebrachten Weißfisches, aus Thee, Butter und Schiffszwieback. Die Gesangsweisen, welche unsre beiden Nachenführer gleichsam zur Herzstärkung anstimmten, waren weit sittlicher und traulicher, als jene erotischen Stanzen, mit welchen sich einer unserer früheren Voyageurs von Ontonagen, nach La Pointe die Zeit und Grillen vertrieb. Bei glänzender Sonne und völlig entwölktem Himmel blies ein so fürchterlicher Nordwestwind, daß wir nach der Bucht des Apachaflusses getrieben wurden, und dort, obschon den Bruly River, wie ihn kurzweg die Eingebornen nennen, in Sicht und nur 12 Meilen davon entfernt, schicksalsergebend unser Nacht-Quartier aufschlagen mußten.

Des Abends stellten wir unbewußt die Charakterfestigkeit des biederen Souverains auf eine harte Probe, die er jedoch ehrenvoll bestand. Wir führten nämlich, mehr aus Gesundheitsrücksichten, als zum Gaumenkitzel, eine Flasche Franzbranntwein mit uns, und boten jedem der beiden Kahnführer nach einem harten Tagewerk ein Glas dieses magenkräftigenden Trunkes an. Der jüngere, Baptist, öffnete bereitwillig und überweit die Gurgel, aber Souverän weigerte sich beharrlich, davon zu genießen, obwohl er den ganzen Tag hart gearbeitet und wenig Nahrung zu sich genommen hatte.

Als wir ihn um die Ursache dieser Weigerung befragten, erzählte er uns, wie er sich vor wenigen Jahren zur Bekämpfung seiner früheren allzu großen Neigung zu spirituösen Flüssigkeiten der Temperanz-Gesellschaft verschrieben und diesem Sittlichkeit fördernden Vereine schriftlich für fünfzig Jahre lang das Gelöbniß der Enthaltsamkeit von allen geistigen Getränken gethan habe. Seither hat er keinen Tropfen Wein oder Branntwein mehr getrunken, ja seine Enthaltsamkeit ging so weit, daß er ein anderes Mal nicht zu bewegen war, von einer Reisbrühe zu genießen, in die wir, um derselben mehr Kraft zu geben, einige Tropfen Franzbranntwein gemischt hatten.

Dieser Zwischenfall brachte bei den Canadiern manche scherzhafte Anekdote in lebendige Erinnerung. So kannte Souverän einen älteren Mestizen, der sich nur für eine beschränkte Zeit der Mäßigkeits-Gesellschaft anschloß, mit dem schönen Vorsatz, nach Ablauf dieser Zeit desto mehr und freudiger zu schlemmen. Baptist erzählte von einem Fischer in La Pointe, der, seitdem auf dieser Insel der Verkauf geistiger Getränke bei einer Strafe von 200 Dollars untersagt war, sich fast täglich mit einer Flasche brennend scharfen Pfeffermünzwassers berauschte. Da diese Flüssigkeit, in geringer Dosis gebraucht, eine vortreffliche Arznei gegen Magenleiden ist und als solche häufig gebraucht wird, so kann man deren Verkauf wohl nicht leicht ganz einstellen und es mußte daher der Friedensrichter zur Lebensrettung dieses Inselbewohners ein Spezialedikt erlassen, wonach der Verkauf von Pfeffermünze nur in kleinen Flaschen als Arzenei gestattet ist.

Am nächsten Morgen bereiteten wir zeitig ein kräftiges Frühstück; Thee, gebratenen Speck und Gallette. Diese letztere ist ein aus Mehl, Preßhefe und Wasser zusammengekneteter Teich, der ungemein schwer verdaulich zu seyn scheint. Er wurde gewöhnlich jeden Morgen durch die bereitungsgeübten Voyageurs zugerichtet, welche von demselben vorzugsweise gern genießen. Der Aschenhaufen des Nachtfeuers, sowie der Baumstamm, an dem unser Wasserkessel hing und die dünnen Stützen, mit dem wir dem leichten Zelte seine dreieckige Form gegeben hatten, blieben als die Spuren menschlichen Besuchs auf der einsamen Stätte zurück, die nach unserer Abreise wieder so öde werden sollte wie zuvor.

Obwohl ein heftiger Südwind bei unserer Abfahrt blies, half derselbe doch, da er vom Festland kam, die Wogen des Sees besänftigen, die sein Antagonist, der Nordwind, so heftig und lebenverschlingend gegen das Ufer schleuderte. Im Laufe des Vormittags schoß die Flinte unseres Reisegefährten eine Ente.

Es dürfte manchem Leser auffallend erscheinen, daß wir bei der Beschreibung einer Reise über einen mächtigen und von Wildnissen umgebenen See die Erjagung einer Ente als ein besonderes Reiseereigniß bezeichnen. Die gewöhnliche Vorstellung, die man sich über den Reichthum waidmännischer Ausbeute von den noch unbebauten Gegenden Amerika's macht, paßt indeß nicht auf die Gestade des Oberen Sees, welche wir passirten. Es ist erstaunlich, wie sehr die Waldungen entlang des Ufers durch indianische Büchsen bereits ausgeschossen und entthiert sind. Zeitweilige Schwärme von Enten und Wildgänsen, die eben im Herbstzuge nach einer südlichen Zone begriffen, waren die einzigen

Wildgattungen, die wir auf unserer langen Fahrt zu Gesicht bekamen. Ebenso ist der Fischfang in der gegenwärtigen Saison sehr prekär, und wer sich während dieser Fahrten auf Flinte und Angel allein verlassen wollte, würde bald Ursache finden, seinen Irrthum bitter zu bereuen.

Vom Bois-brulé Fluß bis Fond du lac zählt man ungefähr noch 21 Meilen; bis zur Mission und Ansiedlung am St. Louisfluß aber noch 42 Meilen. Wir konnten leicht mit freiem Auge die Umrisse jener Hügelkette wahrnehmen, welche im Westen diesen unermeßlichen Navigationsraum begränzen, und so erfuhren wir denn, bevor wir den Bruiy-Fluß hinaufschifften, noch die freudige Genugthuung, das Ende jener gewaltigen Wasserfläche zu schauen, in deren himmelspiegelndem Angesicht wir dreiundzwanzig genuß- und belehrungsreiche Tage verlebt hatten.

Gegen 11 Uhr Vormittags nahten wir uns endlich dem so sehnlich herbeigewünschten Bois-brulé Fluß. Derselbe war bei seinem Ausfluß in den Oberen See eben ungewöhnlich nieder, die Strömung hingegen war sehr mächtig und es gehörte alle Geschicklichkeit eines routinirten Canotiers dazu, um bei der Landung den Kahn nicht verderblich an die nackten Felsrippen anprallen zu lassen.

Unsre Nachenführer hatten jetzt die Ruder bei Seite geworfen und bedienten sich langer Schiffsstangen, um die felsenfreien Stellen des Bodens besser sondiren zu können. Souverain stand am obern Ende des Sees und dirigirte. Er schien mit scharfem Auge den Moment ablauern zu wollen, wo eine heran taumelnde Woge unsrer Landung zu Hülfe kommen würde, und mit dem Signalschrei: „Sauvonsnous!" stießen Beide plötzlich, gleichsam taktmäßig, von einer Brandungswelle getragen, ans Land. Wir befanden uns an der Mündung des Bois-brulé-Flusses.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch den 4. Mai: „Stradella", Oper von Flotow.

Eine Aufführung, wie wir deren in diesem Jahre schon mehrere gehabt: es läßt sich nichts besonderes Gutes oder Böses davon sagen. Hr. Horn sang den „Stradella" mit Fleiß und nach besten Kräften, allein er ist noch zu sehr Natursänger, um schön zu singen. Ihm wäre zu wünschen, daß er an ein Theater käme, an welchem sich ein Kapellmeister befindet, der die Kenntnisse, Zeit und Lust hat, ihn mit der Technik der Stimme bekannt zu machen, damit er nicht zu bald seine Stimme ruinire; was eine tüchtige Schule vermag, sahen wir auch heute wieder an Frau Beck-Weirelbaum, welche die „Leonore" mit gewohnter Virtuosität sang und namentlich mit der Arie im zweiten Akte den rauschendsten Beifall errang. Hr. Herger (Malvolino) war recht brav; Hr. Grohn dagegen (Barbarino) schien nicht gut bei Stimme zu seyn; beide zusammen spielten sehr lebendig und brachten möglichst Leben in die Oper.

Sonntag den 8. Mai: „Belisar", Oper von Donizetti.

Hr. Auvera-Roberti, der heute als Gast den „Belisar" sang, befriedigte vollständig rücksichtlich des dramatischen Vortrags, nicht so im Gesange. Während er im ersten Akte das Vibriren der Stimme etwas zu weit trieb, so daß dadurch die Töne unsicher schienen, sang er später fast beständig um eine Schwebung zu hoch. Gleiches Mißgeschick hatte dabei Hr. Horn, und es war ein peinliches Gefühl, zu hören, wie in den zwei- und dreistimmigen Sätzen Frau Beck-Weirelbaum sich fruchtlos bemühte, die genannten Herren in der richtigen Stimmung, im Einklange mit dem Orchester festzuhalten. Wegen Mangels einer zweiten Sängerin sang Frau Beck-Weirelbaum die „Antonia" und „Irene" zugleich, wobei natürlich mehrere Szenen wegfallen mußten. Hr. Burger mühte sich sehr ab, seine kleine Parthie gut zu singen, und doch war sein Gesang unrein und häufig zu tief. Auch das Orchester schwankte mehrmals; der Wechsel des Kapellmeisters mag daran Schuld seyn, denn der derzeitige hat eine von der Manier seines Vorgängers, Hrn. Witt, sehr verschiedene Direktionsweise, an welche die Orchester-Mitglieder noch nicht gewöhnt scheinen. M . . .

Miscellen.

Die Nähmaschine ist eine neue und eben so wichtige, als interessante Erscheinung auf dem Gebiete der gewerblichen Technik. Hr. Gustav Adolph Müller, der Gründer und Leiter der deutschen Bekleidungsakademie in Dresden, hat ein solches Instrument von Amerika, wo es erfunden und auch bereits angewendet worden ist, nach Dresden kommen lassen, um nach genauer Prüfung entweder die praktische Einführung desselben in Zeiten gehörig vorzubereiten, oder die Befürchtungen zu zerstreuen und zu begränzen, die man wohl Seitens der Nadelarbeiter vor dem transatlantischen Gespenst gehabt hat. Die Maschine arbeitet mit zwei Fäden, indem sie den Stich zur Hälfte näht, zur Hälfte webt. Die Stiche können vermittelst eines Stellrades beliebig groß und klein erzielt werden und erscheinen auf beiden Seiten gleichmäßig und fest. Die dichtesten Stoffe (3 bis 4 Lagen) werden mit geringem Aufwand an Zeit und Mühe in jeder beliebigen Richtungslinie gleich sauber und dauerhaft verbunden. Bei allen diesen Vortheilen ist die Maschine, nach Versicherung des Hrn. Müller, kaum geeignet, die nähende Hand zu ersetzen. Namentlich ist sie zu allen den Arbeiten nicht anzuwenden, die, wie jetzt die meisten Arbeiten der Kleidermacher und der verwandten Gewerbe, neben der mechanischen Nadelführung zugleich je nach Maßgabe der Façon ein Anlegen, ein Anschieben oder sonst eine künstliche Behandlung des Stoffs erfordern. Die Maschine bietet demnach einen im Verhältniß zu den Anschaffungskosten nur geringen praktischen Nutzen, und es sind die sozialen Bedenken, die man wegen der Einführung hegen will, wenigstens zur Zeit nicht begründet.

Der Herzog von Koburg hat eine neue Oper komponirt: „Toby der Wildschütz". Das Libretto ist von Frau Birch-Pfeiffer. Sie erhielt dafür 1500 Gulden.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 39. Sonntag, den 15. Mai 1853.

Das große und das kleine Loos.

(Schluß.)

„Nichts auf Erden", betheuerte Clemens; „aber wenn der Guckuck ein reicher Mann ist? Dein Guckuck z. B."

„Ja, der ist heidenreich! Auf seinen Kleefeldern gewinnt er Feuersteine für die Tabakraucher; mit seinem Vieh hält er's so: er kauft es fett ein, und verkauft es mager wieder; seine Kornäcker bringen Disteln im Ueberfluß hervor, — der Mann könnte die beste Eselzucht weit und breit aufweisen, wenn er seinen Vortheil verstünd'."

Unser Freund war entzückt von dem kecken Humor seiner Schönen. „Besitzt er denn kein Stückchen Rebland, um Deiner würdiger zu seyn?"

„Ja, ein Paar Ruthen, womit er seinen Trinkern die Ruthe gibt. Ich glaube, Gott hat's am Sonntag früh erschaffen, da er schon ausruhen wollte."

Das muthwillige Kind schien heute in der Laune, seinen Witz leuchten zu lassen. Aber es stand ihm allerliebst. Clemens glaubte, es in seinem glücklichsten Momente zu sehen. Doch wußte er wohl, daß solcher Spott im Grunde gar nicht gegen den Geopferten spricht. Es ist ein harmloser Ausdruck, der der ländlichen Racen-Rivalität, nichts weiter. Er fragte daher jetzt geradezu: „Und hat dein Freier auf Erhörung zu hoffen?"

Da war auf einmal der Schelm von dem Mädchen gewichen. Sie wurde ernsthaft, änderte den Ton und antwortete zögernd: „Der Vater sagt: Sie wären auch vom Lande. Dann kennen Sie ja die Sitte. Das bereden die Aeltern unter sich."

„Aber dachtest du nie daran, Aennchen, daß die Kinder ein Recht haben, mitzureden?"

„Nie? Ja! zuweilen!"

„Wann z. B.?"

Erröthen und Verstummen antwortete auf diese Frage.

Clemens fuhr fort: „Wenn dein Freier, wie ich höre, sich heute die Antwort holt, dann hast du gewiß die Nacht darüber gesonnen. Wie entschlossest du dich?"

„Ich habe mir vorgenommen: nein!" wollte Aennchen nur fest antworten, sie that's aber fast heftig. Ihr Blick kehrte dabei von einem Versuche, den bedeutungsvollen Frager unbefangen anzusehen, gänzlich verunglückt zu Boden zurück, und eine neue höhere Fluth von Röthe überwallte sie.

Warum nahmst du dir das nicht schon am Sonntage vor? — hatte Clemens die weitere Frage im Sinne, aber sein guter Geist fiel ihm auf einmal in die peinlichen, kleinlichen Zügel, er breitete seine Arme aus, gab ihrem glühenden Gesichte seine Brust zur Bedeckung, und besiegelte alles Fragen und Antworten mit einem langen, stürmischen Kusse.

„Der Guckuck!" fuhr Aennchen plötzlich empor und ergriff mit Grauen die Flucht.

„Ihr windleichten Rheinschnacken, Ihr!" zürnte eine aufgebrachte Stimme der Fliehenden nach — „ihr Schalksnarren! ihr Federvieh! Ist das die Manier, einen rechtschaffenen Mann zu irrlichtern?"

Clemens sah sich um, aber eh' er die Figur des Masetto noch halb betrachtet, kam Vater Gildauer aus seiner Werkzeugkammer gerannt, wo er die ganze Scene durch eine Lichtlucke vielleicht beobachtet hatte, und schalt dem Guckuck heftig entgegen! „Heda, was für Schalksnarren sind hier los? Was für ein Federvieh? Wer ist sein Schalksnarr? er Zaunkönig!" Der Alte sah wüthig aus, alles Blut kochte in seinen Stirnadern.

„Ich ein Zaunkönig, ihr Rothnäser? Was buhlt mir die Dirn' vor Leibesaugen —"

„Bönhas! wer buhlt? Wer ist seine Dirn?" donnerte der Winzer und schwang seine Haue, die er just zur Arbeit geholt; der Wäldler aber schwang seinen bleiernen Klöppel, den er gewohnheitshalber am kurzen Handriemen mit sich führte.

Da trat Clemens zwischen die Kämpfenden. Er wendete sich zu dem fremden Landmann und sagte mit Ruhe und Festigkeit: „Ihr seyd im Irrthum, guter Freund. Das Mädchen ist meine Braut."

Dieses Wort verwandelte mit einem Schlage die ganze Scene. Es folgte eine tiefe Pause, welche Jedem der Handelnden das Schweigen der Ueberraschung auferlegte. Der Freier sah verdutzt drein, von dem Ansehen des städtischen Herrn offenbar außer Fassung gebracht, Vater Gildauer's Mienen wechselten zwischen dem Ausdruck des Triumphes und des Erstaunens; der Bräutigam endlich, was sicher das Seltsamste an dieser Lage war, hatte sich nicht weniger überrascht durch seine eigene Erklärung.

Der Guckuck schich sich wie ein Schatten aus der Gruppe; — Clemens blieb mit Vater Gildauer allein. „Ich habe den Aufruhr gedämpft mit einem Worte, das mir vom Herzen ging", sagte er bewegt; — aber

— es war vor der Zeit gesprochen." Er fing an, seine Lage auseinander zu setzen.

Doch Jener ließ ihn nicht zu Ende kommen. Er legte ihm die Hand auf den Mund und unterbrach liebreich: „Alles weiß ich, theurer Mann. War mir's nicht, als bräche der Himmel ein über mir, wie Sie gestern die silberne Uhr zogen und dazumal war's eine goldene? Das himmlische Herz! dacht' ich, so geht die Welt um 'mit. — Aber schwer begreif' ich Ihre Pläne, Herr Wellmich. Was soll Ihnen Wiesbaden und der Backel und die Dienstbarkeit um Rahel sieben Jahr' lang? Kann das Stadtleben die Art so verleugnen? Und verlangt' es Sie gestern, die Haue zu schwingen, wie daheim auf dem Dings — berg, — die Sonne scheint auch heute! Mehr sag' ich nicht. Was liegt und steht, ist von Ihnen, — wollen Sie? Es ist doch was, sprach Schnadel, als er den Frosch fing."

So redete der Vater Gildauer mit seinem neuen Schwiegersohne. Dem fiel's wie eine Binde vom Auge. Er stand auf, umarmte den Vater und sagte: „Recht habt Ihr gesprochen! Das Leben, das Ihr mir bietet, ist mir lieber, als Salomons ganze Pracht und Herrlichkeit. Es war schon im Glücke mein Ziel, — ein falscher Freund hat mir's vereitelt: ich nehm's zurück aus der rechtschaffenen Hand des wahren Freundes und aus der schönen der Liebe!"

Letztere Hand zu suchen, ging er jetzt hin und — er muß glücklich gewesen seyn, denn nach wenigen Monaten — just am dritten Jahrestage des großen Looses war's — lag sie zum ewigen Bunde geweiht in der seinigen.

Und als zum vierten Male das Andenken jenes Tages zurückkehrte, schaukelte Clemens die erste Frucht seines ehelichen Glücks auf hoffnungsreichen Armen.

„Ein Knab', wie ein Mandelkern", sagte der Großvater.

Ob unser Freund zufrieden war mit seiner Lebenslage? Er konnte einem Weitgereisten eine Lehre davon geben.

Umtönt vom Rheingauer Abendläuten, hielt er einst Vorschau drüben im neueren Weinberg, wegen des ersten Ausstichs. Aber gewiß mußten die Trauben zu reifen anfangen, denn einige Terassen tiefer entdeckte er einen Menschen, der sich's wohlschmecken ließ.

„Man fragt doch!" rief Clemens hinab, „'s sind keine Brombeeren hier!"

„Um so besser, wenn Ihr da seyd!" scholl die Stimme zurück, „ich war verirrt und durstig, und bezahle ja gern, wenn ich die Hand dafür find'."

Der Fremdling stieg die Terassen hinan, Clemens warf einen Blick auf ihn — und zwei Menschen standen sich gegenüber, die sich erkannten.

„Herr Wellmich!" rief der Eine, — „Homo literatus tropice praeustus!" lachte der Andere.

„Man kann wohl verbrannt seyn, wenn man direkt aus Andalusien kommt. Aber Sie Spaßvogel, mir däucht, Sie geben selbst Gastrollen hier. Wie?"

„Keineswegs; ich bin Winzer, wenn auch nicht de la Chabonnière."

Verwundert sah ihn Jener an. Clemens gab ihm Erklärungen.

„Hm!" sagte der Literat, nachdem er Alles zu Ende gehört, „daß man noch nicht Guttapercha aus menschlichen Herzen gemacht hat, was der Stoff elastisch ist! Kann sich das große Loos wirklich so resignirt einschachteln in das kleine?"

„Es thut mir weh", antwortete Clemens, „daß ein Mensch, den ich manches Selbstgedachte aussprechen gehört, sich hier der blindesten Tradition unterwirft. Was nennen Sie groß? was klein? Ist die Trüffelpastete und die Loge in der italienischen Oper das große Loos? Ist das selbst erzeugte Stück Brod, und Weib und Kind, die ihr Volkslied singen, das kleine? Ich will Sie nicht mit dem Enthusiasmus des jungen Ehemanns und noch jüngern Vaters behelligen; aber kommen Sie mit mir — und wenn Sie Geschmack an meinen Trauben fanden, vielleicht finden Sie ihn auch an meiner Häuslichkeit. Vielleicht sagen Sie dann: jenes war das kleine Loos, und dieses ist das große."

Sie gingen, und dem Gaste geschah wie ihm prophezeit war. Als er des andern Morgens aufstand, sagte er zu seinem Wirthe: „Wissen Sie das Neueste? Ich las in Ihrem Amtsblatte gestern, in Gladenbach drüben ist die Stelle des Schulmeisters vakant. Ich bin Nassauer Landeskind, ich bewerbe mich d'rum."

„Dann sollen Sie meinen ganzen Einfluß in der Gemeinde dazu haben!" rief Clemens froh überrascht. „Aber wie ist es möglich!"

„Veni, vidi, victus sum", sagte der Literat. „Sie haben total Recht. Glauben Sie, wenn man ein wenig auf dem Globus herumgekrochen ist, — über all' der Bilder-Magie der Touristerei erzeugt sich zuletzt ein kosmopolitischer Katzenjammer. Ueberall wohnt der Mensch auf seinem Eignen und hat seine Kulturaufgaben erfüllt durch das Heimaths- und Familiengefühl. Das predigen übereinstimmend die weisen Huyhnhm's, *) die Postpferde. Unter Ihrem Dache kam's nur zum Durchbruche damit. Ich will Ihr Schicksal kopiren. Die Summe, die Sie mir gaben, ein Klassiker zu werden, hat so gut der Henker geholt, als Ihre Zeitweide. Eine Kunst, die der Unterstützung bedarf, d. h. der Privatunterstützung, ist keine mehr. Die Oeffentlichkeit hat sie fallen lassen; man könnte sich zu Tode dämmen daran. Aber nun soll das ächte, große Loos anfangen. Und wie es Ihnen aus einer Bagatelle erblüht ist, das Sie im Fluge des Reisenden einem alten Manne zugeworfen, so erblüht mir's — aus einem Abendessen, einer Nachtherberge, aus dem bloßen Beispiel Ihrer Existenz."

„Bravo Schulmeister!" jubelte Clemens, „das ist ein Gedanke, reifer als meine Trauben gestern. Und jetzt kompletiren Sie mir erst mein großes Loos. Zu Allem, was ich habe, schenken Sie meiner Einsamkeit den kulturreichen Umgang, — den guten Nachbar, — den Freund! Und so wollen wir mit einander leben, und alt werden und Menschen seyn, und Menschen zeugen und erziehen, und dem ganzen Begriff unsrer selbst gerecht werden."

Und sie hielten Wort.

---

*) Aus Gulliver's Reisen bekannt.

Aus der Wandermappe eines deutschen Reisenden in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

III.

Die Mammuthhöhle im Staat Kentucky.

Die wegen ihrer ungeheuern Größe Mammuthhöhle genannte Kalksteingrotte im Staate Kentucky liegt 90 Meilen südöstlich von Louisville und 3/4 Meilen vom Green River entfernt, und ist rings umgeben von eichbewaldetem, wellenförmigem Hüllegelland. Dieselbe wurde zuerst im Jahre 1801 von einem Wolfsjäger entdeckt, während er einen listigen Flüchtling verfolgte.

Im Jahre 1812, während des Kriegs mit England, wurden in diesen unterirdischen Räumen große Massen von Salpeter erzeugt.

Erst seit 1840 ist die Höhle in ihrer Ausdehnung bekannt, erhielt aber bald einen solchen Ruf, daß sie gegenwärtig trotz der enormen Gebühr von 3 Dollars, welche der Eigenthümer des Grundstückes für deren Besuch abfordert, während der Sommermonate von Freunden der Naturscenen, sowie von Männern der Wissenschaft sehr zahlreich besucht wird.

Der Gesammtumfang der Höhle mit allen ihren Wendungen und Zweiggängen mißt ungefähr 160 Meilen, ihre Länge beträgt 9 Meilen, der Haupteingang (main-cave) ist über 80 Fuß breit und 30 Fuß hoch; indeß sind ihre Dimensionen ungemein verschieden; zuweilen wird sie dermaßen nieder und enge, daß man sich nur mit großer Beschwerde durchwinden kann, und an manchen Stellen dehnt sie sich wieder in einen so großartigen Raum aus, daß sie das Ansehen einer kolossalen Halle gewinnt.

Die Hauptformation der Grotte ist Kalkstein, doch kommen an einzelnen Punkten wie z. B. in Clevelands Kabinet sehr schöne Gipskristalle (Colloroidal Gypsum) und — an deren äußerstem Ende — wohlgebildete Stalaktiten vor.

Die Höhle ist durch einen Fluß von ungefähr 1 Meile Länge und 10 Fuß Breite in zwei Theile getheilt und der jenseitige Theil nur bei niederem Wasserstande erreichbar. In dem Maße, als nämlich der Greenriver steigt, wächst auch der Fluß im Innern der Höhle, und zuweilen bis zu einer solchen Höhe, daß er fast bis an die obere Decke derselben reicht. Ein Schiffer vermag dann selbst nicht im gebücktesten Zustande mit seinem Kahn an das entgegengesetzte Ufer des Flusses zu gelangen, und was das Schlimmste ist, zurückzukehren. Das Verhältniß des Steigens und Fallens, das zwischen dem Greenriver und dem Fluß im Innern der Höhle besteht, läßt vermuthen, daß der letztere keine besondere Quelle hat, sondern blos eine Ausdehnung des Greenriver ist.

Da bei unserem Besuche der Greenriver sich gerade im Steigen befand, so trachteten wir vor Allem, den jenseitigen Theil der Höhle zu besuchen, um nicht vielleicht später durch ein zu großes Anwachsen des Wassers daran gehindert zu seyn.

Mit Mundvorrath versehen, um unsern Besuch bis zum nächsten Morgen ausdehnen zu können, betraten wir ungefähr um 2 Uhr Morgens die Höhle. Ein sichtbarer vielbetretener Pfad schlängelt sich von der Oberfläche hinab bis zu ihrem Eingange. Dieser hat durchaus nichts Imponirendes, sondern sieht einem gewöhnlichen Kellergewölbe weit ähnlicher, als der Vorhalle zu einer Riesengrotte; und die Spuren von der aufgelassenen Salpetererzeugung, aufgeworfene Erdhügel, morsches Zimmerholz und wüst herumliegendes Baumaterial, verwischen selbst den letzten romantischen Eindruck.

Der Thermometer zeigte am 25. November 1852 am Eingange der Höhle 59° Fahrenheit.

Kleine Oellampen in der Hand durchschritten wir rasch die vorderen Theile der Höhle, die durch nichts Interesse bieten, als durch unheimliche, seltsame Gesänge von Tausenden von Fledermäusen, die massenhaft an den Wänden hingen. Man trifft sie indeß nicht tiefer, als 1/4 Meile im Innern der Höhle, wo dieselben die rauhen Wintermonate zubringen, und sie dürfen daher keineswegs zu den eigentlichen Bewohnern dieser dunkeln Räume gezählt werden.

Wie bei allen Erscheinungen, wo der Phantasie freier Spielraum gelassen, findet man zwar auch hier einzelne Punkte, Räume und seltsame Bildungen mit völlig unpassenden Benennungen bezeichnet, doch mag der Beschauer in den meisten Fällen ohne eine große Phantasieanstrengung für den beigelegten Namen die bildliche Erklärung herausfinden. So z. B. sieht das Bacon-chamber wirklich wie eine Kammer mit geräucherten Schinken aus, die Gothic-chapel hat ganz das Ansehen einer gothischen Kapelle u. s. w.

Wir widmeten allen diesen Punkten bei unserem ersten Besuch nur einen flüchtigen Blick, um in möglichster Schnelle den Fluß zu erreichen. Endlich gegen drei Uhr kamen wir zum „Lethe", wie unser Führer den muthmaßlichen Zweigarm des Greenriver nannte. Der Thermometer stand auf 59°, das Wasser hatte eine Temperatur von 54° F. — Die Differenz zwischen der Plattform des Hotels, welches in der Nähe des Eingangs der Höhle liegt, und dem niedrigsten Punkte der Höhle betrug 304′ 6″. Das Niveau der Höhle war 6′ 6″ höher, als die niedrigste Wassermarke des Greenriver.

Wir brauchten ungefähr eine halbe Stunde, um in einem kleinen, nicht sehr wasserdichten Kahn über den Fluß zu setzen. Das steigende Wasser hatte an manchen Orten bereits eine solche Höhe erreicht, daß wir selbst in sorgsam gebückter Stellung noch die Decke der Höhle bestreiften. Der Kahnführer, um den Ernst des Moments zu erhöhen, meinte, wenn das Wasser nur noch um einige Zoll stiege, so gehöre eine Rückkehr zu Wasser zu den Unmöglichkeiten, und wir müßten dann gutwillig den Rückweg durch das sogenannte purgatory oder Fegfeuer einschlagen, ein Rothpfad, der, wie schon der Name bedeutet, weder zu den bequemtesten noch zu den gebahntesten gehört. Indeß bedurfte es wahrlich nicht erst dieser Angsteinflößung, um die Kahnfahrt auf dem Fluß der Vergessenheit feierlich romantisch zu machen. Die lautlose Stille, in der wir durch die Nacht der Höhle ruderten, die geheimnißvollen Schatten, welche das geheimnißvolle Licht unserer düstern Oellampen auf die glatte Wasserfläche warf, die Schwierigkeit der Passage, die uns oft zwang, am Boden des Kahns eine völlig

horizontale Lage einzunehmen, boten wahrlich des Schauerlichen und Romantischen genug.

Gegen 6½ Uhr erreichten wir eine kleine Quelle, deren Wasser stark mit Schwefel inprägnirt war. Der Thermometer stand auf 66° Fahr., das Schwefelwasser hatte eine Wärme von 53° Fahr.

In einer langen, breiten Allee, dem Cleveland Kabinet, trafen wir, wie schon oben angedeutet, zum erstenmal sehr schöne Gipskristalle (coralloidal gypsum), während der bisher besuchte Theil der Höhle größtentheils aus glatten Kalksteinschichten bestand. Schade, daß diese prachtvollen Gipskristalle, unstreitig die schönste Bildung der ganzen Höhle, vom Anräuchern mit der Lampe durch die allzu schaugierigen Besucher schon viel von ihrer natürlichen Frische und Schönheit verloren haben.

Vom Cleveland Kabinet gelangten wir nach den Rocky-mountains, einer hügelartigen, fast bis an die Höhlendecke reichenden Aufschichtung von Kalksteinen, auf deren Gipfel man plötzlich einen schauerlichen Hinabblick auf einen weiten öden Raum, die Dismal-hall (düstere Halle) erhält. Wir waren jetzt nicht mehr fern vom Ende der Höhle und stolperten über die Steinmassen des sogenannten Felsengebirges hinab nach dem Serene-harbor, wo sich der bisher kompakte Kalkstein in Stalaktit verwandelt und gleichsam als Schlußdekoration dem Auge des Beschauers zahlreiche phantastische Tropfsteinbildungen vorführt.

Es war 8½ Uhr Abends, als wir am äußersten Ende der Höhle anlangten; wir hatten also zum Durchschreiten derselben in ziemlich direkter Richtung einen Zeitraum von 6½ Stunden benöthigt.

Wenn man Orte von großer Berühmtheit und weitreichendem Rufe besucht, so ist man in seinem Urtheil, im Falle dieses zufällig mit dem allgemeinen zusammentrifft, immer befangen; man liebt nicht, eine Ansicht auszusprechen, welche nicht nur mit dem Eindruck auf die Masse, sondern auch mit dem Ausspruch urtheilsberufener Männer kontrastirt. Es ergreift in solchem Falle Einen ganz dasselbe Gefühl wie bei Betrachtung eines großen Kunstwerkes, oder bei Durchlesung einer bedeutenden Dichtung, wenn man den universellen Enthusiasmus nicht theilen zu können glaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Sonett.

Warum des Tages reinen Glanz entweihen
Mit Klag-Gesängen und mit Thränenbächen,
Wenn endlich nun das Licht hindurch will brechen,
Der halben Welt den Glorienschein zu leihen?

Wenn rings um Leben, Blühen und Gedeihen
Die reichen Strahlen seines Blicks versprechen,
Und alle Wesen frohen Muthes zechen,
Die sich der langen Schöpfungskette reihen?

Hat nicht Natur uns mütterlich den Schleier
Der tiefen Nacht geschenkt, — auf daß dort freier
Der Menschheit Weh in ihre Brust sich senkt.

Bis — sänftigend den Blick empvorgelenkt —
Hinabgewischt in ihres Mantels Falten —
Die Thränen perlen, die nicht aufzuhalten?

Margaretha Adelmann.

Miscellen.

(Kleider machen Bräute.) Die Brautwerbung bei den westlichen Eskimos ist, wie Kellet erzählt, von manchen Eigenthümlichkeiten begleitet. Hat ein junger Mann seine Wahl getroffen, so geht er zur Mutter der Auserkorenen und wirbt um die Hand der Tochter. Ist nun die Mutter überzeugt, daß er durch die Ergebnisse der Jagd eine Frau ernähren kann, und hat sie nichts gegen den Freier einzuwenden, so gibt sie ihre Einwilligung. Der glückliche Bräutigam läßt sofort einen vollständigen Anzug fertigen und sendet ihn der Braut mit der Bitte um günstige Aufnahme. Die Braut begibt sich damit zu ihrer Mutter, legt die Kleider sorgfältig an und gilt, so wie sie in dem neuen Anputz zu dem Bräutigam zurückgekehrt ist, als dessen rechtmäßige Frau. Auf diese Weise heirathen bisweilen zwei Männer ein und dasselbe Mädchen, ein Brauch, den die geringe Anzahl des schönen Geschlechts herbeigeführt haben mag.

*

In New-Orleans wäre kürzlich beinahe das ganze weibliche Balletpersonal auf der Bühne verbrannt. Eine Tänzerin kam der Spiritusflamme eines Candelabers zu nahe und ihr leichtes Florkleid loderte sofort hell auf. Eine andere, die schreiend entfliehen wollte, stieß an den Candelaber, so daß brennende Tropfen herabfielen. Einige trafen ihr Kleid, das ebenfalls Feuer fing. Die erste streift im Fliehen an eine Gruppe Tänzerinnen und ihr brennendes Kleid zündete die mehrerer anderer an. Die Verwirrung und das Angstgeschrei der Mädchen war entsetzlich, und es gehörte die ganze Entschlossenheit und Geistesgegenwart einiger Männer auf der Bühne dazu, um größeres Unglück zu verhüten. Nur eine der Tänzerinnen ist gefährlich verletzt worden.

*

Englische Blätter berichten über eine neue Anwendung der Gutta-Percha bei der Anfertigung von Stahlfedern. Versuche mit den so präparirten Federn sind so trefflich ausgefallen, daß man behaupten darf, sie seyen das vollkommenste, was in diesem Fache bisher geleistet worden. Der Erfinder und Eigenthümer dieser neuen Federn ist ein Hr. Alexandre, Fabrikant in Birmingham, und seine Erfindung führt deßhalb die Bezeichnung: „J. Alexandre's Gutta-Percha-Pen."

*

Die stärksten Austernesser sind die Amerikaner. In der einzigen Stadt New-York werden jährlich für mehr als fünf Millionen Dollars Austern verkauft und der Austernhandel beschäftigt da mehr als 50,000 Menschen.

*

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 40. Mittwoch, den 18. Mai 1853.

Die Abenteuer einer Nacht.

Ich will hiemit ein Stück aus meinem Leben erzählen — ein wichtiges Stück, wenigstens für mich, denn es hatte bedeutende Folgen für mein bisheriges Leben, war sozusagen der Wendepunkt meiner Vergangenheit. Ich will es aber deßwegen mit behaglicher Gemüthlichkeit thun, denn ich habe mir seither jede Uebereilung und alles unbedachte eilfertige Wesen abgewöhnt, welches bis zu dem genannten Ereignisse meinen Charakter so sehr kennzeichnete, daß ich unter all' meinen Bekannten für einen ausgemachten Tollkopf galt. Ja bis zu jenem Ereigniß (dieses selbst mit eingeschlossen) war ich immer in einer gewissen Hast oder Unruhe; meine Handlungen eilten immer dem Nachdenken voran, die gemachten Erfahrungen witzigten mich nicht, und man prophezeite mir stets, ich werde noch einen jungen Kopf auf alten Schultern mit in die Grube nehmen. Allein jenes Ereigniß machte mich endlich doch klüger, und ich gelobte mir, alle Hast abzulegen, und diese Sinnesänderung überkam mich eben in jener abenteuerlichen Nacht, von welcher ich nun erzählen will. Allein ich muß weiter ausholen.

Meine guten Aeltern starben, als ich noch ein kleiner Junge war; arm wie sie waren, blieb ich beinahe ihre einzige Verlassenschaft, und sie vermachten mich einem entfernten Verwandten meiner Mutter, dem pensionirten Major Levius, der mich in sein Haus nahm. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich keine näheren Verwandten hatte — ich muß eben schon von Haus aus eine Art Pechvogel gewesen seyn, ein herrenloses Ding in der Welt, und ich vermuthe, daß eben dieser Mangel eines Familien-Ankergrundes auch die Veranlassung zu meiner spätern Gewohnheit wurde, in der Welt umherzuschweifen, oder mich gehen und tragen zu lassen, wie mich Wind und Wellen eben trugen. Mein Vormund und Erzieher ließ es nicht an Wohlwollen und Aufmerksamkeit für mich fehlen — im Gegentheil; aber er war ein sorgloser, bequemer, alter Herr, „pommadig im höchsten Grade", wie er selber zu sagen pflegte, begnügte sich damit, mein Schulgeld zu bezahlen, mich was Rechtes lernen zu lassen und mir ein hübsches Taschengeld zu reichen; alles Uebrige überließ er dem Zufall oder dem Schicksal. Er würde übrigens an seinem eigenen Sohn nicht anders gehandelt haben, wenn ihm der Himmel einen solchen bescheert hätte; und gegen seine eigene Tochter benahm er sich nicht anders.

Laura aber war ein Wunderkind in ihrer Art; je weniger man sich um sie bekümmerte, desto holder, gemüthreicher, fürsorglicher und anhänglicher ward sie — die Seele des ganzen Hauses; und wie die Mädchen sich irgendwo anklammern, wohin sie das Geschick auch geworfen haben mag, wie sie überall einen Ankergrund für sich finden, — so ward auch Laura, als sie älter wurde, gewissermaßen die Mutter des ganzen Hauswesens, und zeigte nach allen Seiten hin eine werkthätige Dienstfertigkeit und jene hingebende Fürsorge, welche sie selbst niemals genossen hatte. Die gute Frau, welche ich Mutter nennen sollte, hatte keine Spur von dem Charakter, den man einer solchen zuschreibt. Die gute Majorin hätte ebenso wohl ein Gemälde oder eine Vase oder sonst etwas Unnützes seyn können; ihre ganze Bedeutnng erlangte sie nur durch ihren Schönheitssinn, der sich in ihrer ganzen Umgebung bemerkbar machte, und durch die Liebe, mit welcher gleichwohl alle Hausgenossen an ihr hingen. Sie machte sich so wenig im Hause geltend, daß man ihre Anwesenheit kaum ahnte, und und doch war Mama uns Allen ganz unentbehrlich. Sie war der Brennpunkt, in welchem sich alle Strahlen der Liebe unsres ganzen Familienkreises auffingen, der Angelpunkt, um welchen sich das ganze Hauswesen drehte; und es war seltsam wahrzunehmen, mit welcher liebevollen Sorgfalt sich Alle einer Frau annahmen, die nicht zwei Ideen im Kopfe hatte. Ich sage darum: die allgemein verbreitete Annahme, daß Personen, die keinen innern Gehalt haben, in einem Hause nicht zur Geltung kommen, ist eine sehr irrige, ein wahrhaftes Vorurtheil.

Ich wundere mich übrigens nicht, daß ich stets in einer Hast war, denn ich mag eine instinktmäßige Ahnung gehabt haben, daß ich mir selber mein Glück und meinen Weg durch die Welt suchen müsse. Der Major hatte nur ein sehr bescheidenes Vermögen, dessen Zinse ihm in Verbindung mit seiner Pension als Ehreninvalide ein anständiges Auskommen sicherten; da aber diese Pension mit seinem Tode wo nicht aufhörte, so doch um ein Namhaftes sich verringerte, so blieb zwar für diesen Fall der Schwester Laura ein hübsches Erbe, aber ich hatte dann keinen rothen Pfennig mehr zu erwarten, obwohl kein Sterblicher an hypothekischen und illusorischen Schätzen und prächtigen Luftschlössern reicher seyn mochte, als meine Wenigkeit. Vielleicht gab mir das Bewußtseyn dieser

Art von Schätzen auch jene unversiegbare Heiterkeit und Fröhlichkeit und jenes Selbstvertrauen, welche die Hauptgrundzüge meines Charakters bildeten. Sorglos und mit unzerstörbarer Laune lebte ich in den Tag hinein, wie sehr auch die gute alte Mama darob in Harnisch gerieth, wie sehr auch Laura mich abkanzelte und ausschalt, oder der alte Major über mich hineinwetterte. Ich ließ sie sich ausschütten, ohne eine Miene zu verziehen, und in der nächsten Minute waren wir doch Alle wieder gut, und Keines konnte mir im Ernste einen Tag lang bös seyn. So lebten wir Alle, wie ein Herz und eine Seele; aber endlich kam doch der Tag der Trennung. Ich war nun ein stämmiger Bursche geworden, stark genug, um nöthigenfalls als Lastträger mein täglich Brod zu verdienen; aber das hatte ich gottlob nicht nöthig, denn ich war von einem wackern tüchtigen Kaufmann für dieses Fach herangebildet worden, obwohl mich der Major stets lieber in einer Grenadier-Uniform gesehen hätte. Da aber meine Vaterstadt keine Konskription kannte, so ward mir das Glück versagt, das enge Kleid der Ehre und eine Muskete zu tragen, und mein wackerer Lehrherr machte für mich eine Kommisstelle aus in einem hamburgischen Handelshause in Barcelona, und eines Tags schied ich aus dem Hause meiner Freunde, nachdem mir Laura noch eine Standrede unter herzlichem Weinen gehalten, Mama mich gesegnet und geküßt und der Major eine Anwandlung von Rührung hinter lautem Lachen und einem komischen Fluche verdeckt hatte, und stach in die See.

Vier Jahre schwanden rasch dahin. Ich war erwachsen und wenigstens dem Körper nach ein Mann. Auf meiner Oberlippe sproßte ein stattlicher Schnurrbart, um Kinn und Wangen kräuselte sich der dichte Backenbart, und ich fühlte eine Armee in meiner Faust, als plötzlich das Handelshaus, worin ich servirte, seine Zahlungen einstellte. Was sollte ich nun beginnen? Erspart hatte ich mir nichts, von Hause beziehen wollte ich nichts, um den Major nicht auf die Tasche zu liegen, und so stand ich hülflos im fremden Lande. Aber meine gute Laune minderte sich darum nicht; „Gott verläßt ja keinen Deutschen!“ rief ich mir selber zu, und siehe da! kaum war der Brief, welcher dem Major meine leidigen Verhältnisse und die Wendung meines Schicksals ankündigte, einige Tage zur Post gegeben, so lief ein amerikanisches Barkschiff, die „Ann Jackson“ in Barcelona ein, und führte mir einen Freund entgegen in Kapitän Spike, dem Schiffer, den ich seit mehreren Jahren bei jeder Anwesenheit seines Schiffs in Barcelona im Hause meiner Brodherren gesehen und mit dem ich schon mancher Flasche Xeres und Val Depenas den Hals gebrochen hatte. Kaum kannte er den Unfall, der mich betroffen, so drang er in mich, sein Superkargo zu werden, und ich — müßte nicht meines Vaters Sohn gewesen seyn, hätte ich mich erst lange besonnen, bevor ich eingeschlagen.

Genug, ich fuhr auf der „Ann Jackson“, die in Xeres de la Frontera und Cadiz noch eine Ladung Wein einnahm, nach New-York, erhielt eine förmliche Bestallung als Superkargo von den Schiffseignern, Messrs. Goahead u. Wholehog, und trat abermals eine Reise an, die zunächst nach Oporto, Cadiz und Madeira, und von da nach Rio de Janeiro, Java und Sumatra, Canton und Manila ging, und uns nach zwei Jahren — nach unterschiedlichen Kreuz- und Querfahrten in Australien und Polynesien, — über Valparaiso und um's Kap Horn herum wieder in New-York zurückführte. Hier fand ich nun einen ganzen Pack Briefe aus der Heimath, die Antworten auf meine verschiedenen Zuschriften aus allen Welttheilen.

Mein Schicksal neigte sich einer Entscheidung zu, denn der Major bestand darauf, ich solle nach Deutschland zurückkehren, wo er mir bald in einer Handelsstadt ein entsprechendes Unterkommen schaffen wolle; Laura gab mir einen geheimnißvollen Wink, daß meine Anwesenheit in der Heimath für ihren Vater bald besonders wichtig werden würde, und Mama gab mir einigermaßen den Schlüssel zu diesem Geheimniß in der Mittheilung, daß Laura auf dem Punkte stehe, einen für ihr ganzes Leben wichtigen Schritt zu thun. Dies freute mich ganz besonders, denn ich wußte, daß wer Laura's Hand gewinne, ein ganz kapitaler Bursche seyn müsse und mit ihr fürwahr nicht betrogen sey. Obschon es also meinem Selbstgefühl sehr herb ankam, wie ein schlechtes Geldstückchen wieder an den Ort zurückwandern zu müssen, wo ich ausgegeben worden, so sagte ich mich doch von Jem Spike, meinem Freund, und den Mr. Goahead und Wholehog, meinen Brodherren, los, die mich nur ungern ziehen ließen, stieg auf ein Liverpooler Packetschiff und war vor Monatsfrist daheim in meinem Vaterlande.

Der Abend dunkelte schon stark, als ich auf dem Dampfboote der Vaterstadt entgegenfuhr und in tiefer Nacht langte ich am Quai an. Ich wußte, daß die Familie des Majors eine andere Wohnung bezogen hatte; allein ich kannte ja alle Oertlichkeiten der ganzen Stadt, und hatte daher keine Mühe, die neue Behausung ausfindig zu machen. Sie lag in einer Reihe hübscher neuer Gebäude, die während meiner Abwesenheit auf dem Saume der Stadt entstanden waren, und ich erkannte auf der Straße beim falben Lampenlicht trotz der Nacht bald die mir wohlbekannte gravirte Thürplatte des Majors an einem Hause. Ich läutete an der Glocke, aber Niemand öffnete. In meinem Busen gährte und sprudelte es von Gefühlen und Erinnerungen aller Art, die das bevorstehende Wiedersehen, die unvermuthete Heimkehr und der Anblick so vieler bekannten Gegenstände in mir wach gerufen hatten. Ich hätte vor Ungeduld die Thüre eindrücken mögen. Da sah ich, daß das Haus eine Einfahrt nebenan hatte, die zu einem Hofraum oder Garten nebenan führen mochte, — halt! dachte ich, du willst sie überraschen und trittst durch die Hinterthüre ein. Gedacht, gethan! im Nu stehe ich im Hofraum hinter dem Hause, aber die Hinterthür ist ebenfalls abgesperrt; doch ist das Erdgeschoß nicht hoch und in einem der hintern Zimmer sehe ich Licht. Ich stemme meine Hände auf das Sims und blicke durch das Fenster — Niemand in demselben, das eine Art Speisezimmer zu seyn scheint, — wenigstens liegen noch Bestecke und anderes Silbergeräthe auf dem Tische und eine Lampe brennt dabei. Während dem drückt mein Arm unversehens an das Fenster, dieses öffnet sich und ladet mich selbst zum Einsteigen ein. Hm! denk' ich, du machst den Spaß, steigst hinein und bist als ein sonnverbranntes Gespenst von sechs Fuß zwei Zoll im Wohnzimmer. Blitz! wie werden die Frauenzimmer aufkreischen! Was für Augen wird die

vorsichtige wirthschaftliche Laura machen, wenn ich ihr zum Gruß eine Handvoll ihrer eigenen silbernen Löffel und Gabeln überreiche, die sie so fahrlässig für jeden etwa vorübergehenden Liebhaber zur Schau gestellt! — Kurzum, ehe man die Hand umwendet, stand ich im Zimmer, das ich hinter mir verschloß, steckte die silbernen Bestecke in die Tasche und lachte zum Voraus in mich hinein über meine Geschicklichkeit und die große Lehre, mit der ich mein schmuckes Bäschen necken wollte.

Kaum war ich mit dem Einsacken der Bestecke fertig, so hörte ich draußen auf dem Hausflur eine Thüre gehen und erschrack. Um mich nicht hier ertappen zu lassen, trat ich auf den Flur hinaus und fühlte an Thüren des Erdgeschosses herum, aber alle waren verschlossen; dagegen schienen im obern Stockwerk Leute zu seyn, denn von droben tönten Stimmen herab. Um also meinen Plan, die Familie des Majors zu überraschen, nicht vereitelt zu sehen, schlich ich mich leise die Treppe hinan, welche von der Lampe im Hausflur noch einigermaßen beleuchtet wurde. In dem Augenblick, als ich um die Krümmung der Treppe bog, trat ein Dienstmädchen aus einem Zimmer des ersten Stockwerks, ward meiner ansichtig, prallte zurück, schlug die Thüre laut in's Schloß und ließ einen unterdrückten hysterischen Schrei hören. Ich sprang mit zwei Sätzen die Treppe vollends hinan, schlüpfte durch die erste beste Thür in ein dunkles Zimmer und horchte.

Das ganze Haus ward lebendig; man eilte mit Lichtern über den Flur und die Treppe hinab, und eine männliche Stimme schalt und fluchte wie ein Heide, und zwischen hinein hörte ich wieder die beschwichtigende Fürsprache einiger Frauenzimmer und das Weinen einer Magd.

„Aha!" dachte ich und lachte beinahe laut auf, nun hat der Major das Verschwinden seines Silberzeugs entdeckt, und kanzelt nun die leichtfertige Dienstmagd ab."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Wandermappe eines deutschen Reisenden in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Wir waren, nachdem wir die Mammuthhöhle in einer Ausdehnung von 9 engl. Meilen durchwandert hatten, von einem ähnlichen Gefühl ergriffen, und nicht ungern benutzten wir die Rast unserer kleinen Karavane auf den Steinmassen am Fuße der Mignon-Felsengebirge, um Dr. Whitney, der während seiner europäischen Tour zufällig auch die Adelsberger Grotte in Krain besucht hatte, nach dem Eindruck zu befragen, den die bisher gesehenen Theile der Riesenhöhle auf ihn gemacht hatten.

Zu unserer Genugthuung erhielten wir von diesem kompetenten Freund unser Urtheil bestätigt, und wir gestanden mit um so größerer Beruhigung, daß die Höhle mit Ausnahme ihrer ungeheuern Ausdehnung, einzelner Kristallbildungen und jener traurigen Ruhe, welche den meisten unterirdischen Höhlen gemein ist, auch auf uns nicht jenen imposanten Eindruck hervorbrachte, den wir erwartet, und daß dieselbe, nach dem bisher Gesehenen zu urtheilen, weder der Adelsberger Grotte, noch der Grotte bei Tiff im westlichen Flandern an Pracht und Zauber der Bildungen gleichkommt. Die minder imposante Wirkung dieser unterirdischen Räume im Vergleich zu den erwähnten Grotten in Krain und Belgien ist leicht durch den Umstand erklärlich, daß die letztern Stalaktitengebilde enthalten, während die Hauptformation der erstern aus Kalkstein besteht.

Es fehlen hier jene launenhaften, wunderlichen Formen des Tropfsteins, aus denen die Phantasie die tausendfältigsten Gestalten hervor zu zaubern vermag; es fehlt das schaffende Leben, welches sich dort in dem Rauschen wilder Bergstürze, wie im einsamen Wassertropfen kund gibt, der mit bildender Kraft vom feuchten Gemäuer auf die glatten Steine fällt.

Hingegen ist die Riesenhöhle von Kentucky geologisch von hohem Interesse; denn noch sind in derselben alle Stadien ihrer Bildungsgeschichte vorhanden, von der schmalen Rinne, die ein sanft rieselndes Gewässer allmälig ausgehöhlt, bis zu jenen gigantischen Räumen, deren Auswaschung das tausendjährige Dahinbrausen stürmisch wilder Strömungen bedurfte. Ein Vergleich dieser Erscheinungen mag uns einen ziemlich klaren Begriff von jenem ungeheuern Zeitraum geben, den so kolossale Auswaschungen in Anspruch genommen haben müssen. Ja, der Besucher mag daraus noch gar manche andere Schlüsse auf das Alter und die Bildungsgeschichte unseres Erdkörpers ziehen, wenn er nicht besorgt, mit manchen überlieferten Meinungen in Zwiespalt zu gerathen.

Als wir auf dem Rückweg zum zweiten Male den Gipfel der Felsengebirge erklommen hatten, und die unheimliche Halle (dismal - hall) in ihrer ernsten schauerlichen Ausdehnung wieder vor uns lag, zündete der Führer, welcher in der Tiefe zurückgeblieben war, einige Bogen ölgetränktes Papier an und ließ uns einen flüchtigen Blick in diesen Abgrund thun. Es war durch diese Vorrichtug einige Minuten lang so hell geworden, daß man die ganze Halle nach allen Richtungen hin übersehen konnte; sie soll nach Angabe des Negersklaven, der uns als Führer diente, 100' hoch, 300' lang und 150' breit seyn. Bald aber brach wieder die frühere, traurige, unheimliche Nacht herein.

Die Rückkehr über den eben im Steigen begriffenen Fluß war wenn möglich noch beschwerlicher als die Hinfahrt; doch erreichten wir glücklich wieder das entgegengesetzte Ufer, ohne zum Nothweg durchs Fegfeuer unsre Zuflucht nehmen zu müssen.

In einer Abtheilung, welche wegen ihrer großen Aehnlichkeit der Gebilde mit Traubenpflanzungen „der Weingarten" heißt, löschten wir plötzlich sämmtliche Lichter aus, natürlich nicht ohne uns vorher der Güte unserer Streichhölzchen versichert zu haben. Der Eindruck, den wir von der Stelle, auf welcher wir uns befanden, empfangen hatten, ließ uns eine Zeit lang glauben, daß wir die nächsten Gegenstände noch immer unterscheiden könnten. Doch verschwand bald diese eigenthümliche Täuschung, und wir befanden uns in die finsterste Nacht eingehüllt, gleichsam lebendig begraben in einem kolossalen Sarkophag! Die Wirkung war eine gewaltige, eine schauerliche. Wohl Jeden

von uns beschlich ein heimliches Grauen vor solcher Verödung, und es dürfte wenig Eindrücke geben, die sich unserer Erinnerung tiefer einprägten, als dieser Nachtmoment in der Mammuth-Höhle!

Da wir dem Besuch der Höhle noch mehrere Tage zu widmen gedachten, und der Morgen bereits angebrochen war, so hielten wir uns jetzt an den einzelnen Sehenswürdigkeiten nicht weiter auf, so bemühten wir uns, so rasch als möglich aus der Höhle in das Hotel zu gelangen, wo wir endlich 3 Uhr Morgens ermüdet und schlafbedürftig eintrafen.

Am nächsten Tage schickten wir uns zur weiten Wanderung durch die Höhle an. Diesmal hatten wir Stephen, den intelligentesten und beliebtesten Führer, zum Begleiter. Und wenn es für ein vorurtheilfreies Gemüth noch einen Zweifel über geistige Elastizität und die große Bildungsempfänglichkeit der schwarzen Race gebe, so müßte ihn dieser Negersklave mit seinen vielseitigen Fähigkeiten für immer vernichten.

Stephen ist ein junger Mann von einigen 30 Jahren, der schon über 15 Jahre als Führer durch diese Riesenkatakomben dient und erst kürzlich bei dem Tode seines Eigenthümers, unter der Bedingung der Auswanderung nach Limberia, seine persönliche Freiheit erhalten hat. Während der langen Periode seiner Führerschaft wußte der begabte Neger viele interessante Bemerkungen und Betrachtungen, wie sie gebildete Besucher von Zeit zu Zeit fallen ließen, emsig aufzulesen und in Erinnerung zu behalten, so daß man im ersten Gespräch wirklich über die mannigfaltigen Kenntnisse eines Sklaven erstaunt seyn muß, der erst vor wenigen Jahren und nur durch Selbstunterricht lesen und schreiben gelernt.

Er spricht nebst der englischen Sprache ziemlich gut französisch und weiß eine Menge lateinischer Worte und wissenschaftlicher Ausdrücke; dabei versteht er mit dem kleinen Kapital seines Wissens so gut zu wirthschaften, daß ihn der große Haufe für weit kenntnißreicher hält, als er in der That ist. Sein niederer Bildungsstand, übertüncht mit oberflächlichem Wissensfirniß, mag nicht mit Unrecht dem harten rauhen Urgestein der Riesenhöhle verglichen werden, das nur an manchen Stellen eine dünne, glänzende Krystallkruste überdeckt.

Uns gefiel weit mehr als seine oft lästige Gelehrtthuerei der mächtige Sinn für Naturschönheiten, der dieser Negerseele innewohnt, und die fast kindliche Liebe, mit der Stephen die einzelnen Glanzpunkte der Riesenhöhle beschreibt und der Bewunderung des Besuchers empfiehlt.

Als wir das zweite Mal die Höhle betraten, war der äußere Thermometerstand 37° Fahrh. Ungefähr 2 Meilen im Innern der Höhle, wo wir neuerdings Beobachtungen anstellten, stieg das Thermometer bis 51° F, so daß ein Unterschied in der Temparatur der Höhle und der äußern Atmosphäre von 14° F. sich ergab. Die Luft, die man uns in der Höhle als ungemein rein und angenehm geschildert hatte, fanden wir im Gegentheil dumpf, und in der Nähe des Hauptflusses sowohl, als wo kleine Wasseransammlungen stattfanden, feucht und kellerähnlich.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Montag den 9. Mai 1853: „Czaar und Zimmermann", Oper von Lortzing.

Hr. Roberti-Auvera nahm heute in der Rolle des Czar Peter Abschied, und bewährte in derselben aufs Neue seine Tüchtigkeit. Wie er seine Solo's mit Gefühl, Entschiedenheit und Klarheit vortrug, so war er auch in den Ensembles durch seine Präzision, deutliche Deklamation und schönes Spiel vorzüglich. Hr. Herger sang den van Bett recht gut, auch sein Spiel zeigte, daß er die Partie richtig aufgefaßt habe und in derselben sicher sey, doch scheint das komische Fach ihm noch etwas fremd zu seyn, oder seinem Wesen nicht zu passen. Herr Horn fehlte weiter nichts, als Alles, um den „französischen Windbeutel" gut zu spielen, auch im Gesange war er eben nicht zu loben; besser war Hr. Grohn als Peter Iwanov. Fräulein Ballmann spielte die Marie ganz vortrefflich; schade, daß ihre Stimme nicht mehr Höhe hat.

Freitag den 13. Mai 1853: „Johann von Paris", Oper von Boieldieu.

Hr. Bayer, Direktor des Stadttheaters zu Mainz, gastirte heute in der Titelrolle, ohne aber besondern Beifall zu finden. Seine Stimme scheint eben schon im Abnehmen begriffen zu seyn. Manche Stellen, besonders wenn er mit Kraft einsetzte, sang er recht schön und zeigte überhaupt, daß er Routine besitze, aber in der mittlern Stimmlage, ja selbst im Gespräche ist sein Organ, wenigstens für die akustischen Verhältnisse unsrer Bühne, zu matt, um Effekt machen zu können. Frau Peck-Wetzelbaum (Prinzessin) war leider heute eben auch nicht gut bei Stimme, sie sang überhaupt mit Anstrengung und die hohen Töne versagten ihr häufig; Hr. Herger dagegen (Seneschall) entwickelte heute einen Umfang und eine Fülle seiner Stimme, die wirklich überraschte. Auch sein Vortrag war vortrefflich und sein Spiel ganz der Rolle angemessen. Herr Burger (Pedrigo) versprach sich alle Augenblicke im heiligen Eifer, komisch seyn zu wollen, eine Eigenschaft, zu der er sehr wenig Anlage hat. Frl. Ballmann (Olivier) war in ihrer Partie ganz vortrefflich. M . . .

Ueberfahrt.

„Fort, ihr Berge, fort, ihr Bäume,
Nur mit ihr allein im Meer,
Und der Liebe holde Träume
Segeln freudig vor uns her!
Ach, dort ist das Land schon wieder,
Wär's doch tausendmal so fern,
Denn dort sinkt mir ewig nieder
Meiner Liebe trauter Stern.
Still, du heißes Liebesflammen!
Fischersmann, was träumst du dir,
Nimmer passet ihr zusammen,
Dogenweib und Gondolier!"

Ludwig Nebau.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 41. Sonntag, den 22. Mai 1853.

Die Abenteuer einer Nacht.

(Fortsetzung.)

Vermuthlich hat das Mädchen, das mich gesehen, Lärm gemacht, obschon ihre Aussage eine sehr unsichere seyn mußte, denn sie konnte, weil ich im Schatten der Treppe stand, in mir kaum mehr als die Umrisse einer männlichen Gestalt erkannt haben. Wie dem nun aber auch seyn mag, nach der Stimme des Mannes schien es die Treppe hinabzugehen und das Silbergeräthe Alles auf einen Haufen zu werfen, worauf dann alle Fenster und Läden geschlossen und verriegelt und mit Allarmschellen versehen wurden. Auch trug er Sorge, beide Hausthüren zu verschießen und zu verriegeln, und steckte den Schlüssel zur vordern Thüre in die Tasche, worauf er wieder die Treppe heraufkam, und sich in sein Zimmer begab, nachdem er noch über den abergläubischen Schreck des Mädchens und den gemachten Lärm halb gelacht, halb gescholten hatte.

An der Stimme hatte ich übrigens erkannt, daß der Herr, welchen ich hart vor der Thüre meines Verstecks hatte reden hören, nicht der Major gewesen war. Diese Entdeckung machte mich ein wenig verblüfft. So viel ich wußte, hielt der Major keinen männlichen Dienstboten, oder hatte es wenigstens nie gethan. Hätte er aber neuerdings diese Veränderung in seinem Hauswesen eingeführt, so hätte mir die Schwester Laura, deren Briefe stets eine getreue und umständliche Hauschronik enthielten, gewiß hievon Nachricht gegeben. Noch manches Andre in diesem Hause machte mich zweifeln, ob ich auch wirklich in der Wohnung meines Oheims sey. Vornweg dünkte mich das Haus selbst zu geräumig und zu vornehm für eine Familie, welche sich sogar zur Zeit meines Aufenthalts in derselben mit vier bis fünf Zimmerchen begnügt hatte. Ferner hatten wir niemals Teppiche auf der Treppe gehabt, wie ich es hier gesehen; auch dünkte mich das Silberzeug auf dem Tische zahlreicher und kostbarer, als ich es früher gesehen zu haben mich erinnerte, und daß manche Stücke davon weit massiver und werthvoller waren, als es die Umstände des Majors erlaubten. Das Haus mußte offenbar ein Doppelhaus seyn, das in der Mitte zwei Hausfluren und zwei Treppen neben einander hatte, und das Zimmer, worin ich mich jetzt befand, schien, nach der spärlichen Beleuchtung zu schließen, welche durch die verschlossenen Jalousieen hereindrang, ein sehr geräumiges und elegant möblirtes zu seyn.

Die silbernen Bestecke drückten mich plötzlich wie mit Zentnerschwere in der Tasche. Vergeblich besann ich mich, daß ich des Majors wohlbekannten Messingschild unten an der Hausthüre gelesen, daß die Mannsstimme, die ich gehört, vielleicht die von Laura's Verlobtem oder nunmehrigem Gatten sey, daß dieser Verheirathung zufolge auch etwas mehr Luxus im Hause eingezogen sey, und daher das reichere Silbergeschirr rühre — ich konnte mich durch alle diese Schlüsse nicht beruhigen. Endlich schoß mir ein Einfall durch den Kopf: ich zog hastig einen der silbernen Eßlöffel aus der Tasche, und fühlte an dessen Stiel herum nach dem Namenszug des Majors (denn sehen konnte ich nicht); von diesem Zug hing ja am Ende mein Schicksal ab. Allein meine Finger zitterten und schienen jedes Gefühl verloren zu haben; mir ahnte nur, es stehe noch mehr auf dem Stiel, als die einfachen Namensbuchstaben des Majors. Die Dämmerung von der fernen Straßenlampe erlaubte mir nicht, dies zu untersuchen; aber in der Hausflur brannte noch die Lampe.

Wenn ich den Löffel nur in den Schein derselben bringen könnte!... Im Hause selbst herrschte Todesstille; ich schlüpfte also zur Thüre hinaus, schlich leise wie ein Dieb die Treppe hinab, Stufe für Stufe, aber ordentlich zitternd vor Furcht, das Silberzeug möchte in meiner Tasche klirren und mich verrathen. Ich schwindelte und ein Schleier lag mir vor den Augen; trotzdem aber erreichte ich doch die Lampe, zog den Löffel aus der Tasche und — fiel beinahe in Ohnmacht, als ich statt des wohlbekannten F. W. L. auf dem Löffel ein Wappen mit einem offenen Helm und Freiherrnhute darüber eingravirt sah.

Die Hausthüren waren fest verrammelt. Die Thüren der Zimmer im Erdgeschoß abgeschlossen. Zitternd schlich ich wieder die Treppe hinan, und mußte mich an dem Geländer festhalten; mir war, als hört' ich jeden Augenblick eine Thüre hinter mir öffnen, und einige Verfolger heraustreten, und doch versagten mir meine Beine beinahe den Dienst. Endlich tappte ich wieder in das Zimmer zurück, suchte nach einem Stuhl und warf mich in denselben. Alle Hast war von mir gewichen; mein Puls schlug hörbar und das Herz pochte mir gegen die Rippen, daß ich fürchtete, es müsse alle Bewohner des Hauses herbeirufen. Eine Bergeslast lag auf meiner Brust; der Schweiß troff ordentlich von meiner Stirne. Und was hatte ich

denn gethan? Nur eine Kleinigkeit! Ich war durch ein Fenster des Erdgeschosses in ein fremdes Haus eingestiegen, und hatte aus Scherz einige silberne Löffel und Gabeln eingesteckt, und da saß ich nun, so sorgsam eingesperrt und abgeschlossen und durch Riegel und Lärmglocken eingefriedigt, daß ich mich nicht rühren konnte.

Freilich saß ich in einem eleganten Salon in einem weichen gepolsterten Lehnstuhle, allein und im Dunkeln, von keiner Seele hier vermuthet. Aber welche Figur spielte ich, wenn man mich hier entdeckte? Was wird wohl, fragte ich mich, der vornehme Hausbewohner sagen, wenn er dich morgen früh in seinem Haus antrifft? Wird er deinem Vorgeben glauben, daß du nur einen Scherz, einen „schlechten Witz“ habest machen wollen? Wird er auf diesen Scherz eingehen und mitlachen und dich zum Frühstück dabehalten, und dich auslachen, wenn du dann aus den Löffeln ißt, die du dir abgeführt hast? . . . Oder wird er es für einen Einbruch erklären, dich für einen Spitzbuben halten, den Gerichten übergeben, in einen Prozeß verwickeln? . . . Alle Wetter! wer kann mich einer solchen Handlung beschuldigen? Ich bin ein Mann von Ehre. Mich trifft kein anderer Vorwurf, als daß ich in eines andern Ehrenmanns Haus eingestiegen bin und seine silbernen Löffel in der Tasche habe. Ich rufe den Schutz der Gesetze an, die Polizei! die Polizei!

Mein Hirn fieberte, vor meinen Augen tanzten wirre Spuckgestalten und Halluzinationen. Ich drückte die Hand gegen die feuchte Stirne, um diesen rastlos aufquellenden Spuckgestalten Einhalt zu thun, und beschloß, zum ersten Mal in meinem Leben selbst mit mir ernstlich zu Rathe zu gehen. Ich befand mich in einer schlimmen Patsche, denn ich konnte die Thatsache nicht in Abrede ziehen, und nur auf meine gute Absicht bei der ganzen Geschichte mich berufen; aber wird man mir wohl glauben?

Unläugbar war ich zum unrechten Fenster eingestiegen, und zwar im Hause zur Rechten des Eingangs anstatt in dem zur Linken; aber ebenso unläugbar war ich ja ein Angehöriger, ein Verwandter — freilich ein überaus entfernter Verwandter — des Nachbars im Nebenhause. Ich war mehr als sechs Jahre von der Heimath abwesend gewesen, und was daher natürlicher und verzeihlicher, als daß ich meine Verwandten und Pflegeältern überraschen wollte, — überraschen durch Einsteigen in ein Fenster des Erdgeschosses auf der Rückseite des Hauses? Ich hatte mir allerdings einiges Silbergeschirr zugeeignet, das ich hier gefunden; allein in welch' anderer Absicht konnte ich dies gethan haben, als um es der Tochter meines entfernten Verwandten zu überreichen und sie scherzweise darob zu tadeln, daß sie dasselbe so sorglos in der Nähe eines offenen Fensters gelassen? . . . Ueberdem war ich ja ohne die mindeste Erläuterung von meiner Seite eingesperrt, eingeschlossen und verriegelt und mir der Rückzug durch Thüren und Fenster abgeschnitten worden — und war nun schon geraume Zeit im Hause, zwar von Niemanden hier geahnt, aber doch faktisch ein Gefangener. Diese Lage war sehr schlimm; aber gesetzt auch, es käme zum Aeußersten, man verhafte mich und verlange von mir einen Ausweis über meine Persönlichkeit — könnte ich mich dann rechtfertigen? Jenun, ich war ein sehr entfernter Verwandter des nächsten Nachbars, hatte ehedem den Ruf eines rechten Thunichtgut in der Stadt hinterlassen, und kehrte nun nach sechsjähriger Abwesenheit in der weiten Welt nach der Heimath zurück — mit einer sehr strapazirten Garderobe, wenig Geld, ohne Paß, ohne Zweck, ohne Gepäcke, — denn mein Koffer folgte mir erst später — und kam zu Hause eben zu gelegener Zeit an, um am späten Abend ein Fenster im Parterre offen und in seiner Nähe einen Haufen Silberzeug so ausgelegt zu finden, daß man es von der Straße aus sehen konnte!

Diese Gedanken und die Folgen, welche sich für den Fall einer etwaigen Entdeckung daran knüpften, machten mich so unglücklich, daß ich darob verzweiflungsvoll die Hände rang und meinen tollen Leichtsinn verwünschte. Bei dieser Bewegung klirrte wieder das Silber in meiner Tasche und mir war, als schreie eine Legion Teufel nach der Polizei. In diesem Augenblick ertönten Fußtritte auf der Treppe und näherten sich dem Zimmer, worin ich versteckt war. Der verhängnißvolle Augenblick war also gekommen! Ich sprang auf, meine Augen stierten nach der Thüre, der Schweiß auf meiner Stirne trat im Nu zurück, und die Zunge klebte mir am Gaumen. Aber die Schritte, von einem Lichtstrahl begleitet, gingen vorüber, und in tiefer Erschöpfung sank ich in einen Stuhl, unbekümmert darum, ob der Raub in meinen Taschen verrätherisch klirre oder nicht. Nach einer Weile ertönten wieder Schritte und Stimmen auf dem Flur und der Treppe, Schlüssel wurden umgedreht, Riegel vorgeschoben, Lichter gingen hin und her; dann ward Alles wieder finster und stille — das ganze Haus war stumm wie ein Grab, fürchterlich stumm — die Bewohner waren Alle schlafen gegangen. Jetzt war es Zeit, an mein Entkommen zu denken; zunächst aber mußte ich mich meines Silbergeräthes entledigen, denn ohne dieses corpus delicti dünkte ich mich weit leichter und hoffte auf Entkommen. Auf jeden Fall mußte ich mich über die Treppe in den Hausflur und von da etwa noch in jenes hintere Parterrezimmer hinunterschleichen, um die Löffel und Gabeln wieder dort niederzulegen, wo ich sie genommen hatte. Dieser Versuch kostete zwar große Mühe, und ich war ganz erschöpft, ich ruhte mich daher geraume Zeit aus, um zugleich auch meinen Gegnern Muße zu gönnen, recht tief einzuschlafen, und schlich mich dann endlich hinaus.

Die Thüre knarrte beim Oeffnen, und das leise Klirren der Löffel in meiner Tasche ging mir durch Mark und Bein; aber langsam und leise schlich ich an der Wand die Treppe hinunter, bis ich endlich den Hausflur erreichte. Der Flur des Erdgeschosses war durch eine Glasthüre verschlossen; schüchtern drückte ich auf die Klinke derselben, aber — vergebens, die Thüre war verschlossen. Ich war eingesperrt; es war mein grausames Loos für einen Dieb zu gelten, und nach einer Weile wehmüthigen Besinnens und neuen Aergers, machte ich Kehrt, und schich die Treppe hinunter nach dem Souterrain, das aber gleichfalls verschlossen war, wandte mich abermals zur Umkehr, erreichte die Treppe wieder und kroch auf Katzenpfoten in das Zimmer zurück, wo ich zuvor gewesen war.

Mir war hier, als sey ich wieder zu Hause: das Zimmer war nicht sehr groß und behaglich; ein Stuhl

erwartete mich hier. Tausenderlei Gedanken zogen mir durch den Kopf, als ich wieder in meinem Stuhle saß. Wie Mancher hätte sich's große Mühe kosten lassen, um in ein solches Haus einzubrechen; ich war nur hereingeschlichen, und hätte doch wer weiß wie viel darum gegeben, hätt' ich nur wieder hinaus gekonnt.

Ich überlegte bei mir selber, wie etwa einem Spitzbuben vom reinsten Wasser: einem Cartouche, Jack Shephard u. s. w. bei ähnlichen Gelegenheiten zu Muthe seyn mußte. Erst vor wenigen Tagen noch hatte ich in London im Adelphi-Theater die Rolle Jack Shephard von einer der ersten Schauspielerinnen spielen sehen, und hiebei die Gewandtheit dieses Burschen fast bewundert. Er machte sich keinen Pappenstiel daraus, mit Löffeln und andrer Beute aus dem höchsten Fenster auf die Straße zu springen. Ha! das konnt' ich ja auch versuchen! Im Nu war ich am Fenster; die Läden waren nicht einmal geschlossen, die Blende ließ sich ganz geräuschlos aufziehen, ich stieg auf den Balkon hinaus und blickte über das Eisengeländer hinunter. Allein da drunten war's fürchterlich, von der Balustrade bis zum Boden war's mindestens 25 Fuß, und vor dem Haus ein schmales Gärtchen von kaum 8 Fuß Breite, umfriedigt durch einen hohen Zaun von spitzen eisernen Speeren. Für Jack Shephard wäre das wohl nur eine geringe Schwierigkeit gewesen; allein er hatte nun einmal mehr Erfahrung in solchen Dingen, und war zum Andern auch mit allen nöthigen Geräthschaften versehen. Ich hatte nicht einmal ein armseliges Seil zur Verfügung. Das Haus, worin der Major wohnte, hatte entweder gar keinen Balkon, oder dieser war zu weit entfernt, als daß ich ihn sehen konnte.

Genug, während ich noch auf dem meinigen stand, vernahm ich plötzlich Schritte drunten auf der Straße, die im langsamen, militärischen Takte näher kamen; der nächtliche Wanderer schlenderte so gemächlich daher, als wenn es heller Tag wäre. Schon gelüstete mich's in meinem gewohnten Unbedacht den Fremden drunten anzurufen, ihm meine Geschichte zu erzählen und ihn um eine Leiter zu bitten, damit ich aus meiner unschuldigen Haft entgehen möge. Da sah ich plötzlich am Boden einen hellen Schein, der vor dem einsamen Nachtwandler hertanzte, und erinnerte mich, daß dieser Lichtstrahl aus der Blendlaterne eines Schaarwächters kommen könnte. Und siehe da! kaum hatt' ich mich wieder durch's Fenster in's Zimmer retirirt, und dessen Flügel leise zugezogen, so flog der helle Schein der Lampe an der Fronte des Hauses umher, und ich sah den Schaarwächter drunten inmitten der Straße stehen und mit forschendem Blicke die ganze Front des Hauses mustern. Mit schlotternden Knieen und stockendem Athem eilte ich zu meinem Stuhl, und sank wie vernichtet und mit kaltem Angstschweiß auf der Stirn in denselben.

Mittlerweile bemerkte ich aber, daß meine Gedanken etwas wirr und unzusammenhängend waren, und um dieselben auf praktische und nützliche Gegenstände zu richten, beschloß ich, nun die Runde in dem Zimmer zu machen. Zunächst war es nöthig, daß ich mich auf irgend eine Weise meines Raubes entledigte; ich legte daher die Löffel und Gabeln Stück für Stück neben einander auf das Sopha und bedeckte sie mit dem Ueberzuge. Nun war mir schon um Vieles leichter; ich fühlte mich eher wie ein Bestohlener — mir war wie einem Gefangenen zu Muthe, als wie einem Räuber.

(Fortsetzung folgt.)

---

*Eine Sängerfahrt.

Von

Fr. Hilarius.

„Pfingsten war's, das Fest der Freude,
Das da feiert Wald und Haide."

Gestatten Sie mir, diese Worte des schwäbischen Dichters einem kleinen Gedenktäfelchen voranzusetzen, das ich gerne der Erinnerung an das letzte Liederfest des schwäbischen Sängerbundes in Schwäbisch-Hall widmen möchte. Pfingsten war's — das liebliche Fest — die Vögel machten es den Aposteln nach und sangen ihre Frühlingspsalmen in allen Zungen; Millionen Blüthenflocken streuten ihre Opferdüfte aus; die Sonne leuchtete wie Gottes Auge über der jungen, hoffnungsgrünen Welt! Und als ich die Höhe herabfuhr, die bei dem Städtlein Künzelsau nieder geleitet in das liebliche Kocherthal, da lockte mich all' diese überschwängliche Lenzespracht und Herrlichkeit, daß ich seitab wandern mußte von der staubigen Heerstraße, entlang den rauschenden Fluß, der mir selbigen Morgen sonderlich frohsam und pfingsttäglich einher zu hüpfen schien. Ich wollte mich recht als ein fahrender Sänger gebärden, und aus der Freudigkeit der Natur die rechte Stimmung herausschöpfen, wie sie paßt für ein schwäbisches Liederfest. Durch die Dörflein am linken Kocherufer, vorbei an den Bergschlössern Stetten und Thierstein ging die Wanderschaft die schmale, reizende Thalsiche entlang, über Braunsbach und Geißlingen hinaus, wo sie sich wieder ausweitet zu einer sonnigen, fruchtbaren Breitung. Vom hügelichen Flußgelände gehen allenthalben Quellen und Gießbäche ab; schöne Steinbogenbrücken führen aller Orten über die Kocher und staffiren die Landschaft; die Dörflein sind freundlich und sauber wie allerwärts im Schwabenlande, und die niedrigen Thürme der einfachen Kirchen, zumeist mit einem Aufbau von Fachwerk, ragen nur bescheiden über die Firsten und Giebel der stattlichsten Häuser des Sprengels. Die Frühlingsluft, die durch die Blüthen fuhr — das kühlige Rauschen der Wasser — die Sonntagsruhe in Dorf und Gemarkung — Alles war geeignet, den Wandernden in der dichterischen Stimmung zu erhalten, die der Pfingstmorgen in ihm erweckt hatte. So ward Winkheim erreicht, wo der Weg wieder in die Landstraße einlauft, etwa ein Stündlein von Schwäbisch-Hall entfernt. Am Wirthshause stund ein Gespann, mit Gewinden und Fähnlein geschmückt, und die bayerischen Farben stachen mir alsbald in die Augen, also daß ich vermuthete, mit Landsleuten hier glücklich zusammenzutreffen. War aber blos eine Abordnung des Haller Festausschusses, der die freudig erwarteten

Gäste aus dem Frankenlande empfangen und in die Stadt geleiten sollte.

„Anch' io sono pittore!“ dachte ich bescheiden mit Meister Coreggio, holte aus meiner Tasche den richtig visirten Sängerpaß, und stellte mich selber den Männern als Abgeordneter der Würzburger Liedertafel vor. — Würzburg — das war die rechte Parole, die noch von anno fünf und vierzig her einen guten Klang hatte, und mir einen gottfreudigen Willkomm verschaffte. Eine eigene Ironie des Schicksals ließ mich auch allein all' der Ehren theilhaftig werden, welche man den angekündeten Sängern des wackeren Würzburger Sängerkranzes zugedacht hatte, der von den Künzelsauer Gesangesbrüdern unterwegs soll aufgehalten worden seyn. Aber die Nachricht war falsch, und zu gemeinsamem Verdruß kamen die längst Erwarteten kaum eine halbe Stunde nach uns an.

Gott zum Gruß, Schwäbisch-Hall, du freundliche Kocherstadt! Was hast du nicht Alles gethan zu Ehren deiner Gäste! Von allen Thürmen herab flatterte und flaggte es in den guthaltigen Farben Württembergs und der Stadt; der Wind bewegte die Fahnen, daß es schien, als ob da und dort ein riesiger Arm sich ausstreckte und zum Willkomm mit dem Tuche winkte. Auf der Firste des schmucken Rathhauses, allenthalben an Erkern und Fenstern grüßte eine bunte, wehende Wimpel heraus; man trieb Luxus mit Kränzen und Gewinden, und jegliches Haus hatte mindestens eine Ehrenwache von einigen jungen Tannen; Handel und Gewerbe brachten ihre Embleme in sinniger Zusammenstellung zur Schau, und über Thür und Thor prangte manch sinniger Spruch.

Bald zogen durch alle Thore und Thörlein, aus allen Richtungen der Windrose her die schwäbischen Liedertafeln in die Stadt ein mit Sang und Klang und Liedergruß, geleiteten ihre Fahnenträger in's Rathhaus, in dessen stattlichen Vestibüle die Banner und Standarten ihre Herberge aufschlugen, besichtigten die zur Schau aufgestellten Preise und köstlichen Ehrengaben, und versammelten sich dann im Festgarten.

Drei und vierzig Gesangvereine waren vertreten, ungerechnet die Denkendorfer Liedertafel, die in dem biederen Fabrikherrn von Denkendorf den ganzen Verein in einer Person vorstellte — wie er selbst meinte, ein würdiges Paradigma deutscher Einheit und Einigkeit. An acht bis neunhundert Sänger gaben sich hier Gruß und Gegengruß, und ehe noch die Dämmerung hereinbrach, hatte bereits das Lied seine allmächtige verbrüdernde Wirkung ausgeübt. Unter solchen Vorbereitungen brach eine sternenhelle Nacht herein, der ein hellflammender Festmorgen folgte, begrüßt durch einen Choral von der Plattform des Michaelisthurms herab, und beantwortet von dem Gegenchor der aufsteigenden Lerchen gleich dem Ziralith beim Rosenfeste der Orientalen. Um 8 Uhr versammelten sich die Liedertafeln, von ihren Festordnern geleitet, auf dem Haalplatze, wo eine Tribüne zum Vortrage der Wettgesänge errichtet war. Die Haller Vereine begrüßten zuerst die Genossen des schwäbischen Sängerbundes und die Gäste aus dem benachbarten Bayern, das durch Dinkelsbühl und Würzburg vertreten war, mit einem Festgruß, gedichtet von Schönhuth und komponirt von Grobe und kaum, daß dessen letzten Verse:

> Drum herbei zum Gesang, zu dem fröhlichen Streit,
> Wo Kränze dem Sieger die Liebe beut —

verklungen waren, so standen auch schon die Männer von Bibersfeld kampfgerüstet auf dem Wahlplatze. Es waren sammt und sonders wackere Landleute, die unter dem Schatten ihrer breitkrämpigen Dreimaster gut singen hatten, während uns Stadtkindern die Sonne arg zusetzte. Sie sangen einen Chor von Salieri, und ich leugne nicht, daß mich ihr Votrag mehr denn irgend ein anderer tief innerlich bewegte. Ich hätte es allen Antagonisten des Liedes gewünscht, dem Sange dieser schlichten schwäbischen Bauern zuzuhören, um ihren Bericht hierüber an die Polizeiämter erstatten zu können. Die Wettgesänge der übrigen Vereine, und zwar erst jene der ländlichen, dann jene der städtischen reiheten sich hieran, und es gab ordentlich zu merken für das ausgewählte Schiedsgericht, um unter vielem Guten das Beste auszuwählen. Auch der Würzburger Sängerkranz, unter der Leitung Meister Beckers, gab sein Schärflein zum Besten. Nach dem Sängerkampfe ordnete sich der Festzug, eröffnet durch die Bürgerschützen und ein tüchtiges Musikkorps. Diesem schlossen sich die Mitglieder des Festkomite's mit dem Ausschusse des schwäbischen Sängerbundes, die Preisrichter und jene lieblichen Jungfrauen Hall's an, welche zum Austheilen der Preise freundlich die schönen Hände boten. Drauf folgten die Singvereine mit ihren Fahnen an der Spitze, und so bewegte sich der bunte, frohsame Zug, unter Liederklang und freudig begrüßt vom Volke, durch die Hauptstraßen der Stadt bis auf den Marktplatz. — Prachtvoller, unvergeßlicher Anblick, der sich hier bot! Auf den sieben und fünfzig Stufen, welche empor zu dem ehrwürdigen byzantinischen Bau der Michaeliskirche führen, — eine mehr denn zwanzig Klafter breite Estrade — gewannen allgemach die Sänger Raum und eine Ausschau auf den menschenbedeckten Platz und die schöne Renaissancefronte des Rathhauses. Es ward Stille, nur die Fahnentücher flatterten noch über den Häuptern, wie bewegt von dem Hauche heiliger Begeisterung, die sich aller Gemüther bemächtigt hatte, und die güldenen Knäufe glänzten d'rob wie Flammenzungen. Ein Zeichen — und Mozart's unsterbliches Bundeslied ergoß sich wie ein anschwellender Strom über die lauschende Menge. Es hätte keine glücklichere, keine edlere Wahl getroffen werden können. Das heilige Lied drang empor zum ernsten Wolkenhimmel wie ein lauter Schwur:

> Wahrheit suchen, Tugend üben,
> Gott und Menschen herzlich lieben —
> Das sey unser Losungswort!

(Schluß folgt.)

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 42. Mittwoch, den 25. Mai 1853.

Die Abenteuer einer Nacht.

(Fortsetzung und Schluß.)

Tappend suchte ich im ganzen Zimmer umher, als müßte ich irgend eine geheime Thüre oder eine verborgene Treppe, oder irgend ein anderes Loch finden, das mich in's Freie führe, oder wenigstens irgend ein geheimes Gemach, worin ich mich auf längere Zeit vor Jedermann verstecken könnte. Allein nichts von alle Dem war in diesem prosaischen Zimmer zu finden, dessen ganzes Geräthe und Inhalt nur aus einigen Kommoden und Tischen, Sopha's, Ottomannen, Lehnstühlen und Sesseln, einem Betstuhle, Schemeln, Lampen, Statuetten, Glasglocken und ähnlichen Zierrathen bestand, und endlich in einem großen Kronleuchter mit Krystallprismen, welche mit endlosem Klingklang an einander schlugen, so oft ich nur die leiseste Bewegung machte, daß ich mich so schnell wie möglich davon schlich und in einen so weichen schwellenden Lehnstuhl versenkte, daß ich mich sozusagen von seinen Schwanenflaumkissen ganz verschlungen glaubte.

Wie lange ich schon in dem Hause gewesen, weiß ich nicht. Mir war's, wenn ich auf diese Zeit zurückblickte, als wäre schon eine geraume Zeit meines Lebens darüber hingegangen. Auch vermochte ich mich nun auf die bereits ferner liegenden Ereignisse und Gegenstände dieser Nacht nicht mehr ganz genau zu besinnen und es zog mir wie eine bange Ahnung durch den Kopf, daß Alles, was ich seither erlebte, eigentlich nur das Vorspiel zu etwas Anderem, Wichtigerm wäre, das erst kommen solle, wenn der Tag endlich anbräche, die Familie erwachte, und man des Hauseinbrechers und Räubers habhaft würde. Meine Gedanken und Erwägungen waren nicht zusammenhängend, ich mag auch zwischen hinein etwas eingenickt seyn, geschlummert und geträumt haben, denn auf keine andre Weise hätte ich es mir erklären können, daß es mir plötzlich vorkam, als packe mich eine Hand ohne einen Körper an der Kehle und würge mich bis zum Ersticken, oder als stünde Schwester Laura vor dem Lehnstuhle, in dem ich lag, deute auf das gestohlene Silberzeug und schelte mich über meine Diebsgelüste so nachdrücklich aus, daß sie davon im Gesichte ganz schwarz wurde und ihre Stimme sich zu einem ganz überirdischen und gellenden Schrei erhob, der mir durch Mark und Bein drang!

In dem Augenblicke, wo diese Vision mir durch den Sinn zog, richtete ich mich in meiner halbliegenden Stellung auf und richtete mich empor. In der That schlug eine Stimme an mein Ohr, eine lebende Gestalt stand mir vor Augen: eine schlanke Dame betrachtete mich nämlich, mit einem halblauten Schreckensruf auf den Lippen, mit todesbleichen Wangen und einem Gesicht voll Seelenangst. Als ich mich rührte, bebte sie zusammen und wäre zu Boden gefallen, wenn ich nicht aufgesprungen wäre und sie in meinen Armen aufgefangen hätte. Ich legte sie sachte in den Lehnstuhl; die Morgendämmerung drang durch die Fenster und ließ die Gegenstände im Zimmer nur ganz undeutlich und nebelhaft erkennen. Die tiefste Stille herrschte im ganzen Hause und ich fragte mich daher mit einer gewissen Verblüffung und Zweifelhaftigkeit: ob ich noch träume oder wache.

„Schöne Dame," hub ich endlich an, „wenn Sie eine Vision sind, so hat es nichts zu sagen; ist dies aber nicht der Fall, so bitte ich Sie dringend, mich aus diesem Hause fort zu lassen!"

„Wenn Sie mir Nichts zu Leide thun wollen, so soll Niemand Sie belästigen!" erwiderte sie mit bebender Stimme. „Nehmen Sie, was Sie hier gesucht haben und machen Sie sich davon!"

„Das ist schneller gesagt als gethan!" gab ich zur Antwort. „Die Thüren und Fenster im Erdgeschoß sind verschlossen und verriegelt, und gerade unter diesen Fenstern befindet sich nur ein schmales Gärtchen mit einem Zaun von scharfen Eisenspießen. Ich versichere Sie, ich habe die vergangene Nacht in einem fürchterlichen Gemüthszustande verbracht," fügte ich hinzu und setzte mich neben sie auf einen Stuhl. Ich weiß nicht, war es diese Bewegung von mir oder die Wirkung meines kläglichen Tones, oder die bloße Thatsache, daß sich die junge Dame in einem so gemüthlichen Tête à Tête mit einem Diebe und Räuber gegenüber befand, — genug, sie brach plötzlich in ein leises hysterisches Gelächter aus und fragte: „Aber sagen Sie mir nur, wie sind Sie denn in das Haus eingebrochen?"

„Ich bin gar nicht eingebrochen," gab ich zur Antwort. „Ein solches Verfahren liegt gar nicht in meinem Charakter, glauben Sie mir. Ich fand nur ein Parterrefenster nach dem Hofe zu offen, und hielt es für den kürzesten Weg, um ins Haus zu gelangen."

„Das Silberzeug hat Sie angelockt, nicht wahr? Nehmen Sie es in Gottes Namen, verzweifelter Mensch und gehen Sie ihres Weges!"

„Ich habe schon einen Theil davon genommen, allein nicht in schlimmer Absicht, sondern nur zum Scherze; hier ist es," gab ich zur Antwort, führte sie zum Sopha, hob dessen Kissen in die Höhe und zeigte es ihr.

„Sie sind sehr großmüthig gewesen," sagte sie und ihre Stimme erbebte abermals; „denn Sie hatten das ganze Silberzeug in Ihrer Gewalt. Ich will Sie so leise aus dem Hause lassen, daß es Niemand bemerken soll. Stecken Sie das Geräthe ein, für dessen Besitz Sie so viel gewagt haben, und folgen Sie mir."

„Ich werde Sie gern begleiten, und ginge es bis ans Ende der Welt!" erwiderte ich mit einem zärtlichen Blick, denn das zunehmende Morgenlicht zeigte mir ein junges Mädchen, so schön und hold, wie ich es nur jemals in meinen kühnsten Träumen gesehen. „Allein diesen Raub hier nehme ich nicht mit mir. Glauben Sie mir, mein Fräulein, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie gestohlen, und werde auch in meinem ganzen Leben nie wieder den Versuch machen, fremdes Eigenthum anzurühren. Auch kann ich nicht von hier weggehen, bevor ich Ihnen den Wahn benommen habe, als ob ich ein Räuber und Dieb sey!"

„Sie sind in der That ein seltsamer Mensch!" gab mir die junge Dame zur Antwort, die bei der allmälig heller gewordenen Beleuchtung nun ebenfalls mich genauer ins Auge gefaßt zu haben schien; „weder Ihr Aussehen noch ihre Sprache lassen in Ihnen einen Räuber vermuthen!"

„Ich bin auch keiner, weder Dieb noch Räuber, ich bin eigentlich gar Nichts, und habe Nichts in der Welt, als einen heitern Sinn, viel Muthwillen und zu wenig Gesetztheit, bin aber bei alle dem doch ein rechtschaffener Mensch!"

„Jenun, aber wenn Sie kein Dieb sind, wie kamen Sie denn hieher? was suchten Sie hier?" fragte sie verwundert. „Warum stiegen Sie denn durch das hintere Fenster ein, eigneten sich anderer Leute Löffel an und ließen sich die ganze Nacht in einem fremden Hause einsperren?"

Ich kann hiefür keinen anderen Grund angeben, als eine Uebereilung, einen leichtfertigen, unbedachten, muthwilligen Streich," entgegnete ich im aufrichtigsten Tone, der mir zu Gebote stand. „Ich langte gestern Abend geraden Weges aus Amerika an, um meinen alten Vormund und Pflegevater wieder zu sehen, den Major, der hier nebenan wohnt und dessen Tafel ich am Hause gelesen hatte. Ich läutete an seiner Glocke vergeblich, ging also ums Haus herum, um mich wo möglich einzuschleichen und die lieben Leutchen zu überraschen. Da will mein Unstern, daß ich Ihr unseliges Parterrefenster offen und das Silberzeug auf dem Tische liegen sehe, und im Nu war ich über den Zaun und durch das Fenster, in der Absicht, die Leutchen zu erschrecken und meiner lieben Schwester Laura, die mir so manchmal eine Strafpredigt gelesen, einen kleinen Schabernack zu spielen und sie dafür zu bestrafen, daß sie Silberzeug in einem leeren Zimmer bei offenen Fenstern liegen ließ."

„Wie, Sie sind also Theodor, der Vetter meiner lieben Freundin Laura, der längst so sehnlich Erwartete, den Alle so lieb haben und von dem man mir schon so viele tollen Streiche ...." Die junge Dame brach plötzlich ab, ward dunkelroth, und schlug mit schelmischem Lächeln die Augen zu Boden. Sie war engelschön in diesem Augenblick, mit der himmlischen Rosengluth auf den Wangen.

„Wenn von meinen tollen Streichen die Rede war," versetzte ich, „so hat man Ihnen nicht genug erzählen können. Aber ich will's geloben, daß dieser mein letzter gewesen seyn soll!"

„Das gebe Gott!" setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu; „dieses Abenteuer entspricht ganz der Schilderung, die mir Laura von Ihnen gemacht hat. Aber Sie haben mir wahrlich eine entsetzliche Seelenangst eingejagt!"

„Für die ich tausend Mal um Vergebung bitte!" erwiderte ich und wagte schüchtern ihre Hand zu küssen.

Sie ließ mich so in aller Stille aus dem Hause, daß weder ihr Vater noch die Dienstboten das Mindeste bemerkten. Niemand erfuhr etwas von meinem Abenteuer; es blieb ein Geheimniß zwischen mir und Eugenien. Ich brauche wohl kaum zu sagen, welchen Empfang ich im Nebenhause bei meinen Lieben fand. Der Major zerdrückte eine Thräne der Rührung hinter lautem Gelächter; Mama gab mir abermals ihren Segen und noch einen Kuß und Laura war so erfreut, daß sie mir weinend um den Hals fiel und mir die Standrede zu halten vergaß.

Meine nächsten drei Jahre wandte ich nun vernünftiger an. Laura's Verlobter war ein junger tüchtiger Kaufmann, mit welchem ich mich später assozirte. Ich war ruhiger und gesetzter geworden und es glückte mir, in Verbindung mit Jonghaus ein solides blühendes Geschäft zu etabliren. Eugenie hatte an meiner Sinnesänderung die meiste Schuld, denn wir liebten uns herzlich, obwohl wir wußten, daß der alte Oberst Trachenberg aus soldatischem Selbstgefühl und Adelsstolz nicht in eine Verbindung seiner einzigen Tochter mit einem Kaufmanne willigen würde. Aber nach dreijährigem stillen Liebeswerben ließ der alte Haudegen auf seinem letzten Krankenlager sich doch durch unsere Bitten erweichen, unsern Bund zu segnen und ein Jahr später führte ich meine theure Eugenie, die inzwischen Verwaiste vom Traualtar in mein Haus. Sie reicht nun unsern Kindern Butterbrod mit demselben mütterlichen, liebevoll ernsten Ansehen, wie Werner's Lotte, lacht aber trotzdem noch immer herzlich über dieses seltsame erste Zusammentreffen, das dennoch zu einem solch glücklichen Ziele führte.

---

* Eine Sängerfahrt.

(Schluß.)

„Jeder edle Genuß führt eine Wünschelruthe auf frische Quellen unergründlicher Ahnungen, und der Boden unseres Herzens wird bei gewissen Stimmungen der Nerven durchzückert!" Ich gedachte dieser Worte H. Königs,*) als ich mit den Sängern die Hallen der ehrwürdigen, kunstgeschmückten St. Michaeliskirche betrat, und die gediegenen, trefflich gesungenen Chöre vom Schiffe des Domes wie Weihrauchwolken in die Höhe wirbelten, wie duftige Blumenkränze

*) Bemerkung in seinem Buche: „Aus dem Leben, Stuttgart 1840."

sich um die schlanken Säulen wanden, und an der kunstvoll gerippten Decke verklangen. Eine ganz besondere Wirkung verfehlte die Festrede nicht, welche vor Beginn der gemeinschaftlichen Gesänge Diakonus Jopp im Priesterornate von der Kanzel hielt. Er sprach von der religiösen Bedeutung des Lieds, von seiner innerlichen Beziehung zur Kirche und von der auch einen Gottesdienst einschließenden Künstlerbegeisterung eines Ambrosius, eines Bach und Palästina, eines Orlando und Beethoven. Es klang ganz erquicklich, solche ächte Menschenworte über die heitere Kunst und ihr Wesen, über Schönheit und Liebe, ja selbst einen Willkomm für die deutschen Brüder aus Franken von der Kanzel herab zu vernehmen. Mein Ohr ward noch um ein gut Stück empfänglicher für den Wohllaut der darauf folgenden Gesänge, für den

„Hauch, der sanft im frommen Liede tönt",

wie die letzten Worte des herrlichen schottischen Bardenchors von Silcher durch den geweiheten Raum tönten. Doch — auch diese eigene Stimmung ungerechnet — war die Produktion in der Kirche, der Zentralpunkt des Festes, eine durchweg gelungene zu nennen, und die treffliche Leitung des Dirigenten, Dr. Faißt aus Stuttgart, trug nicht wenig zu dieser Vollendung bei.

Mittags zerstreuten sich die Sänger in ihre Quartiere, um sich gehörig zu sammeln und vorzubereiten für den Nachmittag, der sie im gemeinsamen Zuge auf den Festplatz am Unterwöhrd führte. Mit der Vertheilung der Preise und Ehrengaben wurde dieser weitere Akt des Liederfestes eröffnet. Unter den ländlichen Vereinen wurden jener zu Hohenstadt und Steinbach, unter den städtischen der Ulmer Liederkranz und der Heilbronner Singkranz mit der Palme bedacht. Außerdessen erhielt jeder am Wettgesang betheiligte Verein eine schmucke Ehrengabe, theilweise Geschenke auswärtiger Liedertafeln, und die beste und sinnigste hierunter — eine Standarte mit aufgestickter Michaeliskirche — nahm wohlverdienter Maßen der Ulmer Frohsinn entgegen, dessen Gesangesvortrag sich an die Preisgekrönten würdig anschloß. Auch der Würzburger Sängerkranz empfing aus schönen Händen eine solche Gabe als freundliche Erinnerung an das Pfingstfest, das er anno 1853 im schönen Schwabenlande beging.

Darf ich hier noch einige Worte über die Wettgesänge anreihen, so müßten sie etwa den Wunsch aussprechen, der schwäbische Sängerbund möge von der Sitte einer förmlichen Preiszuerkennung nach dem Vorbilde der rheinischen Liederfeste abgehen. „Glück geht über Witz", sagt ein altes Sprüchlein, und ich möchte keinem Schiedsgerichte der Welt die Kompetenz zu einem Spruch und Urtel über den Streitpunkt einräumen, wo der Witz aufhöre und das Glück — der Zufall, die Gunst oder Ungunst des Augenblickes — beginne. Zudem — wird hiedurch nicht die harmonische Stimmung, das Gefühl der Einheit und Brüderlichkeit zumeist in jenem Elemente des deutschen Lebens gestört, welches doch — wie der Prinz im Mährchen vom Dornenröslein — just den ersten Weckruf über dieses schlummernde Gefühl hinrief? Es genüge an den schönen, mannigfachen Ehrengaben, deren Reihenfolge und Zuerkennung das Preisgericht nach dem Maße der Leistungen bestimme, deren Vertheilung unter die Wettsingenden aber nach der Ordnung der Vorträge geschehe. Nicht die beste, sondern nur die erste Gabe erregt bei solchen öffentlichen Bewerbungen die Ungunst der Mitbewerber.

Also hatten wir die letzten Formalien hinter uns, und der Humor — der irisfarbene, leichtbeschwingte Vogel — regte seine Fittige. Ein buntbewegtes Leben begann allenthalben; aller Mund troff von Wein und Liedern. Man huldigte den Frauen in Worten, Gesängen, und Franken und Schwaben brachten sich gegenseitig die feurigsten Libationen. An der allgemeinen Freudigkeit aber nährte sich der Witz und platzte los.

Ein frohsamer Ulmer meinte, der alte Spruch, daß Einer keinen Heller werth sey, müsse nunmehr seine Bedeutung verlieren, da der Heller seinen Taufnamen nirgends anders her habe, als von Hall, wo er zum ersten Male sey geprägt worden. Fortan werde man von jeglichem wackeren Gesellen sagen, „er sey einen Häller werth!" Ein Anderer, der es meines Bedünkens auch gut meinte mit Gott und der Kreatur, brachte folgenden Toast aus:

Lebenswonne braust im Meer,
Wogt im Sonnenstaube,
Strahlt im Diamantenlicht,
Gährt im Blut der Traube!
Wer ein Herz im Busen hat,
Fühlet mit dem Ganzen:
Einen Trunk der ganzen Welt,
Menschen, Thier und Pflanzen

In diesen und ähnlichen Sprüchen ergoß sich die Begeisterung. Da war auch nicht Einer darunter, der nach Politik roch, wenn's nicht etwa ein Hoch auf das gesammte, deutsche Vaterland war. Erst die hereinbrechende Lenznacht gemahnte an den Aufbruch. So endete das Fest — heiter und harmlos, wie es begonnen hatte, und nur ein ungewöhnlicher Grad krankhafter Presbyopie oder Fernsichtigkeit vermöchte aus den unverfänglichen Elementen desselben irgend etwas Unlauteres heraus zu spintisiren.

Noch habe ich einer Nachfeier Erwähnung zu thun, die sich dem Feste selbst würdig anschloß. Der Dinstag Morgen versammelte den größten Theil der Sänger in dem Salzbergwerke Wilhelmsglück am Kocher, eine gute Stunde von Hall entfernt. Dieses Bergwerk, welches seine Entstehung einem glücklichen Bohrversuche im Jahre 1822 verdankt, hat seit dem Jahre 1845 einen Treppenschacht*) von einer Länge von 581' (gegen 700 Stufen), der wohl kaum seit seinem Bestande so viel Gäste auf einmal aufgenommen hat, als selbigen Morgens. In der Grube angelangt empfingen uns die beleuchteten Hauptgänge und Feldstrecken, von denen der bedeutendste nicht weniger als 2695' lang ist, und ein allgemeiner Ruf mächtigen

*) Dieser Treppenschacht hat einen Richtungswinkel von 44° 41' 31'', mit dem nebenlaufenden Fahrschacht eine Breite von 6' 6'' und eine Höhe von 8' 42''. An seiner Einmündung in die Grube ist eine Ellipse, in welche am Tage der Frühlings- und Herbstäquinoctien die Sonne ein Paar Strahlen sendet. Am letztern Tage feiert gerade Württemberg den Geburtstag seines Königs.

Staunens widerhallte an den glitzernden und flimmernden Wänden. Der Bau des ganzen Steinsatzlagers ist ein sogenannter Pfeilerbau, jeder Pfeiler vierzehn Fuß im Gevierte enthaltend, und nach der Mächtigkeit des Steinsalzes 22—30′ hoch, also daß der Anblick kaum großartiger gedacht werden kann. Nach den Aeußerungen Sachverständiger übertrifft die Grube in dieser Beziehung alle übrigen Deutschlands, obwol mit dem Baue erst im Jahre 1825 begonnen worden war. Von ihrem Umfange mag etwa die Ausbeute einen Begriff verschaffen. Bei nur 80—90 Arbeitern werden jährlich im Durchschnitt an 220,000 Zentner Steinsalz gewonnen, von welchen 136,000 Zentner bei der auffallenden Trockene des Baues sogleich vermalen, 84,000 Zentner aber in die Auflösung gebracht, in Deichen nach Hall geleitet und dort versotten werden. — In der Grube befinden sich 9 Senkwerke, von hinein geleitetem Wasser ausgehöhlte Räume, deren größtes, gegen 34,000 Quadratfuß enthaltend, in letzterer Zeit wegen seiner Ausdehnung zusammenstürzte. Eines dieser Senkwerke (Nr. 1), eine Ellipse mit einem Flächeninhalt von 8505 Quadratfuß, deren Ende mit einem aus einem Stücke gehauenen Steinsalzaltar geziert ist, war zur Feier des Tages gleichfalls beleuchtet. Als wir aus dem Krystallabirynthe herabstiegen in das geheimnißvolle, magische Halblicht dieser unterirdischen Kapelle, die Musik der Bergleute in gedämpften Tönen über unsern Häuptern erscholl, der Donner vom Sprengen des Gesteins wie eine rollende Weltkugel durch die Schächte fuhr, daß uns schier das Herz erbangte über die Kühnheit dieses Myrmidonengeschlechtes, dessen Werke stolzer und erhabener sind, als es selbst — — da überwältigte uns Alle eine flammende Begeisterung und hundert Klafter unter der grünen, sonnigen Erdoberfläche, unberührt vom Wehen des Lenzes, aber desto tiefer ergriffen von den Wunderwerken der geheimnißvollen Natur vereinigten sich unsere Stimmen wiederholt in dem Mozart'schen Bundesliede, das ich und mit mir mancher Andere — beim ewigen Himmel! — noch nie mit solchen allmächtigen Gefühlen gesungen habe. Eine bengalische Flamme warf dabei ihren rothen Funken an die Krystallwände — es war eine Scene aus Tausend und einer Nacht — mehr noch — es war der erhabendste und erhebendste Gottesdienst!

Lassen Sie mich mit der Reminiszenz an diesem Moment meine Schilderung schließen. Wir haben in kaum zwei Tagen des Guten und Schönen so viel in Schwäbisch Hall genossen, daß wir ihm und seinen viellieben Bürgern zu stetem Dank verpflichtet sind. Durchdrungen von diesem Gefühl verließen wir selbigen Mittages noch die schwäbischen Marken.

---

* Schwalbe und Lilie.

Eine Lilie einsam blüht,
Eine Schwalbe droben zieht,
Lilie beugt sich träumend nieder,
Schwalbe singt die schönsten Lieder,
Und der Himmel ist so blau.

Lilie wird so seltsam still,
Schwalbe nimmer singen will,
Still verweh'n im Spiel der Lüfte
Schwalbensang und Liliendüfte,
Wie ein süßer Morgentraum.

Schwalbe ziehet ihre Bahn,
Wie auf klarer Fluth der Schwan,
Und die Lilie, die Najade,
Nickt in holder Liebesgnade
Ihr den Gruß des Scheidens nach.

Eine Lilie einsam blüht,
Eine Schwalbe ferne zieht,
Lilie beugt sich traurig nieder,
Schwalbe singt die schönsten Lieder,
Und der Himmel ist so blau!

Ludwig Rebau.

Miscellen.

* Das sogenannte Rosenfest, welches in verschiedenen Gemeinden Frankreichs gefeiert wird, verdankt seinen Ursprung dem heiligen Medardus, Bischof von Noyon, der im sechsten Jahrhundert lebte. Dieser Bischof war Besitzer des Dorfes Salency und setzte dort einen jährlichen Preis von 45 Livres nebst einer Rosenkrone oder Rosenguirlande für dasjenige junge Mädchen der Gemeinde aus, welches den meisten Ruf wegen seines tugendhaften Wandels hätte. Dieser Preis wurde zum ersten Male im Jahre 535 vertheilt und zwar erhielt denselben, in Folge einstimmigen Beschlusses der Gemeinde von Salency, eine Schwester des Hrn. Medardus. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte fiel die Sitte der Rosenfeste allmälig in Vergessenheit, bis dieselbe im achtzehnten Jahrhundert wieder in Aufnahme kam. Es wurden nun ähnliche Preise nicht allein in der Umgegend von Paris, sondern auch in der Normandie, in der Lorraine u. s. w. gestiftet. Auf den Theatern erschienen eine Menge von Stücken, welche die Rosenkönigin von Salency zum Sujet hatten. Gretry komponirte sogar eine Oper über dasselbe Sujet. Nach der Revolution verlor sich der Brauch wieder und heute scheint die Gemeinde Nanterre die einzige zu seyn, dort findet alljährlich am Pfingstfeste die Krönung einer Rosenjungfrau statt, unter dem Zulaufe Tausender von Parisern.

* Saint-Gervais bei Paris ist berühmt durch seine prächtigen Fliederbäume. Alljährlich um die Zeit, wo der Flieder blüht, wallfahrtet denn auch das Pariser Publikum zu den Gärten von St. Gervais, um seine Einkäufe dieses duftigen Gewächses zu machen. Freilich gibt es auch Liebhaber des Flieders, welche denselben nicht bezahlen wollen. Die Gartenbesitzer üben dabei eine strenge Aufsicht aus. Der Park v. Enghien theilt mit St. Gervais das Privilegium, die Fliederliebhaber anzulocken. So unternahmen vor einigen Tagen 4 Friseurgehülfen Morgens um 2 Uhr eine Expedition, in der Hoffnung, eine reiche Beute zu machen. Schon hatten sie die 6 Fuß hohen Mauern erklettert, schon schickten sie sich an, mit ihrem geraubten Schatze davon zu eilen, als 2 Flintenschüsse mit Steinsalzkörnern sie benachrichtigten, daß sie ohne die Wächter des Parks gerechnet hatten. Erschreckt und verwirrt sprangen die armen Teufel von der Mauer herab und kehrten ohne Flieder nach Paris zurück.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 43. Sonntag, den 29. Mai 1853.

Ein Abenteuer in den Gebirgen von Vermont.

Aus dem Französischen.

Der Reisende, welcher durch Neu-England gekommen ist, kann die „Grünen Berge" nicht vergessen, eine ungeheure Kette, welche den Staat Vermont von Norden nach Süden durchschneidet, deren mit Holz bewachsene Seiten Tausend unversiegbaren Flüssen das Daseyn geben, welche die Ebenen bewässern und dann dem oberen Connecticut und dem Champlain-See Nahrung geben. Man bemerkt hier und da, wenn man den Gipfeln des Gebirges folgt, einen dunkeln Pik, der sich über die anderen mehr gerundeten Gipfel erhebt; aber der volle Anblick der ganzen Kette bietet ein unermeßliches Amphitheater von Wäldern dar, wo alle Untiefen, Felsen, Abgründe mit einem grünen Mandel bedeckt sind. Im südlichen Theile bemerkt man weiße Häuser und den Kirchthurm eines hübschen Dorfes, aber nach dem äußersten Norden zu sieht der Reisende nur einzelne Blockhäuser einiger Pflanzer, mit ihren von Baumstümpfen umgebenen Maisfeldern, eine fast unerreichbare Oase, wo zehn bis zwölf Kinder mit flachsfarbigen Haaren beschäftigt sind, das Vieh zu hüten. Das ist Alles, was in diesen Orten die Nähe des Menschen anzeigt.

Die Fortschritte der Zivilisation und die Kugeln der Jäger haben die wilden Thiere aus ihren alten Zufluchtsörtern, den Ufern der Flüsse und den lichten Stellen im Walde vertrieben, Alles, was davon übrig blieb, hat sich in die „Grünen Berge" geflüchtet, wo die Einsamkeit der Gehölze ihnen einen undurchdringlichen Zufluchtsort darbietet. Dort, an Stellen, die der menschliche Fuß nie betreten hat, streift noch der schwarze Bär, der Cuguar, der Wolf und der Damhirsch. Aus diesen unangreifbaren Verschanzungen brechen Nachts ganze Rudel Füchse hervor, richten ein Blutbad in dem Hühnerhofe des Pflanzers an, erwürgen seine Lammer und nehmen seine Gänse und Truthähne mit sich fort. Die Bären und die Cuguars sind weniger zahlreich, aber die Wölfe haben sich so furchtbar gemacht, daß die gesetzgebende Versammlung sie ächten und einen Preis auf ihren Kopf setzen mußte. Indeß scheinen diese Herren unverbesserlich zu seyn, denn sie spotteten der Proklamationen des Gouverneurs.

Vor einigen Jahren, als ich die schöne Jahreszeit zu einem Ausfluge in dieses Land benutzte, befand ich mich in einem kleinen Dorfe auf der westlichen Seite dieser Berge. Der Anblick dieser Gegend hatte einen ganz eigenthümlichen Reiz für mich, und ich verweilte mehrere Tage, um diese Gemälde einer Natur, welche sich noch ganz in ihrer wilden und ursprünglichen Frische befand, zu bewundern. Ich wurde nicht müde, diese gigantischen Wäldermassen zu betrachten, deren obere Gipfel sich wie Kuppeln einer unendlichen grünen Stadt erheben. Ich folgte gern den riesenhaften Schatten, welche auf der Rückseite der Kette spielten, wenn die Abendsonne ihre schrägen Strahlen in die durchsichtige Luft des Abends warf. Welches Vergnügen, mit seinen Träumereien in dieser jungfräulichen Einsamkeit umher zu schweifen, wo das herrschende Schweigen nur unterbrochen wird durch das Murmeln einer lebhaften Quelle, durch den harmonischen Ton eines unsichtbaren Vogels, oder durch jenes Murmeln, welches Milton eine himmlische Sprache nennt, welche den Menschen unbekannte Worte flüstert!

Man wird leicht die Neuheit und Frische der Gefühle, welche dieses Schauspiel in meiner Seele erweckte, begreifen können, wenn ich hinzufüge, daß ich mehre Monate in den engen Mauern der Hauptstadt Neu-Englands gefesselt gewesen war und von meinem Fenster aus nur die Pflastersteine und Mauern von Ziegeln bemerken konnte. Ich wünschte diese großen und prachtvollen Scenen nicht mehr verlassen zu dürfen, so lieblich, tief und lebhaft waren die ersten Eindrücke.

Obgleich ich kein ausgedienter Jäger bin, so liebe ich doch diese edle Beschäftigung. Es gefällt mir, das Wild zu verfolgen, es bei seinem Lauf zu necken, und es zum Rückzuge zu zwingen. Ich kann meine Thaten in der Umgegend von Boston und Nantucket zum Zeugen aufrufen, wo die Enten und die Regenpfeifer zu Hunderten gefallen sind, zerrissen von meinem mörderischen Blei, und die Wälder von Roxburg und von Delham, welche ich fast von ihren grauen Eichhörnchen entvölkert habe. Die Damhirsche sind sehr zahlreich in den Wäldern der „Grünen Berge", und ich hatte nie einen Damhirsch getödtet. Ich muß wenigstens einen Damhirsch erlegen, ehe ich Vermont verlasse, sagte ich zu mir selbst. Dieser Beweggrund veranlaßte mich, von Neuem die Wälder zu durchstreifen, welche ich so sehr bewundert hatte. Ohne also große Vorbereitungen zu machen, lieh ich eine Flinte von meinem Wirthe, und richtete an einem schönen Morgen meine Schritte nach den oberen Regionen.

„Mehr als ein Mensch, der ausgeht, um Wolle zu holen, kommt geschoren wieder", sagt Sancho Pansa. Der Augenblick ist noch nicht gekommen, wo ich den

Leser unterrichten werde, in wie weit dies Sprüchwort auf mich anwendbar ist.

Die Damhirschjagd in den Wäldern Amerika's gleicht der Jagd in England gar nicht. Hier galoppirt man nicht mehrere Meilen und schweift über Felder; langsam und heimlich bahnt sich der Jäger einen Weg durch den Hochwald und das Dickicht, oder er stellt sich in den Hinterhalt bei irgend einer lichten Stelle, und wartet unbeweglich und schweigend, daß der Damhirsch komme. Man kann die Hunde zu dieser Jagd nicht gebrauchen; ihr Bellen und das Geräusch der Büsche, in welche sie dringen würden, würden das Thier aufschrecken, ehe der Jäger es erreichen könnte. Ich fügte mich also und reiste allein zu Fuß, meine Flinte auf der Schulter.

Der Berg, welchen ich ersteigen wollte, war eine unregelmäßige Masse von übereinander gehäuften Hügeln, wie die Stufenbänke eines ungeheuren Amphitheaters. Er war mit dichtem Holze bedeckt, mit Ausnahme eines Granitpiks, welcher den Gipfel krönte; und tiefe Bergschluchten, wo sich der Regen in schäumenden Waldbächen vereinigt, reißen Alles, was ihnen widersteht, mit sich fort. Es gab dort auch in einer gewissen Höhe einige kleine unbedeckte Stellen am südlichen Abhange des Berges, dort führten die Pflanzer auf einem holperichten im Wald angelegten Weg ihr Vieh zur Weide. Ueber diesen lichten Stellen ist eine unfruchtbare Wüste, ein unermeßliches Panorama, welches die ganze Gegend beherrscht, das aber nur eine kleine Zahl Reisender und Neugieriger herbeizieht.

Die Sonne, welche eben aufging, blieb noch einige Zeit im Osten der Kette verborgen, deren kühne Umrisse sich an einem reinen und lichtvollen Himmel abzeichneten. Es war keine Wolke am Horizonte; nur einige leichte Dämpfe breiteten ihre flockigen Massen in der feuchten Morgenluft aus.

Ich durchschritt die bei dem Dorfe liegenden Felder und drang in den Wald auf einem schmalen und holperichten Wege, welcher mit buschigem Gesträuche umgeben und mit einer Decke von ineinander verflochtenen Zweigen bedeckt war. Kein menschliches Wesen bot sich meinen Blicken dar. Die Eichhörnchen sprangen von Zweig zu Zweig und sahen mich mit Erstaunen an. Die Eule stieß auf ihrem hohlen Baum einen traurigen Schrei aus, da sie sich in ihrem einsamen Reiche gestört sah. Die Schnepfe und der Auerhahn bewegten ihre Flügel und flogen 10 oder 20 Schritte weiter fort. Die Ente hielt sich hinter den Gebüschen versteckt, während das langsame und feierliche Geschrei der Drossel in Zwischenräumen das tiefe Schweigen der Wildniß unterbrach. Zuweilen fügte auch das entfernte Geheul der Wölfe oder das Brummen der Bären, in ihrem unsichtbaren Versteck, zu diesem eintönigen Geschrei mißtönige Noten hinzu. Ich war bewegt, aber nicht erschreckt. Die Damhirsche zeigten sich noch nicht.

Der Tag war noch nicht sehr vorgerückt, ich beschloß also meine Untersuchung fortzusetzen. Als ich noch einmal die Bergschlucht durchschritt, fand ich den Abhang schroffer und holperichter. Der Wald von großen Eichen, Buchen und Ahornbäumen, welcher den Berg am Rande und in der Mitte bedeckte, verschwand jetzt, und man sah nur dürre, hervorspringende Felsen, welche mit dichtem Gebüsch von Fichten, Birken und kleinen Tannen gekrönt waren. Ich bahnte mir einen Weg, indem ich mehr als einmal zögerte, wie der Seemann, welcher von Vorgebirg zu Vorgebirg segelt. Auf dieser großen Höhe zeigte sich mir kein Thier, kein Vogel; die Bäume wurden, je weiter ich vorrückte, nur Zwergstauden. Der steinige, felsige Boden bot zuletzt nichts mehr dar, was Pflanzen ähnlich sah, höchstens etwas vertrocknetes Gras und Büschel gelben Mooses. Ich erreichte endlich den höchsten Punkt der Kette, und ich konnte mich auf einen grauen Granitblock setzen, welcher sich in der Mitte dieses kleinen Plateau's erhob.

Welch' prachtvolles Panorama breitete sich da zu meinen Füßen aus! Es war einer der glänzendsten Tage der schönen Jahreszeit. Die Klarheit der durchsichtigen Luft ließ alle Formen und alle Nuancen der Landschaft erkennen. Ich heftete zuerst die Augen auf das ungeheure Gebirge mit seinen übereinander gehäuften Hügeln, seinen lachenden Thälern und seinen hohen Wäldern von tausend verschiedenen grünen Schattirungen. Ich bemerkte deutlich das kleine Dörfchen, von dem ich diesen Morgen ausgegangen war. Weiterhin war das Land von tiefen Thälern durchschnitten, in welchen man einige Stücke bebauten Landes entdeckte; die Bäche schlängelten sich wie silberne Fäden mitten zwischen den düstern Wäldermassen, und weit entfernt, im Westen, breitete sich der große und glänzende Champlain-See von Norden nach Süden aus, so weit wie das Auge reichen konnte. Am äußersten Rande des Horizonts, noch hinter dem See, sah man die wellenförmigen Gipfel des Shavrangunk-Gebirges mit einem blauen Nebel verhüllt.

Bewegt von der Größe dieser Scene war ich eine Zeit lang in Betrachtung versunken, bis mich die Abnahme der Sonne daran erinnerte, mein Obdach wieder zu erreichen. Als ich den Pik hinabstieg, war ich erstaunt, eine leichte, weiße Wolke zu bemerken, welche sich an dem obern Theile der Berge bildete. Als ich sie mit mehr Aufmerksamkeit betrachtete, sah ich, wie sie sich ausdehnte, sich verdichtete, dunkler wurde und gerade auf mich zueilte. Ich beeilte mich herabzusteigen; aber, als ich die Holzregion erreichte, hatte mich die Wolke schon überholt, und die ganze Seite des Gebirges war in einen dichten Dunst gehüllt. In zwei Minuten hatte ich den Weg ganz verloren; man konnte zehn Schritte weit nichts erkennen. Alles, was mir zu thun übrig blieb, war, tappend durch das Gebüsch zu gehen und maschinenmäßig eine lichte Stelle zu verfolgen, welche ich zuerst für einen Weg hielt, die aber nur das Bett eines Flusses war, das wahrscheinlich mit einem Abgrunde endigte. Ich wollte wieder zurückkehren, aber der Nebel wurde immer dichter und ich verirrte mich nur immer mehr; es war mir zuletzt unmöglich, zu bemerken, ob ich den Berg im Westen oder im Osten hinunterstieg. Ich erkletterte alle spitzen Felsen, welche mir in den Weg kamen, da ich irgend ein bekanntes Zeichen, das mich in diesem Labyrinthe führen könnte, zu entdecken hoffte, — unnütze Mühe.

Meine Lage wurde bedenklich, ich war wenigstens bedroht, die Nacht da zuzubringen, wo die Müdigkeit meinen Schritten Einhalt gebot. Wenn man leicht bekleidet ist, ist eine Nacht auf Felsen zugebracht, gerade keine angenehme Aussicht, und ich

hatte noch dazu einen Appetit, welchen die scharfe Luft dieser Region nur vermehrte.

„Ach!" sagte ich zu mir selbst, „wenn Jemand heute Abend zu Abend ißt, ich werde es nicht seyn; und wenn ich einschlafe, werde ich ohne Zweifel in der Umarmung eines Bären erwachen."

Traurige Aussicht! — Dessenungeachtet beschloß ich weiter vorwärts zu gehen, da ich hoffte, daß sich die Wolke zertheilen würde; aber ich wurde in meiner Erwartung vollkommen getäuscht. Der Horizont wurde immer dunkler, nur hier und da blitzten einige Sterne. Ich begriff, daß ich jeder Hoffnung zur Rückkehr entsagen und mir irgend einen vortheilhaften Ort suchen müsse, um dort bis zum folgenden Morgen auszuruhen. Ich dachte zuerst daran, auf einen Baum zu klettern, um mich vor den wilden Thieren zu schützen, aber der kalte Wind, der jetzt blies, rieth mir ein bequemeres Obdach zu suchen. Ich entdeckte endlich eine enge Spalte, welche tief genug war, um mich zu schützen, und deren Wände mit einem grünen dichten Moose bedeckt waren, welches auf diesen Bergen häufig vorkommt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Wandermappe eines deutschen Reisenden in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Im Sommer, wo die äußere Temperatur viel höher ist, mag die Luft in der Höhle allerdings viel angenehmer seyn, als gegenwärtig; keineswegs rechtfertigen aber ihre Eigenschaften das bizarre Experiment eines Dr. Mitschell aus Glasgow, im Staat Kentucky, der seinen brust- und lungenkranken Patienten diese Riesenhöhle in Folge ihrer gleichmäßigen Temperatur und trockenen Atmosphäre als ganz besonders günstigen Winteraufenthalt empfahl.

Im Jahr 1841 ließ der sanguinische Arzt ungefähr zwei Meilen im Innern der Höhle in der sogenannten Main Avenue mehrere kleine Wohnhäuser von Ziegeln aufführen, dieselben mit Thüren und sogar mit Fenstern, als ob ein Licht eindringen könne, versehen, und anstatt eines Daches mit grober Leinwand, zum Schutz gegen Staub, überspannen. Das Innere dieser seltsamen Spitalräume wurde bequem und komfortabel eingerichtet, und ein hinreichendes Krankenwärterpersonal in Bereitschaft gehalten.

Und im September desselben Jahres konnte man wirklich siebenzehn Lungenleidende in diese unterirdischen Räume einziehen sehen, welche in der Verzweiflung eines letzten Versuchs den schauerlichen Entschluß faßten, die Riesenkur in der Mammuthhöhle zu erproben. Vier Monate lang blieben die Unglücklichen in diesem kerkerähnlichen Aufenthalt und stark mußte ihre Liebe zum Leben gewesen seyn, um dasselbe mit einer so langen Entbehrung des Sonnenlichts und der frischen, freien Luft erkaufen zu wollen.

Kein einziger der Patienten hatte während dieser vier Monate die Höhle verlassen oder auch nur ihrem Ausgang sich genähert, um des Tages schönes Licht zu schauen. Sie brannten Kerzen und Lampen, am Tage wie zur Nachtzeit, Speisen, Getränke, Erfrischungen, kurz alle Arten von Bedürfnissen und Luxusartikeln wurden nach der Höhle geschafft und es herrschte eine Zeit lang ein wunderlich regsames Leben. Man veranstaltete sogar Ausflüge nach den verschiedenen interessanten Punkten der Höhle, woran nebst den Krankenbesuchern auch die Leidenden, die nicht an das Bett gefesselt waren, Theil nahmen und Musik, Tanz und Sang belebte die sonst so traurigen, schweigsamen Räume.

Nach den ersten zwei Monaten des Höhlenaufenthaltes bemerkte man indeß schon an den meisten der siebenzehn Kranken Abnahme der Kräfte, Augenleiden und Melancholie. Sie waren jedoch nicht zu einer Veränderung ihres Aufenthaltes zu bewegen. Einige starben in der Höhle und als der Rest der Kranken auch den Tod durch die Felsengewölbe der Riesengrotte dringen sah, bemächtigte sich ihrer ein so panischer Schreck, daß sie kaum Zeit hatten, sich aus dem freiwillig gewählten steinernen Sarg der Mammuthhöhle in die hölzernen im Hotel zu legen. Sie starben rasch auf einander und ihr Doktor mit ihnen. Und mit ihm ging auch sein Höhlen-Kur-System zu Grabe!

Die Riesengrotte hat aber nicht blos zu irdischen, sie hat auch schon zu himmlischen Zwecken gedient. Mehrere Jahre hindurch hielten die Methodisten in einer ihrer großartigsten Hallen fromme Versammlungen (meetings), an denen viele hundert Menschen aus der weitesten Entfernung Theil nahmen. Und es muß ein großartiger Effekt gewesen seyn, in diesen unterirdischen, reich mit magischem Lampenlicht erhellten Räumen eine fromme Christengemeinde zum Gebete versammelt und ihren Prediger von einem hohen Steinblock herab den Segen sprechen zu sehen.

Stephen versäumte nicht, uns die interessantesten Einzelheiten der Höhle zu zeigen und sie mit glänzenden Farben zu schildern. Doch waren es in dem vorderen Theil der Höhle nur zwei Punkte, die unsere Aufmerksamkeit auf längere Zeit fesselten: Gorin's Dom und die Sternenhalle. Gorin's Dom, nach dem frühern Besitzer so genannt, ist eine domartige Stalaktitbildung, welche, mit Oelpapier erleuchtet, den Blick bis in eine Tiefe von 500 Fuß schweifen läßt.

Durch ein glückliches Naturspiel vertritt eine breite Oeffnung die Stelle eines Fensters, und der Besucher, der, an diese steinerne Brüstung sich lehnend, in diese mit flüchtigem Oelbrand erleuchtete Tiefe hinabsieht, erblickt mit täuschender Aehnlichkeit das Schiff eines Riesendomes, Säulen, Karniese, Arabesken und Draperien; doch stirbt deren Erscheinung mit der verlöschenden Flamme rasch wieder hinweg.

Am überraschendsten erschien uns der Star-chamber, eine umfangreiche Halle mit steilen Felswänden, an deren 80 bis 90 Fuß hoher, rußiger Decke sich einzelne schwarze Felsstücke losgelöst haben, wodurch die weiße Unterschichte in einer eigenthümlichen Wirkung durchschimmert, und man aus der Entfernung und mit einer gewissen Lichtanwendung das Glitzern der Sterne am nächtlichen Himmel zu erkennen glaubt. Und diese Täuschung ist derart frappant, daß es dem Auge des Beschauers viel schwerer fällt, wieder die rauhen, finstern Felswände anstatt des Sternenhimmels über seinem Haupte zu erblicken.

Das Thierleben in der Höhle ist auf zwei Fischgattungen und auf nur wenige Insektenarten beschränkt.

Die interessanteste Erscheinung ist ein blinder Fisch (Amblyopsis spelaeus), welcher nur Rudimente der Sehorgane besitzt. Derselbe kommt im Leihestusse vor und ist durch häufiges Ausfischen schon ziemlich selten geworden. Zahlreiche Physiologen und Aerzte haben bereits diese seltsame Erscheinung zum Gegenstande physiologischer Untersuchungen und wissenschaftlicher Forschungen gemacht und die meisten von ihnen stimmen darin überein, daß nicht alle Generationen des Amblyopsis spelaeus blind gewesen seyen, sondern daß derselbe erst, nachdem er seinen Weg in diese Höhle gefunden, durch die Nutzlosigkeit und Unbrauchbarkeit der Sehorgane in dieser Finsterniß die Kraft derselben allmälig verloren habe.

Es mag dies zugleich als ein wunderbarer Fingerzeig gelten, wie nur ein weiser und steter Gebrauch der von der Natur uns verliehenen Fähigkeiten vor deren Verlust bewahren kann, und wie der scheinbare Mangel eines Organs häufig nur der Erschlaffung desselben aus Unthätigkeit zugeschrieben werden muß.

Die zweite Fischgattung, welche diesen nächtlichen Aufenthaft freiwillig oder unfreiwillig gewählt, ist eine Art Flußkrebs (craw-fish), der sich gleichfalls nur höchst spärlich vermehrt.

Abends verließen wir die Mammuthhöhle, um in Bell's einsamer Wirthshausschenke an der Heerstraße den Eilwagen für Nashville (im Staat Tenessee) abzuwarten, welcher jede Nacht in der eilften Stunde vorbeipassirt.

Die Bewohner der einsamen Ansiedlung in der Nähe der Riesenhöhle, von welchen wir jetzt Abschied nahmen, werden von einem späteren Besucher wohl schwerlich mehr getroffen werden. Der jetzige Pächter zieht als Farmer nach einer entfernten Landwirthschaft und die Negersklaven, von ihrem Herrn sämmtlich freigelassen, wandern binnen Kurzem, Stephen an der Spitze, nach der Negerkolonie Liberia in Afrika, wo sich seit deren Gründung im Jahre 1812 bereits über 6000 freie Neger niedergelassen haben. Stephen, der durch allzugroße Schmeicheleien von Seiten der Besucher seine Kenntnisse vielfach überschätzt, glaubt, er könnte in Liberia eine angesehene wissenschaftliche Stellung einnehmen, und obwohl er uns nur sagte, daß er Schullehrer werden wolle, so ist doch kein Zweifel, daß sich seine eitle Phantasie darunter einen Diplomaten oder einen kirchlichen Orator denkt!

Seine Ehehälfte, wie die meisten Hälften der Ehe, legt zwar Schwierigkeit in den Weg und meint, es sey besser, in seiner Eigenschaft als Führer durch die Mammuthhöhle bei gutem Verdienst am gegenwärtigen Wohnorte zu bleiben, als in freiem Zustande in einem fremden Lande eine neue Zukunft gründen zu müssen. Geboren, erzogen und glücklich verheirathet in einer einsamen Ansiedlung, deren Gränzen sie niemals überschritten, fühlt dieses Frauenherz weniger das Bedürfniß nach Freiheit, als der stolze Sinn ihres Mannes, und aus dieser blöden Anhänglichkeit an die Scholle mag auch die oft wiedergekäute Historie von freigelassenen Negersklaven erklärt werden, welche es vorgezogen haben sollen, ihrem humanen Befreier als Sklaven fortzudienen, als unwissend, unbeholfen und unfähig, wie die meisten von ihnen sind, sich selbst ein Unterkommen und einen Erwerb gründen zu müssen.

Dieser Vorfall, der als ein Beispiel der humanen Behandlung und der Zufriedenheit der Negersklaven mit ihrer gegenwärtigen Lage so vielfach von Sklavenzüchtern erzählt wird, gilt indeß nur als schlagender Beweis, wie tief diese Menschenklasse in ihrer Selbstachtung durch verthierende Behandlung gesunken seyn muß, wenn sie ihre gegenwärtige Knechtung und Unterdrückung einer freien und selbständigen Existenz vorzieht!

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

* Der berühmte Schachspieler Kiesseritzki, der seit zwölf Jahren im „Cafe de la Regence" eine Menge Schachliebhaber versammelte, die seinen meisterhaften Partien zusahen, ist vor drei Tagen im Spital an einer Gehirnerweichung gestorben. Er war unstreitig der größte Theoretiker des Schachspiels und hat eine Menge ungeordneten Materials, das er zu einem umfassenden Werk über das Schachspiel gesammelt hatte, hinterlassen. Er hatte keinen andern Erwerb als das Schachspiel und den Unterricht darin. Er spielte öfters im Schachklub mit den stärksten Spielern drei Partien auf einmal, wovon zwei auswendig, ohne das Brett zu sehen. Er war bei den Mitgliedern des Klubs und den Besuchern des Cafe's sehr beliebt. Er weigerte sich stets, um hohe Einsätze zu spielen, wiewohl er sicher war zu gewinnen. Von seiner Einnahme unterstützte er noch eine Schwester, die in Dorpat in dürftigen Umständen lebt. Um so schmerzlicher fiel auf, daß sich zu seiner Beerdigung nur drei Personen, und darunter ein Garcon des „Cafe de la Regence" eingefunden haben. Sollte dies einen Beweis liefern sollen, daß das Schachspiel nichts als den Scharfsinn zu bilden fähig sey? Die Mitglieder des Pariser Schachklubs mögen diese Frage beantworten. Kiesseritzki war ein Deutscher aus Dorpat, und sprach trotz seines polnischen Namens kein Wort polnisch.

* Sonett.

Ich streife gerne in des Marktes Wogen,
Um in des Lebens buntem Buch zu lesen
Die tausend Schriften, die ein mächtig Wesen
Auf jeder Stirn mit sich'rer Hand gezogen.

Und hab' ich dann den Inhalt eingesogen,
So gibt ein flüchtig Lied die Exegesen
Der Schriften all', der guten, wie der bösen,
Und selten hat mein Auge mir gelogen!

Nicht jedes Blatt in meinem Liederbuche
Ist Spiegelbild von meiner eig'nen Seele,
Vom Lebenssegen und vom Lebensfluche

Ist manches Bild auf manchem Blatt zu zählen,
Verhüllt von Blüthen und von Laubgewinden
Wird Mancher d'rin sich selber wiederfinden!

Ludwig Rebau.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 44. Mittwoch, den 1. Juni 1853.

Ein Abenteuer in den Gebirgen von Vermont.

(Fortsetzung.)

Mit Hülfe meiner Flinte gelang es mir, einen Haufen von trockenen Blättern und Tannenzweigen anzuzünden, die glänzende Flammensäule, welche sich jetzt durch den Nebel erhob, schützte mich vor dem Besuche, den ich am meisten fürchtete. Die Sonne war untergegangen, das Dunkel der Abenddämmerung nahm zu, und der Mond, welcher eben am westlichen Himmel erschien, verbreitete nur in Zwischenräumen ein zweifelhaftes Licht. Indeß, je frischer der Wind wurde, je mehr schien sich der Nebel zu zertheilen, und ich war erfreut, um die Mondscheibe einen Schein von durchsichtigen Dünsten, welche an allen Regenbogenfarben reich waren, sich bilden zu sehen. Nach und nach verschwand diese Erscheinung; der Mond ging unter, der Himmel wurde schwarz, und die tiefe Dunkelheit des Waldes wurde nur durch die röthlichen Flammen meines knisternden Feuers erhellt.

Ungeachtet der Anstrengungen des Tages währte es lange, ehe ich das Bedürfniß des Schlafes empfand. Das Feuer, welches brannte, und meine geladene Flinte verscheuchten meine Furcht. Unmerklich gab sich meine Seele ganz der Poesie des Ortes hin, den Eindrücken der Nacht, der Einsamkeit und der Wüste. Ich lieh mein Ohr dem Seufzen des Windes, dessen Stimme noch durch das Knittern des Laubwerks verstärkt wurde; zuweilen bildete ich mir ein, das Geheul der Wölfe in dem fernen Murmeln des Windes zu unterscheiden, aber bis jetzt hatte kein Bewohner des Waldes meine Einsamkeit zu stören gewagt. Ich beschloß endlich, dem Schlummer nicht länger zu widerstehen. Ich legte auf mein Feuer eine für einige Stunden hinreichende Menge Holz, und mich auf dem mit Moos bedeckten Felsen am Boden der Kluft ausstreckend, die Füße dem Feuer zugekehrt, war ich bald sanft eingeschlafen.

Bei solchen Gelegenheiten wird man in der Regel von Träumen heimgesucht. Als meine Augenlider schwer wurden, war ich beschäftigt, die schwanken Schatten zu betrachten, welche die Rauchwolken auf den Wald zurückwarfen, und als meine Empfindungen verwirrter wurden, glaubte ich, ich weiß nicht, wie viel ungeheure Bären mit ihren riesenhaften Jungen auf den Blätterhaufen spielen zu sehen. Dann glaubte ich, mitten im Wald umherzuirren, Servale waren hinter jedem Baum und meine Flinte versagte, wie es in den Träumen vorkommt, jedesmal, wenn ich mich ihrer bedienen wollte; ich versuchte dann den Berg zu ersteigen und fiel bei jedem Schritte; dann, als ich mich auf dem Gipfel befand, entführte mich plötzeine phantastische Wolke, trug mich durch die Lüfte, wie in einem Ballon oder auf dem Hippogryphen Astolph's, öffnete sich plötzlich und ließ mich in den Champlain-See fallen.

Ich erwachte in diesem Augenblicke; meine erste Empfindung war, als ob ich gegen Etwas kämpfte, welches mich wirklich ergriffen hatte. In einem Augenblicke fühlte ich mich heftig fortgetragen und einen Augenblick darauf empfand ich einen Stoß, der mich fast betäubte.

Ich glaubte noch zu träumen, und sah um mich: überall war die dichteste Finsterniß; nur über meinem Kopf erschien ein seltsamer Lichtstrahl, man hätte ihn für eine Oeffnung des Himmels halten können, von welchem dann und wann ein schwacher rother Schein ausging. Ich erhob mich und suchte vorwärts zu gehen — ach! vor mir war eine senkrechte Felsenmauer! Ich sah noch einmal hin und entdeckte, daß ich auf dem Grund einer tiefen Kluft lag, und daß das Licht oben aus einer Oeffnung kam, welche auf dem Gipfel der Kluft war, und durch welche mein plötzlicher Hinabsturz bewerkstelligt war. Also konnte dieser röthliche flackernde Glanz, welchen ich bemerkte, nur von dem Feuer meines Bivouaks herkommen. Einige Quetschungen und der enge Raum, in welchem ich mich eingeschlossen fand, überzeugten mich, daß meine gegenwärtige Lage kein Traum sey.

Es gibt in den „Grünen Bergen" sehr viele solcher Höhlen; der Reisende geht auf einem Moosteppich, welcher, sich von einem Felsen zum andern ausbreitend, allein ihn über tiefen Abgründen hält. Gerade über einem ähnlichen Orte hatte ich mein Feuer zurechtgemacht und mich zum Schlafe niedergelegt, ohne zu ahnen, daß mein Lager selbst ein treuloser Fallstrick sey. War das Feuer unter das Moos gedrungen, und hatte die trockenen Zweige angegriffen, welche diesem Pflanzendach zum Gestelle dienten? oder war das Moos unter meiner eigenen Schwere gewichen? Dies habe ich mir nie erklären können. Ich rieb mir nochmals die Augen; ich hatte keine Wunden, aber einige schmerzhafte Quetschungen. Der Boden der Höhle war mit welken Blättern, hereingefallener Erde und Zweigen bedeckt, welche meinen Fall geschwächt und meinen Kopf vor den Felsspitzen bewahrt hatten, denn ich war wenigstens 15 — 20 Fuß hoch hinunter

gefallen. Ich fühlte rechts und links, und ich bemerkte, daß ich, wenn ich die Arme ausstreckte, beide Mauern der Höhle berühren konnte. Bei einer vollkommenen Dunkelheit schritt ich in diesem engen Gange vorwärts; aber die Mauern waren senkrecht, und meine Hände konnten nichts erfassen, was mir helfen konnte, mich über den Boden zu erheben. Als ich bemerkte, daß die beiden Seiten des Felsens zusammenstießen, und daß ich nicht weiter vordringen konnte, wandte ich mich um, das andere Ende der Höhle zu untersuchen. Die Wände waren überall zu steil und zu schlüpfrig, als daß sie mir die geringste Hoffnung ließen, daran hinauf zu klettern. Was sollte ich thun? War ich verurtheilt, ewig in dieser Höhle gefangen zu sitzen? „Ich will den Tag erwarten" — dachte ich — „ehe ich mich der Verzweiflung überlasse. Vielleicht verbirgt mir diese Finsterniß irgend einen günstigen Ausgang."

Plötzlich wurde ich durch das Geräusch eines Körpers beunruhigt, welcher sich im Hintergrunde der Höhle bewegte. Einen Augenblick darauf waren zwei glänzende Augen auf mich gerichtet. Ein Schauder durchfuhr meine Glieder, meine Haare sträubten sich. Ein kalter Schweiß rann von meiner Stirn und ich blieb vor Schreck versteinert. Ich hätte in diesem Augenblick ein Königreich für die kleinste Hoffnung zur Rettung hingegeben; ich war — in der Höhle eines Wolfes, allein mit dem furchtbaren Wirthe dieser Kluft, ohne ein Mittel zur Flucht oder zur Vertheidigung.

(Schluß folgt.)

Aus der Wandermappe eines deutschen Reisenden in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

IV.

Naschvile (Nashville).

Die Eilwagenfahrt nach der Hauptstadt von Tenessee ging größtentheils über flaches Land. Einige Dornen- und Maisfelder kamen zum Vorschein, aber auf der ganzen, 95 Meilen langen Strecke erreichten wir nur ansehnliche Städtchen, Bowling Green und Franklin (Simpson County), in dessen Nähe sich gleichfalls eine ansehnliche Kalksteingrotte befinden soll.

Ungefähr 10 Meilen, bevor wir Nashville erreichten, änderte sich merklich das Klima. Das Gras war noch üppig und frisch, die Bäume waren noch nicht durch den Eiseshauch des Winters alles Blätterschmuckes beraubt, der Himmel hatte schon eine liebliche südliche Färbung. Zu beiden Seiten zogen sich jetzt Anlagen und Landsitze hin, der Boden wurde kultivirter, man fühlte, daß man sich einer großen und wohlhabenden Kommune näherte.

Noch keine Stadt Amerikas, die wir bisher gesehen, trug so viele Spuren ihres Alters an sich, wie Nashville; nirgends bemerkten wir so viele ruinenartige, verwitterte Bauten. Die Hauptstadt Tenessees liegt am südlichen Ufer des Cumberlandflusses, der sich bei Smithland in den Ohio ergießt und eine direkte Verbindung mit den Handelsplätzen des Westens unterhält.

Nashville ist auf einem Felsen erbaut und erhebt sich terrassenförmig von 50 – 175 Fuß über das Strombette des Cumberlandflusses. Die Bevölkerung von 25,000 Seelen findet ihren Haupterwerb im Handel und Ackerbau. Ein prachtvolles Kapitol, in welchem in Zukunft der gesetzgebende Körper des Staats seine Berathungen halten soll, ist eben in der Vollendung begriffen und wird, auf einem der höchsten Punkte der Stadt erbaut, als herrliches Monument der Freiheit in die Ferne ragen.

Man ist zuweilen mit dem Bau solcher kostspieliger Staatsgebäude darum so zuvorkommend, weil man durch derartige bequeme Einrichtungen den Sitz der Regierung auf einem Punkte festzuhalten hofft, und die Bewohner dadurch der Sorge zu entgehen glauben, die Hauptstadt des Staates mit allen ihren Vortheilen in drei oder vier Jahren auf einen anderen Punkt übertragen sehen zu müssen.

Die Universität von Nashville ist im raschen Aufblühen begriffen. Das medizinische Departement zählt gegenwärtig 146 Studenten, welche für jedes einzelne Kollegium 13 Dollars per Semester bezahlen. Bei den geringen Mitteln, welche der Universität gegenwärtig noch zu Gebote stehen, müssen manche Professoren zwei bis drei Lehrgegenstände vortragen. So z. B. ist der ehemalige Dekan, Dr. Lindsley, Professor der Chemie, der Mineralogie und presbyterianischer Prediger.

Ein seltener Genuß wurde uns durch den Besuch des mineralogischen und geologischen Kabinets des verstorbenen Prof. G. Troost, eines gebornen Holländers, geboten, welcher sein ganzes Erworbene der Anlage dieser schönen Sammlung widmete. Ohne alles Privatvermögen, blos mit einem Jahrgehalt von nicht mehr als 1500 Dollars gelang es diesem begeisterten Gelehrten, nach einem halben Jahrhunderte unermüdlicher Thätigkeit und Anstrengung eine prachtvolle Sammlung interessanter Mineralien von allen Theilen der Erde zusammenzustellen, welche von Fachmännern auf 25,000 Doll. geschätzt wurde. Ein großer Theil der europäischen Mineralien wurde von Heuland in London und Kranz in Bonn angekauft. Jede einzelne Stufe ist ein Kabinetstück, geeignet, einen wissenschaftlichen Vortrag darüber zu halten.

Durch den Tod dieses würdigen Professors (1850) ist der Ankauf dieser unstreitig großartigsten Privatsammlung in den Vereinigten Staaten für die Stadt Nashville zur Ehrensache geworden, und es würde ein trauriges Zeugniß von dem Sinne der Hauptstadt Tenessee's für Wissenschaft ablegen, wenn eine solche werthvolle Kollektion von einem ihrer verdienstvollsten Bürger mit so viel Liebe, Fleiß, Fachkenntniß und Aufopferung gesammelt, in einer öffentlichen Auktion verzplittert, oder gar völlig aus dem Lande wandern würde.

Von Nashville reicht bereits die Eisenbahnlinie bis nach Winchester (96 Meilen) und sobald das große Schienennetz in den Mittelstaaten vollendet ist, wird die Hauptstadt Tenessee's mit den Handelsplätzen des Nordens in ununterbrochener Eisenbahnverbindung stehen.

Der Schienenweg, soweit er fertig, ist weit besser, als wir nach den uns darüber gemachten Schilderungen erwarteten. Ein wohlgeheizter eiserner Ofen in der Mitte eines jeden Waggons läßt selbst im Winter das Reisen behaglich erscheinen, und für Trinkwasser, wie für andere Bedürfnisse ist in der befriedigendsten Weise gesorgt. Wir legten 19 bis 21 Meilen in der Stunde zurück. Das Brennmaterial ist Fichtenholz, von dem die Klafter in geschnittenem Zustande auf 1¼ Doll. zu stehen kommt.

Die Bahn führte mitten durch Eichen- und Fichtenwälder, so daß zuweilen die breiten, urwüchsigen Aeste der Bäume wie Hagelschlag auf das kupferne Dach des Waggons klopften. Alle Ansiedlungen, an welchen die Lokomotive vorbeibrauste, trugen noch die Spuren jüngster Entstehung. Bisweilen kamen bereits Baumwollpflanzungen zum Vorschein. Gleich Schneeflocken hingen die blendend weißen Früchte an den dürren, 3½ Fuß hohen Stauden. — Wie viel Stirnenschweiß muß fließen, wie viel Händefleiß sich abmühen, bis diese frische Naturgabe durch die Phantasie eines Pariser Schneiders in ein gliederbeengendes Modekleid verwandelt wird!

Baumwolle, welche zu den Hauptprodukten der südlichen Staaten zählt, wurde bereits 130 Jahr vor dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gebaut und die Pflanzen zumeist von St. Domingo eingeführt.

Die drei kultivirtesten Gattungen sind Gossypum herbaceum, hirsutum und arboreum. Gegenwärtig sind 4,500,000 Acres Land mit Baumwolle bepflanzt.

Die Saat geschieht nach dem muthmaßlich letzten Frost Mitte April; und die Aernte beginnt, nachdem der erste Frost die Knospe geöffnet, gemeiniglich Anfangs November. Die Pflanze muß also sehr geschäftig seyn, um in so kurzer Zeit zu blühen und Früchte zu tragen. Sie bleibt daher auch klein und unansehnlich. Sie hat nicht Zeit genug zu hochstrebendem Wachsthum, wie ein Schüler, der vom Studiren zu sehr angestrengt, mehr in die Breite sich dehnt, als in die Höhe. In Louisiana, wo zwischen Saat und Aernte ein längerer Zwischenraum besteht, ist die Pflanze weit größer und entwickelter, aber die Frucht ist nicht besser.

Man rechnet per Acre 250 bis 300 Pfd. jährlichen Ertrag. Das Kapital und Besitzthum, welche in den sämmtlichen Staaten des Südens für die Produktion von Baumwolle verwandt werden, erreichen die Summen von 860 Mill. Doll., die Baumwollenärnte des Jahres 1852 wird auf 3½ Millionen Ballen à 400 Pfund veranschlagt. Der dermalige Marktpreis ist 9 Cents per Pfd. Von dieser Aernte dürften ungefähr 700,000 Ballen in inländischen Fabriken verarbeitet werden, der Rest bildet einen Haupthandelsartikel mit Europa*)

Im Staat Alabama, welcher einen Flächenraum von 32,462,080 Acres Landes umfaßt, werden jährlich im Durchschnitte über 500,000 B. Baumwolle à 500 Pfund erzeugt. Im Jahr 1852 erreichte die Baumwollenärnte in Süd-Alabama einen Werth von 21 Millionen Dollars.

Am Black-Warrior River finden sich bedeutende Kohlenlager, deren Becken zwischen den Shelby und Bit Cantons sich bis auf 40 Meilen ausdehnt. Benton Canton ist reich an Eisen und Blei, doch sind alle diese Mineralschätze sehr wenig ausgebeutet.

In Whinchester verließen wir die Eisenbahnwagen und wurden in einer schlechten Kutsche mit noch viel schlechteren Pferden auf der schlechtesten Straße bis zum Einmündungspunkte der Eisenbahn im Staat Georgia weiter befördert.

Die Gegend beginnt jetzt gebirgig zu werden, man merkt, daß man sich den Appalachen nähert. Trotz der starken Beladung des Wagens wurde derselbe doch fortwährend, wie ein wogengeschaukeltes Segelschiff bald nach dieser bald nach jener Seite hin geschleudert. Gefahr, Arm und Bein zu brechen, machte die ganze Eilwagenreise zu einer Bußfahrt.

Abends wurde in einer Holzhütte im Walde zum Nachtmahl angehalten. Im selben Zimmer, wo für die Reisenden ein ärmliches Mahl bereitet stand, lag die Frau des Mannes fieberkrank im Bett und vor dem Kamin saßen mit verhüllten Gesichtern zwei verwilderte Burschen, von denen ein Jeder eine eiserne Kette um den Hals trug, deren Ende am Holzplafond des Zimmers befestigt war. In solch unheimlicher Gesellschaft würde selbst ein besseres Abendbrod, als das angebotene, nicht gemundet haben. Als der Wirth die Zeche einsammelte, gab er uns gratis die Geschichte der beiden Arrestanten zum Besten, welches Diebe waren, die in der verflossenen Nacht in den Kramladen seiner einsamen Ansiedlung einbrachen und am nächsten Morgen vom Wirthe in höchst eigener Person überliefert werden sollten; damit dieselben nicht früher auskämen, hatte er die grausame Vorsichtsmaßregel getroffen.

So oft die Straße gar zu holperig oder die Berge gar zu steil wurden, legten wir den Weg zu Fuß zurück. Das Ende der Fahrt ging etwas besser, denn der Kutscher, welcher beim letzten Pferdewechsel auf den Bock stieg, hatte im Weiler, von dem er ausfuhr, eine Liebschaft und trieb die Pferde so gut es ging, um nur wieder nach Hause zu kommen. So half uns die Liebe vorwärts, und nur ihr verdankten wir es, wenn wir noch zum rechten Moment in Chattanooga (Georgia) ankamen, um mit dem Frühzuge die Reise auf der Eisenbahn bis nach Atlanta (131 Meilen) fortsetzen zu können.

Nach einer sehr unangenehmen Nachtfahrt in einer kalten und harten Postkutsche kamen uns die wohlgeheizten Eisenbahnwaggons doppelt erwünscht. In einigen derselben glühte sogar der Ofen so stark und die Temperatur war so heiß, daß es uns an gewisse Bureaux in Europa erinnerte, wo das Brennholz auf Staatskosten geliefert und von offiziellen Heizern eingefeuert wird.

Im Waggon saßen mehrere Exemplare von Kongreßmitgliedern aus dem Süden, welche soeben nach Washington eilten, wo in wenigen Tagen die Sitzungen im Kapitol eröffnet werden sollten. Dieselben waren alle äußerst demokratisch disponirt und neigten ihre Häupter, wie der Krautsalat, der aufgehenden Sonne zu. Ueber die Verhältnisse in Europa waren sie höchst oberflächlich unterrichtet. So hatte z. B. eines der Kongreßmitglieder gemeint, die unteren Klassen in Europa ständen auf einer noch niedrigeren Stufe

*) Liverpool, der Hauptstapelplatz, bezieht jährlich über 1,600,000 Ballen. Nächst Liverpool, Havre und Antwerpen geschieht der bedeutendste Export nach Triest, wo er von 20,000 Ballen im J. 1851 auf mehr als 50,000 im Jahr 1852 stieg.

als die Negersklaven Amerika's, und könnten weder lesen noch schreiben. Nun ist die geistige und soziale Lage mancher Volksklassen in Europa allerdings eine höchst betrübende; aber bis zu einer Verthierung, wie sie das unwissende Kongreßmitglied vermuthete, haben wir es, Gott sey Dank, noch nicht gebracht! Die Amerikaner sind gewöhnlich über ihr eigenes Land und dessen Interessen wohl informirt, aber völlig unwissend in Allem, was über den Horizont Amerika's hinausgeht. (Forts. f.)

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch, 25. Mai: „Die Nachtwandlerin", Oper v. Bellini.

Es ist Zeit, daß die Theatersaison zu Ende geht; es wird nachgerade unerquicklich, eine Opernvorstellung zu besuchen. Wir wollen den Leistungen der Frau Beck-Weixelbaum (Amine) und des Herrn Herger (Graf Rudolph) nicht zu nahe treten, Beide leisteten Vorzügliches und beurkundeten ihre Meisterschaft als dramatische Künstler (wenn auch bei Beiden die Glanzperiode der Stimme vorüber ist, denn bei Frau Beck bemerkt man schmerzlich eine Abnahme der Stimme in der Höhe, während Hr. Herger oft seine Töne nicht egal zu tragen vermag, daher solche dann unsicher, schwankend und holperig erscheinen), allein wenn wir von den beiden genannten Personen abiehen, so bleibt eben nur noch Stümperwerk übrig. Herrn Horns Mittel und Kenntnisse reichen noch lange nicht hin, um die Partie des Elwin gut zu singen. Hauptsächlich ließ das Orchester und das Ensemble viel zu wünschen übrig, da war eine schon merkwürdige Unsicherheit ersichtlich. Dazu kam noch, daß Hr. Horn manchmal nicht nur unrichtig, sondern gegen seine Gewohnheit auch öfter falsch sang — kurz, es war, wie gesagt, eine sehr unerquickliche Vorstellung.

Freitag den 27. Mai: Großes dramatisches Quodlibet in drei Abtheilungen.

Dieses große Quodlibet brachte uns die Ouvertüre und einen Akt aus Stradella, einige Scenen aus dem Barbier von Sevilla, die Ouvertüre zu Nabucco von Verdi und zur Zauberflöte von Mozart, die Cavatine aus dem Freischütz und Arie aus der Zigeunerin von Balfé.

Die drei Ouvertüren gingen so exakt und präzis, als es den Orchestermitgliedern bei dem viel zu beschleunigten Tempo möglich war, aber bei solcher Hetzjagd müssen alle feinern Nüancen verloren gehen. In den Scenen aus dem Barbier von Rossini sang Frau Beck-Weixelbaum die Rosine, Hr. Roberti den Figaro, Hr. Grohn den Grafen Almaviva, und die beiden Erstgenannten versetzten uns durch ihre treffliche Leistungen in den schönen Wahn eines genußreichen Abends. Leider zerstörte diesen Traum die sehr mittelmäßige Darstellung des Herrn Grohn. Ihm fehlte vor Allem Coloratur, und auch Sicherheit war keine vorhanden.

In der 2. Abtheilung sang Frau Hallein als theatralischen Versuch die Cavatine aus dem Freischütz „Und ob die Wolke". — Gegen Anfänger muß man zwar nachsichtig seyn, doch auch ihnen die Wahrheit nicht vorenthalten, denn das Sprüchwort sagt: „Besser vorbedacht, als nachbeklagt." Die Stimme der Debutantin ist klangvoll und weich, aber die Höhe spitzig, dabei noch keine Spur musikalischer oder vielmehr gesanglicher Bildung zu bemerken, die verschiedenen Stimmregister ohne Schliff, ohne Abrundung und scharf von einander sich abgränzend. Nach der Art, wie Frau Hallein das hohe As vorsichtig und dünn anschlug, und dann erst einigermaßen anschwellen ließ, dürfte zu bezweifeln seyn, ob ihre Stimme Höhe genug für eine Bravour-Sängerin habe, wenn auch die nöthigen Vorkenntnisse, die gehörige Ausbildung der Stimme noch genügend nachgeholt werden könnte.

In der darauffolgenden Arie aus der Zigeunerin zeichnete sich Hr. Herger durch ächt dramatischen, gefühlvollen Vortrag aus, und wir hätten nur gewünscht, daß er die Töne in der Regel klarer und ruhiger getragen hätte.

Im darauffolgenden 2. Akte aus Stradella war namentlich Hr. Roberti unübertrefflich als Malvolino. Mit köstlichem Humor gab er diese Partie und brachte ein Leben, einen Schwung in die ganze Scenenfolge, die uns für die vorausgegangenen Genüsse (?) entschädigten. Auch Hr. Grohn war brav als Barbarino, sowie Frau Beck-Weixelbaum als Leonore. Hr. Horn (Stradella) war in dieser Partie weit besser zu Hause als in der des Elwin.

M . . .

Miscellen.

(Philosophischer Begriff von Geld.) Weil jetzt doch so viel von Geld und Gold in den Blättern die Rede ist, und das Verständniß über seine Bedeutung in Folge der neuen Goldlager sich noch immer nicht finden will, so werden wir unsern Lesern einen Gefallen erweisen, wenn wir den über Geld gegebenen neuesten Begriff eines deutschen Philosophen mittheilen, der über diese bestrittene Sache nun mit einem Mal alle Zweifel auflöst! Der neue Begriff lautet buchstäblich also: (Handbuch der Wohlfahrts-Oekonomie. Berlin 1853.)

„In dem Wirken gelangt der Mensch durch denjenigen andern in Besitz einer bestimmten Wohlstandsform, welchen er gegen dieselbe in Besitz derjenigen Wohlstandsform setzt, gegen welche der andere ihn in Besitz jener gelangen läßt. Damit jedoch der Mensch jeden andern in Besitz derjenigen Wohlstandsform setzen kann, gegen welchen jener ihn in Besitz einer bestimmten Wohlstandsform gelangen läßt, läßt er den andern nur in den Besitz einer bestimmten Wohlstandsform gelangen, wenn der andere ihn in den Besitz derjenigen Wohlstandsform setzt, gegen welche ihn jeder andere in Besitz einer bestimmten Wohlstandsform gelangen läßt. Diese Wohlstandsform, gegen welche jeder andere den Menschen in Besitz einer bestimmten Wohlstandsform setzt, besteht in dem Besitz des geprägten edlen Metalls." Sind doch närrische Käutze diese Philosophen!

*

* Heinrich Heine hat vor Kurzem in Paris eine Dichtung unter dem Titel: „Les Dieux en exil" in der „Revue des deux Mondes" veröffentlicht, welche in ganz Frankreich das größte Aufsehen machte, und über welche die Brockhaus'schen Blätter für literarische Unterhaltung einen beachtenswerthen Aufsatz enthielten. Seitdem ist in Berlin eine Uebersetzung dieser Dichtung erschienen, welche ohne Wissen des Dichters fabrizirt worden war, und die von Heine auf das energischeste desavouirt wird. Diesem Machwerk sind auch einige Mittheilungen über den Dichter beigegeben, welche kürzlich von Heine in einer Unterredung, in welcher er auf den Diebstahl, der in einer solchen unberechtigten Uebersetzung liege, hinwies, mit folgenden Worten charakterisirt wurde: „Dieses Buch bringt eine Charakteristik über mich gerade so, als ob ein Dieb den Steckbrief des Bestohlenen veröffentlichen würde."

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 45. Sonntag, den 5. Juni **1853.**

Ein Abenteuer in den Gebirgen von Vermont.

(Schluß.)

Wir fuhren fort, der Wolf und ich, uns gegenseitig zu betrachten, aber glücklicherweise rührte er sich nicht. Ich fand bald einige Geistesgegenwart wieder, und begriff die Nothwendigkeit, einen kühnen Entschluß zu fassen oder mich darein zu ergeben, zerrissen zu werden. Ich hatte nur ein breites spitzes Messer, mit dem ich mich versehen hatte, um die Zweige oder das Gebüsch auseinander zu schneiden. Ich zog es aus der Tasche, faßte es fest in meine Hand, und bereitete mich vor, auf das Thier zu stürzen. Es war eine Handlung der Verzweiflung, aber ein neuer Gedanke hielt mich zurück. Mein wilder Feind saß ruhig am äußersten Ende der Höhle. Ich war schon einige Minuten in seiner Macht, und Alles, was er gethan hatte, war, daß er seine schrecklichen Augen auf mich richtete. Wird er noch lange in derselben Unthätigkeit bleiben? Ich erinnerte mich, daß der Wolf, so wild und furchtbar er zuweilen ist, doch darum nicht weniger ein erwiesener Feigling ist. Da er gezögert hat, mich anzugreifen, sagte ich mir, fürchtet er sich vielleicht: und ich beobachtete ihn mit dem Vertrauen des wiedererwachenden Muthes. Seine Augen leuchteten noch in der Finsterniß, aber ich glaubte in dem Blinzeln ihrer grüner Augenäpfel Zeichen der Unschlüssigkeit zu entdecken. Ich blieb doch wachsam, fest entschlossen, wenn er eine feindliche Absicht zeigen sollte, ihm die Hälfte des Weges zu ersparen.

Meine Vermuthungen täuschten mich nicht; wahrscheinlich schlief der Wolf fest, als ich in die Höhle fiel. Denkt euch den Schrecken, welchen ihm dieser unerwartete Besuch verursachen mußte; denn so weit ich mir diese Begegnung erklären kann, mußte er sich in diesem Augenblicke gerade unter der Spalte befinden, und ich war gerade auf ihn gefallen. Ich hatte überdies noch eine schwache Erinnerung, in dem ersten Augenblicke, wo mich mein Fall erweckt hatte, mit etwas Beweglichem gekämpft zu haben. Ohne Zweifel hatte sich der überraschte Wolf sogleich in den entferntesten Winkel der Höhle zurückgezogen, und hatte sich dort zusammengekauert, dem unwiderstehlichen Instinkt der Furcht nachgebend.

Eine Stunde nach der andern verging und ich beobachtete noch immer meinen Wirth, da ich fürchtete, er möchte seinen ersten Schreck überwinden und wieder der wilde Wolf werden, welchen ich zuerst gefürchtet hatte. Aber seine Stellung blieb friedlich, und als die ersten Strahlen des Morgens in die Höhle drangen, sah ich, wie mein Wolf mich aus seiner Ecke beobachtete und mehr als ich selbst zitterte. Ach! die Rückkehr des Lichtes vermehrte meine Angst. Ueberall undurchdringliche Felsen: fliehen war unmöglich. Ein einziger Ausgang war offen an einem Ende der Höhle, durch welchen der Wolf täglich kriechend ein- und ausging. Wenn sich das Thier nach jener Seite gewandt hätte, würde es augenblicklich entflohen seyn, aber in seinem ersten panischen Schrecken hatte er mehr daran gedacht, sich zu verbergen, als zu fliehen, und wagte nicht mehr, mir den Durchgang streitig zu machen. Ich mußte also ein Mittel finden, mich zu befreien, denn ich konnte nicht hoffen, daß irgend ein menschliches Wesen mir zu Hülfe kommen würde in dieser unbekannten Wüste. Konnte ich die Mauern des Gefängnisses durchdringen, oder seine Grundlagen unterwühlen, wenn mir der Felsen rechts, links, überall einen unersteiglichen Wall entgegensetzte? Einen kleinen Streifen blauen Himmels sah ich zwanzig Fuß über meinem Kopfe. Wie oft erhob ich die Augen nach jener Seite, um einen rettenden Engel zu rufen; mit welcher Andacht erinnerte ich mich an den wunderbarer Weise aus der Löwengrube erretteten Daniel. Es waren unnütze Wünsche!

Der Wolf schien eben so verlegen als ich zu seyn. In dieser sonderbaren Lage hatte ich nur die Aussicht, zu verhungern, wenn mich das Thier nicht zerriß, sobald sein Hunger größer ward, als seine Furcht. Die Stunden verstrichen indessen. Aus den Sonnenstrahlen, welche in die Höhle drangen, schloß ich, daß es Mittag seyn müsse. Ich empfand eine Art von Schwindel, welcher durch meine Angst und den Mangel an Lebensmitteln verursacht war. Ich setzte mich, fast in mein Schicksal ergeben, nieder, indem ich an die Vermuthungen dachte, welche nach einer Reihe von Jahren das Auffinden meiner Knochen in diesen Felsen hervorrufen würde.

Plötzlich unterbrach ein dumpfes Geheul meine Träumerei. Ich glaubte zuerst, daß der Instinkt des hungrigen Wolfes seinen Muth wieder erweckte, und daß er sich vorbereitete, auf mich loszustürzen. Ich befahl Gott meine Seele, denn ich war zu schwach, den geringsten Widerstand entgegenzusetzen; aber bald traf das Bellen eines Hundes mein Ohr. Wie soll ich die Empfindungen beschreiben, welche in meiner Seele durch diese Stimme erweckt wurden, die mir

verkündigte, daß man mich dem schrecklichen Schicksale, von einem wilden Thiere verschlungen oder lebendig begraben zu werden, entreißen wollte. Das Bellen näherte sich; ich konnte nicht mehr zweifeln, daß meine Freunde mich suchten, und daß sie meine Spur gefunden hätten. Was mir Hoffnung und Kräfte wiedergab, schien den Schrecken des Wolfes zu vermehren. Er drückte sich, immer mehr zitternd, gegen den Felsen; auf jedes Klaffen des Hundes antwortete er durch ein klagendes Geheul. Sein geübteres Ohr hatte die Töne eher gehört und erkannt als ich. In wenigen Minuten hörte ich Menschenstimmen über meinem Kopf, und der laute Ruf, den ich ausstieß, führte sie augenblicklich an den Rand des Spaltes.

Man kann sich ihr Erstaunen denken, als sie mich in diesem dunkeln Abgrunde fanden. Sie banden sogleich Baumzweige zusammen, um eine Leiter daraus zu verfertigen, durch welche ich wieder in die Luftregion kam.

Man sagte mir, daß das Wunder meiner Befreiung durch meinen treuen Hund vollbracht sey, welcher meine Spur troß aller meiner Umwege auf dem Berge gefunden hatte. Mein wilder Wirth, dessen Gastfreundschaft ich auf diese Weise erzwungen hatte, stürzte durch sein Loch, sobald er sich von meiner Gegenwart befreit sah, aber er wurde von den Söhnen des Pächters getödtet, ehe er sich zweihundert Schritte weit entfernt hatte.

Meine Haare sind bei diesem Abenteuer nicht weiß geworden, aber es ist eine Erinnerung, welche mich nie verlassen wird. Wie oft habe ich seitdem, in erschreckenden Träumen, zwei Feueraugen mitten in der Finsterniß auf mich gerichtet gesehen! Wie oft sind mir alle Schrecken jener Nacht, welche ich allein mit einem Wolf in seiner Höhle verbracht habe, noch wieder vor die Seele gekommen!

Aus der Wandermappe eines deutschen Reisenden in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

V.

Auf dem Alabamafluß von Montgomery nach Mobile.

Montgomery, die Hauptstadt Alabamas und der Sitz der Regierung, ist eines der freundlichsten Städtchen, welches wir auf unserer ganzen Reise seit Nashville besuchten. Es ist auf einem hohen „Bluff" gebaut, hat elegante Häuser, großartige Hotels, nette, reine Straßen und zählt bereits 5000 Einwohner. Seine günstige Lage, dicht am Alabamaflusse und an dessen schiffbarem Ende, wird diese Stadt bald zu einem bedeutenden Handelsplatze des Staates erheben.

Der Dampfer, auf dem wir uns am Alabamaflusse nach Mobile einschifften, war mit Waaren und Reisenden überfüllt und, um das Ungemach noch zu vergrößern, befand sich unter den Passagieren ein Schwerkranker, dem man, da alle Kabinette bereits besetzt waren, in einer Ecke des gemeinsamen Salons ein Lager bereitet hatte.

In einer Gegend, wo Cholera und Fieber zu den täglichen Vorkommnissen zählen, war die Aufmerksamkeit jedes Eintretenden sogleich ängstlich auf das Krankenbette gerichtet, in dem eine gelbe abgezehrte Gestalt mehr den Anblick des Verscheidens, als der Genesung bot. Indessen verbreitete sich bald die beruhigende Nachricht, daß der Krankheitsfall kein acuter, sondern ein gichtisches Uebel sey, welches schon seit Monaten den Kranken an das Bette fesselte, der eben wieder zu einem neuen Kurversuch nach dem Süden reiste. Derselbe schien den wohlhabenden Ständen anzugehören, und war stets von zahlreichen weißen und schwarzen Dienern umgeben. Aber liebevoller als die gedungenen Hände der Wärter umgab den Leidenden die zärtliche Sorge einer pflegenden Mutter, in deren abgehärmten Zügen sich die ganze Bekümmerniß verrieth, welche das beklommene Herz aus Schonung für den Kranken umsonst in sich zu verschließen hoffte.

Da die Witterung ziemlich milde war, so zogen wir vor, die Nacht statt im dumpfen, vollgefüllten Salon, im Freien am Verdeck zuzubringen, auf dem uns ein für Silberstücke dienstwilliger Schiffswärter eine Matraze ausgebreitet hatte. Eine Wolldecke und ein Reisepelz, die wir mitführten, kamen uns bei diesem dürftigen Nachtlager sehr wohl zu statten, und während der größte Theil der Passagiere aus Unmuth über schlechte Schlafstellen die ganze Nacht spielte und zechte, schliefen wir ganz behaglich in einer windgeschützten Ecke am Vordertheile des Schiffes.

Der Zustand, in dem wir am nächsten Morgen den Hauptsalon trafen, war über alle Beschreibung unheimlich. Der größte Theil des Bodens war mit Schlafenden bedeckt, in deren ruhenden Gesichtszügen sich jener Unmuth über die erbärmliche Schlafstelle firirt zu haben schien, mit dem sie wohl erst in früher Morgenstunde einschliefen. Sie lagen der Reihe nach, gleich den Soldaten in Kasernen, auf schmalen Matrazen, und umgestürzte Stühle dienten zur Unterlage für das dünne Kopfkissen. Ringsum sah man abgerissene Kartenblätter in wüster Zerstreutheit auf dem Boden liegen, während die Spieler selbst noch an den Spieltischen saßen und ihr müder Kopf schlaftrunken zwischen den gekreuzten Armen auf der harten Tischplatte ruhte. Andere Passagiere waren, vom Schlaf überwältigt, gleich auf ihren Lehnstühlen eingeschlummert und saßen in starrer Ruhe, wie die Mitglieder eines Wachsfiguren-Kabinets, um den eisernen Ofen; und was noch im Salon an leeren Winkeln übrig, besetzten die schwarzen Aufwärter des Schiffes mit ihren schmutzig verkommenen Gestalten.

Als sich endlich die Reisegesellschaft aus ihrer nächtlichen Ruhe erhob, und das improvisirte Schlafgemach in den Frühstücksalon umgewandelt werden sollte, war das tollste Hin- und Herrennen bemerkbar, um die Geräthschaften wieder in Ordnung zu stellen und den Wirrwar des nächtlichen Lagers einigermaßen wieder auszugleichen. Zu beiden Seiten des Salons lagen jetzt die Matrazen stoßweise aufgeschichtet, Tische und Stühle waren mit Bettzeug und Kleidungsstücken der Passagiere belegt, die in flüchtiger Eile ihre Toilette in Ordnung brachten; in einer stillen Ecke bemühte sich die sanfte Bürste eines Schuhwichsers, den selt-

samsten Exemplaren männlicher Fußbekleidungen einen neuen Glanz zu verleihen und ein derber Neger führte den Kehrbesen mit so kräftiger Hand, daß er dem ganzen Salon entlang eine mächtige Staubwolke vor sich hintrieb. Wir flüchteten aus diesem Getriebe aufs Verdeck, den einzigen Platz auf dem Schiffe, wo man sich noch mit einiger Muße bewegen konnte.

Der Alabamafluß durchströmt eine Strecke von 497 Meilen. Seine Schiffahrt wird durch Stromschnellen unterbrochen, welche in Rome, in Georgien, ihren Anfang nehmen und sich in einer Länge von circa 50 Meilen bis Wetumpka, im Staate Alabama, ausdehnen. Durch seine ungeheuern Windungen beläuft sich die Wasserfahrt auf 450 Meilen, während die Landfahrt nur 197 M. beträgt. Er behält durchschnittlich eine Breite von ⅓ Meile, und seine fast senkrechten Ufer von 40—50 Fuß Höhe sind reich mit Sykamoren, Cottonwood, Eichen und Hickory (inglans squamosa et alba) bewachsen. An den Zweigen der letzteren Baumgattung sieht man vorzugsweise das graue seltsame Moos (Tillandsia usneoides) in langer, breiter Bartform herabhängen, was diesen Bäumen ein eigenthümliches trauriges Aussehen gibt. Dieses Moos, das die Kreolen in Louisiana barbe espagnole nennen, wird im getrocknetem Zustande statt Roßhaar als Matrazenfütterung verwendet.

(Fortsetzung folgt.)

Hagestolze.

(Aus dem „Morgenblatt".)

I.

Ich kenne eine respektable alte Frau, welche ihrem Schwiegersohn in gutem Ernst versichert hat, im Sirach finde sich die Stelle: „Ein Mann, der kein Weib nimmt, ist so dumm wie ein Sack." Die Stelle habe ich nun freilich vergebens gesucht, um sie als Motto hierüber setzen zu können, und muß mich mit dem wohlbekannten und ächten Schriftwort begnügen: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey."

Es mag zwar zu keiner Zeit den Hagestolzen an Waffen des Spotts gegen Ehemänner fehlen, und es ist gar nicht zu läugnen, daß auch die Rosen des Eheglücks manchmal aus Dörnlein gepflückt werden müssen. Es muß zugestanden werden, daß im gewöhnlichen Lauf der Dinge ein Ehemann seinen Kaffee mit Zichorien versetzt trinken muß, daß er weniger Braten und mehr gesottenes Rindfleisch zu sehen bekommt, als an der Table d'Hôte, daß man hie und da am Samstag das Heiligthum seines Zimmers zur Eßstube entweiht, was zugleich äußerst gefährlich für seine Schriftlichkeiten ist. Es geschieht ferner, daß sein Schlummer durch Kindergeschrei beunruhigt wird, und daß seine Buben auf seinem Spazierstock davon geritten sind, wenn er ausgehen will; an traulichen Abenden, wo er als guter Hausvater sich den Seinen zu widmen im Sinne hat, sind oft die Kinder so unartig, daß er mit Feuer und Schwert drein fahren muß; wenn er die Magd eben auf die Post schicken will, ist sie am Waschen und kann unmöglich entbehrt werden; hat er im Sinn, sich ein interessantes Werk anzuschaffen, so ist eben der Holzvorrath zu Ende oder die Kinder brauchen neue Schuhe.

Alles dies und noch vielmehr kann einem Ehemann begegnen, wenn ich auch aus Schonung für die Frauen jene schauderhafte Geschichte von einem Pfarrer gar nicht erzähle, der in einer stillen Nacht aus seiner Studirstube ein klägliches Gebrüll vernahm und bei näherer Untersuchung daselbst ein junges Kalb vorfand, das, in einer kalten Winternacht geboren, so anspruchsvoll war, ein geheiztes Zimmer zu begehren und aus Mangel an einem andern Lokal in der Studirstube untergebracht wurde. — Was sind aber alle diese Drangsale, welche durch tausend kleine und große Freuden aufgewogen werden, gegen das allerglänzendste Hagestolzenleben, dessen Lichtpunkt das Wirthshaus, dessen Ziel ein unbeweintes Grab ist!

Ich habe wenig etymologisches Talent, und die eigentliche Ableitung des Wortes Hagestolz ist mir entfallen, wenn ich sie je gewußt habe. Dem Klang nach scheint es mir eine höchst unpassende Bezeichnung. Ich sehe wahrhaftig nichts Stolzes daran, so entbehrlich durch die Welt zu ziehen, so unvermißt daraus zu scheiden.

Gibt es auf Erden ein stolzes Gefühl, so muß es das seyn, sich als die Sonne eines zweiten Daseyns, den Kern und Mittelpunkt der kleinen reichen Welt eines Hauses, als Stamm und Halt künftiger Geschlechter ansehen zu dürfen. Wo sonst hat unser eigenes innerstes Wesen Geltung und Bedeutung als im eigenen Hause? Was du draußen erstrebst und schaffst und wirkst in Staat und Kirche, in Kunst und Wissen, immer fragt man nur nach dem, was du gibst, daheim allein liebt man dich als das, was du bist.

Von allen staatsökonomischen Planen hat mich stets nur einer beschäftigt: eine Hagestolzensteuer zu erheben; das erschiene mir so gerecht, so einfach, so natürlich. Man müßte freilich Ausnahmen gestatten, wenn einer eben wirklich nicht im Stande wäre, eine Frau zu ernähren, oder wenn er bereits für Mutter und Schwestern sorgt, oder endlich wenn er zum wenigsten drei unverschuldete Körbe nachweisen kann.

Da erhebt sich aber eine Stimme: „Das wäre schon gut, wenn die Frauen alle wären, wie sie seyn sollten; aber wie viel böse Weiber gibt's! wie viel vergnügungssüchtige, putzsüchtige!" u. s. w. Mag seyn, die Frauen sind allerdings nicht allzeit Engel, und schlimme gibt's; aber kühn sey es behauptet, für jeden guten Mann ist auch ein gutes Weib gewachsen, und seine Schuld ist's, wenn er sie nicht findet.

Woher entspringen die Hagestolze? Absolute Weiberfeinde, die aus abnormer Eigenthümlichkeit oder durch furchtbaren Verrath einer Geliebten getäuscht, das ganze Geschlecht grimmig hassen und fliehen, die sind in Novellen häufiger als im Leben. Da aber männliche Herzen nicht so leicht in Konfessionen überfließen wie weibliche, so haben wir weit weniger Aufschluß über die Gründe männlicher Herzenseinsamkeit, und können nur wenige Versuche machen, hier hinter die Coulissen zu schauen.

Es führe denn den Reigen, als einer der unschuldigsten der schwarzen Schaar, der heirathslustige Hagestolz. (Forts. f.)

Miscellen.

Unter der Ueberschrift „der atmosphärische Telegraph" enthält das „Bremer Handelsblatt" folgende Mittheilung: „Auf einer Eisenbahn ließ einmal ein Bauersmann seinen Mantel im Bahnhofe liegen. Einer der Kondukteure hatte indessen noch Zeit, denselben an sich zu nehmen und am Ziele der Reise wurde das Kleidungsstück dem Eigenthümer übergeben mit der Bemerkung, man habe dasselbe vermittelst des Telegraphen vorausgehen lassen. Das war ein guter Scherz, der aber bald zur Wahrheit werden kann, wenn es mit dem atmosphärischen Telegraphen seine Richtigkeit hat. Ein solcher ist nun amerikanischen Blättern zufolge (Cotton Plant vom 23. April, Baltimore American vom 33. April) von einem Hrn. J. S. Richardson in Boston erfunden worden. (Wenn nicht das Ganze ein Puff ist!!) Vermittelst desselben können Briefe und kleine Packete mit einer ungeheuern Schnelligkeit expedirt werden. Der Apparat besteht aus einer Röhrenlage zwischen zwei gegeben Plätzen. In der Röhre befindet sich ein Kolben oder Stempel (Piston), den Richardson den Taucher (Plunger) nennt. Die Gegenstände, welche man befördern will, werden in einem Beutel verpackt, den man an dem Taucher befestigt. Dieser letztere wird durch den Druck der Atmosphäre von gewöhnlicher Dichtigkeit fortgestoßen, welche von hinten auf ihn wirkt, während vor ihm die Atmosphäre vermittelst einer Luftpumpe verdünnt ist; diese letztere bringt einen luftleeren Raum hervor, der dem Drucke der hinter dem Kolben wirkenden Atmosphäre mit der größten Geschwindigkeit nachgibt. Das Modell Richardson's, mit welchem die gelungenen Versuche angestellt worden sind, ist 30 Fuß lang, die Röhre halt 1½ Zoll im Durchmesser. Der Erfinder meint, die Schnelligkeit, mit der der Taucher die Röhre durchlaufe, sey so groß, daß sie 1000 englische Meilen in der Stunde betrage. Der Apparat wird so eingerichtet, daß auf der Linie dieses Telegraphen sich Zwischenstationen befinden, auf welchen man den Taucher anhalten kann, wenn man ihn nicht ohne Unterbrechung durchlaufen lassen will. Kommt er an irgend einem beliebigen Endpunkte an, so wird die Heftigkeit des Stoßes dadurch gemildert, daß ein Theil der vor ihm befindlichen Luft ausgelassen wird, die dann allmälig entweicht; dadurch vermindert sich die Schnelligkeit. Durch eine sinnreiche Vorkehrung werden die Wirkungen der Reibung unschädlich gemacht. Die Kompagnie des atmosphärischen Telegraphen hat das Patentrecht auf die Erfindung erworben und sie wird als New-York and Bostoon Atmospheric Dispatsch Company eine Linie von Boston nach New-York bauen und in Betrieb setzen. Die Röhre für dieselbe soll zwei Fuß im Durchmesser halten; die Anlage kostet etwa 2000 Dollars für jede Meile. Alle 25 Meilen sollen Zwischenstationen angebracht werden; allstündlich geht eine Botschaft ab, welche zwischen beiden Städten binnen einer halben Stunde befördert wird. Die Röhren brauchen gar nicht in schnurgerader Richtung gelegt zu werden. Die Erfindung ist jedenfalls höchst sinnreich und immerhin ausführbarer als die der atmosphärischen Eisenbahn, die auf demselben Prinzipe beruht, aber in der Nothwendigkeit des Laufens des Vehikels außerhalb der Röhre das unüberwindlichste Hinderniß ihrer allgemeinen praktischen Ausführung hatte."

Ungeheuer ist die Ausdehnung der Gärten in der Umgebung von London, welche die 2¼ Million Esser der Weltstadt mit Nahrung versorgen. Innerhalb eines Radius von 15 englischen Meilen (um London) befinden sich 200,000 Acres Land in den Händen von Gärtnern, die sämmtlich für den Londoner Markt arbeiten. 10,000 Lasten Rüben. 100,000 Säcke Erbsen, 20,000,000 Stück Sellery, 40,000,000 Kohlköpfe und 100 Tonnen Wasserkresse sollen jährlich allein auf dem Markte von Coventgarden verkauft werden.

(Härten des englischen Gußstahls.) Englischer Gußstahl wird in der Schweiz unter Geheimhaltung des Verfahrens mehrentheils zu Schneidinstrumenten vortrefflich gehärtet, indem man in einem passenden Gefäß von Metall vier Theile fein pulverisirtes gelbes Harz mit zwei Theilen Thran vermischt, wozu ein Theil geschmolzenes Unschlitt noch heiß gerührt wird und darin sodann den zum Härten bestimmten Gegenstand dunkelroth glühend völlig abkühlt; ohne abzuputzen kommt derselbe wieder in das Feuer und wird auf gewöhnliche Weise in gesottenem Wasser ausgehärtet. — Die Untersuchung der auf diese Weise gehärteten Gegenstände zeigt, selbst wenn der Stahl verbrannt worden, daß die Härte bei sehr hartem Korn tiefer und gleichförmiger eingedrungen, als bei anderen Verfahrungsmethoden, daß sie nicht zu hoch und spröde ist und die Schneiden einen ungemein guten Zug haben, wie man sich ausdrückt. (Württemb. Gewbltt.)

Kunst-Notiz.

* Die xylographische Anstalt von Braun und Schneider in München, rühmlichst bekannt durch die vorzüglichen Holzschnitte, die sie liefert (wir erinnern nur an die trefflichen Illustrationen der „Fliegenden Blätter" und der „Hauschronik"), hat jüngst ein Werk erscheinen lassen, das dem Publikum sehr empfohlen zu werden verdient. Wir meinen die: „Zwölf Bilder aus dem Leben bayerischer Fürsten", auf besondern allerh. Auftrag Sr. Maj. des Königs Maximilian II. von Bayern ausgeführt v. M. Echter, Ph. Foltz, G. Hiltensperger, A. Müller, K. Piloty, M. v. Schwind und A. Strähuber. Wir wüßten nicht leicht ein Bilderwerk, das bei so guter Bearbeitung zu so billigem Preise (nur 30 kr. kostet das Ganze) abgegeben würde. Jedes Bild ist 12" breit, 11" hoch und darunter in kurzen Worten eine geschichtliche Erläuterung des dargestellten Ereignisses gegeben; die Gegenstände sind, wie schon der Titel besagt, der Geschichte unseres Fürstenhauses entnommen und dadurch, wie an und für sich schon bedeutungsvoll, so für uns von besonderem Interesse.

* Sonett.

Wie nun der Lenz mit tausend Blüthenaugen
Ins stille Traumgemach der Brust mir schaut,
Wie er die Träume weckt mit süßem Laut,
Wie er die Bäume kühlt mit frischen Hauchen!

Und tausend fröhliche Gedanken tauchen
Aus allen Ecken mir, und süßvertraut
Fühl' ich sein Weh'n; — von neuer Lust bethaut,
Die Herzens-Blumen seine Düfte saugen.

Aufs Neue trag' ich Herz und Auge offen,
Die grüne Welt mit ihrem Lustgetöne
Mit ihrem Singen, Träumen, Jubeln' Hoffen,

Mit ihrer hohen, ewig neuen Schöne
Ins junge jubelvolle Herz zu fassen,
Das nun vergaß sein Grämen all und Hassen.

Ludwig Rebau.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 46. Mittwoch, den 8. Juni 1853.

Hagestolze.

(Fortsetzung.)

Absicht war es also bei diesem nicht gewesen, einsam zu bleiben, und er am allerwenigsten hätte es je für möglich gehalten, ohne weibliche Pflege auszukommen. War er doch der Sohn seiner guten Mama, welche ihrem Christian allnächtlich das Bett und alle Morgen das Weißzeug wärmte, und die ihn nie am Abend ohne Laternchen aus dem Haus gehen ließ. Sie konnte dieses System zärtlicher Fürsorge durchführen, da sie Wittwe war, und so ihrem Christian durch Schulen und Gymnasien bis auf die Universität folgen konnte.

Auch lag es keineswegs in der Absicht der Mama, daß der Christian einsam bleiben sollte; im Gegentheil, jeden Morgen, wenn sie ihm den Zopf band, und jeden Abend, wenn nach sieben Uhr der Gerstenschleim genossen wurde, den sie für das einzig gesunde Nachtessen hielt, begann sie mit Ermahnungen und Planen für seine künftige Verheirathung.

„So lang ich lebe, lieber Christian, hast du das Heirathen gar nicht nöthig; ein so junger Mensch sollte eigentlich noch nicht daran denken, und sich jung versprechen ist das größte Unglück. Aber ledig bleiben mußt du ja nicht. Dein lieber Papa selig wäre, mit allem Respekt sey es gesagt, im Spittel gestorben, wenn er keine Frau gehabt hätte, so wenig verstand er es, auf seine Sachen acht zu haben. Nur mußt du mit Verstand wählen, Christian, verstehst du? und wohl acht haben auf Alles, was ich dir sage. Es stünde besser in der Welt, wenn alle Männer ihrer Mutter gefolgt hätten!“

„Eine zu junge mußt du nicht nehmen, Christian; so ein Kindskopf kostet mehr Lehrgeld, als der ganze Kauf werth ist. Aber ja nicht zu alt darf sie seyn; die sind kränklich und werden eifersüchtig.“

„Also in mittleren Jahren, Mama? so vier- oder fünfundzwanzig?“

„Hm, nun ja, das heißt, kommt drauf an, wie alt du bist; sie sind noch oft ungescheut mit fünfundzwanzig, und mit sechsundzwanzig passen sie dann schon besser für einen Wittwer.“

„Und, lieber Christian, sieh' ja nicht auf Reichthum; wenn du eine reiche Frau nimmst, so bist du ihr Gast dein Lebtag, und wenn sie dich nicht darum ansieht, so thun es ihre Aeltern und Geschwister. Aber nimm keine arme! Wenn du gleich ein schönes Vermögen bekommst, eine arme Frau ist ein fressendes Kapital, und hat nicht gelernt mit dem Geld umzugehen. Nimm keine Vornehme, wo du vor deinem Schwiegerpapa Kratzfüße machen und dich bei deiner Schwägerin melden lassen mußt, aber ja keine von geringem Stand, die in Verlegenheit kommt, wenn du sie zu einem ordentlichen Menschen führst, und die von ihrer Magd ihr Lebtag darum angesehen wird, daß sie eigentlich nicht weiter her sey als sie.“

„Ich rathe dir nicht, lieber Christian, daß du einer Wittfrau Tochter nimmst; in so einem kleinen Wesen lernt man die Haushaltung nicht gehörig verstehen; auch keine Waise, so ein Mädchen ohne Heimath weiß gar nicht, wie man einen Mann behandeln muß. Es ist freilich auch schwierig, wenn man Schwiegerpapa und Schwiegermama zu berücksichtigen hat; da mußt du eben zusehen.“

„Eine mit viel Geschwistern mußt du auch nicht nehmen, Christian; das gibt so viel Anhang und unter einer großen Heerde ist immer auch ein räudiges Schaf; hat sie viel Schwestern, so heirathest du sechs Frauen für eine, sind's viele Brüder, so ist des Schwagers Beutel allzeit gut genug. Aber was ich dir sage, nimm, kein einziges Töchterlein! So ein verwöhntes Ding will vom Mann gehätschelt seyn wie eine Puppe, und Papa und Mama sehen schief, wenn er nicht allweil auf den Knieen vor ihr liegt.“

„Laß dir's ja nicht einfallen, eine schöne Frau zu nehmen; die kann's ihr Lebenlang nicht vergessen, daß sie schön gewesen, und je älter das Werk wird, desto kostbareren Einband mußt du anschaffen, um es herauszubringen. Eine Häßliche oder gar eine, die einen Fehl an sich hat, die einäugig, schief, hinkend ist, die nimm beileibe nicht, und wenn sie sonst ein Engel wäre; wenn du's auch vergessen kannst, so vergißt sie's nicht. Es ist langweilig, sein Lebtag die Reize bewundern zu müssen, die eine Frau hat, aber noch viel langweiliger, wenn man die bewundern muß, die sie gar nie gehabt hat.“

„Eine Verwandte nimm just auch nicht; es taugt nicht, wenn man sich vor dem Ehestand zu genau kennt; eine Ausländerin am allerwenigsten, die wird nie daheim, und bei Allem, was sie nicht gern thut, steckt sie sich hinter den fremden Brauch.“

In dieser Weise lauteten die Ehestandsregeln der Mama, die sich dem Christian alle so tief einprägten, weil es der würdigen Frau manch liebes langes Jahr vergönnt war, dem Christian Morgens seinen Zopf zu binden, und Abends Gerstenschleim mit ihm zu essen.

Mittlerweile absolvirte der Christian seine Studien und wurde Advokat, weil das die Mama für gesünder hielt als den Staatsdienst, wo man an bestimmte Kanzleistunden gebunden sey. Er hätte nun das Alter zum Heirathen gehabt und war recht begierig darauf, wenn die Mama in ihren Maximen endlich einmal vom Negativen auf's Positive komme und ihm sage, was für Eine er denn eigentlich nehmen solle; dazu war aber wenig Aussicht. Die Mama warf sich jetzt auf's Illustriren ihrer Regeln, indem sie ihm aus ihrer Erfahrung allerlei schauerliche Exempel von unglücklichen Ehen erzählte: von einer reichen Frau, die dem Mann das Geld vorgezählt, von einer armen, deren Brüder ihn als Handwerksbursche angebettelt, von einer vornehmen, deren Mann rückwärts fahren und den Schooßhund halten mußte, von einer niedrigen Standes, deren Papa just ein Kalb gestochen, als ihm der Schwiegersohn in neuen pfirsichblüthfarbenen Plüschhosen einen Besuch gemacht, wobei selbige Hosen mit Blut bespritzt worden. Wenn der Christian am Sonntag ehrbar mit ihr zur Kirche ging, so setzte sich die Mama wo möglich so, daß ihre Poschen und ihr Fächer ihm die Aussicht auf die Damenwelt verdeckten, und wenn er sich erlaubte, selbst vom Heirathen anzufangen, so meinte sie, ein so junger Mensch habe noch lange Zeit, um daran zu denken.

Die Mama ward alt und lebenssatt, der Christian lernte sich den Zopf selbst binden und noch obendrein die Mama frisiren, und es kam endlich der Abend, wo sie den letzten Gerstenschleim zusammen speisten, und die Nacht, wo die Mama in Frieden entschlief.

Als der Christian, der bereits das Schwabenalter passirt, sie zu Grabe geleitet und wie ein guter Sohn treulich beweint hatte, da begann er recht ernstlich an das Heirathen zu denken. Aus der Verlassenschaft der Mama suchte er ein prachtvolles karmoisinrothes Tafftkleid mit allem Zubehör und einen köstlichen Perlenschmuck hervor. Das legte er in eine besondere Kommode für den wichtigen Zeitpunkt, wo er seine Erkorne heimführen würde, der diese Schätze bestimmt waren.

Die Magd seiner Mutter fand zu dem ansehnlichen Legat, das ihr geworden, alsbald ein theilnehmendes Herz und heirathete. Der Christian wollte keine andere Dienerin nehmen; eine junge könnte dem guten Ruf eines heirathslustigen jungen Mannes schaden, und eine alte würde sich schwer in eine junge Herrin schicken. Er speiste zuerst im Gasthof, versuchte sich nachher selbst in der edlen Kochkunst und begann seine Augen auf die Töchter des Landes zu richten.

Das ist aber keine leichte Sache, wenn man vierzig Jahre gewöhnt war, durch die Brille seiner Mama zu sehen. Und wo er endlich glaubte, etwas Taugliches erblickt zu haben, da trat sicherlich eine der Ausstellungen der Mama in den Weg.

Gegenüber wohnte ein gesetztes Frauenzimmer, die Tochter eines Arztes, eines Wittwers; das war ja wie bestellt für ihn, der keiner Wittwe Tochter und keine Waise nehmen sollte und für den zwei Schwiegereltern auch mißlich waren. Er stäubte denn das karmoisinrothe Taffikleid aus und holte den Perlenschmuck hervor, verfertigte auch eigenhändig Zimmtsterne zum Verlobungsmahl. Am folgenden Morgen wollte er den großen Koup wagen und hatte ein nagelneues Zopfband bereit gelegt.

Am folgenden Morgen bemerkte man eine große Bewegung drüben. Sollten sie schon eine Ahnung von Herrn Christians Absichten haben? Ach nein, als er eben in vollem Ornat die Treppe hinabsteigen wollte, rief ihm seine Hauswirthin zu: „Haben Sie's auch schon gehört, Herr Doktor — mit des Doktors drüben?“

„Und was?“

„Ei, des Doktors durchgegangener Bruder ist in Surinam drinn gestorben, wo er ein paar hundert schwarze „Gschlafen“ gehabt und eine Last Geld erworben hat, und der Doktor erbt hunderttausend Gulden. Da gibt Jungfer Caroline eine Partie! Nur die zwei Kinder, und der Sohn zehrt erst noch aus!“

Herr Christian stieg seine Treppe wieder hinauf, zog seine Staatstracht aus und schloß Schmuck und Taffikleid wieder ein. Hunderttausend? das war zu reich! Und auch als die Erbschaft später auf zwanzigtausend zusammenschmolz, erschien Jungfer Caroline in solcher Pracht und Herrlichkeit, daß sie am Ende das Karmoisinrothe gar nicht zu würdigen gewußt hätte.

Ein Herr Vetter Kanzleirath kam mit vier Töchtern in die Stadt, wo Herr Christian wohnte und er fand ohne Schwierigkeit Zutritt im Hause. Vier Töchter waren schon ziemlich viel, doch hatte die Mama ja nur vor sechsen gewarnt. Alter, Stand, Vermögen, Alles war recht, es fehlte nur am günstigen Zeitpunkt. Auch der sollte eintreten. Am Fastnachtabend wurde Herr Christian nebst einigen Kanzleiverwandten zu Fastnachtküchlein geladen; es ging ungemein heiter her und wurden zuletzt noch Pfänder gelöst. Herr Christian thaute ganz auf und sein Zopf, der schon begann eine Antiquität in der Welt zu werden, bewegte sich nun äußerst schalkhaft hin und her. Bei Gelegenheit der Pfanderlösung erfuhr er auch, daß Jette, die zweite der Töchter, eben das fünfundzwanzigste zurückgelegt. Das war ja just das rechte Alter! Er hatte, weil er etwas kurzsichtig war und die vier Schwestern sich ganz gleich kleideten, bis jetzt noch keine beim Namen gekannt; nun aber wurde er ganz kampfmuthig, und um doch heraus zu bringen, welches die Rechte sey, bat er beim Abschied, als man ihm die Magd zum Heimleuchten anbot, Jungfer Jette möchte ihn nur die Treppe hinab begleiten, er finde dann den Heimweg allein. Jette, eine ansehnliche Gestalt, erhob sich und schritt mit dem kupfernen Leuchter voraus die Treppe hinab; im Hinuntersteigen studirte Christian seine Rede aus, und in der untern Flur blieb er plötzlich der Erkorenen gegenüber stehen und begann:

„Jungfer Jette —!“

„Was wollen Sie, Herr Vetter?“ fragte die Dame freundlich.

Zum ersten Mal schaute Herr Christian seiner Zukünftigen voll ins Gesicht: o weh! sie war einäugig und überaus häßlich. War es der pure Gehorsam, oder war der Christian so keck, seinen eigenen Geschmack zu haben — er schwieg stille.

„Was wollen Sie, Herr Vetter? was haben Sie denn?“ fragte Jette abermals.

„Ich, ich — verzeihen Sie, ich habe den Wadenspanner,“ sagte Herr Christian mit großer Geistesgegenwart, um seinen Stillstand zu entschuldigen.

„So? dann will ich Ihnen das Licht stehen lassen, bis er vorüber ist,“ sagte Jungfer Jette etwas schnippisch und schwebte ab.

Herr Christian blies das Licht aus, um Feuersgefahr zu verhindern und schritt gedankenvoll nach Hause.

Wer mag zählen, wie oft wohl der Herr Christian zu dem wichtigen Schritt angesetzt hat, ohne „den Rang zu kriegen", wie man im Schwäbischen sagt! Inzwischen vervollkommnete er sich immer mehr in der edlen Kochkunst, auch versah er selbst allen und jeden Zimmerdienst, und soll hübsch anzusehen gewesen seyn, wie er, mit einer Schlafhaube und Schürze angethan, morgens seine Küche besorgte, sein Zimmer kehrte, das Geschirr fegte und die Kleider bürstete, in denen er dann Nachmittags zierlich und steif, mit dem stattlichen Zopf, aus dem ein Büschelchen Haare hervorsah, das ihm den Namen „Onkel Christians Leimpinsel" erwarb, auf Kanzleien und Gerichtsstuben schritt, wohin ihn eben seine Geschäfte führten.

Immer gewisser nahm die Welt an, daß Hr. Christian ledig verbleibe; Vetter und Neffen begannen ihn zu kultiviren, die Zahl seiner Pathchen vermehrte sich auf bedenkliche Weise. Er bedachte sie gewissenhaft um Weihnachten je mit einem Gulden und einer Schachtel voll selbstverfertigten Naschwerks, dem er immer ein detaillirtes Inhaltsverzeichniß beilegte: „Hiebei sende ich dem Adolph 1 fl., sage einen Gulden, zwei Lebkuchen, vier Springerlein, drei Mandelbrod u. s. w." Er selbst aber fuhr fort, das Taffetkleid im Stande zu erhalten und den Schmuck zu ordnen.

Ein munteres Töchterlein der Frau Majorin im Parterre suchte ihn fleißig heim, half ihm beim Kochen, obwohl er sie nicht bewegen konnte, etwas von seinen Produkten zu kosten, fütterte seine alten Katzen, Erbstücke der Mama, und wollte ihm seinen Zopf abschwatzen.

Minette wich nun freilich in vielen Stücken von der Vorschrift der Mama ab; sie war einer Wittwe Tochter und noch gar jung, aber an ihrer häuslichen Gewandtheit sah er ja, daß sie kein Lehrgeld mehr zahlen dürfe, auch war der Vater noch nicht lange todt, und an ihm, einem tollköpfigen Säufer und Spieler, der sie und die Mutter arm gemacht, hatte sie die Männerbehandlung gründlich studiren können.

(Fortsetzung folgt.)

Der Katzenwickerhof in Würzburg.

Dies interessante Baudenkmal aus der grauen Vorzeit Würzburgs hat nun auch den Anforderungen der Neuzeit weichen müssen; da, wo einst Barbarossa sein Beilager hielt, wird nun bald die Eisenbahn münden; deßhalb gestatten wir uns, diesem denkwürdigen Baue ein bescheidenes Denkmal zu setzen, und von ihm zu berichten, was Würzburgs Chronik erzählt.

Es kleben an diesem Hofe dunkle Sagen und Erinnerungen wie graues Moos an alten Ritterburgen. Die Chronik erzählt, daß Kaiser Friedrich der Rothbart (Barbarossa), als er im Jahre 1156 zu Würzburg einen Reichstag hielt, sein eheliches Beilager mit Beatrix, der Erbin von Burgund, in demselben Hofe gehalten habe, nachdem er von seiner ersten Gemahlin Adelheid, einer geborenen Markgräfin von Vohburg, wegen Unfruchtbarkeit und tadelhaften Wandels derselben aus dem Grunde naher Verwandtschaft bereits 1153 war geschieden worden, und bald darauf bei dem griechischen Kaiser Emanuel um Maria, die Tochter des Sebastokrators Isaak, vergeblich angehalten hatte. Ueber die Ableitung des sonderbaren Namens dieses Hofes, welcher an dem östlichen Ende der Stadt an der sogenannten Rulandswarte der Stadtmauer lag, ist man in gänzlicher Ungewißheit, sowie über die Angabe des Jahres, wann darin die erwähnte Vermählung Friedrich's stattgefunden. Einige Geschichtsschreiber setzen sie in das Jahr 1156, andere in 1157, insgesammt aber machen sie uns mit den gewiß äußerst prunkvollen Hochzeitsfeierlichkeiten im Mindesten nicht bekannt. Wie lieb dem Kaiser sein Hochzeitshaus und dessen nächste Nachbarschaft geworden, erhellt nicht undeutlich aus einer von ihm zu Würzburg am 24. April 1175 gegebenen Urkunde. Darin sagt er: daß ihm gemäß seines Verlangens das Domstift den neben dem Katzenwicker liegenden Hof, welchen vordem sein Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, vom Bischof Reinhard zu Würzburg auf Lebzeit zur Wohnung erhielt, wogegen von ihm, damit dieser Hof fortan bei des Kaisers Verwandten abgabenfrei verbleibe, sechs Morgen Weinberge dem Domstifte zur Entschädigung übergeben, nebstdem auch den Domherren das Recht der freien Disposition über ihr Besitzthum, und ihren Höfen die Freiheit von Beherbergung anderer Gäste, als im Nothfalle fremder Fürsten verliehen worden.

Im Jahre 1401 wurde der Hof zum Katzenwicker, welchen damals die Grafen v. Schwarzburg und Wilhelm v. Herbelstadt theilweise besaßen, von dem Bischof Johann I. für seine neue Universität erkauft. Nach deren frühzeitiger Auflösung kam er wieder in den Besitz des Domherrenstifts und war besonders wegen seines großen Hofraums und Gartens stets einer der vornehmsten Domherrenhöfe. Als solchen belagerten ihn 1525 die rebellischen Bauernhaufen. Seine beiden letzten Besitzer waren die Domherren Graf v. Rotenhan und nachher der Domkapitular Adam Friedrich Freiherr Groß von und zu Trockau. Durch die Säkularisation fiel er endlich dem Staatsärar als Eigenthum zu. (Ill. Z.)

Würzburger Stadttheater.

Dinstag den 31. Mai 1853. Letzte Opernvorstellung: „Die Puritaner" von Bellini.

Die Saison ist zu Ende, und wenn das alte Sprüchwort wahr wäre: „Ende gut, Alles gut", so hätten wir alle Ursache gehabt, mit den Leistungen unserer Oper im verflossenen Winter zufrieden zu seyn, denn diese letzte Vorstellung war wirklich größtentheils gut. Frau Beck-Weixelbaum (Elvira), Hr. Roberti (Richard) und Hr. Herger (Georg) ließen nichts zu wünschen übrig, namentlich sangen die beiden genannten Herren das bekannte Duett am Schluß des 2. Aktes mit einem Feuer, einer Begeisterung, die das Publikum zum stürmischen Da Capo-Rufe, zum allgemeinsten Beifalle hinriß.

Auch Hr. Grohn (Arthur) genügte heute vollkommen; er bewährte, daß er nicht nur eine angenehme Stimme, sondern auch Spiel, Beruf zur dramatischen Kunst besitze; nur erkannte man eben auch heute wieder, daß er bezüglich der Stimmausbildung und Gesangeskunde noch viel zu lernen habe. Der Chor war am Schluß des 1. Akts einmal bedeutend aus dem Geleise, und viel hätte nicht gefehlt, so wäre das Finale dadurch ganz umgeworfen gewesen, doch gelang es dem Eifer des Herrn Kapellmeisters, die Einigkeit wieder herzustellen. Im Uebrigen war das Ensemble gut, und im Orchester war auch Alles in Ordnung, nur der Mangel des 4. Horns störte in mehreren Stellen. Doch trotz dem und obwohl die Oper, besonders im 3. Akte, vielfach gekürzt, und selbst ein paar bedeutende Stellen gestrichen waren, war der Totaleindruck doch ein günstiger, und wenn alle Vorstellungen der heutigen gleich gewesen wären, hätte man immer zufrieden seyn können.

Werfen wir noch einen kurzen Rückblick auf Alles, was uns die Oper in der abgelaufenen Saison geboten, so finden wir, daß die Mehrzahl der Vorstellungen mehr oder weniger ungenügend, ja manche vollständig mißglückt zu nennen waren, daß die Zahl der genußreichen Abende im Gegensatze klein war, und wir diese größtentheils Gästen verdankten, daß namentlich von den engagirten Sängern nur die Baritonisten den Anforderungen unseres Publikum entsprachen, daß endlich uns nicht eine einzige wirkliche neue Oper geboten wurde, denn „Linda von Chamounix“ und „Beatrice di Tenda“ sind anderwärts längst zu Hause, ja vielleicht an manchen Orten schon wieder antiquirt. Wir finden ferner, daß bei den meisten Vorstellungen vor Allem das Ensemble, das Zusammenspiel, das abgerundete, natürliche, ungehemmte Vorschreiten der Handlung fehlte, und den jüngeren Sängern und Sängerinnen eine gehörige Gesangschule mangelte. Letzteres ist eine allgemeine Klage, der für die Zukunft nur durch Errichtung von Theaterschulen, durch Ausbildung der Sänger an Konservatorien oder bei tüchtigen Meistern abzuhelfen ist. Bezüglich unserer Bühne trifft die Schuld der mangelhaften Besetzung wohl zumeist den Hrn. Direktor Engelken darin, daß er gleich anfangs lauter Sänger und Sängerinnen vorführte, die den ihnen zugewiesenen ersten Fächern nach dem Maßstabe, den man hier anzulegen gewohnt ist, nicht zu entsprechen vermochten.

Erst als hierüber laute Klage erhoben wurde, suchte derselbe durch Gewinnung der Frau Beck-Weixelbaum, des Herrn Pichler, später Herrn Herger und Grohn, Ersatz zu bieten, allein durch die vielen vorausgegangenen mangelhaften Vorstellungen war das Publikum mißtrauisch geworden, und der Theaterbesuch erhob sich während des ganzen Winters nicht einmal zu jener Höhe, die in früheren Jahren sehr häufig vorhanden war. Daß das Publikum in seinen Anforderungen an die Bühne vorgeschritten ist, daß es wählerischer geworden, daß es daher schwerer zu befriedigen, weil der Geschmack sich verfeinert hat, ist eben so wahr, als es andererseits nicht zu läugnen ist, daß die Schauspieler und Sänger heutzutage so wenig als möglich lernen wollen, daß sich jeder, der gute Naturanlagen hat, gleich für einen vollendeten Künstler hält und mit seinen Naturgaben allein auszureichen glaubt. Im Theaterwesen herrscht zur Zeit dieselbe Mannigfaltigkeit und Oberflächlichkeit, die sich in Allem, in Wissenschaft, Kunst, Industrie und Leben, als eine bezeichnende Eigenschaft der Gegenwart geltend macht, und das hiesige Theater ist darin eben nicht schlechter bestellt, als alle andern gleichen Ranges.

Hierin eine Besserung der Zustände hervorzubringen, muß von oben herab, d. h. von den Hof- und andern großen Theatern der Anfang gemacht werden. Wien und München haben das Beispiel gegeben und die Leitung ihrer Theater in ästhetischer, künstlerischer Beziehung in die Hände renommirter Schriftsteller, nicht der Schauspieler selbst, gelegt; beide Bühnen haben dadurch nicht nur bezüglich ihrer Leistungen, selbst auch bezüglich der Einnahmen gewonnen, und schon sind mehrere andere große Bühnen im Begriffe, diesem Beispiele zu folgen.

Hoffen wir, daß durch solche Maßregeln die deutsche Bühne wieder zu ihrer wahren Bedeutung für die Kunst und Bildung emporgehoben, daß solche Maßnahmen auch auf die kleineren Bühnen von föderndem Einflusse seyn werden. Wird das Theater selbst Besseres bieten, so wird auch der Theaterbesuch von Seite des Publikum, sohin die Einnahme sich vermehren. M . . . .

Miscelle.

Eine noch unbekannte Anekdote aus dem Leben Friedrichs II. erzählen wir nach, wie sie sich durch Familientradition erhalten hat — In den späteren Regierungsjahren Friedrichs des Großen benutzte ein Kaufmann des Auslandes, welcher in Geschäften nach Berlin gereist war, die Nähe von Sanssouci, um den großen König zu sehen. Er hatte sich in den dortigen Schloßgarten begeben, wo er den König bei dessen gewöhnlichem Spaziergange ungestört zu beobachten hoffte und wandte sich an einen Mann, welcher mit Verschneiden eines Weinstockes beschäftigt war, mit der Frage, in welcher Stunde wohl Se. Majestät der König im Garten zu lustwandeln pflege und ob er ihn hier erwarten dürfe. Sofort erfolgte die Antwort: „Da braucht Er nicht lange zu warten, ich bin der König!“ Der bestürzte Kaufmann verliert die Fassung nicht, sondern erklärt in ehrerbietiger und einfacher Weise den Zweck seines Weges nach Sanssouci. War es nun das Treuherzige in Blick und Sprache, oder ein anderes Etwas, das dem königlichen Herrn an dem Kaufmanne gefiel, genug — das Wesen des Kaufmanns sprach den König an, und er ließ sich mit ihm in eine längere Unterredung ein, welche im Garten damit endigte, daß er den Kaufmann zur Tafel befahl. Dieser versuchte zwar sich damit zu entschuldigen, daß ihn seine Geschäftsfreunde in Berlin früher zurück erwarteten. Der König aber beseitigte sein Bedenken, indem er sofort Befehl gab, die spätere Rückkehr des Kaufmanns nach Berlin zu melden, setzte dann bei Tafel die lehrreiche Unterhaltung mit dem im Welt- und Menschenverkehre erfahrenen Gaste heiter fort, und entließ ihn endlich mit einem Ausdruck und Zeichen von Wohlwollen, welche den Geber wie den Empfänger ehrten, und Friedrichs Größe auch hier bewundern lassen. Er händigte ihm nämlich beim Abschiede sein — Gartenmesser mit der Bemerkung ein: „Als König sollte er ihm eigentlich einen Orden geben; er habe aber in ihm einen Mann gefunden, der ihn verstehe, wenn er auf dieses einfache Andenken größeren Werth lege.“ — Wie viele glänzende Orden sind inzwischen in Vergessenheit gerathen! Das Messer ist heute noch ein Heiligthum in der Familie des Kaufmanns.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 47. Sonntag, den 12. Juni 1853.

Hagestolze.

(Fortsetzung.)

Minette sprach offen mit Herrn Christian von ihren häuslichen Kümmernissen, und er sprach recht erbaulich mit ihr über das Verderbliche der Offiziersheirathen. Minna durfte auch den Schmuck und das Karmoisinrothe sehen, und war außer sich vor Bewunderung. Wie wird sie erst jubeln, wenn sie einmal erfährt, daß sie selbst die Besitzerin dieser Herrlichkeiten werden soll! Nur ihren zwanzigsten Geburtstag wollte er, der Mama selig zu lieb, noch abwarten, bis er sie damit überraschte.

Der Tag war nun ganz nahe und eines Morgens hatte Herr Christian eben das Taffetkleid auf's schönste zurecht gelegt und den Schmuck darauf ausgebreitet, da hörte er ein Kichern, Sporengeklirr und den leichten Schritt eines Damenschuhs auf seinem Vorsaal. Rasch fuhr er in seinen Plüschrock, erstaunt ob so frühen Klienten. Und Minna trat ein am Arm eines schlanken Lieutenants: „Sie müssen unsere erste Brautvisite seyn, Herr Doktor! Nicht wahr, Sie nehmen's nicht übel, daß ich doch einen Offizier genommen?“ Dabei strahlten ein Paar glückselige Augen an dem gewichsten Schnurrbart des jungen Kriegers hinauf.

„Gratulire, gratulire!“ stammelte der schwerbetroffene Herr Christian.

Der Lieutenant setzte wiederholt zum Sprechen an, aber aus Furcht, in Lachen auszubrechen, wenn er den Doktor im Plüschrock und der Schlafhaube ansah, brachte er nur hervor: „Auf Ehre!“

Das Paar empfahl sich bald, und der Doktor legte in aller Stille das karmoisinrothe Taffetkleid und den Schmuck in die Kommode. Eine prachtvolle Zitternadel behielt er zurück zum Hochzeitsgeschenk für Minna.

Gar einsamlich gestaltete sich nun fortan sein Leben, nur die Katze schlich ihm schnurrend mit gekrümmtem Buckel entgegen, wenn er nach Hause kam. Am Ende wurden auch diese blind und taubstumm und kein Laut unterbrach die abendliche Todtenstille seines Zimmers. Er selbst aber stieg noch manch langes Jahr in unveränderter Gestalt durch die Straßen Sein Anzug blieb fortwährend derselbe, wie er ihn zu Zeiten der Mama selig getragen, und der Leimpinsel des Onkel Christian ragte als ehrwürdige Reliquie aus besserer Zeit in unser ungeschwänztes Zeitalter herein. Im Kochen brachte er es zu einer großen Virtuosität und wurde immer mehr daheim in seiner Einsiedelei. Endlich hatte er ausgekocht, der Herr Christian; er wurde zur Seite der Mama niedergelegt, und in seinem stillen Stübchen wurde es laut genug, als ein Dutzend Basen und Vettern sich um den Nachlaß stritten. Das Perlengeschmeide, über das sie sich nicht vereinen konnten, wanderte zum Juden; das karmoisinrothe Taffetkleid aber florirte noch lange bei Liebhabertheatern und Fastnachtsspäßen, bis es zuletzt als Bettcouvert sein einst so hoffnungsreiches Daseyn beschloß.

II.

Der Bonvivant.

„Das Leben des Hagestolzen ist ein brillantes Dejeuner, ein langweiliges Diner und ein miserables Souper.“ So lautet ein altes, längst bekanntes französisches Witzwort, das schon in mancher Lebensgeschichte seine Bestätigung gefunden.

Herr Bauer — so heißt ja Jedermann, also darf auch Jemand so heißen — hatte sich all sein Lebenlang nur Einen Lebenszweck gesteckt — das Guthaben. Ein recht einfaches Ziel, werden viele denken; gewiß, aber nicht so leicht zu erreichen, wie es oft aussieht.

Herr Bauer war so glücklich, daß er eben keine schlimmen Mittel nöthig hatte, um diesen Zweck zu erreichen. In der Schule pflegen Manche zu faullenzen, um es gut zu haben; Herr Bauer fand, daß das ein verkehrtes Mittel sey, da die bei unserem verdunkelten Lehrsystem noch gestatteten Prügel schlechterdings nichts Gutes sind; darum lernte er fleißig, was ihm auch nicht schwer wurde, und hatte es gut dabei. Als Student fand er, daß eine ganz genügende Anzahl von Kneipenbesuchen und Suiten sich mit den unerläßlichsten Kollegien vereinigen ließen. Da er ein „guter Kopf“ war, der es verstand, seinen geistigen Besitz, ob groß oder klein, in's gehörige Licht zu setzen, so war ihm vor dem Examen, diesem jüngsten Gericht des Universitätslebens, eben nicht bange. So war er der beste Bierschmecker und überall dabei, wo's hoch herging, ohne daß er sich's auch mit dem Vergnügen sauer werden ließ. Bei feierlichen Austritten überließ er das Reiten mit seinen Wechselfällen Jedem, der Lust dazu hatte, er selbst pflanzte seine breite Gestalt in den bequemen Wagen und ließ sich von ehrfurchtsvollen Füchsen bedienen. Da der Beutel des Papa schon einen Aderlaß ertragen konnte, so kam er mit einem Hauptungewitter per Semester bei

der jedesmaligen Ueberreichung der Conti davon, und da er mit einem recht leidlichen Examen seine behagliche Burschenlaufbahn beschloß, so bezahlte der Papa die letzten ansehnlichen Reste nur mit stillem Knurren.

Ein ganz brillantes Dejeuner war seine Jugend, als er eine hübsche Anstellung „bei der Regierung" fand, und wenn er sah, wie seine Kollegen ihre kleinen Ersparnisse alsbald ausbrauchten, um Almanache, Recessaires, wo nicht gar Uhren für ihre Bräute zu kaufen, so war ihm seine goldene Freiheit noch viel zu lieb, als daß er sich mit Ehestandsgedanken hätte plagen mögen. Er wollte einmal heirathen, o ganz gewiß, wenn es ihm recht gelegen wäre, aber das hatte noch gute Zeit. War er doch als gute Partie ein vielgeladener Gast zu Thee dansants und Familiensoireen, und der ganze Flor der Damenwelt stand ihm offen, wenn die armen Bräutigame an den Stuhl der Einen gefesselt waren. Nein, er wollte sich recht mit Muße besinnen.

Mit einem größern Einkommen und dem freien Besitz des väterlichen Vermögens wurde das Dejeuner immer brillanter. Im elegantesten Caffé nahm er seine Morgenchokolade, im zierlichsten Konditorskabinet später einen Kelch parfait d'amour mit erlesenem Backwerk, und beliebte es ihm die trockenen Kanzleistunden mit einem Glas guten Weins aufzufrischen, da hatte er seine verborgenen Weinschenken, wo er sicher war, die feinste Blume des edlen Rasses zu finden.

„Nun, was werden Sie heute Gutes speisen?" fragte er etwas höhnisch seinen verheiratheten Kollegen Müller, als sie beide um Mittag ausbrachen.

„Linsen", antwortete dieser gutmüthig, „Linsen und Rindfleisch; 's ist heute Mittwoch, meine Frau hält ihre gewissen Tage. Gesegnete Mahlzeit, Herr Bauer!"

„Linsen und Rindfleisch!" wiederholt Herr Bauer voll innerlichen Triumphs, während er auf sein Hotel zuschreitet, wo der Duft von gebratenen Truthähnen und Rehfleisch aus dem Souterrain aufsteigt und die Wagenreihe an der Einfahrt auf eine Gesellschaft interessanter Fremden schließen läßt.

„Sie trinken doch auch ein Täßchen Mokka im Caffé Rapp?" fragte er den arglosen Müller, an dessen Haus er nach Tisch vorübergeht.

„Bedaure", lautet die Antwort, „ist mir unmöglich, ist heute meiner Frau Schwiegermutter Geburtstag; da wird diesmal Kafee bei uns getrunken."

„Diesmal!" lächelt Herr Bauer im Weitergehen; „armer Müller! so kannst du doch deine Linsen verdauen!"

Ein schadenfroher Dämon scheint Herrn Bauer zu treiben, dem Müller beständig das verlorene Paradies seiner Freiheit vorzuhalten. „Nehmen Sie nicht Theil an einer kleinen Lustfahrt nach B.? Sie wissen, dort findet man die delikatesten Fische."

„Ist mir nicht möglich", antwortet der andere etwas verlegen; „ein kleiner Familienspaziergang — hab's meiner Frau schon lang versprochen."

Da fehrt denn am Sonntag Herrn Bauer in leichter Droschke, in der Gesellschaft einiger witzigen Freunde, behaglich zurückgelehnt, wie er mit gnädiger Herablassung die Familie Müller grüßt, die eilig zur Seite weicht, vier Kinder in verschiedenen Dimensionen, das kleinste im Wägelchen, das Herr Müller mit dem Stocke schieben hilft, alle triefend von Schweiß und überzogen mit Staub. „Wohin geht's?" ruft Herr Bauer dem Kollegen zu, der in diesem Augenblick nicht Humor genug hat zur heitern Auffassung seiner Situation.

„Zu unserer Milchfrau nach Plezingen", ruft ein naseweises kleines Mädchen.

Und dahin rollt die Droschke, und der witzige Freund stimmt den alten schwäbischen Volksreim an:

Wia'n i bi ledig gwäh,
Ist mer's viel wöhler gwäh,
'S wurd mer mei Lebatag
Nimme so wohl!

Dann Abend im Gasthof, wenn just nicht Theater ist, und mit dem Schlag acht die armen Ehemänner, die sich etwa in den Clubb gewagt haben, ausbrechen, wie behaglich dehnt sich Herr Bauer in seinem Stuhl und besiehlt: „Kellner, eine Flasche Rüdesheimer und die Speisekarte!" — Geschwind Hr. Schnarrenberger!" ruft er einem Ausbrechenden zu, „die Kartoffeln werden kalt und die Frau Liebste wird ungnädig!"

„Ist aber doch auch was Schönes um das Familienleben", bemerkt ein neben ihm sitzender Wittwer auf sein ironisches Lächeln, mit dem er dem Davoneilenden nachsieht.

„Bah, ich kann Familienleben haben, so viel mir beliebt, habe Einladung in ein Dutzend Häuser zu Familienthee oder Diner. Da treffe ich Alles auf's Schönste, Mama und wohlgezogene Töchterlein, vorlaute kleine Mädchen und unartige Buben; o Familienleben genug! Ich kenne ein Haus, wo eine edle Tochter auftritt, in einem andern paradiren zärtliche Schwestern, sonstwo debütirt das Fräulein vom Haus als naives Kind schon seit drei Jahren — kein Mangel an Familienleben!"

„Ei, wie bösartig Sie sind!" sagt der gutmüthige Wittwer. „Sie wollen also gar nicht heirathen?"

„Warum nicht? O gewiß! das heißt, je nachdem: ich muß da meiner Sache gewiß seyn; um Opfer zu bringen heirathet Niemand, natürlich! Das Heirathen bleibt mir so gewiß wie der Tod, die Damen sterben nicht aus. Vor der Hand habe ich keine Zeit, diesen Herbst muß ich nach Italien, nächsten Sommer will ich die Schweiz einsehen, einen Winter vielleicht nach Paris — habe also durchaus keine Eile. — „Wird selbst ein Mädchen zu versorgen haben", brummt er mißtrauisch auf den abgehenden Wittwer blickend.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Wandermappe eines deutschen Reisenden in Nordamerika.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Alabamafluß friert niemals zu. Lustig fließt sein Gewässer Jahr aus, Jahr ein in ungestörtem Behagen dahin. Wie glücklich muß er sich fühlen, wenn er von seinen Brüdern im Norden erzählen hört, die der kalte Hauch des Nordens alljährlich fest

erstarren macht. Welche Schauer müßte er empfinden, wenn plötzlich die wärmende Sonne erbleichte und das frisch bewegte Blut in seinen Adern stockte! . . . .

Die Fluthen des Alabama erleichtern außerordentlich den Transport der Baumwolle nach den Handelsplätzen. Da gerade die Aernte im vollen Zuge war, so hielten wir fast alle halbe Stunde an, um Baumwollenballen aufzunehmen und sie nach Mobile und New-Orleans zu befördern. Auf diese Weise legten wir manchen Tag kaum 30 Meilen zurück.

Die Unordnung und Fahrlässigkeit, welche in den meisten Manipulationen auf den Baumwollenpflanzungen sichtbar ist, äußert sich auch in der Art und Weise, wie an den betreffenden Stellen für die Landung der Schiffe und die Verladung der Baumwolle gesorgt ist. Auf den wenigsten Besitzungen ist irgend eine Vorkehrung getroffen, um die Ballen in bequemer und sicherer Weise nach dem Schiffe zu befördern, sie werden vom Ufer, wo sie entweder im Freien, oder unter einem Holzgerüst mit leichter Ueberdachung lagern, von drei oder vier Schiffsnegern über den steilen Sandhügel herabgewälzt und auf das Schiff gekollert, wobei es sich nicht selten ereignet, daß die 400 bis 500 Pfund schweren Ballen, ihren Stützpunkt verlierend, statt aufs Schiff, ins Wasser rollen, und entweder ganz verloren gehen, oder doch durch die Nässe bedeutend an Werth einbüßen. Der Durchschnittswerth eines Baumwollenballen ist 40 Dollars, und wenn nur einige Ballen im Jahre durch den schlechten Zustand des Verladungsplatzes verloren gehen, so sollte dies schon Ursache genug zu einer Verbesserung desselben seyn, um so mehr, als die Herstellung von zwei Eisenschienen, welche vom Ufer bis zum Fluß reichen, genügen würde, um die Verschiffung sicherer, leichter und weniger zeitraubend zu machen. An manchen Plätzen war gar nicht einmal Jemand anwesend, sondern die Ballen lagen 20—30 an Zahl mit Marken versehen am Ufer und wurden von den Schiffsleuten mit schwerer Anstrengung aufs Verdeck gewälzt.

Am dritten Tage unserer Fahrt hatten wir bereits 800 Baumwollballen in Ladung genommen. In allen Räumen lagen dieselben massenhaft aufgeschichtet und man konnte unser Schiff in einiger Entfernung wohl eher für einen kolossalen daherschwimmenden Baumwollballen, als für ein Dampfboot mit vielhundertköpfiger Reisegesellschaft ansehen. Die baumwollenen Passagiere waren durch grobe Packleinwand vor der Unbill des Wetters geschützt; doch guckte bisweilen aus einer zerplatzten Stelle ihrer enggeschnürten Hülle die luftige Baumwolle so schneeweiß unschuldig hervor, als wüßte sie nichts von der Schuld des Sklavenschweißes, der an ihren Fasern klebt!

Es gibt Schiffe, welche bis zu 1500 Ballen auf einer Reise nach Mobile bringen; die Fracht beträgt durchschnittlich einen Doll. für den Ballen.

Da die Reisegesellschaft sich nicht verminderte, sondern an Zuwachs vielmehr gewann, so blieb das Unkomfort während der ganzen Fahrt dasselbe, und namentlich die Nächte wurden auf die unerträglichste Weise entweder auf der Erde, auf dem Tische oder im Armstuhl zugebracht.

Der größte Theil der Passagiere waren Sklavenzüchter, Baumwollpflanzer, Schweinhändler und Abenteurer, welche den ganzen Tag fluchten, tranken und spielten. Man konnte selten eine Phrase hören, die nicht mit God dam anfing und mit einem ähnlichen Fluchwort endete. Auf fünf oder sechs Spieltischen wurde um so hohe Summen gespielt, daß einer der Reisenden in Einer Nachmittagsstunde 500 Dollars gewann.

Ein Mitspielender, der eine bedeutende Summe verlor, sagte aus, er habe seinen Verlust aus der Kabine geholt, dann rasch seine Bibel hervor geholt und darauf geschworen, niemals mehr eine Karte anzurühren.

Mehr aber noch als das eigentliche Kartenspiel ist es das Wetten, welches die Phantasie des Südländers erhitzt. Man sieht häufig zwei Personen, die Piquet oder Ecarté spielen, von zwanzig und mehr Zuschauern umringt, die Alle um hohe Summen auf den einen oder den andern der beiden Spieler pariren.

Ein Kuriosum ist, daß Wetten im geselligen Leben, wenn sie nicht um Geld geschehen, fast ausschließlich immer einen Hut zum Gegenstand des ausgesetzten Gewinnstes haben.

Man hatte uns immer das Volk des Südens im Gegensatz zu den Bewohnern des Nordens als heiter, lustig und gastlich geschildert. Wir fanden es frivol, genußsüchtig und leichtsinnig; nicht mit einer einzigen jener angenehmen Eigenschaften ausgestattet, welche eine wahre, gemüthliche Geselligkeit bedingen.

Die vielgerühmte Lustigkeit des „Southern people“ beschränkt sich auf ein wildes Schlemmen in öffentlichen Bar-rooms, verschwenderischen Gastmahlen u. dgl. Eine trauliche Heiterkeit im Familienleben vermochten wir nur selten wahrzunehmen. Ja uns dünkte das hiesige gesellschaftliche Leben sogar noch langweiliger als im Norden, weil hier nebst der Tiefe des Gemüthes auch noch der Zauber einer höheren Geistesbildung fehlt. Unter der spekulirenden Männerwelt dreht sich das Gespräch meist nur um Baumwollballen, Zuckerhofte und Sklavenzucht, und die Frauen fühlen sich nur behaglich, wenn vom Theater, Putz oder Tanz die Rede ist. Wir brauchen wohl nicht erst beizufügen, daß es auch hier gebildete Einzelne gibt, wie denn überhaupt die höhere Gesellschaft ziemlich in der ganzen Welt denselben Anstrich hat. Aber Bildung als Gemeingut ist weit verbreiteter im Norden als im Süden. Nur Charleston in Carolina macht eine erfreuliche Ausnahme, indem seine Bevölkerung viel wissenschaftlichen Sinn bethätigt.

Was den Südländer vor Allem zu einem unheimlichen Gesellschafter macht, sind seine rauhen Manieren und seine halbwilden Gebräuche. Wie widerlich ist z. B. sein unaufhörliches Tabakkauen, dieses ewige Räuspern, Kreischen und Expektoriren, als befinde man sich in einer Spitalgesellschaft bleichgehusteter Phtisiker. So oft wir auf Dampfschiffen, Eisenbahnen oder in Hotels der gezwungene Zeuge dieser garstigen Unart seyn mußten, kam uns immer ein Tischnachbar in Willard's Hotel in Washington in Erinnerung, der fürchterlich auf die deutschen Tabakraucher und ihre großen Pfeifen loszog und dabei con amore ein tüchtiges Tabakknäuel im Munde bewegte.

Allerdings ist das Tabakrauchen, wenn es zum Exzeß sich steigert, wie jede andere Unart, welche zur Leidenschaft ausartet, höchst tadelnswerth; aber es ist doch für die Umgebung bei weitem nicht so widerlich, als das Kauknäul, diese künstliche Backengeschwulst.

In Deutschland hat man das Tabakkauen schon längst aus der guten Gesellschaft verbannt. Nur selten trifft man noch diese rohe Sitte bei einem straßenverwitterten Eckensteher oder einem feldergrauten Tornisterträger. In Amerika hingegen und namentlich im Süden ist das Kauen noch eine allgemeine Uebung. Auf den Dampfern des Westens kann man des Morgens, wenn der Neger die „State-Room" ausfegt, zuweilen einen völligen Berg von abgekauten Tabakknollen mit fortwälzen sehen. Aber trotzdem, daß es allenthalben spuckt, erblickt man dennoch keinen Geist.

Die Gesellschaft, wie sie uns auf den Dampfern des Mississippi und während unserer Reisen durch die Staaten des Südens begegnete, ist in geistiger wie in sittlicher Hinsicht völlig verschieden von jener des Ostens und des Nordens, und ein Reisender, welcher nur den Süden und Westen der Vereinigten Staaten kennt, würde einen großen Irrthum begehen, wollte er von diesen halbzivilisirten Bewohnern der Sklavenstaaten oder den rohen Hinterwäldlern des Westens einen Schluß ziehen auf den Kulturgrad der Gesammtheit der Amerikaner. Wer dieses Kernvolk in seiner Urthümlichkeit ohne Beimischung fremder Elemente kennen lernen und studiren will, der suche es im Osten auf, wo es sich auf eine Stufe der Gesittung und Freiheit erhoben, wie keine andere Nation der Gegenwart.

Im Laufe der Fahrt hatten wir ein recht deutliches Beispiel von jener Quacksalberei, wie sie in Amerika in so unverantwortlicher Weise getrieben wird. Einer Dame an Bord wurde plötzlich unwohl. Man rief nach einem Arzt. Ein Reisender trat hervor und gerirte sich als einen Jünger Aeskulaps. Nachdem derselbe die Patientin konsultirt hatte und eine Arznei verordnen sollte, eilte er in die Kabine des Schiffskapitäns und schlug in einem Universal-Rezeptbuche ängstlich um das Heilmittel nach, welches darin für die vermuthete Krankheit vorgeschrieben stand.

Ein großer Theil der amerikanischen Aerzte ist nicht wissenschaftlich gebildet, sondern macht seine Studien erst am Krankenbette. Viele deutsche Apotheker und Barbiere eignen sich hier den Titel von Aerzten an, eröffnen eine „Offize" und verfahren mit den armen Patienten, die sich ihnen anvertrauen, auf eine so barbarische Weise, daß sie mit Recht die Pest des Ortes genannt werden können, wo sie sich Würgengeln gleich niederlassen.

Da in Amerika der Humbug oder die Marktschreierei zu einem gewissen Rufe gekommen ist, und hier der Grundsatz gilt: take care of ourself, so hat ein solches strafbares Verfahren von Seiten des Gesetzes keinerlei Hinderniß zu befürchten, das als eine Konsequenz wahrer Freiheit jeden Einzelnen für sich selber sorgen läßt. Dafür aber sucht sich das Volk, manchmal auf nicht sehr glimpfliche Weise, an solchen mörderischen Quacksalbern zu rächen.

Der Leser wird schon öfter von der amerikanischen Lynchjustiz gehört oder gelesen haben, und die glasscheibenfeindlichen Katzenserenaden, wie sie in den jüngsten Revolutionsjahren unbeliebten Persönlichkeiten vor ihren Häusern oder unter ihren Bureaufenstern gebracht wurden, mögen ihm einen schwachen Begriff von der Justiz geben, wie sie zuweilen das Volk hier übt. Hat z. B. ein solcher Pseudo-Arzt sein gewissenloses Kurirsystem an einem Orte dermaßen arg getrieben, daß die Bewohner seinen Betrügereien entweder auf die Spur gekommen, oder vielleicht gar ein oder der andere Mitbürger denselben zum Opfer fiel, so mag es leicht kommen, daß der Herr Doktor mit Fäusten, Stöcken, Peitschen rc. eine Behandlung erfährt, die, wenn sie ihn auch nicht auf immer von seiner heillosen Erwerbsart kurirt, ihn doch wenigstens auf lange Zeit patientenunschädlich macht.

So hörten wir von mehreren „Erfindern von Patent-Medizinen" im Staat Illinois und Missouri, die plötzlich in Nacht und Nebel Haus und Habe in dem Dorfe verlassen mußten, um der Rache einer mit Recht empörten Volksmasse zu entfliehen.

Jemehr wir uns Mobile näherten, desto flacher wurden die Ufer, so daß sich endlich nur mehr eine dünne Schicht Landes zu beiden Seiten des Alabama hinzog. Zudem war der Fluß kurz vorher um 8 Fuß gestiegen und hatte beide Ufer gewaltig überschwemmt und Bäume, Pflanzen und selbst Thiere standen mehrere Fuß tief im Wasser. Die Weiden und Zypressen, die die Hauptvegetation bilden, prangten noch in frühlingsartiger Frische.

Man braucht jetzt nicht mehr die Auskunft eines wortkargen Steuermanns oder eines unwilligen Kapitäns zu erbetteln, die grünen Zweige, die milde Luft, der blaue Himmel, Alles dies sagt uns, daß wir uns dem Süden, daß wir uns dem Golf von Mexiko nähern.

Gegen 6 Uhr Abends landeten wir endlich in Mobile. Es war gerade Sonntag und die zahlreichen rothhemdigen Matrosen, welche sich am Ufer herumtummelten, verliehen der Landungs-Scene ein gar heiteres Aussehen. Es waren meistens Spanier und Italiener, muntere, südliche Naturen, die sich wenig um den gespreizten Sabbathton der Yankees kümmerten und vergnügt lachten, scherzten und sangen.

Die Plötzlichkeit, mit der wir aus der kalten und düstern Atmosphäre unserer Reisegesellschaft in dieses bunte, lustige Treiben versetzt wurden, steigerte um so mehr den Effekt. Dazu kamen noch die klimatischen Verhältnisse. Es war uns, als wären wir in Italien, als athmeten wir Sorentoluft, als seyen wir umringt von dem muthwilligen und ausgelassenen Volke der Lazzaroni!

Miscelle.

Der Johanna Wagner-Prozeß zwischen Lumley und Gye ist nach einem Jahre soweit gediehen, daß die Majorität der Richter der Queens Bench sich dahin ausgesprochen habe, der Casus sey der Art, daß Lumley eine Entschädigungs-Klage gegen Gye vorbringen könne, mit anderen Worten: es wurde nach zwölfmonatlichem Prozessiren entschieden, daß Lumley seinem Gegner einen Prozeß anhängig machen könne.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 48. Mittwoch, den 15. Juni 1853.

Hagestolze.

(Fortsetzung.)

Herr Bauer hatte das brillante Dejeuner nach Kräften verlängert, Schweiz und Italien, London und Paris, Caviar und Austern, Champagner und Tokayer in reichem Maaße genossen. Er ist endlich doch etwas müde geworden, als er nach vierzehn Jahren mit dem oft verhöhnten Herrn Müller in derselben Stadt wieder zusammentrifft. Sie haben wirklich eine Art Freundschaft für einander, ungefähr wie die, welche der selige Claudius Pferdefreundschaft nennt, weil sie sich in dieser Weise bei Pferden bildet, die lange in einem Stalle stehen.

„Nun, wie gehts, Herr Kollega?"

„Gut, recht gut!" erwidert Herr Müller fröhlich und reibt sich befriedigt die Hände „Sie wissen, ich bin nun Rath geworden; bei einer zahlreichen Familie ist eine solche Verbesserung immer wünschenswerth, aber gottlob! es macht sich jetzt Alles vortrefflich."

„Nur noch ein paar Schritte auf die Post, muß meine Marie dort abholen, sie kommt mit dem Eilwagen, war bei meiner Schwester zur Aushülfe. Sie glauben, nicht wie man sich freut auf so ein Kind!"

Bauer begleitet ihn und findet es nicht so komisch wie vor Zeiten, als ein liebliches Mädchen den Vater mit herzlicher Freude, den Fremden mit Erröthen grüßt. Wie glückselig betrachtet der Müller sein Töchterlein, selbst überrascht von ihrer aufgeblühten Anmuth! wie viel hat das Mädchen zu fragen, nach der Mutter und den Geschwistern, den Blumen und ihre Freundinnen! Herr Bauer beginnt sich überflüssig zu finden, als aus der Seitenstraße wieder eine jubelnde Stimme „Vater!" ruft und ein kräftiger netter Junge mit glänzenden Augen und glühenden Wangen auf sie losstürzt

„Grüß Gott, Marie! Vater, sieh, ich hab' den ersten Preis und bin doch erst seit acht Wochen hier im Gymnasium!" Und jubelnd zeigte er seine Siegestrophäe dem hocherfreuten Vater, der, unbekümmert um die Oeffentlichkeit der Scene, den Krauskopf lächelnd Herrn Bauer vorstellt: „Sehen Sie, das ist mein Kleinster, der damals im Wägelchen gefahren, die andern würden Sie gar nicht mehr kennen. Denken Sie, ich habe schon einen Studenten, der hält sich recht brav!"

Nun kommt die Reihe des Fragens an den geselligen Herrn Müller, der den neugefundenen Freund nicht so rasch losläßt, während der Krauskof mit der Schwester vorauseilt, der er eine Menge wichtiger Schülerlebnisse mitzutheilen hat.

„Und wie geht es denn Ihnen, Herr Kollega?"

„Oh, ganz gut," sagte Herr Bauer gähnend; „ich habe nur etwas Magenbeschwerden, werde daher diesen Sommer ins Karlsbad gehen."

„So, so, das bedauere ich. Und Sie speisen noch immer im Hotel d'Angleterre?"

„Längst nicht mehr; der Lärm von den vielen Fremden dort ist mir zuwider, ich habe die langkragigen Engländer herzlich satt."

„Sie speisen also —? —

„Gegenwärtig im russischen Hof, werde aber nicht bleiben; keine feine Küche, die Austern waren schon zweimal nicht frisch, und erst gestern machte ich die Entdeckung, daß die Madame die Gänseleberpasteten selbst macht und sie für Straßburger ausgibt. Es ist möglich, daß ich jetzt bald eine eigene Haushaltung anfange."

„Da darf man also wohl gratuliren?"

„Keineswegs," sagte Herr Bauer trocken; „es eilt mir nicht; Sie wissen, ich möchte besonnen wählen."

Das Gespräch wird abgeschnitten durch die Ankunft am Müller'schen Quartier, wo der Wildfang frohlockend die Treppe herunter ruft: „Vater, die Bertha muß Pfannkuchen backen, meinem Preis zu Ehren! Juheh!" und er macht noch einen Spazierritt auf dem Treppengeländer herunter.

Herr Bauer mußte noch versprechen, auf den Abend an einer Familienpartie nach der grünen Au Theil zu nehmen. Die nahm sich denn wirklich etwas besser aus als vor Jahren die Kinderwagenpartie. Zwar trank Müller nur ein Glas Bier und rauchte aus einer simpeln Pfeife, während Bauer den feinen Rauch einer ächten Havannazigarre in die Luft blies, und die Familie labte sich bloß an Butterbrod, ohne Seitenblicke auf den westphälischen Schinken, mit welchem sich Herr Bauer in Ermanglung von etwas Besserem behelfen mußte. Aber das Blatt hatte sich doch zu Gunsten der Familie gewendet. Ein paar anmuthige erwachsene Töchter, deren einfach bescheidener Weise selbst der argwöhnische Hagestolz keine Rolle unterschieben konnte, ein junges Mädchen, etwas eckig und hoch aufgeschossen, die ihrer beginnenden jungfräulichen Würde vergessend sich in maßloser Fröhlichkeit mit dem Wildfang auf dem Rasen tummelte, das ganze Bild von herzlicher Eintracht und fröhlichem Genügen machte Herrn Bauer doch etwas nachdenklich, als er Abends einsam seinem Hôtel garni zuschritt.

„Muß am Ende doch ans Heirathen denken," begann er sein lautloses Selbstgespräch. „Die Hermine gefiel mir noch am besten; wüßt' ich nur, was der Alte herausgibt! Aber da ist am Ende viel Eleganz und nichts dahinter. Bei des Bankiers Töchter ginge ich sicher, was das Geld anbetrifft: aber verwöhnte Dinger, wollen alle Reisen mitmachen und eine eigene Theaterloge. Danke schön, meine Frau soll einmal hübsch zu Hause bleiben und für ein gutes Souper sorgen, bis ich heim komme. Die Anna gegenüber, das wäre so eine Sorte, aber in einem Salon läßt sich die nicht präsentiren."

Er kam zu keinem Abschluß mit seinen Berathungen, und langweilig ist sein Diner eben doch, ob er sich's eingestehen mochte oder nicht; langweilig am Morgen, wo er die Chokolade, die ihm längst entleidet ist, bald mit Thee vertauscht, die seinem Magen nicht zusagen, wo er den Haufen Zeitungen, die er durchgeblättert, jedesmal mit dem Stoßseufzer bei Seite legt: „Geschieht auch gar nichts in der Welt! es ist nicht der Mühe werth!" Langweilig ist's am Mittag, wo er an der Table d'Hôte sitzt und nicht weiß, was ihm mehr zuwider ist, die stehenden Gesichter der Stammgäste, oder die neuen der Fremden, welche ihn mit Fragen ennuyren; langweilig bis zum Abend, wo er mit verhaltenem Gähnen im Theater sitzt und sich besinnt, was noch langweiliger sey, gleich heimzugehen oder in eine Restauration, die er längst auswendig weiß.

In Familien geht er auch nicht mehr gern; er ist immer besorgt, daß man auf eine so gute Partie wie er Jagd mache, und er ist sehr wählig, der Herr Bauer. Es wäre doch einfältig, wenn er jetzt weniger Ansprüche machen wollte, als in seinen unerfahrenen jungen Tagen! Und so ist es gekommen, daß Herr Bauer sein Diner allein beschlossen hat, so langweilig es ihm auch geworden.

Sey es uns noch vergönnt, ihn beim Souper zu belauschen. Er speist längst nicht mehr im Hôtel, die Küche dort sagt seinem Magen nicht mehr zu und seine Uebelhörigkeit macht ihm die Unterhaltung unzugänglich. Das Magenübel hat sich, allen europäischen Bädern zum Trotz, hartnäckig festgesetzt, auch stellt sich das Podagra mit großer Zudringlichkeit ein. So wars am besten, eine eigene Wirthschaft zu gründen und eine Haushälterin zu nehmen, obgleich Herr Bauer die letztere für das größte aller Uebel erklärt, die ihm in seiner prüfungsreichen Laufbahn zugestoßen.

Herr Bauer bewohnte ein sehr hübsches Quartier; der Boden seines Wohnzimmers ist mit Teppichen belegt, Sopha und Sessel von rothem Plüsch, goldgerahmte Spiegel und gestickte Vorhänge; aber bei dem Allem fehlt doch eine freundliche Hand; es sieht immer aus wie entlehnt. Ihm selbst scheint es so vorzukommen, als er im elegantesten Schlafrock mit türkischem Muster und gestickten Pantoffeln sich auf dem Sopha ausstreckt, während die Haushälterin, eine stattliche wohlgenährte Frau mit etwas rother Nase, den Kaffe servirt. — „Warum den Kaffe schon gemacht?" fragt Herr Bauer ärgerlich, „da verliert er vom Arom." — Bitte um Verzeihung, er ist diesen Augenblick abgegossen worden; der Herr Obersteuerrath haben gestern gesagt, der Alkoholdunst werde Ihnen unerträglich," schreit mit gellender Stimme die Haushälterin, die allerdings das erste Täßchen für sich abgegossen hat. — „Der Kaffe schmeckt nicht mehr ganz fein," brummt er, „muß nicht von der rechten Sorte seyn." — „Nur zu gut für dich, du alter Brummer," sagt Frau Braun für sich und gelle dann wieder: „Bitt' um Verzeihung, feinster Mokka, das Pfund zu einem Gulden; er hat aufgeschlagen. Aber wissen der Herr Obersteuerrath, wenn man eben alt wird, da nimmt der Geschmack ab . . ." — „Halten Sie's Maul!" schnauzt sehr unceremoniös der Gebieter, der Anspielungen auf sein Alter nicht liebt. Die beleidigte Frau Braun zieht sich zurück und rächt sich durch lange Monologe für ihre schreiende Höflichkeit, während Herr Bauer seinen leidenden Fuß, nach dem heut noch Niemand gefragt hat, ächzend hin und her wendet. „Der Divan ist nicht recht bequem, muß es mit einer Chaise longue versuchen! Was ist draußen wieder los?"

Und mit innerer Pein hört er draußen mehrere Stimmen, dazwischen die der Haushälterin, auf- und abgehende Schritte; sein übles Gehör spannt ihn bei einem quälenden Mißtrauen beständig auf die Folter; die Klingel hat er nicht zur Hand und aufstehen kann er nicht. Endlich gelingt es ihm, sich hörbar zu machen, die Frau Braun erscheint unter der Thüre ganz unbefangen, und er hatte das schwärzeste Complott vermuthet. „Wer Gukuks war denn alles draußen? warum sagt man mir nichts, als wär' ich ein todter Hund? — „So? das ist mein Dank", schreit Frau Braun, „daß ich alle Unruhe von Ihnen abhalte? Und wie haben Sie mich gestern angefahren, daß ich so viel Bettelvolk hereinlasse!" — „Ja, wer war's denn? — „Ein Zettel von der Frau von Mauer um Beiträge zu Brod für arme Schulkinder." — „Ewiges Gebettel!" knurrt er, seinen Beitrag unterschreibend. — „Der junge Maler von drüben mit einem Porträt," referirt Frau Braun weiter — „Habe genug solch' Zeug!" — „Die Frau Base Munter." — „Warum haben Sie die nicht hereingeführt?" — „Je nun," meint die Haushälterin, „der Herr Obersteuerrath sind doch gerade kein Freund vom Ausleihen, und was anders wird die Frau Base doch nicht wollen." — „Das können Sie nicht wissen," sagt Bauer, der die sanfte verständige Frau nicht übel leiden konnte. — „Nun, um etwas anderes kommt man zu keinem ledigen Vetter!" schreit Frau Braun wieder; „oder wollte sie sehen, ob der Herr Vetter noch bei Kräften sey; sie soll neulich des Notars Schwägerin gefragt haben, ob denn der Herr Vetter noch an kein Testament denke." Frau Braun wußte wohl, daß sie mit diesem Bericht der Cousine einen lebenslänglichen Stoß beim Herrn Vetter versetzt hatte.

Die alte, oft vertagte Frage: sollt' ich nicht noch heirathen? tauchte abermals in Herrn Bauer auf, als er wieder allein in seinem Zimmer die Zeitungen ungeduldig zurückstieß, und abermals ließ er seine weiblichen Bekannten die Revue passiren. Die glänzende Hermine war noch frei; er schüttelte den Kopf: „Bah, eine alte Kokette!" Die Bankierstöchter waren längst vermählt, von seinen neuen Bekannten schien ihm keine aufopferungsfähig genug zu dem hohen Posten seiner Frau; aber die Anna, sein stilles Vis a Vis von ehemals, die wäre vielleicht noch zu haben; aber wo? Es blieb ihm nichts übrig, als den Wiedereintritt der Frau Braun abzuwarten und diese zu befragen.

„Wissen Sie nicht“, begann er gleichgültig, „wo die verwittwete Doktorin Winter hingekommen ist? Sie wohnte in der breiten Straße.“

„Doktorin Winter?“ sagte sich besinnend die überall bekannte Haushälterin mit einem scharfen Seitenblick auf ihren Herrn.

„Sie hatte eine einzige Tochter“, sagte er noch gleichgültiger.

So! da sitzt's! dachte Frau Braun und begann geläufig: „Ja, die Doktorin ist gestorben, weiß wohl, war ein hochmüthiges Ding, die Alte, und erst nichts da; die Fräulein Tochter ist jetzt Hausjungfer,“ das letzte Wort scharf betonend; „wenn der Herr Obersteuerrath wünschen, kann ich schon erfahren wo.“

„Ist nicht nöthig“, meinte dieser mürrisch.

„Hausjungfer!“ überlegte er bei sich; „da wär es freilich ein gutes Werk, aber das wäre ein Triumph für Geheimeraths; nein, nein, unmöglich!“

Eine frische muntere Stimme fragte draußen: „Der Herr Obersteuerrath daheim?“

„Ja, ja,“ rief dieser etwas erheitert; er hatte für seinen alten Kollegen Müller stets eine gewisse Zuneigung bewahrt.

„Guten Morgen, lieber Herr Kollega, guten Morgen, wie gehts?“ rief der heitere alte Mann. „Man sieht Sie ja gar nicht mehr, seit Sie pensionirt sind. Wie kommts, daß Sie sich so ganz zurückziehen? Ein Mann in den besten Jahren!“

„Ja, sehen Sie, ich kann mich nicht binden und in den Gasthof gehe ich nicht gern.“

„Weiß schon,“ schrie Müller, auf sein Ohr deutend, „bin im selben Spital krank. Nun, ich habe Lärmtrompeten genug, wenn ich zu meinen Enkeln komme. Da gehts Ihnen her, daß es eine Lust ist! Ist, glaub' ich, oft gut, wenn man ein Bischen taub ist und nicht all den Lärm hört; da geh' ich gern wieder in mein Stübchen, wo's fein still ist. Meine Frau versteht mein Ohr so; ich höre sie, wenn sie gar nicht laut spricht.“ Herr Bauer seufzte; seine Haushälterin schrie wie eine Posaune, wenn sie ihn ärgern wollte, und sprach leise nur ihm zur Qual.

(Fortsetzung folgt.)

Malergeschichten.*)

I.

Cimabue und Giotto.

Cimabue wurde 1240 in Florenz geboren und zeigte schon in früher Jugend ein großes Talent für die Zeichenkunst. Als er das Glück hatte, die Werke einiger griechischen Maler zu sehn, erwachte in ihm der lebhafte Wunsch, unter ihnen zu studiren; sein Wunsch wurde erfüllt und er verfolgte seinen Beruf mit solchem Eifer, daß er seine Lehrer bald übertraf. Seine Werke begründeten in Florenz eine Schule, welche der Wiederbelebung des Geschmackes den Weg bahnte. Cimabue lebte sechzig Jahre und starb im Jahre 1300. Eine Episode aus seinem Leben führt zu der Geschichte seines Nachfolgers.

Im Jahre 1276 lebte ungefähr 40 Meilen von Florenz in der Stadt Vespignano ein armer Taglöhner, Namens Bondone. Dieser Mann hatte einen Sohn, den in der gewöhnlichen Unwissenheit der niedern Klassen aufwachsen ließ. Aber die außerordentlichen Fähigkeiten des Knaben, so unausgebildet sie waren, und seine erstaunliche Auffassungsgabe und Lebhaftigkeit machten ihn zum Liebling seines Vaters und der nächsten Umgebung. Schon im zehnten Jahre vertraute ihm der Vater eine Heerde an. Nun streifte der kleine glückliche Knabe über Berg und Thal mit seiner lustigen Schaar und unterhielt sich damit, im Grase liegend, die Umgebung, wie es der Zufall und seine Phantasie eben wollte, auf große flache Steine, oder in den Sand und die weiche Erde zu zeichnen. Sein Pinsel war der Hirtenstab oder ein scharfer Stein, sein Hauptmodell das Schaaf, welches er in seinen verschiedenen Lagen und Stellungen abbildete.

Eines Tages, als der Hirte inmitten seiner Heerde lag und eifrig damit beschäftigt war, etwas auf den Stein zu zeichnen, kam ein Wanderer des Weges. Erstaunt über die große Aufmerksamkeit des Knaben auf seine Arbeit und die unbewußte Anmuth seiner Haltung, hielt der Fremde an und betrachtete das Bild. Es war die Skizze eines Schaafes, das mit solch' keckem Griffel und solcher Naturwahrheit gezeichnet war, daß der Maler höchlich darüber erstaunte.

„Wessen Sohn bist du?“ fragte er neugierig.

Der erschrockene Knabe sah dem Fragenden verwundert in das Antlitz. „Mein Vater heißt Bondone und ist Taglöhner; ich bin sein kleiner Giotto, edler Herr“, erwiderte der Knabe.

„Nun denn, kleiner Giotto, würdest du wohl mit mir gehen und bei mir bleiben? Du solltest Schaafe, Pferde, ja wohl gar Menschen bei mir zeichnen lernen!“

Die Augen des Kleinen leuchteten vor Freude. „Ich will mit Euch gehen, wohin Ihr wollt, wenn ich das lernen kann. Aber“, fügte er hinzu und ein Gedanke, der ihm durch den Sinn ging, machte ihn die Farbe wechseln, „ich muß erst meinen Vater fragen, ich kann nichts ohne seine Erlaubniß thun.“

*) Aus der „Illustrirten Welt, Blätter aus Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst, zur Unterhaltung und Belehrung für die Familie“, eine Wochenschrift, welche seit Anfang dieses Jahres in Stuttgart im Verlag von Ed. Hallberger erscheint, und die wir dem Publikum bestens empfehlen können. Es soll diese Wochenschrift, wie der Herausgeber im Prospektus sagt, die Kenntnisse, welche wir aus den Forschungen großer Männer in Natur und Leben, in Wissenschaft und Kunst gewonnen haben, zum Gemeingut machen, zu gleicher Zeit anregen und zerstreuen, Unterhaltung in der Belehrung, Belehrung in der Unterhaltung gewähren. Der Stoff ist höchst mannigfaltig ausgewählt: Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften liefern ihn, alte und neue Kunst, Handel und Wandel sind ebenfalls in den Kreis der Besprechung gezogen, Erzählungen, Lebensweisheit in Aussprüchen großer Männer, kleine Blätter aus Natur und Leben als unterhaltende Beigabe geflochten. Bei der Auswahl dient strenge Sittlichkeit als Richtschnur, so daß Aeltern diese Wochenschrift mit Ruhe in die Hände der Kinder jeden Alters und jeden Geschlechtes legen können. Die Ausstattung (mit vielen trefflichen Holzschnitten) ist sehr schön und der Preis ungemein billig gestellt, das Monatsheft zu 18 kr. rhein.

„Das ist recht, mein Knabe, wir wollen ihn miteinander aufsuchen", sagte der Fremde. Es war der Maler Cimabue.

Groß war das Erstaunen des alten Bondone über den unerwarteten Vorschlag; aber er sah, wie sehr sein Sohn es wünschte, wenn er es auch nicht aussprach und gab seine Zustimmung. Er begleitete seinen Sohn nach Florenz und überließ ihn der Sorge des Malers.

Die Fortschritte seines Zöglings übertrafen die Erwartungen Cimabues. In der Darstellung der Natur ließ Giotto bald seinen Meister, dem noch immer die harten Formen der spätern griechischen Kunst anklebten, weit hinter sich.

Eines Morgens kam der Künstler in sein Atelier und sah bei der Betrachtung eines halbvollendeten Kopfes eine Fliege, welche auf der Nase saß. Cimabue wollte sie verjagen und gewahrte nun erst, daß sie gemalt war.

„Wer hat das gethan?" rief er halb ärgerlich, halb erfreut.

Giotto kroch zitternd aus einer Ecke hervor und gestand seinen Fehler. Aber der Meister empfing ihn mit Lob statt mit Tadel, denn er liebte die Kunst zu sehr, um dem Talente des Schülers zu zürnen, wenn sein Scherz auch gegen ihn gerichtet war.

Als Giotto älter wurde, verbreitete sich sein Ruf weit und breit. Papst Benedikt IV. schickte eines Tages Abgeordnete zu ihm; sie traten in das Atelier des Künstlers und theilten ihm das Verlangen des Papstes mit, welcher den Plan zu einer Kirche von ihm wünschte, denn Giotto war, wie die meisten Künstler jener Zeiten, ebensowohl Architekt als Maler. Er nahm ein Blatt Papier, stemmte den Ellbogen in die Seite, um seine Hand fester zu machen und zog augenblicklich einen vollkommenen Kreis.

„Sagt Seiner Heiligkeit, daß dies mein Plan sey", rief er; und trotz aller Gegenvorstellungen weigerte sich Giotto, einen andern zu machen. Papst Benedikt war ein gelehrter Mann; er sah, daß Giotto das beste Beispiel der Vollendung in seiner Kunst gegeben, ließ ihn nach Rom kommen und ehrte und belohnte ihn. „Rund wie Giotto's Kreis" wurde ein italienisches Sprüchwort. Giotto war, wie diese Geschichten bezeugen, ein muntrer und spaßhafter Mann

Die Talente Giotto's gewannen ihm den Schutz der Großen des Landes. Er besuchte nach und nach Padua, Verona und Ferrara. In der letztern Stadt malte er eine Zeit lang für den Fürsten v. Este. Zu dieser Zeit hörte Dante von Giotto und lud ihn nach Ravenna, dem damaligen Aufenthalt des verbannten Florentiners, ein. Dort malte er gleichfalls längere Zeit und schloß eine innige Freundschaft mit Dante. Der arme Schaafhirt von Vespignano stand jetzt auf dem Zenith seines Ruhmes. Er, der in den Kreisen der italienischen Edeln aufgenommen war, genoß die Freundschaft der talentirtesten Männer jenes Zeitalters — Dante's, Boccaccio's und Petrarcha's — und bewundert von Allen nahm er eine wirklich beneidenswerthe Stellung ein. Seine Freunde schätzten ihn ebenso sehr wegen seines Charakters als wegen seines Talentes; und sein Biograph Vasari sagt: „er war ein eben so guter Christ, als ein ausgezeichneter Maler." Giotto starb zu Mailand im Jahre 1336 und sein prachtvolles Begräbniß war ein Zeugniß, wie hoch ihn die Mitwelt schätzte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* Frankfurt. Die Errichtung und Erhaltung von „Krippen" in unserer Stadt ist nun zur Wahrheit geworden und der Verein hat seinen ersten Bericht veröffentlicht. Sein menschenfreundlicher Zweck hat die Aufgabe, für Wartung und Pflege gesunder Kinder bis zum vollendeten dritten Jahre von unbemittelten hiesigen Bürgersfrauen, welche den Tag über außer dem Hause arbeiten, krank oder deren Wohnungen ungesund sind, für Kinder hiesiger Ortsangehörigen, deren Mütter Tags über in der Stadt oder deren Nähe arbeiten, und endlich für hiesige Bürgerskinder, deren Mütter während der ersten Lebensjahre des Kindes gestorben sind, gegen geringe Entschädigung Sorge zu tragen. Von der Verwaltung und Benutzung der Anstalt schließt kein Glaubensbekenntniß aus. Das Stiftungskomite besteht aus zwölf edlen Frauen unserer Stadt, welchen ein Beirath von drei männlichen Mitgliedern beigesellt war. Der Vereinsvorstand besteht aus drei männlichen Mitgliedern, dann für Frankfurt aus drei Frauen, unter welchen die Gemahlin des kgl. bayer. Bundestagsgesandten Freifrau v. Schrenk, und für Sachsenhausen ebenfalls aus drei Frauen. Die Aufseherinnen bilden die sämmtlichen Frauen des Stiftungskomite, 25 an der Zahl. Sieben der jüngern Aerzte sind der Anstalt beigegeben. Die Summe der Beiträge zur Gründung der beiden Krippen beträgt 8609 fl. 19 kr., die der jährlichen Beiträge bis jetzt 1174 fl. 48 kr. Außerdem sind verschiedene Geschenke von Frauen gemacht worden. Die Anregung zu diesem wohlthätigen Werke gab aber bekanntlich Geh. Hofrath Dr Stiebel.

•

* Die Pariser befinden sich jetzt in einem ähnlichen Paroxismus, wie jüngst die Berliner. Wie den Berlinern die Pepita, so verdreht den Parisern die Petra Camara die Köpfe. Wer ist Petra Camara? Petra Cama ist eine Spanierin von kleiner untersetzter Gestalt, von feurigem Teint. Sie tanzt auch nicht jene zierlichen Arabesken, wie Carlotta Grisi. Sie hat auch nicht die Grazie, den Liebreiz von Marie Taglioni. Sie tanzt auf gut Glück und nach dem Instinkte, etwa so wie Lola Montez tanzen wollte Nur hat sie das Publikum besser studirt als Letztere. Man hat ihr gesagt, daß sie recht stark auftragen muß, um das Parterre zu packen, Hüften und Leib gehörig zeigen, schmachtenden Blicks sich hintenüberwerfen und sich selbst anbeten. Wenn hierbei das Publikum noch zögert, in Feuer zu gerathen, so hilft der Claqueur nach. Um gerecht gegen die Spanierin zu seyn, muß man zugeben, daß sie eine amüsante Kühnheit, eine unerhörte Gewandtheit im Tanze entwickelt, daß sie wie der Zorn oder der Wahnsinn in wachsender Schnelligkeit herumwirbelt. Wenn der Vorhang fällt, so sind Einem die Augen wie geblendet, der Kopf wackelt Einem, das ist Kunststück, aber nicht Kunst, und das Parterre folgt nur seinem universellen Rufe, wenn es darüber in einen Enthusiasmus ausbricht, der dem Wiehern einer Horde von Pferden ziemlich nahe kömmt.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

// Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 49. Sonntag, den 19. Juni 1853.

Hagestolze.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Sie lange nicht gesehen, Herr Kollega", fuhr Müller fort. „Weiß wohl, ich konnte in letzter Zeit gar nicht fertig werden vor Festivitäten: Kindtaufe bei meiner Mathilde, meiner Sophie Aeltester konfirmirt, und am Sonntag wurde mein Otto als Pfarrer investirt, der Krauskopf, wissen Sie, der damals den Preis gewonnen. Hätte kein Mensch geglaubt, daß der Wildfang einen solchen Pfarrer gäbe, den sollten Sie predigen hören!" Des alten Mannes Augen glänzten in Freudenthränen.

„Sind alle Ihre Töchter verheirathet?"

„Alle just nicht", sagte entschuldigend Hr. Müller. „Sie wissen, wir sind eben nicht reich, aber recht glücklich sind sie, die Marie und die Bertha; Nanette, unsere Wilde, ist schon lange zahm worden und pflegt mich und meine Frau; wir können sie nicht entbehren. Der Georg, der in Amerika ist, möchte sie schon lang gern drüben haben; dem geht's gut, Herr Kollega, der scheert sein Schäflein! Ist freilich hart, ein Kind über's Meer zu lassen; aber den Jubel sollten Sie sehen, wenn ein Brief kommt! Meine Frau thut's nicht anders, da müssen Kinder und Enkel auf den Platz, so viel Füße haben, und der kleine Georg, der Marie Aeltester, muß ihn vorlesen; der kann's, und einen Kaffe macht meine Wilde aus dem ff."

Herr Bauer hörte schweigsam zu, wie der alte Mann sich in sein Familienglück vertiefte; was sollte er ihm dagegen erzählen? von seinem Podagra und seinem Magen, seiner Haushälterin und seinen Aergernissen? Seine Schweigsamkeit fiel endlich dem redseligen alten Mann auf, er empfahl sich und ging heim in sein warmes Stübchen, wo freundliche Augen und treue Herzen auf ihn warteten.

Sollen wir Herrn Bauer noch länger Gesellschaft leisten bei seinem Mittagsmahl, dessen Anordnung er eben so ungern selbst übernimmt, als er sie der Haushälterin überläßt, auf seiner Nachmittagsspazierfahrt, die er zu seiner eigenen Desperation verlängert, weil er nicht weiß, wohin er nachher gehen soll und von der er doch noch dermaßen zu früh heimkommt, daß er Frau Braun in einer improvisirten Kaffevisite stört? Sollen wir ihn begleiten in Gesellschaft, wo er sich noch einigermaßen bemüht, den Galanten zu spielen, wo er sein Alter und seinen kranken Fuß sorgsam zu verbergen sucht und beständig fürchtet, von jungen Damen verhöhnt, von ältern erobert, oder von andern für wohlthätige Zwecke angebettelt zu werden; in den Klubb, wo er froh seyn muß, wenn ihm ein gefälliger Nachbar ein paar Tageslügen in die Ohren schreit; in's Theater, wo er aus Langeweile schläft, zurück in seine freudlose Heimath, wo keine Seele auf seinen Tritt lauscht, außer Frau Braun, um schnell die Spuren ihrer Privatmahlzeit wegzuräumen, wo die goldgerahmten Spiegel und damastenen Möbeln ein frostiges, unerquickliches Ansehen haben, bis zu seinem Abendessen, bei dem der Fisch zu kalt, die Sauce zu dünn, die Creme zu warm ist, bis er im Verdruß den Teller von sich stößt?

Ich glaube, wir würden uns an den Details nicht sehr ergötzen und am Ende mit Herrn Bauer ausrufen: „Ein miserables Souper!"

III.

Der Künstler.

Dem war's auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß er in der Einsamkeit sein Leben beschließen sollte. Der jüngste Sohn eines respektablen, gesicherten, wenn auch nicht reichen Handelshauses, zum Associé seiner Brüder bestimmt, welch' andere Zukunft lag vor ihm, als in anständiger Equipage sicher und bequem seinem Lebensziel zuzureisen, und wer hätte gedacht, daß er es vorziehen würde, an einsamem Wanderstab über Berge und Thäler, durch Wälder und Felsen seinen eigenen Pfad zu suchen?

Zwar muß man gestehen, es lief ein bedenklicher genialer Zug durch das ganze solide Geschlecht, der sich nur daraus erklären läßt, daß sich unter den ehrenwerthen Früchten des bürgerlichen Stammbaums in grauer Vorzeit ein — Tanzmeister vorfand. Von dem muß sich so ein künstlerischer Schwung vererbt haben, der sich aber mit der Zeit veredelte; denn der Papa hatte in seiner Jugend die Flöte geblasen, der Onkel gemalt, und der Großpapa Verse gemacht; Brüder und Schwestern zeigten von zarter Jugend an eine Leidenschaft für Liebhabertheater und Sprüchwörterspiel, und so war's dem Heinrich zu verzeihen, wenn er seinerseits auch eine schöne Kunst erwählte.

Musikalisch war das ganze Haus ohnehin: Louise spielte Guitarre, Pauline Clavier, und gesungen wurde, wo man ging und stand. Auch regnete es an Geburts- und Neujahrs-Tagen Gedichte aller Art.

August, der Aelteste, lieferte Disticha im feierlichsten Styl, z. B.:

„Reiche, Apollo, mir heut die silbertönende Leier,
Um zu begrüßen die Herr — liche, die Mutter mir ward."

Franz brachte scherzhafte Knittelverse:

„Was schaut denn da zum Fenster 'rein?
Wird wohl der Herr Geburtstag seyn,
An dem vor vierzig Jahr bei Nacht
Der Storch die Frau Mama gebracht ɀc."

Pauline warf sich auf's naive Genre:

„Liebe Mama,
Dein Geburtstag ist da ɀc."

Die Louise aber wurde hochpoetischer, wobei sie's mit der deutschen Grammatik nicht allzu genau nahm:

„Schön im rosigen Gefieder
Steigt am Horizont empor,
Und begrüßt die Erde wieder
Jener Tag, der dich gebor."

Alle diese Anzeichen machten jedoch den Papa gar nicht ängstlich, der mit seiner stattlich gerundeten Gestalt und seinem schweren Tritt ein ehrenwerthes Gegengewicht gegen jenen leichtfüßigen antidiluvianischen Tanzmeister bildete. „Hat nichts zu bedeuten, gar nichts, etwas Unsinn muß der Mensch treiben; da sind die schönen Künste noch das Vernünftigste; das bewahrt die jungen Leute vor Schlechtigkeiten. Ich spüre noch die Ohrfeige, die mir's eintrug, als ich in's Hauptbuch einen Altar mit Blumenkränzen gemalt hatte und Phillis darauf geschrieben; bin doch ein rechter Geschäftsmann geworden; thut nichts, thut gar nichts."

Bei Heinrich schien ohnehin die geniale Ader minder reich zu fließen. Verse wenigstens machte er nicht und die Cantate, die er als Festbeitrag aufführen wollte, mißlang, weil seine Idee nicht verstanden wurde. Zwar zeichnete er sich in den Klavierstunden aus, die er mit seinen Schwestern theilte, und spielte in der Nacht noch stundenlang, aber an Familienkonzerten wollte er selten Antheil nehmen, da ihm die Schwestern niemals richtig genug sangen. In der Schule war er ein guter Lateiner und ein fertiger Rechner, und so zweifelte denn der Papa nicht am besten Erfolg, als er ihn nach der Konfirmation zu sich aufs Komptoir nahm.

So recht wollte es aber da doch nicht vorwärts gehen. Gar zu oft summte der Heinrich eine Melodie vor sich hin oder probirte auf allerlei neuerfundenen Instrumenten unter dem Stehpult den Takt eines Marsches und trieb dergleichen Allotria mehr. Die väterliche Ohrfeige, die zu ihrer Zeit bei dem Papa so gute Wirkung gethan, vertrug sich nicht mehr recht mit dem Zeitgeist; somit beschloß der Vater, ihn auf's Komptoir eines Freundes in einer größeren Handelsstadt zu bringen; der werde ihn schon herdressiren.

Klavierstunden wurden ihm noch gestattet, da der Freund einen „billigen Menschen" aufgefunden, der per Stunde einen Groschen verlangte. Aber die Berichte, die der neue Prinzipal dem Vater sandte, lauteten leider nicht günstig. Zwar lebte der Heinrich äußerst solid und eingezogen, den zu häufigen Theaterbesuch abgerechnet, zwar schrieb er seine Rechnungen und Briefe meist korrekt, aber kein Trieb, kein kaufmännischer Aufschwung, nichts Gewandtes, Freundliches, Gefälliges im Benehmen! Der Prinzipal zweifelte, ob er je als Kaufmann reussiren werde. Der Vater wurde sehr ärgerlich, und da um diese Zeit der „billige Mensch" so frech wurde, 3 Groschen für 2 Stunden zu verlangen, so schrieb er ihm, so flott thue man denn nicht für ein pures Vergnügen, er solle Angesichts dieses die Musikstunden aufgeben. Das brachte Heinrich nicht über's Herz; er setzte die Lektionen in seiner einzigen Freistunde fort und sparte sich den halben Groschen am Frühstück ab.

Ein liebenswürdiger Hausgenosse für die Familie des Prinzipals war er nun allerdings auch nicht, mürrisch, in sich gekehrt, unempfänglich für die Frau Prinzipalin, für die beginnende Liebenswürdigkeit der Töchter. Wer wissen wollte, ob auch noch Leben und Seele hinter diesem finstern Aeußern stecke, der mußte ihn beobachten im Konzert oder bei einer Opernaufführung, für welche Genüsse er den letzten Heller Taschengeld opferte. Da mußte er ihn sitzen sehen, stumm, unbeweglich, mit leuchtenden Augen, die die Seele der Musik einzusaugen schienen, oder daheim in stiller Nacht, wenn er auf dem heiseren Klavier in seinem Stübchen sich mühte, die Töne wieder zu finden, die ihn so entzückt. Und als es ihm endlich gelang, bei einem bedeutenden Künstler den Zutritt zu erhalten, als er seine erste Komposition, deren Regeln er mühselig aus alten musikalischen Werken über Generalbaß studirt, und die er ihm schüchtern überreicht hatte, unter dessen Hand in lebendigen Klängen wiedertönen hörte, da schüttelte der Künstlergeist in ihm die Schwingen und warf das drückende Joch des lästigen Tagewerks ab; da wuchs ihm der Muth, dem Vater selbst zu erklären, daß er von nun an keinen Beruf mehr kenne als den des Tonkünstlers.

Der Vater war nicht von Eisen und liebte den Frieden, aber diesmal gab's einen Sturm, der die Grundfesten des respektablen Hauses hätte erschüttern können und fast der guten Mutter den Lebensfaden abriß. Heinrich blieb unbeweglich gegen alle Vorstellungen.

„Höre, Bursche, du täuschest dich vollkommen, wenn du glaubst, ich sey so reich, daß du nach Plaisir der Kunst leben könntest; unser Vermögen ist eines, das mit Mühe erhalten und vermehrt werden muß, wenn es seinen Mann nähren soll."

„Wenn's nur reicht, daß ich mir die Kenntnisse erwerbe, die die Grundlage meiner Kunst sind. Nach Besitz frage ich nicht, die Kunst ist meine Zukunft."

„Aber, du dummer Gesell, siehst du denn nicht, was ein Künstler für eine Zukunft hat? Denkst du nicht daran, daß du's dein Lebtag nicht so weit bringst, daß du auch nur ein Weib ernähren kannst?"

„Die Kunst ist meine Braut!" rief der junge Enthusiast mit leuchtenden Blicken; das ganze Frauengeschlecht wog in diesem Augenblick keine Feder schwer in seinen Augen.

„So sey's denn in Gottes Namen! Lieg, wie du dich bettest."

Es war ein Haus des Friedens, das respektable Vaterhaus des Heinrich, und der Mißlaut tönte nicht lange darin fort. Die Mutter befahl in der Stille ihren Sohn dem Herrn und baute auf sein treu Gemüth, die Schwestern ohnehin waren glücklich, daß sie nun einen wirklichen Künstler zum Bruder haben sollten und die Brüder boten freundlich und neidlos die

Hand, um ihm jeden Vorschub auf seiner neuen Bahn zu thun. Den Vater gemahnte es recht wehmüthig, wie die Bitte eines verlorenen Sohnes, als Heinrich, nachdem er alle Vorstudien gemacht, die in der Heimath möglich waren, um seinen Antheil an seinem dereinstigen Erbe bat, damit die Geschwister nicht durch seine Künstlerlaufbahn verkürzt würden. Aber ein Verschwender war Heinrich nie gewesen, und so beruhigte diese Anordnung den Vater wieder, und mit der uneigennützigen Beistimmung der Brüder wurde ihm sein redlicher Antheil gesichert. Wie reich dünkte er sich damit! Jetzt ging's in die weite Welt, nach dem klangreichen Wien, dem sanglustigen Böhmen, nach Italien, der alten Wiege jeder Kunst, überall hin, wo er hoffen durfte, den Göttertrank in vollen Zügen zu schlürfen, der ihm bis jetzt nur tropfenweise zugemessen worden. Sorgsam ausgestattet von Mutter und Schwestern zog er stolz und siegesfreudig in die Welt hinaus, „auf die Brautreise", wie er lächelnd der Schwester zurief. Ach, er wußte nicht, welche spröde Braut er sich erkoren! (Forts. f.)

Malergeschichten.

(Fortsetzung und Schluß.)

II.

Leonardo da Vinci.

In den Annalen des Genius ist kaum eine Seite interessanter, als die, auf welcher der Name Leonardo da Vinci geschrieben steht. In der Kindheit schon entwickelte sich sein originelles Talent, welches ihn im reiferen Alter befähigte, Alles zu thun und was noch mehr, Alles schön und gut zu thun. Er war Maler, Bildhauer, Architekt, Musiker, Dichter, Chemiker und Astronom: ein Mann der Wissenschaft und die Zierde des Hofes, schön von Gestalt, anziehend im Umgang, mit den liebenswürdigsten Eigenschaften ausgerüstet, die ihm die Achtung erhielten, welche er sich durch sein Aeußeres rasch eroberte und den Neid seiner Feinde siegreich aus dem Felde schlug.

Leonardo war 1452 in Vinci geboren. Von diesem Geburtsort stammt nach damaliger Künstlersitte sein Zuname. Sein Vater war ein Notar von Florenz, ein ehrbarer, aber nicht gerade vermöglicher Mann. Schon in der Kindheit überraschte Leonardo durch seine lebhafte Auffassungs- und Beurtheilungs-Gabe. Er richtete in der Arithmetik Fragen an seinen Lehrer, die diesen in nicht geringe Verlegenheit setzten, während der lachende Knabe durch die Leichtigkeit, mit der er die schwierigsten Aufgaben löste, staunen machte. Seine musikalischen Talente waren nicht minder merkwürdig. Er studirte die Musik mit dem größten Enthusiasmus und Eifer, spielte die Leyer und sang Worte und Musik, die von seiner eigenen Komposition waren.

Als er jedoch älter wurde, fühlte er immer mehr Neigung für das Studium der Malerei, die damals von Künstlern hohen Ranges zu großer Ausbildung gebracht worden und bei allen Klassen der Gesellschaft in hohem Ansehen stand. Lorenzo Medici, der mächtigste Edelmann Italiens, schützte und förderte die Kunst auf jede Weise und mit solcher Freigebigkeit, daß er den Namen „des Prächtigen" erhielt. Toskana und Florenz wurden die Heimath aller Künste. Auch auf Leonardo's Wahl übte Lorenzo Einfluß aus, denn die Malerei wurde vor allen andern Künsten gepflegt. Die Zeichnungen Leonardo's erregten bald die Aufmerksamkeit des Vaters, der zuletzt beschloß, sie einem der tüchtigsten Künstler seiner Zeit, Andrea Verocchio, zu zeigen. Andrea erkannte in ihnen die Züge eines großen Talents und nahm Leonardo mit Freuden in seinem Studio auf, wo er, nach der damaligen Sitte, sich zugleich zum Maler, Bildhauer und Architekten und sogar zum Juwelier heranbildete.

Schon nach kurzer Zeit hatte sich das Talent des jungen Leonardo in so überraschender Weise entwickelt, daß Verocchi anerkennen mußte, der Schüler habe den Meister beinahe erreicht. Theils um dieses Gefühl zu bekräftigen oder zu widerlegen, theils um den Fleiß des Schülers anzuspornen, ließ Andrea den jungen Leonardo einen Theil von einem Bilde malen, mit dessen Ausführung er beauftragt war: die Taufe Jesu. Die Aufgabe da Vinci's war ein Engel, welcher eine Draperie emporhält. Der glückliche Jüngling arbeitete mit dem ganzen Aufwande seines Talents und Fleißes daran, und die Figur stand bald vollendet auf dem Bilde. Verocchio erschien, um die Malerei zu prüfen; er betrachtete das Bild lange schweigend: Leonardo's Arbeit übertraf das Werk des Meisters. Des Künstlers Auge konnte das nicht läugnen: sein Stolz fühlte sich jedoch gekränkt.

„Ist das wirklich deine Arbeit? Hat dir Niemand dabei geholfen?" sagte er zu Leonardo, der daneben stand.

„Es ist meine Arbeit, Messer Andrea," antwortete der Knabe ärgerlich.

„Dann berührt meine Hand nie mehr den Pinsel: ich will nicht, daß mich ein Kind übertreffe." Und er hielt sein Wort; er malte nie mehr.

Leonardo verließ den Meister und verfolgte seine Studien nunmehr allein. Er blieb zu Florenz, wo sein Vater eine Anstellung hatte. Man erzählt noch eine andere charakteristische Geschichte aus seiner Jugend Signor Pietro da Vinci hatte einen Lieblingsdiener für seine Vergnügungen auf freiem Felde. Eines Tages fragte er diesen Mann, wie er ihm seine Dienste am besten belohnen könnte. Der Bauer antwortete ihm, er wolle sich das überlegen. Bald darauf brachte er ein Stück Holz von einem großen Feigenbaum und bat, daß der junge Herr Leonardo etwas darauf male, um seine Hütte damit schmücken zu können. Der Vater forderte seinen Sohn auf, diesem seltsamen Verlangen des Bauern zu entsprechen und der jugendliche Künstler gab seine Zustimmung. Er glättete das Holz, füllte die kleinen Löcher aus und begann zu malen. Der Gegenstand seiner Wahl war ein Medusenkopf mit dem Schlangenhaar. Er brachte zu diesem Zwecke Kröten, Vipern, Eidechsen und alle Arten häßlicher Reptilien nach Hause. Aus diesen schuf er ein solch furchtbares Ungeheuer, daß der Knabe bei dem Anblick des Werkes seiner Hände selbst schauerte. Nachdem das Gemälde fertig war, führte er seinen Vater davor. Signor Pietro sah im Zimmer umher: seine Augen fielen auf die Meduse; er fuhr erschrocken zurück und wollte aus der Nähe dieser giftigen Reptilien entfliehen, als Leonardo ihn versicherte, daß es nur ein Bild, — sein Werk sey

„Und nun," rief der Knabe entzückt, während seine Augen vor Freuden glänzten, „nun bin ich zufrieden

Es ist mir gelungen, was ich wünschte. Mein Bild hatte den Erfolg, den ich beabsichtigte."

Der stolze und glückliche Vater überhäufte nun den Knaben mit großem Lobe.; aber das Gemälde wollte er dem Bauern nicht geben. Es wurde an einen Florentiner Kaufmann für 100 Dukaten verkauft. Der Herzog von Mailand kaufte es später für den dreifachen Preis.

Trotz seiner großen Jugend verbreitete sich Leonardo's Ruf sich doch sehr rasch. Sein universelles Talent gab seinem Charakter eine gewisse Unstetigkeit: denn er schweifte von der Malerei bald zu diesen, bald zu jenen Studien ab. Aber was er trieb, trieb er mit Ernst und so war er der Erste, welcher die Anatomie vollständig studirte und es darin zu großem Wissen brachte. Seine Schriften über diesen Gegenstand stehen noch jetzt in Ansehen. Der Sonnenschein seines Ruhmes leuchtete, wohin er kam: seine außerordentliche Schönheit, die Liebenswürdigkeit seines Benehmens, sein Witz und seine Höflichkeit machten ihn zum Liebling aller Kreise. Er liebte kostbare Kleider und Equipagen und besaß eine Anzahl der feinsten Pferde, denn er zeichnete sich auch in den Reitkünsten aus. Aber alle diese Ausgaben wurden durch seinen unermüdlichen Kunstfleiß bezahlt.

Um das Jahr 1487 verließ Leonardo Florenz und ließ sich in Mailand nieder, wo ihn ein italienischer Edler, Lodovico Sforza bei sich aufnahm, dem Künstler die Erziehung seines Sohnes übertrug, und ihn zum Präsidenten einer Akademie ernannte, die er zur Beförderung der Künste und Wissenschaften gründete.

Leonardo folgte seinem Patrone nach Paris, wo er einige Zeit blieb; bei seiner Rückkehr nach Mailand, ungefähr um 1497 begann er das berühmteste aller seiner Bilder: „das heilige Abendmahl", das er für das Refektorium der Dominikaner malte. Er wählte den erschütternden Augenblick, als Christus sagt: „Einer unter Euch wird mich verrathen." Die ruhige Würde des Erlösers bildet einen schönen Kontrast mit den verschiedenen Gefühlen, welche seine Schüler bei diesen Worten ergreifen: die große Gewalt des Bildes läßt sich jedoch nicht in Worten fassen. Es ist nach und nach von den Wänden des Klosters verschwunden: einige treffliche Kopieen haben uns jedoch die Zeichnung erhalten.

Im Jahre 1517 wurde der Kardinal Giovanni di Medici als Leo X. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Dieser edle Beschützer der Künste machte Rom zum Eldorado der Künstler und auch Leonardo da Vinci eilte dahin; aber er fand gleichberechtigte Nebenbuhler, die vielleicht noch über ihm standen. Leonardo, der sich bereits in vorgerückten Jahren befand, fürchtete sich vor den aufgehenden Sternen Raphaels und Michel Angelos, die er in Florenz kennen gelernt. Um einem Kampf mit diesen Illustrationen auszuweichen, zog er sich nach Frankreich zurück und schloß seine Laufbahn unter dem Schutze Franz I. Der vertrauten Freundschaft dieses großen Monarchen sich erfreuend, starb er im 71. Jahre zu St. Cloud.

Da Vinci war ein sorgfältiger und fleißiger Maler; er wußte, daß Genie ohne Fleiß nichts ist. Er malte lange an seinen Bildern: auf ein Porträt verwandte er vier Jahre. Er versäumte nichts, was seine Kunst erweitern konnte. Beständig trug er ein Buch bei sich, in welches er Köpfe und Figuren zeichnete, die seine Aufmerksamkeit anzogen. Da Vinci soll der Erste gewesen seyn, der den Kupferstich und Holzschnitt für die Vervielfältigung anwandte, wenn er nicht gar ihr Erfinder war.

Miscelle.

München, 13. Juni. In geräuschloser, aber unausgesetzter Thätigkeit ist binnen wenigen Jahren ein plastisches Werk von bedeutendem Umfange, wie gegenwärtig in Deutschland kaum ein zweites schaffende Künstlerhände beschäftigt, in dem Atelier des Hrn. Prof. Xaver Schwanthaler zur Vollendung gediehen. Es ist dies die vordere der beiden für die Propyläen bestimmten Giebelgruppen, welche, dem Programme gemäß den König Otto, der inmitten des wieder beruhigten Hellas thront, darstellend, sich in Verbindung mit der zweiten bereits in der Ausführung begriffenen (Griechenlands Befreiung) den gepriesensten monumentalen Zierden Münchens auf's würdigste anreihen wird. Die Gruppe zählt 14 Figuren, deren Totaleindruck ebenso imposant und harmonisch auf den Beschauer wirkt, als jede einzelne Gestalt die Blicke fesselt und vollkommen der Idee des reichgegliederten Ganzen entspricht. Zur Linken des thronenden Königs zeigt sich im Waffenschmucke der siegesfrohe Krieger, neben ihm an's Steuer gelehnt der Handelsmann; ein Landmann bietet Trauben und Garben dar, Architekt und Schiffsbauer sind geschäftig; Delphine spielen auf der ruhigen, dem Verkehre wieder geöffneten Meeresfluth. Wie hier die Träger der Wehrkraft und Industrie, so reihen sich zur rechten Seite jene der Religion, der Wissenschaft, der Poesie, des Kunstunterrichts, der Ausgrabungen auf klassischem Boden in charakteristischen Personifikationen an; ein Feldmesser ruht nach vollbrachter Arbeit; ein bekränzter Pflug symbolisirt das Wiederaufblühen der Agrikultur. Wohin das Auge sich wendet, begegnen ihm freundliche sinnige Bilder des Friedens, des Fortschritts und der intellektuellen und materiellen Entfaltung, zu der sich nach langem Druck und schweren Kämpfen das hellenische Volk unter König Otto's mildem Scepter erhoben hat. Die Modelle zu beiden Giebeln wurden im Auftrage Sr. Maj. des Königs Ludwig noch von dem nicht für seinen Ruhm, wohl aber für die Kunst zu früh verschiedenen, genialen Meister Ludwig v. Schwanthaler in kleinem Maßstabe angefertigt. Die Uebertragung der Ausführung dieser Entwürfe an Prof. Xaver Schwanthaler nach dem Tode seines Vetters war ein neuer Beweis von dem Scharfblicke des kunstsinnigen Monarchen; denn die getroffene Wahl konnte nicht leicht eine glücklichere seyn. Kein Anderer als Xav. Schwanthaler, der an allen großen Arbeiten des verstorbenen Meisters einen vieljährigen, unmittelbar thätigen Antheil genommen, hätte in gleichem Maße und mit gleich innigem Verständniß in seinen Geist einzudringen gewußt. So ist denn in der That ein Werk entstanden, das Ludwig v. Schwanthaler selbst, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, es vollendet zu schauen, mit Freude als ein seiner Konzeption durchaus entsprechendes und den vorausgegangenen herrlichen Schöpfungen seines Genius ebenbürtiges anerkannt haben würde. Plastische Ruhe und Idealität im Sinne der Antike ist allen Gestalten aufgeprägt, ohne etwa durch eine blos konventionelle Behandlung der Naturwahrheit und Sorgfalt in der Durchbildung des Einzelnen irgendwie zu beeinträchtigen, so daß zugleich den strengsten Forderungen der Technik Genüge geleistet ist. (N. M. Z.)

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 50. Mittwoch, den 22. Juni **1853.**

Hagestolze.

(Fortsetzung.)

Nach Jahren kam er zurück, unversehrt und unverdorben; die Mutter hatte ihre Zuversicht nicht getäuscht und der Vater erfuhr zu seinem Trost, daß die Brautreise sein Erbe noch nicht aufgezehrt, aber hatte er die herrliche Braut zu eigen gewonnen? — Ein ausübender Künstler war er nicht. Im stillen Kämmerlein, daheim unter den Seinen, da konnte er in rauschenden Melodien seinen Träumen Töne geben, und der „billige“ Mensch wäre wohl billig erstaunt, wenn er gehört hätte, was aus seinem dereinstigen Schüler geworden. Aber „sich hören lassen“ vor der Welt, das hätte er um keinen Preis vermocht. So blieb er denn bloß schaffender Tondichter, und nicht der geringen einer; seine Melodien voll Geist und Seele erfreuten viele Herzen, sein eigenes selten. Er wurde mehr und mehr inne, daß er eine Braut erkoren, die hier nicht daheim und so selten geneigt ist, Hütten zu bauen, und wenn er glaubte, ihr voll ins strahlende Angesicht zu sehen, so war es schon wieder der Heimath zugewandt und es war ihr Schleier, den er erfaßt hatte.

Wer mag die Tage voll innern Ringens, die Nächte voll stillen Kampfes zählen, welche in solch schmerzlich schönem Werben verbracht werden, bis der Künstler sich resignirt, die stolze Braut zu nehmen, wie sie sich eben gibt, und zu versuchen, ob sie nicht wenigstens zur ordentlichen Haushälterin taugt, die für den täglichen Bedarf sorgen hilft! Heinrich hat seine Kunst hoch und heilig gehalten, zur „tüchtigen Kuh, welche ihn mit Butter versorgt“, ist sie ihm nie geworden, und sie hat ihn darum doch nicht darben lassen, nicht an der Seele, nicht am Leib, aber einen eigenen Heerd hat sie ihm nicht gegründet.

Vater und Mutter gingen zur Ruh, Schwestern und Brüder folgten dem Zug ihrer Herzen und ihrer Bestimmung, fröhliche Hochzeitsfeste wurden gefeiert. Bruder Heinrich saß trübseligen Angesichts dazwischen, ein Aergerniß für die unterhaltungslustigen Brautjungfern; wo es möglich war, vermied er Familienfeste und die Kreise der Jungen und Frohen.

Mit strengster Sparsamkeit beschränkte er seine Bedürfnisse, da seine Kompositionen, wenn auch gesucht und gelobt, eben doch keine goldenen Berge eintrugen, und jeden Schein einer Unterstützung von Seiten der Geschwister hätte er mehr als bittern Mangel gefürchtet. Eine „gute Partie“ hätte ihm nun freilich helfen können, aber er war zu stolz, um sich nach einer Frau umzusehen, welche ihm erst Raum im Leben schaffen müßte, und kein freundliches Geschick führte ihm ungesucht eines jener edlen weiblichen Wesen entgegen, die in freier demüthiger Liebe Gold und Glück einem geliebten Herzen zu Füßen legen.

In der behaglichen Heimath der Geschwister, im muntern Kreis ihrer heranwachsenden Jugend war er meist ein theilnahmloser und schweigsamer Gast und lange Zeit der unbeliebteste Onkel in den kleinen Zirkeln; nur die kleinsten Kinder hatten wunderbarer Weise einen besondern Zug zu ihm, und manchmal sah man ihn mit feuchten Augen in ihr holdseliges Lächeln blicken.

Die Geschwister waren zu freundlich, ihm je zu sagen: „Warum hast du's so gemacht? du hättest doch kluger gethan u. s. w.“ Aber er selbst hatte wohl lange Jahre gerungen mit der bittern Frage: „Mußte ich wirklich? Und wäre es nicht besser gewesen, nach dem Willen des Vaters in schlichtem, einfachen Wirken den Beruf zu suchen und die Kunst als Gast zu bitten, die die Hingebung eines ganzen Lebens so wenig lohnt?“

Seine Kompositionen trugen meist einen ernsten Charakter, aber an geistliche Musik hatte er sich nie gewagt, und doch liebte er diese am meisten, und es war in den Tiefen der herrlichen Messiaschöre, wo sich allmählig die Mißlaute seiner Seele lösten, wo er begann einen Beruf zu begreifen, der über dem des Künstlers, über dem des Hausvaters ein höheres Ziel im Auge hat als irdisches Behagen, ein höheres selbst als den immergrünen Lorbeer des Künstlerruhms. Er grübelte nicht mehr, ob Irrthum oder Bestimmung ihn auf seinen Pfad geführt; nun er darauf war, wollte er ihn gehen, mannhaft, ehrenfest, einer ewigen Leuchte gewiß. Das Eis war gebrochen, und aus der Rinde seines düstern Angesichts brach der milde Spätfrühling eines reinbewahrten Herzens.

Er war jetzt nicht mehr fremd im Kreise der Frohen, mit gemüthlichem Lächeln sah er dem lustigen Treiben der jungen Welt zu und theilte freundlich ihre Sorgen und Freuden. Er verschloß sich nicht mehr gegen das reine Wohlgefallen, das eine anmuthige Gestalt, eine schöne Stimme in der Künstlerseele erregte; aber es lag etwas so Würdiges, Ruhiges in seinem Wohlwollen, keine Spur in der Geckenhaftigkeit, die alten Junggesellen so schlimm steht. — Ein wehmüthiger Ernst bieb ihm indessen eigen, ein stilles Vermissen

eines eigenen Herzens, eines eigenen Herdes, auch da noch, als er bei einer seiner Schwestern, die Wittwe geworden, endlich doch einen Theil der oft so schmerzlich entbehrten Häuslichkeit gefunden.

Mit väterlicher Würde waltete er hier unter Neffen und Nichten, und entfaltete jetzt erst die innige Gemüthlichkeit und Tiefe seines Wesens. Mit voller Liebe wandte er sich wieder seiner Kunst zu, dankbar für die hellen Lichtblicke, die sie ihm gewährte, für die Liebe und Bewunderung, die sie ihm in kleinerem Kreise erwarb, in willigem Verzichten auf den vollen Lorbeer, nach dem einst sein jugendlicher Blick so verlangend, so siegessicher aufgeschaut. Seine schönste Komposition widmete er der Schwester, die in ihrer anspruchslosen Liebe und Fürsorge kaum glaubte, ihm etwas seyn zu können. „Das ist dein Werk“, sagte er wehmüthig lächelnd.

„Meins?“ fragte sie erstaunt.

„Ja, deines; bei dir bin ich zum ersten Mal daheim geworden.“

Ein lieber Hochzeitsgast war nun der Onkel Heinrich, wie er mit väterlicher Zärtlichkeit die aufgeblühten Nichten zum Altar geleitete, und die jüngsten und fröhlichsten unter den Brautjungfern fürchteten sein ernstes Gesicht nicht mehr; sie fühlten sich durch jedes freundliche Wort von ihm erfreut und geehrt. Aber nur Wenige verstanden den tief wehmüthigen Blick, mit dem er so ein glückseliges junges Paar betrachtete.

Ein hülfloses einsames Alter, ein langes Siechthum wurde ihm erspart. Es war ihm vergönnt, umgeben von liebevoller Fürsorge, heimzugehen, noch ehe sein Geist matt, seine Hand unstet geworden. Nun hat ihm wohl die Braut ihr strahlendes Antlitz ganz entschleiert, und er hat gefunden, was er hier mit so tiefem Weh vermißte — eine Heimath.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Akademie der Wissenschaften und das Tischrücken*).

In ihrer Sitzung vom 23. Mai dieses Jahres hat die Académie des Sciences in Paris den nachstehenden Bericht von ihrem Korrespondenten, Hrn. Seguin sen., entgegengenommen:

„Die neuen Thatsachen, die seit einiger Zeit von allen Seiten über die Kraft berichtet wurden, welche belebte Körper besitzen, um in unbelebten (inertes) Körpern eine Elektrizität besonderer Art zu entwickeln, sind mir Anfangs so seltsam und unbegreiflich erschienen, daß ich keinen Anstand nahm, sie zu bestreiten. Nachdem ich jedoch durch den Augenschein genöthigt worden war, mich zu überführen, habe ich es für meine Pflicht gehalten, Ihnen über die Experimente, die ich zu wiederholtenmalen selbst angestellt, so wie über einige andere Versuche, deren Zeuge ich war, Mittheilung zu machen, da ich überzeugt bin, daß es, um die Ansicht der Akademie über eine so ernste Frage festzustellen, vor Allem nöthig ist, daß alle diejenigen, welche ihre positiven Resultate mitzutheilen wissen, besonders wenn sie, wie ich, die Ehre haben, ihr anzugehören, auch die Verpflichtung besitzen, ihr mit der größten Genauigkeit Bericht darüber zu erstatten.

Der erste Versuch, den ich hatte machen sehen und bei welchem ich thätigen Antheil genommen, war vollständig gescheitert und hatte mich in der Idee bestärkt, daß bei den Personen, welche mir versichert hatten, Zeugen jener auffallenden Erscheinungen gewesen zu seyn, eine Art Hallucination oder auch ein wenig Charlatanismus stattgefunden. Wir sind siebzig Minuten um einen allerdings ziemlich schweren Tisch geblieben, hatten die Manöver, welche man uns angegeben, auf alle mögliche Weise variirt, ohne das geringste Resultat zu erlangen.

Ueberdrüssig dieser ermüdenden Versuche, betrachtete ich die Frag als in verneinender Weise erledigt, wiewohl ich aus Nachgiebigkeit gegen die Umstehenden, die ihrerseits zu den Ueberzeugten gehörten, darein willigte, das Experiment an einem Hut zu versuchen. Zu meinem größten Erstaunen sah ich, daß der Hut sich von der Seite hob, die ihm angedeutet worden war, und um sich selbst drehte, wenn der vereinigte Wille derjenigen, welche ihre Hände auf den Rand desselben gelegt hatten, während sein Deckel auf dem Tische stand, mit lauter Stimme und in fester, vernehmlicher Weise ausgedrückt worden war. Inzwischen kam ich bald wieder von dieser ersten Bewegung der Leichtgläubigkeit zurück, indem ich das Ganze einer Art von Hallucination zuschrieb, und so blieb mir nur der Wunsch, das Experiment unter günstigeren Umständen zu wiederholen, wozu sich noch an demselben Abend die Gelegenheit bot.

Wir wählten ein sehr altes Nußbaumholz-Tischchen von 40 bis 60 Centimetres Länge, 30 Centim. Breite, 70 Centim. Höhe, ungefähr 2—3 Kilogramm wiegend. Wir waren zwölf bis fünfzehn Personen. Hr. Eugen v. Montgolfier, 35 bis 40 Jahr alt, und ich waren die Haupt-Akteurs bei den Experimenten. Wir bildeten mit unseren Händen eine animalische Kette, indem wir Jeder den kleinen Finger unserer rechten Hand auf den der linken unseres Nachbars legten und nach Verlauf von ungefähr zehn Minuten fing der Tisch an, sich von der Seite zu heben, welche ihm mit lauter Stimme aufgegeben worden war und drehte sich dann um sich selbst, bewegte sich von dem einen Ende des Zimmers nach dem andern und zwar auf einem ungleichen, holperigen Fußboden, der ihn alle Augenblicke in seinem Laufe aufhielt und solche Sätze und Sprünge (soubresauts) veranlaßte, wie es kaum möglich gewesen wäre, sie hervorzubringen, wenn wir es mit Anwendung unserer Kraft versucht hätten. Gleichwohl berührten wir den Tisch nur mit den Fingerspitzen. Diese Bewegungen vollzogen sich nach Verlauf einer zweistündigen Uebung mit solcher Leichtigkeit, daß wir die beiden anderen Personen, die mitgerückt hatten, austreten ließen, und so blieb ich allein mit Herrn Montgolfier, ohne daß sich unsere Hände direkt berührten. Der Tisch setzte seine Bewegungen mit gleicher Gewalt und Folgsamkeit fort wie vorher und nachdem ich ihn dem Herrn Montgolfier allein über-

*) Wir müssen nochmals auf das Tischrücken zurückkommen; wenn auch die hier mitgetheilten Thatsachen nicht neu sind, so ist es doch interessant, daß ein Verein von gelehrten Männern diese Erscheinungen in den Bereich ihrer Berathungen zogen.

lassen hatte, konnte er ihn ohne Mitwirkung eines Anderen dirigiren. Dasselbe versuchte ich auch, jedoch mehrere Male vergeblich; eben so vermochte es kein Anderer allein aus der Gesellschaft, und nur Herr v. Montgolfier schien diese Fähigkeit zu besitzen. Während der größten Heftigkeit seiner Bewegung versuchte ich einen der Füße des Tisches festzuhalten, entweder mit meiner Hand oder durch meine Fußspitze, wobei ich es darauf ankommen lassen wollte, daß der Tisch entzwei ging. Er krümmte sich stark, jedoch nicht hinreichend genug, um zu zerbrechen; gleichwohl berührte Hr. v. Montgolfier den Tisch nur sehr leicht mit den Fingerspitzen. Endlich ließen wir ihm noch viele andre Experimente machen: z. B. den Takt nach dem Tone des Pianoforte schlagen, das Alter der anwesenden Personen, die Zahl der Personen und Sachen angeben, welche diejenigen oder derjenige kannten, die sich am Tische wirksam befanden u. s. w., Alles mit dem überraschendsten Erfolge.

Um die Erscheinung zu ihrer größten Ersichtlichkeit zu bringen, wollten wir es versuchen, einen Hut dem Einflusse des Gesetzes der Schwere zu entziehen, indem wir ihn von einem Tische, auf welchen er gestellt war, abzulösen suchten. Dies wollte uns jedoch nicht gelingen, obwohl wir an dem Hute zuerst ein wollenes Band und alsdann ein Taschentuch befestigt hatten, um ihn dadurch mit dem Erdboden in Kommunikation zu bringen. Der Hut hat sich einige Male ringsherum (tout autour) und bis zu dem Punkte erhoben, daß nur noch einige Haare des konveren Theils des Deckels seine Stützen waren. Wenn man ein Licht gegenhielt, so sah man eine erleuchtete, ununterbrochene Linie zwischen dem Tisch und dem Hut, aber die Lösung des einen von dem andern ist niemals eine abschneidende und vollständige gewesen.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

* Vom Thüringer Waldgebirge, den 20. Juni. (Eingesandt.) Man findet in manchem Buche Dinge, die man dort am wenigsten vermuthen sollte. Ich las neulich die zu Berlin bei Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1852 erschienene Schrift: „Charlotte v. Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe, von Dr. Ernst Köpke, Professor am Friedrich-Werder'schen Gymnasium, 164 S., Preis 1 fl. 36 kr.", und fand dort S. 10 und 11 eine Anmerkung, in welcher einem längst verstorbenen höchstverdienten Mann ein großes Unrecht zugefügt, und dessen ehrenhafter Charakter und edles Streben auf eine ganz eigene Art angetastet wird. Ich kann dazu, weil über dessen einstiges Wirken gut unterrichtet, nicht stillschweigen, und ich benütze dieses Blatt, den Angriff auf den edlen Todten zurückzuweisen und wenigstens die fränkischen Leser, die jene Schrift kennen, vom wahren Sachverhalte zu unterrichten. Der Angegriffene ist Doctor medicinae Christian Klinghammer, fürstl. sächs. Leibarzt, Amtsphysikus der Aemter Lichtenberg und Kaltennordheim, zu Ostheim vor der Rhön. Schon seit dem Jahre 1695 ging er mit sich zu Rathe, wie er sein mit Mühe erworbenes Vermögen zum Besten seiner Mitmenschen testamentarisch bestimmen wolle, und in dem am 22. September 1711 ausgesprochenen letzten Willen stiftete er unter andern a) 1030 fl. fränkisch für die Kinder und Nachkommen seiner beiden Eidame, Dr. Christian Fischern*) und und Johann Christ. Franz — dann zunächst für Jünglinge aus Ostheim, welche sich den gelehrten Studien widmen wollen, und falls solche dort nicht vorhanden, für Kinder aus dem Amte Lichtenberg überhaupt; b) 100 fl. fränkisch als Pfarreikapital; c) 100 fl. fränk. als Schulkapital; d) 100 fl. fränkisch für die Waisenanstalt zu Eisenach u. s. w. Im Jahre 1705 schenkte er der Kirche einen silbernen-vergoldeten Kommunikanten-Pokal. Dr. Klinghammer starb im Jahr 1716 zu Ostheim. Er war während seines ganzen Lebens nach vorhandenen Zeugnissen und nach den noch heute sprechenden Thatsachen stets und unaufhörlich bemüht gewesen, überall seinen Mitmenschen mit einem guten Beispiel voranzugehen, und denselben nützlich zu werden. Im Jahre 1684 hatte er einen Weinberg angelegt, um andere Bürger zu ähnlicher Anpflanzung aufzumuntern. Der damalige Amtmann Anton Schröder und der Amtsschreiber Gerlach folgten seinem Beispiel und beförderten mit ihm auch die Obstkultur. Nachdem er sich 1693 vermählt hatte, seine junge Gattin aber bereits 1695 gestorben war, machte er verschiedene kleinere Reisen, um seine Kenntnisse und Erfahrungen zu bereichern. Im Jahre 1708 zog er mit den österreichischen Truppen als Feldarzt nach Spanien. Dort sah er die spanische Zwergkirsche in der Sierra morena blühen und zeitigen, brachte einige Stämmchen davon in seine Heimath Ostheim und pflanzte sie an. Sie gediehen sehr und vermehrten sich. Er theilte seinen Nachbarn junge Stämmchen zum Anpflanzen mit, und je mehr er sich von dem Nutzen ihrer Frucht überzeugte, desto eifriger war er bestrebt, zur allgemeinen Anpflanzung mitzuwirken; und diese edle Weichselart wurde auch in der Ostheimer Flur so einheimisch, daß sie in Deutschland ihren Namen von daher führt — und bis heute daselbst einheimisch ist. Von Ostheim aus wurde die spanische Weichsel oder Zwergkirsche nach mehreren Gegenden Frankens — auch nach Waltershausen von dem Vater der Charlotte v. Kalb**) und durch einen Meininger Edelmann nach Klein-Glienicke bei Potsdam in der Mark Brandenburg ꝛc. verpflanzt. Es ist aber Thatsache, daß diese Weichseln nicht überall gedeihen, wenigstens sehr bald ausarten, und die heutigen Klein-Glienicker sind, wie ich mich dort 1850 überzeugt habe, längst nicht mehr die Ostheimer Weichseln. Zu Ostheim haben sie sich jedoch in dem steinigten Mergelboden an den sonnigten Bergen und Anhöhen ächt und rein erhalten, weil dort ähnliche klimatische Bedingungen verhältnißmäßig stattfinden mögen, wie in ihrem Mutterlande, was auch Klinghammer oft erwähnte***).

---

*) Dessen Nachkomme Friedrich vom Kaiser in den Adelstand erhoben wurde — seiner militärischen Verdienste wegen. Derselbe war kaiserl. Generaladjutant ꝛc.

**) Charlotte v. Kalb, eine geborne Marschall v. Ostheim, erblickte zu Waltershausen im Grabfeld den 25. Juli 1761 das Licht der Welt, und verlebte dort ihre erste Jugend. Sie erblindete 1820 gänzlich und starb den 12. Mai 1843 zu Berlin, wo sie im Schlosse gewohnt hatte.

***) Schuhmann in seiner Schrift: Weimar-Eisenach-Landeskunde mit historisch-topographischen Bemerkungen, Neustadt a. d. O. 1836, spricht auch von den Ostheimer Weichseln. Nur gibt er irrig das Jahr 1714 an, wo Klinghammer in Spanien gewesen seyn soll. Nach vorliegenden Dokumenten war Klinghammer in diesem Jahr von Ostheim nicht abwesend — Joh. Adolph v. Schultes erwähnt in seiner histor.-topograph. Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Henneberg: Hildburghausen 1804 S. 37 auch die Ostheimer Weichselpflanzung durch Dr. Klinghammer. Seine Worte sind: „Diese Zwergkirschen wurden zuerst im Anfange des XVIII. Jahrhunderts angepflanzt. Sie wachsen auf kleinen, gesträuchartigen Bäumchen, die heckenweise gezogen werden und sich sehr vervielfältigen. Ein (Ostheimer) Arzt, Dr. Christian Klinghammer, welcher im spanischen Successionskriege bei den kaiserlichen Truppen als Feldmedicus angestellt war, brachte von dieser vortrefflichen Kirschengattung einige

Dieses vorausgeschickt werden wir leicht im Stande seyn, die unwahre und sonderbare Notiz in ihrer ganzen Widerlichkeit zu würdigen, welche in oben angeführter Druckschrift zu Tage gefördert ward. Sie lautet wörtlich also: „Ein Ostheimer, der als Chirurg in Spanien gestanden, hatte sie (die spanische Weichsel) in seine Heimath gebracht, auf seinen Rasenhügeln angepflanzt, und sie so eifersüchtig gehütet, daß Niemand einen Kern davon erhielt; ja, als er fühlte, daß es zum Sterben ging, befahl er seinen Knechten, das Gebüsch auf den Hügeln auszurotten, in seinen Hof zu bringen und da zu verbrennen. Freilich geschah Alles so, wie er gewollt, aber einige Sträucher waren gerettet; sie pflanzten die Ostheimische Kirsche fort, welche heutzutage vielleicht nur noch in dem Garten des von Türkischen Waisenhauses in Klein-Glienicke bei Potsdam gefunden wird und die eigenthümliche Pflege verlangt, daß der Strauch alle 15 Jahre abgehauen wird, um von Neuem in dem ringsum vielfach umgestürzten Rasen zu treiben“!

Soweit die Berliner Notiz, welche beinahe eben so viele Unwahrheiten als Zeilen enthält. In welchem Lichte steht hier der wohlwollende Dr. Klinghammer — der edle Patriot — vor uns! welche kleingeisterische, eifersüchtelnde und niedrige Denk- und Handlungsweise wird dem braven Manne hiedurch aufgebürdet! Er soll sein mit Liebe gepflegtes, zum Besten seiner Mitbürger gestiftetes Werk im Momente seines Hinscheidens zerstört, wie ein Misanthrop den Genuß seiner Pflanzung den Mitmenschen mißgönnt, und so ins Grab gegangen seyn! Nein, sein wohlthätiges Leben, seine testamentarischen Verfügungen, alle noch vorhandenen schriftlichen Zeugnisse seiner ausgebreiteten ärztlichen Wirksamkeit strafen den Berliner Autor Lügen. Dr. Klinghammer ist noch jetzt im gesegneten Andenken der Stadt Ostheim; noch heute nennt man seinen Namen mit dankbarer Hochachtung; man kennt noch heute sein Haus, das der sächsische Geschichtschreiber Juncker in einer Ansicht der Stadt Ostheim besonders bemerklich machte; noch heute verkünden seine Stiftungen sein segenreiches Andenken, welches noch Jahrhunderte fortleben wird. Nein! ein solcher Mann konnte einer so niedrigen Gesinnung nicht fähig seyn. — Auch die zahlreichen Weichselberge um Ostheim und Dr. Klinghammers eigener Weichselberg-Garten, den jetzt Bürgermeister Dr. Glock besitzt, dokumentiren, daß die Fortpflanzung der spanischen Weichsel in Ostheim nie aufgehört hat, und daß dort die ächte Frucht davon zu suchen ist, während die Klein-Glienicker Kirschen ihren ursprünglichen Charakter verloren haben, was in jenem Sandlande ganz natürlich ist.

Uebrigens ist, nebenbei gesagt, der Verfasser der erwähnten Schrift in Durchführung seines Gegenstandes nicht glücklich. Während er um zarte Verhältnisse leise umhertritt, erscheinen seine Persönlichkeiten anders und minder günstig, als wir sie kennen. Auf sittlich reine Gemüther wird diese Darstellung jenen Eindruck nicht machen können, den der Verfasser beabsichtigen mag. Diese Schrift gelte uns übrigens als ein Beitrag zur Schiller- und Göthe-Literatur, und gehört in die Bibliotheken der modernen Welt, wo sie benützt werden kann, wenn einst die Dichter vor dem Forum des Christenthums beurtheilt werden.

D. N.

Zwergstämme aus Spanien, und zwar aus Sierra-Morena in seine Vaterstadt, wo er sie mit großem Fortgange anpflanzte. Durch die Erweiterung seines Freundes Dr. Christian Fischern gediehen sie nachher zum allgemeinen Anbau, so daß der Betrieb der gezogenen Kirschstämme ins Ausland gleichsam einen Nahrungszweig der Einwohner ausmacht, wobei aber die Unkenntniß des Ausländers nicht selten durch Unterschieben falscher Sorten mißbraucht wird.“ Herr v. Schultes empfing diese Notizen vom damaligen Amtmann Thon zu Ostheim, der durch seine dortigen langjährigen Dienste über alle diese Verhältnisse genau unterrichtet war.

Festhymne

zur

Feier der Rückkehr Sr. Majestät des Königs Max.

Gedichtet vom I. Bürgermeister der Stadt München, Dr. v. Bauer, und in Musik gesetzt vom k. Hofkapellmeister Stuntz.

Wohl gibt es manches hochgeprie'ne Reich,
Wo Erd' und Himmel um den Vorzug ringt,
Wo einem reichen Segens-Strome gleich
Der Ueberfluß aus allen Adern dringt;
Jedoch ein zweites Bayern gibt es nicht,
Wo Fürst und Volk so fest zusammensteh'n!

[Chor.] Ja, ja, ein zweites Bayern gibt es nicht,
Wo Fürst und Volk so fest zusammensteh'n;
Ein Bayernherz so treu, so fromm und schlicht
Wankt nimmermehr, selbst nicht im Untergeh'n!

Des Vaters Scheiden rief die Sehnsucht wach,
In blauer Ferne weilte unser Blick,
Es folgten ihm Gebet und Wünsche nach,
Und Bayerns Schutzgeist brachte Ihn zurück.
Gewiß, ein zweites Bayern gibt es nicht,
Wo Fürst und Volk so fest zusammensteh'n!

[Chor.] Wie oben.

Der König kehret in sein Vaterland,
In seine vielgetreue Hauptstadt heim,
Ihm sind die Seelen treulich zugewandt,
Ihm öffnet sich der Liebe reichster Keim!
O glaub's, ein zweites Bayern gibt es nicht,
Wo Fürst und Volk so fest zusammensteh'n!

[Chor.] Wie oben.

Es grüßet Stadt und Land den Jubeltag,
Der ihm des Königs Rückkehr hat gewährt,
Durch alle Herzen bebt's im frohen Schlag:
Wir haben unsern Vater unversehrt!
O sag', ein zweites Bayern gibt es nicht,
Wo Fürst und Volk so fest zusammensteh'n!

[Chor.] Wie oben.

Sein off'ner Blick, das frohe Wiederseh'n
Durchglüht die Brust mit wahrer Freudigkeit,
Wie Blumenduft und warmes Frühlingsweh'n
Nach langer blüthenloser Winterszeit.
Sey uns gegrüßt der Schyren edler Sohn,
Vom alten Stamm, Du auserwählter Zweig!

[Chor.] Sey uns gegrüßt der Schyren edler Sohn,
Vom alten Stamm, Du auserwählter Zweig!
Du Bayerherz, auf Bayerns Herrscher-Thron,
Bei Deiner Rückkehr in Dein Vater-Reich.

Willkommen Herr! Des Landes Hochgenuß,
Der Bürger Jubel drücken wir Dir aus;
Stolz hallt von Mund zu Mund der Liebe Gruß:
Hoch Vater Max und hoch das Königshaus!

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 51. Sonntag, den 26. Juni 1853.

Hagestolze.

(Fortsetzung.)

IV.

Ein alter Löwe.

Hat es je einen flinkeren Tänzer, einen besseren Reiter, einen angenehmeren Gesellschafter gegeben als den jungen Bergmann? Ich glaube kaum. Auf sechs Stunden im Umkreis konnte kein Ball gefeiert werden ohne seine Mitwirkung, und die Dame, mit welcher er den Cotillon getanzt, brachte acht Tage die Lippen nicht wieder zusammen vor innerlichem Vergnügen. Er war gewiß, bei der Sitztour nie hinter den Stuhl gestellt zu werden, und wo Körbchen, Rose und Ring vertheilt wurden, da trug er sicher immer den Ring davon.

Er hörte es sehr gern, wenn man ihn einen Herzbrecher und einen Schmetterling nannte; er meinte es nicht schlimm, aber er fand es äußerst anziehend, in einem jungen Auge die ersten Spuren eines zarten Gefühls zu lesen, und er zog sich dann immer mit höchst lobenswerther Vorsicht zurück, ehe er zu ernstlichen Hoffnungen Grund gab.

Es lag ja gar nichts Unrechtes in einem so harmlosen Spiel! Wie glücklich machte es das schüchterne Pfarrtöchterlein, die zum ersten Mal den Ball einer kleinen Stadt besuchte, daß er, der Löwe der Gesellschaft, sie zum Cotillon engagirte, ihr die Touren der Française einübte und sie gar noch am Abend nach Hause begleitete. Wenn er am nächsten Sonntag den kleinen Ritt von zwei Stunden in das Pfarrdorf machte, so war ja das nur eine unschuldige Freude für das arme Kind, das so wenig Abwechslung hatte. Sie erröthete gar zu lieblich, als sie beim Heimweg aus der Kirche dem flotten Reiter für seinen Gruß dankte! Er mußte noch an einigen Sonntagen hinüber reiten und den alten Herrn, den Papa, auch kennen lernen. Pfarrhäuser sind gastfrei; da war es nicht schwer, sich einzuführen, und es nahm sich allemal so nett aus, wenn Marie in freudiger Verlegenheit die einfache Bewirthung vorsetzte. — Länger als einen Monat ließen sich freilich die Pfarrhausbesuche nicht fortsetzen; der neuangekommene Justizrath hatte eine ganz hübsche Tochter, die dazu für gelehrt galt; da brauchte es Zeit, diese neue Bekanntschaft zu kultiviren. Marie wird sich bald trösten, hat sie doch eine Weile die Freude gehabt! Daß die augenfälligen Besuche des jungen Herrn das Mädchen in Dorf und Umgegend ins Gerede gebracht, daß der etwas schüchterne junge Pfarrer, der sie sich gern zur Hausfrau geholt, zurückzog, nachdem er einmal den Referendar im Pfarrhaus getroffen, der Alles that, um ihn ins Dunkel zu stellen, daß diese kurze Glanzperiode der armen Marie viel bittere Thränen, viel scharfen Spott und ein vereinsamtes Herz nachließ, das hatte Bergmann natürlich nicht beabsichtigt; warum ist auch das Mädchen so einfältig gewesen!

Die Eroberung der Justizrathstochter war schon etwas schwieriger; sie war ein gescheidtes Mädchen, nicht mehr zu jung und kannte etwas von der Welt. Er fing äußerst respektvoll an, verschaffte ihr die neuesten Schriften aus der Residenz, brachte ihr interessante Charaden zum Lösen, ließ sich englisch von ihr lehren und arrangirte dramatische Leseabende, wobei er ihr und sich die ersten Rollen zutheilte. Ein solcher geistiger Verkehr hat einen besonderen Reiz für ein gescheidtes Mädchen in der hausbackenen Umgebung einer Landstadt. In die Länge konnte er natürlich den Spaß nicht treiben; er hatte noch Nöthigeres zu thun, als englisch zu studiren und Gedichte auszuwählen. Daß Clara seine plötzliche Vernachlässigung mit herbem Schmerz empfand, mit all der bittern Täuschung eines stolzen Herzens, das sich nie leichtsinnig hingegeben, das war ihre eigene Sache; er hatte ja nie ein Wort mit ihr von Liebe geredet, und war sie doch nicht viel jünger als er!

Die hübschen Töchter des reichen Schulzen in der Nähe waren schon einiger Ueberlegung werth. Eine reiche Partie wollte Bergmann jedenfalls machen, wenn er überhaupt ans Heirathen dachte. Bei diesen hatte er just kein schweres Spiel; die Eroberung war ein Geschäftchen für den Feierabend. Je lauter er an ihrem Fenster vorbei galoppirte, je handgreiflichere Schmeicheleien er ihnen ins Gesicht sagte, je größere Stücke Biscuit und Apfelkuchen er ihnen bei Casinos und Bällen aufwartete, desto wohlgefälliger lächelten sie. Da konnte er seine ganz alten, längst abgelegten Witze als frisch anbringen und war sicher, mit schallendem Beifall belohnt zu werden. Wenn er dann auch nach reiflicher Erwägung fand, daß sie doch zu einfältig für ihn seyen und allmälig mit seinen Besuchen abließ, so schadete das gar nichts; die Mädchen waren reich genug, um sich getreue Anbeter zu erkaufen.

Natürlich beschränkte er sich nicht auf einen Schauplatz, und wenn ihn sein Beruf an einen andern Ort führte, so war er doch nicht obligirt, sein Herz am frühern zu lassen. Er hatte am neuen Wohnort eine Empfehlung in eine gar umgängliche, gemüthliche Familie. Seine Stellung im Hause wurde gewiß nicht unangenehmer, wenn er eins der Mädchen auszeichnete. Sophie war ein so sanftes, gutmüthiges Geschöpf! Es war recht angenehm, ihr in die stillen blauen Augen zu sehen, wenn sie sie hie und da vom Nähzeug erhob, wo er ihr die Scheere reichte, den Faden winden half und Novellen vorlas. Sie säumte ihm seine Halstücher und besserte seine Handschuhe aus, wenn er sie freundlich darum bat; es war gar nicht unbillig, wenn er ihr dagegen schöne Blumen brachte und an ihrem Geburtstag einen neuen Almanach, und ganz natürlich, wenn er am Ende jeden Abend ins Haus kam. Zur Frau wäre sie ihm freilich etwas zu leblos gewesen und es war einfältig von den Aeltern, daß sie nach so harmlosen Aufmerksamkeiten gar einen Heirathsantrag zu erwarten schienen und etwas beleidigt waren, als er mit der Zeit wegblieb, weil ihm dieser stille Minnedienst doch in die Länge langweilig wurde.

Ein so frisches, blühendes Röschen wie Amalie, ein neuer Stern an seinem neuen Horizont, mußte natürlich einen lebenswarmen jungen Mann anziehen. Die konnte es für nichts besonderes halten, wenn er ihr zu Lieb Bälle und Schlittenfahrten anstellte, wenn er die schönsten Rosen aus dem Treibhaus kommen ließ, um ihr Haar für den Ball zu schmücken, und wenn er ihr eine Serenade brachte, so schön, wie sie in dem Städtchen noch nie gehört wurde. Es fiel ihm gar nicht ein, mit ihr sein Spiel zu treiben; bewahre, sie gefiel ihm selbst; er hätte ihr zu lieb gern die Reise nach Paris verschoben, wenn's angegangen wäre, und es war sein voller Ernst, als er am Abend vor seiner Abreise mit Lebensgefahr ihren Balkon erklimmte, um noch einen Blumenstrauß und ein Abschiedsgedicht in ihr Fenster zu werfen. So ernst war's ihm, daß er ihrer verheiratheten Freundin noch recht angelegentlich aufgab, ihm das liebe Herzchen zu behüten.

Als er von Paris zurückkam, da hatte er freilich inzwischen in glänzendere Augen gesehen, als in die treuherzigen braunen Amaliens und es war recht ungeschickt, daß ihr die Freundin seinen Auftrag fast wie eine Werbung hinterbracht hatte, und ihn nun für perfid und wankelmüthig und was alles erklärte. Wie lächerlich, einem jungen Manne von seiner ungewissen Stellung und seinen glänzenden Aussichten jetzt schon zuzumuthen, sich an ein Mädchen ohne Vermögen zu binden! Da war's doch gewiß besser für Amalien, wenn er gar nicht mehr anknüpfte, statt sie und sich durch einen langen Brautstand zu ermüden. Er war doch gewiß ein grundredlicher Mann! Eine Erleichterung war's ihm übrigens, nun eine Anstellung in einer größern Stadt zu finden; er hatte das Leben in kleinen Städten satt und wollte einmal auch der Löwe eines weitern Zirkels werden.

Eine Männerjugend ist etwas dauerhafter als die eines Mädchens, und der Begriff eines „jungen Mannes" ist ein sehr umfassender. Allmählig begann aber doch auch die Jugend des allsiegenden Bergmanns sich zu neigen. Die lockigen Haare wurden merklicher dünner, wie sorgfältig er sie auch mit Kreller'schem Balsam behandelte und über die kritischen Stellen herkämmte; Gelenkigkeit und Lust zum Tanzen nahmen miteinander ab; er beschränkte sich allmälig darauf, sich auf Bällen bequem neben eine Dame niederzusetzen und die tanzenden Paare mit der Lorgnette zu betrachten.

Er wurde es auch nachgerade müde, junge Herzen zu brechen und offene oder versteckte Vorwürfe über seine Flatterhaftigkeit zu hören. Die jungen Mädchen selbst nahmen allmälig einen scherzhaften, ungenirten Ton gegen ihn an, dessen er früher nicht gewöhnt war, und der bewies, daß sie ihn nicht mehr für gefährlich hielten. Somit verschwendete er seine bezaubernde Unterhaltungsgabe und seine Huldigungen lieber in den Garderobezimmern des Theaters und in den Salons und Boudoirs verheiratheter Damen.

Die Damen von der Bühne waren der Huldigungen mehr gewöhnt, als die Gänschen vom Lande; da stand nicht gleich ein Papa mit dem Ehevertrag und die Mama mit der Aussteuer dahinter. Auch seine Galanterien bei Frauen waren ungefährlicher Natur; sie luden ihn als ein nützliches Möbel zur Unterhaltung bei Theevisiten, als maître de plaisir bei Landpartien, und traf er sie allein, so war es ein gegenseitiger Austausch von ironischen Komplimenten, ein Spiel ohne Seele, bei dem somit das Herz nichts riskirte.

Die Haare wurden dünner und färbten sich allgemach grau; der Kreller'sche war nicht mehr hinreichend, ein Toupé mußte den kahlen Scheitel decken. Der Anzug wurde jedoch immer gewählter, je mehr die Gestalt verfiel; Schneider empfahlen sich der Protektion des Herrn Bergmann, Modehandlungen machten ihm neue Stoffe zum Präsent, damit er sie in die Mode bringe. An Einladungen fehlte es ihm nie; Herr Bergmann gehörte zu einer fashionabeln Gesellschaft so nothwendig wie ein Theekessel; er war gar zu gut gekleidet, und immer noch witzig, immer galant, und man konnte so ungenirt mit ihm umgehen.

In Bädern, wo stets ein Ueberfluß von Damen ist, da war er vollends der Hahn im Korb, da wartete man wochenlang auf seine Ankunft und begrüßte ihn mit Jubel; er war der unbestrittene Badkönig, mußte sein Urtheil geben bei Tableaux und Liebhabertheatern, wurde bei Waldspaziergängen mit Epheu bekränzt und schaute bei der Abfahrt aus seinem blumengeschmückten Wagen, als hätte er einen Preis beim landwirthschaftlichen Fest gewonnen. Daß er neben allem Ruhm nebenher allmälig zur g e n o s s e n e n Person wurde, er, der so lange andere genossen, das begann er manchmal mit einer äußerst unangenehmen Empfindung etwas zu ahnen; er wollte sich's aber nicht gestehen.

Herr Bergmann brachte übrigens der Gesellschaft Opfer, welche diese nicht zu würdigen verstand und nicht anerkannte. Er war nie reich gewesen und zu einer einträglichen Stelle hatte er's auch nicht gebracht. Es kostet so viel Zeit, immer charmant zu seyn! Obschon er nicht für Weib und Kinder zu sorgen hatte, so wollten seine Einkünfte doch gar nicht zureichen. Er war genöthigt, einen Bedienten zu halten, seitdem seine Toilette so viel künstlicher Nachhülfe bedurfte, so sehr auch seine alte Magd, ein Erbstück von seiner Mutter, darüber brummte; er mußte sich auf einem auserlesenen Reitpferd zeigen, wo sich seine alternde

Gestalt immer noch am besten ausnahm; andere als holländische Leinwand zu Weißzeug wäre auch nicht angegangen; Parfümerien, feine Seifen, Schönheitswasser, falsche Zähne, Pariser Schneider und Schuster, das alles kostete am Ende mehr als der Bedarf einer soliden Haushaltung. Somit mußte er sich's daheim am Munde abdarben, um sich nach außen im Glanz zu zeigen, und seine alte Köchin sorgte gehörig, daß nichts vergeudet wurde. Den Werth der Einladungen mußte er nun freilich nachgerade zu schätzen, er, der zum Mittagessen mit einem alten Hammelsbein, zu dem Souper mit einem Rettig abgespeist wurde, und für den eine Wurst auf drei Tage ausreichen mußte.

Er begann sich allmählig doch nach einer anderen Häuslichkeit zu sehnen, als der, welche ihm sein alter Hausdrache bereitete, und dachte ernstlich daran, jetzt ein Herz definitiv glücklich zu machen. Wahrscheinlich glaubte er, sein eigenes werde wie die Zigarren immer kostbarer, je mehr es austrockne.

Natürlich durfte er, auf dessen Wahl schon lange alle Damenaugen geheftet waren, sein lang gespartes Herz nur zu dem höchsten Preis losschlagen. Somit warf er sein Schnupftuch einer schönen jungen Dame aus einem der ersten Häuser zu; er hatte ja schon so lange ihren Papagei gefüttert, ihren Platz im Theater gehütet und ihr nach dem Balle den Shawl umgelegt. O Wunder! sie war so undankbar, ihm einen Korb zu geben. Ihm einen Korb! Um sich zu rächen, wendete er sich sogleich an eine reiche junge Kaufmannswittwe, deren Salon er in die Mode gebracht, der er adelige Connaissancen verschafft hatte; aber siehe, die Dame erklärte ihm, sie werde sich gar nicht mehr vermählen, und war dennoch so frech, ihm wenige Wochen darauf durch Karten ihre Verlobung mit einem adeligen Kavallerieoffizier anzukündigen. Er mußte etwas weniger hoch spannen. Emma, die schon ziemlich gereifte Tochter seines wohlhabenden Arztes, würde sich gewiß glücklich fühlen — ach! sie war eine Cousine jener einst so blühenden Amalie, die so kindisch gewesen war, um seiner vermeinten Untreue willen ein paar schöne Jugendjahre zu verhärmen; und siehe, es vereinte sich nicht mit Emmas Grundsätzen. Wieder ein Korb! Was konnte er dafür, daß er einmal so unwiderstehlich gewesen!

Diese Fehlschüsse wurden allmälig bekannt; die Damen, auf die er jetzt noch sein Auge heftete, wollten nun ein so vielverschmähtes Gut doch nicht aufnehmen; eine Ablehnung kam um die andere, und bald mußte er da und dort satirische Anspielungen auf sein Korbmagazin hören.

Eine alternde Schauspielerin hätte sich seiner erbarmt; sie bot ihm selbst ihre Hand an mit der Bedingung, daß er sich durchaus jeder Benützung ihrer Einkünfte, jeder Begleitung auf ihren Reisen, jeder Einmischung in ihren Privatumgang enthalte; dafür gab sie ihm Erlaubniß, ihren Salon zu arrangiren, sie im Theater abzuholen und für fashionablen Umgange zu sorgen, und versprach, seinen Namen dem ihrigen beizufügen. Nein, zu so herabgesetztem Preis konnte er sich doch nicht ablassen!

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Akademie der Wissenschaften und das Tischrücken.

(Schluß.)

Am nächsten Tage haben wir die Experimente in meinem Hause mit demselben Tische wiederholt und die nämlichen Resultate erlangt. Der Tisch, auf zwei Beine gestützt, während die beiden anderen schief in die Höhe standen, machte die Tour, und zwar auf einer runden Marmorplatte, auf die er gestellt war. Dasselbe that er auf einem einzigen Fuße. Ebenso verneigte er sich bis zur Erde und erhob sich dann wieder auf Kommando, so daß er sich wieder in seiner früheren Stellung befand. Alle diese Erscheinungen haben mich überzeugt, daß die Gesetze der Schwere unter diesen Verhältnissen vollständig umgekehrt sind und durch etwas beherrscht werden, was ihnen momentan überlegen ist.

In Fontenay sind, wie man mir mittheilt, ganz ähnliche Experimente, wie die vorstehenden, mit denselben Resultaten gemacht worden, und eines meiner Kinder schreibt mir in dieser Beziehung: „Wir haben Alle ein sehr markirtes Gefühl von Kälte an den Extremitäten unserer Hände gehabt, und dagegen Hitze an den beiden äußersten Fingern der Hand empfunden, welche mit denen der Nachbarn in Berührung waren. Du wirst uns wohl erklären können, was in allen diesen Erscheinungen wahr oder übertrieben ist. Man darf im Gebiete der Wissenschaft, wie mir scheint, nicht leicht sagen, daß eine Sache völlig absurd oder unmöglich sey, doch kann man in vielen Fällen annehmen, daß der menschliche Geist übertreibt, oder die Wahrheit entstellt. Eine Thatsache, die ein Beobachter zufälliger Weise konstatirt hat, erscheint vielleicht unmöglich, weil sich der Geist mit einem Sprunge in unerforschte Regionen versetzt sieht, die ihm bis dahin unbekannt gewesen waren. Später jedoch, wenn er stufenweise dahin geleitet worden und gewissermaßen den Weg der Wissenschaft von Station zu Station verfolgt hat, wird ihm die Sache als rationell und mit den vorangegangenen Thatsachen in organischer Verbindung erscheinen."

So weit Hr. Seguin, ein allgemein bekanntes und geachtetes Mitglied der Akademie. Herr Arago, beständiger Sekretär der Akademie, fand sich durch diese Mittheilung, die er selbst vortrug, zu einigen Bemerkungen veranlaßt, die jedoch, wie es scheint, weder den Einsender der Mittheilung, noch das französische Publikum zufrieden gestellt haben. Herr Arago zitirte nämlich einige ältere Experimente eines englischen Uhrmachers Ellicot, welche in den „Philosophical Transactions" erwähnt werden, und die, seiner Meinung nach, die größte Aehnlichkeit mit dem Experiment des Tischrückens darbieten. „Was", fügt er hinzu, „das Phänomen des Tischrückens anscheinend so wunderbar und schwer zu erklären macht, ist in der That nichts weiter, als der Umstand, daß durch die, so zu sagen, unendlich kleinen Impulsionen, die die Finger dem Tische und seiner Holzmasse geben, diesem endlich und mit der Länge der Zeit eine bedeutende Bewegung verliehen wird. Nun, die Experimente des Herrn Ellicot bieten etwas ganz Aehnliches dar. Herr Ellicot hatte zwei Pendel-Uhren, deren jede sich in einem besonderen Gehäuse befand, an einer an der Wand befestigten

Leiste, zwei englische Fuß von einander entfernt, aufgehängt. Die eine dieser Uhren ging anfangs allein, während die andere stille stand. Nach einer gwissen Zeit ist diese zweite Uhr durch die unmerklichen Vibrationen, welche von der ersten vermittelst der festen Körper, die sich zwischen beiden Uhren befanden, auf die zweiten hinübergetragen worden waren, in Bewegung gesetzt worden. Ein sehr merkwürdiger Umstand war dabei, daß, als die zweite Pendel-Uhr, die früher stillgestanden, vollständig im Gange war, die erste, welche anfangs allein gegangen, nun ihrerseits völlig stillstand.

Ich will mich über die Folgerungen, die man aus der gedachten Thatsache ziehen kann und wirklich auch gezogen hat, nicht weiter verbreiten, weil mein Zweck lediglich war, zu zeigen, daß es in der Wissenschaft bereits Beispiele von Kommunikationen der Bewegung gibt, analog denjenigen, welche die drehenden Tische seit Kurzem darbieten, zu deren Erklärung es keines der mysteriösen Einflüsse bedarf, welche man aufgesucht, um über die Sache Rechenschaft zu geben."

(Mag. f. Lit. d. Ausl.)

Sammelsurium.

(Eingesandt.)

Wenn unlängst ein „Poet vom Rhein" in einem öffentlichen Blatte gegen die Anthologien aus deutschen Dichterwerken, welche er mit „Sammelsurium" bezeichnet, eiferte, so hat er in so ferne Recht, als ein großer Theil von solchen Blumenlesen nach individuellem Geschmack, manchmal Geschmacklosigkeit, ausgewählt, und entweder aus Laune, aus bloßer Liebhaberei, zum Zeitvertreib, oder, was noch schlimmer, aus Buchmacher-Industrie entstanden ist. Unrecht hat aber jener Poet, wenn er gegen „Uebersichten über das gesammte Feld" der deutschen Dichtung seine warnende Stimme erhebt. „Unser gutes deutsches Volk" will sein halbes Tausend Dichter kennen lernen und nach eigenem Ermessen seinen Liebling daraus wählen, um diesen Einen dann ganz in sich aufzunehmen. Daß davon nicht allein in der Schule, sondern im reiferen Leben die Rede seyn kann, wird Jeder zugeben. Die sämmtlichen Werke jedes einzelnen Dichters, worunter gewiß auch „Kraut und Rüben" sind, aber anzukaufen und zu studiren, hat weder das deutsche noch ein anderes Volk Geld und Zeit, und deßwegen greift es nach einer wohlgeordneten übersichtlichen Auswahl aus den deutschen Dichterwerken. Ist eine solche „Musterkarte" von sachkundiger Hand, die solche Stücke zu wählen wußte, welche den Dichter und seine Zeit charakterisiren, aufgelegt, so „führt sie auch in den Geist der Dichter ein". Dieses Ziel hat am treffendsten Karl Gödeke in zwei Arbeiten erreicht: 1) „Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843. Eine Auswahl von 872 charakteristischen Gedichten aus 131 Dichtern, mit biographisch-literarischen Bemerkungen und einer einleitenden Abhandlung über die technische Bildung poetischer Formen", in dessen Einleitung die eben vertretenen Ansichten genugsam erörtert sind. Um die Produktionskraft eines Landes zu bemessen, stehen die Dichter desselben Landes gruppenweise beisammen; die von vorzugsweise politischem Charakter sind in einem besonderen Abschnitt chronologisch geordnet. Dann 2) „Elf Bücher Deutscher Dichtung. Von Seb. Brant (1500) bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen." 2 Bände. (Beide Werke im Verlag der Hahn'schen Buchhdlg.) Jedes dieser beiden Werke bildet eine Geschichte und Charakteristik der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, wozu die Belege gleichsam als Illustrationen dienen. Neben dem Biographischen und Charakteristischen ist das Bibliographische vollständiger als irgendwo aufgeführt, wovon namentlich „Volksbücher" und „Musenalmanache" zu nennen sind. Die ausgewählten Stücke sind den ersten Drucken entnommen, und bei verschiedenen Lesarten die Varianten angegeben und mit literarisch-historischen Bemerkungen und Nachweisen versehen, ein Verfahren, das an die kritischen Ausgaben der Klassiker des Alterthums erinnert, und welches leider bei den Werken verstorbener deutscher Klassiker um so nothwendiger wird, als die neuesten Ausgaben von manchen bewiesen haben, daß an vielen Stellen der Text kaum eine Spur von dem ursprünglichen zeigt. Die schwierige Aufgabe, Volksbuch zu seyn und für den Fachmann Interesse zu haben, ist in den genannten beiden Arbeiten von Gödeke nach jeder Anforderung gelöst. Uebrigens wird dem „Poeten am Rhein" die Erfahrung nicht entgangen seyn, daß gerade das „Sammelsurium" Dichter bei dem Volke mehr bekannt gemacht hat, als ihre vollständigen Werke.

Miscellen.

Zu Marseille hat man wiederholte und angeblich vollkommen gelungene Versuche mit dem System du Tremblay's gemacht, die Dampfschiffe vermittelst Wasser- und Schwefeläther-Dampf in Bewegung zu setzen. Die Maschine sieht einer gewöhnlichen Dampfmaschine ähnlich, hat aber zwei Zylinder, den einen für den Schwefeläther-Dampf, den anderen für den Wasser-Dampf, welcher jeder für sich arbeitet, ohne sich zu vermischen. Das System du Tremblay's bietet einen großen Vortheil dar. Man verbraucht nur die Hälfte der Steinkohlen, die bei dem gewöhnlichen System erforderlich sind. Die Versuche fanden in Gegenwart des Präfekten, des Generals Rostolan, des Oberkommissars des Marine-Dienstes und mehrerer Sachverständiger statt.

•

In Frankfurt bereitet man die Anlegung eines zoologischen Gartens vor, für welchen vorläufig auf der Bornheimer Haide der Platz gefunden seyn soll. In Heidelberg wachsen die Anfänge eines gleichen Unternehmens, welches indessen vor der Hand nur auf europäische Thiere Rücksicht nehmen will, erfreulich weiter.

•

Das Pariser Zuchtpolizeigericht verurtheilte dieser Tage eine Frau zu fünf Jahren Gefängniß, weil sie nach und nach nicht weniger als 88 kleinen Mädchen, die sie auf der Straße anhielt, ihre Ohrringe unter dem Vorwande, dieselben festzumachen, weil sie sonst verloren gehen würden, gestohlen hatte.

•

In Piemont sind gelungene Versuche mit der Papierbereitung aus Torf gemacht worden.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 52. Mittwoch, den 29. Juni 1853.

Hagestolze.

(Fortsetzung.)

Von Zeit zu Zeit machte er immer noch Heirathsversuche, die aber immer mißlicher wurden, je mehr seine Ueberschuldung offenbar wurde, und dieser war gar schwer abzuhelfen. Seine Person war ja noch sein einziger Spekulationsgegenstand: diese konnte er nicht herabkommen lassen. Die alte Köchin hielt sich brav; sie zählte die Kartoffeln und die Kaffeebohnen, sie schöpfte die Augen der magern Fleischbrühe ab, um die Butter damit zu ersparen, und flickte sein seidenes Rockfutter mit ihrem alten Spenzer; aber das Reitpferd konnte er doch nicht beibehalten, und damit fiel ein mächtiger Stützpfeiler seiner Löwengröße.

Jetzt endlich sehen wir einen trotz der Watte des Schneiders erstaunlich magern, höchst sorgfältig gekleideten Herrn mit eingeklemmter Lorgnette zu gewissen Tagesstunden auf der Promenade und bei der Wachtparade mit steifem Schritte auf und ab spazieren. Er muß viele Bekannte haben, denn er grüßt fast vor jedem Damenhut und wird auch oft recht herablassend wieder gegrüßt, wenn gleich junge Damen hie und da kichern, wenn sie an ihm vorüber sind: das ist der sonst allsiegende Bergmann.

Seine Köchin ist gestorben, aber er hat sich um ein Billiges bei einem Frieseur eingemiethet, wo er wieder Bedienung und Verköstigung unter einem Dach findet; Besuche kann er da freilich nicht annehmen.

Er nimmt sich noch immer elegant aus; sein Schneider arbeitet ihm umsonst und schickt ihn als Journalfigur in die Welt hinaus. Auch eingeladen wird er noch häufig, aus einer Art von Pietät; nicht gerade mehr zu Soiréen erster Klasse, aber zu kleineren Abenden, zu ungenirten Diners. Seine Witze und Galanterien sind zwar etwas veraltet, aber er weiß sich stets noch nützlich zu machen.

Er zieht alten Damen die Uhren auf und entdeckt verloren gegangenen Schooßhunde, er begleitet junge Fräulein aus Gesellschaften nach Hause, wo man „doch einen Herrn haben muß“; er dient als gutes Beispiel für heranwachsende Söhne, denen man sagt: „Da seht, wie hübsch sich Herr Bergmann noch kleidet; bei euch hat nichts eine Art.“

Im Theater ist er immer noch eine Macht, die über das Gelingen oder Mißlingen einer Schauspielerin entscheiden kann, und er hat stets ein Freibillet.

Aber er liebt es nicht, einer seiner alten Flammen zu begegnen, und wenn ihm die stille Sophie an der Seite ihres Mannes, eines würdigen Geistlichen, an ihm vorübergeht, so sieht sie ihrem Gatten lächelnd in die Augen und sagt entschuldigend; „Weißt du, man muß einmal im Leben ein bischen dumm gewesen seyn.“

So endet ein Löwe.

V.

Der Allereinsamste.

Dem Herrn Grindler konnte man gewiß nicht nachsagen, daß er um des Wohllebens willen ledig geblieben. Sein Stübchen im hintersten Theil eines Hinterhauses, das niemals weder Sonne noch Mond beschienen, sah wie das gerade Gegentheil von Wohlleben aus. Die Fenster, mit Ausnahme eines einzigen, vor dem eine Art von baufälligem Schreibtisch stand, waren mit Brettern verschlagen, um im Winter die Kälte abzuhalten; da im Sommer doch keine Sonne hereinscheinen konnte, blieben sie das ganze Jahr so. Die Möbeln hatten durchaus keine Familienähnlichkeit mit einander, und schienen über ihr Zusammentreffen hier nicht wenig erstaunt. Das ungepolsterte Canapé, das aus einer alten Bierschenke stammen mochte, sah höchst plebejisch aus, der Lehnstuhl dagegen, an dem noch Reste von grünem Saffian sichtbar waren, hatte bessere Tage gesehen, bevor er aus dem Nachlaß eines gichtbrüchigen Nachbars, seines dritten Herrn, von Herrn Grindler erstanden worden war, er hatte daher noch eine etwas hochmüthige Physiognomie. Der Tisch wäre ein hübsches Rococomöbel gewesen, wenn nicht das vierte seiner geschweiften Beine, das er in irgend einer Affaire verloren, durch einen ordinären Pfahl ergänzt gewesen wäre. Die zwei Stühle, die das Ameublement vollendeten, machten gar keine Prätensionen, sondern streckten ihre vier geraden Füßen sans façon nach allen Himmelsgegenden.

Wir belauschen den Besitzer dieses reizenden Etablissement in einer seiner heitersten Stunden — er hatte deren nicht viele — bei der Mückenjagd, seiner täglichen Unterhaltung nach Tisch. In seinem Sommernegligé, einer alten leinenen Blouse, in der er dereinst seine erste Reise gemacht, steht er am Fenster, dessen Sims voll getödteter Fliegen liegt, und überzählt das geschlagene Heer, das er auf einem alten Zeitungsbogen arrangirt. „Fünfhundert und zwanzig sammt vierzehn Offizieren!“ spricht er frohlockend

(Offiziere waren nämlich die Schmeißfliegen). „Sachte, Ricke!“ ruft er der eintretenden Magd zu, die so eben mit dem Ellbogen an das Terrain stößt, so daß das Armeekorps zu Boden fällt. „Sie ist doch eine ungeschickte Person! War so sauber geordnet! Nun kann Sie's selbst auflesen.“

„Das ginge mir ab“, sagt Ricke trotzig; „lesen Sie's selbst auf, der Stubenboden ist ohnehin garstig; wofür hab ich einen Spucknapf herein gestellt?“

„Aber seh Sie nur, wie viel Mücken!“

„Ja, ist ein Wunder, von was sich die fortgebracht haben, hier, wo eine schwindsüchtige Ameise nicht genug bekäme!“

„Ist ihre eigene Schuld, wenn Sie nicht genug bekommt, warum sorgt Sie nicht für bessere Nahrungsmittel? Das Gemüse war heute so schlecht!“

„Von einem Vierling Butter wöchentlich kann ich's nicht im Schmalz schwimmen lassen!“ schnauzt Ricke.

„Und die Milch war diesen Morgen noch dünner und blauer wie sonst.“

„So melken Sie selbst!“ schnurrt die Köchin, die allerdings den Rahm für ihre geheimen Fonds gebraucht hatte; „warum trinken Sie nicht Kaffe, wie ein anderer Christenmensch?“

„Ist nur wegen der Gesundheit.“

„So? und als die Frau Schwester hier war und ihren eigenen Kaffe bei sich hatte, da war er Ihnen gesund, nicht wahr?“

„Geschah nur meiner Schwester zu lieb. Uebrigens habe ich gestern in Paulizki's medizinischem Rathgeber für Laien gelesen, daß Kaffe für Leute von sitzender Lebensart gesund ist, deßhalb könnte man von nun an täglich von einem halben Loth fabriziren. Das Pfund zu 28 kr. wäre mithin auf den Tag je ein halber Kreuzer, die etwaige Einbuße mitgerechnet, dazu — —“

„Für einen rothen Heller Milch und eine halbe Brodrinde!“ schreit die erboste Magd, „und für mich das Nachsehen.“

„Nun, so sey Sie doch zufrieden!“ beschwichtigt Herr Grindler; „es wird schon reichen, wir wollen sehen. Wer war den Vormittag da?“

„Der Herr Neven“, antwortet Ricke in wunderbar artigem Tone, indem sie sich zu schaffen macht.

„So? was will er?“

„Weiß nicht“, sagt Ricke mit wachsender Geschmeidigkeit; „Geld holen vielleicht; er sagte, er gehe in's große Herbstmanöver; wird wohl was vom Herrn Onkel brauchen können, hat, glaub' ich, auch Schulden.“

„Schulden?“ fragt entsetzt Herr Grindler, „wer borgt denn einem solchen Lumpen?“

„Ei, wenn man einen reichen Onkel hat, ist's nicht schwer zu borgen.“

„So so?“ murrt Herr Grindler vor sich hin, „will schon dafür sorgen!“

„Ja, ja“, fährt Ricke fort, „das hab' ich beim Herrn Hofrath selig schon mit angesehen, der im Haus meiner Herrschaft wohnte und, mit Respekt zu sagen, auch ein lediger Herr war. Da kam hier ein Vetter, dort eine Base, ein schwäbischer Schwager, ein Geschwisterkindskind; alle machten dem Herrn Hofrath den Hof, aber der Herr Hofrath haben ihnen einen schönen Knopf vor die Nase gemacht: alles an eine verwahrloste Anstalt und seinen getreuen Dienstboten. Ja, des Herrn Andenken steht im Segen, so ein schönes christliches Testament gemacht und nicht in seinen Sünden dahin gefahren wie andere Leute! Wer weiß, wie nahe mir mein Ende? Hin ist die Zeit, her geht der Tod!“

Mit diesem salbungsvollen Schluß verließ Ricke das Zimmer. Herr Grindler blickte ihr giftig nach: „So? ein Testament, du alte Katze! Ich soll dir die kratzenden Tatzen noch schmieren? Ja, warte, du kannst dich verrechnen, und mein Herr Neffe auch. Schulden! auf mich! Wart, Bursche! Zum Erbvetter bin ich noch zu gut, ich bin im Stand und heirathe noch, ihnen allen zum Possen; muß nur noch warten, bei den Landständen werden die Proklamationssporteln abgeschafft.“

Mit diesen erheiternden Aussichten ging Herr Grindler an seinen Schreibtisch, erleichtert, für eine Weile die Ricke los zu seyn, die, den ganzen Tag in gereizter Laune, nur dann gezähmt wurde, wenn sich Veranlassung gab, auf Testamente und dergleichen anzuspielen. Sie bildete sich viel auf ihre Diplomatie ein und bedachte nicht, daß ihr Herr ein alter Fuchs war, der sie längst durchschaute, wenn sie ihm auch im täglichen Verkehr durch ihre bissige Natur eine Art Furcht eingeprägt hatte.

Heute war übrigens ein glücklicher Tag für ihn. Der Nachbarsbube hatte eben die sehr zerlesene Zeitung gebracht, die Herr Grindler mit zwölf Theilnehmern las, und beim ersten Blick entdeckte er, daß Staatspapiere, in denen er bedeutende Einkäufe gemacht, beträchtlich gestiegen waren.

„Gar nicht übel, gar nicht übel!“ murmelte er in sich hinein, etwa wie ein Hund, der einen anständigen Knochen entdeckt hat. „Bin da so über Nacht um ein fünfhundert Thaler reicher geworden.“ Er sah ängstlich um sich, ob Niemand den Profit gemerkt habe, und versteckte das Zeitungsblatt, indem er die weiteren Blätter flüchtig durchlief.

„Ein älterer Kaufmann, Vater einer zahlreichen Familie — Ungunst der Zeiten — unglückliche Verhältnisse — sucht eine Stelle als Buchhalter, Geschäftsführer — strengste Rechtlichkeit u. s. w.“ So las er aus den Annoncen.

„Ja, ja, so gehts! Zahlreiche Familie! Warum hat er's nicht bleiben lassen? Ich frage den Gukuk nach der Ungunst der Verhältnisse.“

„Ich bitte, meinem leichtsinnigen Sohn ohne meine ausdrückliche Genehmigung keine Vorschüsse zu machen — allzugroße Opfer — nichts mehr bezahlen —“ blätterte er weiter.

„Schön, schön! ich brauche keinen Sohn mundtodt zu machen!“

Die Zeitungslektüre gewährte Herrn Grindler stets geheime Satisfaktion; denn es mußte sehr schlimm gehen, wenn er nicht wenigstens einiges Malheur darin entdeckte, das sich auf den Ehestand als seine Quelle zurückführen ließ, und da die Freuden des häuslichen Lebens gottlob noch nicht in den Zeitungen proklamirt werden, je und je die glückliche Geburt eines Sohnes ausgenommen, so wurde er vom Gegentheil nicht geärgert.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nil.*)

Kein Fluß unserer bekannten Erde hat wohl gegründetere Ansprüche auf Verehrung, als der Nil, jener herrliche Strom, dessen noch unbekannte Quellen weit im geheimnißvollen Innern des afrikanischen Kontinents liegen, der segenverbreitend durch das wunderreiche Thal rauscht und als mächtige durch 29 Breitengrade befahrbare Wasserstraße zivilisirte Völker mit barbarischen Horden in Verbindung bringt, zu denen er bereits die Segnungen der christlichen Religion und europäischen Kultur bringt. Er ist in des Wortes strengster Bedeutung der Vater Aegyptens, denn er ist es, der die fruchtbaren Alluvionen herbei führte und ein ursprünglich wüstes Thal damit bedeckte, er ist es, welcher durch eine jährlich regelmäßig sich wiederholende Ueberschwemmung die Fruchtbarkeit desselben erhält und er ist es endlich, der fortwährend an der ägyptischen Küste des Mittelmeeres neuen fruchtbaren Boden erzeugt. Daher erzeigten ihm auch die alten Aegypter unter verschiedenen Namen göttliche Verehrung, die sich auf ihre Nachkommen, wenn auch in geringerem Maße, vererbt hat. Diese Verehrung des segenbringenden Stromes gibt sich besonders in einem Feste kund, welches jährlich zwischen dem zehnten und zwanzigsten August stattfindet, wo dann der Nil gewöhnlich eine Höhe von 16 Graden des Mekias (Nilmesser) oder 21 Fuß erreicht hat, die eine genügende Ueberschwemmung erwarten läßt. Das in Rede stehende Fest wird Yum Gebr el Bah'r (Tag des Stromdurchbruchs), oder auch Mosim el Khalitsch (Fest des Khalitsch) genannt. Khalitsch ist nämlich der Name eines Kanals, der eine Viertelstunde südlich von Kairo, zwischen dieser Stadt und Fostad, oder Alt-Kairo, vom Nil ausgeht, Kairo von Süden nach Norden durchschneidet und sich dann, nachdem er einen großen Theil des östlichen Unter-Aegyptens bewässert hat, in den, in der Provinz Baheri liegenden und mit dem Mittelmeere in Verbindung stehenden See von Menzaleh ergießt. Während der Zeit des niederen Wasserstandes, wo der Kanal trocken liegt, wird er etwa zwanzig Schritte von seiner Mündung in den Nil durch einen Damm gesperrt, der am Tage besagten Festes durchbrochen wird, daher die Benennung Tag des Nildurchbruchs. Außerhalb des Dammes, fünf Schritte entfernt, wird eine sechs Fuß dicke, vier Fuß aus dem Wasser hervorragende Erdsäule errichtet. Diese Säule, welche am Tage des Festes mit einer aus Palmblättern, Aehren und Blumen gefertigten Krone geschmückt ist, heißt El Arusch (die Braut) und wird nach dem Durchbruch von dem dann stark strömenden Wasser fortgewaschen.

Was diesen Gebrauch anbetrifft, so haben Manche behauptet, daß zur Zeit der alten Aegypter dem Nil jährlich eine Jungfrau geopfert worden sey, und daß jetzt diese Erdsäule das zu opfernde Mädchen darstellen solle. Dem ist jedoch nicht so, da bei den alten Aegyptern Menschenopfer nicht gebräuchlich waren, und es dürfte die Arusch ganz einfach ein dem Nil dargebrachtes Opfer der vorzüglichsten Bodenerzeugnisse seyn; jedenfalls rührt dieser Gebrauch von den Aegyptern der Pharaonenzeit her und ist ein uralter.

*) Aus der „Preußischen Zeitung".

Da eine genügende Ueberschwemmung die Hauptbedingung einer ergiebigen Aernte ist, so ist das Steigen des Nils Etwas, was einen Jeden sehr nahe angeht, der Aegypten bewohnt, er sey ein Eingeborener oder Fremder, das Fest des Khalitsch daher ein wahres Volksfest, welches um so vortheilhafter von den übrigen Festen der Eingeborenen absticht, als es ohne religiöse Tendenz ist und also nicht durch Ausbrüche des Fanatismus gestört werden kann.

Während wir Europäer uns das Steigen des Nils aus den Wassermassen erklären, die in der tropischen Regenzeit in dem obern Flußgebiete desselben niederströmen, haben die Aegypter eine durchaus andere Anschauung der Sache. Da es in Mittel-Aegypten sehr selten, in Oberägypten nie regnet, so kann sich der naturunkundige Aegypter dieses periodische Anschwellen des Stromes nicht anders, als durch die Einwirkung eines übernatürlichen Einflusses erklären. Nach ihm vermählt sich ein himmlischer Thautropfen in der Nacht des 17. Juni mit dem verehrten Strome, indem er einen balsamischen, stärkenden, Krankheit und Tod verscheuchenden Duft über das Nilthal verbreitet; dieser wunderbare Tropfen ist es, der das Anschwellen der Wasser verursacht. Eine Idee voller Poesie und ganz würdig der poetischsten aller Naturen, des Orientalen. Diese Nacht, Leylet el Noktah (Nacht des Tropfens) genannt, ist daher auch der Freude gewidmet.

Schaaren von Männern, Frauen und Kindern ziehen am Abend dem Strome zu und lagern sich in den Gärten und auf den Auen seiner Ufer und Inseln, um bis zum andern Morgen den wunderwirkenden Duft des heiligen Tropfens einzuathmen; Jeder bringt diese Nacht im Freien zu, denn selbst die zur Bewachung des Hauses Zurückgelassenen verbringen dieselbe auf den Terrassen. Unzählige bunte Papier-Laternen schimmern durch die Gebüsche und beleuchten fröhlich schmausende und trinkende Gruppen. Von der Zither Saitenklänge begleitet erschallt hier ein Aehamer (Lobgesang), dort durchgirrt ein Hodscheini (Liebeslied) von sanfter Stimme gesungen die Nacht; weiter hin ertönt Tarabukka (Handtrommel) und Kastagnette, die Gegenwart üppiger Almeh's (Tänzerinnen), die Bachantinnen Aegyptens andeutend, die unter dem Laub-Dome einer Sikomore ihre sinneberauschenden Tänze aufführen.

Dann der Anblick des dunkeln, mit hellstrahlenden Sternen besäten südlichen Himmels, des ruhig dahingleitenden majestätischen Stromes, der, wer weiß zu dem wie viel tausendsten Male seine Vermählung mit der ätherischen Braut feiert, und dessen Oberfläche kaum von den lauen, mit Wohlgerüchen geschwängerten Lüften gekräuselt wird; kurz, Alles vereinigt sich, um die Nacht des Tropfens zu einer der genußreichsten zu machen. Die Nacht des Tropfens wird nicht allein von den Muhamedanern, sondern auch von den orientalischen Christen und Juden aufs eifrigste gefeiert. Die von den Genüssen der Nacht ermüdeten Gläubigen eilen bei ihrer Nachhausekunft auf die Terrasse, um dort ein Orakel zu befragen, welches ein Jeder von ihnen am Abend vorher daselbst aufgestellt hat; dieses sind nämlich Teigkuchen, die mit einer starken Quantität Bärme geknetet sind und durch mehr oder minder starkes Aufgehen die größere oder geringere Quantität von Glücksfällen andeuten, welche die Eigen-

thümer bis zur nächsten Nacht des Tropfens beglücken werden.

Für die mohamedanische Bevölkerung ist die Leylet es Saratan, oder die Nacht des Eintritts der Sonne in den Wendekreis des Krebses, also die des 21. Juni, von Wichtigkeit, da sie vor allen anderen Nächten des Jahres eine zur Säuberung der Häuser von bösen Geistern ganz besonders günstige ist. Diese Säuberung wird auf folgende Art bewerkstelligt: für jedes Zimmer werden drei Papierstreifen genommen und auf jeden dieser Papiere der 244ste Vers des zweiten Kapitels des Korans geschrieben, der bei den bösen Geistern in abscheulichem Geruche stehen muß und sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Hast du nicht die berücksichtigt, die aus Todesfurcht ihre Häuser verließen? — Und ihrer waren Tausend, und Gott sprach zu ihnen: sterbet! sterbet! sterbet! — Diese Amulette werden dann an die drei Wände des Zimmers geheftet, in denen sich nicht die Eingangsthür befindet, worauf die Fata oder das erste Kapitel des Korans gebetet wird. Diese einfache Prozedur reinigt das Haus von allen boshaften Geistern, jedoch scheinen die Amulette nach und nach an Kraft zu verlieren und die Geister wieder ihren Einzug zu halten, da in der nächsten Leylet es Saratan eine neue Säuberung vorgenommen werden muß.

Dem Volksglauben nach beginnt der Nil erst nach seiner Vereinigung mit dem famösen Tropfen zu steigen, in der Wirklichkeit ist jedoch dem nicht so, denn gewöhnlich fangen seine Wasser bereits am 3. Juni sich zu trüben und anzuschwellen, obgleich er noch als alter Junggeselle einherzieht. Jedoch geht dieses Anschwellen bis zum 17. beinahe unmerklich von statten, und die gebräuchlichen Bekanntmachungen des Wasserstandes beginnen erst dann, wenn ein stärkeres Steigen eintritt. Diese Bekanntmachungen geschehen durch eigens dazu bestellte Leute, Munadi en Nil (Ausrufer des Nils) genannt, von denen einer in jedem Stadtviertel angestellt ist. Der Munadi hat die Verpflichtung, jeden Morgen in Begleitung eines Knaben von Haus zu gehen und den ihm vom Aufseher des Mekias (Nilwasser) mitgetheilten Wasserstand auszurufen, wofür er von jedem Hausbesitzer entweder eine kleine Münze oder auch ein Stück Brod empfängt. Am ersten Tage seiner Wirksamkeit benachrichtigt er die Einwohner durch folgende Ausrufungen: Gott ist wohlthätig für das Land gewesen! Es ist der Tag der guten Neuigkeiten! Morgen beginnt das Ausrufen des Nils mit gutem Glücke! Segnet Mohamed!

(Fortsetzung folgt.)

Kissingen.

Spielend in Erinnerungen,
Ahnungen, die wach gesungen,
Beben durch das Herz:
Zauberischer Doppelhelle,
Wundervolle Traumeswelle
Sprudelt himmelwärts!

Und durch unermess'ne Weiten —
Welche Nebel, grau, umbreiten —
Bricht ihr Strahl sich Bahn.
Wirbelnd, mit dem leichten Schaume,
Bis zum fernsten Hoffnungs-Raume
Reißt es uns hinan,

Singt ein Lied von einem Sterne,
Der in tausendjähr'ge Ferne
Segnend niederschau';
Und läßt aus der duftig blauen
Zukunft, uns dann niederschauen
Auf der Vorzeit Grau.

Um sich streuend all' das Leben,
Das ihr die Natur gegeben,
Harmlos — unbewußt; —
Veilchen an dem stillen Rande, —
Spielet die Najad' im Sande
Dort, voll Jugendlust.

Und in ihrem Heiligthume
Blühet schöner jede Blume;
Und das bunte Heer,
Lebensfroher, holder Sänger
Wieget lieber sich und länger
Im Gezweig umher!

Mancher, im Vorübergehen
Fühlt, daß ihres Odems Wehen
Neue Kraft ihm schuf!
Doch, Jahrhunderte vergingen,
Bis durch diese Thäler dringen
Siegend mocht' ihr Ruf.

Frei dann aus den wald'gen Hügeln
Zog er mit des Ruhmes Flügeln
Durch die Länder hin! —
Von des Meeres fernem Strande,
Von des Nordens kaltem Lande
Sieht man her sie zieh'n:

Und aus mag'schem Hintergrunde
Hebt in lebensfrischer Runde
Sich ein reiches Bild: —
Fürsten müssen, und Vasallen,
Jetzt, zum Segensorte wallen,
Wo ihr Bronnen quillt!

Glanz-umweht, im Heimaththale
Bietet sie aus ihrer Schale
Uns das Höchste dar:
Alle suchen — Alle finden
Freude — Leben — und umwinden
Kränzend den Altar.

Und mit ihrer Perlenkrone,
Werth, daß Könige sie lohne,
Die Najade winkt, —
Tragend ihren reichsten Segen
Jedem, liebevoll entgegen,
Der ihr Wasser trinkt.

Margaretha Adelmann.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 53. Sonntag, den 3. Juli 1853.

Hagestolze.

(Fortsetzung.)

Frühe hatte sich bei Herrn Grindler das schöne Talent der Sparsamkeit gezeigt. Er war als Kind nur mit Drohungen und unter lautem Geheul zu bewegen gewesen, dem Hausbesitzer den Miethzins zu überbringen, und hatte nach der Magd geschlagen, als er bemerkte, wie sie den Lohn von seiner Mutter erhielt. Von seinem Oheim, dem Pfarrer, bei dem er die Ferien zubrachte, erbeutete er heimlich die als falsch ausgeschossenen Opferkreuzer, die er allmählich im Spiel mit Geschwistern und Kameraden gegen ächte zu vertauschen wußte; auch trieb er einen einträglichen Handel mit Federn, Griffeln, Bleistiften, die er nach den Lehrstunden vom Schulboden auflas, und verhandelte regelmäßig seinen Frühstückswecken, da er das Brod daheim gratis erhielt. Es wäre wahrhaftig schade gewesen, ihn nicht zum Handelsmann zu bestimmen.

Er trat mit einem Vetter gleichen Alters bei einem sehr humanen Prinzipal in die Lehre, der, um die jungen Leute zu ermuthigen, ihnen hie und da gestattete, kleine Geschäfte auf eigene Rechnung zu machen. Den ersten gewonnenen Sechser schenkte der Vetter Adolph einem Bettler; Simon Grindler kaufte Aepfel dafür, die er mit zwei Kreuzern Profit während der Arbeitsstunden heimlich an die Kommis verhandelte. Der nächste Gewinn war ein Sechsbätzner, für den Adolph voll Jubel eine blühende Hyazinthe in's Comptoir brachte. Simon begann damit ein Geschäftchen mit Cigarren, da diese im Comptoir Contrebande waren, und er setzte sie an die lüsternen Commis mit noch größerem Vortheil ab als die Aepfel. In dieser Weise ging's weiter. Als Adolph endlich Schillers Gedichte auswendig wußte und sie in den Freistunden mit glückseligem Pathos deklamirte, da hatte Simon mit dem Kronenthaler, den Adolph für solche Possen ausgegeben, bereits fünfundzwanzig Gulden gewonnen, mit denen er seine erste größere Spekulation unternahm, und als Adolph mit strahlendem Antlitz das erste Modelager betrat, um seiner jungen Braut für seine bescheidenen Ersparnisse einen hübschen Shawl zu kaufen, da kassirte der Simon eben im Comptoir ein Paar Wechselchen ein, an denen er einige hundert Thaler profitirt.

Und was war das Ende vom Lied? Adolph hat sich redlich durchgekämpft mit seinem braven Weib, um seinen Kindern eine ordentliche Existenz zu verschaffen. Es ist wahr, es ist gegangen bis jetzt, und viele Freudenthränen und Dankgebete sind auf schlaflose Nächte und sorgenvolle Nächte gefolgt, aber er hat doch sein Lebtag eben von der Hand in den Mund gelebt, und Simon Grindler hat mehr jährliche Einkünfte, als Adolph seinen Kindern einmal im Ganzen hinterlassen wird, und — und ein kaltes Herz und ein ödes Haus.

Einmal aber hatte Simon denn doch ernstliche Heirathsgedanken gehegt. Da war eine Pflegetochter seines Prinzipals, ein verwaistes Mädchen, die sich im Haus einer wunderlichen Tante nicht glücklich fühlte; gar nicht hübsch und nicht einmal besonders reich, aber ihre zehntausend Gulden waren so nett, so sicher angelegt, und alles sogleich und gewiß zu erheben!

Obschon Herr Grindler nichts sehr Anziehendes hatte, entschloß sich Lotte zu der Wahl; es verlangte sie nach einer eigenen Heimath, und sie brachte den herzlichen Willen mit, die Wunderlichkeiten, die man bereits an ihrem Bräutigam kannte, durch Freundlichkeit und liebevolles Nachgeben zu überwinden. Etwas bedenklich war's ihr freilich schon, als er ihr zum ersten Geburtstag einen Dukaten schenkte, damit sie sich etwas nach eigenem Geschmack wähle, aber gleich nachher den Rath beifügte, das Goldstück lieber unangewendet zu lassen, es sey so ein netter Reiter darauf; noch bedenklicher, als er, da sie den ersten Brautbesuch in der Residenz zu Fuß machten und sie auf dem weiten Weg ermüdete, mit einem Fiaker um sechs Kreuzer Differenz nicht einig werden konnte; höchst bedenklich, als er die Möbeln auf dem Trödel kaufen wollte und einen Kleiderschrank für überflüssig erklärte, da er eine alte sogenannte Klostertruhe besitze. Als sie aber am ersten Tag der Proklamation entdeckte, daß er ihr einen Trauring von Tombak gekauft und den seinigen gegen einen solchen verhandelt hatte, da brach die lang untergrabene Ausdauer und sie schickte ihm den falschen Ring sammt dem ächten Dukaten zurück.

Dies war Herr Grindlers erster und letzter Versuch in diesem Fach gewesen; doch nein, noch einen beabsichtigte er, seinen Erben zum Possen, aber erst wenn die Heirathssporteln aufgehoben seyn würden.

Zu einem eigentlichen eigenen Geschäft konnte er trotz seines Spekulationstalents sich nicht entschließen; er fürchtete alles, was ihn mit vielen Menschen in Zusammenhang brachte oder ihn nöthigte, ein größeres

Hauswesen zu gründen. So begnügte er sich denn unter der Hand zu spekuliren, in Korn, in Wein, in Staatspapieren, in Allem, was Geld gab. Zuerst miethete er ein möblirtes Zimmer und ließ sich von der Familie des Hauseigenthümers bedienen; das war aber für ihn eine qualvolle Zeit beständiger Todesangst, da er fürchtete, seinen Reichthum trotz aller Vorsicht nicht gehörig verbergen zu können. So entschloß er sich denn zu einer eigenen Bedienung und bezog den oben beschriebenen Fuchsbau, in dem er bis zu seinem Tode residirte. Ricke hatte sich, als sie sein eingeschnurrtes Gesicht sah und seinen Husten hörte, leicht zu dem Dienst entschlossen, obwohl er als Geizhals verschrieen war. Hätte sie gewußt, daß er noch zwanzig Jahre lang husten würde, und daß es so schwer sey, in diesem Dienst einen kleinen Profit fur sich selbst zu machen, sie hätte sich wohl besonnen. Jetzt natürlich wollte sie den Dienst nicht mehr verlassen, da die Wahrscheinlichkeit des Sterbens doch immer größer wurde, und sie rächte sich inzwischen für die Mühsale und Entbehrungen ihres Dienstes dadurch, daß sie dem Herrn ihrerseits das Leben so sauer als möglich machte.

Herr Grindler erfüllte eine Bedingung eines harmonischen Daseyns, indem er nur einen Lebenszweck kannte, den, Geld zu erwerben. Nur eine Sorge kam damit manchmal in Konflikt, eine krankhafte Angst vor dem Tode, die ihn am Ende zu den kostbarsten Mitteln greifen ließ, wenn er sie für seine Erhaltung nöthig hielt. Zwar hatte er den medizinischen Rathgeber für Laien billig erstanden, aber dieser verführte ihn nach und nach zu einer Hausapotheke, die doch bedenkliche Summen kostete, und es waren seine peinlichsten Stunden, wenn er sich wieder zu einer solchen neuen Ausgabe innerlich genöthigt fühlte.

Für eine Schwester, die beharrlich gestrebt hatte, in freundlichem Verkehr mit ihm zu bleiben, hatte er lange noch einen Rest von Zuneigung bewahrt, aber als sie einmal in dringender Verlegenheit ihn um ein Darlehen angesprochen, hatte er ihr dasselbe zwar gewährt, von da aber alle Verbindung mit ihr abgebrochen. Seinem Neffen, dem Sohn eines verstorbenen Bruders, einem allerdings lockeren Lieutenant, hatte er längst das Haus verboten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Nil.

(Fortsetzung und Schluß.)

Das Ausrufen des Nils, das von da an täglich stattfindet, besteht in einer Menge Phrasen, die von dem Munadi und den ihn begleitenden Knaben abwechselnd abgesungen werden. Die vorzüglichsten Strophen lauten wie folgt: M. O du, dessen Regierung vorzüglich ist! — K. Mein Gott, ich habe Niemanden neben dir! — M. Die Schatzkammern des Allgütigen sind voll! — K. Und an seiner Thüre ist kein Mangel! — M. Ich rufe die Vollkommenheit desjenigen aus, welcher die Erde ausbreitete! — K. Und fließende Ströme gegeben hat! — M. Durch den die Felder grün werden! — K. Nach dem Tode belebt er sie wieder! — M. Gott hat Ueberfluß gegeben und schwellt den Strom an und bewässert das hohe Land! — K. Und die Berge, und die Wüste, und die Felder! — M. O Scheider des Tages und der Nacht! — K. Mein Herr, es ist Niemand neben dir! — M. O Führer der Wanderer, o Gott! — K. Führe mich die Wege des Glücks! — M. O Liebenswürdiger, o Lebendiger! — K. O Großer in Macht! — M. O Gütiger, entziehe mir nicht deinen Schutz! — K. O Helfer, sieh mich mit Gunst an! — M. Gott erhalte mir meinen lieben Herrn N. N. und Alle, welche mit ihm wohnen! (hier nennt der Munadi alle Mitglieder der ihm Hause wohnenden Familie bei Namen.) — K. Gott gebe es! — M. Gott gebe ihnen einen glücklichen Morgen und vermehre ihren Reichthum! — K. Gott gebe es! — M. Möge er sie mit Ueberfluß segnen und den Nil über das Land verbreiten! — K. Gott gebe es! — M. Fünf, sechs ꝛc. Zoll heute, und der Herr ist gütig! — K. Segnet Mohammed!

Dieses Ausrufen des Nils wird bis zum Wefa en Nil (Fülle des Nils) oder dem Tage fortgesetzt, der dem Tage des Stromdurchbruchs vorangeht. Am Tag des Wefa en Nil erscheint der Munadi in Begleitung mehrer, kleine vielfarbige Fahnen (Rayeh) tragender Knaben und beendigt sein Amt durch ganz originelle Ausrufungen, die meistens darauf berechnet sind die Hausbewohner zu recht freigebigen Geschenken zu bewegen; auf jede der von ihm gesungenen Phrasen antworten die Knaben im Chor mit den Worten: Gott hat Ueberfluß gegeben! — Die Worte des Munadi sind bei dieser Gelegenheit folgende: Der Strom hat Ueberfluß gegeben und seinen Grad erreicht! — Und die Kanäle fließen! — Und die Schiffe sind flott! — Mit der Erlaubniß des Allmächtigen, und es bleibt nichts übrig zur vollkommenen Fülle! — Dies ist ein jährlicher Gebrauch! — Und mögt ihr noch viele Jahre leben! — Und wenn der Wucherer Theuerung wünscht, so möge Gott ihn mit Blindheit strafen! — Dieser freigebige Mann (hier nennt er den Bewohner des Hauses) liebt die Freigebigen! — Und ein bewunderungswürdiger Pallast ist für ihn gebaut! — Seine Säulen sind von unvergleichlichen Juwelen! — Anstatt Palmstämme und Holz! — Und er hat tausend Fenster offen! — Und vor jedem Fenster ist Ueberfluß! — Paradies ist der Aufenthalt der Freigebigen! — Und Hölle ist der Aufenthalt der Geizigen! — Behüte mich Gott, daß ich mich vor die Thüre eines Geizigen stelle! — Welcher das Wasser in der Jarre (großer irdener Wasserkrug) mißt! — Oder welcher die Brode zählt, wenn sie noch Teig sind! — Oder der die Katze einsperrt während der Essenszeit! — Oder der die Hunde fortjagt! — Die Welt ist weiter geworden! — Und die Mädchen haben sich geputzt! — Und die alten Frauen watscheln herbei! — Und der verheirathete Mann hat zu seiner Frau acht andere gesellt! — Und der Unverheirathete hat Achtzehn geheirathet! — Mit solchen Ausrufungen fährt der Munadi fort, bis der Hausbewohner ihm ein Geldgeschenk macht, worauf dann der Nachbar heimgesucht wird.

Das Fest des Khalitsch beginnt mit dem Sonnenuntergange des Tages Wefa en Nil und findet an einem, an der Mündung des Kanals liegenden freien

Platze statt, von dem der in der unmittelbaren Nähe des Nils gelegene Theil abgesperrt wird, um den Feuerwerkern und der daselbst aufgestellten Batterie freien Spielraum zu lassen. Auf dem linken Ufer des Kanals stehen auf einer Plattform ein großes und mehrere kleine Zelte, bestimmt, den Pascha, den Kadi und die hohe Geistlichkeit aufzunehmen. Gleich neben den Zelten liegt auf dem Nil und am Ufer befestigt ein mit Blumenguirlanden, Flaggen und bunten Papierlaternen geschmücktes großes Nilschiff, welches den Namen „Akabeh" führt und den Dirigenten des Festes zum Aufenthalt dient. Auf der gegenüberliegenden Insel Rodda ist ebenfalls für die Feuerwerker und Artilleristen ein Platz abgesperrt, welcher, wie auch der auf dem rechten Ufer liegende, von einer Reihe Maschall (eiserne, auf Stangen befestigte, etwa ein Fuß lange und einen halben Fuß breite, oben offene Gitter in Zylinderform, in welchen man Kienholz brennt) umgeben ist. Eine jede dieser, acht Geschütze starken Batterien feuert alle halbe Stunde 21 Schüsse, während die ganze Nacht hindurch, ohne Unterbrechung, Feuerwerkskörper abgebrannt werden. Mehre Musikchöre sind an verschiedenen Stellen aufgestellt, wo sie abwechselnd ihre Stücke vortragen. Eßwaaren, Scherbet, Limonade und sogar Wein und Branntwein werden überall feilgeboten, und von letzteren erstaunliche Quantitäten vertilgt, welches nicht wenig dazu beiträgt, den Jubel der Menge zu vermehren. Oeffentliche Tänzer produziren in Frauentracht nach dem Takte einer Tarabukka und in Begleitung der Kastagnetten inmitten des gaffenden Volkes ihre laszíven Tänze, während die von ihnen unzertrennlichen Spaßmacher ihre stereotypen guten und schlechten Witze reißen. Gaukler, Sänger, gelehrte Hunde und Affen, abgerichtete Schlangen tragen auf Kosten der Direktion dazu bei, das Volk zu unterhalten. Nicht minder lebhaft geht es auf dem durch Feuerwerk und Maschalls hell erleuchteten Strome zu; eine Menge großer mit Flaggen und bunten Papierlaternen geschmückter Barken kreuzen sich im Hinauf- und Hinabfahren und gewähren einen höchst eigenthümlichen und phantastischen Anblick. Besonders aber überrascht es den Fremden, wenn er aus diesen Barken Guitarrenklänge und italienische, französische, griechische, maltesische, deutsche und englische Gesänge herübertönen hört und die Flaggen dieser Nationen von den Schiffen wehen sieht; denn viele in Kairo ansässige Familien und Gesellschaften junger Leute verfehlen nicht, während dieser Nacht vom Nil aus den merkwürdigen Anblick zu genießen, den der Schauplatz des Festes dann darbietet, ein Anblick, der an einige in tausend und einer Nacht beschriebene Szenen erinnert. Wie sich von selbst versteht, werden auch andere Genüsse nicht unberücksichtigt gelassen, und in der Vertilgung der aus Küche und Keller mitgenommenen Provisionen wird Erstaunliches geleistet. Dieses Treiben dauert ununterbrochen bis fast um 10 Uhr Morgens, wo der Damm, welcher während der Nacht bereits bis zur Hälfte seiner Breite abgetragen worden ist, vollends zerstört wird, wobei der Pascha, der Kadi und die Ulema (hohe mohammedanische Geistlichkeit) zugegen sind, und ersterer einige tausend Piaster (der Piaster à 2 Sgr.) in kleiner Münze in den Kanal unter die Arbeiter wirft. Zu gleicher Zeit feuert jede der beiden Batterien einundzwanzig Schüsse und das Hauptfeuerwerk wird beim hellen Sonnenschein abgebrannt. Gleich nach dem Durchbruch des Stromes ziehen sich die obengenannten hohen Würdenträger in das Innere des Zeltes zurück, wo der Kadi ein Dokument, Hogget el Bah'r genannt, in herkömmlicher Form verfaßt, das den genügenden Wasserstand des Nil bestätigt. Dies Dokument wird dann, nachdem Alle ihr Siegel darunter gedrückt haben, durch einen Kourier nach Konstantinopel gesandt, denn dasselbe berechtigt den Divan, von der ägyptischen Regierung den vollen Tribut zu verlangen.

So wie der Tag graut, verwandelt sich der Kanal in eine der lebhaftesten Straßen der Stadt, an deren Seiten sich Kaffeesieder, Scherbet-, Limonaden- und Fruchtverkäufer, Kuchenbäcker u. s. w. etablirt haben. Inmitten dieser Herrlichkeiten wandelt in sonntäglichen Kleidern das Volk auf und ab, zwischen dem wieder die zwei- und vierbeinigen Künstler ihr Wesen treiben. Auf allen Balkonen und an jedem Fenster der am Khalisch liegenden Häuser sieht man geschmückte Damen und Herren, denn die Sitte erheischt, daß die Bewohner derselben an diesem Tage ihre Verwandten und Freunde einladen und bewirthen, wozu bereits mehrere Tage vorher Vorbereitungen gemacht werden. Die an dem unteren Theil der Häuser hie und da befindlichen freien Räume, sowie die von denselben zum Kanale hinabführenden Treppen sind dicht mit Frauen der untern Volksklassen besetzt, die ihre Kinder mitgebracht haben, deren Bestimmung es ist, an dem Tage ein schauderhaftes Bad zu nehmen. Das Volk glaubt nämlich, daß das erste in den Kanal strömende Wasser eine Krankheiten heilende und stärkende Kraft besitzt. Nun aber werden, sobald das an sich schon schlammige Wasser erscheint, die in den Khalisch mündenden Abzugskanäle geöffnet, wodurch ihm ein ganz absonderliches Bouquet mitgetheilt wird. In diese Flüssigkeit werden nun die armen Kleinen, trotz ihres Schreiens und Zappelns, dreimal im Namen des allbarmherzigen Gottes ganz unbarmherzig untergetaucht, um ihre kranken Körper zu heilen, oder ihre kleinen Glieder zu stärken. Daher lassen die Europäerinnen, die mit kleinen Kindern gesegnet sind, dieselben an diesem Morgen keinen Augenblick außer den Augen, denn die Ammen (gewöhnlich Eingeborene) treibt es unwiderstehlich, die ihnen anvertrauten Kleinen, nach ihrer Meinung freilich zu deren Nutzen und Frommen, dieses sauberen Schlammbades theilhaftig werden zu lassen.

In dem Augenblicke des Durchbruches reitet ein Offizier der Polizei dem Wasser voran und fordert den industriellen Theil des Volkes auf, den Kanal mit seinen sieben Sachen zu verlassen; ihm folgt ein Piquet Soldaten, welche das Volk vollends verjagen, wobei es denn nicht an handgreiflichen Ermahnungen fehlt; dann erscheint eine Bande von halbblinden und halblahmen Paukern, Schallmeybläsern und Beckenschlägern, welche schnarrend, quickend und paukend einen höllischen Lärm machen; hinter dieser schrecklichen Musik kommen die Munadi mit ihren Knaben, welche ihre Fähnlein schwingend mit einem gewissen Takte die Worte: „Der Strom kommt! der Strom kommt!" rufen; dann tanzt, die Kastagnetten klappernd, ein Trupp öffentlicher Tänzer heran, von ihren Spaßmachern begleitet, welche, wie gewöhnlich, Witze reißen und Grimassen schneiden; in einer gewissen Entfernung hinter diesen folgen endlich die

Arbeiter mit Hacken und Schaufeln, welche bereits bis an die Knie im Wasser waten, und den zärtlichen Müttern ihre Dienste anbieten, um ihre Kleinen das bewußte Gesundheitsbad genießen zu lassen. Nach einer Viertelstunde hört man nur noch das Rauschen des Wassers, welches forteilt, um den Segen des Vaters Nil über die Fluren Unter-Aegyptens zu verbreiten.

Die Kosten, welche dieses Fest verursacht, sind beträchtlich und werden nicht von der Regierung, sondern von den in Kairo, Alt-Kairo und Bulak wohnenden Mohamedanern, Kopten und Juden getragen und zwar so, daß jedes Jahr eine dieser drei Religionsparteien die Ehre hat, das Fest zu leiten und zu zahlen.

Da der Wohlstand der Aegypter von einer guten Ueberschwemmung des Nil abhängt, so kann man sich denken, welche Besorgniß sich der Gemüther Aller bemächtigt, wenn der Fall eintritt, daß der Strom in den ersten Tagen des Septembec noch nicht die zur Feier des Mosim el Khalitsch erforderliche Höhe erreicht hat, oder, wie man sich ausdrückt, der Nil ausgeblieben ist. In einer solchen Zeit ist der Nil der einzige Gegenstand der Unterhaltung; überall hört man Fragen, wie: „Weißt du nicht, ob der Nil gekommen ist? — wo mag er wohl bleiben? — was wird daraus werden?“ und ähnliche.

Dauert die Sache zu lange, so schickt die Regierung Zirkulare an die Ulema, an den katholischen Bischof, an die Patriarchen der griechischen, armenischen und koptischen Kirche und an den Groß-Rabbiner, in welchen Alle zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienste in der, eine halbe Stunde südlich von der Stadt liegenden Moschee Amru eingeladen werden. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, die Priester dieser sich so feindlich gegenüberstehenden Religionen in dem Vorhof eines mohamedanischen Tempels friedlich nebeneinander ihre Altäre errichten zu sehen, und man sollte glauben, daß sie das, was sonst von ihnen in Abrede gestellt wird, nämlich die Wirksamkeit der Gebete ihrer Gegner, während dieser öffentlichen Kalamität anerkennten. Darin täuscht man sich aber gewaltig, denn tritt nach diesem Bettage ein rasches Steigen des Stromes ein, so behauptet auch sofort eine jede dieser Parteien, der liebe Herrgott habe nur ihre Gebete gnädig aufgenommen nur um ihretwillen sey der Nil gestiegen, und nur sie habe das Land vor Hungersnoth bewahrt; kurz, der alte Zwist ist wieder da.

Die Moschee Amru's, die älteste Aegyptens, liegt, wie gesagt, eine halbe Stunde südlich von Kairo in einer einsamen, von hohen Schutthaufen umgebenen Gegend, und ist schon ziemlich verfallen. Der Erbauer derselben, nach dem sie genannt wird, ist Amr ibn el As, General des Kalifen Abd Allah Omar, des Eroberers Aegyptens. Der große Vorhof dieser Moschee, in welchem der oben erwähnte gemeinschaftliche Gottesdienst abgehalten wird, ist mit Steinplatten gepflastert, zwischen deren Fugen Unkraut emporwuchert, und mit einer breiten Halle umgeben, deren Dach von mehreren hundert Säulen, früher römischen und griechischen Bauten angehörig, getragen wird. Die Art und Weise der Aufstellung dieser Säulen zeugt von dem barbarischen Geschmacke jener Zeit; ohne Rücksicht auf die architektonische Ordnung zu nehmen, denen sie angehörten, ohne auf die respektiven Dimensionen derselben zu achten, oder eine Auswahl hinsichtlich des Materials zu treffen, aus dem sie verfertigt wurden, hat man in bunter Reihe marmorne, porphyrne und granitene Säulen aufgestellt, indem man den zu kurzen durch höhere Piedestale, oft aus zwei über einander gelegten umgestülpten Kapitälen bestehend, oder durch das Aufsetzen eines hohen Piedestals an der Stelle eines Kapitäls, die erforderliche Höhe gegeben, während die zu langen Schäfte ohne Piedestale und Kapitäle aufgerichtet wurden. Ueberhaupt vermißt man an dieser Moschee die Eleganz der spätern maurischen Bauten, an denen Kairo so reich ist.

In keinem Vorhof irgend einer andern Moschee würde die mohamedanische Geistlichkeit die, wenn auch nur vorübergehende, Errichtung christlicher und jüdischer Altäre dulden, und daß man hierin mit der Moschee Amru eine Ausnahme macht, hat seinen Grund in einer Legende, welche mit dem Steigen des Nils und dem Erbauer der Moschee in Beziehung steht.

Gleich nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber ereignete sich der Fall, daß die Wasser des Nil nur eine unbedeutende Höhe erreichten, welches die Eroberer in nicht geringe Verlegenheit setzte. Der General Amr ibn el As theilte seine Besorgnisse dem Kalifen Omar mit, worauf dieser seinem Generale einen Brief überschickte mit dem Befehl, ihn an seine Adresse zu befördern. Der Brief lautete:

„Abd Allah Omar, Fürst der Gläubigen, an den Nil von Aegypten. Wenn du aus eigenem Antriebe fließest, so fließe nicht; ist es aber Gott der Einzige, der Allmächtige, auf dessen Geheiß du fließest, so bitten wir Gott den Einzigen, den Allmächtigen, dich fließen zu machen.“

Amr ibn el As versammelte nach Empfang dieses Briefes seine Priester und Unterbefehlshaber und zog mit ihnen in Prozession nach dem Ufer des Nils, in welchen er den Brief warf. Gott hatte die Bitte des Kalifen erhört, denn gleich nach der Uebergabe des Schreibens begann der Strom anzuschwellen und erreichte in einem Tage die zur Erlangung einer ergiebigen Aernte erforderliche Höhe. Da nun der General Amr ibn el As der Beförderer der Bitte des Kalifen war, so ist die von ihm erbaute Moschee dazu bestimmt, die Gebete aller derer vor den Thron Gottes zu befördern, welche ihn als den Einzigen anerkennen.

A. v. Wrede.

Miscelle.

In Boston küßte ein Herr eine Dame. Diese klagte auf Entschädigung und der Küsser mußte 15 Dollars zahlen. Der höchste Preis, den ein Kuß in den Vereinigten Staaten noch erreicht hat; denn der bisherige war für New-York 5 Dollars, für New-Orleans 3 Dollars, wie sie dort der Friedensrichter taxirte.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 54. Mittwoch, den 6. Juli 1853.

Hagestolze.

(Fortsetzung.)

An einem kühlen Herbstabend hatte sich Hr. Grindler trotz einigem Halswehe noch zu einem Ausgang entschlossen, um bei der Beschlagnahme des Vermögens eines Schuldners seine Rechte zu wahren. Er kam eiligst heim, von Hitze und Frost geschüttelt:

„Ricke, schnell! mein Bett gerüstet! — Meine wollenen Strümpf um den Hals — ich erstícke — Thee! — Ricke, den medizinischen Rathgeber dort!"

Ricke bediente ihn brummend. Grindler suchte im medizinischen Rathgeber den Artikel Halsbräune und fand nach der Anführung verschiedener Symptome den Ausspruch: „Hier wird es nöthig seyn, schleunig ärztliche Hülfe zu suchen!"

„Schnell, Ricke, zum Doktor!" ächzte er, indem er sich tiefer in die Kissen steckte.

„Zu welchem?" schrie Ricke.

„Zum Döller — in der Holzgasse — ist nicht so anspruchsvoll. — Vorher aber Thee!"

Ricke sputete sich ordentlich zum Arzte zu kommen, wußte aber unbemerkt seine Kleider vom Bette zu nehmen.

„Ist nur wegen des Schlüssels", murmelte sie, denselben im Gehen aus der Tasche ziehend; „man weiß nicht, wie's geht; finde vielleicht ein Testament, oder — etwas muß ich doch haben für zwanzig Jahr Hungerleiden!"

Sie begnügte sich übrigens, den Schlüssel vorläufig einzustecken, und eilte zum Doktor.

Geschüttelt von Fieber und Todesangst lag derweil der kranke Mann allein, nachdem er der Magd noch den Befehl zugerufen, die Thüre von außen zu verschließen.

„Sterben? — bah! ein leichter Anfall — geht bald vorbei! — Wenn's aber nicht so wär'? — O, was würden sie eine Freude haben, Ricke, die alte Krähe, mein leichtsinniger Neffe! — Wenn ich nur noch hätte heirathen können, ihnen zum Possen! Aber wen? die Ricke nicht, der thät' ich's nicht zu lieb, lieber die nächste Beste. Und wenn ich nun krank liege — so viel baar Geld im Pult — muß heraus und sehen!"

So jagten sich seine Gedanken und ängstlich krabbelte er nach seinen Kleidern, die er zum Schrecken vermißte . . . Er kroch halbgekleidet heraus und in das kahle Zimmer draußen; da lag seine Weste, in deren Tasche er mit Entsetzen den Pultschlüssel nicht mehr fand.

Der wohlfeile Arzt, den Ricke endlich aufgefunden, fand den Kranken besinnungslos auf dem Boden liegend. Während er eilig Ricke um die nöthigen Mittel zur Apotheke sandte und die Krankheit mit Riesenschritten zunahm, brach im Zimmer außen ein Jude mit Gerichtspersonen ein, der, scheint es, den nahenden Leichengeruch gewittert hatte; er hatte Wechsel vom Lieutenant und wollte den Besitz des Junggesellen, über den er selbst nicht herfallen durfte, wenigstens durch amtliche Versiegelung bei Zeiten sichern.

Die Beamten waren noch unschlüssig, ob jetzt schon einzuschreiten sey, und Ricke, die im Sturm zurückgekehrt war, klagte ihnen mit lautem Geheul ihre langen Drangsale in diesem Dienst und bat, den Herrn doch noch zu einem Testament zu vermögen, vergebens vom Doktor zur Stille ermahnt. Der Kranke kämpfte indeß mit dem Tode und durch seine wirren Phantasien brachen Bruchstücke langvergessener Sprüche: „Was hülfe es dem Menschen — es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher — du Narr, Gott wird — — deine Seele —"

Dazwischen rollten seine Augen unstät nach den fremden Personen im äußern Zimmer, die sich endlich auf des Doktors Bitte entfernten, Ricke ausgenommen.

„Geh' Sie doch zu einem Geistlichen!" rief der erschütterte Arzt, der die Seelenqual des Kranken bemerkte und nicht zu den starken Geistern gehörte.

„Ach, das ist für nichts mehr, da ist er zu liederlich*) dazu!" rief Ricke geringschätzig, die jetzt an der Möglichkeit eines Testaments verzweifelte und nur in ihre Tasche fühlte, ob sie den Schlüssel noch habe.

Vier Tage später fuhr ein anständiger Leichenwagen vom Hinterhaus ab. Ein einziger Kranz lag auf der Bahre, den die Schwester geschickt, und nicht selbst kommen konnte. Ein einziger Wagen folgte, und darin saßen der Lieutenant, der Arzt und der Geistliche, der sich vergebens mühte, einen Zug aus dem Leben des Verstorbenen zu erfahren, der einen Lichtblick für seine Leichenrede gäbe. Ein paar Gassenbuben begafften den kleinen Zug, ein paar Weiber fragten, als er auf die vordere Straße einbog: „Wer ist's?"

„Der alte Grindler."

„So? ist wohl fort!"

---

*) Im Schwäbischen statt schwach, kraftlos.

Droben war's todtenstill, der Pult war versiegelt und Ricke hatte der geraubte Schlüssel nichts geholfen. Eben wirft sie das Sterbebett heraus, um zu suchen, ob der Verstorbene nirgends Geld versteckt habe.

VI.

Der Dienstfertige.

Man erzählt vom Dichter Frauenlob, der sein ganzes Lied und Leben in so reinem Dienste den Frauen geweiht, daß er aus Dankbarkeit von Frauen zu Grabe getragen worden. Herr Sinner ist nun zwar kein Dichter, wenn er aber einmal stirbt, was jedenfalls recht schade ist, so hat er gewiß dieselbe Ehre von den Frauen verdient. Absingen kann er sie zwar nicht, sonst thät' er's gewiß auch, aber seine Verdienste um sie sind viel mannigfacherer Art und viel reeller. Das werden wir begreifen, wenn wir ihn durch eines seiner Tagwerke begleiten.

Herr Sinner hat keinen bestimmten Beruf, wenigstens jetzt nicht mehr. So lange seine gute Mutter lebte, betrieb er gewissenhaft die vom Vater übernommene Apotheke, gewissenhaft, aber nicht mit großem Vortheil. Da waren so viele Arme, von denen er nichts nehmen konnte, so viele bedrängte Weiber, die ihm ihr Leid klagten und denen zu lieb er Gänge zu machen hatte, so viele arme Kinder, denen er gesammelte Kamillen, Käfer, Wollblumen und was alles theurer abkaufte, als er's wieder los wurde, — die armen Schelme mußten doch etwas haben! — daß er nach der Mama Tode selbst einsah, es sey besser, wenn er die Apotheke vortheilhaft verkaufe und bei seinen bescheidenen Bedürfnissen von den Zinsen lebe.

Warum er nicht geheirathet? Er hat mir's nicht anvertraut; ich denke, so lang die Mutter lebte, wollte er ihr keine Mitregentin aufdrängen, sie war etwas eigen, und nachher fand er nicht mehr Zeit dazu.

Eben nimmt seine gefällige Hauswirthin das Frühstücksgeräth hinaus.

„Sie müssen heute verzeihen, Herr Sinner; der Kaffe war nicht gut, meine Mine versteht's noch nicht recht; sie hat ihn überkochen lassen."

„Thut gar nichts", antwortete Hr Sinner freundlich; „hab' gar nichts bemerkt, bin ein Bischen in Eile. Recht gut, daß sie die Kleine schon anhalten, recht gut; trinke gern die Lehrprobe, wird schon besser kommen."

Und frisch und heiter geht Herr Sinner an den Rechenschaftsbericht eines Vereins für brodlose Mädchen, den er heute noch einer hohen Dame zu überbringen gedenkt.

Noch ehe er damit fertig ist, klopft es an der Thüre.

„Guten Morgen, Herr Sinner", damit tritt eine bescheiden gekleidete ältliche Frau ein. „Verzeihen Sie, daß ich so früh störe."

„Stören nicht, Frau Maier", sagt Herr Sinner mit strahlendem Gesicht, „eben wäre ich selbst zu Ihnen gekommen. Ich habe die besten Neuigkeiten für Sie, die allerbesten!"

Das etwas trübselige Gesicht der Wittwe erheitert sich.

„Das Kapitälchen ist gerettet!" verkündet Herr Sinner triumphirend; war gestern selbst an Ort und Stelle, habe die Güter noch gut untergebracht. Sie verlieren keinen Kreuzer! Die Zinsen kann ich Ihnen sogleich ausbezahlen, ich bekomme sie in den nächsten Tagen."

„O bitte, bitte!" wehrt die erfreute Frau, „und Ihre Auslagen?"

„Gar nichts, gar nichts, eine Bagatelle! Sie wissen ja, wie gut ich zu Fuß bin; so ein Spaziergang von ein paar Stunden ist mir ein wahrer Spaß, eine Erholung; ich habe mich noch bei Ihnen zu bedanken für die Veranlassung. Und noch Eins: für Ihre Emilie hab' ich ein herrliches Plätzchen gefunden, wie gemacht für sie, bei einer Cousine von mir, einer Pfarrerin. Ein paar herzgute Leute! Viele Kinder, Garten, ein bischen Oekonomie, viele Gäste, das ist eben recht für junge Mädchen, das übt sie; und der Gehalt ist für den Anfang recht anständig. Die Trennung wird Ihnen freilich wehe thun, aber es ist nicht zu weit; ich nehme ein paar Mal einen Einspänner und führe Sie hin, daß Sie sehen können; wie's dem Töchterlein geht."

„Ach, wie kann ich Ihnen Alles vergelten!" ruft die tiefgerührte Frau, die sich all' ihren Sorgen mit einemmal überhoben sieht.

„Das können Sie," erwidert Herr Sinner ernsthaft und mit einiger Verlegenheit; „Sie können mir einen sehr großen Dienst erweisen."

„Ich?"

„Ja, sehen Sie, Sie sind jetzt allein, wenn Emilie geht, eine Magd wollen Sie nicht nehmen; wenn Sie nun ein rechtes gewandtes Mädchen zu sich nähmen, die keinen Lohn verlangt, die Sie in der Zwischenzeit mit Handarbeiten beschäftigen oder um Lohn waschen lassen könnten, für deren Kost ich Ihnen noch eine kleine Entschädigung versprechen könnte?"

„Ei, Herr Sinner, das ist mir gar zu gut, das ist am Ende so eine aus dem Zuchthaus? da danke ich!"

„Nun ja, entlassene Strafgefangene, aber es war der erste Fall, daß sie sich zum Diebstahl verleiten ließ. Bedenken Sie nur.."

Wir wollen aber Herrn Sinner nicht durch die ganze schwierige Mission begleiten; die Vorurtheile der Frau Maier zu besiegen ist, so schwierig, daß er sie, weil er ohnehin ausgehen muß, noch bis an ihr Haus begleitet, wo er ihr endlich das Versprechen abringt, sie wolle wenigstens auf einen Monat den Versuch mit dem Mädchen wagen. Genug, er hat so weit gesiegt, und eilt erfrischt und aufgeheitert nach der Kleinkinderschule, wo die alte Frau, die sie hält, immer so erfreut ist über seine Besuche. Aber es geht nicht so rasch bei Herrn Sinner, wie er wünscht. Zuerst begegnet ihm ein kleiner Bube, welcher einen unverhältnißmäßig schweren Butten trägt, den muß er eine Weile erleichtern, unbehindert durch das Anstarren der Vorübergehenden. Dann hört er in einer Seitengasse klägliches Kindergeschrei; da liegt ein Wägelchen umgestürzt und ein halb Dutzend kleiner Arme und Beine wälzen sich unter Zetergeschrei im Koth; er richtet das Wägelchen auf und stellt die kleine Fracht wieder auf die Beine. Nun füllt er die weiten Taschen seines Ueberziehers mit Aepfeln; ein Paar kleine Mädchen, die zur Schule gehen, sehen so

lüstern zu; diese bekommen auch einen Antheil, und endlich, ja endlich erreicht er die Schulstube. Es ist nicht so leicht rasch an's Ziel zu kommen, wenn man seinen Käfer hülflos liegen sehen kann und wenn man so unwiderstehlich herzensgut aussieht wie Hr. Sinner. Wer seinen Weg verfehlt hat, der fragt von zehn Begegnenden gewiß nur ihn und weiß zum voraus, daß er nicht nur freundlichen Bescheid gibt, sondern ihn auch begleitet, bis er nicht mehr irren kann.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch an Washington's Grabe.*)

Es war an einem wunderschönen Morgen, als ich mich an Bord eines kleinen Dampfbootes auf dem Potomac begab, um einen Ausflug nach Mount Vernon zu machen, welcher Ort, das Mekka aller patriotischen Amerikaner, etwa fünfzehn engl. Meilen von der Hauptstadt der Union entfernt ist. Der Tag war warm und hell, unsere Gesellschaft heiter und aufgelegt. Als wir unsere Plätze in der Kajüte einnahmen, schien es, als ob wir die einzigen Passagiere seyn würden; bald aber kamen noch Andere, Herren und Damen, und als die Glocke das Zeichen zur Abfahrt bimmelte, waren die Räume des Bootes so voll, wie sie der Kapitän und zugleich Eigenthümer des Fahrzeugs sich nur immer wünschen konnte. Die meisten der Reisenden waren von Washington, alle außer mir Amerikaner; aber wir Alle hatten den Zweck und das gleiche Ziel — einen Besuch am Grabe des Pater patriae der Vereinigten Staaten.

Das schöne Wetter schien auf die ganze Gesellschaft denselben günstigen Einfluß zu üben, wie auf unsern Kreis. Man war ungemein gesprächig, und wie hätte die Unterhaltung sich um andere Gegenstände drehen können, als um die intervention for non intervention, den Zank der Methodists South mit den Methodists North und vor Allem um den allmigthy dollar, den Knotenpunkt aller Nervenfäden des Yankeethums, den Stern, welcher hier allen und jeden Bestrebungen den Weg zum Heile zeigt? — Nebenbei war auch ein wenig von dem illustrious father of his country die Rede, und in dieser Beziehung that sich ein alter Herr, dem die Fülle einer doppelten Unterkehle über das schneeweiße Halstuch quoll, und dessen Hinterkopf — wer hätte diese vielangefochtene Reliquie in dem Lande des go-ahead (Fortschritts) zu finden erwartet? — ein nettes wohlgepflegtes Zöpfchen zierte, besonders rühmlich hervor. Er hatte den großen Mann während der letzten Jahre seines Lebens, die er hier in der Zurückgezogenheit seines Lebens verbrachte, gekannt, ja er ließ nicht undeutlich merken, daß er sogar einigermaßen verwandt mit ihm sey, und als er sah, daß er Zuhörer fand, bekamen wir eine Art Leichenrede über Washington zu hören, die gar nicht uninteressant war, und der ich den besten Erfolg wünsche, was die Moral betrifft.

„Bemühe dich, in deiner Brust jenen Funken vom himmlischen Feuer, das Gewissen, wach zu erhalten", war einer der Grundsätze, die Washington schon als Knabe sich bildete oder einprägte, und der Lobredner konnte nicht genug preisen, mit welcher Strenge der Todte an diesem Grundsatze festgehalten, wie stetig er seine Pflichten vor Augen gehabt, wie so ganz und vollkommen er sein Ich den Interessen untergeordnet habe, die ihm zur Verwaltung und Förderung anvertraut worden waren. „Ja, er erhielt ihn wach, jenen Funken. Er ließ ihn leuchten vor den Menschen. Er fachte ihn zur Flamme an, in deren Glanz sein Bild uns wie eines jener alten Gemälde erscheint, die von Goldgrund umgeben sind", sagte der alte Herr, dem ich nicht so viel Begeisterung zugetraut hätte. „Und wie uneigennützig", fuhr der Andere fort, „diente er seinem Vaterlande, als es in Noth war! Wissen Sie wohl, meine Herren, daß er jeden Gehalt ablehnte für die acht Jahre, wo er als Höchstkommandirender unsere Revolutionssoldaten zum Siege führte? Nicht einen Cent nahm er für seine Dienste. Er verlangte nichts, als die Erstattung seiner Auslagen, über die er genau bis auf den Schilling Buch und Rechnung führte, und deren Verzeichniß (hier langte er Knigths Veröffentlichung dieses Dokuments, ein nettes Bändchen mit Goldschnitt aus der Tasche) er, eigenhändig geschrieben, am Ende des Krieges bei dem Kongresse einreichte."

Ich ließ mir das Buch zeigen, und es erfüllt in der That mit Rührung, wenn man es durchblättert und die Randbemerkung in Bezug auf die Kosten liest, welche der alltägliche Besuch der Gattin dieses Helden im Lager verursachte, und auf die kurze Anspielung auf die Selbverleugnung stößt, die die Noth des Vaterlandes ihm auferlegte.

„Alle einlaufenden Güter", schloß der Sprecher, „wurden in den westindischen Häfen genau untersucht. Nichts entging den Augen der Zollinspektion. Nur die Mehlfässer, die mit „George Washington, Mount Vernon" bezeichnet waren, blieben unangetastet; denn hier galt der Name als ausreichende Garantie für die Qualität und Quantität jedes Artikels, welchem er aufgedrückt war, und so achteten selbst die Feinde die Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit unsres herrlichen Washington."

Die Fahrt auf dem Flusse war wunderschön. Die Szenerie ist, wenigstens ein Stück des Weges, höchst anmuthig. Nach einer guten halben Stunde waren wir Alexandria gegenüber, das vor 50 Jahren das Emporium des Handels von Virginien und Maryland war, jetzt aber, wie wenige Städte dieses Kontinents, eine Illustration der tempi passati ist. Ich hörte, wie ein Amerikaner, als man auf die halb verfallenen Gebäude zeigte, der Gesellschaft erzählte, daß sich unter den Papieren seines Vaters Rechnungen der bedeutendsten Handelshäuser von Baltimore fänden, die von Alexandrien aus ihren Bedarf an ausländischen Waaren bezogen hätten. Der Ort ist weniger heruntergekommen, als vielmehr stehen geblieben, Stillstand heißt aber hier mehr als bei uns Rückschritt, und so werden an diesem Platze kaum noch irgend welche Geschäfte von Belang gemacht.

Gern hätte ich, einmal auf dieser Pilgerfahrt zu heiligen Stätten begriffen, auch die städtische Wohnung des größten Amerikaners besucht, die Kirche gesehen, wo er betete, die Familienbibel in die Hand genommen, in der er las, und die jetzt bei der öffentlichen

*) Aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung."

Gottesverehrung gebraucht wird, aber die Zeit war zu theuer, und so mußte es unterbleiben.

Wir passirten Fort Washington und landeten bald darauf am Ziele unserer Reise. Die Gesellschaft blieb beisammen und der alte Herr machte unsern Führer, Anekdoten von seinem Helden erzählend und uns die Plätze zeigend, wo der große Todte am liebsten verweilt. Wir stiegen den Abhang der Höhe hinauf und kamen, von unserm Cicerone, der uns, wie ich bald bemerkte, eine Ueberraschung bereiten wollte, fortwährend durch Geschichten und Fingerzeige von Fragen nach der Hauptsache abgehalten, plötzlich an ein Ziegelgemäuer, welches ich zuerst für einen verfallenen Thorweg hielt. Es war eine Art aus den Fugen sinkender Schwibbogen mit klaffendem Gestein, abgebröckeltem Kalkbewurf und einem rostigen Eisengitter. Ein paar Bäume erhoben sich dabei, und ringsum wucherte lustig das Unkraut. Aber in der Nähe befanden sich Grabsteine, und eine nähere Besichtigung ließ mich erkennen, daß ich vor Washington's Gruft stand. Ein aufsteigendes Murmeln des Verdrusses, über eine so unverantwortliche Vernachlässigung mußte unterdrückt werden bei der Heiligkeit des Ortes, vor der Alle das Haupt entblößt hatten, und bei der Nähe der Asche eines der erhabendsten Charaktere der Weltgeschichte.

Durch das Gitter blickend bemerkte ich zwei Sarkophage von weißem Marmor. Sie enthalten die sterblichen Ueberreste Washington's und seiner Gemahlin Martha. — — —

Das Gefühl der Ehrfurcht, mit welcher mich die Schlafstätte des Befreiers Amerikas erfüllte, machte bald wieder der von Neuem entflammenden Entrüstung über den Zustand des Ortes Platz. Andere schienen Gleiches zu empfinden, denn ein junger Mann, seinem Dialekte nach ein Engländer, sagte leise, doch so, daß es Hancock hörte, zu mir: „Sie sollten einmal Arnold's Grab sehen." Worauf ein Kentucker, Namens Hancock, roth bis an den Halskragen, statt meiner antwortete: „Washington braucht keinen solchen Prunk. Sein Andenken wird leben, wenn der Verräther längst vergessen ist." Das war eben so wahr als edel gedacht, aber es befriedigte doch nicht ganz; denn das menschliche Gemüth will das lebendige Angedenken auch durch ein äußeres Merkmal ausgesprochen sehen, wäre es auch nur der dadurch bewiesenen Dankbarkeit wegen. Washington sollte hier ein Monument haben, errichtet von amerikanischen Mitteln durch amerikanische Künstler und von amerikanischem Gestein, nicht einen Sarkophag von italienischem Marmor, von fremder Hand gefertigt.

Ich ärgerte mich über den Anblick so sehr, daß ich nur wenig Interesse an dem Hause und seiner Umgebung nahm. Es ist ein mäßig großes, oben mit einem weißen Thürmchen und vorn mit einer von Säulen getragenen Veranda versehenes Haus mit einfach möblirten, aber geräumigen Zimmern. Das Fernglas Washington's liegt, wo er es selbst hingelegt, über der Thür des Parlours, sonst aber sind die Gemächer nicht, wie er sie verlassen. In das Zimmer, wo er am 14. Dezember 1799 starb, führte man uns nicht: aber die Gesichter der schwarzen Dienerschaft stierten uns aus dem Fenster derselben an. Das einzige Porträt des Todten, welches uns gezeigt wurde, war von einem englischen Maler auf englisches Porzellan gemalt. Das ganze Gebäude macht den Eindruck der Oede und Verfallenheit.

(Schluß folgt.)

---

* Um Pfingsten.

Um Pfingsten, wann der Holder blüht,
Will's Wandern mir gefallen,
Wenn frisch und roth das Röslein glüht,
Und tausend Lieder schallen.

Du Stadt, mit deinen Mauern grau,
Fahr wohl, ich zieh' in's Weite:
Da draußen, was ich ringsum schau',
Ist lauter Lust und Freude.

Kein Buch, als nur die grüne Flur,
D'raus ich in tausend Weisen,
Die Wunder lese der Natur,
In Liedern sie zu preisen.

Kein Hörsaal, als der dunkle Wald,
Der blüht und jubelirel,
In Rauschen und Duften tausendfalt
Weltweisheit mir docirel.

Kein Karzer, — daß sich Gott erbarm'! —
Als bangend mit Verlangen
Von einem weichen Mädchenarm
Recht enge seyn gefangen!

Wann frisch und roth das Röslein glüht,
Und tausend Lieder schallen,
Um Pfingsten, wann der Holder blüht,
Will's Wandern mir gefallen. —

Ludwig Reban.

Miscelle.

* Den von der Redaktion des in Wien erscheinenden „Illustrirten Familienbuchs" unterm 22. Dezbr. v. Js. für einen historischen Aufsatz ausgeschriebenen ersten Preis hat Dr. jur. Franz Löher in Paderborn für das Stück: „Graf Spork, k. k. General der Kavallerie", erhalten; den zweiten Preis Dr. Adam Wolf, Professor der Geschichte in Pesth, für den Aufsatz: „Johannes Müller und Friedrich Gentz". Ferner wurden unter den 116 eingelaufenen Bewerbungsschriften noch drei als den beiden gekrönten zunächststehend bezeichnet: „Cicero und Cäsar", biographisch von Karl Hoffacker zu Heidelberg: „König Hieronymus und sein Hofleben, geschichtliche Farbenskizze von Dr. H. König zu Hanau, und „Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe", von Frau E. v. Hohenhausen in Preußisch-Minden.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

// Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 55. Sonntag, den 10. Juli 1853.

Hagestolze.

(Schluß.)

Aber für alle seine Mühen belohnt ihn die Kleinkinderschule und der unendliche Jubel der Kleinen bei seinem Eintritt. Da quillt seine warme unverwüstliche Kindesnatur in reichster Fülle hervor, und wie er mit den Kleinen Soldaten spielt, ihnen Seifenblasen macht, seltsamliche Bilder auf ihre Tafel malt, ihre Lieder anhört und ihnen Geschichten erzählt, da möchte man denken, ein fröhliches Kind sey nur zum Spaß in eine alte Menschenform geschlüpft.

Aber er kann nicht bleiben, wie gern er möchte, nicht einmal die Kleinen auf dem Spaziergang begleiten. Es geht nun auf einen traurigeren Schauplatz, zum Arbeitshaus für Weiber, das sich in der Stadt befindet.

Es ist schon lange her, daß Herr Sinner dort Zutritt hat. Er ist nicht mit einer Predigt auf den Lippen eingetreten, dazu ist er zu schüchtern, fühlt sich nicht würdig genug; aber er hat eine kleine Manufaktur von Pulverdüten, Pillenschachteln u. dgl. dort angelegt, mit denen er seine ehemaligen Kollegen versorgt, und er hat Erlaubniß, die armen Geschöpfe die Handgriffe dabei zu lehren, das thut er denn auch mit geduldigem Ernst; er läßt sie dabei unter sich reden, fragt sie, was sie früher gearbeitet, nach der Heimath, nach Vater und Mutter, und wenn die Arbeit von statten geht, liest er auch wohl etwas vor. Die Rohesten benehmen sich wenigstens still und sittsam in seiner Gegenwart, manch' verhärtetes Herz ist unter dem allmähligen Einfluß seiner innigen Herzensgüte aufgethaut, und wie vielfach er auch hier schon belogen und betrogen worden, er weiß doch gewiß von Einigen, die mit seiner Hülfe gebessert dem Leben zurückgegeben wurden, und am Andenken an diese wenigen erwärmt sich sein Herz immer wieder, wenn es kalt und muthlos werden will. So viel ist gewiß, daß es Allen ist, als ginge die Sonne auf, wenn das alternde freundliche Gesicht in den trübseligen Arbeitssaal hereinschaut.

Herr Sinner kommt ziemlich spät nach Hause und seine Hauswirthin bedauert, daß er das Essen etwas kalt findet.

„Hat nichts zu bedeuten; ich muß ja heute noch zum Kaffe bei der Frau Präsidentin."

Heute Nachmittag geht's also in die große Welt! Der Frau Präsidentin, einer sehr wohlthätigen Dame, hat er nämlich seine Mitwirkung zu einer Lotterie für arme Brandverunglückte versprochen, und er ist da sicher, nebenher noch irgend welchen kleinen Beitrag für verborgene Leidende zu erhalten, deren er immer etliche auf dem Herzen trägt. Obgleich ihn der satyrische Gemahl der Präsidentin eine wandelnde Armenbüchse nannte, so war er doch jederzeit eine willkommene Erscheinung.

Mit demselben einfachen herzlichen Benehmen kam er in der ärmlichsten Hütte wie im glänzendsten Salon zurecht, und er wußte so hübsch zu erzählen, welche Freude er mit den Wohlthaten bereitet, welche die Damen durch seine Hand fließen ließen, und fand überall praktische Auswege, wo die Damen sich in Theorien verwickelten.

Lange konnte er beim Kaffe der Frau Präsidentin nicht verweilen; er hatte heute noch der Sitzung eines Vereins für verwahrloste Kinder anzuwohnen und Statuten eines Vereins für Krankenpflege zu entwerfen.

Außer dieser Sitzung und dem Statutenentwurf hat er aber noch seine geheimen Gänge in Häuschen und Hinterstübchen, die nur er kennt. Da bringt er dem kranken Kind ein hübsches Spielzeug, der vergessenen alten Ahne, die von ihren Kindern verwahrlost wird, ein tröstliches Traktätlein, dem armen Mädchen bei der blinden Mutter Arbeit. O, er hat ein reiches Tagwerk vollbracht, wenn er am Abend erschöpft heimkommt, wo ihm die Hauswirthin eine gute Wassersuppe bereit hält.

Vor dem Tode fürchtet er sich nicht, er hat längst sein Testament niedergelegt und sein Haus bestellt. Er hat immer noch etwas zu hinterlassen, trotz seiner maßlosen Herzensgüte. Die selige Mutter, die ihn gar wohl kannte, hat ihm das feierliche Versprechen abgenommen, daß er den Grundstock seines Vermögens unangetastet lassen wolle. Das hat er redlich gehalten, und wo es nicht zureichen wollte, sich damit getröstet, daß er auch mit Hunderttausenden nicht aller Noth abhelfen könnte.

Nahe Verwandte hatte er nicht. Die Hälfte seines Vermögens hat er zur Unterstützung älterer unverheiratheter Frauenzimmer bestimmt, die andere Hälfte zu Legaten vertheilt, und er lacht oft vor innerlichem Vergnügen, wenn er einen der von ihm Bedachten ansieht und denkt: „Aber du wirst Augen machen, wenn ich gestorben bin!"

Er kann's manchmal selbst kaum erwarten, bis er die Leute so überrascht, und doch lebt er auch gern

„Der liebe Gott weiß immer noch ein Geschäftchen für mich", sagt er unverdrossen.

Ein reiches Feld für die Schilderung läge noch vor uns in zahllosen Junggesellen; aber dies würde uns theils in Gebiete führen, deren Darstellung wir gern andern Federn überlassen, theils ist es, aus dem im Eingang angeführten Grunde der männlichen Verschlossenheit, minder zugänglich; auch sind nur die Lichtseiten des Junggesellenlebens mannigfaltig, seine Schattenseiten sind mehr oder minder dieselben.

Ein Besuch an Washington's Grabe.

(Schluß.)

Ich wendete mich bald, um den Platz zu verlassen, der mich im Ganzen so wenig erbaut hatte. Als ich den Abhang hinabschritt, um nach der Stelle zu gelangen, wo unser Fahrzeug vor Anker lag, sah ich einen kleinen Neger vor einer Art Höhle stehen, der uns winkte, dorthin zu kommen. Wir folgten seiner Einladung und erfuhren von ihm, daß hier die alte Gruft gewesen sey, von wo die Reste Washington's vor einigen Jahren nach dem neuen Familienbegräbniß, demjenigen, wo wir gewesen, geschafft worden seyen. Ich weiß nicht, was es war, aber ich fühlte hier mehr als früher von dem heiligen Schauer, den ich am Ziele meiner Wallfahrt erwartet hatte, die alten Mauern machten einen tiefen Eindruck auf die Einbildungskraft und Empfindung, und ich bückte mich, um ein wenig Erde von dieser Stelle mitzunehmen, während ich vorher nicht daran gedacht hatte.

Der alte Herr, welcher den Weg mit uns zurück machte, theilte mir, als ich ihm meine Ansicht über die Behandlung von Washington's Asche nicht verhehlte, mit, daß bei der Oeffnung des Sarges, welche bei der Wegschaffung desselben nach der jetzigen Ruhestätte stattgefunden, der deutliche Ausdruck der edlen Züge des Verblichenen unter dem Leichentuche zu bemerken gewesen sey. Ehe jedoch die Decke abgehoben worden, habe es zum Mittagsessen geläutet, und der Herr, der die Leitung der Arbeiten über sich gehabt, sey weggegangen, um nicht zu spät zu Tische zu kommen. Als man dann einige Stunden später zu dem Sarge zurückkehrte, habe man statt wohl erhaltener Formen nichts als Staub und Moder gefunden!

Der Erzähler schien das Interesse, das ich seinen Mittheilungen bewies, wohl aufzunehmen und war freundlich genug, alle meine verschiedenen Fragen ausführlich zu beantworten. „General Washington", sagte er, „war eine hohe Gestalt. Sein Körper war kräftig, seine Konstitution ausdauernd, aber zugleich einen beträchtlichen Grad von Bewegung erfordernd, um gesund zu bleiben. Sein ganzes Aeußere erweckte im Beschauer den Begriff der Kraft, vereint mit männlicher Anmuth. Sein Benehmen war eher zurückhaltend, als offen zu nennen, obwohl es nichts von jener Trockenheit an sich hatte, welche eine bis zum Extrem getriebene Zurückhaltung begleiten, und bei jeder passenden Gelegenheit konnte er von seinem Ernste gerade so viel nachlassen, um zu zeigen, wie lieb ihm die Annehmlichkeiten einer heitern Unterhaltung waren. Seine ganze Haltung zeigte eine ungezwungene und unbeschreibliche Würde, der sich nichts von Hochmuth beimischte, und so war die Neigung Aller, die sich seiner Freundschaft und näheren Bekanntschaft rühmen durften, zwar eine innige, aber zugleich eine achtungsvolle. Seine Gemüthsart war human, wohlwollend und versöhnlich, aber schnell fand er heraus, wenn irgendwo böser Wille sich geltend machen wollte, den die Erfahrung, ihn zu bewachen und niederzuhalten, gewöhnt hatte. In der Verwaltung seiner Privat-Angelegenheiten, welche zu Anfang und vor seiner Verheirathung nicht eben glänzend waren, entwickelte er eine weise Sparsamkeit. Nie ließ er sich darauf ein, seine Mittel auf launenhafte und schlecht berechnete Pläne zu verwenden, eben so wenig verschloß er sie aber nützlichen, wenn auch kostspieligen Verbesserungen. Sie entsprachen darum auch immer den Anforderungen, die sein Ruhm und anderseits sein gastfreundliches und hülfreiches Wesen an ihn stellten, sowie dem Beistande, den wahres und unverdientes Unglück vom Reichthum zu beanspruchen berechtigt ist."

„Meine erste öffentliche Rede war eine Leichenrede auf unsern Heros," schloß der gesprächige Alte seinen Bericht, „und wenn ich zu gebieten hätte, müßte alljährlich an seinem Todestage in jeder Kirche und Kapelle der Union sein Leben von der Kanzel dem Volke erzählt und zur Nacheiferung empfohlen werden. Unser Geschlecht braucht solche Beispiele aus der guten alten Zeit, denn es ist längst nicht mehr, wie es seyn sollte."

Der würdige Greis hatte Recht, und oft gedachte ich seiner und der Worte, die er gesprochen, als ich später durch die westlichen Wälder wanderte und in jedem Gasthofe, ja fast in jeder Blockhütte, das Porträt von „Old George" in seiner Generalsuniform, lichtblau mit gelben Aufschlägen, majestätisch selbst in der rohesten Form der Ausführung, mit großen blauen Augen, wie der gute Genius Amerikas, auf mich herabschauen sah

George Washington ist aber bei alledem nicht ohne Denkmal geblieben, und wie er, der Erste in den Herzen aller Patrioten, zahllosen amerikanischen und europäischen Bildhauern zum Modell gedient, so ist „das alte Land", wie der Staat Virginien mit Recht genannt wird, durch die lebensgroße Statue, welche die Rotunda seines Kapitols ziert, nicht befriedigt, und beabsichtigt jetzt, seinem größten Sohne eine Reiterstatue zu errichten, die mit den edelsten Erzeugnissen des Meisels der modernen Kunst wetteifern soll. Die Regierung setzte vor einigen Jahren eine Prämie für den besten Entwurf einer Statue fest, welche auf dem Kapitol zu Richmond aufgestellt werden sollte. Von den vielen für diesen Zweck eingegangenen Entwürfen errang der den Preis, von dem wir den Lesern eine Darstellung geben, und man hat bereits die Ausführung desselben in Angriff genommen. Der Entwurf ist von Crawford, einem amerikanischen Künstler von großer Befähigung, der jetzt beauftragt worden ist, in Rom die verschiedenen Statuen zu modelliren und zu gießen, die das treffliche Kunstwerk zieren sollen. Das Piedestal, welches bald vollendet seyn wird, ist von weißem Granit, während die Figuren und Verzierungen von Bronze seyn werden. Das Ganze wird ungefähr die Höhe von 60 Fuß erreichen, mit Einschluß der Reiterstatue Washington's, die selbst 17 Fuß hoch

seyn wird. Unter dieser am Piedestal, welches einen sechsspitzigen Stern bilden wird, werden die Statuen einiger von Virginiens edelsten Söhnen, wie Jefferson, Henry, Lee u. A., aufgestellt werden, während rund um die Basis, die kreisförmig ist, sechs große Adler von Bronze Platz finden sollen. Das Ganze bildet ein Ensemble, welches in der alten Welt selten übertroffen, in der neuen gewiß unerreicht ist.

Trinken und Kneipen.

Unter der Bezeichnung einer sozialisch-politischen Studie gibt Riehl in der Cotta'schen Vierteljahrsschrift eine ausführliche Abhandlung über die Sitte des Hauses, aus welcher wir eine Skizze ausziehen, die den Unterschied des Trinkens und Kneipens darlegt.

Ein wunderbarer Zug im deutschen Leben ist, daß selbst diejenige Form der Geselligkeit, die der Familie und dem Haus am meisten entfremdet, die regulären Zechgelagen in den Wirthshäusern, einen gewissen Charakter der Häuslichkeit annehmen. Trinken können auch die romanischen und slavischen Völker, aber bloß die germanischen können kneipen. Dieses Kneipen drückt aber eben das gemüthliche zu Hause seyn in der Zechstube aus. Der „Stammgast" — auch eine spezifisch germanische Gestalt — will an der Wirthstafel gleich wie an seinem eigenen Heerde sitzen; er begehrt allabendlich denselben Stuhl, dieselbe Ecke, dasselbe Glas, denselben Wein. Das ist auch Sitte des Hauses. Verkommene, verkneipte, zu wirklichen Trunkenbolden heruntergekommene Stammgäste sind sehr häufig für das gemüthlichste Familienleben durchaus geschaffene Naturen, gutmüthige, aber schwache Menschen, die nur ein böser Stern in das unrechte Haus geführt hat. Aus lauter Familienbedürftigkeit, die sie in der Adoptivfamilie der Zechgenossen zu befriedigen suchen, vergessen sie die wirkliche Familie zu Hause. Sind das nicht ächt deutsche Charaktere?

Im Elsaß gab es ein Geschlecht der Herren von Utenheim; diese nannten sich später von Matzenheim. Diese Namensveränderung soll aber nach einer sehr alten Familiensage auf folgenden Anlaß entstanden seyn. Einer der Herren von Utenheim pflegte stets in dem Dorfe Matzenheim im Wirthshaus zu sitzen und verzehrte daselbst den größten Theil seines Gutes. Er war ein so vollständiger Stammgast zu Matzenheim, daß selbst sein Pferd nicht weiter zu bringen war, wenn es an die Wirthschaftsthüre kam. Weil er nun weit mehr zu Hause war im Wirthshaus zu Matzenheim als in der Burg zu Utenheim, so nannte man ihn zuletzt auch nur den Matzenheimer. Dieser Name erbte sich fort und ist vom Wirthshaus auf das ganze Utenheimische Haus übergegangen.

Ein stärkerer historischer Beweis für die germanische Auffassung des „Hauses" im Wirthshaus wird wohl schwerlich aufzufinden seyn. Das Wirthshausleben zerstört das Familienleben und doch ist nur Deutschen der Familiengeist dermaßen eingeboren, daß wir selbst im Wirthshaus, wo wir dem Hause entronnen zu seyn wähnen, nicht eher unser Behagen finden, als bis hier wieder ein eingebildetes Familienleben bestrickend vor unsern Augen gaukelt. In diesem inneren Widerspruch liegt aber eben so gut ein tragisches wie ein komisches Element, und nicht mit allen Stammgästen geht die deutsche Sage so glimpflich um, wie mit dem alten Matzenheimer. Als alle Bauern bei dem Schall der Vesper-Glocke aus der Schenke gingen, blieb ein zäher Stammgast wie zum Trotz sitzen und rief höhnisch ins Geläut hinein: „Ich gang nit mit! Ich will der Letzte seyn. Wirth — noch so ein Schöpple!" Da versank die Schenke mit einem furchtbaren Schlag in die Erde und der Stammgast sitzt darinnen bis an den jüngsten Tag.

Keine Literatur hat so köstliche Bilder jener Originale aufzuweisen, die ihren häuslichen Heerd in der Schenkstube gefunden haben, wie die deutsche und englische, keine andere so breit behagliche Wirthshausschilderungen. Wäre das Haus nicht unser nationales Heiligthum, das Wirthshaus würde nicht so reichen Stoff von Poesie und Humor bieten.

Die Geselligkeit im Innern einer deutschen Studentenverbindung trägt meist ein ganz häusliches und familienhaftes Gepräge. In der Kneipe erwacht und befriedigt sich der erste Drang des Burschen nach eigener Häuslichkeit. Darum tauft er auch seine wirkliche Wohnung, wenn er sie mit gemüthlichem Ausdruck bezeichnen will, nach dem Wirthshaus und nennt sie seine Kneipe.

Wo anders säße denn nun die vielgepriesene Poesie des Kneiplebens der Studenten, als in dem völlig häuslichen Behagen, das sich damit verknüpft. So widersprechend es scheint, das häusliche Behagen ist's, was den deutschen Burschen zum Wirthshause zieht. Aus dem älterlichen Haus ist er zum erstenmal in die Fremde gekommen, Heimweh beschleicht ihn, da schafft er sich eine neue Familie in der Korpsbrüderschaft, ein neues Haus in der Kneipe. Nun ist seine häusliche Sehnsucht beschwichtigt, nun ist er doch wieder daheim. Tritt er nach vollendeten Studien ins bürgerliche Leben über, dann fühlt er als isolirter Mann in der Regel so lange ein Heimweh nach der Familie seiner akademischen Genossen und nach dem akademischen Haus, der Kneipe, bis er sich selber eine Familie und ein Haus gegründet.

In dem höchst merkwürdigen, innigen Zusammenhang der akademischen Geselligkeit mit der Idee der Familie steckt das Geheimniß, warum sich der deutsche Bursche in der ganzen Welt nicht zum zweiten Male wiederfindet. Den studiren und trinken können wohl auch andere Studenten, aber kneipen können sie nicht; sie wissen nicht das wunderliche Familienleben der deutschen Studentengenossenschaften mit seinen strengen, oft noch ganz mittelalterlichen Sitten des Hauses, ja mit geradezu aristokratischen Hausgesetzen nachzubilden und zu der ganzen Lebenspraxis des Burschen in Wechselwirkung zu setzen, weil dem Charakter ihrer Nation die Tiefe und Fülle des deutschen Familienbewußtseyns überhaupt fehlt.

Wie ein blasser Schatten dieser engbeschlossenen studentischen Häuslichkeit erscheint das in süddeutschen Reichsstädten, wie in den alten Städten Norddeutschlands vorherrschende Herkommen, daß sich zahlreiche kleine Trinkgesellschaften unter den Bürgern bilden, die in gemietheten Zimmern „unter sich" seyn wollen, eine eigene Haus- und Zechordnung für ihre geselligen

Abende festsetzen und gleichsam eine auch räumlich isolirte Familie im Wirthshause improvisiren.

Stellen wir dem deutschen Volk, das die Familie am tiefsten in die Geselligkeit hineinwachsen läßt, die Angloamerikaner gegenüber, welche von diesem Zusammengehen kaum eine Ahnung haben, so finden wir bei dem Wirthshausleben ganz merkwürdige Gegensätze. Der Amerikaner trinkt sein Glas Branntwein vor dem Schenktische stehend, und der Anstand fordert, daß man das Glas auf einen Zug leere. Im Stehen kann man aber schlechterdings nicht kneipen. Selbst wenn Mehrere zur Unterhaltung miteinander in das Wirthshaus gehen, setzen sie sich in der Regel nicht. Die Wirthshäuser sind nach einem ganz aristokratischen Rangsystem abgestuft.

Wenn man in Süddeutschland den Beamten und den Taglöhner in derselben Bierstube kann sitzen sehen, werden in den größen Städten Nordamerika's vornehme und geringe Leute durchaus nicht in dieselben Wirthshäuser gehen. Ja der vornehme Wirth fordert doppelte Preise, und man findet das ganz in der Ordnung, lediglich um den gemeinen Mann fern zu halten. Höchst charakteristisch ist, daß es in New-York nicht für guten Ton gilt, in dem nämlichen Schenklokale mehrere Gläser nach einander zu trinken. Wer größeren Durst verspürt, der geht vielmehr von einer Schenke zur andern und trinkt überall stehend sein eines Glas. Es soll beileibe Niemand in einem Wirthshause heimisch werden und sich häuslich niederlassen! Da wird doch das Prinzip recht klar, auf welchem der Unterschied zwischen Trinken und Kneipen beruht.

Die abscheuliche nordamerikanische Sitte, stehend zu essen und zu trinken, hat sich auch bereits in unsre Salons eingeschlichen. Man glaubt dadurch eine besonders gemüthliche und lebendige Unterhaltung zu erzielen, da doch nur das Geschwätz lebendiger wird, und nicht das Gespräch, wenn man mit Theetasse, Hut, Handschuhen und Kuchen in der Hand im Saal auf- und abläuft und dabei jeden Augenblick gewärtig seyn muß, daß einem ein ungeschickter Bedienter die mit zwei Fingern gehaltene volle Tasse in den Hut stößt, der darunter am dritten Finger schwebt. Man soll eben nicht seßhaft werden in einer Gesellschaft, nicht einmal auf einem Stuhl, man soll sich nicht von wenigen anziehenden Leuten wie in einem kleinen Familienkreise fesseln lassen, sondern mit der Allgemeinheit verkehren.

Das ist aber nicht „deutsche Sitte" des Hauses, sondern „französischer Ton", der auf dem Grundakkord der Ausebnung aller charakteristischen Eigenart in der Gesellschaft aufgebaut ist. Da war es doch noch ohne Vergleich familienhafter in den vornehmen Zirkeln vor hundert Jahren, wo die Damen am Kamin kleine Bilder ausschnitzelten und bunte Seide zupften, um dieselbe zu allerlei Farbenspielen zusammenzulegen, indeß die Herren im Halbkreise umhersaßen und den schnitzelnden und zupfenden Schönen den Hof machten. In solchen scheinbar ganz geringfügigen Sitten steckt ein tiefes soziales Prinzip, und im „Hause" gibt es nichts Unbedeutendes.

Miscellen.

Man schreibt der „National-Ztg" aus London: „Es wird hier eine Expedition zur Erforschung des Innern von Australien vorbereitet. Die südöstliche Ecke des großen Festlandes, enthaltend die Provinzen Neu-Südwales und Viktoria, so ähnlich in der Lage der Gebirge und dem Laufe der Flüsse dem südlichen Afrika, ist seit der Entdeckung der Goldgruben ziemlich bekannt. Auch von Nordosten und Südwesten ist man schon ziemlich tief in das Land vorgedrungen. Aber die Mitte und das nordwestliche Viertel sind noch ganz unbekannt und ein deutscher Reisender, Leichhardt, der quer hindurch zu gehen versuchte, ist nicht wiedergekommen. Ströme mit starkem Gefälle, die große Stämme mit sich führen, lassen auf belaubtes Hochland schließen. Der Gedanke ist angeregt von Haug, der früher Offizier der Nationalgarde in Wien war, dann nach Rom ging, von der provisorischen Regierung zum General ernannt wurde, und an der mit so geringen Mitteln und außerordentlichem Erfolge geführten Vertheidigung der Stadt gegen die französische Armee einen großen Antheil hatte. Sein Vorschlag ist von der geographischen Gesellschaft aufgenommen, und er wird die Expedition führen. In Perth, an der süd-westlichen Ecke, wird der Sammelplatz seyn. Von da wird man zu Schiffe nach der Haifischbai, Shark Bay, zwei Grad südlich von dem Wendekreis des Steinbocks, gehen, den Gascognefluß hinauf verfolgen, an dessen Quelle man die Wasserscheide zu finden hofft, welche die nördliche Abdachung von der südlichen und westlichen trennt. Von dieser Wasserscheide will man nordwärts nach Cambridge Golf (15° südl. Br., 125° östl. L.) vordringen, und wenn man die Küste erreicht hat, den in der Nähe mündenden Viktoriafluß bis zur Quelle hinauf verfolgen und von da nach Südwales gehen. Zum Transport sollen Kameele, Maulthiere und leichte Boote verwendet werden. Naturforscher und Sappeurs begleiten die Expedition."

Vor einigen Tagen ist in Berlin ein Schreiben des Hrn Barth, datirt aus Kuka, der bekannten Hauptstadt des Reiches Bornu, eingegangen, das, freilich alt (es ist vom 9. Novbr. v. J., doch die neuesten und zugleich zufriedenstellendsten Nachrichten von dem Reisenden bringt. Derselbe berichtet, daß er eben aus dem Reiche Baghermi zurückgekehrt sey, wie es scheint, also von einer zweiten dahin gemachten Excursion, und daß er sich zu einer zweiten großen und letzten Untersuchungsreise nach dem Koara (Quorra) oder dem untern Niger vorbereitet, dessen Lauf er wahrscheinlich bis zur Mündung im Meerbusen von Benin (Guinea-Küste) verfolgen wird. Da die engl. Regierung, in der Erwartung, daß die Expedition den von Barth jetzt beabsichtigten Weg nach dem Koara einschlagen dürfte, bereits vor einiger Zeit ein kleines, eigens ausgerüstetes eisernes Dampfboot an die Guineaküste zur Aufnahme der Expedition gesandt und zugleich dem Führer des Boots die Weisung gegeben hatte, einen Versuch mit der Auffahrt im Niger, so weit es irgend möglich sey, zu wagen, so ist Hoffnung vorhanden, daß beide Expeditionen sich auf ihren Wegen im Inneren des Kontinents treffen werden. Hiernach scheint Barth seinen früheren Plan, nach Westen gegen Timbuctu oder nach Südosten, nach dem ind. Ozean vorzudringen, gänzlich aufgegeben zu haben, indem er bereits i. J. 1854 in Europa zu seyn hofft. Von D. Vogel's Nachsendung hatte er noch keine Kunde. Die Gesundheit des Reisenden war vortrefflich; nach seinen Aeußerungen macht das Fieber jener tropischen Gegenden, das Overweg in ein frühes Grab brachte, gar keinen Eindruck mehr auf seinen Körper.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 56. Mittwoch, den 13. Juli **1853.**

Die Sturmfluth auf Pellworm.

Ein Gemälde von Schleswigs Westküste, von M. Norden.

Die Nordsee hat ihr heiterstes Gewand angethan. Hell beglänzt vom Sonnenstrahl hatte sich den ganzen Tag über das graue Gewässer gewiesen, und sanft sich kräuselnd umspielten die Wellen wie im neckenden Scherze eine Schaluppe, welche einige Meilen von der Westküste Schleswigs — dieses so viel in der neuesten Geschichte genannten Landes — entfernt, rasch schaukelnd zwischen den Inseln dahinschiffte, welche jenen Archipelagus bilden, auf welchem, so wie längs der Küste des Festlandes, der kernige Stamm der Nordfriesen von Alters her seine Wohnungen aufgeschlagen hat.

Leicht gehaucht nun von dem säuselnden Winde war das Segel, und die Ruderer, derbe kräftige Söhne der Inseln, begleiteten den plätschernden Schlag der Ruderer mit einer friesischen Weise, während der Bootsmann, mit sicherer Hand den Lauf des Fahrzeuges lenkend, mit behaglicher Miene am Steuer saß. Die abendliche Stunde ließ den Himmel im purpurnen Glanze erscheinen und in der unendlichen Ferne, wohin der Blick über diese Wasserwüste nach der Richtung Englands hinschweifte, wurde er nur durch den Horizont begränzt, welcher, ein strahlendes Feuermeer, sich auf den Grund der ungeheuren Wasserfläche herabsenkte.

Lustige Meerjäger waren es, welche schon am gestrigen Tage, wohlbewaffnet und mit Netzen und Angeln versehen, um auch die rechte Stunde des Fischfangs nicht zu versäumen, von Pellworm, einem der größten Eilande dieser Gruppe, dessen Name in mancher Hinsicht gleich dem etwas weiter entfernten Helgoland bekannt ist, abgefahren waren, die Nacht hatte man auf der Hallige — wie die nicht umdeichten Inseln genannt werden — Oland auf dem Gehöfte eines verwandten Gastfreundes hingebracht, dessen gastliche Thür nach der patriarchalischen Sitte dieser Natursöhne den Freunden zu jeder Stunde zum herzlichen Willkomm geöffnet war. Spärliche Baumgruppen und einige Felder mit nicht sehr üppigem Graswuchs umgaben dies Gebäude, unter dessen schilfenem Dach die Schafe und Kühe, wenn sie ihre Waide verließen, so gut ihre Herberge fanden, wie die Menschen, welche ihre Eigenthümer waren. Aber diese kleine, arme Hallige war die Heimath ihrer Bewohner und in diesem einzigen Wort lag der ganze Zauber, welcher diese an dieses Fleckchen Erde band, auf welchem sie den Kampf um ihre kärgliche Existenz nur zu oft mit den brausenden Elementen ringsum führen mußten.

Früh am Morgen waren die rüstigen Schiffer mit Dank und Gruß wieder abgefahren auf die weite Meeresfläche hinaus und wohl bewiesen die Haufen von todten Wasservögeln, welche auf dem Grunde des Fahrzeugs lagen, sowie die Schellfische, Schollen, Zungen, Steinbutte und Hummer, welche theils todt, theils noch zappelnd in den Netzen auf der anderen Seite befindlich waren, daß die Früchte der Anstrengungen dieser Tage ergiebig genug ausfielen. In nicht weiter Ferne verfolgte der Seehund, Tümmler dort genannt, seine Bahn durch die sanft rauschende Fluth und streckte das menschenähnliche Antlitz über sie empor; in schwärzlichen Zügen, dunkler gegen das hellere Grau des Gewässers abstechend, zeigten sich noch hin und wieder in näherer oder weiterer Entfernung schuppenbedeckte Schaaren, während die gallertartige Seeschlange — jenes sonderbare Mittelding zwischen Thier und Pflanze — sich um die Ruder und den Bauch des Schiffchens hinringelte.

Jetzt wurde das einförmige Grau des Wassergrundes durch eine weite, grüne Fläche unterbrochen; man schiffte fort über eine Stelle, wo vor einigen Menschenaltern noch eine Insel gewesen war, fester Boden, auf dem Menschen und Thiere athmeten und lebten, wie noch heute auf den Halligen. Eine der ungeheuern Sturmfluthen, welche den Bewohnern dieser Landstriche oft so verderblich werden, hatte auch dies Eiland mit seinem Stück Leben darauf begraben. Wenige der Menschen nur waren gerettet worden durch heranschiffende Landsleute; nur die eigenthümliche Farbe der Fluth gab noch Kunde von diesem Ländchen und seinem Untergange. Die Gesellschaft in der Schaluppe war weit entfernt, diese schauerlichen Erinnerungen mit Gefühlen des Grauens an das Licht des ungebunden heitern Tages heraufzubeschwören; man war den Kampf mit den Elementen, in dem es nicht selten um Leben und Tod ging, gewohnt und wußte, daß Jedem früher oder später der Untergang durch Wassernoth — sey es auf diese oder auf jene Weise — beschieden seyn konnte. Warum also Sorge und Furcht vor der Zeit heraufbeschwören.

Ein junger Mann in dunkelblauer Jacke, auf welcher große hörnerne Knöpfe sichtbar waren, sowie im Beinkleide von dem nämlichen Stoffe, während ein feines, hellblau und weiß gestreiftes Hemd unter

der erstern hervorsah, stand unbeweglich an einem Ende des Fahrzeugs. Unverwandt blickte er lange durch ein Fernrohr, wandte dann die schlanke, mittelgroße Gestalt, so wie das hübsche, bartlose, lebhaft geröthete Gesicht, welches freundliche, hellbraune Augen, sowie kurzes dunkles Haar schmückte, und sagte, wobei hinter den etwas weit gespaltenen Lippen auffallend weiße Zähne sich zeigten:

„Ich irre mich nicht; es wird ein Engländer seyn.“

Er deutete dabei in die Ferne und an den mehr und mehr erbleichenden und verschwimmenden Gesichtskreis, an dem sich nur einem scharfen Auge erkennbar ein weißer Punkt bemerklich machte

Ein anderer Insulaner, dessen Kopf aber anstatt des breitrandigen, lackirten Hutes, den der Erste trug, mit einem Südwest bedeckt war, wie man jene großen getheerten Strohhüte nennt, deren Schirm so breit ist, daß er demjenigen eines Damenhutes gleicht, die indessen so gesetzt werden, daß dieser Schirm um den Nacken herunterhängt, wogegen das Antlitz frei bleibt, nahm nun das Fernrohr und sprach nach einigen Minuten: „Richtig, Jens Barens! — Ein Segel, ahoi!“

Die Bestätigung dieser Entdeckung erregte das Interesse der Insulaner so lebhaft, daß Alle der Reihe nach das Fernglas ergriffen und prüfend in die Weite schauten, wobei die Bemerkung laut wurde:

„Sie werden rasche Fahrt machen und auf Helgoland einen Lootsen an Bord nehmen; der bringt sie auf der spiegelblanken See heute mit leichter Mühe durch.“

Jens Barens hatte sich wieder zu einer der Frauen gesetzt, welche im Boot anwesend waren. Alle trugen die Tracht der Insulanerinnen, kurze Röcke von buntem Wollenstoff und Mieder, welche vorn zugeschnürt mit silbernen Knöpfen und Schnüren geziert von dunklerem Stoff und mit engen, halb den Arm heruntergehenden Aermeln versehen waren. Der charakteristischeste Theil ihrer Kleidung aber bestand in einem großen Tuche, welches um Kopf und Schultern gewunden, das Antlitz auf eine Weise verhüllte, daß von diesem wenig mehr als die Augen sichtbar wurden. Vorhin aber, als man unter dem wirthlichen Dache auf der Hallige die Kopfbedeckungen entfernte, hatte Barens Blick mit innigem Wohlgefallen auf dem weißen, zartgerötheten Antlitz seiner jungen Gattin, auf welches dunkelblondes, schlicht anliegendes Haar herabfiel, geweilt, und oft genug begegnete ihm ihr großes, vergißmeinnichtblaues Auge mit dem dankenden Strahl der Liebe.

Wenige Monate erst waren verflossen, seit dieses Paar die Weihe seines Bundes empfangen hatte und öfter hatten vor dieser Zeit Thränen des Kummers als der Freude Marie's Blick verdunkelt, öfterer war der Mund zum Schmerz als zum Lachen der Fröhlichkeit verzogen worden, und auch jetzt noch fand Jens häufig, wenn er nach längerer Abwesenheit heimkehrte, die Stirn seiner Gattin gedankenschwer und trübe. Das Feld der Vergangenheit war für sie mit scharfen Dornen besetzt gewesen, welches ihre Füße blutig geritzt hatten. Jens Liebe war für sie der heilende Balsam geworden und in seiner Gegenwart zeigte sie sich fast immer heiter und gesprächig. Auch heute hatte sie an dem Vergnügen des Tages, wenn auch nicht mit lautem Scherze, so doch mit stiller Heiterkeit und sogar thätig gleich den andern Frauen theilgenommen, indem sie wie diese die Angelruthe auswarf. Jetzt hörte sie die Frage seiner zärtlichen Besorgniß, ob ihr auch der kühle Hauch der Abendluft bei der einbrechenden Dunkelheit unangenehm werde, und mehr, um ihm zu willfahren als aus eigenem Bedürfniß, hüllte sie sich in ein zweites, großes wollenes Tuch, welches bisher ihr zur Seite gelegen hatte.

Endlich hatte sich die Nacht herabgesenkt, doch konnte auch in dieser späten Stunde die Finsterniß so wenig undurchdringlich genannt werden, daß man die bedeutensten Gegenstände ringsum wenigstens in unbestimmter Form erkannte. Dunkel rauschten die weißköpfigen Fluthen, denn da man sich dem Lande näherte, so ging die brandende See etwas höher; aus diesem schwarzen Schoos aber erhob sich ein silbernes Geflimmer und es war, als wenn die fortarbeitenden Ruder funkelnde Feuerwellen rund um die Schaluppe herum aus dem nassen Grunde hervorriefen. Eine der Frauen steckte lachend die Hand in's Wasser und auch in dieser zeigten sich glänzende Funken: es war das Leuchten des Meeres, welches sich hier kund gab, jene eigenthümliche Naturerscheinung, welche die Nordsee im Spätsommer und im Herbste nicht selten aufzeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Szenen aus dem Kaukasuskrieg.

Der Krieg im Kaukasus, wo eine Handvoll unerreichbarer Bergbewohner der Eroberungslust des Czarenreichs jeden Zoll Heimath nur um theures Blut verkauft und mit unermüdlicher Ausdauer den väterlichen Boden vertheidigt, hat für Jedermann seine eigene Anziehungskraft. Aber man erfährt gewöhnlich vom dortigen Kriegsleben nichts als die stereotypen Berichte von Scharmützeln aus russischen und antirussischen Quellen, die keine Anschauung geben, und keineswegs, die einen so wenig als die andern, Orakel der Wahrheit sind. Wir wollen es daher nicht unterlassen, der Schilderung eines Reisenden, Ch. Reboul, zu folgen, der in der Revue des deux Mondes uns mitten in eine kaukasische Kriegsszene zu den Tschetschen versetzt, dem Stamm, der die Hauptstärke Schamyl's, des Tscherkessenhäuptlings, ausmacht und fast allein die Last des Krieges gegen Rußland trägt.

Die eigentlich sogenannte Tschetschnia liegt auf dem Nordabhang der kaukasischen Gebirge zwischen dem Sulak im Osten, ganz nahe am kaspischen Meer, und den Gränzen der kleinen Kabarda im Westen. Im Süden stößt sie an die große Kaukasuskette, deren Ausläufer in der Ebene der Kumyken sich verlieren. Diese Ebene, obgleich mit zahlreichen Dörfern bedeckt, ist doch fast unangebaut, weil die Einwohner, obgleich den Tschetschen ähnlich und Moslems wie sie, nicht ungestraft sich über den Bereich der Kanonen, welche ihre Auls vertheidigen, entfernen dürfen. Deßhalb pflügt der Landmann mit dem Gewehr auf der Schulter und dem Dolch im Gürtel. Das Gebirge dagegen bietet, außer in seinen höchsten Regionen, eine schöne Vegetation dar, die an vielen Orten undurchdringliche Wälder, die Wälle der unbezwinglichen Tschetschen,

erzeugt. Um seine Eroberungen gegen diese unruhigen Feinde zu schützen, hat Rußland auf den letzten Abhängen der Kette eine Linie von Festungswerken angelegt. Die Truppen in denselben stehen untereinander durch starke Abtheilungen in Verbindung, welche stets mit Kanonen ausmarschiren. Diese ganze Kriegsrüstung hindert aber die Tschetschen, welche die kühnste und unermüdlichste Reiterei bilden, welche man nur sehen kann, keineswegs, täglich zwischen diesen Festungen hin die ganze Ebene der Kumyken in allen Richtungen zu durchziehen, ja manchmal selbst den Terek zu überschreiten.

Man sieht sie allenthalben, wo es etwas zu nehmen, Vieh zu rauben oder einen Feind zu tödten gibt, sey er Russe oder Tatar. Ich habe sie mehrmals am Thore eines befestigten Dorfes ankommen, alles, was ihnen unter die Hand fiel, mit fortnehmen und wieder verschwinden sehen, ehe man nur die Waffen ergreifen konnte. Selten verläßt man auf der Ebene der Kumyken eine russische Veste, ohne Tschetschen zu bemerken, die in der Gegend herumstreifen, oder wenn man sie auch nicht sieht, so sind sie wenigstens da.

Der Feind ist allenthalben in diesem ungastlichen Lande. Wer von den Abreks gehört hat, weiß, welchen Schrecken diese unsichtbaren Feinde einflößen. Ein Abrek ist ein Tschetsche, der das Gelübde gethan hat, sein Gewehr nicht ruhen zu lassen, bis er eine gewisse Anzahl Feinde getödtet. Sobald er diesen schrecklichen Eid geleistet, gehört er gewissermassen sich selbst nicht mehr an: versehen mit den nöthigen Lebensmitteln auf einige Tage, nimmt er seinen Posten an einem Durchgangsort oder neben einer Veste; hier in einem Gebüsch versteckt, wartet er, wie der Jäger auf seine Beute, und flieht, sobald er sein Gewehr abgeschossen hat, außer wenn ihm Zeit übrig bleibt, seinen Feind auszuziehen, was nie unterlassen wird. Der Abrek kehrt nur heim, um seinen Vorrath an Lebensmitteln zu erneuern, und diese Lebensweise dauert fort, bis sein Gelübde vollständig erfüllt ist. Die Vorsicht der Russen vereitelt manchmal den Plan, aber für einen Abrek, der umkommt, wie viele Opfer fallen diesem Fanatismus!

Man kann sich somit einen Begriff von dem Land und von den Leuten machen, unter denen ich leben sollte, als ich in den ersten Tagen Septembers 1847 in der Festung Wnesapne ankam. Wie die meisten Kaukasusvesten ist auch Wnesapne durch Erdwälle geschützt, von einem Graben umgeben, und mit 40 Kanonen besetzt, ein hinreichendes Material für eine Festung von so geringem Umfang. Das umliegende Land ist gegen Süden bewaldet, und die Vegetation würde bald den Boden nahe an den Wällen bedecken, wenn die Soldaten nicht die Vorsicht gebrauchten, das Buschwerk zu vernichten, um nicht den Kugeln der Abreks ausgesetzt zu seyn. Dennoch schleichen sich die Anhänger Schamyls oft nahe genug heran, um Leute auf dem kurzen Weg von der Veste nach dem Aul niederzuschießen.

Fürst Bariatynski hatte kurz zuvor das Kommando des schönen, mehr als 6000 Mann starken Kabarda-Regiments, und die Befehlshaberschaft der Festung erhalten. Ich war ihm zu Moskau vorgestellt worden. Der Fürst nahm mich mit der größten Artigkeit auf. In welchem Ansehen derselbe stand, zeigte ein Tatar, der eines Tages zu ihm kam, um den Mann zu sehen, der, wie er sagte, „die Rubel umher warf wie Sandkörner und einen Kopf springen ließ wie einen Korkstöpsel.“

Durch große Festigkeit hatte sich Fürst Bariatynski einen großen Namen unter diesen Leuten gemacht, die nur das Recht des Stärkeren kennen; Nachsicht gilt ihnen gleich mit Schwäche und Furcht. Schamyl, der sie kennt, wendet nur ein Mittel an, die Gewalt. Die Tataren schätzen den Muth ungemein, selbst an ihren Feinden. Ich kannte einen Offizier, der als gemeiner Soldat dienen mußte, was in der russischen Armee manchmal vorkommt, und welcher in Folge zahlreicher gefährlicher Abenteuer, die er allein auf der Jagd bestand, sich bei den Tschetschen einen solchen Ruf der Tapferkeit erworben hatte, daß er frei im ganzen Lande sich ergehen und in ein feindliches Dorf ohne Gefahr und selbst mit der Gewißheit, recht gut empfangen zu werden, eintreten konnte.

Ich war seit einiger Zeit zu Wnesapne, hatte die zugänglichen Theile des umliegenden Landes durchwandert, alle mir etwas malerisch scheinenden Punkte gezeichnet und das eingesperrte Leben fing an, trotz der angenehmen Gesellschaft einiger Offiziere, mir langweilig zu werden, als ein unvorhergesehener Umstand meinen Gedanken eine andere Wendung gab.

Ein in tschetschische Gefangenschaft früher fortgeschleppter russischer Soldat Iwan war glücklich zurückgekehrt und berichtete, in dem Aul Zandak, 40 Werste von Wnesapne und 30 Werste von der nächsten russischen Festung entfernt, finde sich eine vollkommen ausgerüstete Kanone. Dem unternehmenden Obersten kam der Gedanke, dies Stück Geschütz zu erbeuten und durch einen raschen Handstreich das Nest von Feinden zu zerstören. Der Fürst Bariatynski hatte mir nämlich mehrmals gesagt, er würde mir, noch ehe wir uns trennten, eine „Vorstellung nach seiner Façon“ geben und fragte, ob ich ihn begleiten wolle. Ich nahm mit Begierde den Antrag an und war von diesem Augenblicke nur beschäftigt, meine Waffen in guten Stand zu setzen.

Um acht Uhr Abends stiegen wir zu Pferde und durchzogen kurz darauf in der schönen Herbstnacht den kleinen Fluß, der den Fuß der Veste bespült und dessen linkem Ufer wir stets folgen mußten. Die Richtung ging gegen Süden nach den Gebirgen hin, ein Thal hinauf, das immer enger wurde, je mehr wir uns von der Ebene der Kumyken entfernten. Anfangs ging es über flachen, von Vegetation entblößten Boden, es war noch die Steppe, bald aber kamen wir in ziemlich dichtes Gebüsch. Es war verboten, zu rauchen und namentlich laut zu sprechen. Die Hunde, welche gewöhnlich die Soldaten begleiten, waren in der Veste zurückgelassen worden, und man suchte auch so viel wie möglich das Wiehern der Pferde zu unterdrücken, lauter Vorsichtsmaßregeln, die einem so wachsamen Feind gegenüber, wie die Tschetschen, nicht überflüssig waren.

Der Abend war prächtig, der Mond, welcher links von uns aufging, versprach eine Klarheit, die uns gleich Anfangs nützlich war, um unsern Weg zu erkennen und bald noch größere Dienste leisten sollte.

Indeß rückten wir rasch vor; manchmal wurde der Weg so schmal, daß die Kolonne sich unendlich ausdehnen mußte, und man benutzte die freien Räume, um wieder anzuschließen; dann mußte man schneller

laufen, denn die vordersten Kolonnen hielten niemals an. Die Kosaken, welche sehr still reiten, waren als Kundschafter voraus, geleitet von dem treuen Iwan und einem tatarischen Spion, welchem man so wenig traute, daß ein zuverlässiger Mann ihn überwachte und Befehl hatte, ihn bei dem geringsten Anschein von Verrath niederzuschießen. Nach mehrfachem Hin- auf- und Hinabsteigen und unaufhörlichen Umwegen kamen wir vor eine kleine Befestigung der Tschetschen, eine aus verschlungenen Zweigen gefertigte und mit Erde gefüllte Verschanzung, die quer über die Straße angelegt war und auf einer kleinen Höhe, welche den Weg beherrschte; in der Mitte, wo der Weg hinabführte, war eine kleine Oeffnung. Man nannte diesen Ort das Thor von Goëtimir. Innerhalb der Befestigung, ganz nahe am Eingang ist ein Grab, neben dem auf einer langen Stange eine Art Fahne hängt, Dies ist der Ort der ewigen Ruhe eines Anführers, vielleicht dessen, von dem der Name dem Durchgang geblieben ist. „Hier", sagte mir Oberst Levizki mit seiner gewöhnlichen Ruhe, „werden wir bei der Rückkehr Gewehrschüsse genug haben, vielleicht mehr als wir wünschen." (Forts. f.)

Miscellen.

Paris, 6. Juli. Gestern war starker Zulauf zu der sechsten Kammer des Zuchtpolizeigerichts. Den Anziehungspunkt bildete ein vielgenannter Industrieritter, der den Grund seines fast europäischen Rufes im Jahre 1832 in Stuttgart gelegt, seitdem mit dem blendenden Glanz eines Bastardfürstentitels manches weibliche Herz gerührt und Gut verpraßt, Orden wie Sandkörner ausgestreut, dazwischen hinein in Don Quixote's Heimathland die Proben seiner Tapferkeit abgelegt, dabei „allein drei Feinde umringt", und Don Carlos Gegner niedergeschlagen hat, wie Falstaff seine „Steifleinenen", und der nun am (wahrscheinlichen) Ende seiner auch an Kerkerstunden nicht armen Odyssee in der Pariser Polizeikammer angelangt ist, um hier wegen unerlaubten Tragens und Vertheilung des Ehrenlegionskreuzes und fremder Orden und daneben verübter Beutelschneidereien seiner Thaten Lohn zu empfangen. Dieser Mann, den Stuttgart eine Zeit lang zu seinen Bürgern gezählt, ist, wie er dem Präsidenten erklärt, Alexander Gonzaga, souveräner und legitimer Herzog von Mantua, Quastalla ꝛc., Graf von Alessano und Murczinowsky, unter welch' letzterem Titel er weithin berüchtigt ist. In dem mit ihm angestellten Verhöre wußte er ausführlich dem vom Präsidenten ihm vorgehaltenen Spiegel seines Lebenswandels und dem endlosen Register seiner — man kann weniger sagen, Vergehen, sondern — Windbeuteleien nur dumme Eitelkeit und blödes Leugnen entgegenzusetzen. Das Zeugenverhör bewies übrigens auch, daß dieser Industrieritter den rechten Platz gewählt hatte, wenn er hauptsächlich in Paris die Ablaßbude seines Ordenssegens aufgeschlagen hatte; mehrere seiner Dekorirten erschienen vor den Schranken; die traurigen Menschen in ihrer Eitelkeit hatten die Ehre theuer bezahlen müssen. Wir brauchen übrigens nicht näher auf das Sündenregister des Angeklagten einzugehen, da es nicht einmal einen erfinderischen Kopf seines Adressaten beweist und die Thaten desselben sich in Rubriken theilen lassen, worin die einzelnen Stücke sich wie ein Ei dem andern gleichen. Nur einen Preiscourant der Orden des Fürsten, wie er bei der Verhandlung zum Vorschein kam, wollen wir für Ordenslustige beilegen: Für den Redemptionsorden ein Ritter 400 Fr., Kommandeur 800 Fr., Großkommandeur 1200 Fr., Großkreuz 2000 Fr.; für den Verdienst- und Ergebenheitsorden Ritter 300 Fr., Kommandeur 600 Fr., Großkommandeur 1900 Fr., Großkreuz 1500 Fr. Und das sind nicht einmal alle seine Orden; noch drei andere, die er habe, nannte der Angeklagte selbst und wollte noch weitere sagen, als er durch eine Zwischenfrage des Präsidenten unterbrochen wurde. Er wurde vom Gerichtshofe zu Geldstrafe verurtheilt.

•

Leipzig, 25. Juni. Vor einigen Tagen ließ sich hier eine Nähmaschine sehen und erregte die Aufmerksamkeit aller Nadelarbeiter und Nadelarbeiterinnen. Von Geburt eine Amerikanerin, wahrscheinlich aber Kind eines deutschen Vaters, Namens Singer (nach andern Howes), wurde sie in Deutschland zuerst von Herrn G. A. Müller, Direktor der deutschen Bekleidungsakademie in Dresden, eingeführt. Die Maschine näht mit zwei Faden, einem in einer senkrechten Nadel befindlichen und einem andern in einem unterhalb des Zeugs, was genäht werden soll, wagrecht hin und her gehenden Schützen oder Schiffchen enthaltenen. Die Nadel bewegt sich durch die aufeinander gehenden Zeuglagen hinunter und ein wenig wieder hinauf, dadurch geschieht es, daß der Faden eine Schleife bildet, durch welche der Schützenfaden seitlich hindurch geht und seinen Faden zurückläßt, so daß derselbe wie ein Schußfaden zu betrachten ist. Dann wird die Nadel wieder emporgezogen und der Schützenfaden vom Faden der Schleife fest in das Zeug gezogen, so daß jeder Stich gleich ist: zwei in einander gehängten Fadenschleifen. Bei jedem Stich wird das Zeug durch eine darunter liegende Scheibe mit rauher Oberfläche fortgehoben. Die Nadel geht zu demselben Stichloche, durch welches sie in das Zeug gegangen ist, auch wieder heraus, und nicht wie beim gewöhnlichen Nähen einen Stich weiter. Das Schiffchen fliegt immer nur von einer Seite durch die Schleife des Nadelfadens, daher ohne Wirkung nach jedem Stich auf seinen alten Platz zurück. — Curvenförmige Schlitze in den Bewegungsmechanismen, um das senkrechte Auf und Nieder und das wagrechte Hinunter aus einer kreisenden Bewegung hervorgehen zu lassen, gestatten eine große Zusammendrängung der wirkenden Maschinenglieder und dabei eine Geschwindigkeit von 4—500 Stichen in der Minute. Durch entsprechende Anspannung, entweder des Schuß- oder des Nadelfadens, kann nach Belieben eine Naht gefertigt werden, die einem Hinterstich oder einer Steppnaht gleicht. Es lassen sich Stiche von einem Viertelzoll Länge bis einem Hundertheil Länge herab fertigen. Man vermag bei gehöriger Vorrichtung das dickste Tuch und Leder und eben so den dünnsten Mousseline zu nähen.

Die Maschine nimmt etwa den Raum eines kleines Nähtisches ein. Sie kann durch Treten mit dem Fuße wie ein Spinnrad, oder auch durch Drehen an einer Kurbel bewegt werden, und sie ist eigentlich nur eine vervollkommnete Nähnadel. Sie wird dazu beitragen, die Kleidermacherkunst zu veredeln und die Näharbeit zu verwohlfeilern. Sie macht gewisse Nähte haltbarer, aber sie wird weit davon entfernt seyn, die jetzt so schlecht bezahlte Näharbeit noch mehr herunter zu drücken; denn ihr Einfluß reicht nicht bis zur Gestaltung der Form des Arbeitsstücks, obgleich sie nicht nur gerade Nähte, sondern auch gebogene zu fertigen vermag. (Leipziger Illustr. Ztg.)

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 57. Sonntag, den 17. Juli 1853.

Die Sturmfluth auf Pellworm.

(Fortsetzung.)

Eine Stunde später war einer, der auf der Insel befindlichen Landungsplätze, eine kleine Bucht, erreicht. Segelschiffe und Boote, größere und kleinere Fahrzeuge lagen in und vor diesem.

Ehe man aber das Land betrat, war der Mond in seinem vollsten Glanze hervor getreten, und beleuchtete Erde und Meer mit einer fast taggleichen Helle, wobei das Leuchten des Wassers aufhörte, da hierzu wenigstens halbe Dunkelheit erforderlich ist. Unter fröhlichen Abschiedsgrüßen trennte sich die Gesellschaft; Jeder ergriff sein Gewehr, seine Angel oder sein Netz, wobei man überein kam, sich in die Beute dieser Tage morgen Früh erst zu theilen. Bis dahin wollte man sie in der Jolle lassen, in der Boy Harder, der schon vorhin erwähnte Besitzer des Südwest, übernachten wollte, um zugleich als Wächter des Schatzes zu dienen.

Jens hatte seine junge Frau an dem Arm genommen und schritt mit dieser dem Erdwall zu, an welchem seine Wohnung gelegen war. Dieser Wall zieht sich an der einen Seite der Insel hin und gibt einen der Deiche ab — sehr breite, hohe, unendlich fest gearbeitete Erddämme, welche zum Schutz gegen die rasende Gewalt der Fluth an manchen Strecken in einiger Entfernung von dem Ufer hinlaufen. Ehe sie indessen ihre Wohnung erreichten, bemerkten sie, an den verdorrten Stamm eines dürftigen Weidenbaums gelehnt, die kleine, hagere Gestalt eines alten Mannes in der Tracht der Insulaner. Jens erkannte ihn und rief:

„Guten Abend, Tete Jessen! — Was sitzest du hier noch, nachdem Mitternacht vorbei ist, an dem Deiche? — So spät heimzukehren ist nur solchen Schwärmern erlaubt, wie uns, die wie die Klippen und Halligen besucht und tapfer geschossen und gefischt haben. Geh' endlich in dein Bett und erzähle mir morgen, was du geträumt hast, und wer den großen Steinbutt bekommen wird, wenn wir das Loos darum werfen.

Mary hatte bemerkt, daß der alte Mann das blasse, von unzähligen Runzeln durchfurchte Gesicht auf die an der einen Seite in unermeßlicher Fläche sich ausbreitende See gerichtet hatte und mit den weit geöffneten grauen Augen, welche eine wunderbare Klarheit ausströmten, starr auf einen bestimmten Punkt blickte, auf welchem sich indessen trotz der glänzenden Helle des Mondlichts nichts besonderes unterscheiden ließ. Endlich wandte er langsam den Kopf, auf dessen Scheitel nur einige spärliche Büschel eisgrauen Haares zu erblicken waren, schüttelte ihn traurig und sprach eintönig:

„Keiner von Euch wird morgen lange sein Vergnügen an den Fischlein oder an den Vögeln haben. Ihr werdet andere Arbeit finden."

Die beiden jungen Leute waren still gestanden und betrachteten aufmerksam den Redenden. Marie drückte den Arm ihres Mannes fester und flüsterte diesem zu: „Laß uns ihn nicht stören, Jens. Es wird ein Unglück geben. Er sieht."

Die Gabe des zweiten Gesichts findet sich bei einigen der Bewohner der Inseln und Küsten Nordfrieslands so gut, wie bei Einzelnen der Bevölkerung Hochschottlands. Wirklich wäre es nicht zu verwundern gewesen, wenn in dieser Stunde der Geister, wo es schien, als verkehre dieser alte Insulaner mit unirdischen Mächten, als lausche er der Sprache der Winde oder der Wellen, die beiden jungen Leute einiges Grauen empfunden hätten. Es hatte dieser unheimliche Verkündiger der Zukunft den einen seiner langen, dürren Arme auf den knotigen Weidenast gelehnt, welcher ihm zum Stabe diente. Den andern streckte er aus und deutete mit der knöchernen Hand auf die See hin.

Gewöhnt aber an die Eigenthümlichkeiten ihres Geburtslandes und seiner Bewohner erschracken sie nicht weiter, sondern Jens erklärte ruhig: „Was kommen soll, können wir nicht ändern, auch wenn es nichts Gutes ist. Jeder Tag hat seine Sorge."

Er bedachte nun, daß der Punkt, wohin der Alte deutete, und welcher wie ein wesenloses Nichts zwischen Himmel und Wasser erschien, ungefähr in jener Richtung lag, in welcher er früher das fremde Segel gesehen hatte. Der Alte, indem er noch immer die eine Hand ausgestreckt hielt, fuhr fort: „Ehe Nacht und Morgen sich zum zweiten Male trennen, wird Mancher in den Keller*) gegangen seyn."

„Das kann auf der See täglich passiren, aber auch auf dem Lande kann man auch jede Stunde sterben in seinem Bette, wenn es seyn soll. Gute Nacht, Tete. Wir sind müde nach der langen Fahrt geworden und

---

*) „In den Keller gehen" ist der Ausdruck für das Ertrinken Schiffbrüchiger oder anderer Seefahrender im Meere.

wünschen dir so gut zu schlafen, wie wir es thun werden", sprach Jens.

Mit diesen Worten entfernte sich das junge Paar, und Beide schritten auf ihre Wohnung zu, welche noch etwa zwanzig Schritt weiter in's Land hinein vom Fuße des Deiches entfernt lag.

* * *

Die Westküste Schleswigs bietet nicht jene lieblichen Naturschönheiten, welche sanft aufsteigende Hügel, grünende Wälder, reizende Thäler und die Buchten der blauen Ostsee der Ostküste verleihen. Der Boden der Küste sowohl wie der Inseln, welche das Nordmeer bespült, ist fast ganz flach und besteht abwechselnd aus fetter, schlammiger Marscherde, tiefen Mooren und Felssand. Auf der ersten ist die Vegetation, wenn sie nicht der Ueberschwemmung der Salzfluth zu häufig ausgesetzt ist, gewöhnlich üppig, dagegen auf den Letzteren sehr dürftig, so daß nur weniges, mageres Vieh dort eine kärgliche Nahrung findet. Der Boden der Marschen, Landstriche, die seit Jahrhunderten dem Wasser abgewonnen sind, erleidet durch dieses fortgesetzte Veränderungen, denn bald wird hier ein mehr oder minder großes Stück Erde angeschwemmt oder blosgelegt, bald dort eins weggerissen oder überfluthet. So bestand eine große Insel, welche im Jahre 1634 bei einer Sturmfluth großentheil überschwemmt und vernichtet wurde, und deren Reste gegenwärtig die von uns genannte Insel Pellworm und der kleinere, nahe liegende Nordstrand sind.

(Fortsetzung folgt.)

Szenen aus dem Kaukasuskrieg.

(Schluß.)

Wir betraten jetzt einen Wald weißer Eichen, und die Kosakentruppe war nicht ferne von uns. Plötzlich gab sich in ihren Reihen eine Bewegung kund; die Lanze in der Hand drangen sie in das Dickicht ein; Mitten im Walde spaltete sich die Straße und die Kosaken waren uns aus dem Gesicht; man mußte bei dem Schein des Mondes, der schwach durch die großen Blättermassen fiel, auf dem Boden die Spuren der Pferde suchen.

Endlich hatten wir das Gehölz, das uns für die Rückkehr nichts Gutes versprach, hinter uns und betraten eine große Ebene, welche Spuren von Anbau trug und mit einzelnen prächtigen Bäumen besetzt war. Hier machte man eine halbe Stunde Halt, um der Infanterie Zeit zu lassen, Athem zu schöpfen.

Hinter dieser ziemlich ausgedehnten Ebene lag eine mit kleinen Bäumen bewachsene Niederung, nach der ein ziemlich enger Pfad hinabführte. Man mußte hinein in diesen Engpaß, wo es nicht leicht war, die Artillerie vorwärts zu bringen, um so weniger, als im Grunde der Boden sumpfig war. Dann mußte der entgegengesetzte Abhang erstiegen werden, auf dessen Höhe wir eine von großen Bäumen beschattete Fläche fanden. Von hier an sollte der Weg in ein tiefes Thal hinabgehen, man mußte aber jetzt anhalten, um dem Rest der Truppen Zeit zu lassen, sich aus dem Loch heraus zu winden. Wir waren nur noch zwei Werste von dem Aul Zandak, und nichts verrieth, daß der Feind unsere Anwesenheit ahnte.

Der kritische Augenblick war gekommen, man mußte ohne Zeitverlust das Dorf im Sturm nehmen, es wo möglich niederbrennen und das Stück Geschütz fortführen. Während die Truppen allmälig sich vollends sammelten, sprach man über die zu ergreifenden Maßregeln, als plötzlich ein kurzes, starkes Gewehrfeuer am äußersten Nachtrab anhob. „Was machen wir jetzt," fragte ich den Obersten Levizki. „Links um!" antwortete er, „denn wir hätten im Dorfe nichts zu gewinnen, als viele Gewehrschüsse und das Vergnügen, armselige Hütten niederzubrennen, verlohnt nicht der Gefahr, der wir entgegen gingen!" Die Tschetschen ziehen schnell aus, und, wie wir später erfuhren, waren Alle, die nicht Waffen tragen konnten, beim ersten Allarm mit all ihrem Besitzthum, die Kanone mit eingeschlossen, in die Berge gezogen. Wir mußten uns zurückziehen, und Fürst Bariatynski gab auch sogleich Befehl dazu.

Mitternacht war vorüber, das Wetter noch immer prächtig und der Mond auf der Mitte seiner Bahn. Da ich etwas zur Seite gegen Westen mich hielt, so konnte ich in geringer Entfernung Menschen unterscheiden, welche im Schatten zwischen den Gebüschen hinschlichen. Die Gewehrschüsse ließen nicht lange auf sich warten, und die Gewehrschüsse, die über meinen Kopf hinpfiffen, schlugen in den nahen Berg ein. Der Rückzug machte sich bald bis an den äußersten Nachtrab bemerkbar. Die Tschetschen strömten auf dem Boden zusammen, welchen wir verlassen mußten, und feuerten unablässig auf die Russen, die nicht antworteten. Bisher hatten wir unser Inkognito bewahrt, als aber die letzten Soldaten im Hinabsteigen begriffen waren, ließ die Trompete sich vernehmen, und die an beiden Enden wiederholten und von den Bergen wiederhallenden Klänge gaben endlich kund, daß es die Russen wirklich seyen, die zu dieser ungebührlichen Stunde im Thal spazieren gingen, und die Soldaten bewiesen dem Feinde durch ein lebhaftes Gewehrfeuer, daß der Spaziergang nicht ganz sentimental sey. Die Tschetschen erschienen indeß noch nicht in großer Zahl; denn sie ließen uns aus der Niederung heraus, ohne uns sonderlich zu beunruhigen. Von diesem Augenblick an hörte das Gewehrfeuer nicht mehr auf, man hörte es abwechselnd bald von hinten, bald auf allen Seiten zugleich, je nach den Vortheilen, die der Boden bot, und der größern oder geringern Anzahl Bäume, hinter denen der Feind hervorschießen konnte, ohne sich allzu sehr auszusetzen.

Die Sachen gingen indeß so ziemlich gut bis zum Thor von Goötimir, wo uns die Tschetschen erwarteten. Diesmal war das Thor geschlossen. Hier hatten augenscheinlich die Tschetschen sich ein Rendezvous gegeben, denn kaum waren wir aus der Pallisadirung heraus, als der ganze benachbarte Wald von Feinden angefüllt zu seyn schien. Man schoß von allen Seiten zugleich, namentlich aber hinten und auf der Seite war das Feuer sehr wohl unterhalten. Wir mußten Halt machen. Der Feind kam manchmal so nahe an die Soldaten, daß diese wiederholt zum Bayonnet griffen, aber umsonst, denn er floh augenblicklich. Man ließ die Artillerie spielen, die mit Kartätschen schoß, aber die Tschetschen beobachteten den Augenblick, wo man

die Lunte ans Geschütz brachte, warfen sich hinter irgend einer Erhöhung platt zu Boden, zeigten sich erst wieder, wenn der Schuß abgefeuert war, stießen dann ein wildes Geschrei aus und sandten einen Hagel von Kugeln nach der Stelle, wo die Kanone sich befand. Die Russen laden ihre Gewehre sehr rasch und schießen schnell, aber schlecht, denn sie zielen nicht. „Das ist nicht nöthig, die Kugel findet schon ihren Mann." Die Kaukasier, die ihren Kugeln nicht soviel Geist zutrauen, benützen jeden Baum, jeden etwas größern Stein, und verbergen sich schlangenartig dahinter; indeß verlieren sie gewöhnlich viel Zeit mit dem Laden ihrer Gewehre, in welche die Kugel meist hineingezwängt werden muß; sie sparen das Pulver, zielen lange und schießen gut, wenn sie die Waffe auf etwas auflegen können, aber aus freier Hand schießen sie schlecht; ihr Ruf als gute Schützen ist also nur unter gewissen Bedingungen gegründet.

Wir kamen erst spät über das Thor von Goštimir heraus. Gegen 6 oder 7 Uhr Morgens betraten wir wieder die Ebene und nun blieb der Feind ganz zurück. Damit kehrte auch die Munterkeit wieder. Der russische Soldat singt immer; jede Kompagnie hat ihr Sängerkorps, das in selbstfabrizirten Versen die Thaten des Regiments oder Liebeserinnerungen singt.

Alles war somit beendigt, und wir hatten gerade nur noch den Weg nach Kasa-jurt und Wnesapne einzuschlagen.

An demselben Tage noch setzte sich eine starke Abtheilung Tschetschen, von Schamyl dem einen Augenblick bedrohten Dorfe zu Hülfe geschickt, vor dem Thor von Goštimir fest und lagerte hier eine ganze Woche lang. Einer der Hauptvortheile dieses Häuptlings besteht darin, zu allen Zeiten und ohne lange Märsche sich mit allen seinen Truppen auf einen bestimmten Punkt der Gränze begeben zu können, was die 180,000 Mann russische Truppen nöthigt, allenthalben sich auf einen kräftigen Angriff gefaßt zu halten. Schamyl steht in der Mitte eines ungeheuren, von den Russen besetzten Kreises, und diese können ihre Gränzen nicht überschreiten, ohne sich alsbald in enge befestigte Thäler zu verlieren, wo eine kleine Anzahl Menschen genügt, den Marsch einer angreifenden Armee, wenn nicht ganz aufzuhalten, doch zu verzögern. Es war 4 Uhr Nachmittags, als wir wiederum vor Wnesapne ankamen.

Wenn die Tischetschen sich nicht vor Wnesapne zeigen, so stockt das Gespräch bald aus Mangel an Nahrung, und die Langeweile macht sich bald fühlbar; aber die Bergbewohner selbst werden einer solchen Unthätigkeit bald müde und lassen selten eine Woche vorübergehen, ohne sich vor der Veste zu zeigen; dann feuert man einige Gewehrschüsse ab, selbst die Kanonen donnern dazwischen, einige Verwundungen fallen vor, und alle Welt ist dann zufrieden.

Dies Leben in den Festungen, dessen Arbeiten und Entbehrungen ich drei Monate lang getheilt hatte, bietet nur eine Seite, aber vielleicht die härteste in dem Bilde dieses Krieges, wo die Ausdauer und Tapferkeit des russischen Volkes auf eine harte Probe gestellt werden.

Die Gränzbewachung ist nur die eine Hälfte der Aufgabe, die man jetzt mit energischern Mitteln zu Ende zu führen sucht. Der Hauptschauplatz der Operationen der Armee ist in drei Zonen getheilt, welche man mit dem Namen des Zentrum, der rechten und linken Flanke bezeichnet. Das Zentrum, welches das ganze Land zwischen dem Terek und Kuban begreift, kann jetzt als unterworfen betrachtet werden. Nur auf den beiden Flanken, von welchen die eine östlich bis zum Sulak, die andere westlich bis zum schwarzen Meer sich erstreckt, dauert der Kampf fort, und auf der östlichen Flanke, wo die Russen Schamyl gegenüberstehen, hat er einen besonders erbitterten Charakter angenommen. Dieser Häuptling kann durch eine rasche Wendung eben so leicht nach dem Terek als nach dem kaspischen Meer hinziehen. Man hat zahlreiche Expeditionen ins Innere dessen, was man als Schamyls Land bezeichnen kann, unternommen, man hat einige Dörfer erobert, andere zerstört. Jetzt scheinen die Russen verzichtet zu haben, allzuweit in die Gebirge vorgeschobene Stellungen besetzt zu halten, sie behaupten nur die auf dem rechten Ufer des Sulak liegenden Auls, und haben diejenigen aufgegeben, deren sie sich jenseits dieses Flusses bemächtigt hatten.

Der Plan, den sie seit einigen Jahren befolgen, besteht darin, den Feind möglichst eng in den hohen Gebirgsgegenden einzuschließen und ihm allmälig alle besser gelegenen Ländereien, in denen er Hülfsquellen für seine Bedürfnisse finden könnte, abzunehmen.

Schamyl und die ihm unterworfenen Völker sehen ihre Streifzüge nach der asiatischen Seite hin gehemmt, wo ein Theil des Gebirgs Rußland bereits unterthan ist; es handelt sich jetzt darum, sie auf der Nordseite einzuschließen, das heißt, ihnen die Tischetschnia zu nehmen, und dies ist nun der eigentliche Zweck der jetzigen Operationen des Fürsten Bariatynski in dieser Provinz.

Miscellen.

London, 8. Juli. Eine Sehenswürdigkeit ganz eigener Art ist hier angekommen, welche der hiesigen ethnographischen Gesellschaft, der sie gezeigt worden ist, viel Skrupel und Kopfbrechens macht; das zeigt wenigstens der Bericht des neuesten Athenäum. Es ist eine alte Sage in Mittelamerika, daß nach der Eroberung Mexikos durch die Spanier eine Anzahl Azteken sich in ein abgelegenes Thal der Sierra geflüchtet und dort eine neue Stadt, ein Abbild des alten Mexiko, gegründet hätten. Es gingen Gerüchte, daß Jäger von der Höhe des Gebirgs die goldgedeckten Thürme gesehen, und daß Einzelne hinabgestiegen, aber nie zurückgekehrt seyen. Im Jahr 1848 unternahmen Huertis von Baltimore, Hammond von Canada und Velasquez von San Salvador eine Reise, um die wunderbare Stadt aufzusuchen. Nur der Letzgenannte ist zurückgekehrt. Unter 15° 48' n. Br. erblickte er — so sagt er wenigstens, geglaubt wird es nicht überall — von einem 10,000 Fuß hohen Gipfel der Sierra eine gewaltige Stadt mit Domen und Minarets, ähnlich den alten ägyptischen Städten. Er wagte sich hinein, wurde in strenger Gefangenschaft gehalten, aber entkam. Seine beiden Gefährten wurden getödtet. Er beschreibt die Stadt als wohlbefestigt, voller riesiger Bildsäulen und anderer Bauwerke, die Sitten der Einwohner als peruanisch mit assyrischem Luxus. In der Landessprache heißt die Stadt Irimaya. Bei seiner Flucht nahm Velasquez zwei Kinder mit, dieselben, die jetzt hier sind und von Montag ab dem Publikum gezeigt werden sollen, wahre Liliputs. Am Montag wurden dieselben der Königin vorgestellt. Das Alter des Knaben wird auf 17, des Mädchens auf 11 Jahre geschätzt, und man hat

berechnet, daß sie, wenn ausgewachsen, höchstens drei Fuß hoch seyn werden. Die beiden Geschöpfe zeichnen sich jedoch nicht nur durch ihre Tom Pouce'schen Körperformen aus, sondern sind auch in anderer Hinsicht merkwürdig. Die Stirne des Knaben ist zurückgetreten, und dieser Umstand gibt seinem Gesicht, in Verbindung mit der sehr großen Adlernase, den stark ausgeprägten Charakter eines Vogelgesichts. Die obere Kinnlade ist vorstehend, während die untere Kinnlade zurücktritt, so daß, wenn der Mund geschlossen ist, die untere Zahnreihe die obere nicht berührt, vielmehr nach der Mitte des Gaumens zu strebt. Wenn man dieses seltsame Naturwunder ansieht, so glaubt man auf den ersten Blick, einen Cretin vor sich zu haben, doch schwindet dieser Eindruck bald vor dem hellen Funken der großen klugen Augen und vor der rastlosen Neugier, welche sich in jeder Bewegung der kleinen Geschöpfe kundgibt. Kaum tritt ein Besucher in das Zimmer, so stürzt der Junge schon mit einem Blatt Papier auf ihn los in der Hoffnung, etwas mit einem Bleistift darauf gezeichnet zu erhalten. Ein gleiches Interesse soll er für Musik zeigen. Das Haar ist schwarz und glänzend und fällt in kleinen Locken herab. Bei dem Mädchen treten dieselben Eigenthümlichkeiten, wenngleich in geringerem Maße, hervor, auch hat es etwas Jüdischeres in seinem Aussehen, als sein Gefährte. Ihre Gesichtsbildung verräth eine auffallende Aehnlichkeit mit noch vorhandenen Bildwerken, die unläugbar aztekischen Ursprungs sind. — Ihre Erscheinung ist immerhin merkwürdig, und bringt unsere Racenkenner zur Verzweiflung; daß an ihrer Abstammung, wie sie ihr Führer Velasquez angibt, ein gutes Stück Fabel und Humbug ist, nehmen Viele an; ist ja doch die kleine Waare aus Amerika importirt.

•

Ueber das englische Einfuhr-Geschäft in Menschenhaar theilt das „Quaterly Review" Folgendes mit: „Je feiner und schwärzer das Haar, desto gesuchter ist es. Helles Haar kommt nur aus Deutschland, wo es von einer Gesellschaft von holländischen Landleuten gesammelt wird, die alle Jahre zu Bestellungen und Aufträge herüber kommen. Entweder scheint die Mode oder auch das Bedürfniß Englands in neuerer Zeit die bezügliche Nachfrage aus den beiden Ländern ganz verändert zu haben. Vor 40 Jahren ward nach dem Zeugnisse eines der ersten in diesem Handel Betheiligten das helle deutsche Haar vorzugsweise verlangt, und er war wie närrisch auf eine eigenthümliche Goldfärbung erpicht, welche im Werthe am höchsten stand und welche sein Vater ganz geheim zu halten pflegte und nur seinen besten Kunden überließ. Diesen kostbaren Artikel verkaufte er für 8 Shilling Englisch die Unze, also ungefähr zu dem doppelten Preise von Silber. Jetzt ist Alles dies vorbei und die dunkeln Schattirungen von Braun aus Frankreich werden vor Allem verlangt. Unser Berichterstatter, sich kühn in ein Thema einlassend, womit sich die Ethnologen zu befassen noch scheuen, gab seine Meinung dahin ab, daß die Haarfarbe des englischen Volkes innerhalb des letzten halben Jahrhunderts einen Wechsel erfahren, und daß der große Verkehr seit dem Kriege mit den Völkern des Südens durch viele Färbungen das vorherrschende uralte Blut der Gründer Englands verdunkelt habe. Derselbe erfahrene Mann versicherte uns, jeder, der mit dem Haar-Handel vertraut worden, könne am Geruch allein den Unterschied zwischen deutschem und französischem Haar finden, ja, er selbst sey im Stande, durch den Geruch zwischen irischem, schottischem, wälschem und englischem Haar zu unterscheiden. Die Bestimmung des eingeführten Artikels sind natürlich hauptsächlich die Boudoirs der fashionablen Welt Englands, und die glänzenden Ringelchen, die das arme Bauernmädel von Tours für ein paar Sous hingab, wie ein Nestel Angesichts der Ausstattung, haben unzweifelhaft beigetragen zur Verschaffung „„eines passenderen Gehülfen"" für irgend eine grämliche Jungfer oder eilfertige Wittwe."

•

Der Entdecker des „Naturselbstdruckes", Regierungsrath Auer, beantwortet die Frage, „wie erlangt man in einigen Sekunden fast kostenfrei und täuschend ähnlich von jedem Original eine Druckplatte, ohne eines Zeichners oder Graveurs ɾc. zu bedürfen?" in folgender Weise: „Wenn das Original, sey es Pflanze, Blume oder ein Insekt, Stoff oder Gewebe, kurz, was immer für ein lebloser Gegenstand, zwischen eine Kupfer- oder eine Bleiplatte gelegt, durch zwei fest zusammengeschraubte Walzen läuft. Das Original läßt durch den Druck sein Bild mit allen ihm eigenen Zartheiten, gleichsam mit seiner ganzen Oberfläche auf der Bleiplatte zurück. Träge man auf diese geprägte Bleiplatte die Farben wie beim Druck eines Kupferstiches auf, so erhält man durch einen einmaligen Druck von der Platte jedesmal die der Natur täuschend ähnliche Kopie mit den verschiedensten Farben. Bei einer großen Menge von Abzügen welche die Bleiform wegen ihrer Weichheit zu liefern außer Stande ist, stereotypirt oder galvanisirt man dieselbe in beliebiger Anzahl und druckt die stereotypirte oder die galvanoplastisch erzeugte Platte statt der Bleiplatte. Bei einem Unicum, das keinen Druck verträgt, überstreicht man das Original mit aufgelöster Gutta-Percha und benützt nach vorher stattgefundenem Ueberzuge von Silberlösung die abgenommene Guttaperchaform als Matrize zur galvanischen Vervielfältigung."

•

Die durch amerikanische Bürger, besonders die HH. Peabody und Grinell, ausgerüstete Brigg „Advance", welche bestimmt ist, den britischen Seefahrer Franklin aufzusuchen, ist nun segelfertig geworden. Dr. Kane, der Schiffsarzt der der frühern nordamerikanischen Expedition zur Aufsuchung Franklin's, welcher das Publikum mit neuen Hoffnungen für das Auffinden und Leben des Verschollenen beseelte, und welcher sich anheischig machte, diese neue Fahrt zu leiten, ist zur Einschiffung bereit. Das Schiff hat Vorräthe für drittehalb Jahre geladen, unter welchen sich Pemikan, Fleischzwieback und gedörrte Kartoffeln als besonders zweckmäßig auszeichnen. Der Pemikan ist eine Art im Ofen gerösteten und getrockneten Beefsteaks, welcher durch dieses Rösten zu einem Sechstel des Gewichtes heruntergebracht und nun in Fett aufbewahrt wird. Der Fleischzwieback ist aus gewöhnlichem Mehl und dem aus dem Ochsenfleisch ausgekochten Safte gemischt und erweist sich als außerordentlich nahrhaft. Unter andern Vorrichtungen zur Fortschaffung und zum Weiterkommen in der Polarsee ist ein aus Korbweiden geflochtenes, mit Federharz überzogenes Boot bemerkenswerth, welches bloß 36 Pfd. Gewicht hat und 10 Fuß Länge mißt, aber trotzdem, durch einen Mann gerudert, eine Last von 900 Pfunden über den Hafen von New-York führte.

Berichtigung.

Durch ein Versehen ist in der vorigen Nummer der „Mnemosyne" am Schlusse des Aufsatzes über Verurtheilung des angeblichen Fürsten Gonzaga in Paris eine Zeile ausgefallen, die von seiner Bestrafung handelt. Er wurde zu drei Jahren Zuchthaus und 3000 Frs. Geldstrafe verurtheilt.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 58. Mittwoch, den 20. Juli 1853.

Die Sturmfluth auf Pellworm.

(Fortsetzung.)

Ein Theil der Bevölkerung des Herzogthums liegt dem Ackerbau in meistens sehr fruchtbaren Gegenden ob, und verdankt diesem seine große Wohlhabenheit, die auch die unerhörten Bedrängnisse des letzten unglückseligen Krieges nicht gänzlich haben vernichten können. Nach einer fast völligen, aus den Folgen der napoleonischen Kriege entstandenen Verarmung entwickelte sich dieser Wohlstand auf's Neue, als mit der Gestaltung des Freihandels unter Sir Robert Peel den Schleswig-Holsteinern ein willkommener Markt für die Erzeugnisse ihres Landes, Korn und Vieh, eröffnet wurde. Mehrere Häfen der Westküste senden jetzt sehr häufig reich beladene Dampf- und Segel-Schiffe nach Englands Gestaden ab, welche bedeutenden baaren Gewinn zurückbringen.

Ein Drittel der Einwohner wenigstens widmet sich indessen der Schifffahrt und es ist besonders das alte Volk der Friesen, aus welchem England und Dänemark von jeher gerne die Mannschaften ihrer Flotten rekrutirten. Theils als fernhin segelnde Schiffer, theils als waghalsige Fischer befahren sie die Meere, und es besteht das Leben, besonders der Bevölkerung an den Gestaden der Nordsee, aus einem fast beständigen Kampf um dies Daseyn selbst gegen ihre brausenden Fluthen. Aber Kühnheit und Gefahr sind das Erbtheil dieses Stammes, und nirgends werden thatkräftige Geistesgegenwart und kaltblütiger Muth mehr geschätzt als auf der See.

Der Drang nach Abenteuern und nach der fernen Welt draußen lebt oft schon früh in der Brust des Nordfriesen, aber fast immer zieht es ihn von den üppigen Landstrichen, an die ihn der kecke Kiel seines schwimmenden Hauses trägt, wieder zurück auf die theils so unwirthlichen Gestade seiner Heimath, um dort mit den Genossen seiner Jugend sein Alter in behaglicher Ruhe, jedoch umgeben vom Brausen des Nordmeers, hinzubringen, wie seine Väter und Großväter es thaten und wie seine Kinder und Enkel es nach ihm thun werden.

Die Insel Pellworm besteht aus tiefer Marscherde, welche im Sommer und bei trockener Witterung die Wege so fest und hart werden läßt, daß sie der besten Chaussee gleichen; dagegen werden sie im Winter oder bei fortdauernder Nässe so tief und morastig, daß das Fortkommen zu entfernteren Plätzen oft sehr beschwerlich und manchmal nur möglich ist. Mehr oder minder ansehnliche, fast immer aber schilfbedeckte Gebäude liegen auf erhöhten Plätzen, Werften genannt, und auch das Eigenthum Jens Barens erwies sich als ein solches. Da es dem Meere nahe war, so zeigten sich die es umgebenden Baumgruppen von Weiden und Buchen nicht so dicht, wie es bei andern mehr im Innern der Insel gelegenen Gehöften der Fall war.

Jens hatte sich nach der Weise seines Volkes schon als Kajütsjunge auf ein Schiff begeben, als er kaum noch dem Knabenalter entwachsen war, und auf weiten Reisen nicht nur an Europas Küsten seine Laufbahn von den untersten Stufen seines Standes durchgemacht. Nachdem er halb- und ganzbefahrener Matrose, Unter- und Obersteuermann gewesen, führte er jetzt als Kapitän selbst ein Schiff, welches in Hamburg seine Ladung gelöscht hatte und dort vor Anker lag. Länger als sonst gewöhnlich dauerte diesmal seine Anwesenheit in der Heimath; er hatte sein trautes Weib heimgeführt, welche die Seine zu nennen der langjährige Wunsch seines Herzens gewesen, und es war beschlossen, daß diese ihn auf seiner nächsten Reise, welche nach Havannah gehen sollte, begleiten und seine schmucke, blanke Brigg einstweilen mit ihm zu ihrem Aufenthaltsort nehmen wollte.

Jens Barens war nicht nur einer der bemitteltsten, sondern auch einer der tüchtigsten und wackersten der Söhne seiner Insel. Mary, gleichfalls eine rechte Tochter ihrer Heimath, fühlte keine Empfindung der Furcht oder des Unbehagens bei dem Gedanken an weite Meerfahrt. Ihr wie ihrem Manne war das nasse Element ein so gewohnter Boden wie der feste Erdgrund unter ihren Füßen, und jede Straße zwischen ihren Inseln ihnen so wohlbekannt wie irgend ein Landweg auf Pellworm es nur seyn konnte.

Kaum hatten die Heimgekehrten eine kurze Stunde unter dem schützenden Dach ihres Hofes — wie die einzeln auf dem Lande verstreut liegenden Häuser genannt werden — hingebracht, als sich der Wind mehr und mehr zu erheben begann und sich nach und nach so sehr verstärkte, daß er zu einem tobenden Orkan anwuchs. Nur zu bald bestätigte sich die Prophezeiung Tete Jessens, daß die Erbeuter der Vögel und Fische ihres Gewinns kaum froh würden, denn Jeder eilte so bald wie möglich mit dem ihm Zukommenden nach Hause, da die Unbill der Witterung so gestiegen war, daß man ein schützendes Obdach suchen mußte. Fast war die Mittagsstunde herangekommen, als Mary

aus dem Fenster blickend ein kleines, zweirädriges Fuhrwerk auf der Höhe des Deiches gewahrte.

„Es wird der Deichgraf*) seyn", bemerkte ihr Mann, welcher neben ihr stand.

Bald darauf kam der kleine Wagen den Deich herunter gefahren und hielt wenige Minuten später auf der Werfte vor dem Gehöfte. Ein kräftiger untersetzter Mann, welcher wohl die Hälfte der fünfzig hinter sich haben mochte, stieg aus und wurde mit biederm Handschlag von Barens und mit freundlichem Lächeln von Mary empfangen.

„Ihr seyd lange ausgeblieben, Herr Deichgraf", sprach Jens.

„Gewiß, Vater", fügte seine Frau hinzu, „ich habe fast gefürchtet, daß der heftige Wind Euch und Euern Wagen von oben herunterwehen möchte, und Ihr Schaden nehmen könntet."

„So schnell geht es noch nicht", versetzte der Angeredete lachend. „Ich habe kreuz und quer und rund um die Insel fahren müssen, denn es gab gar Vielerlei zu bedenken und zu besorgen, was ich mit den Rathleuten überlegen mußte. Der Deich ist jetzt erst in gutem Stande und ich denke, daß er sich heute und bei manchem andern tüchtigen Sturm noch gut bewahren wird."

Der Angekommene, welcher Inger Romsen hieß, legte seine Reisekleider ab und machte es sich häuslich bequem. Mary deckte ein schneeweißes Tuch über den Tisch und bald war ein schmackhaftes Mahl aufgetragen, von welchem der Ertrag des gestrigen Tages die Hauptbestandtheile lieferte. Jens erzählte von den Scherzen und Begebenheiten der beiden verflossenen Tage, und das unregelmäßige, scharf gezeichnete, von dem Einflusse mancher unfreundlichen Witterung dunkel geröthete Antlitz erhellte sich mehr und mehr bei der lebendigen Unterhaltung. Auch die köstliche Auster, von welcher sich manche Bänke an den Riffen dieser Inseln finden, sowie süße, scharfgewürzte, eingemachte Früchte, welche Jens von einer Reise nach Ostindiens glühender Zone heimgebracht hatte, fehlten nicht zum Dessert.

„Habt Ihr kein Segel auf der See gesehen gestern?" fragte der Deichgraf im Fortgang des Gesprächs.

„Mancher Fisch-Ever und einige Torfschiffe kreuzten an uns vorüber; die Dampfer, welche noch die letzten Badegäste von Helgoland und Föhr abholen, kamen uns diesmal nicht in Sicht. In äußerster Entfernung aber sahen wir einen Engländer, welcher vermuthlich nach London von Tönning an der Eider geht, um Vieh und Getraide abzuliefern." versetzte Jens Barens.

„Das ist sehr möglich", versetzte Inger Romsen. „Ich fuhr in der vorigen Woche nach Husum, wo der große Ochsenmarkt war, zu welchem aus Jütland und aus beiden Herzogthümern von nah und fern das junge Vieh geschickt wird, und ritt von da auf der Chaussee nach Tönning. Dort ist jetzt ein munteres Leben; große hölzerne Viehställe sind am Binnendeich nahe dem Ufer der Eider aufgebaut, wo die Massen von Ochsen, Pferden und Schafen untergebracht werden, die aus der ganzen Landschaft Eiderstedt herangetrieben worden sind und auf die Einschiffung nach England warten. Auch von Diethmarschen herüber bringen sie in den großen Fährbooten ihr Vieh über die Eider, denn es ist noch bequemer und bringt mehr ein, es nach Hull oder London, als wie früher nach Hamburg an den Markt zu schicken. Fünfmal wöchentlich gingen beladene Dampfschiffe von dort über die See und Jung und Alt radebrechte dort am Eiderufer wohl oder übel englisch, so daß einem die Ohren davon gellten."

„Sie müssen dort so gut wie hier mit aller Welt verkehren, die zu Schiffe von fern und nah herangesegelt, und helfen sich so gut sie können," entgegnete Barens.

„Doch habe ich Euren Engländer nirgends bemerkt, als ich auf dem Deiche fuhr," fügte Romsen hinzu.

„Er wird wohl nicht mehr in Sicht seyn und hat sich wahrscheinlich um die Insel herumgemacht; vorher ist er aus der Eider herausgesegelt. Die Sandbänke dort lassen eben so wenig mit sich spassen, wie die Riffe hier in der Gegend", bemerkte Barens.

Bald kam die Zeit heran, wo Mary den Kaffee brachte und Jens dem werthgehaltenen Gast eine Cigarre darbot, welche er im vorigen Jahr in der Havannah selbst eingekauft hatte.

Inger Romsen gehörte zu den Seeleuten, welche die Jahre ihrer Jugend und ihres reiferen Mannesalters auf näheren oder ferneren Fahrten, die oft reichen Gewinn abwarfen, hinbrachten, wie noch jetzt Jens Barens und so manche seiner Landsleute es thaten. Endlich verzichtete er auf größere Seefahrten, doch vermochte er den ihm tief eingepflanzten Thätigkeitstrieb noch immer nicht zu bezwingen, sondern warf sich mit erneutem Eifer auf das Studium der Wasserbaukunst, einer Wissenschaft, welche von manchem der Eingbornen jener Küstenstriche mit vielem Eifer in der Theorie und Praxis erlernt und geübt wird. Als nach wenigen Jahren sein bejahrter Vorgänger im Amte starb, wurde Inger Romsen in Anerkennung seiner allbekannten Tüchtigkeit und Geschicklichkeit einstimmig zum „Deichgrafen" erwählt. So kämpfte er also in seinem gegenwärtigen Berufe zu Lande gegen die Gewalt der Fluth, wie er es früher auf der See selbst gethan hatte.

Mary gab ihm den Namen Vater und behandelte ihn mit der Aufmerksamkeit und zärtlichen Fürsorge einer Tochter. Dennoch war er weder ihr Vater noch der Vater ihres Mannes. Weßhalb mochte sie sich veranlaßt fühlen, ihm diese zuthunliche Benennung angedeihen zu lassen?

(Fortsetzung folgt.)

Loses Volk bei den Völkern.

Zur vergleichenden Charakteristik der nationalen Unarten.

In jedem Lande gab es von jeher eine Klasse Leute, welche sich in unaufhörlicher Auflehnung gegen die allgemeine Ordnung in jeder Lebensweise befindet. Der gemeinsame Grundzug bei Allen ist der Hang zu dem Müssiggehen, die Abneigung gegen ein ernstes Geschäft, und daneben das Verlangen nach Abwechslung und Aufregung. Sie wollen eben lose Vögel

*) Deichgraf ist die Benennung des Beamten, welcher die Beaufsichtigung der Deiche, die Anordnung der zur Unterhaltung derselben nothwendigen Arbeiten ꝛc. besorgt.

bleiben, es widerstrebt ihrer Natur, sich festschmieden zu lassen. Verwirrung zu stiften, allerlei Streiche zu üben, zu raufen und zu lärmen und Muth und Witz zu zeigen, ist die Lust ihres Lebens. Je bewegter das öffentliche Leben in einem Lande ist, um so einflußreicher treibt sich dies Völkchen in ihm hin und her; aber auch der ärgste Druck von oben, die nasenweiseste Polizei kann es nie ganz todt machen. Es kann allen Parteien angehören, jedoch in jeder bleibt es seinem Charakter getreu, nicht konservativ zu seyn. Wo ein laues Klima hinzukommt, schwillt diese Volksart zu Massen an, dort ist sie aber auch am meisten träge. Es versteht sich, daß gerade diese Klasse die nationalen Unarten ihres Volkes am vollständigsten in sich aufnimmt und am meisten frisch und sorglos an den Tag legt. Ein kurzer Ueberblick wird uns auch von dieser Seite die Volkscharaktere in ihrer Verschiedenheit vorführen.

Am wenigsten kräftig tritt das bezeichnete Element zu Tage bei den Russen. Das russische Volk hat zwar Laune, aber die jungen Burschen haben keinen Muth, einen rechten Streich zu wagen. Die eiserne Zucht hält den Uebermuth nieder, er macht sich in kleinen Schelmereien und diebischen Streichen Luft, bei deren Ausführung der Thäter sich leicht wieder ins Dunkle verkriechen kann. Hat der gemeine Russe einmal Geld und Muth, so geht er zum nächsten Branntweinladen, läßt sich für seinen ganzen Reichthum auf einmal in einen Becher schütten und trinkt ihn auch sofort in einem Zug hinunter. Dann wankt er stillselig, soweit als ihn die Beine tragen wollen, und fällt hin, wo er gerade zu liegen kommt.

Desto stärker macht sich jenes Element bei den Polen bemerkbar, jedoch weniger auf den Straßen als in den großen Gesellschaften und an öffentlichen Vergnügungsorten, da aber auch breit, stürmisch und roh genug. Im Polen steckt unverwüstlich etwas vom flotten Burschen, nicht gerade Geist und Witz, aber ein angeborner Hang, in Gesellschaft lustig zu leben, zu wagen und sich zu ruiniren. Freilich die letzten zwanzig Jahre haben seinen frohlichen Muth gewaltig gedämpft. Die übrigen Slawen ähneln meist den Russen.

Die Erziehung des jungen Türken ist zu strenge und zu sehr darauf bedacht, in ihm das Gefühl seiner Würde zu erwecken und strengen Anstand in Gang, Wort und Miene hervorzurufen, als daß er sich jemals der Oeffentlichkeit Preis gäbe. Tritt er ins Volk, so ist er entweder voll Ruhe und gemessenen Ernstes, oder grob und unverschämt.

Bei den andern Orientalen ist das öffentliche Leben, so sehr es sich auch auf den Straßen bewegt, doch noch ärmer an Gehalt, es ist wie bei den Türken der genossenschaftliche Trieb bei ihnen zu schwach. Sie liegen alle gern in der Sonne und hören und bedenken mit Behagen ein witziges Wort oder einen schlauen Handel; aber immer ist es nur der einzelne, der seine Streiche macht, und dem ein Schwarm nachläuft.

Wir wenden uns zu den nordeuropäischen Völkern. Bei ihnen ist es zu kalt, als daß man gewohnt wäre, sich viel auf den Straßen umherzutreiben. Aber die Anlage, kecke Geschichten mit Freunden und Genossen zu unternehmen, ist da, sie vertheilt sich nur in kleinere Kreise und Gesellschaften.

In Deutschland treffen wir auf dieselben Charakterzüge wie im germanischen Norden, nur ist bei uns doch noch mehr Leben. Der Korporationstrieb, der sich im Mittelalter zu so herrlichen Blüthen entfaltete, ist noch immer in unserem Volke regsam; hätte er freien Raum sich zu entwickeln, so würde er zwar erst noch ein paar Flegeljahre durchmachen, dann aber sich entschieden zum Landesbesten hervorthun. Bezeichnend für die Deutschen, welche die Dinge des wirklichen Lebens gerne in Maß und Ordnung bringen, ist es, daß sie ihrer gebildetern Jugend Ort und Zeit bestimmt angewiesen haben, wo sie sich austoben soll, das sind die drei Jahre auf den Universitäten, wo der jugendliche Uebermuth eine Art Zunftrecht hat. Was außerhalb der Universitäten von den jungen Leuten, wo z. B. eine Schaar von Referendären, Offizieren, Architekten, Forst- und Bergleuten, jungen Kaufleuten, und vorzüglich von Künstlern und Handwerksburschen beisammen ist, an Streichen der Art, an lärmenden Gesellschaften und Aufzügen aufgeführt wird, mag für die Jahreskronik jeder Stadt noch immer einen Beitrag liefern. Im Ganzen aber sind wir Deutschen eben ein bürgerliches Volk, jene Streiche bleiben bei uns in den Gränzen bestimmter Kreise und greifen nicht, wenigstens nicht als tägliches Brod, ins ganze Volk hinein; man betheiligt sich nur eine Zeit lang daran und nimmt Abschied davon, sobald man ins Amt oder Geschäft kommt.

England besitzt noch eine wirkliche Aristokratie und diese hat noch regelmäßige monatlange Zusammenkünfte in London. Hier stellt sich daher auch eine bedeutende Anzahl junger reicher Müßiggänger ein, welche Zeit und Geld zu allerlei Dingen haben, und bei den Vorzügen ihrer gesellschaftlichen Stellung geneigt sind, Alles sich zu erlauben. Boxen ist eine Lieblingsbeschäftigung, und der periodisch sich erneuernde Wahlkampf eine Aufforderung, Kraft und Uebermuth auch auf der Straße zu zeigen. Die jungen Adeligen vergnügen sich, wenn sie Nachts aus den Klubs oder Gesellschaften kommen, mit Lärmen und Schreien, Laterneneinwerfen, Thürklopferabdrehen und schließlichem Nachtwächterklopfen, es gilt davon das bekannte Göthe'sche Wort: wenig Witz und viel Behagen. Die jungen Kaufleute und Schreiber ahmen ihnen darin gern nach, so steif sie auch bei Tage den Kopf zwischen den steifen Hemdkragen halten. Bei Aufzügen und Demonstrationen, wie z. B. für Kossuth und gegen den Papst, befinden die Anstifter sich nicht selten in den Reihen der jungen Aristokratie. Das englische Volk in Masse hat keine Neigung für Lärmen und Leben auf den Straßen, aber die außerordentliche Menge, welche auf der Insel vom kleinen und ungewissen Verdienst lebt, stellt täglich Heere von solchen Leuten, welche nur eines Antriebs bedürfen, um hierhin und dorthin zu rennen und Unfug zu treiben; die in England merkwürdig zahlreichen Gilden der kleinen Straßenbuben sind dabei immer am ersten zur Hand. Am bewegtesten ist dieses Volk des Abends mit dem Dunkelwerden, namentlich des Samstags, wo die Fabrikarbeiter die Wochenlöhnung empfangen, bei den Wahlschlachten und in der Nähe der Standlager der Matrosen.

Man kennt das Volk in England immer nur theilweise, wenn man es nicht auch einmal einen ganzen Abend bis in die Nacht hinein auf den Straßen ge-

sehen hat. Immer stärker schwillt diese Bevölkerung, welche in solcher Weise Verdienst und rohe Aufregung sucht, in England an durch das wälsche und gälische Element, welches noch in Großbritannien herbergt.

Da ist zuerst der Irländer; trinken, rauchen, lieben das sind alle seine Gedanken, für Nahrung, Kleidung und Wohnung thut er nur das Allerdürftigste, er hat stets Laune, stets Zeit zu unnützen Streichen. „Junge, ich hab dich so lieb, ich möchte dich gleich niederschlagen", ist ein brüderlicher Zuruf, den man vom fröhlichen Irländer oft hört.

Der Schotte ist in der neuern Zeit zu industriös, zu geizig und kleinlich geworden, als daß er sich so leicht die Zügel schießen ließe.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

In England kamen vor einigen Tagen 15 Australier an, die Passagiere des „Condor" gewesen waren. Der „Condor", ein stattliches Schiff von 900 Tons, segelte am 11. April mit 60 Passagieren, einer großen Quantität Wolle und 22,000 Unzen Gold, aber nicht vollständiger Bemannung von Melbourne ab. Die Matrosen hatten doppelte Arbeit, kamen aber glücklich um das gefährliche Cap Horn. Gerade als der „Condor" die Linie passiren wollte, gerieht die Wollenladung, da sie in feuchtem Zustande gepackt und nicht fest genug gepreßt worden war, von selbst in Brand. Das Feuer griff rasch um sich, und spottete aller Anstrengung zum Löschen. Die Lage war eine verzweifelte; 100 Seelen und nur zwei Rettungsboote an Bord. Gegen Mittag war das Feuer ausgebrochen, und erst gegen Abend zeigte sich ein Segel am Horizont. Der Wind wehte nicht zu stark, obwohl die See hoch ging; so kam das Segel, ein französischer Kauffahrer, bald dem „Condor" nahe, und das Feuer glimmte und glühte, ohne in helle Flammen auszubrechen. Aber der Franzose fuhr neben dem brennenden Schiffe her und machte keine Miene, zu helfen, bis endlich um Mitternacht Mannschaft und Passagiere, mit nichts als den Kleidern am Leibe, in zwei Boote stiegen und sich an Bord des Franzosen retteten. Später half der französische Kapitän auch die 22,000 Unzen Gold retten. Als der Kapitän des „Condor" den Reigen der Flüchtlinge schloß, ergriff die Flamme den Mast und das Takelwerk, und nach wenigen Stunden war das Schiff bis an den Wasserrand verzehrt. Der Franzose steuerte nach Pernambucco und beansprucht 20,000 L. Bergegeld.

•

Paris, 12. Juli. Die Blätter erzählen aus Tarascon (Arriége) einen merkwürdigen Vorfall, den Kampf einer Natter und einer säugenden Frau. Marie Jauze, eine Pächterin des Orts und Mutter eines neugebornen Kindes, reinigte ihre Wäsche an den Ufern der Arriége; plötzlich drang ein dumpfes Sausen an ihr Ohr; doch fuhr sie in ihrer Arbeit fort, bis sie auf einmal eine über 4 Schuh lange Natter an sich sah, die zu ihren Brüsten durchzudringen suchte, durch den ausströmenden Geruch der Muttermilch angezogen. Da ihr dies nicht sogleich gelang, biß sie in ihrem Zorn ihr Opfer und ringelte sich um den Hals der erschreckten Frau. Länger suchte diese vergeblich, sich von dem Thiere loszuwinden; erst bei einer gewaltigen Kraftanstrengung gelang es ihr, die Schlange fortzuschleudern. Von Neuem stürzte sich diese auf sie los, und erst ein herbeigeeilter junger Mann wußte die Frau gänzlich zu befreien. Sie hatte einen schweren Biß und zahlreiche unbedeutende Stiche erhalten.

•

• Die zum Kartellverbande gehörenden deutschen Bühnen, deren Bevollmächtigte in Leipzig kürzlich tagten, haben auf diesem Kongresse, der sonst ziemlich resultatlos geblieben seyn soll, festgestellt, daß für das beste Bühnenstück ein Preis ausgesetzt werde, und dasselbe außerdem noch von allen zum Kartellverbande zugehörigen Bühnen, die sich zu seiner Aufführung von vorn herein verpflichten, besonders honorirt werden soll.

(Korr.-Bureau.)

• Lenztag.

O Natur, du ewig junge! —
Wie der Mutter blaues Auge
Blickt dein Himmel auf mich nieder:
Daß ich Trost und Freude sauge,
Neue Kraft zu leben wieder! —

Kann die kleine Sorge nahen,
Wenn die Erde so umflüstert
Von des Himmels Wundersagen;
So, dem Göttlichen verschwistert,
Wird voll Lust durch's All getragen? —

Spielt um sie nicht Gottes Sonne;
Glüht sie nicht im reinsten Prangen?
Lächelnd, wie von Mutterarmen
Mild und liebvoll umfangen,
Muß sie kindlich froh erwarmen!

Höher schlagen ihre Pulse, —
Angeregt zu frisch'rem Leben —
Aufgerafft, in kühn'rem Triebe
Feu'riger sich zu erheben,
Wacht sie auf am Strahl der Liebe!

Ihre tausend Lebensfäden
Die durch's Reich der Wesen gehen;
Wundervolle Freudenquellen!
In den Tiefen, in den Höhen,
Jubelnd ihre Strömung schwellen!

Weit und lichtvoll wird die Seele,
Wie der Himmel, der ihr winket:
Und wenn so in's tief'ste Wesen
Dieses Zaubers sie versinket,
Muß sie jedes Gram's genesen. —

Margaretha Adelmann.

•

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 59. Sonntag, den 24. Juli 1853.

Die Sturmfluth auf Pellworm.

(Fortsetzung.)

Später holte Jens einige Seekarten herbei, welche er selbst an Bord seiner Brigg aufgenommen hatte. Dann auch zeigte er den Gast sein Schiffstagebuch, welches er auf seiner letzten Fahrt nach Spanien geführt. Bei dieser Unterhaltung, an welcher auch Mary angelegentlich Theil nahm, da sie sich mit einer Näharbeit den Männern gegenüber gesetzt hatte, vertieften sich Alle dergestalt, daß allgemach die Stunde des Sonnenunterganges heran kam, ohne daß sie den Fortschritt der Zeit beachteten. Eben so wenig widmeten sie dem Geräusch, welches der immer heftiger werdende Wind machte, irgend eine besondere Aufmerksamkeit. Dieser brauste mit wildem Geheul über die See daher und dazwischen machte sich der Donner der Brandung bemerklich, welche gegen das Ufer raste; dann wieder wurde das Aechzen der Bodenlucken vernehmlich, durch welche er sich einen Weg zu bahnen suchte; heulend pfiff er durch den Schornstein und Thüren schlugen klappernd zu. Die Bäume, welche das Gebäude umgaben, wurden hin- und hergerissen, als sollten ihre mannsdicken Stämme geknickt werden wie Rohrstäbe. Plötzlich rollte ein Schuß über das Wasser. Die Männer fuhren empor. Jens holte rasch das Fernrohr, welches auch am Tage zuvor in der Schaluppe so gute Dienste gethan hatte und welches nun auf einer blank lackirten Kommode neben einem Kompaß seinen Platz gefunden. Da indessen der Deich die Aussicht aus dem untern Zimmer beschränkte, so eilte man die Treppe hinan zur Bodenkammer. Hier stieß Barens rasch eine der Dachlucken auf und legte das Fernrohr an's Fenster, durch welches er lange und aufmerksam hindurchsah. Dann richtete er sich auf und der Deichgraf legte mit gleichem Interesse das Auge an das Glas. Jens sprach: „Es ist richtig der Engländer von gestern. Er muß von dem Sturm wieder zurückgeworfen seyn und wird jetzt auf der Klippe sitzen."

„Es wird hart dort hergehen, denn der Nord bläst gar gewaltig über die See daher. Sie müssen in großer Noth seyn", sprach Inger Romsen, als er nach einer Pause gleichfalls sein Auge von dem Fernglase zurückzog.

„Wir müssen hinaus und ihnen helfen", rief Jens eifrig.

„Ganz recht, ich bin dabei", erwiderte der Deichgraf.

Die sämmtlichen Bewohner des Hauses hatten bisher dem furchtbaren Aufruhr der Elemente ringsum durchaus keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt; es waren zwar die nöthigen Vorsichtsmaßregeln nicht versäumt worden, sonst aber betrachtete man diesen wie eine gewohnte, oft erlebte Naturerscheinung, welche vorübergehen würde, wie sie entstanden sey. Von dem Augenblick aber, da man wußte, daß ein schwimmendes Gebäude draußen hart bedrängt sey, daß Eigenthum und Menschen auf ihm arg bedroht würden, nahm er das Interesse der Seemänner unbeschränkt in Anspruch. Beide eilten wieder hinunter. Der Deichgraf band seinen Hut auf dem Kopfe fest, eine Vorsichtsmaßregel, welche wohl angewendet war, und rief der jungen Frau zu:

„Wir gehen hinaus auf die See mit der Schaluppe; der Engländer da draußen muß hart kämpfen und will Hülfe haben."

„Gut, Vater, ich weiß, du bleibst nie zurück, wenn es gilt", sagte Mary lächelnd.

„Ich denke, ich weiß Steuer und Ruder noch so gut zu führen, wie irgend Einer", entgegnete der Angeredete.

„Die Jungen werden gleich flott seyn; wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn wir noch mit der Fluth fort wollen", rief Jens jetzt, welcher schon auf dem Deiche gewesen war und wieder zurückkehrte.

Auf der Flur des Hauses lagen Haufen von Rudern, Segelstangen, aufgerollten Segeltüchern und dicken Tauen. Romsen eilte hinaus, ergriff eines dieser Ruder und trug es den Deich hinan. Barens machte sich gleichfalls zur Abfahrt fertig. Seine Frau trat zu ihm, umschlang seinen Hals und rief, während Thränen über ihre Wangen rollten:

„Gott sey mit uns, Jens. Es soll ein Unglück diese Nacht geben. Wenn du nicht wiederkämst — ich überlebte es nicht."

„Sey frischen Muthes, liebes Herz", rief ihr Gatte, welcher ihre Liebkosungen zärtlich erwiderte. „Keiner geht zu Grunde, ehe es ihm bestimmt ist, und das Dach unsers Hauses kann so gut über uns zusammenbrechen, wie die See uns verschlingt. Rüste dich nur auf Gäste, denn ehe der Morgen tagt, bringe ich dir, so Gott will, Manchen dort von dem Engländer mit heiler Haut hier an's Land."

„Gott gebe es!" entgegnete Mary, welche die frohe Zuversicht ihres Mannes in sich aufzunehmen bemüht

war. Noch eine Umarmung und ein warmer Händedruck und auch Jens eilte hinaus, indem er eine Rolle dicken Segeltaues im Arm mitnahm.

Zwar bebte Mary's Herz bei dem Gedanken an die Gefahr, welcher diese ihr so nahe stehenden beiden Männern freiwillig entgegengingen, aber keinen Augenblick stieg der Wunsch in ihr auf, daß ihr Gatte oder der Mann, welchen sie Vater nannte, sich dieser tödtlichen Gefahr entziehen solle, und selbst bei diesem Abschied, welcher der letzte hienieden seyn konnte, betrachtete sie diese Sache nur als etwas, was sich ganz von selbst verstände, was von jeher so gewesen sey und auch immer so bleiben müsse.

Auf der Höhe des Deichs hatten sich etwa zehn bis zwölf Insulaner versammelt, von denen die meisten Theilnehmer der gestern beendigten Meerfahrt gewesen waren. Sie waren es gewohnt, bei allen Gelegenheiten, welche besonders den Muth, die körperliche Gewandtheit herausforderten, stets zuerst auf Jens Barens zu blicken, da dieser sich immer als der Erste und kühnste bei jeder, auch der mißlichsten Unternehmung, an ihre Spitze zu stellen pflegte. Sein Eigenthum die Schaluppe, in welcher die letzte Lustfahrt gemacht wurde, hatte man gestern aus der kleinen Bucht, welche das Meer hier bildete, auf's Trockene gezogen und an einem in die Erde befestigten Pflock gebunden. Schnell wurde diese auf Barens Wink wieder in's Wasser geschoben und segelfertig gemacht. Noch war diese Arbeit nicht beendigt, als Inger Romsen mit lautem Gruß unter seine Landsleute trat. Dieser stand gleichfalls wegen der vielen Erfahrungen seines früheren, sturmbewegten Seelebens in hohem Ansehen unter ihnen und seine Tüchtigkeit hatte manchem der jüngeren Insulaner zum Vorbilde gedient. So wurde er auch heute mit fröhlichem Willkommgruß von den Versammelten empfangen.

„Der Deichgraf fährt auch mit — der wird eine gute Hand mit anlegen — frisch vorwärts — hurrah die Segel bei! Hollah — Ahoi!"

Mit diesem Ausrufe war die Schaluppe im Wasser. Alle sprangen hinein. Man hörte, dumpf das Geheul der Brandung übertönend, einen zweiten Schuß. Jetzt kam auch Jens Barens zum zweiten Male von der Höhe des Deichs herunter. Auf der weiten, mit grünem Rasen bedeckten Fläche des Außendeichs unterschied man nur einen größern, bestimmten Punkt. Auf einem umgestürzten kleineren Boote saß Tette Jessens, das alte blasse Gesicht starr auf die wild-empörte Fläche gerichtet. Jens mäßigte unwillkürlich seinen eiligen Schritt, als er dicht an ihm vorüber kam. Der Alte sprach dumpf:

„Die See brüllt und will ihr Opfer haben. Der Engländer kommt nicht durch."

„Hoho, Tete Jessen, alte Unke, thätest besser noch jetzt auf den Fischfang zu fahren wie vor Zeiten, als da sitzen und allerlei Unheil zu prophezeien. Wenn der Dampfer einmal scheitern muß, so ist es ja gut, wenn es unser Strand ist, der gesegnet wird. Hast früher auch manches Strandgut für dich geborgen und warst gar nicht übel zufrieden, wenn dergleichen so von Gottes- und Rechtswegen dir zufallen konnte."

Diese keck Zurechtweisung kam aus dem Munde Boy Harders, jenes derben Insulaners, welcher die Beute der letzten Unternehmung bewacht hatte und heute wieder einen andern derartigen Gewinn zu erlangen hoffte. Er folgte Jens dicht auf dem Fuße nach. Dieser letztere nahm nun den Platz am Steuer ein, während Romsen sich dicht an die Segelstange stellte und mit angestrengten Sinnen auf die leiseste Veränderung des Luftzugs achtete, welche möglicher Weise zum rascheren Fortkommen des Fahrzeugs benutzt werden konnte.

Da der Wind keineswegs günstig war, sondern seitwärts an der Insel vorübersauste, so hatten die Schiffenden den Strom gegen sich und nur die beginnende Ebbe machte es möglich, kreuz und quer lavirend, überhaupt dem Ziele der Fahrt nach und nach näher zu kommen. Die Insulaner waren daher genöthigt, einen fast zwölffachen Umweg einzuschlagen, und schon waren drei Stunden verflossen, ohne daß sie mit den angestrengtesten Bemühungen das fremde Schiff hätten erreichen können. Während dieser ganzen Zeit wurde die Jolle bald im jagenden Fluge die ungeheuern Wogenberge hingeschnellt, bald jäh von ihnen in die gähnenden Tiefen gerissen, und oft genug überflutheten heranrollende Wellen mit ihrem weißen Gischt das kleine Fahrzeug, indem sie über dessen Verdeck schlugen. Längst durchnäßt waren alle darin Befindlichen und endlich wurde es nöthig, das Wasser durch einige mitgeführte Eimer auszuschöpfen. Während dieser schauerlichen Stunden indessen, in welchen jede Minute die dringendste Todesgefahr mit sich brachte, sah man kein einziges Zeichen der Furcht bei den sämmtlichen Insulanern; keiner äußerte auch nur ein einziges Wort, welches den Wunsch ausgesprochen hätte, umzukehren und das Unternehmen aufzugeben.

Jens Barens hielt das Steuer so fest in der nervigen Hand, und schaute so unbewegt auf die wild empörte Fläche ringsum, als lächelte sie so heiter, wie in den vergangenen Tagen; Inger Romsen raffte oder entfaltete das Segel so behende und seine Bewegungen waren so gelassen, als tanze die Schaluppe bei bloßem Windsäuseln auf ebener Meeresfläche dahin und die Ruder folgten so genau seinem ruhigen, lautschallenden Kommandowort, als lägen sie einer Uebung ihrer Geschicklichkeit zum Zeitvertreibe ob. Wiederholte Schüsse rollten über die See in immer kürzeren Zwischenräumen; sie gaben die schauervolle Kunde von dem immer dringenderen Nothstande der Schiffbrüchigen. Plötzlich aber verstummten sie ganz und auch von der Rauchwolke, welche früher aus dem Schornstein emporstieg, sah man keine Spur mehr. Lange war schon die Dämmerung des Abends der Dunkelheit gewichen und nur halb wurde diese durch die helle Schaar der Gestirne erleuchtet, welche auf ihrer ewigen, schimmernden Bahn heraufgezogen waren und in unwandelbarem Strahlenglanze auf das Toben der irdischen Elemente und auf die Noth der Kinder des Erdenstaubes herabsahen, die von diesen bedrängt wurden.

Endlich war man bis auf eine Länge von etwa zwanzig Schritt herangekommen. Das Dampfschiff hatte fast alle Segel und das meiste Tauwerk eingebüßt; zudem war das Steuer weggerissen worden, so daß ersteres als ein willenloses Spiel des Sturms hin- und hergeworfen war, doch standen die Masten noch. An diese sowie an die Reste des Tauwerks sah man Menschen geklammert, welche laut um Hülfe riefen; dazwischen erschallte das angstvolle Brüllen

der Zugthiere, das jammernde Blöcken der Schafe, das Krähen und Schnattern des Federviehs, welches alles seine Behausung in den Räumen des Dampfschiffs gefunden hatte, um in England an's Land gebracht zu werden.

Wie Jens Barens richtig vermuthete, so war dies Letztere auf eines der hier befindlichen Riffe gerathen, auf welchem das Hintertheil so fest saß, daß es selbst der Wucht der herandringenden Fluthen bis jetzt nicht gelungen war, es wieder flott zu machen. Jens hatte nicht unterlassen, ein Sprachrohr, welches in einem der in seinem Wohnzimmer befindlichen Glasschränke wohlverwahrt lag, mit in die Jolle zu nehmen. Dies ergriff Boy Harder nun und rief mit einer Stimme, die so verstärkt war, daß sie alles Geräusch ringsum übertönte: „Was gebt Ihr für die Rettung?"

(Fortsetzung folgt.)

Loses Volk bei den Völkern.

(Fortsetzung.)

Der Waleser ist ein ähnlicher Mensch, doch wird sein Naturell immer stiller. Sieht man ihn aber in seinem Heimathlande auf Jahrmärkten und mancherlei andern Volksfesten, welche sich in den Bergen von Nordwales noch erhalten haben, so merkt man leicht die Neigung, Rudel zu bilden und im Rudel blind mitzulaufen. Es ist hier, wie bei dem Irländer und Schotten, nicht die Genossenschaft, welche nach der Art der germanischen Völker ein Abenteuer erst gehörig überlegt und dabei Jeden zu Wort kommen läßt, sondern es ist vorzugsweise immer der Einzelne, dem auf einmal einfällt, den Uebrigen etwas vorzutanzen, oder ihnen sonst einen Antrieb zu geben, und welchem dann die Uebrigen jubelnd und schreiend, Einer den andern überlaufend, nachfolgen.

Aehnliche Züge bemerkt man bei den Gascognern in Frankreich und den Basken in Spanien.

Wie ist es bei den Völkern romanischer Zunge, wo das milde Klima dem angebornen Hange zu dem müßigen Schlendern entgegenkommt? Der Franzose eilt, wo immer ihn etwas Neues lockt, auf die Straße und gibt sich gern ohne viel Nachdenken dem Antrieb hin, der dort auf einmal alle Leute überfällt. Das Stichwort für den Tag, für die Stunde kommt, man weiß nicht wie, irgend woher geflogen, und plötzlich ist es in aller Mund und Stimmen, und Hände sind geschäftig, es auszudrücken. Der Auflauf, die Revolution, überfällt die Leute wie ein Schwindel, Alles eilt und drängt, irgend ein Resultat zu sehen, und ist es erreicht, folgt erst das Bedenken. Ich weiß nicht, wer von ihnen einmal spottend sagte: „Die Franzosen sind wie die Affen, die emsig und eifrig von Ast zu Ast steigen und, sind sie oben auf des Baumes Wipfel, das Gesäß weisen" Man muß über den Vergleich lachen, aber ein wenig Wahrheit ist darin. Leichtblütiges Volk, welches irgend einen Gedanken, einen Wunsch, etwas, das gleichsam in der Luft schwebt, auffaßt und den ersten Ruf ausstößt, findet sich immer auf den öffentlichen Plätzen, in den Kaffeehäusern, auf den Straßen. Da ist zuerst die große Menge junger Leute aus den wohlhabenden Familien, welche gewohnt ist, den besten Theil des Tages sich an öffentlichen Orten aufzuhalten, sowohl die eigentlichen Nichtsthuer als Studenten, junge Advokaten, Künstler, Aerzte und die Zahl von Publizisten. Das ledige Umherschlendern währt bei den jungen Männern in Frankreich länger als in Deutschland, weil sie einmal an die Vorstellung gewöhnt sind, daß eine Familie auch ein Haus machen, oder doch viel brauchen muß, und daher erst dann ernstlich daran denken, den eigenen Heerd zu errichten, wenn die Einkünfte schon fest und nicht mehr klein sind.

Auf diese gebildete Klasse, die in den französischen Städten den auch für den Durchreisenden bald bemerkbaren Theil der Bevölkerung abgibt, hören die viel zahlreicheren Haufen von alten und jungen Handwerkern, Fabrikarbeitern und Handlangern, welche ebenfalls zum eigenen Geschäft nicht kommen, oder die Fesseln des Hausstandes scheuen. Der Pariser Gamin wie der Pariser Flaneur hat seine Schattirungen an allen Orten, auch auf den Dörfern hält sich stets ein Häuflein zusammen, das den Ton angibt. Die Mehrzahl aus ihnen besteht zwar aus jüngern Leuten, aber ein nicht kleiner Theil gehört auch dem reiferen Alter an. Bemerkenswerth ist, daß bei den Franzosen diese Art Leute weniger darauf ausgeht, sich unter einander Streiche zu spielen, als sie unwillkürlich stets die Neigung hat, vor die Oeffentlichkeit zu treten, und die ganze Bevölkerung der Stadt und des Dorfes zu erregen. Der Drang, sich sehen zu lassen, ist bei den Franzosen auffallend stark. Es kommt einem seltsam vor, wenn in einem sonst nicht gekünstelten Gedichte von Alfred de Musset, welches Freiligrath übersetzt hat, der Franzose, wo er die süßeste verschwiegene Schäferstunde schildern will, immer schreit: „O seht her, seht her, wie thut mein Schätzchen dies, wie thut sie das.

Bei den Spaniern ist zwar die Zeit der Mantel- und Degenstücke, welche die Abende und Nächte unter den Balkons spielten, vorbei, aber die alte Abenteuerlust ist keineswegs ganz erstorben, der Held und Matador findet immer noch leicht die Schaaren, die ihm nachziehen, und seitdem die bürgerlichen Kriege sie nicht mehr beschäftigen, sind es politische Reibungen. Es gibt in Spanien noch immer eine zahlreiche Klasse Menschen, welche zwar nicht ganz so sorglos wie ihre Genossen in Italien in den Tag hineinleben, jedoch ihre Bedürfnisse von einem unglaublich kleinen und ungewissen Verdienst sich verschaffen. Auch die stehende Figur der alten spanischen Romane, der arme Hidalgo, fehlt nicht, er ist etwas Nationales bei den Spaniern, weil dort Armuth und Stolz so häufig zusammen sind, der Hidalgo hat heutzutage einen schäbigen Frack angezogen, seinen malerischen Filzhut aber hat er behalten.

In keinem Lande Europas jedoch mehrt sich die unruhige Bevölkerung, welche von ernsten Banden des Familien- und Geschäftslebens nicht umfaßt wird, so sehr als in Italien. Sowohl durch Nachkommen des alten Adels, als durch Söhne aus angesehenen Bürgerfamilien nehmen solche Schaaren zu, sey es, daß jene in der Revolution ihre Stelle verloren haben, oder daß ihnen als politisch Mißliebigen die Aemter verschlossen sind, oder daß sie selbst aus Haß gegen die jetzt Regierenden sich davon ausschließen. Die heiteren sorglosen Gesellschaften von Männern und

Frauen, welche sich in Italien auf eine so leichte und natürliche Weise das Leben anmuthig zu machen wissen und zu zahllosen Intriguen Anlaß geben, sind zwar noch da in dem sonnigen Lande, aber durch ihr freundliches Behagen schlingt sich hindurch jener andere finstere Reigen. Wie massenhaft aber das Volk der Gondoliere, Lastträger, Bergamasken, Lazzaronis, Fischer und wie die geringen Leute weiter heißen, sich unter jene Anführer stellt, und zu welchen Schritten es sich hinreißen läßt, ist bekannt genug geworden. Ohne Vergleich zahlreicher und beweglicher, als in den französischen Städten und Dörfern ist diese Art Leute in den italienischen Ortschaften zusammen: am Strande, auf den Plätzen, vor den Kirchen, an den Gasthäusern sieht man ihrer vom frühesten Morgen bis in die Nacht eine Anzahl stehen, die Jacke über die Schultern geschlagen warten sie auf Arbeit und neue Dinge. Noch schneller als die Franzosen sind sie mit Spott- und Witzreden bei der Hand, und wenn der Fremde die Ortsmundart verstände, so würde er von ihnen eine Menge von kurzen treffenden Bemerkungen und kecken Witzen hören, in denen jedoch mehr lustiger Muth als Bosheit ist.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Deutsche Eisenbahn-Statistik.) Die herzoglich Braunschweig-Lüneburger Eisenbahn- und Postkommission hat eine aus neun großen Blättern bestehende Karte der Eisenbahnen Deutschlands unter Benützung der von den einzelnen Eisenbahnverwaltungen gelieferten Materialien und durch spätere Berichtigungen auf den neuesten Stand ergänzt, so eben vollendet und an die dem deutschen Eisenbahnverein angehörigen Verwaltungen, welche das Unternehmen durch Abnahme einer größern Anzahl Exemplare der Karte unterstützt haben, die letzten Blätter versendet. Dieser Karte ist beigegeben ein tabellarisch-statistisches Tableau sämmtlicher im Betrieb befindlichen, im Bau begriffenen und durchaus gesicherten Eisenbahnen Deutschlands und ihrer Verwaltungen bis zum Schluß des Jahees 1852, welchem wir, als von allgemeinerem Interesse, die nachstehende Zusammenstellung entlehnen:

Dem Verkehr sind eröffnet: 1) Staatsbahnen: In (Deutsch-) Oesterreich 106.93 Meilen, Preußen 153.20, Bayern 79.44, Sachsen 47.54, Hannover 48.07, Württemberg 33.75, Baden 40.72, Kurhessen 19.42, Großh. Hessen 16.30, Holstein und Lauenburg —, Sächsische Herzogthümer 3.44, Braunschweig 11.24, Nassau —, Mecklenburg —, Anhaltische Herzogthümer 3.04, Lippe-Schaumburg 3.38, Hamburg Lübeck und Bremen 0.88, Frankfurt a. M. 2.70, Luxemburg und Limburg —, in Summa 12,937.0; 2) Privatbahnen: (Deutsch-) Oesterreich 104.45, Preußen 347.17, Bayern 16.46, Sachsen 23.16, Hannover —, Württemberg —, Baden —, Kurhessen 22.01, Großh. Hessen 0.80, Holstein und Lauenburg 31.67, Sächsische Herzogthümer 15.33, Braunschweig —, Nassau 5.26, Mecklenburg 29.67, Anhaltische Heezogthümer 12.10, Lippe-Schaumburg —, Hamburg Lübeck und Bremen 3.30, Frankfurt a. M. 1.36, Luxemburg und Limburg —, in Summa 612.84.

Im Bau sind begriffen: 1) Staatsbahnen: (Deutsch-) Oesterreich 32.27 Meilen, Preußen 10.54, Bayern 64.57, Sachsen —, Hannover 26.61, Württemberg 4.65, Baden 11.15, Kurhessen 1.48, Großh. Hessen —, Holstein und Lauenburg —, Sächsische Herzogthümer —, Braunschweig 1.68, Nassau —, Mecklenburg —, Anhaltische Herzogthümer —, Lippe-Schaumburg —, Hamburg Lübeck und Bremen —, Frankfurt a. M. —, Luxemburg u. Limburg —, in Summa 153.25; 2) Privatbahnen: (Deutsch-) Oesterreich 9.30, Preußen 21.34, Bayern 8.51, Sachsen —, Hannover —, Württemberg — Baden —, Kurhessen —, Großh. Hessen 6.1, Holstein und Lauenburg —, Sächsische Herzogthümee —, Braunschweig —, Nassau —, Mecklenburg —, Anhaltische Heezogthümer —, Lippe-Schaumburg —, Hamburg Lübeck und Bremen —, Frankfurt a M. —, Luxemburg und Limburg —, in Summa 50.40.

Durchaus gesichert sind: 1) Staatsbahnen: (Deutsch-) Oestereeich 69.12 Meilen, Preußen 7.60, Bayern —, Sachsen —, Hannover 21.26, Württemberg —, Baden —, Kurhessen —, Großh. Hessen —, Holstein und Lauenburg —, Sächsische Herzogthümer —, Braunschweig 4.79, Nassau —, Mecklenburg —, Anhaltische Herzogthümer —, Lippe-Schaumburg —, Hamburg Lübeck und Bremen —, Frankfurt a. M. —, Luxemburg und Limburg —, in Summa 102.97; 2) Privatbahnen: (Deutsch-) Oesterreich 4.34, Peeußen 3.04, Bayern —, Sachsen —, Hannover —, Wurttemberg —, Baden —, Kurhessen 1.50, Großh. Hessen —, Holstein und Lauenburg —, Sächsische Herzogthümer —, Beaunschweig —, Nassau —, Mecklenburg —, Anhalt. Herzogthümer —, Lippe-Schaumburg —, Hamburg Lübeck und Bremen —, Frankfurt a. M. —, Luxemburg und Limburg —, in Summa 8.68.

•

Von einem Deutschen, Namens Bielefeld, sind jetzt in London Häuser für Auswanderer von Papier-Maché ausgestellt. Sie haben verschiedene Formen und Einrichtungen, je nach dem Preise, bieten entweder nur das Nothdürftigste oder zeigen auch eine so zierliche Außenseite mit Spiegelscheiben und Veranda's wie ein schmuckes englisches Landhaus. Sie sind sämmtlich leicht aus einander zu nehmen und können in wenigen Stunden wieder zusammengefügt werden, sind dabei leicht und wasserdicht. Ueber ihre Dauerhaftigkeit läßt sich freilich noch nichts sagen; aber interessant ist es jedenfalls, daß dieser anscheinend so leicht zerstörbare Stoff zu soliden Menschenwohnungen gebraucht wird.

•

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 60. Mittwoch, den 27. Juli 1853.

Die Sturmfluth auf Pellworm.

(Fortsetzung.)

Ehe aber noch eine Stimme vom Schiff vernehmlich wurde, welche den in solchen Fällen gewöhnlich kurzen Handel abschließen konnte, bei welchem meistens die Forderungen der Retter, auch wenn sie noch so groß sind, schnell bewilligt werden, raste eine ungeheure Woge daher, deren Gewalt sich so furchtbar erwies, daß das Schiff plötzlich gehoben wurde und in pfeilschnellem Flug über die Klippe fortschoß. Ein Windstoß, rasender, grimmiger als alle früheren, schnob daher und warf im nämlichen Augenblick das Schiff auf die Seite; ein grausenvoller, schrillender Angstschrei, so gellend, so gräßlich, daß er sogar den Aufruhr der Elemente auf einen Augenblick vergessen ließ, entfloh den Lippen der Schiffbrüchigen — dann wurde das Dampfboot wieder emporgehoben — dann tauchten die Spitzen der Masten abermals in die Wellen — dann hoben sie sich wieder — noch einmal tauchten sie unter — noch eine schreckliche, haushohe Sturzsee — und das bedrängte Fahrzeug hatte sein Verderben vollendet — mit ihm alles Lebendige, was an seinem Bord gewesen war: es kanterte.

Dieser Anblick war so gräßlich, daß auch die stahlgehärteten, an so manche Szene derartigen Schreckens gewohnten Herzen der Insulaner zum ersten Male in dieser Nacht erbebten, und daß ihre Lippen verstummten. Im nächsten Augenblick aber schon trat die thatkräftige Geistesgegenwart, welche ihnen eigen war, wieder in ihre vollen Rechte. Verzweifelnde, fast bewußtlos noch um ihr Leben ringende Menschen, umsonst gegen den Sturm ankämpfende Thiere, leblose Gegenstände mannigfacher Art wurden in Sturmeseile an ihnen vorüber und weiter in's Meer geführt.

Ein lautes Wort Romsens setzte die Arme der Ruderer wieder in Bewegung; mit entschlossener Hand führte Barens das Steuer und bald gelang es, ganz in die Nähe des auf der Seite liegenden Dampfschiffes zu kommen. Jetzt trieb eine menschliche Gestalt schwer gegen das Wasser anarbeitend hart an der Schaluppe vorüber. Inger Romsen beugte sich weit vor, ergriff eines der augenblicklich ruhenden Ruder, und hielt es dem vorüber Schwimmenden als Anhaltepunkt hin. Dieser umklammerte es fest mit beiden Armen; Romsen beugte sich noch weiter über den Rand des Bootes hinaus — jetzt brauste wieder eine Welle heran. Der Körper des im Wasser befindlichen mußte noch schwerer seyn, als der des Deichgrafen, denn dunkelroth glühte sein herabgebeugtes Antlitz von der Anstrengung, mit welcher er das Ruder mit seiner Last nicht fahren lassen wollte — plötzlich schnellte die Welle ihn weit vor und schleuderte zugleich den Ertrinkenden über seinen hölzernen Stützpunkt auf ihn zu. Dieser umfaßte mechanisch den Nacken des Vorgebeugten, welcher der Schwere dieser unvermuthet ihm aufgebürdeten Last nicht zu widerstehen vermochte und kopfüber von diesem in die Tiefe gezogen wurde.

Wenn der Moment des Handeln auch nur um eine Sekunde versäumt wurde, so wäre Inger Romsen rettungslos dem Untergange geweiht gewesen. Jens legte rasch das Steuer in die Hand Boy Harders, welcher ihm zunächst saß, warf seine Oberkleider ab, band das eine Ende der Taurolle, welche er von seinem Hause mitgebracht, um seinen Leib, reichte drei andern seiner Gefährten das andere Ende und sagte: „Haltet fest! Ich springe nach!“

Im nächsten Augenblicke versank auch er in die Tiefe und wurde nach einer Weile, die bei der angestrengten Aufmerksamkeit der in der Jolle Gebliebenen in tiefem Schweigen verging, wieder emporgeschnellt. Richtig — fest hielt er die Hand am Kragen der Jacke Romsens, dessen Hals noch immer von den Händen des Schiffbrüchigen umklammert war. Auch der herkulischen Kraft, welche in den Armen Barens wohnte, würde es wahrscheinlich unmöglich gewesen seyn, zwei Männer mit sich empor zu arbeiten; es war jedoch der Wogendrang so gewaltig, daß er fast ohne eigenes Zuthun durch diesen wieder emporgehoben wurde und also die beiden Andern mit sich zog, sobald er Romsens Kleidung nur erst fest erfaßte. Jetzt zog man straff von der Schaluppe das Seil an, welches nun sechs der Schiffer erfaßt hatten und in wenigen Minuten trieben die drei Männer nahe an deren Bord, wurden dann über diesen geschwemmt und endlich von den nervigen Fäuste ihrer Freunde festgehalten. Barens ließ jetzt erst den geretteten Romsen los und stand bald wieder auf freien Füßen, indem er sich das nasse Haar aus dem Gesichte strich und hoch aufathmete.

Nun auch wurde es erklärlich, weßhalb Romsen sich nicht allein wieder hatte auf die Oberfläche hinaufarbeiten können. Der Schiffbrüchige hatte mit dem letzten Funken seines erlöschten Bewußtseyn seine Hände so fest um seinen Nacken geklammert, daß er ihm

dadurch den Athem benahm und ihn in einen fast besinnungslosen Zustand dadurch versetzte, wie es sein eigener war. Erst als Beide auf dem Boden der Jolle lagen, gelang es den Bemühungen der Insulaner, diese, eisernen Klammern vergleichbaren Finger zu lösen, ohne daß indessen einer dieser beiden Geretteten das Bewußtseyn dadurch wieder erlangte. Auch blieb keine Zeit, irgend derartige Belebungsversuche fortzusetzen; der Wind mußte sich in den letzten Minuten etwas gewendet haben und blies jetzt aus Nordwest scharf auf die Insel zu. Es war nicht mehr möglich, das Boot in der Nähe des Wracks zu halten, da keine menschliche Macht dem Orkan mehr Stand halten konnte; es blieb daher nichts Anders übrig, als nach Pellworm zurückzukehren, und es wurde diese Heimfahrt in so rasender Schnelligkeit beendigt, daß kaum noch die Mitternacht vorüber war, als die Jolle wieder in die Bucht am Strande einlief. Alles, was am Bord des Dampfschiffes gelebt hatte, war außer dem einen mitgeführten Mann in die Salzfluth begraben worden.

„Die Fahrt ist toll genug gewesen, doch haben wir so gut wie nichts dafür gehabt. Hätten eben so gut daheim trocken und warm in unseren Betten bleiben können." Mit diesen Worten machte Boy Harder seinem Unmuthe Luft, als er beschäftigt war, die beiden noch immer der Besinnung Beraubten mit Hülfe seiner Landsleute an's Land zu schaffen.

Jens antwortete ihm ernst: „Sprich nicht so, Boy. Wenn wir auch nur ein Menschenleben gerettet haben, so ist alle unsere Mühe reich belohnt."

„Ohne dich, Jens Barens, wäre auch der Deichgraf in den Keller gegangen. Du hast sie beide aus dem Grunde hervorgeholt."

„Mit eurer Hülfe, denke ich. Laßt uns sie nun in mein Haus tragen. Ihr werdet morgen noch Manches von den Trümmern des Wracks auffischen können und wird auch noch allerlei von der Ladung an's Ufer treiben. Es wird noch Arbeit genug geben."

Man folgte den Worten Jens Barens und bald darauf befanden sich die Geretteten unter dem gastlichen, schützenden Dache seines Hauses.

* * *

Mary Barens hatte sich angelegentlich der Pflege der Ohnmächtigen unterzogen, ihre Belebungsversuche indessen hauptsächlich bei Romsen angewendet, während ihr Mann sich mit dem Fremden beschäftigte, der in einem der obern Zimmer gebettet war. Der Deichgraf schlug schon nach einer Stunde die Augen auf und schloß diese bald wieder zu einem festen, erquickenden Schlaf, von dem er erst spät am Morgen erwachte; seine stählernen Nerven waren durch diesen abermals so erquickt worden, daß er fast keine Folgen mehr von dem erlittenen Ungemach verspürte und sich munter und kräftig vom Lager erhob. Jens dagegen sah erst gegen Morgen ein glückliches Ergebniß seiner Bemühungen um den Fremden, da erst dann dessen Körper sich zu erwärmen begann und seine Brust sich hob. Er flößte ihm darauf einige Eßlöffel heißen Rumes ein und bald darauf versank auch dieser in einen festen, todtenähnlichen Schlaf. Jens bedurfte als ein ächter Sohn seiner Heimath nach allen erduldeten Strapazen nur wenige Stunden der Erholung, um frisch und kräftig am folgenden Tag wieder zwischen den Seinigen zu sitzen, als sey gar nichts Außergewöhnliches vorgefallen. Auch Inger Romsen saß im Hauskleide, behaglich ein Pfeifchen schmauchend, in einem niedern Lehnstuhl neben ihm, dessen Polster mit braunem Leder überzogen waren, während Mary aufmerksam den Erörterungen der Männer lauschte, welche sich auf die Einzelheiten der nächtlichen Fahrt bezogen.

Das Innere der Wohnung trug das Gepräge des Standes, welchem seine Bewohner von Generation zu Generation obgelegen hatten und gab redendes Zeugniß von dem zum Theil eigenthümlichen Geschmack der Seefahrer, welche die Erzeugnisse fremder Zonen als Gegenstand des Nutzens oder Luxus in ihre Heimath verpflanzt hatten. Feines chinesisches Porzellan sah man durch die Fenster des grün lackirten hohen Wandschrankes, in welchem ein weißer, sehr bunt bemalter Sonnenschirm aus Peru's Gefilden zugleich als Zierde aufgestellt war, während ein schwarzer, mit sehr bunten Blumen und Thieren bedeckter japanesischer Fächer neben ihm lag. Die Zimmer waren kajütenartig, niedrig und allenthalben der kleinste Raum benutzt wie in einem Schiffe. Kurze Gardinen von großblumigem Kattun hingen an den niedrigen Fenstern, sowie zugleich das hohe Himmelbett im Nebenzimmer, in dem Inger Romsen geruht hatte, mit Vorhängen von dem nämlichen Stoffe umgeben war. Hoch oben auf der Spitze des schilfenen Daches thronte ein grimmiger, brauner, hölzerner Mohrenkopf, und eine Laube des naheliegenden Gartens, sowie mehrere auf dem Hofraum aufgepflanzte, hohe Stangen trugen einen gleich originellen Schmuck mit nicht weniger wildem Ausdruck.

Jetzt hörte man den zwar langsamen, jedoch festen Tritt des zu neuem, kräftigen Leben erwachten Fremden die Treppe herunterkommen, und Mary's Blicke richteten sich nach der Thür, um ihm mit Handschlag und freundlichen, tröstenden Worten die fernere Gastfreundschaft ihres Hauses anzubieten. Aber das Wort des herzlichen Willkomms erstarb auf ihrer Lippe, ihr frisches, anmuthiges Antlitz erbleichte zur Todesfarbe und ein so furchtbares Entsetzen sprach sich in ihren Geberden aus, als sey der Eingetretene als ein Geist der Unterwelt vor ihr erschienen. Endlich entrangen sich ihrem bebenden Munde die Worte: „Jesus — Asmus Romsen! — woher kommst du?" —

Der Fremde hatte ungefähr die Statur Jens Barens und war, da ihm fast nur das nackte Leben gerettet war, in einen Anzug von ihm gekleidet. Sein blasses Antlitz war tiefbraun und bartlos, aber mit den scharfen Linien erduldeter Strapazen, eines wild bewegten Lebens und heftiger Leidenschaften gezeichnet, während kurzes, dunkles Haar seine breite Stirn beschattete. Bei dem genannten Ausruf der jungen Frau blieb er stehen und ein sichtbares Befremden malte sich in seinen Augen. Zögernd sprach er: „Wie ist mir denn? Man sagte mir oben, ich sey bei Jens Barens, der mich vom Ertrinken gerettet?" —

„Ja, Bube, und die erste Handlung, die du Angesichts deiner Heimath wieder begangen hast, bestand darin, deinen Vater fast zu erwürgen und ihn in die Tiefe zu reißen, um dein eigenes, sündenvolles Leben zu erhalten. Was willst du hier wieder unter uns?"

Diese harten Worte entströmten dem Munde des Deichgrafen, welcher sich plötzlich erhoben hatte und mit dick geschwollener Zornesader auf der Stirn und mit drohender Geberde seinem Sohn gegenüber stand. Wohl war dieser als solcher zu erkennen, denn nur zu deutlich trat bei der wilden Aufregung des Alten die Aehnlichkeit der Züge hervor, welche sich zwischen Beiden fand. Eine düstere Pause trat ein. Endlich nahm der Angeredete wieder das Wort: „Vater, du bist sehr hart gegen einen Menschen, der eben erst dem Tode entronnen ist. Wenn ich dir Uebles gethan habe, so geschah es in der Todesangst, in welcher ich mich an den ersten Gegenstand klammerte, welcher sich mir darbot. Es ist unabsichtlich geschehen."

„Sklavenhändler, Pirat, ich habe nichts mit dir zu schaffen!" rief der Vater bitter. „Geh zurück, woher du gekommen bist! Für uns bist und bleibst du verschollen!"

Asmus Romsen ließ das Haupt auf die Brust fallen und schwieg, als müsse er die Vorwürfe seines Vaters wie eine verdiente Strafe hinnehmen, als fehlt ihm das Wort der Vertheidigung gegen die furchtbaren Anklagen, die gegen ihn erhoben worden. Endlich wandte er sich gegen Mary, streckte die Hand aus und rief: „Mary, wirst du mich auch verstoßen? Du liebtest mich stets mehr als ich verdiente! — Ich komme zurück aus der fremden Welt, weil unsere Inseln schöner sind als alle ihre Herrlichkeiten, weil kein Weib mir auf die Länge so lieb werden konnte, wie du, weil das Heimweh riesengroß in mir aufwuchs und ich unsere Luft und unsere See nirgends wieder fand! Mary, mein Weib, verzeihe mir und nimm mich wieder auf in deine Arme!"

Mary aber trat zurück und sprach mit furchtbarem Ernst: „Asmus, du warst seit sechs Jahren verschollen, hattest mich gewissenlos meinem Schicksal überlassen. Ich ließ mich von dir scheiden und bin und bleibe dieses Mannes Weib!"

Sie war dicht zu Jens getreten und erfaßte seinen Arm. Dieser hatte mit steigender Verwunderung der Entwicklung dieser Begebenheiten zugehört. Nun aber röthete sich auch sein Antlitz, sein helles Auge blitzte, er zog seine Gattin an sich und rief laut: „Mein ist sie von Gottes- und Rechtswegen und Keiner soll sie mir rauben! Ich gebe sie nicht frei, so lange noch ein Lebensathem in mir ist!"

„Hoho, Jens!" rief der Deichgraf laut, „hast dir selbst einen schlechten Dienst geleistet, als du diesen da aus dem Keller herauszogst! — Er weiß dir wenig Dank dafür, das war immer so seine Art!"

Asmus Romsens Brust wurde von unsäglich bittern und schmerzlichen Gefühlen zerrissen. Alle die düstern Schatten seiner makelvollen Vergangenheit stiegen wie grausige Schreckgespenster vor ihm auf und rächten in dieser kurzen Stunde manche furchtbare That, welche auf seiner Seele lastete. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen, stöhnte laut und verließ mit wankenden Schritten das Zimmer.

Jens aber schloß sein junges Weib in seine Arme, und flüsterte: „Nicht wahr, du verläßt mich nicht? — Dies würde mir an's Leben gehen."

„Niemals, Jens, dein auf ewig! Ich habe mich von diesem losgesagt und habe hinfüro nichts mehr mit ihm zu theilen!" schluchzte sie an seinem Halse.

Der Deichgraf aber hatte sich umgewendet und starrte mit verschränkten Armen zum Fenster hinaus, vor welchem sich steil aufsteigend die grüne Wand des Deiches erhob.

(Fortsetzung folgt.)

Loses Volk bei den Völkern.

(Schluß.)

Wir versetzen uns nach Amerika. Dort ist das rechte Land für die schlechteste Sorte Leute, welche wir hier schildern. Das ganze Südamerka, Mexiko und Cuba beherbergen eine unglaubliche Masse Gesindels, welches Tag und Nacht auf den Straßen liegt. Die heiße Luft, welche die Thätigkeit des Geistes und der Glieder lähmt, die Leichtigkeit, sich Lebensunterhalt zu gewinnen, die Mischung aus europäischem, indianischem und negerischem Blut, die Lockerheit der bürgerlichen Geschäfte, das Zuströmen lediger, roher Burschen aus Europa, das sind die Ursachen, warum sich dort das Gesindel häuft.

Kein Land in Europa aber weist so mächtige und organisirte Banden auf, deren Hauptquartier die Straße und deren Hauptgeschäft Unruhestiften ist, als die vereinigten Staaten. Die beiden Hauptklassen, in welche sie dort zerfällt, sind Rowdies und Loafers. Sie unterscheiden sich von ähnlichem Volk in andern Ländern dadurch, daß sie nicht lumpig, sondern wenigstens halbwegs anständig gekleidet gehen und junge Herren aus den besten Familien zu sich zählen. Die älterliche Zucht im Hause ist bei den Nordamerikanern fast Null zu nennen, der Drang und die Leichtigkeit, sich öffentlich hervorzuthun, führt frühzeitig auf die Straßen, die lockere Staatsverfassung und die schwache Polizei lassen dann die Massen wohlgekleideten Gesindels Raum gewinnen. So sammeln sich denn in denn verschiedenen Stadtbezirken die Bekannten dieser Art des Tags über in den Schenkzimmern, auf den Kegelbahnen, in den Austerkellern und Spielhöllen, und Abends an den Straßenecken.

Ein Hauptquartier bilden auch die Spritzenhäuser. Um bei den fast täglich ausbrechenden Feuersbrünsten gleich bei der Hand zu seyn, haben sich ständige Feuer-Kompagnien gebildet, von denen eine Anzahl immer im Spritzenhause Wache hält. Sobald das Feuerzeichen tönt, lassen sie ihre Glocke schallen, dann eilen auch die andern herbei, und rasselnd, läutend und brüllend stürzen sie über die Straßen zum Feuerplatze; namentlich bei Nacht sieht ein solches Rennen und Läuten mit Fackeln und Laternen aus, als käme eine solche Schaar aus der Hölle. Solche Sammelplätze widerhallen nun von rohen Witzen und Gelächter, und dabei werden die Streiche ausgeheckt. Bald ist es ein öffentlicher Aufzug mit Bannern und Schießen, um irgend einen Mann oder ein Tagesereigniß zu feiern, bald gilt es eine Versammlung zu sprengen, bald einem mißliebigen Wirthe das Haus zu stürmen, bald einer andern Feuerkompagnie ein offenes Gefecht zu zu liefern, bald auch einem Hause voll Freudenmädchen, in dem der eine oder der andere sich beleidigt hielt, das Dach abzudecken.

Doch fehlen auch solche Streiche nicht, welche von Lust und Laune zeugen, eben so wenig Züge von Edelmuth, von eben so starker Brüderlichkeit, als sonst Lüderlichkeit, und von Aufopferung für einander in Gefahr, und wenn der Stolz aufgeregt ist, wirklicher Aufopferung zum gemeinen Besten. Ist einer verhaftet oder verurtheilt, so stellen die andern die Bürgschafts- oder Strafsummen. Wenn ihr Land von einem äußern Feind angegriffen würde, möchte sich leicht ein guter Theil von ihnen in eifrige Matrosen und Soldaten verwandeln.

Die ärgsten dieser Burschen heißen Rowdies, sie bilden unter den übrigen besondere kleine Kameradschaften, welche namentlich des Abends Frevel aller Art treiben, nicht etwa mit Witz und Schlauheit, sondern roh und gewaltthätig; Erpressung, blutige Raufereien, Raub und Einbruch, Nothzucht, Mord sind Dinge, welche bei ihnen gar nicht ungewöhnlich sind. Tags über spielen, trinken und fluchen sie im Schenkzimmer, leeren heimlich die Koffer der Reisenden oder schaffen sie auch ganz bei Seite. Messer und Pistolen mit drehenden Läufen (Revolvers), im Westen und Süden, namentlich das breite Bowiemesser, führen sie der Regel nach bei sich. Nicht immer aus Raubsucht, auch bloß aus Muthwillen und Rauflust schlagen sie ruhige Leute nieder, die ihnen begegnen. In den Theatern befindet sich oben hinter der Gallerie ein Schenkzimmer, wo sie sich mit ihren Dirnen lustig machen.

Das ganze übrige Straßengesindel bezeichnet man mit dem Namen Loafers. Dies sind die Herumtreiber, welche sich, ohne regelmäßiges Geschäft zu haben, irgendwie Geld und Vergnügen machen. Wo es etwas zu sehen, zu sprechen, zu lärmen gibt, da sind sie die ersten dabei, und ihre größte Freude ist ein Masseaufzug mit viel Lärm und Spektakel.

Die ruhigsten sind die „Loungers" (Lunscher), vermögende Leute, welche kein Geschäft haben und sich die Zeit vertreiben wollen. Weil ihnen für geistige Beschäftigung Geschmack und Kenntnisse fehlen, so bleibt ihnen nichts übrig, als an den Orten, wo Leute sich versammeln, Zerstreuung zu suchen.

Schärfer in ihrem Wesen, jedoch noch vornehm, sind die „Blacklegs" (Schwarzbeinige), so genannt, weil sie schwarze Beinkleider tragen. Sie sind eine rohe Karrikatur des europäischen Dandy, Lion oder Flaneur, und die Hauptleute in den Spielhöllen und andern schlechten Häusern, machen des Nachts wohl auch einige Rowdystreiche.

Was in den großen Städten manchmal eine kleine Schaar junger Kaufleute und Advokaten an einem einzigen Abend für wilde Stücke aufführt, davor würde man in Europa erschrecken; sie rennen aus einem Schenk- und Freudenhaus ins andere, trinken überall und machen Unfug, so arg und derb als es nur geht; ihre einzige Sorge ist, der Polizei nicht in die Hände zu fallen, weil ihre Namen dann in die öffentlichen Blätter kämen; ihnen ist die Polizei gefährlich, nicht aber den ständigen Rowdies.

Die untern Klassen der Loafers, welche eigentlich so genannt werden, ist außerordentlich zahlreich; sie sind unsere Bummler, Eckensteher, Strömer u. s. w., aber sie unterscheiden sich von unsern europäischen Brüdern dadurch, daß sie rastlos öffentlich thätig sind, wenn auch immer nur mit Nichtigkeiten.

Zu den Loafers der niedrigsten Sorte gehören auch die „Runners" (Läufer), welche durch List oder Gewalt die Einwanderer gleich von den Schiffen in die Wirthshäuser und zu den Agenturen für die Reisebeförderung ziehen, wo sie auf das Schamloseste betrogen werden.

Hülfe gegen solche Banden wäre ohne stehende Heere niemals vollständig möglich; eher erträgt der Amerikaner, daß des Abends seine Straßen unsicher sind, als daß er die Kosten und Gefahr übernähme, welche mit stehenden Heeren verbunden sind. Auch zu einer schärferen und zahlreicheren Polizei will der Amerikaner sich nicht verstehen, er haßt nichts mehr als ein immer sichtbares Eingreifen der Polizei. Er sucht das Rowdyübel überhaupt eher zu vertuschen.

Ein Hauptgrund ist auch der, daß die politischen Parteien, sowie sie jetzt sind, ihre hartnäckigen Wahlkämpfe ohne die Rowdies und Loafers gar nicht führen könnten, diese sind die Leute, welche die Politik der Parteihäupter dem Volke mundgerecht machen, die Stimmberechtigten zusammenwerben und herbeiholen, die von der Gegenpartei zurückschrecken, Wahlkasten zertrümmern, kurz hin und wieder das Volk terrorisiren. Treibt aber das Straßenvolk seine Rohheiten zu argen, so heißt es bei dem Amerikaner regelmäßig, es häufe sich an aus den ungebildeten und hungrigen Schwärmen der Einwanderer. Das ist aber so unwahr, daß man die Rowdies nur einmal recht anzusehen oder anzuhören braucht, um zu wissen, daß dies ächte eingeborne Landessöhne sind.

Das Rowdy- und Loaferwesen ist im Ganzen recht eigentlich aus den amerikanischen Zuständen hervorgegangen. Wie politische und soziale Unfreiheit und Erwerbsmangel in andern Ländern Massen gedrückten Volkes hervorbringt, welche in Armuth, Kummer und Bangigkeit ihre Tage hinbringen, ebenso erzeugt die amerikanische Ungebundenheit und die Leichtigkeit, sich das Nöthige zum Unterhalt zu verschaffen, eine Menge müßiggängerischen Volkes, welches zu Unfug und Gewaltthat immer aufgelegt ist. (Nach dem „Ausland.")

Miscelle.

Neulich ging in Wien ein junger Mann durch die lange Gasse der Josephstadt und wurde, da er etwas schwerhörig, von einem schnell einherfahrenden Fiaker beinahe überfahren. Der Mann, ein Verehrer des Lottospiels, hatte, da sich dieses Ereigniß in der Nähe, der in der langen Gasse befindlichen Lottokollektur zutrug, nichts Eiligeres zu thun, als die Nummer des Fiakers 150, in die Zahlen 10 und 50 getheilt, in die Lotterie zu setzen, indem er noch die Zahl seines Namens Georg (23) hinzufügte. In der letzten Linzer Ziehung kamen alle drei Nummern heraus und der Glückliche gewann das Sümmchen von 4800 fl. C.-M. Der Gewinner hat übrigens dem glückbringenden Fiaker bereits ein anständiges Douceur zugedacht.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 61. Sonntag, den 31. Juli 1853.

Die Sturmfluth auf Pellworm.

(Fortsetzung.)

Des Deichgraf's Brust hob sich so schwer, daß es fast keuchend in ihr arbeitete und sein Angesicht war so finster zusammengezogen, als habe es ein Krampf verzerrt, während er die geballte Faust an's Kinn drückte. Endlich ging er zu der jungen Frau, reichte ihr die Hand und sagte fast weich: „Mein Kind bist du geblieben, wenn du auch nicht mehr das Weib meines Sohnes warst — du sollst es auch fortan seyn, wenn er auch sich zwischen uns Alle stellt! Du bist stets zu gut für ihn gewesen."

Das Innere des Familienlebens dieser Menschen bot die Entwicklung eines Drama's, wie es sich auf den Inseln Nordfrieslands nicht selten findet. Mary Karstens wurde in frühester Jugend an Asmus Romsen verheirathet, welcher mit seinem Vater damals noch auf dessen Brigg nähere und fernere Reisen vollendete und oft reichen Gewinn heimbrachte. Aber die Genien des häuslichen Glücks weilten nicht an dem Herde der jugendlichen Gatten und die nach verwegenen Thaten dürstende Seele des Insulaners fand sich nicht befriedigt durch die sanften Tugenden und den heitern, kindlichen Sinn seines Weibes, welches mit allen Reizen der frischen Schönheit eines Naturkindes geschmückt war. Die Kühnheit, Gewandtheit und Todesverachtung, welche das Erbtheil seines Stammes sind, waren bei ihm in eine Sucht nach Abenteuern, in eine heiße Gier nach den Reichthümern und Genüssen dieser Erde ausgeartet, welche wenig nach der Beschaffenheit der Mittel fragte, wenn sie nur zur Erreichung eines gewünschten Zweckes dienen konnten.

Eines Tages kehrte Inger Romsen nach langer Abwesenheit ohne seinen Sohn heim; dieser hatte sich auf Haiti so heftig in eine Kreolin verliebt, daß er nicht zu bewegen gewesen war, an Bord zu kommen und sie zu verlassen. Inger sprach seinen Unwillen über seinen Sohn mit heftigen Worten gegen seine Schwiegertochter aus, welche ihre Tage in bitterem Herzeleid über die Verirrung ihres Gatten hinbrachte. Bei seiner nächsten Heimkehr berichtete der der alte Romsen der ängstlich ihn Erwartenden, daß er nichts von seinem Sohne gehört habe und sie am besten thue, ihn für untergegangen zu halten. Diese kurze Kunde wiederholte er noch einige Male bei abermaliger Ankunft in der Heimath und alle anderweitigen Nachforschungen, welche Mary von dieser Ferne aus anstellte, brachten keinen andern Aufschluß, als daß Asmus Romsen mit einem spanischen Schiff von Westindien nach Afrika gegangen und mit diesem an der Goldküste gescheitert war.

Fast waren sechs Jahre nach der Entfernung von Asmus Romsen verflossen, als die lange Bewerbung Jens Barens endlich von Mary erhört wurde, das Wort der Liebe noch einmal Eingang in ihre verwaiste Seele fand. Sie verglich und liebte bald den zweiten Bewerber inniger und zärtlicher als den ersten, der sie so schmählich getäuscht hatte. Wie es der alte Brauch des Seerechtes mit sich brachte, so trat sie eines Tages vor das bürgerliche Gericht, welches aus dem Landvogt und den Rathleuten bestand, schwor laut, daß sie länger als drei Jahre kein Zeichen von ihrem Manne gehabt habe und ihn allen Nachrichten zufolge für todt halten müsse. Hierauf wurde der Abwesende von dem Landvogt für verschollen, bürgerlich todt, erklärt und seine Gattin eine ledige Wittwe genannt, welcher es freistehe, eine zweite Heirath zu schließen.*) Drei Sonntage noch wurde für die glückliche Heimkehr von Asmus Romsen aus den Gefahren des Meeres auf der Kanzel gebetet; am vierten gedachte man seiner als eines Gestorbenen und flehte die Gnade des Weltenlenkers für das Heil seiner Seele an. Bald darauf wurde Mary Jens Barens Weib und fand in ihrem zweiten Ehestand all' jenes herzliche, trauliche Glück, welches sie in dem ersten so schmerzlich entbehrt hatte.

Inger Romsen aber verschloß tief in seinem Herzen die schmachvolle Kenntniß, welche er selbst von dem Ergehen seines einzigen Sohnes hatte. Dieser hatte sich endlich den Armen seiner üppigen Geliebten entrissen und war nach Afrika gegangen; daß sein Fahrzeug dort gescheitert, war eine jener Verwechslungen, wie sie bei den weiten Entfernungen und unsichern Nachrichten des Seelebens oft vorkommen. Unter falschem Namen war er wohlbehalten gelandet — und unglückliche, erkaufte Neger waren die Fracht, welche er nach Havannah führte. Einige Jahre aber nur lag er diesem schändlichen Handel ob, dann erfuhr sein Vater, daß er zu einem gleich ruchlosen Ge-

*) In dem einzigen Falle des Verschollenseyns eines Seefahrers scheidet die bürgerliche Behörde die zurückgelassene Gattin, indem sie den Entfernten für todt, also sie zur Wittwe erklärt.

werde übergegangen sey, und in den Gewässern Westindiens als Seeräuber kreuze.

Inger Romsen schwieg über seinen Sohn in der Heimath. Anfangs aus Scham und Kummer, später trieb ihn die Zuneigung und das Mitleid für die Verlassene, den wackern Jens Barens als ihren zweiten Gatten zu sehen. Er schwieg also unverbrüchlich, damit sie in Wahrheit behaupten könne, nichts von dem Abwesenden zu wissen, und auch jetzt noch würde das Siegel seines Mundes nicht gelöst worden seyn, wenn nicht das persönliche Erscheinen des Verschollenen es gesprengt hätte.

Dieser hatte überdrüssig des wildbewegten Lebens, das er geführt, und der üppigen Genüsse, denen er in der heißen Zone gefröhnt, seine verbrecherische Laufbahn verlassen, nachdem ihm diese einiges Vermögen eingebracht. Die bei den Insulanern der Nordsee so gut wie bei den Schweizern oft sich einstellende Krankheit des Heimweh's hatte auch ihn erfaßt und die flachen Gestade seines Geburtslandes, die grauen Fluthen der unendlichen Nordsee, ihre brausenden Orkane, die kecken rüstigen Gefährten seiner Jugend und das schilfene Dach, das seine Kindheit beschützt hatte — sein verlassenes Weib und sein zürnender Vater, der unter einer rauhen Außenseite ein nicht unerweichliches Herz barg — Alles, was er so lange geflohen, erschien ihm plötzlich so reizend und liebenswerth, daß er um jeden Preis sich wieder dahin begeben wollte. Er traf in Tönning ein und ging mit einem der englischen Dampfboote ab, um sich vorerst bei Helgoland an's Land setzen zu lassen, wo eine Schwester seines Vaters wohnte, von welcher er Näheres über die Gesinnungen seiner Familie und ihrer erlebten Schicksale erfahren wollte. Der Schiffbruch des Dampfers vereitelte diese Absicht und warf ihn eher noch, als er es gewollt, auf die Insel, wo seine Wiege gestanden.

Jens Barens zählte mehrere Jahre weniger, als er. Die gegenseitigen Abwesenheiten hatten es mit sich gebracht, daß Beide sich seit ihren Knabenjahren nicht gesehen; daher war es erklärlich, daß Jens ihn in der Nacht nicht wieder erkannt, sondern ihn für einen ganz Fremden gehalten hatte. Aus dem nämlichen Grunde fragte auch Asmus erst nach ihm, als er in's Wohnzimmer trat, obgleich er nur wenige Schritte entfernt von ihm stand.

Wenige Stunden nach der stattgefundenen Szene verließ Asmus ohne Abschied das Haus, in welchem sein Platz seit Monaten schon durch einen Würdigeren ersetzt war. Man hörte in diesem später, daß er ein vorläufiges Unterkommen bei einem Jugendfreund gefunden, welcher eine Stunde weiter in's Innere der Insel hineinwohnte.

In den folgenden Tagen herrschte reges Leben auf der wieder beruhigten Fluth. Viele Boote und Nachen fuhren auf ihr herum, um treibende, zu dem gescheiterten Schiffe gehörende Gegenstände aufzufischen und als gute Beute heimzubringen. Hiebei zeichnete sich besonders Boy Harder durch seine Unermüdlichkeit aus und auch Tete Jessen hatte sich seinen thatlosen Träumereien entrissen und wanderte gleich mehreren seiner Landsleute hart am Strande umher, indem Alle beschäftigt waren, mit langen hackenförmigen Stangen etwaige Trümmer der Ladung oder des Wraks zu erhaschen, welche die Fluth nahe an's Ufer spülte. Bald darauf langten die Eigenthümer der Ladung von Tönning und später ein Bevollmächtigter der Assecuradeure, bei welchen das Dampfboot in London versichert gewesen war, an. Asmus Romsen mußte als der einzige Ueberlebende vor dem Gerichte die Aussage machen, welche Umstände die Havarie und dann den gänzlichen Untergang des Fahrzeugs herbeigeführt hätten, und kaum waren einige Wochen verstrichen, als Alles in der Wohnung der jungen Eheleute und in deren nächsten Umgebung wieder seinen gewohnten Gang ging, als sei dieser niemals durch besondere Vorfälle gestört worden.

Barens begab sich darauf nach Hamburg, um die Wiederabfahrt seines Schiffes so viel wie möglich zu beschleunigen. Er wünschte Mary bald wegzuführen, um fernere unangenehme Zusammentreffen mit Asmus zu vermeiden und sie abermals gänzlich von ihm zu trennen. Er wollte ihre Abwesenheit so lange dauern lassen, bis die Heimkehr unumgänglich nöthig sey; würden alsdann vielleicht Jahre verstrichen seyn, so hoffte er, daß Asmus Pellworm wieder verlassen und entweder in die fremde Welt zurückgekehrt sey oder sich anderswo eine Heimath gegründet habe. Inger Romsen war mit Allem zufrieden, versprach das Haus, welches so gut sein wie Jens Eigenthum war, wohl zu hüten, ging dann seinen gewohnten Beschäftigungen nach, von welchen heimkehrend er einwilligte, schon jetzt seine Wohnung bleibend, in dem Hinterstübchen aufzuschlagen. Von seinem Sohne sprach er gar nichts und es erschien daraus nicht, daß sich seine zornigen Gefühle gegen diesen gesänftigt hätten.

So mochte die Mitte des Oktobers herangekommen seyn, als Jens von einer abermaligen Reise nach Hamburg zum letzten Mal heimkehrte, um in der nächsten Woche mit seiner Frau sich auf seinen dann segelfertigen Schooner zu begeben. Bis Husum war er zu Lande gegangen und machte die letzte Fahrt über das Wasser nach Pellworm auf einem der dort ziemlich regelmäßig gehenden Fahrboote. Am Ufer bemerkte er Tete Jessen, welcher bei einer der Arten der Befestigungen des Landes gegen die See beschäftigt war, indem er lange Reiser von dickem Schilfstroh mit einem spitzen, eisernen Stabe als ein sehr dichtes Geflecht in dem Grunde befestigte und dadurch diesen fast so hart wie Steingrund machte.

„Guten Morgen, Tete Jessen! Steht Alles wohl hier bei Euch?" rief Jens, fröhlich an das Ufer springend.

„Ganz gut, Jens Barens. Der Deichgraf ist heute noch hier gewesen und hat nachgesehen, ob die Arbeit gut würde," lautete Tete's Antwort, indem er zu dem Gelandeten aufsah.

„Das wird ihm bei dem schönen Wetter nicht schwer geworden seyn. Da würde ich ihn also zu Hause treffen."

„Der Wind bleibt nicht lange mehr so ruhig. Der da beeilt sich auch mit seinen Purren nach Hause zu kommen."

Tete deutete erst nach dem Himmel. Man sah an diesem einzelne, hellrothe Streifen; hinter diesen erhob sich eine graue Bank. Dann bezeichnete er einen Mann, welcher bisher eine Strecke von wenigstens hundert Schritt ins Wasser hinein ruhig gestanden hatte. Dieser war kein anderer als Boy Harder, der in seinem unscheinbarsten Gewande, das weite grau-

leinene Beinkleid so hoch als möglich aufgekrämpt, der sehr friedlichen Beschäftigung des Fanges der Purren, eine Art kleiner Krabben, obgelegen hatte. Die Strandbewohner stellen sich alsdann bei ruhigem Winde dem Wasserstrom entgegen und fangen die mit diesem in unzählbaren Schaaren herantreibenden Purren in großen mit weiten Löchern versehenen Körben, welche mit dichten Netzen ausgelegt sind. Jetzt kehrte Harder um und lief mit dem ergiebigen Fange auf das Land zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die ewigen Feuer und die feueranbetenden Indier.

An den Küsten des kaspischen Meeres, auf der Halbinsel Abscheron, die von dem östlichen Ende des Kaukasus gebildet wird, befinden sich zahlreiche Salz- und Naphta-Quellen und an verschiedenen Stellen dringt durch die Ritzen und Löcher der Oberfläche ein ölbildendes Gas, welches in der Tiefe erzeugt wird. Dasselbe brennt schon seit Jahrhunderten überall, wo es durch Zufall oder absichtlich entzündet wurde, und die Menge der Flammen, die blendend weiß und rein sich der geheimnißvollen Unterwelt entwinden, gewährt den herrlichsten Anblick.

In der Nähe eines von Persern bewohnten Dorfes, vier Stunden von der alten Residenz persischer Sardaren „Baku" entfernt, befinden sie sich in größter Anzahl. Bei leisem Winde und von demselben geneckt hüpfen und tändeln sie auf allen Seiten unermüdlich in den lieblichsten Bewegungen und scheinen mit ihren gewandten, schlanken Gestalten und im reinsten Aether schwimmend, sich von ihrem Lebensquell entfernen zu wollen, indem sie den Boden kaum berühren.

Im lieblichen Kontrast zum blendenden Sonnenlicht reflektiren sie eine zarte Röthe, und zwischen hell beleuchteten Gegenständen lassen sie kaum ihr gespenstiges Dasein erkennen.

Wenn die Sonne untergegangen, treten sie kräftiger leuchtend hervor und umgeben sich mit einem reinen, azurblauen Schatten. Oft steigert sich ihre rothe Färbung für das geblendete Auge des Beschauers bis zur Purpurröthe, womit sie weithin die Gegenstände färben, und es treten an den unbeleuchteten Theilen, ehe die Nacht einbricht, kräftig grüne Tinten hervor.

In der Nacht wälzen sie sich weißglühend am Boden herum. Inmitten eines schattenlosen Lichtmeeres, das in scharfem Kontraste von schwarzer Finsterniß umgeben ist, fühlt man sich unheimlich. Die Flammen verfolgen den Wanderer mit ihren glühenden Zungen und wo er sich hinwendet, lodern neue unter seinen Füßen empor.

Wenn feuchte nächtliche Dünste der Erde entsteigen, worin sich die Flammen tausendfach spiegeln und dem Beobachter wunderliche Trugbilder vorzaubern, so sieht man sich von dem furchtbaren Elemente wie gefangen. Die zarten Flammen des Tages werden nächtliche Furien, tritt Regen und Sturm mit ihnen in Kampf. Sie beugen sich der Kraft des Sturmes, aber sie weichen nicht vom Platze. Ströme von Regen, die sich über sie ergießen, senden sie zischend und sprudelnd als Wasserdämpfe davon.

Wenn es dem Sturm auch bisweilen gelingt, einige der kleinsten Flammen zu tödten, der glühende Kuß einer Schwester ruft sie ins Leben zurück.

Kinder der Natur, welche noch eine Macht der Elemente über sich anerkennen, haben zu allen Zeiten diese Flammen als göttliche Wesen verehrt, und auch jetzt noch befinden sich hier indische Feueranbeter, die aus ihrer fernen Heimath herüber pilgerten, um an heiliger Stelle zu dulden und zu beten. Sie haben sich ein Kloster erbaut und dasselbe mit einer hohen Mauer umgeben. Rundherum im Innern lehnen sich ihre Zellen mit flachen Dächern an und bilden einen viereckigen Hofraum, in dessen Mitte sich ein Tempel befindet. Wie es bei den gastfreundlichen Orientalen der Brauch ist, führt der Eingang durch ein viereckiges thurmähnliches Gebäude, in dem sich das Versammlungszimmer für die Fremden befindet.

Spät eines Abends durchschritt ich schüchtern das Thor, um mir bei der feurigen Gottheit der Indier nächtlichen Schutz zu erbitten. Das blendende Licht drang von allen Seiten auf mich ein; hinter mir, auf dem flachen Dache des gastlichen Thorgebäudes, wohin das Gas durch Röhren aus der Erde empor steigt, brannten mächtige Feuer; vor mir, von den Ecken des Feuertempels, leuchteten vier Flammen des geheiligten Lichtes und aus der Mitte des offenen Gebäudes strahlte es nach allen Seiten hervor. Auf der Seite liegt ein Ofen in ewiger Gluth, immer bereit, den Gläubigen das Brod zu backen und die Speisen zu wärmen. In seinem Bauche sprühen eine Menge Flammen aus der Tiefe zwischen den Steinen hervor, welche die äußere Hülle erhitzen. Vor dem Tempel ist ein niedriger Altar von Stein, auf dem die ewige Opferflamme brennt. Ein Ueberfluß des Lichtes strömte aus den Zellen der Heiligen und rundherum von den Mauern herab.

Mächtig ergriffen von dem majestätischen Schauspiele, wagte ich nicht, einen der frommen Bewohner zu wecken; auch war ich besorgt, wie ein geblendetes Insekt, in eines der Feuer zu stürzen. Da hörte ich plötzlich ein furchtbares Geheul und von verschiedenen Seiten stürzten vier große Hunde herbei. Ich setzte mich schnell nieder, weil ich wußte, daß die Hunde einen sitzenden oder liegenden Menschen verschonen; sie standen nun und heulten von Ferne. Endlich erschien eine Gestalt ohne Schatten und ohne Gewand, ein nacktes Gerippe mit einer braunen Haut bedeckt. Es war einer der heiligen Feuerpriester, die, ihre Gottheit zu ehren, verschmachten. Er wankte zu mir herüber, gebot den Hunden zu schweigen, umspannte meine Hand mit seinen knöchernen Fingern und führte mich durch das Meer des Lichtes in eine der Zellen. Hier saß der Hohepriester zwischen drei Flammen, die ihn mit einem magischen Lichte umgaben. Die Farbe seiner Haut war braun, wie die der ägyptischen Mumien, oder wie der russische Künstler die Farbe seiner Heiligen malt. Seinen geschornen Kopf deckte ein türkischer Bund, und die knöchernen Glieder waren mit einem weißen Gewand bekleidet. Er saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem persischen Teppich und sog durch einen vielfach in Kreisen gewundenen Schlauch betäubenden Opiumdunst aus einer vasenförmigen Wasser-

pfeife, welche mit einer glühenden Kohle bedeckt war. In der Mitte der Zelle auf einem weißen steinernen Altar brannte die größte der Flammen, die mächtige Gottheit, die seit undenklichen Zeiten sich aus sich selber ernährt. Der Flamme zur Seite und von derselben bewacht, ist ein Dreizack befestigt, den die Gottheit einst dem Teufel entrissen hat, um demselben die Gewalt über den Menschen zu nehmen, welcher jetzt zur Genüge schon selber sich plagt. Daneben zeigen sich noch zwei Fußtritte, die sich beim heftigen Kampf tief in den Stein einprägten, und woraus zu ersehen ist, daß der Teufel der Indier keinen Pferdefuß hat. Sollte einmal das Feuer erlöschen, und der Teufel sich des Dreizacks wieder bemächtigen, so erhält er mit demselben die Gewalt über den sündigen Erdensohn zurück.

Im Hintergrunde der Zelle, in einer Nische hinter dem Altar, war eine große Menge Heiligenbilder angeklebt. Mit Wasserfarben auf Papier gemalt, stellen sie die Heiligen im Himmel dar, und zum Lohne für ihren frommen Wandel sind sie mit bunten Gewändern bekleidet. Unter denselben auf einer bunten Terrasse, in deren Mitte sich drei Stufen erheben, standen metallene Götzenbilder in verschiedenen Menschen- und Thiergestalten, sowie Muscheltrompeten, Glocken und andere heilige Geräthschaften. Ein Schirm von weißer Seide dient dazu, die Götter auf Reisen vor Regen oder Sonnenschein zu bewahren.

Ich hatte mich persisch, so wie die Eingeborenen, gekleidet, um mich hier als Muhamedaner zu qualifiziren, denn dies ist auf Abscheron, außer dem Kloster, der herrschende Kultus. Da ich einsam die Welt durchzog, fand ich es immer für nöthig, mich den verschiedenen Gebräuchen ihrer Bewohner zu fügen, denn nur dadurch fand ich Sicherheit und Frieden. Ein langer gelber Mantel, von Kameelwolle bereitet, mit langen, hängenden Aermeln, der Kragen mit bunten Bändern geziert, hing mir von den Schultern herab, und eine Pelzmütze von 16 Zoll Höhe, hoch oben mit einem rothen Zipfel versehen, überragte meinen Kopf. In meinem rothen Leibgurt, welcher die faltenreichen Beinkleider zusammenhielt, steckte die hier gewöhnliche Waffe, der Tscherkessen-Dolch mit büffelhörnenem Griffe.

Bei meinem Eintritt in die Zelle legte ich den Dolch bei Seite, zum Zeichen des Friedens; denn die Knochen der Feueranbeter konnte ich doch nicht durchbohren, wenn sie mir auch feindlich gesinnt gewesen wären. Furchtsam blieb ich neben der Thür und kauerte mich schweigend nieder. Die blendende Feuererscheinung, umgeben von braunen Gerippen und höllischen Hunden, hielt mich noch lange befangen. In Rußland habe ich wohl öfters im Fall der Noth das den rechtgläubigen Christen schützende Zeichen des Kreuzes über Brust und Stirn geschlagen, und zwar von der rechten zur linken Schulter, in Armenien aber umgekehrt von der linken zur rechten. Bei den Muhamedanern habe ich oftmals die religiöse Wäsche vollbracht zu meiner Errettung; bei den Sunniten von den Fingerspitzen allmählig hinauf bis zum Ellenbogen und bei den Schiiten vom Ellenbogen zu den Fingerspitzen hinab. Habe bei den Kalmücken bisweilen die große Gebetmaschine herumgedreht oder eine betende Flagge vor meinem Zelte aufgerichtet, hier aber hätte ich durch solche Zeremonien die braunen Gerippe erzürnt.

Der Hohepriester saß wachend träumend, im tiefsten Entzücken vom Opium-Dunste betäubt, der bekanntlich im Orient ein Mittel ist, den Geist auf einige Zeit ins Paradies zu versenden.

Fünf Feuerpriester bewohnten zur Zeit das Kloster. Sie hatten sich alle versammelt, um den Fremden zu sehen. Ich sagte ihnen, daß ich von einem Großen der Erde, welcher einen bedeutenden Theil der nordischen Welt regiere, beauftragt sey, das berühmte Kloster Atüschka mit seiner Umgebung getreulich und wahr zu zeichnen und auch die Gestalten und Züge der heiligen Feuerpriester mit Farben auf Leinwand zu fixiren, um dadurch dieselben in der Welt bekannt zu machen und ihren Ruf in der Nachwelt zu bewahren. „Ihr sehet in mir einen von den nordischen Männern, der die Kunst versteht, durch Licht, Schatten und Farben die Bilder der Natur und Menschen der Vergänglichkeit zu entreißen. Als Prinzip der Erhaltung durchziehe ich die Welt, genieße von allen Speisen, gehorche allen Gesetzen und glaube an alle Götter; nicht etwa aus Furcht vor den Göttern, denn die können nur unabänderlich das Gute wollen, sondern aus Furcht vor ihren Anhängern. Länger als zehn Jahre sah ich meine Heimath nicht, habe bei wilden Völkern so viel Gutes genossen, doch auch bei zivilisirten so manches geduldet. Gelobt sey das heilige Feuer, daß ich mich endlich bei seinem wohlthuenden Lichte und bei dessen frommen Priestern befinde."

Von meiner Rede gerührt, erhob sich einer von den Greisen, nahm von den Stufen in der Nische ein irdenes Näpfchen mit Kandiszucker und gab mir davon zu essen. So belohnt man in meiner Heimath die guten Kinder, und mir galt es auch hier für ein sehr günstiges Zeichen. Allmählig kühner werdend, zog ich aus meinen weitläufigen Taschen Thee und Zucker hervor. Sogleich lief einer der Vier und holte einen eisernen Kessel mit Wasser herbei, und setzte denselben auf drei Steine über eines der Feuer, welches ihn auf allen Seiten so wacker umspielte, daß schon in wenigen Minuten der ächt chinesische Thee uns umduftete, den wir alsbald im vertraulichen Kreise umschlossen, und aus hölzernen Schalen und irdenen Scherben verzehrten.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Stutzer als Vaterlandsvertheidiger! — Die kleinen und großen Kobolde der Druckfehler spielen den Zeitungen oft recht wunderliche Streiche. Die „Allgemeine Zeitung" theilte vor Kurzem einen interessanten Bericht über das diesmalige eidgenössische Schießen in Luzern mit. Hiernach prangte auf einem Festbogen eine Inschrift des Inhalts, daß dann, wenn „Tyrannenhände" nach der Schweiz greifen sollten,

„der Stutzer schirmt das Vaterland".

Stutzer als letzte Wehr der alten Schweizerfreiheit! — Man braucht wohl nicht erst zu bemerken, daß es Stutzen statt Stutzer heißen sollte.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 62. Mittwoch, den 3. August 1853.

Die Sturmfluth auf Pellworm.

(Fortsetzung.)

„Willkommen, Jens Barens!“ rief er diesem zu. „Du bist zur rechten Zeit an's Land gegangen, denn es wird bald wieder scharf hergehen. Wir bekommen Unwetter. Ich bin froh, daß ich meine Putten habe, morgen würde ich sie nicht bekommen.“

Jens beantwortete auch diese Begrüßung, welche in der alten Sprache der Nordfriesen geäußert wurde, die außer dem Plattdeutsch von dem Volk der Inseln und Küsten des westlichen Schleswig gesprochen wird. In seinem Hause angelangt, empfing ihn der zärtliche Liebesgruß seiner Gattin, welcher nach seinen längeren oder kürzeren Abwesenheiten immer die schönste Hoffnung seiner Heimkehr war. Auch der Deichgraf bot ihm freundlich die Hand und so saß die kleine Familie bald wieder so heiter und traulich in ihrer eng begränzten Häuslichkeit versammelt, wie wir sie schon früher dort gesehen haben.

Wieder vergingen die Stunden so rasch, wie es zu geschehen pflegt, wenn ein Geliebter heimgekehrt ist und man im angelegentlichen Gespräch all' die kleinsten Einzelnheiten in der Vergangenheit erörtert und sich an diese das Lichtbild der Zukunft reiht. Zwar fehlten auch hier die tiefen Schatten des Gemäldes nicht, aber wir wissen, daß Jens sie zu verscheuchen hoffte und auf jeden Fall wurde das Glück der Gegenwart nicht dauernd durch sie verfinstert. Nach und nach aber schwand das lächelnde Antlitz der heiteren Ruhe, welches die Natur seit Wochen jetzt getragen hatte und nicht weniger brausend erhob sich ein so grimmiger Nordwest, als in jener Nacht, welche dem Schiffbruch voranging.

„Das Wasser wird zum Abend hoch werden, denn wir haben Springfluth*) heute,“ sprach Jenes, als er endlich zu größerer Aufmerksamkeit auf den wachsenden Orkan genöthigt wurde.

„Auf den Halligen werden sie Manches auszustehen haben; uns hier macht es nichts aus, da der Deich uns gegen die ganze See schützt,“ entgegnete Inger Romsen gleichmüthig.

*) Die Springfluth wird durch gewisse Einflüsse des Mondes bedingt; die Fluth steigt alsdann statt der gewöhnlichen sechs Stunden zwölf und sinkt ebenso zwölf Stunden wieder bis zur Zeit der hohlen Ebbe.

Dieser Deich — auf manchen Strecken besonders des Festlandes sind diese Wälle dreifach fortlaufend gegen das Wasser gezogen — schien allerdings eine Erdmauer abzugeben, welche fast unmöglich zu sprengen war. Mit der einbrechenden Nacht verstärkte sich der Wind wieder zum heulenden Orkan und die beiden Männer erstiegen endlich die Höhe des Deichs, und von hieraus das Meer zu überschauen. Weniger stämmige Erdbewohner würden nicht vermocht haben, sich oben aufrecht zu erhalten, sondern rettungslos hinunter geweht worden seyn. Mehrere andere Insulaner trafen sie schon auf der Höhe an. Im wilden Getümmel peitschte der Nordwest die Wogen gegen das Gestade und donnernd raste die Brandung einher. Weit war das Meer über sein gewöhnliches Bett getreten und die graue, ungeheuere Fläche tobte schon gegen den Fuß des Deiches heran. Eine halbe Stunde verging und sie war um mehr als eine Menschenlänge hoch gewachsen. Voll und klar stand der Mond am Himmel und beleuchtete die Schreckensszene auf der Erde mit Tageshelle.

Aber mit festem Auge, mit unumwölkter Stirn betrachteten nach ihrer gewohnten Weise die Männer Nordfrieslands das grausige Schauspiel, welches wohl manches nicht zaghafte Herz hätte erbeben machen können. Endlich sagte Jens nachdenklich: „Die Fluth ist erst fünf Stunden gestiegen und wird heute noch sieben wachsen. Wenn sie so beibleibt, so wird sie nach Mitternacht über den Deich weggehen und das Land überschwemmen. Es wäre Schade, denn das Erdreich würde durch das salzige Wasser auf lange Jahre unfruchtbar werden.“

„Das ist seit Menschengedenken nicht geschehen und wird auch heute wohl nicht so weit kommen. Ist doch der Deich seit der letzten Sturmfluth noch um anderthalb Fuß erhöht worden,“ entgegnete Romsen kurz.

Barens Befürchtung erwieß sich indessen nur als zu gegründet und nach einigen Stunden sah man, wie einzelne Wellen über die Höhe hinüberschlugen und an der innern Seite hinunterstürzten. Von diesem Augenblicke an entfaltete sich wieder jene umsichtige Arbeitstüchtigkeit, von welcher die Seemänner früher schon so manche Probe abgelegt hatten. „Das Wasser kommt! Setzt die Schotten vor!“ erschallte Jens' gewaltige Stimme durch das Haus und man bestrebte sich, schleunigst diesem Gebote nachzukommen.

Schotten sind doppelte Bretterwände, deren vielleicht ein Fuß breiter Zwischenraum durch festgestampfte Erde ausgefüllt wird, sowie man zugleich die äußere

Wand mit Erdsäcken bedeckt, welche den Andrang des Wassers abzuhalten bestimmt sind. Diese Pallisaden werden zur Zeit der Noth vor den Thüren und Fenstern der Gebäude aufgerichtet, durch welche am leichtesten das Eindringen des nassen Elements zu befürchten steht. Auch Mary zeigte sich nicht minder schnell gefaßt. Sie hielt die Mägde an, die Vorräthe aus dem Keller und das Küchengeräth, sowie die besten Mobilien auf den Boden zu schaffen, da man nicht wissen könne, wie Alles kommen würde, und ging selbst im emsigen Wirken mit gutem Beispiel voran. Man zog das Vieh und die Pferde aus den niedrig gelegenen Ställen auf die Hausflur; die Hühner flatterten ängstlich hoch hinauf, die Enten und Gänse schnatterten wie toll, die Hunde heulten, und krochen winselnd zwischen die Füße der Menschen; die Katze miaute und flüchtete auf den Ofen. Es war als wenn die Creatur ihr Ach und Weh über die beginnende Wassernoth zum Himmel schreien, das unklare Gefühl des umgebenden Schrecknisses auf ihre unvollkommene Weise kundgeben wollte.

Der Deich bildete an der Stelle, wo Barens Wohnung lag, einen weiten stumpfen Winkel, wie es die Beschaffenheit des Ufers erfordert, so daß also dies Gebäude von zwei Seiten in einem etwa zwanzig Schritt entfernten Umkreis von dem grünen Wall umgeben war. Plötzlich bemerkte Jens, daß einige hundert Fuß weiterhin ein bedeutendes Stück der obern Deichfläche weggerissen wurde. Der reißende Strom der Fluth bahnte sich einen Weg darüber hin, bohrte immer tiefer, schwemmte immer mehr Erdreich hinweg und ergoß sich endlich im ungeheuren Sturze in die Landschaft hinein.

„Der Deich ist durchbrochen," sprach Jens ernst.

„So ist es, all' unser Arbeiten hat nichts geholfen; die Fluth ist mächtiger als hunderttausende von Menschenhänden," entgegnete Inger dumpf, welcher, tief den Hut in die Stirn gedrückt, neben ihm stand.

„Wir müssen auf den Boden hinauf, denn hier unten werden wir nun nicht mehr lange trocken stehen können. Die Woge tritt schon von beiden Seiten an's Haus", versetzte Jens

Alle eilten hinauf. Mit rasender Geschwindigkeit drängte die graue Masse durch die weite, gewonnene Oeffnung heran und umgab in der nächsten Minute die Wohnung, so daß an kein Entfliehen nach der Landseite hin zu denken war. „Das Wasser ist da! das Wasser ist da!" war der Angstruf, welcher aus den Kehlen des Hausgesindes erschallte. Immer weiter, immer höher wuchs das schäumende Fluthmeer, und mit einer Gewalt, der keine menschliche Macht zu widerstehen vermag, donnerte es gegen die Mauern des Hauses an. Jetzt waren auch die Schotten überfluthet — wurden weggerissen und die brausenden Wogen stürzten durch die zertrümmerten Fenster des untern Geschosses.

Noch einige angstvolle Minuten vergingen. Dann bemerkten die oben Harrenden, daß das Wasser sich einen Weg durch die Hinterthür gebahnt haben mußte, denn aus dieser stürzte es nun im gewaltigen Drange heraus. Es führte brüllende und heulende Thiere mit sich fort, die im jammervollen Kampf um ihr armes Daseyn rangen, entwurzelte die Bäume, riß im tollen Wirbel Tonnen, Thüren, Betten, Flaschen, jegliches Hausgeräth daher — fast ihr ganzes Eigenthum sahen die Bedrängten dem unendlichen Fluthmeer zutreiben, welches die Nordsee jenseits des Außendeichs ausbreitete.

(Schluß folgt.)

Die ewigen Feuer und die feueranbetenden Indier.

(Schluß.)

In dem Schlafzimmer, welches man mir anwies, war eine Erhöhung von Steinen, welche als Herd diente; auf derselben brannte ein ewiges Feuer. In der Nacht aber war sie die Lagerstätte, worauf der das Feuer bewachende Priester den neben dem Eingange ohne Thür schlummernden Pilger bewachte.

Die Priester mit den vier Hunden zogen in feierlicher Prozession bei meiner Zelle vorüber nach dem Tempel, wo die Gottheit in einer rasenförmigen Vertiefung, vor jedem Unfall geschützt, sich ewig rein und ungetrübt erhält. Mensch und Vieh darf in ihrem Abglanz verweilen, doch wer es wagt, sie zu berühren, wird von ihr ergriffen und muß die Qualen der Hölle erdulden.

Einer der Priester brachte auf einer Trompeten-Muschel durchdringende Töne hervor, die andern murmelten Gebete her, welche nur den Göttern verständlich seyn konnten, die abgerichteten Hunde aber erhoben ein furchtbares Geheul. Einer der letzteren, dem der Eifer zu erkalten schien, erhielt durch den energischen Fußtritt eines Priesters hinreichenden Grund zu ferneren Klagen.

Nach dieser Zeremonie trat eine nächtliche Stille ein; ich legte mich auf den Herd', meine zusammengerollte Pelzmütze unter dem Kopf, und empfahl mich dem Schutze meiner flammenden Wächter.

Der Hohepriester war aus seinen himmlischen Träumereien erwacht und saß am andern Tage in ruhigem Ernste mir gegenüber, um sich malen zu lassen. Er hatte sich außer dem weißen Gewand für diesen außerordentlichen Fall noch mit streifigen Beinkleidern geschmückt. Vor ihm stand ein irdenes Gefäß mit Taback gefüllt, woraus er seine Wasserpfeife immer wieder von Neuem belebte.

Mir zur Seite stand das Näpfchen mit Kandis-Zucker, woraus ich meinen Fleiß nach Belieben stärken durfte. Allmählig traten seine Formen auf meiner Leinwand hervor: die runzliche Stirn, die hohlen Wangen, das ganze Gerippe. Besorgt, das Portrait dem Originale zu zeigen, dachte ich, es könne mir zum Unglück gereichen, wie bei so mancher häßlichen Schönen. Er weiß wahrscheinlich auch nicht, wie häßlich er ist; die Häßlichen haben mir immer großen Kummer gemacht. Allein der Hohepriester blieb ruhig, er fand sein Glück wahrscheinlich im Kern und nicht in der Hülle; er betrachtete lange Zeit mit unverwendetem, ernsten Blick die eignen Züge und unterschrieb das Portrait, als Gelehrter, mit den Charakteren der uralten Sprache seiner Väter, des Sanskrit.

Der Diener des flammigen Wächters des Dreizacks saß neben dem Altar in seelenvoller Ruhe, nachdem

er seine Hand zur Sitzung mit großer Sorgfalt gewaschen hatte; dies, im Verein mit seiner weißen Mütze und dem schneeweißen Barte, stand in einem sonderbaren Kontraste mit seiner dunkelbraunen Gesichtsfarbe.

Der Bläser der großen Muscheltrompete lud mich nach seiner Zelle ein, welche bedeutend geräumiger war als die übrigen. Er hatte darin einen besondern Altar mit dem nöthigen Zubehör an Götzen und Heiligenbildern; denn von den Feuerpriestern verrichtet jeder bei dem Dienste seine besonderen Zeremonien. Er saß, während ich ihn malte, mit gefalteten Händen vor mir. Zur Seite stand ein eiserner Kessel über einer Gasflamme, aus dem eine Schafkeule herausblickte. Nach gethaner Arbeit legte mein gastfreundliches Modell die in Wasser und Salz gekochte Keule auf ein Brett zwischen uns nieder, worauf wir uns bemühten, das Fleisch mit den Fingern, oder wo dies nicht thunlich war, mit den Zähnen von dem Knochen zu trennen und zu verzehren. Der Zucker, die süße Götterspeise, welche der Hohepriester mir reichte, hatte in meinem profanen Leibe ihre heilige Wirkung verfehlt; ich konnte deßhalb den Trompeter in dem Kampf mit der Schafkeule nachdrücklich unterstützen.

Der vierte Priester, der Wächter der Hunde, der mich bei meiner Ankunft ihrer Wuth entriß, setzte plump und ungeschickt zum Zeichnen sich nieder und ließ seine Arme und Hände ohne Bewegung herunterhängen. Auch er konnte schreiben und bekräftigte die Richtigkeit seines Porträts mit eigenhändiger Unterschrift in indischen Charakteren.

Der letzte von den Feueranbetern, den ich malte, hatte nach einem Gebrauch der Indier seinen Bart mit großer Sorgfalt roth gefärbt, und zweifelte nicht, daß die mächtige Königin von England sein Bildniß mit Vergnügen sehen werde. Er gab mir auch einen geheimen Auftrag an dieselbe, welchen ich nun schon fünf Jahre in der Tiefe meiner Brust verwahrt habe, weil der Weg, welchen ich wandelte, nicht zu den Stufen eines Thrones führte.

Außerhalb der Ringmauer des Klosters befindet sich eine tiefe, senkrechte Höhle, mit Steinen eingefaßt, in deren Grund und Seitenwänden größere und kleinere Flammen in Menge hervorsprühen, die, je nach den Ritzen und Oeffnungen, durch welche sie dringen, verschiedene Formen annehmen. In der Nacht, wenn die Luft Dünste genug enthält, das Licht aufzufangen, und zu reflektiren, zeigt sich eine sanfte, regenbogenfarbig geränderte Lichtsäule auf derselben, welche an der Oeffnung sich bestimmt und deutlich vom Hintergrunde absetzt und in der Form eines umgekehrten Kegels sich nach und nach in die höheren Regionen verliert.

Die Priester bedeckten eines Abends, in der Absicht, mir ein großartiges Schauspiel zu gewähren, die Oeffnung mit einem Fußteppich, wodurch die inwendig brennende Flammen erstickt und das brennbare Gas in der Höhle zurückgehalten wurde. Als nach einiger Zeit der Hundebändiger einen Feuerbrand hineinwarf, stieg aus der Höhle eine mächtige Feuersäule himmelan, die sich mit geheimnißvoll drohendem Rauschen allmählig in ihre Höhle zurückzog.

Auf dieser wunderbaren Halbinsel zeigt sich noch eine andere Lichterscheinung, welche ihre Ursache in den Salzseen findet. Dünste oder Wolken, die höher oder niederer über denselben schweben, oder darüber hinziehen, erscheinen röthlich, oft in einer gesättigten Purpurröthe gefärbt. An den blendend weißen Ufern durchsichtiger, klarer Salzseen, von den wachsenden Bergen der Naphta-Quellen umgeben, mit ihren ewigen Feuern, wandeln Naturkinder in ewiger Morgenröthe dahin!

Die Alpenwelt.

Von Rob. Heller.

I.

Schon bei den alten Völkern und nicht bloß in Europa standen die Hochgebirge, von denen die Ströme zweiseitig herabkommen, standen die erhabenen Alpenzinnen, welche als Wasser-, Wetter- und klimatische Scheidegränzen zwischen den Ländern und Nationen aufgerichtet sind, in hohem Ansehen. Die Schweiz, heute der Zielpunkt der Vergnügungsreisenden aller gebildeten Nationen, war den frühesten Uranwohnern bereits und später den Römern ein Gebiet, auf das sie nicht bloß mit der Scheu des Geheimnißvollen, sondern auch mit religiöser Verehrung blickten, und auf dessen weithin sichtbaren Gipfeln sie heilige Orte, Säulen, Altäre, geweihte Stätten des Gottesdienstes gründeten.

An Dichtern, Schriftstellern, preisenden Schilderern hat es der Schweiz um so weniger gefehlt, als alle literarischen Nationen Europas ihr Kontingent dazu stellten. Die Liste der Gelehrten unseres Jahrhunderts vollends, welche die Schweiz zum Gegenstand ihrer Beobachtungen an Steingefügen und Gletschern, sowie an Gräsern, Moosen und Bäumen, an allen kriechenden, fliegenden, laufenden, schwimmenden, wimmelnden Kreaturen machten, füllt einen ganzen Katalog, und aus ihren Werken allein ließe sich eine ansehnliche Bibliothek zusammensetzen.

Eine beträchtliche Bibliothek, wiederholen wir, zu deren Sichtung und Verarbeitung ein gut Stück Leben aufgewendet werden müßte, wollte sich der Einzelne das klare Ergebniß daraus zusammenreihen, gar nicht zu gedenken, welch eine Summe von Vorstudien dazu gehörte, um so viele Werke auch nur richtig zu schätzen, zu gebrauchen und aus jedem das Geeignete zu entlehnen. Gewiß ist's daher mit Freuden zu erkennen, daß ein schweizerischer Schriftsteller, Herr Friedrich v. Tschudi, die Aufgabe auf sich genommen hat, die Arbeiten der hier einschlagenden Naturforscher von Fach für alle Gebildeten nutzbar zu machen, indem er aus denselben das Gesammtresultat zog und es unter dem Titel: „Das Thierleben der Alpenwelt" (Leipzig bei J. J. Weber) veröffentlichte. Allerdings faßt er damit sein Thema etwas enger, indem er unsere Aufmerksamkeit nur auf ein besonderes Reich der Natur hinzulenken scheint. Aber die Begränzung des Gegenstandes erweitert sich unendlich durch die Art, wie Hr. v. Tschudi denselben ausführt. Indem er nämlich von den Lebensbedingungen der verschiedenen Thiere handelt, deren Existenz an die Beschaffenheit des Bodens und an seine geologischen und klimatischen Verhältnisse geknüpft ist, an die größere oder geringere Menschen-

bewohntheit, an den Pflanzenwuchs und was dergleichen mehr ist, so rollt er ein Bild der schweizerischen Natur im Ganzen vor uns auf: von den Fluren der Vorberge bis hinauf zum ewigen Schnee der Gletscher, vom Wechsel der Jahreszeiten und den Wandlungen, die dadurch hervorgebracht werden, von den Kräutern und Blumen, die dem Schmetterlinge auf dem Jurakalk entgegennicken, bis zu den kalten Wasserrinnen des Urgranits, wo die Grundforelle in der Tiefe des Beckens ihren Raub erlauert — kurz er gibt uns, indem er die Thierwelt der Alpen mustert, in der That eine Musterung des Gefüges, der Gestalt, der Hervorbringung und so des Inhalts und Wesens der schweizerischen Alpen überhaupt.

Und in wie farbenfrischen, kraftvollen und lebendigen Zügen! Hr. v. Tschudi ist zu bescheiden, wenn er sich im Vorwort zu denjenigen zählt, die der streng wissenschaftlichen Naturforschung entfernter stehen. Seine Wissenschaft von dem Thierleben hat vielmehr, bei einer außerordentlichen Bewandertheit in den Fachschriften, das gar nicht hoch genug zu schätzende Verdienst, daß sie durch die hingebendsten Beobachtungen im Hause, Felde und Walde, durch den liebendsten Umgang mit der Natur erprobt und von der gemüthlichsten Auffassung ihrer Erscheinungen beseelt ist!

Das sind keine ausgestopften und arsenikduftenden Bälge, die er behandelt, keine vom Kalk gebleichten Skelette bloß, die er schildert. Er hat den Vogel unter dessen Laubdache belauscht, er hat den Fuchs und den Marder als Jäger beschlichen und nicht wie ein hastiger Schütze, der nur auf Tödtung ausgeht, sondern wie ein Waidmann, der mit den Insassen seines Reviers auf vertrautem Fuße verkehren, ihre Neigungen und Gewohnheiten draußen im Freien studiren will, so daß er, wenn er den Tummelplatz eines selteneren Wildpreis entdeckt hat, diesem lieber das Leben verlängern als verkürzen möchte, denn lebendig eben muß das Thier seyn, um seine Individualität zur Anschauung zu bieten.

Selbst wenn der Verfasser einmal selber als Anatom auftritt, so secirt er die Thierleiche nur, um aus dem Inhalt des Magens die Nützlichkeit des Geschöpfes nachzuweisen. Maulwurf, der vielverfolgte, Fledermaus, die ungerecht verschrieene, kommen dadurch zu gerechterer Anerkenntniß ihrer guten Mission, der Maulwurf als tapferer Bekämpfer allerlei schädlichen Erdungeziefers, die Fledermaus als Vertilgerin von Millionen garstiger Insekten. Sogar der Blindschleiche vindicirt unser vortrefflicher Führer durch die Alpenwelt ein durchaus harmloses Naturell. Sie kann gar nicht beißen, sie züngelt nur „zierlich" und der natürliche Widerwille des Menschen gegen das Schlangengeschlecht allein ist's nach Tschudi, was ihn nicht bloß gehässig, sondern auch blind gegen die Blindschleiche macht, „denn sie hat in der That ganz nette Augen, mit denen sie ganz genau sieht."

Dieses Inschutznehmen auch der unpopulärsten Thiergattungen ist gewiß sehr liebenswürdig und wir lassen sie sofort für den Maulwurf gelten und selbst für die Fledermaus, welche wohl nur durch Raff's weiland weitverbreitete Märchengeschichte der Natur in den Verdacht gerathen ist, als habe sie die tolle Leidenschaft, den Leuten in das dicke Haar zu fliegen, um sich darin zu versitzen.

(Fortsetzung folgt.)

Dann weißt du es.

O walle trunken durch die stille Nacht
Und sieh' des Sternendomes hohe Pracht,
Und sieh' die Erde, wie sie selbstvergessen
Hinschlummert, still, in Träumen unermessen,
Hör' zu des Weltenengels Flügelschlage,
Der seine Loose streut dem künft'gen Tage.
Und lege all' dein irdisch' Drängen ab, —
Dann weißt du auch, wer mir die Lieder gab.

Dann tritt auch hin zum klaren Murmelbach! —
Tief drunten wölbet sich des Himmels Dach,
Darüber strahlt dein Bild in holdem Glanze,
Die Reize, all' gereiht zum schönsten Kranze,
Des holden Auges wundersüßes Blinken,
D'rin Liebesträum' erstehen und versinken:
O schau' mit off'nem Sinn und ernst hinab,
Dann weißt du auch, wer mir die Liebe gab!

Dann geh' hinaus, ins grüne Waldeshaus,
Wo tausend Lieder zieh'n ins All hinaus,
Und tritt dann hin zum grünen Lindenbaume
Und sieh das Bild vom kurzen Liebestraume,
Dort in dem Stamm zwei engverschlung'ne Namen,
Darum den welken Blumenkranz als Rahmen,
Der Sprosser tönt sein süßes Lied herab:
Dann weißt du auch, was ich verloren hab'!

Ludwig Reban.

Miscelle.

In einem großen Hotel in New-York sind täglich 3000 bis 5000 Stück Zeug zu waschen. Dies geschieht auf folgende Weise: 3—5000 Stück werden in eine hölzerne Trommel geworfen, die sich um eine starke Spindel dreht. Die Spindel ist hohl und hängt auf der einen Seite mit dem Inneren der Trommel, auf der andern mit drei Behältnissen zusammen, die kaltes und heißes Wasser und Dampf enthalten. Nachdem so viel Lauge eingegossen, daß das Zeug ganz bedeckt ist, wird die Trommel durch eine kleine Dampfmaschine umgetrieben, abwechselnd rechtsum und linksum, und während dessen wird der Dampf hindurchgetrieben. Nach 15 bis 20 Minuten ist das Zeug rein. Dann wird der Damf ab- und kaltes Wasser eingelassen und die Maschine wieder ein Paar Minuten umgetrieben. Zuletzt kommt das Zeug in eine Zentrifugaltrockenmaschine, an deren Beschreibung man nichts Ungewöhnliches findet. In 5 bis 7 Minuten, bei 3000 Umwälzungen in der Minute, ist das Zeug trocken.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 63. Sonntag, den 7. August 1853.

Die Sturmfluth auf Pellworm.

(Schluß.)

Mary stand von dem Arm ihres Gatten umschlungen und lehnte den Kopf an seine Brust. Für sie hatte alles umgebende Drangsal die Hälfte seines Schrecknisses verloren, da sie in sein auch jetzt noch muthiges Auge blicken durfte. Rund umher nach allen Seiten tobte jetzt der schäumende Wellenschoos; nur in äußerster Ferne sah man einen grünen Punkt nach der einen Seite hin, wo das Land noch nicht überschwemmt war.

„Wie lange werden wir es noch aushalten hier?" fragte sie leise

„So lange die Mauern halten" entgegnete er. „Die Boote draußen sind alle weggeschwemmt, fortkommen können wir nicht."

„Wenn sie nicht bis zur Ebbe stehen, so sinken wir mit ihnen," fügte Romsen düster hinzu.

„Wie lange ist's noch bis dahin?" fragte die junge Frau noch einmal.

„Drei Stunden," lautete Ingers Antwort.

Die Besorgniß, daß die Mauern durch die rasenden Wogen, welche gegen sie anschlugen und den Grund unterminirten, zum Wanken gebracht werden könnten, war sehr gegründet, denn derartige Beispiele gab es manche in der Geschichte der Sturmfluthen. Aber immer noch stieg die Fluth und immer noch heulte der Sturm mit gleicher Furchtbarkeit. Endlich rauschten die gigantischen Sturzseen nahe unter dem Dachfenster, so daß man sie fast mit der Hand von oben erreichen konnte. Nun stieg man die letzte Leiter zum Dach hinan und von der ganzen hart bedrängten Menschengruppe waren Inger und Jens die Einzigen, welche auch jetzt noch nicht jede Hoffnung verloren hatten, sondern immer gefaßt und thatbereit auf die wildbewegte Fläche ringsum nach einem Auswege blickten, der sie Alle in Sicherheit bringen könnte.

„Gott erbarme sich unser," hauchte Mary. „Ach Jens, das Leben mit dir war so schön — wie gern wären wir noch hier unten zusammen geblieben."

„Wenn Der über uns beschlossen hat, so müssen wir bereit seyn — aber vielleicht werden wir dennoch hier durchkommen," sprach ihr Gatte, wenn gleich der Ernst seines Antlitzes immer tiefer wurde, und er sie fester an seine Brust drückte.

Und noch eine furchtbare Stunde verging. Jetzt sahen sie die Mauern des Viehstalles wanken, tiefer und immer tiefer; endlich sanken sie mit entsetzlichem Krachen. Die Wogen begruben sie, so daß bald keine Spur mehr von ihnen da war und donnerten nun auch gegen diese Seite des Wohnhauses an. Die geängstigten Insulaner sahen mit noch haarsträubenderer Deutlichkeit als zuvor das Schicksal vor Augen, das in kurzer Frist nun auch sie ereilen würde. Plötzlich hörte man einen lauten Ruf aus Inger Romsens Munde, welcher nach der entgegengesetzten Seite hinüber sah: „Ein Boot, es kommt den Sylzug herunter — sie haben an uns gedacht dort mitten im Lande! Wenn es durchkommt, so sind wir geborgen."

Alle wandten die Blicke, welche wieder von dem Leuchten der Hoffnung belebt wurden. Quer durch die weite Wasserwüste schiffte ein kleines Fahrzeug daher, welches einen bestimmten Cours verfolgte. Es vermied die kreisenden Strudel, welche das Wasser auf mehreren Seiten bildete und hielt sich gegen die Hinterwand des Gebäudes, wo es verhältnißmäßig ruhig war. Schwer arbeiteten die rüstigen Ruderer gegen den tobenden Ungestüm an, schaukelten hoch auf und nieder, wurden hierin und dorthin geschnellt, seitwärts und vorwärts — und trieben endlich nur noch etwa zwölf Schritt von der Firste des Daches hin und her.

„Hollah, paßt auf dort oben!" wurde eine markige Stimme, den Grimm der Elemente übertönend, aus dem schmalen Kahn hörbar. Diese Stimme durchschauerte mit ihrem wohlbekannten Klange auch in dieser Stunde der äußersten Todesnoth Mary's Herz mit seltsamen Gefühlen. In dem nämlichen Augenblicke riß der Wind dem vorn im Boote stehenden Manne den breiten, lackirten Hut vom Kopf, welcher seine Züge beschattet und theilweise verborgen hatte. Auch der Deichgraf fuhr zurück, als habe ihn der Stich eines Skorpions getroffen. Jens aber streckte schnell bereit beide Hände aus und im nächsten Augenblick befand sich ein eiserner Hacken in ihnen, der an ein dickes Seil befestigt ihm aus dem Kahn von Asmus Romsen mit gewaltigem Schwunge zugeworfen wurde. Diesen Hacken befestigte er schnell in der Mauer und zog dann das Seil mit starkem Arm näher. Inger, der sich von seiner Bestürzung nur auf eine Sekunde hatte erfassen lassen, half ihm ungesäumt und so wurde es möglich, daß das Fahrzeug sich nicht nur in der Nähe halten konnte, ohne fortgeschnellt zu werden, sondern, daß es auch gelang, es mit unendlicher Anstrengung bis auf einige Menschenlängen an das Haus zu bringen. Nun warf Jens seine Jacke ab, erfaßte sein Weib, hob es auf und sprach hastig:

„Halte dich ganz fest an meinem Halse; ich bringe dich herüber."

Mit der Gewohnheit raschen wortlosen Handelns, welche allen diesen seeerprobten Insulanern eigenthümlich ist, wenn es seyn muß, umklammerte Mary ihn von hinten mit beiden Armen. Dann erfaßte er das Seil, griff abwechselnd mit beiden Händen daran, schwebte zwischen dem Himmel und dem schäumenden Wassergrund — und erreichte auf diese Weise in wenigen Minuten den Kahn, in welchem er seine athemlose Gattin auf eine der Ruderbänke setzte. Ohne Säumen erhob er sich dann wieder, athmete nur einmal hoch auf, erfaßte nochmals das Seil, und gelangte auf dieser schmalen Verbindungsbrücke wieder auf den Rand des Daches, wobei er eine Geschicklichkeit entfaltete, welche dem gewandtesten Seiltänzer zur Ehre gereicht hätte. Auf die nämliche Weise brachte er nun auch die beiden Mägde in die vergleichungsweise Sicherheit des Bootes; dann folgten die übrigen Männer, gleichfalls einzig auf die Kraft ihrer Arme und Hände bei dieser gefahrvollen Beförderungsart angewiesen. Der Letzte von Allen war der Deichgraf, der wie ein umsichtiger Kapitän gewartet hatte, bis auch der Letzte der Mannschaft hinunter war. Mit katzengleicher Behendigkeit griff auch er am Seil weiter und war nur um Mannslänge mehr von dem Fahrzeuge entfernt — da mochte es seyn, daß dennoch der Fortschritt der Jahre die Kraft seiner Glieder etwas gelähmt hatte, obgleich dies noch niemals an ihm bemerkt worden war, oder mochte seine Hand nur in diesem Augenblicke nicht so fest wie sonst seyn — da lösten sich seine Finger und er stürzte in die graue, wogende Tiefe hinab.

Trotz der ungeheuren Anstrengung, welche Jens so eben zur Rettung der Frauen aufgeboten hatte, erhob er sich dennoch sogleich von der Ruderbank, auf welcher er neben seinen Unglücksgefährten saß, um nochmals für Inger Romsen zu versuchen, was die stählerne Kraft eines Menschen auszurichten im Stande seyn würde. Aber mit gewaltigem Sprunge kam im Asmus aus dem vordern Ende des Kahns zuvor, stürzte auf das Seil nieder gerade an der Stelle, wo sein Vater hinabgeglitten war und hielt sich fest an diesem. Jetzt wurde der Letztere wieder emporgehoben; sein Sohn ließ die eine seiner Hände los und erfaßte mit dieser das Haar seines Vaters. In dem nämlichen Augenblicke schnellte eine gigantische Woge das Boot weiter auf die im Wasser Befindlichen zu; Jens und Boy Harder, welcher unter den Männern im Kahn war, beugten sich weit vor und Asmus zog, den Rand des Fahrzeugs erfassend, seinen Vater in dies hinein; dann schwang auch er sich herüber. Jetzt aber krachte es furchtbar; ein Balken stürzte in weitem Schwunge vom Dach der Wohnung herunter und traf mit seiner zerschmetternden Schwere Asmus Romsens Brust. Da dieser unmittelbar vor dem Deichgrafen lag, so hielt er für diesen durch seinen Körper die Wucht des dicken Holzblocks ab, so daß dieser ganz unbeschädigt blieb. Nun flog das Fahrzeug auf der zurückgehenden Welle wieder fort — man sah die eine Mauer der Wohnung wanken — rasch hieb Boy Harder das Seil mit einem mitgeführten Messer durch — im jagenden Fluge schwamm das Boot weiter weg von dem Gebäude — Jens und die übrigen Insulaner hatten mit Gedankenschnelle die Ruder ergriffen, um nachzuhelfen, soviel es Menschen möglich war — nun stürzte die Mauer — das ganze Gebäude brach zusammen — ein wilder Strudel wirbelte darüber, dem das Boot noch mit genauer Noth entkommen war — und in wenigen Minuten war von dem stattlichen Gebäude, von der Stätte des traulichen Glücks einer ganzen Familie keine Spur mehr vorhanden, als nur die hier schwärzer schäumenden Wogen.

Alle diese schaudervollen Kämpfe um das Leben hart bedrängter Menschen waren in kürzerer Zeit vollführt, als wir gebraucht haben, um sie zu beschreiben. Noch strebten die rüstigen Schiffer vorwärts, denn selbst durch Aeußerungen des Entsetzens ließ man sich keine Muße, als Inger Romsen sich aufrichtete und sich über seinen vor ihm liegenden Sohn beugte.

„Vater," stöhnte dieser, „jetzt weißt Du, warum ich nach Pellworm kommen mußte — ich sterbe für Dich — gib mir ein freundliches Wort auf die lange Fahrt in die Ewigkeit."

Er streckte mühsam die Hand aus. Der Deichgraf erfaßte sie mit beiden Händen, drückte sie fest und führte sie dann gegen seine Brust, in welcher plötzlich alle so lange gewaltsam unterdrückten Gefühle eines zärtlichen Vaters erwacht waren. Es war sein Einziger, welcher hier sterbend vor ihm lag; vergebens aber rang er, aus seiner keuchenden Brust ein Wort der Liebe hervorzubringen. Eine dicke Thräne rollte über seine Wange, deren Rothbraun erdfahl geworden war — es war zum Erstenmal, daß man ihn weinen sah.

Der Verwundete kehrte dann das brechende Auge zu Mary, welche an seiner andern Seite neben ihm kniete und fuhr fort: „Was mein ist, findet ihr in der Londoner Bank — dreißigtausend Dollars. Theilt es Euch und genießt es in Frieden."

Inger Romsen nickte schweigend.

„Mary — verzeihe mir — denn ich habe schwer an der Last meiner Sünden zu tragen."

Dies waren die letzten Worte, welche sich der zerschellten Brust des Sterbenden entrangen. Mary, deren Antlitz von Thränen überfluthet war, beugte sich herab und drückte einen Kuß auf die mehr und mehr erbleichende Wange des Mannes, welcher ihr einst der Nächste auf Erden gewesen war. Während der kurzen Stunde, welche noch verfloß, bis man eine sichere Zufluchtsstätte in Boy Harders Behausung, einem kleinen Gehöfte im Innern der Insel, welches auf einer hügelartigen Werfte lag, erreichte, verharrte der Deichgraf so unthätig und schweigend, wie der Leichnam vor ihm. Tief herabgesunken auf die Brust blieb sein bewegungsloses Haupt — er bedachte in dieser düstern Stunde, daß er, nachdem seine ersten Vorstellungen den Verblendeten nicht bekehrten, sich gleich im Zorn von ihm gewendet; daß er keine fernere Bemühung angewendet, nie das Wort treuer, väterlicher Liebe versucht hatte, um den Verirrten auf den bessern Weg zu führen; daß er in zorniger Erbitterung den Verbrecher seinem Schicksale überlassen habe — und daß also auch die Verantwortung, die ihn treffe, schwer sey.

Boy Harder war der Freund gewesen, unter dessen bescheidenem Dache Asmus sich längere Zeit in düsterer Abgeschlossenheit aufgehalten hatte. Die flache Marscherde der Insel wird nicht von Hecken, sondern von breiten Gräben durchschnitten, welche die Gränzscheidungen der Felder, Wege u. s. w. bilden. Einer

dieser Gräben, der jedoch so breit und wasserreich sich zeigte, daß er einem Kanal verglichen werden konnte, lief in mehrfachen Krümmungen von Boy Harders bis nach Jens Barens Haus und es wurde diese Wasserstraße im Herbst und Winter, wenn die Landwege morastig wurden, häufig als Verbindungsweg benützt. Tete Jessen besaß in einiger Entfernung am Außendeiche — dem weiten Schauplatz seines gewöhnlichen, täglichen Wirkens und Träumens — eine niedrige Hütte, welche das erste von der Sturmfluth verschlungene Gebäude war. Als die ersten Wellen über den Deich hinschlugen, wich er schaudernd auch von dessen Höhe zurück und lief querfeldein auf Boy Harders Wohnung zu, indem er diesem kundgab, daß es ihm vorkomme, als wenn Jens Barens in dieser Nacht viel auszustehen haben würde. Wegen seines, wenn auch unklaren Blicks in die Zukunft, stand Tete trotz seiner Dürftigkeit doch in einigem Ansehen bei seinen Landsleuten, und so unterließ Boy Harder nicht, seine kurze, verworrene Mittheilung zu beachten und sie Asmus Romsen vorzulegen. In diesem erwachte auf einmal alle jene Thatkraft und verwegene Todesverachtung seines Stammes wieder, welche nur für eine Weile in ihm geschlummert und früher oft zu nicht edlen Zwecken angewendet war. Beide riefen so schnell, wie es gehen wollte, mehrere andere Insulaner herbei und man bestieg eilends den schmalen Kahn, welcher nahe an der Werfte lag und fuhr den kanalartigen Graben, den Sylzug hinunter, von dem man bald genug in die wilde Strömung des über das Land daher fluthenden Meeres gelangte.

Die Kosten, welche die Unterhaltung der Deiche und die Fortführung der übrigen Befestigungsarbeiten gegen das Wasser erfordert, sind so beträchtlich, daß die kleineren Inseln, die Halligen, diese nicht zu tragen vermögen, mithin müssen sie die Gewalt der Sturmfluthen noch mehr als die geschützteren Distrikte über sich ergehen lassen. Wenn indessen ein Deichbruch erfolgt, so sind die nahe wohnenden Einwohner der letzteren wegen des entstehenden reißenden Wasserwirbels noch größerer Gefahr ausgesetzt.

Am Nachmittag dieses verhängnißschweren Tages war die hohle Ebbe eingetreten und mit ihr ein Theil des Wassers ins Meer zurückgelaufen. Einzelne grüne Flächen wurden wieder auf dem überschwemmten Landstrich sichtbar.

„Vater", sagte Mary zu dem neben ihr sitzenden, noch immer wortkargen Deichgrafen, „wir dürfen Asmus' Geld nicht behalten. Es klebt unschuldiges Blut daran; ich würde nie dessen froh werden, sondern bei jedem Thaler, den wir verwenden, an die unglücklichen Schwarzen denken, welche dafür verhandelt worden sind, oder an die Angst der Menschen, denen es auf den erbeuteten Schiffen abgepreßt wurde."

Der Angeredete bejahte stumm. Dann sprach er — und gänzlich war die Rauhheit verschwunden, die man sonst fast nie in seinem Tone vermißte: „Es haben Menschen genug hier auf Pellworm und auf andern Inseln in dieser schrecklichen Nacht all ihr Eigenthum verloren. Wir wollen mit diesem Gelde die Armen unterstützen, ihnen Kleider und Lebensmittel anschaffen, ihnen kleine Häuser bauen und einige Schafe und Kühe, sowie auch Fischgeräthe und Kähne geben. Wenn wir so die Bettler in zufriedene Menschen verwandeln, Hunger und Blöße von ihnen fern halten, so wird sich der Fluch, der auf diesem Gelde ruht, in Segen verwandeln."

„Ich hoffe, Ihr werdet dann auch an mich denken, Herr Deichgraf," schaltete Tete Jessen ein, welcher in einer Ecke bis dahin ganz still auf der Bank gesessen hatte.

Du sollst der Erste seyn, der bedacht wird, verlaß dich darauf, lautete die ermuthigende Antwort des Angeredeten.

„Doch denke ich, du hast mehr eingebüßt als irgend ein Anderer, Jens, denn Wenige hatten ein so schönes Gehöfte, wie Eueres es war. Mir däucht, Ihr könntet doch von dem Gelde auch zum Nutzen für Euch selbst behalten," erinnerte Boy Harder.

„Der Hof ist fort, aber ich habe meine Brigg und sie soll fortan mein einziges Haus seyn; mein Weib geht mit mir, was brauche ich mehr? Andere mögen es nehmen, die schlimmer daran sind als ich."

Mit diesen muthigen Worten umfing Jens seine neben ihm sitzende Frau, in deren ernstem Auge zum ersten Mal wieder ein Strahl der Freude lächelte nach allem Graus und Weh, welches sie in dieser Nacht umringt hatte.

„Gut so," sprach Inger Romsen. „Sobald ich hier abkommen kann, denn es wird viel Arbeit und Sorge in den nächsten Wochen geben auf den Inseln und an der Küste, gehe ich nach London und hole das Geld. Wenn ihr von eurer großen Fahrt im nächsten Jahr zurückkommt, werdet ihr sehen, daß es gut verwendet worden ist."

Die Alpenwelt.

(Fortsetzung.)

Der alte Raff war ein leichtgläubiger Narr, der eine Menge alberner Wunderhistorien und Verleumdungen in Schwung gesetzt, und um bloß eines zu erwähnen, dem Rufe der Katze unendlich geschadet hat. Von ihr behauptete er bekanntlich nicht allein, daß sie überaus falsch sey, sondern daß ihr auch sieben Mal in jeder Nacht das Verlangen beikomme, einen Menschen zu tödten. Es wäre dabei nur über die Willensstärke zu erstaunen, mit der viele Millionen Katzen täglich dieses wiederholte Mordgelüst überwinden. Aber dergleichen Anekdoten sind leichter widerlegt als die einmal erzeugte Abneigung aufgehoben ist, die sich in Folge derselben festsetzte. Die Katze ist und bleibt in Deutschland ein ängstlich bemißtrautes Thier, während sie in Frankreich, das keinen Raff für seine kindliche Naturgeschichte gehabt, überall zu den wohl geachteten Hausfreunden gehört. Und auch die grundlose Sorge vor dem Einklammern der Fledermaus ins Haar scheint nicht auszurotten aus der öffentlichen Meinung, denn nur durch sie wüßten wir uns das herrschende Vorurtheil unserer eleganten Männerwelt gegen eine starke Haarbedeckung des Scheitels und die immer häufigeren Kahlköpfe der Jugend zu erklären.

Um aber selbst die Blindschleiche angenehm zu finden und überhaupt dem Schlangengezücht seinen Platz in den feuchten Winkeln der Erde zu gönnen, dazu bedarf es denn doch des Organismus eines Naturforschers von Vollblutrace. Was dagegen den Unterzeichneten persönlich betrifft, der wahrlich ein Freund der Natur, belebter sowohl wie sogenannt unbelebter ist, so darf ich schon um der Ruhe meines Gewissens willen einer Ehrenrettung der Nattern, Kröten, Echsen ꝛc. nimmermehr Gehör geben, denn der Nachweis ihrer

Unschuld würde mich mit dem reuevollen Gedächtniß zahlreicher Justizmorde belasten. Mit diesen Justizmorden ging's aber also zu.

In den Thälern des Wesnitzflusses, wenn er durch die Sandsteinschluchten der sächsischen Schweiz seinen Weg zur Elbe sucht, murmeln im Sommer die wilden Tauben fast eben so laut, als das Wasser über die Felsblöcke braust, und in den Dornenhecken singen die Grasmücken, der Specht hämmert an den Baumstämmen, an der Bergwand steigt mit zierlichem Schritte das Reh empor und beide Hälften des Grundes sind mit der lockenden Fruchtbarkeit des Waldes bedeckt. Die tieferen von Fichten und Tannen beschatteten Stellen strotzen von Pilzen, bunten und schädlichen sowohl, wie einfach gefärbten und eßbaren. Auf der steilen Sonnenseite aber reift eine herrenlose Aernte von wilden Beeren aller Art dem Ersten, Besten entgegen, der sie pflücken mag, eine würzige Aernte voll reicher, rother Süßigkeit. Hatte dann einmal irgend ein unternehmender Knabe des Dorfes die Wanderung in den Wesnitzgrund nicht gescheut, um zu prüfen, wie weit das Jahr nun vorgerückt sey und ob sich die Haselnuß endlich zu bräunen anfange, brachte er von einer solchen Expedition eine gute Kunde zurück, brachte er sogar verführerische Proben des unbewachten Segens mit, so war die beutelustige und abenteuertrunkene Jugend nicht mehr zu halten. Sie war früh auf den Schulbänken nicht so pünktlich versammelt, als Nachmittags draußen in den abschüssigen Gebüschen von Himbeergesträuch und um die Felsenmassen, welche sich in hängende Erdbeergärten der Semiramis verwandelt hatten.

Die erste Stunde des Eintreffens im Walde war stets dem emsigen Einsammeln gewidmet, und das förderte rasch, auch wenn die Buben vor Allem den eignen Mund in Uebermaß versorgten, bevor sie ihre mitgebrachten Gefäße füllten. Schien jedoch der gewonnene Vorrath zu genügen, so begannen zerstreute Studien von naturhistorischer Art. Wir hatten kleine Botaniker unter uns, die Kräuter lasen, wie man sie in gebirgigen Gegenden unter den Käse zu mischen pflegt, duftenden Ehrenpreis und wilden Thymian. Andere stiegen nach Königskerzen zu Thee umher, oder gruben nach einer herben Wurzel, die in dem Ansehen stand, auf Branntwein abgezogen ein magenstärkendes Mittel zu liefern. Im Allgemeinen mißachteten die Bauern meiner Heimath den Branntwein auch nicht, wenn er mit jenem Baldriangewächse in gar keine Berührung gekommen. Es ward ferner von uns auf Hirschkäfer Jagd gemacht, und wenn solche gefangen waren, so mußten sie schwere Lasten von Sand und Holz tragen, oder kleine Schlitten ziehen, die wir aus dürrem Reisig zusammenknüpften. Vogelnester wurden entdeckt, fast immer leer schon, zum Glück für die Vögel, wenn auch zu unserm aufrichtigsten Bedauern. Den Schnabel einer gewissen Meisenart betrachteten wir mit dem äußersten Respekt, denn von seiner rastlosen Bearbeitung sollten gewisse blasenförmige Löcher in den Felsen herrühren, die für die Zufluchtsstätten dieses Geflügels galten. Ich weiß nicht, ob Raff das erzählt, aber er würde auch diese Fabel gern bestätigt haben. Hie und da huschte grad' unter unsern Händen aus dem umgebogenen Heidelbeerbusche (Bickbeeren in Norddeutschland) ein verschlafener Dämmerungsvogel empor, dem wir verblüfft nachschauten, worauf wir beschlossen, seiner ein ander Mal früher ansichtig zu werden, und er sollte uns sicher nicht entgehen.

Ein furchtbares Halloh erregte jedesmal das Aufflattern einer Eule. Auch in Bezug auf die Eule spuckten viele Vorstellungen Raff's in unsern Köpfen und unsere Herzen glühten von Haß gegen den Tod ankündigenden Rufer. Ihr langsamer und unbeholfener Flug erneuerte stets die königsstolze Hoffnung in uns, daß wir gelegentlich einer solchen habhaft werden könnten, denn wir waren so fest wie von unserem Daseyn überzeugt, daß sie bei Tage nicht die geringste Sehkraft hätten und, aufgejagt, nur so aufs Geradewohl durch die Luft forttaumele. Tschudi zerstört in seinem reizenden Werke auch diese unsere schmeichelnde Kindertäuschung. Seine Eulen können nur in der Nacht nichts sehen, was anderen Thieren ebenfalls passirt, in der Dämmerung sind sie am allerbesten zu Hause und bei Tag blendet sie zwar die steil einfallende Sonne, aber sie macht das scharfe Eulenauge keineswegs blind. Die Abneigung gegen das Eulengeschlecht erhält durchaus keine neuen Unterstützungsgründe durch sein Buch. Er schildert sie im Allgemeinen als phantastische Thiere mit Katzenköpfen, glotzigen Blicken und wunderlicher Befiederung, die ihnen sogar die Krallen und das Antlitz bedeckt, aber im Besondern erzählt er ihnen manchen interessanten Charakterzug nach. Die Eule ist trotz ihres dummen Aussehens nicht ohne List, aber wie sehr sie auch in ihren Eigenheiten bald dem Affen, bald dem Papagei gleicht, so verräth sie doch nicht den geringsten Zug zur Geselligkeit. Da sie kein Thier im Fluge erhaschen kann, so ist sie auf kriegende und schlafende Thiere angewiesen, die sie im Nothfall auch bei Tage überrascht, was gerade kein Beweis von ihrer Sonnenblindheit ist. Mäßig ist sie wie ein Karthäuser und hungern kann sie mit entsetzlicher Fertigkeit acht bis vierzehn Tage. Sie weiß auch, daß ihr der nächste Fang vielleicht auf langehin mißlingen wird, daher geht sie so sparsam mit ihren Vorräthen um, daß sie den Rest ihrer Mahlzeit haushälterisch zusammenwickelt, das übrig gebliebene Fleisch wieder in seine Haut versteckt und sorgsam bei Seite schiebt. Selbst in der Gefangenschaft bleibt sie diesem Verfahren treu, und dennoch ist sie nicht ohne Leckerhaftigkeit. Denn das Fleisch der Maus gilt ihr für eine solche Delikatesse, daß die Eule bei ihrem trefflichen Gehör selbst in der Nacht zum Schuß zu bringen ist, sobald ein Jäger das Pfeifen der Mäuse geschickt nachzuahmen weiß, wie in dem den Eulen gewidmeten Kapitel 100 folgg. bei Tschudi angenehm zu lesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

* Der Kapellmeister der Frankfurter Oper, Gustav Schmitt, Komponist der freilich von der Bühne verschwundenen Oper „Prinz Eugen", hat eine neue, die „Weiber von Weinsberg" komponirt.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 64. Mittwoch, den 10. August 1853.

Der unenträthselte Vorfall.

Eine kleine Garnisonsgeschichte.

Von Feodor Wehl.

Das kleine Städtchen O . . . . , vier Meilen von Br . . . . , gelegen, war und ist wahrscheinlich noch der Garnisonsort zweier Husarenschwadronen mit dem Oberst und Stabe des Regiments. Wenn wir hier angeben, daß in der ganzen Gegend ringsumher fast nur Taback angebaut wird, so ist der Leser ohne Zweifel sogleich selbst im Stande, sich zu sagen, daß die Lage des Städchens nicht eben sehr romantisch seyn kann. Und in der That bilden flache Wiesen und Felder, von kleinen Bächen und Flüssen durchschnitten, die ganze Umgebung des Ortes. Erst in ziemlich weiter Entfernung beginnen Waldung und Höhenzüge eines sich ansetzenden Gebirges, was zur Folge hat, daß die Jagd nicht eben ein sehr bequemes und billiges Vergnügen der Offiziere abgeben konnte. Um sich dafür einigermaßen zu entschädigen und die Langeweile des Sommers zu vertreiben, ward das Angeln eine Leidenschaft des gesammten Offizierkorps, zu dem seiner Zeit auch ein Oheim des Erzählers gehörte, der von dem Zögling der nachbarlich gelegenen Militärschule oft immer mit Vorliebe besucht ward.

An den Tagen, wo nicht exerzirt oder manöverirt wurde, zogen die Lieutenants, mit den Rittmeistern an der Spitze und die Burschen mit allem Angelbehör im Gefolge, schaarenweis aus, um dem Fischfange obzuliegen mit einer Emsigkeit und einem Ernste, als wäre nichts wichtiger auf der Welt, als das Erwischen von einigen armseligen Hechten und Barschen, wie sie die O . . r, das Flüßchen, nach welchem das Städchen den Namen führt, aufzuweisen hat.

Zu den eifrigsten Angelern des ganzen Korps gehörte zu jener Zeit ein junger Lieutenant von Hollen, ein liebenswürdiger munterer Springinsfeld, der sich seine müssige Zeit mit allerlei übermüthigen und lustigen Streichen würzte, die er mehrfach mit Duellen und einigen nicht allzu leichten Wunden büßen mußte. Wie ihm aber alles: Tollheit, Leichtsinn und eine unbändige Flatterhaftigkeit gut standen, so schienen auch einige Schmarren und Narben, die sich über sein Gesicht zogen, nur dazu zu dienen ihn interessanter und hübscher zu machen, als er es schon von Hause aus war. Man konnte in der That ihn nicht sehen oder Umgang mit ihm haben, ohne ihn lieb zu gewinnen. Ueppiges, blondes Haupthaar, trotz seiner Kürze immer anmuthig gelockt, blaue, gut und heiter strahlende Augen, ein kleiner Mund, durch ein weiches Bärtchen nur noch reizender gemacht und eine schöne, reine Gesichtsfarbe stempelten ihn im Verein mit einer schlanken, mittelhohen Figur, kleinen Füßen und fein geschnittenen Händen zu einer durchweg herrlichen und überall sieghaft auftretenden Erscheinung der Männerwelt. Nimmt man dazu, daß er ein vollendeter Reiter, Fechter und Schütze, brillanter Tänzer, exzellenter Schwimmer, Springer und überhaupt Turner war, so wird man es nicht im mindesten auffallend finden, wenn wir angeben, daß er für einen erklärten Liebling der Damen gelten durfte. Seltsamer, daß ihn auch die Männer und besonders seine Kameraden liebten; liebten, trotzdem er den älteren darunter oft durch Scherze und vorlautes Wesen und den jüngeren durch das Ausstechen beim Hofmachen unangenehm werden mußte. Sein gutes Herz aber, seine immer heitere Laune, seine Dienstfertigkeit und Lust zu helfen und beizustehen, wo es der Hülfe und des Beistandes bedurfte, söhnten schnell alle Mißhelligkeiten wieder aus. Noch gestern mit irgend wem auf der Mensur, war er heute schon wieder im besten Einvernehmen mit ihm, ganz gleich, ob er oder sein Gegner den Arm in der Binde oder das Gesicht überpflastert hatte.

„Man kann ihm nicht gram seyn", hieß es nach allen abgethanen Rencontres, nach allen ausgefochtenen Händeln. Und wahr und wahrhaftig, man konnte es ihm nicht seyn, das sagen auch wir, den er oft genug geplagt und mit seinen Späßen gequält hat.

Nie wurde er unserer ansichtig, ohne uns einen Schabernack zu spielen. Bald machte er sich über unsere Mütze, bald über unsere Jacke lustig. Nie schlüpften wir an ihm vorüber, ohne daß wir über seine vorgestreckten Beine fielen. Und wie oft hat er uns mit Wasser begossen, die aus dem Flüßchen gezogenen Fische heimlich in unsere Taschen gesteckt oder sonst läppischen Muthwillen mit uns getrieben. Keinen Augenblick waren wir vor seinen Neckereien sicher, aber trotz alledem hatten wir ihn doch herzlich gern, weil er immer so gut und munter lachte, uns seinen jungen Kameraden nannte und mit Czacko, Säbel und Schärpe ungenirt und unbekümmert um die gaffende Welt über den Exerzierplatz Wette mit uns lief.

Er war eben ein heiteres, unbefangenes Naturell, wie man es in begünstigten Lebensumständen unter

dem jungen Landadel häufig findet. Ziererei, leere Form und Verstellung kannte er nicht und sein größtes Vergnügen bestand darin, wo er so etwas fand, es zu geißeln und zu hänseln, so viel er nur konnte.

Das Regiment besaß zu jener Zeit einen Auditeur, welcher, der Sohn eines Bauern, nachdem er sich rechtschaffen emporgearbeitet, so aufgebläht und stolz geworden war, daß er sein Herkommen verleugnend, nicht gern von seinen Aeltern hörte. Lieutenant v. Hollen hatte natürlich nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihn alle Augenblicke daran zu erinnern. Er aß in der goldenen Krone am Offizierstisch und fast nie kam da ein Gericht auf die Tafel, ohne daß v. Hollen es ihm durch nur allzu deutliche Anspielungen zu Gift und Galle machte. Allen Ausbrüchen des offenen Mißmuthes kam der Aufziehende aber immer wieder durch Leutseligkeit und Anerkennung der wirklichen und unbestreitbaren Verdienste des Auditeur Bullwinckel, so hieß er, zuvor.

So liefen die Sachen hin, bis Auditeur Bullwinckel plötzlich den Einfall bekam, sich in die Tochter des Präsidenten v. Borwitz zu verlieben und sie mit seinen Anträgen zu verfolgen. Kaum hatte v. Hollen davon Kunde erhalten, als er auch sogleich auf einen sehr lustigen Gedanken kam, den überkühnen Bewerber auf sehr eklatante Weise zu bestrafen.

Nachdem er Amalie v. Borwitz, ein noch ganz junges Mädchen, dazu bewogen hatte, dem auf eine Erklärung dringenden Anbeter auf einem Balle im Casino ein Stelldichein in einem kleinen Nebenzimmer zu bewilligen, kroch er selbst mit einer aus Pferdehaar geflochtenen Leine, die am Boden hingelegt, durch das nach dem Garten gehende Fenster ging und dort von einigen lustigen Kameraden gehalten wurde, unter das Sopha, zu welchem der hoffende Liebhaber von seiner Donna beschieden war.

Kaum hatte sich dieser liebeflüsternd darauf niedergelassen und begonnen, die Dame seines Herzens zu bestürmen, so schlug v. Hollen mit geschickter Hand unten die Leine um seinen Fuß und gab den lauschenden Gefährten durch einen Ruck das Zeichen, daß das Spiel seinen Anfang nehmen könne.

Sogleich begann man draußen leise die Leine zu ziehen, so leise, daß Auditeur Bullwinckel zwar etwas gerückt, aber im Rausche seiner Leidenschaft doch die Schlingen noch nicht gewahren konnte, in die er gerathen war. Unmerklich inkommodirt, fährt er nur noch heftiger fort, seiner Liebe Worte zu geben. Er macht sein Geständniß, schwört ewige Treue und bittet und fleht um Gegenliebe. Nun wird die Leine heftiger gezogen und Auditeur Bullwinckel's einer Fuß beginnt sich widerwillig zu strecken. Die Gelegenheit ist günstig und kommt so bald nicht wieder. Der Liebende wird flammender, achtet des gezogenen Beines nicht und geht in seiner Bestürmung weiter. Endlich springt er auf und will die, ihr Gesicht im Taschentuch lachend verbergende Geliebte umarmen..... Ein kräftiger Zug . . . Patsch! Da liegt der Geprellte auf der Nase.

Amalie v. Borwitz stürzt mit losbrechendem Gelächter davon, mit einem Gelächter, das draußen im Garten und unter dem Sopha ein vielstimmiges Echo findet.

Auditeur Bullwinckel wird nun die Falle gewahr, in die er gegangen, macht sich los, droht zum Fenster hinaus und stürzt voll Wuth dem Sopha zu, unter dem er v. Hollen halb todt von unterdrücktem Lachen hervorkriechen sieht.

Keines Wortes mächtig, stürzt er auf den Fallengräber zu und packt ihn an der Brust. Einen Augenblick darauf lag er besinnungslos am Boden. Man weiß nicht, ob ohnmächtig vor Raserei oder weil v. Hollen ihn mit dem Säbelknauf geschlagen. Genug, er ward für todt aus dem Hause getragen und kam erst nach Wochen wieder zum Vorschein und zwar nur, um Abschied zu nehmen. Er wurde als Oberauditeur zu einem anderen Regimente versetzt und später im Zivildienst sehr vortheilhaft angestellt. Er heirathete ein liebenswürdiges, sehr braves Mädchen aus einer guten Familie und hat lange und glücklich gelebt.

Der lustige Lieutenant v. Hollen hat dagegen, wie wir sehen werden, ein Ende genommen, wie es Niemand hat ahnen können.

Gleich nach dem eben erzählten ärgerlichen Vorfalle nahm oder bekam er einen — Urlaub auf 16 Monate. Wie man hörte, benutzte er ihn zu weiten Reisen nach Italien, Spanien, Algier und der Türkei. Schreiben war seine Sache nicht, daher darf es Niemand wundern, daß weder Reisebriefe noch Memoiren von ihm vorhanden sind. Keiner seiner Kameraden erhielt eine Zeile von ihm, wohl aber kamen an diesen oder jenen aus weiter Ferne Waffen, Sattelzeuge gute Jagdhunde oder wohl gar auch ein schönes Pferd zum Geschenk an. Durch diese und ähnliche Aufmerksamkeiten erhielt er sich frisch im Gedächtniß und im besten Andenken, so daß er mit Jubel begrüßt wurde, als er endlich zurückkehrte.

(Schluß folgt.)

Die Alpenwelt.

(Fortsetzung.)

Aber zu unserer Jugend zurück, die sich endlich auf der Höhe müde getummelt hat und aus der lichten Region der Felsengipfel zur Thalsohle hinabgeklettert ist, wo wir am klaren Quellwasser Brunnenkresse genug zum Nachtisch fanden, um unserm Magen die erschrecklichsten Rohheiten zuzumuthen und auf versauerten Wiesenrändern die Binsen ausrissen, aus welchen uns geschickte Kameraden Hüte und Trichter flochten. Dort unten lag aber auch ein brüchiger Sumpf, der unsern enthusiastischen Abscheu erregte, und dem wir den Namen des Schlangensees verliehen hatten, weil wir eine Menge von schauderhaften Geheimnissen in seinem violetten Wasser unter dem bräunlichen Ueberzuge wähnten, zum Theil sogar leibhaftig wahrgenommen hatten. Namentlich hatten ganze Klumpen von schlangenartigen Thieren, „Schlammbeißer“ geheißen, dann gesprenkelte Kröten am Ufer des Sumpfes unsern Ekel erweckt. Ottern und Nattern mußten in Unzahl in dem Loche stecken — wozu wäre es sonst vorhanden gewesen? — und hätte sich selbst ein Lindwurm daraus erhoben, so würde unser Schrecken zwar unendlich gewesen, aber nicht eben so unser Erstaunen,

denn in der That trauten wir dem Schlangensee das Aergste zu.

Niemals jedoch erhob sich ein Lindwurm aus dem Bruche, eben so wenig, als wir jemals eine blind flatternde Eule fingen. Dagegen erweckte der kleinere sich vor unsern Augen schlängelnde Inhalt, sowie die zappelnden Bündel von Schlammbeißern im Schlangensee unser Grausen zugleich und eine Vertilgungswuth, die wir für äußerst legitim nicht bloß, sondern sogar für hochverdienstlich hielten. Selten verließen wir den Ort, ohne einen Angriff in Masse auf das Gewürm des Schlangensees gemacht zu haben, dessen steter Vorkämpfer ich war, wie auch an allen andern Punkten unserer Ausflüge ich stets zum Vollstrecker des Todesurtheils an Blindschleichen und andern zufällig entdeckten Verhaßtheiten und Giftigkeiten berufen ward. Nicht daß ich vor meinen Gefährten ein reiferes Alter oder die Tapferkeit des Löwen vorausgehabt hätte. O nein, ich ward sehr frühzeitig aus einer Schule der Idylle, welche mir prächtig gefiel, in die klassische des Gymnasium und in die Stadt übergesiedelt, wo ich jahrelang an einem grimmigen Heimweh litt, und auch mein mörderisches Amt übte ich nur unter bangem Herzklopfen aus; allein im ganzen Kreis meiner barfüßigen Genossen war während des Sommers ein einziges paar Stiefel im Gange, und diese befanden sich an meinen Füßen. Der bekannte Schwabenfeldzug gegen die Schnecken wiederholte sich daher und fiel mit seinen hauptsächlichsten Unkosten auf meine friedfertige, aber am unantastbarsten ausgerüstete Person. Die nachdrücklich gehandhabte Kleiderordnung meiner Mutter, die mir selbst in den Hundstagen die Stiefel nicht erließ, drängte mich also unter Molche, Eidechsen und Vipern. Daß wir ein Werk durchaus unnützer Grausamkeit an den Schlammbeißern verrichtet hätten, ward mir schon früher deutlich, als ich Thiere derselben Gattung hier und da zum Verkauf an die Küche ausgestellt sah. Aber mir endlich jetzt sogar noch das Gift der Blindschleichen abstreiten zu lassen, dazu ist mir mein Bewußtseyn zu lieb. Die Mitglieder der Schlangenzunft starben übrigens so schwer, daß wir, bei aller Befriedigung über unsere That, doch immer sehr verstört, unheimlich erhitzt und schweigend von der Mordarbeit schieden.

II.

Herr von Tschudi theilt die Alpenwelt in drei Regionen, deren thierische Bewohner er nach der Reihe behandelt, wobei er aber auch, wie schon früher gesagt, die Landschaft im Ganzen schildert und dies im weitesten Sinne des Wortes.

Die erste ist die Bergregion, welche er je nach der südlichen oder nördlichen Lage des Bodens, nach seiner Offenheit gegen die Unbill der Jahreszeiten oder der Abgeschlossenheit wider dieselbe bald höher, bald niederer, im Durchschnitt aber bis zu 4000 Fuß über dem Meeresspiegel annimmt. Der eigentliche Alpengürtel erstreckt sich bis zu 7000 Fuß. Dann beginnt die eigentliche Schneeregion, deren Eismulden, Granit- und Gletscherpyramiden, deren von keinem Regen benetzte, von der Sonne nicht erwärmte Hörner über alles irdische Leben soweit hinausragen, daß sich z. B. selbst die Bedingungen des Lichts verändern, indem dasselbe mit der Verdünnung der Athmosphäre abzunehmen scheint. So bemerkte Saussure, daß auf dem Montblanc auch bei hellem Tage ein gewisses magisches Dunkel herrschte und daß die Sonne dort matt, kraftlos und mondlichtartig wirke. Schon bei 10,000 Fuß über dem Meere bemerkt man ein Dunkelwerden und sich Verengen des Gesichtskreises, der in lasurfarbenen, grünen und schwärzlichen Tinten verschwimmt, wogegen das Mondlicht die Aussicht von dort herab erweitert und verschärft. Erschreckend tritt daneben das Guren auf, eine atmosphärische, den Höhen der Schneeregion eigenthümliche Erscheinung, die sich dadurch äußert, daß in einem verhältnißmäßig kleinen Gebiete, d. h in einem einzelnen Firnthale, oder auf einem Gletscher ein furchtbares Tosen ausbricht, während die Luft ringsumher ruhig bleibt. Das Knattern, Heulen, Dröhnen währt oft einige Stunden lang fort, kein Niederschlag von Regen oder Nebel erfolgt dabei, und wie der auf den kleinen Raum beschränkte Sturm entstand, ohne daß eine Veranlassung dazu erkennbar war, so hört er wieder auf, ohne daß abzunehmen ist, was ihm ein Ziel gesetzt.

Während Hr. v. Tschudi in seinem Werke seinen Weg zur Beschreibung der schweizerischen Berge naturgemäß von unten nach oben nimmt, d. h. von der Schilderung der Bergregion zu jener der Region der Alpen schreitet und von dort zu den Schneegipfeln emporklimmt, wollen wir, da wir uns denn einmal auf die obersten Zinnen gestellt haben, noch einige Blicke von dort auf die Umgebung richten

Die Anzahl der Alpenhochspitzen, die über 10,000 Fuß hinausragen, ist eine erstaunlich große. Der Kanton Graubünden allein enthält wohl dreißig solcher Riesengipfel, von denen das Schwarz- und Weißhorn, der Fiumaberg, der Piz d'Esen mit 4—500 Fuß über 10,000 gehen. Der hohe Säntis, jener dicke, kraterartig aufgeworfene Berg, der den Bodenseereisenden in unvergeßlicher Erinnerung zu bleiben pflegt, ist der äußerste und schon sehr abgeschwächte Vertreter der Schneeregion nach Nord-Osten hin. Im Herzen der Schweiz bildet der Pilatus einen solchen vereinzelten Vorposten. Pilatus aber weder noch Säntis erheben sich über 7000 Fuß. Einen Hauptstock der Höhe über 10,000 Fuß treffen wir dagegen schon in der Bernerkette, die bereits die Zahl von 11,000 Fuß mit einer Menge von Zacken übersteigt, dann ein Dutzend ähnlicher kühner Hörner in dem Parallel-Zug der Berge, wodurch Piemont vom Rhonethal geschieden wird, ferner im östlichen Reußthale und besonders in den südrheinischen Alpen Rhätiens. Die mächtigen Bergkolosse der letzteren Landschaft ziehen sich hinter undurchdringliche Eislabyrinthe und von den bewohnten Stellen der Erde so weit und sicher zurück, daß viele davon nicht einmal einen Namen, geschweige denn eine Messung erfahren haben. Auch um die Quellen des Hinterrheins, im Engadin- und Berninazuge verharren ganze Gruppen riesiger Stein- und Eiskrystallisationen, unerstiegen und kaum gekannt, in einsamer trauriger Majestät.

Endlich jedoch ragen über diese Königskronen der Zentralalpen noch einige kaiserliche Diademe des Zentralalpenaufbaues über 12,000 Fuß hinaus, nämlich der Montrosastock, aus Gneis und geädertem Granit, dessen höchste Spitze auf 14,428 Fuß geschätzt wird, der zweithöchste Berg Europas, vom Montblanc nur um wenige 100 Fuß übertroffen, die Finsteraarhorngruppe mit den Schreckhörnern und der Jungfrau, mit denen

jedoch sehr viele andere, weniger berühmte Gipfel im Range wetteifern und die Berninagruppe in ihrer bedeutendsten Erhebung, auf verhältnißmäßig schmaler Basis.

Die Gletscher, wovon in den Schweizeralpen über 600 gezählt werden und die im Berner Oberlande allein gegen 50 Quadratmeilen des Gebirgs bedecken, haben im Westen beim Montblanc, im Osten bei der Ortlesspitze noch mächtige Reviere, im Ganzen konzentriren sie aber ihre Herrschaft auf die Schweiz.

Hr. v. Tschudi trägt über die Beschaffenheit dieser merkwürdigen Eismeere und über ihre Bewegung, so wie über die Moränen, d. h. die Stein- und Schuttwälle, die der rückende Gletscher mit sich führt und die, wenn sich zwei Gletscher zu einem einzigen vereinigen, zu einer großen Zentralmoräne (Guffer) in der Mitte des Eisstromes zusammenfließen, worauf jeder einzelne Gletscher für sich wieder eine Seitenmoräne anlegt, er trägt ferner über den rothen Schnee, der stellenweise und periodisch bald auf den Firnen, bald auch tiefer fällt, aus den neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen und aus seinen eigenen Erfahrungen ein reiches Material herbei, welches er zum anschaulichsten Gemälde des Schauplatzes verarbeitet.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Wie könnt ich zagen?

Wie könnt' ich zagen
In solcher Zeit?
Die Frühlingsglocken schlagen
Hell weit und breit!

Von Lenz und Minnen
Das alte Lied
Will mir mit Lust umspinnen
Ganz mein Gemüth!

Zwei blaue Augen
Lachen mir zu,
Zum Lustquell niedertauchen
Will ich in Ruh!

Wie könnt' ich zagen
In solcher Zeit?
Die Frühlingsglocken schlagen,
Hell weit und breit!

Ludwig Reban.

Miscellen.

Ein merkwürdig großes Schwein, aus Wisconsin stammend, wird ehestens auf der Ausstellung zu New-York die Augen aller Welt auf sich ziehen. Die „New-York Tribune" berichtet darüber wie folgt: „Ein Ungeheuer von Schwein, 1109 Pfund wiegend, ward neulich an Bord des Dampfschiffs „Arctic" gebracht, um seine Fahrt nach dem Weltmarkte zu New-York anzutreten. Die HH. B. Bugg und R. Stewart, von Niagara County im Staate New-York, kauften das Thier für 200 Doll. von Hrn. Hollester B. Thayer von Troy in Walworth County in Wisconsin. Seine wirklichen Dimensionen waren folgende: Gurt (Umfang) hinter den Schultern 6 Fuß 7 Zoll, äußerste Länge 9 F. 11 Zoll, Höhe bis zum höchsten Theil des Rückens 3 Fuß 10 Zoll. Es war ganz weiß und nur 20 Monate alt. Die Hinterräder des Wagens wurden abgenommen, als das Thier aus freien Stücken an Bord spazierte, und als es hier angelangt war, legte es sich ganz gemüthlich auf das Deck nieder. Die Eigenthümer des Schweines sind der festen Meinung, sein Gewicht beim Fettmachen bis 1800 Pfund zu bringen. Dies ist eins von den Musterstücken, welche Wisconsin zum Weltmarkt sendet, und schwerlich wird diese Landschaft hierin von irgend einer andern übertroffen werden."

•

Nach dem „Echo des stillen Meeres" findet sich auf einem Berge Kaliforniens wohl der größte bekannte Baum der Welt, eine Zeder. An der Erde ist sein Umfang 92 Fuß, vier Fuß weiter oben 88 Fuß; auf der Höhe von 14 Fuß beträgt der Umfang 61 Fuß u. s. f. Die Höhe beträgt 285 Fuß, am Stamme zeigt sich keiner der Auswüchse, wie sonst häufig bei so dicken Stämmen; derselbe ist ein wahres Muster von Ebenmaß; das Alter dieser Riesenzeder wäre, nach den Ringen berechnet, 2520 Jahre (!). Die Rinde des Baumes, nahezu 14 Zoll dick, soll nun bis zur Höhe von 50 Fuß abgelöst und in die New-Yorker Ausstellung gesandt werden.

•

* Man beschäftigt sich gegenwärtig zu Paris und überhaupt in der industriellen Welt mit einer Entdeckung, die in der That dazu geeignet ist, in der Industrie und dem Handel Frankreichs eine völlige Umwälzung herbeizuführen; es ist dies der Flachs-Coton. Diese Erfindung bezweckt, den Hanf, den Flachs und das Werch derselben in eine der Seide, der Wolle und der Baumwolle ähnliche Substanz zu verwandeln. Es hat sich sofort eine Gesellschaft gebildet, um diese Entdeckung, die man dem Scharfsinne des Hrn. Clausen verdankt, auszubeuten. Diese Gesellschaft hat sich so eben mit einem Kapitale von 2 Millionen in 40,000 Aktien, jede von 50 Fr., konstituirt.

•

Franzensbad, 30. Juli. Heute erfolgte im hiesigen Park die feierliche Enthüllung des daselbst auf Kosten des ehemaligen Bundestagspräsidenten Grafen Münch-Bellinghausen errichteten Franzensmonuments. Franzensbad besitzt in ihm ein dauerndes Erinnerungszeichen an den Schöpfer des hiesigen Kurortes (Kaiser Franz I.). Es ist das letzte Kunstwerk aus Schwanthalers Meisterhand, welches ihr Eigenthum zu nennen den Franzensbader Quellen vorbehalten blieb. (A. Z.)

•

Die Ausstattung des Brüsseler Rathhauses zur Vermählungsfeier des Herzogs von Brabant ist zu 16,000 Franken veranschlagt. Der historische Festzug wird 80,000 Fr. kosten, von denen die Stadt 30,000 Fr. trägt, 20,000 Fr. durch Subskriptionen aufzubringen sind, von denen schon 15,162 Fr. gezeichnet wurden, und 20,000 F. in Naturallieferungen gedeckt werden.

•

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.
Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 65. Sonntag, den 14. August 1853.

Der unenträthselte Vorfall.

(Schluß.)

Nachdem sich die erste und stürmischste Freude des Willkommens gegeben hatte, bemerkte man, daß v. Hollen bei weitem ernster und gesetzter geworden war. Von seinen früheren Tollheiten kam keine mehr zum Vorschein. Man sah ihn still und friedlich zu Werke gehen, manchmal sogar eine Art von stiller Trauer zeigen, von deren Ursache sich Niemand Rechenschaft zu geben vermochte.

Daß der Vorfall mit dem Auditeur Bullwinckel diesen Einfluß auf ihn gehabt, war nicht wohl anzunehmen, weil er die Zeit darauf noch ganz unverändert gewesen und die Sache selbst für keinen Theil von eigentlich nachtheiligen Folgen geworden, wie wir gesehen haben. Seine Gemüthsstimmung mußte also andere Motive haben. Aber welche? Darüber konnte Niemand in's Klare kommen. Man munkelte etwas von einem Reiseabenteuer, von einer sonderbaren Begegnung und geheimnißvollen Liebe. Aber keine Menschenseele wußte etwas Genaues oder vermochte ihn zu einer Erklärung zu bringen. Er wich allen Erkundigungen aus und war durch nichts in der Welt zu bewegen, das Mysterium seines Herzens zu lüften.

So gingen etwa vier oder fünf Jahre hin und die Menschen an v. Hollen's verändertes Wesen und das Schweigen über gewisse Reiseerlebnisse gewohnt, hatten zuletzt aufgehört, ihn mit ihren Fragen und Nachforschungen zu belästigen. Er lebte ruhig und anscheinend glücklich hin. Die Geselligkeit ward weder von ihm gesucht noch vermieden. Gegen Damen zeigte er sich indessen fortwährend sehr zurückhaltend. Selten, daß er länger mit einer sprach oder besondere Aufmerksamkeit für eine hatte. Am liebsten, wie es das Aussehen hatte, saß er am Whist- oder L'hombretische.

Alles, was wir hier angegeben, that und trieb er indessen ganz ohne Ostentation und immer noch mit einem guten und herzigen Humore. Selten, daß man in seiner Gesellschaft war, ohne sich zu lustigem Lachen angeregt zu fühlen. Er hatte noch immer tausend komische Einfälle und Anekdoten bei der Hand, durch die er seine Umgebung zu belustigen wußte. Es gab freilich Einige, die da behaupteten, v. Hollen schließe sich stundenlang in sein Zimmer ein und man höre ihn alsdann bitterlich weinen und stöhnen. Aber Niemand glaubte ihnen recht, denn an dem Offiziere selbst war nie irgend eine Spur von besonderem Schmerz oder tiefem, unauslöschlichem Kummer wahrzunehmen.

„Ach was“, sagten die meisten ruhigen und gesetzten Leute, „das sind alles nur müßige Fabeln, die jedes positiven Grundes entbehren. Lieutenant v. Hollen war ein junger Sausewind und ist nun ein vernünftiger Mann geworden. Das haben die Jahre, das reifere Alter mit sich gebracht. Was forscht man da nach Abenteuern und seltsamen Begebenheiten? Die Sache scheint einfach und erklärt sich von selbst.“

Doch nicht so ganz, wie man gleich sehen wird.

Es war ziemlich spät im April, als im Casino von D.... der letzte Subskriptionsball gegeben wurde, der wie immer vorzugsweise von den Zivil- und Militär-Honorationen besucht erschien. Es mochte eben nach Mitternacht seyn, als ein Aufwärter des Lokals kam und Lieutenant v. Hollen, der eben vom Spieltisch aufgestanden und sich im Gespräch mit einigen Herren vom Justizkollegium befand, ein paar Worte in's Ohr flüsterte. Da wir selbst zu diesen Bällen von unserm Oheim immer eingeladen zu werden pflegten, so waren wir auch bei diesem letzten der ablaufenden Saison zugegen und eben zur Abkühlung in das Nebenzimmer getreten, als das, was wir erzählten, sich zutrug. Uns schien, daß v. Hollen bei dem, was der Aufwärter ihm mittheilte, erblaßte. Auch fiel es uns auf, daß er nach der einen Ecke des Zimmers ging und seinen dort von ihm hingestellten Säbel nahm. Vom Tanz ermattet und durch das Vergnügen zerstreut gemacht, achteten wir indessen nicht viel darauf. Auch dauerte es nicht lange, so waren wir wieder im Saal und mitten unter den rüstigsten Tänzern.

Als der Ball sich dem Ende zuneigte, war es bereits gegen Morgen. Die Meisten hatten sich entfernt; nur ein kleines Häuflein junger Herren und Damen war auf dem Platze geblieben. Die älteren Männer und Frauen, die auf ihre noch tanzenden Töchter, Schwestern, Nichten oder sonst Schutzbefohlenen zu warten hatten, lehnten schlaftrunken in den Ecken herum. Hier und da saßen noch ein paar Trinker bei der Flasche. Die Musikanten spielten abgemattet und wie im Schlaf. Die Kerzen waren heruntergebrannt, durch die Gardinen drangen schon die ersten Streifen des aufdämmernden Tages.

Wir befanden uns gerade bei der letzten Tour, als ein Herr vom Zivil eilig und todtenbleich durch die Thür gestürzt kam, die aus dem Saal direkt und unmittelbar in den großen Garten führte, der sich hinter dem Hause befand und parkartig bis zum Flüßchen O . . . hinabging. Nachdem er sich ängstlich im Saal umgesehen, schritt er rasch auf den Rittmeister v. Boltenstern zu, der sich unter einer lustig schwatzenden Trinkergruppe an einem Seitentische befand. Kaum, daß er einige Worte gesprochen, hörten wir den Lärm dieser kleinen Gesellschaft verstummen und den Rittmeister mit den Worten aufspringen: „Licht, Laternen, Träger! Nur rasch! Nur rasch!“

Hatte schon das Auftreten des bleichen Herrn in Zivil die Aufmerksamkeit der Tänzer erregt, so machten diese Worte nun vollends unsere Reihen auseinander stieben. Im Nu schwärmten wir, tausend Fragen auf den Lippen, um den Rittmeister v. Boltenstern und den Herrn, welcher ihm die Mittheilung gemacht hatte, herum.

„Eine Leiche . . . im Park . . . eben aufgefunden . . . noch frisch blutend . . . wie es scheint in Uniform . . .“ dies waren die Worte, die uns bunt und wirrig entgegentönten.

Mehrere Damen wurden ohnmächtig und in die Nebenzimmer gebracht, die andern schaarten sich zitternd und ängstlich zusammen, einige Herren bittend: sie nicht ganz allein und ohne Schutz zurückzulassen.

Während einige ältere Männer diese Aengstlichen besänftigten und versprachen, eine Schutzgarde bei ihnen zurückzulassen, beeilten wir jüngeren uns, Laternen und Windlichter so schnell und so viel als möglich herbeizuschaffen. Nach zehn Minuten etwa machten wir uns in der Anzahl von einigen Vierzigen, von dem vorhin schon erwähnten Herrn in Zivil geführt, auf den Weg in den tieferen Park hinein. Unser lautloses, erwartungsvolles Wandern, die trübe Beleuchtung, die kahlen Bäume, die in Dämmerung zerfließende Nacht, das Alles steht uns noch so lebhaft vor Augen, als wäre es gestern gewesen. Den Anblick, den wir an Ort und Stelle fanden, werden wir nie vergessen.

Unter einem großen Baum, auf dem feuchten, schmutzigen Rasen ausgestreckt, lag Lieutenant v. Hollen. Sein über die Brust aufgerissenes Kollet ließ eine tiefe, klaffende Wunde sehen, aus der das Blut noch immer, aber schon schwer und dick herausfloß. Der entblößte Säbel, der Federhut und die weißen Handschuhe lagen neben ihm. Sein Gesicht trug die Farbe des Todes, seine Augen waren geschlossen. Die eine Hand fest in den Boden gestemmt, wie wenn sie sich dort hätte stützen wollen; die andere lag krampfhaft gegen die Brust gepreßt.

Diese letztere hat man später gewaltsam erbrechen müssen, wobei sich dann fand, daß sie das in Gold gefaßte Miniaturportrait einer wunderschönen Dame umschloß, das an einer feinen goldenen Kette um seinen Hals befestigt war. Wahrscheinlich hat man ihm dies sterbend entreißen wollen und er mit seiner letzten Kraft es gewahrt. Die aufgerissenen Knöpfe seines Kollets, das zerwühlte Hemd auf der Brust und das in Unordnung gebrachte Halstuch ließen dies wenigstens vermuthen.

Alle Belebungsversuche blieben fruchtlos; am vierten Tage ward Lieutenant v. Hollen mit den gewöhnlichen kriegerischen Ehren begraben. An seinem Sarge gaben sich die jüngeren seiner Kameraden das feierliche Wort: nicht eher zu ruhen, als bis man Rache an seinem Mörder genommen.

Sein Mörder aber, wo war er? Niemand kannte ihn; niemand wußte etwas von ihm. Die eifrigsten Nachforschungen ließen nur auf Vermuthungen kommen, nirgends aber auf verfolgbare Spuren treffen.

Natürlich ward zuerst und vor Allen jener Aufwärter in's Verhör genommen, der v. Hollen in jener Nacht aus dem Spielzimmer abberufen. Er erzählte, daß ein fremder, das Deutsche mit ausländischem Accent redender Bedienter ihn gebeten, Lieutenant v. Hollen zu sagen, daß ihn Jemand vor der Thür erwarte, der ihn einen Augenblick nöthig zu sprechen habe. Nachdem er diesen Auftrag ausgerichtet, gab er an, nichts weiter von dem Diener noch seinem Herrn gewahr geworden zu seyn. Hier ließ sich also nicht weiter forschen. Man wandte sich nun an die Gasthäuser, um die angekommenen Fremden zu kontrolliren. Aber auch da war nichts zu entdecken. Nur auf der Post ergab sich eine Anknüpfung.

Der Postmeister nämlich erzählte, als die Polizei auch bei ihm Nachfrage hielt, daß kurz vor Mitternacht jenes Tags ein Fremder mit einem Bedienten in einer Extrapostchaise angekommen sey und frischen Vorspann verlangt habe. Während des Vorspannes sey er auf dem Hof auf- und abgehend, zu ihm, dem Postmeister nämlich, herangetreten und habe ihn auf Französisch gefragt: ob Lieutenant v. Hollen hier noch in Garnison liege und ob er wohl einen Moment zu sprechen wäre. Nachdem der Gefragte dies bejaht und angegeben, daß der Gewünschte ohne Zweifel noch auf dem Casinoballe seyn würde, habe jener gerufen:

„Ah,“ das trifft sich schön; so kann ich ihn begrüßen.“

Hierauf sich den Weg zeigen lassend, habe er erzählt, daß er Lieutenant v. Hollen auf seinen Reisen begegnet und schätzen gelernt habe. Jetzt auf einer Kurierreise im Auftrage seiner Regierung könne er diesen Ort nicht passiren, ohne seinem Reisekameraden von ehedem die Hand zu schütteln.

Auf die Frage, wie der Fremde ausgesehen, gab der Postmeister an, daß derselbe hoch und stark geschienen, ein gebräuntes Gesicht und starken Bart gehabt habe. Seine Züge näher zu betrachten, sagte er aus, sey ihm wegen des zweifelhaften Laternenlichts unmöglich gewesen.

Einer von den Kameraden v. Hollen's, die seinen Tod zu ahnden geschworen, erhielt vom Obristen Urlaub, die Spur zu verfolgen und reiste dem Fremden nach. Das Gericht in O . . . . schickte einen Polizisten auf dem Wege zurück, den er gekommen. Der Letztere fand in Br . . . aus, daß der Fremde unter dem Namen eines Grafen Caëtano Aldi angekommen und nach O . . . . weiter gefahren sey. Wie sich ergab, war er über Trient und Wien aus Italien gekommen. In der Lombardei verlor man seine Spur. Der nachgesendete Offizier hatte die Fährte bis De.... verfolgt, mußte dort aber wegen Ablauf seines Urlaubs umkehren und vorerst von der Weiterverfolgung abstehen.

Der höchste Gerichtshof des Landes nahm später die Sache auf und forschte und forschte, konnte aber durchaus nichts Sicheres erfahren. Der Monarch selbst, dem die Angelegenheit in Vortrag gebracht worden war, interessirte sich dafür und genehmigte sowohl den Urlaub als auch die nöthigen Mittel für Kameraden des Gebliebenen, die nöthigen Nachforschungen im Ausland anzustellen

Soviel wir wissen, ist alles nutzlos und vergebens gewesen. Nachdem die beiden auf Entdeckung ausgehenden Offiziere unverrichteter Sache zurückkamen, ging der ganze Vorfall nach und nach in Vergessenheit über. Die Kameraden v. Hollen's wurden entweder versetzt, starben oder schieden aus. Nach dreizehn Jahren, die seitdem verflossen, sind sein Name sowohl wie seine Geschichte vergessen. Kaum daß man sein Grab in O . . . noch weiß

Auch wir würden wahrscheinlich nicht daran gedacht haben, den Vorfall hier noch einmal in die Oeffentlichkeit zu ziehen, wenn uns nicht jüngst ein alter Freund geschrieben, daß in O . . . kürzlich eine alte Dame in Trauer gewesen, die sich v. Hollen's Grab habe zeigen lassen, um lange und still daran zu weinen. Ein Bekannter von ihm, der beim Auffinden des todten v. Hollen zugegen war und das Portrait gesehen hat, das man dem Gefallenen natürlich mit in's Grab gab, will bemerkt haben, wie unser Freund uns versichert, daß die Dame in Trauer Aehnlichkeit damit gehabt und wohl selbst einst dazu gesessen haben könnte.

I won't describe . . . .
Nature, tortured twenty thousand ways,
Resigns herself with exemplary patience
To guide-books, rhymes, tours, sketches, illustrations.
Lord Byron.

* Orb, den 1. August 1852. Die Reise von Würzburg nach dem Soolbade Orb am Vorspessart bietet mancherlei Annehmlichkeiten dar. — Wir verließen die alte Frankenhauptstadt mit der im Morgenroth schimmernden Festung, den reizenden Glacis, den weinbekranzten Höhen, früh 5 Uhr auf einem der eleganten neuen Main-Dampfboote, welche gegenwärtig gute Einnahmen machen, aber durch die ihrer Vollendung entgegengehende Eisenbahn eine gefährliche Konkurrenz erhalten. Die Grundlagen zur Westbahn, am Steinberg und an andern Orten dem Maingebiete abgewonnen, sind auf der ganzen Linie in lebhaften Angriff genommen, und indem wir rechts und links an freundlichen Dörfern, Städtchen, alten Burgen und Ruinen vorüberfliegen, gewahren wir, wie unendlich kleine und große Windungen des Maines durch den Schienenweg abgeschnitten werden, wie er denn auch bei Lohr, den weiten Bogen über Wertheim und Miltenberg nach Aschaffenburg vermeidend, sich in gerader Linie durch den Spessart dahingräbt

Unser Reiseziel ist vorerst nur Gemünden; vergraben hinter den hohen Erdwällen des Eisenbahndammes und der majestätischen Brücke über das Thal der wilden Saale und Sinn, welche sich hier gemeinschaftlich in den Main ergießen; nach den Thälern dieser Gewässer ziehen drei Straßen in nördlicher Richtung: nach Kissingen, Brückenau und Orb; wir haben letztere gewählt, und nachdem wir in Gemünden vier Stunden geruht, den nach Orb fahrenden Omnibus bestiegen, welcher auf dem schlechten Straßenpflaster Gemündens Herz und Nieren erschütternde Stöße austheilte; doch Geduld, die Hochstraße über den Berg nach Rieneck läßt unserm groben Gesellen zu seinen Tücken weniger Spielraum, die Reisenden, ob krank oder gesund, können sich des bescheidenen Wunsches nicht erwehren, daß dieser Omnibus bald durch einen humaneren ersetzt werden möge; auf Gemünden zurückblickend aber, daß es sich wenigstens einen an passenden Lokalen nicht so armen Gasthof, wie der gegenwärtige, bauen möge.

Jenseits des Berges, auf dem noch dem Auge das schöne Mainthal entgegenglänzt, breitet das freundliche Sinnthal zwischen herrlichen Matten seine Fluren aus, und erreichen wir über Burgsinn, Aura, Burgjoos die Wegscheide bei Orb, wo links eine Straße nach Bieber hinübergeht. Die prächtige Bergstraße bietet hier dem Reisenden eine schöne Aussicht nach dem lachenden Thal und den benachbarten Höhen; in einem halben Stündchen gelangt er rechts an den Waldsaum, links an den durch Nuß- und durch Obstbäume begränzten Abgrund, der Kippelsmühle, den Gradirhäusern an der k. Saline vorüber nach dem friedlich und still zwischen seinen Bergen dahin gelagerten Städtchen Orb. Die Salinengebäude, das Landgericht, die Badeanstalt und Apotheke sprechen uns zuerst freundlich an, an der Straße bis zur Post sehen wir sogleich eine Anzahl alterthümlicher Gebäude, wie das Rathhaus, mit ergrautem Gebälke und ärmlichen Hütten. Orbs Lage hat ganz den Charakter eines idyllisch gelegenen Alpendorfes, und ist doch ein Städtchen von 5000 Seelen.

Nicht nur nach den ringsum gelagerten Bergen und Thälern und Einschnitten führen breite und schmale Wege, sondern wir gelangen durch sie wieder in andere Thäler mit lebendigen klaren Bächen und Flüßchen; aus einem westlichen Thal kommt der Hasselbach, treibt mehrere Mühlen und zieht mit der Orb dem schönen Kinzigthal an der hessischen Gränze zu, wohin ein paar gute Straßen führen. An kurzen und weiten Spaziergängen ist um Orb kein Mangel und wir erwähnen z. B. den Weg nach der Kippelsmühle bei den Gradirhäusern vorüber, wo man salzige, erfrischende Luft neben dem Duft einer reichen Flora und aromatischer Wiesenkräuter einathmet und sich unter dem Schatten der großartigen Gebäude gar schöne Ruhe- und Schlummerplätzchen aussuchen kann. Ueberhaupt ist die Luft hier rein, weich und gesund und wirkt wohlthuend auf den Kranken und macht seine Brust freier athmen. Die Kippelsmühle hat ein herrliches Ruheplätzchen unter Obstbäumen und man kann da süße und saure Milch zur Erfrischung haben.

In westlicher Richtung zieht ein Weg auf die sogenannte Altenburg drei Viertelstündchen vor Orb. Es ist dies ein Oekonomiegut, wo man sich ebenfalls bei reinlicher Bewirthung und in schönen Zimmern recht gut restauriren und auf benachbarten Höhen und Matten hübsche Aussichten genießen.

Der Poststraße entlang kommt man nach Wirtheim und Gelnhausen. Letzteres ist ein gewerbthätiges und freundliches Städtchen mit allerlei Sehenswürdigkeiten.

Ferner zieht von Orb ein Weg über den nördlichen Bergrücken, auf dem man eine schöne Aussicht genießt nach Saalmünster, dann eine breite Straße nach dem mit guten Wirthschaften versehenen Aufenau, wohin sich aus der Umgegend viele Lustwandelnde wenden, und die aufgeweckten Hessen fröhliche Gesellschaften bilden. In einem kleinen Stündchen gelangen wir dahin und freuen uns stets der heitern Gäste — Das in der Nähe befindliche Wächtersbach mit dem herrlichen gräflich Ysenburgischen Schloß und Garten erreicht man von Orb auf dem Bergrücken, durch eine Waldgruppe ziehend, in anderthalb Stündchen.

In der unmittelbaren Nähe Orbs sind dann bemerkenswerth die „Wirthschaft zur Fröhlichkeit", die Lohmühle und der Felsenkeller mit vortrefflichem v. Thüngen'schen sogenannten Präsidenten-Bier, und dürfte sich Würzburg gratuliren,

wenn es so guten und so frischen Stoff zu trinken bekäme, wie es hier der Fall ist. Wer guter Fußgänger ist, kann das freundliche Bieber mit seinen Hochöfen und das auf einer Hochebene gelegene Wilbach mit einer alten Ruine, „Lillstein" genannt, besuchen. Es sind dies herrliche Waldpartbien, zu denen auch die schönen Forstgärten von Burgjoss und Kassel einladen. Der Forstmeister von Orb veranstaltet da jährlich ein Fest, wozu die Badegäste freundliche Einladungen erhalten, und wo wir uns schon sehr gut amüsirten.

So ist denn Orb kein öder Fleck auf dieser Welt, wie uns gar Viele glauben machen wollten, ehe wir Orb kannten, und wir erwarteten damals nach der Beschreibung ein kleines Sibirien nicht von friedlichen Bauern und Handwerkern bevölkert, sondern von Spitzbuben, Räubern und Mördern. Wie anders lernten wir euch kennen, ihr Bürger Orbs und wie unverzeihlich ungerecht seyd Ihr auswärts verschrieen. Freilich habt ihr eure Fehler so gut als andere, freilich hättet ihr eure bösen Gesellen, die ihr kanntet, früher unschädlich machen sollen, wer Unrecht duldet, fällt in den Verdacht, Unrecht zu wollen; doch wahrlich, ihr haltet die Parallele aus mit der Bevölkerung unserer Städte, ihr seyd still, einfach, bescheiden, höflich und arbeitet gerne, wenn euch Gelegenheit dazu geboten wird; leider feiern viele euerer Hände, die reichlich Brod verdienen könnten. Ihr seyd genügsam mit dem Wenigen, was eure Felder und Wiesen gewähren; ihr sinnt aber zu wenig auf neuen Erwerb, sendet doch eure Söhne hinaus in die Welt, Handwerke verschiedener Art zu erlernen, deren ihr noch viele entbehrt; dann laßt eure Mädchen in dem benachbarten Hessen nützliche Handarbeiten lernen, die Brod ins Haus bringen; und ihr, wohlhabende Bürger Orbs, beweist Gemeinsinn, vereinigt euch mit euren Kräften einmal, neue Erwerbsquellen zu stiften und eure arme Bevölkerung nützlich zu beschäftigen.

Der polytechnische Verein in Würzburg hat sich zur Aufgabe gemacht, solche Bestrebungen mit seinen Mitteln zu unterstützen, und ihr habt Männer, welche gerne mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen Unternehmungen zum Besten der Gesammtheit Vorschub leisten werden.

Den Anfang zu allerlei nützlichen Beschäftigungen hat Herr Stadtschreiber von Kentor gemacht. Männer, welche nicht vereinzelt stehen dürfen, sondern denen herzhaft unter die Arme gegriffen werden muß, wenn etwas Großes erzielt werden soll.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Auf der New-Yorker Ausstellung, die übrigens den Erwartungen, welche man davon hegte, gar nicht entspricht, erregen zwei Gegenstände die meiste Aufmerksamkeit, die beide Amerika angehören: Das eine ist eine Dreschmaschine, die mit vier Pferdekraft in einem Tage 1000 — 2000 Buschels Getraide jeder Art (mit Ausnahme von Mais) vollkommen rein ausdreschen kann. Es ist dies eine Maschine, die wahrscheinlich in Europa noch mehr Aufsehen als die neuerfundene Nähmaschine machen wird. Der zweite Gegenstand ist eine Druckerpresse, welche 30,000 Abdrücke per Stunde liefert, zugleich das Papier, welches sich von einem Cylinder abwickelt, schneidet und regelmäßig faltet. Diese Maschine druckt auf beiden Seiten zugleich, und 30,000 per Stunde ist gering geschätzt, da überhaupt so schnell gedruckt werden kann, als das Papier sich vom Cylinder abrollen läßt. Der Erfinder versichert, er könne eine Meile Zeitungspapier in derselben Schnelligkeit bedrucken, als eine Lokomotive zur Zurücklegung einer Meile erfordert.

*

* Man schreibt aus Madrid vom 3. August: „Wir haben hier einen schrecklichen Sommer. Die Hitze nimmt täglich zu und ist unerträglich geworden. Wer Madrid nicht verlassen kann, schätzt sich glücklich, wenn er in dieser glühenden Atmosphäre gesund bleibt. An Arbeiten ist nicht zu denken und alle Geschäfte sind in's Stocken gerathen."

*

Die amerikanische Nähmaschine von B. Moore aus New-York hat sich bereits in ihren Leistungen so gut bewährt, daß eine solche zur Anfertigung des Kleidungsbedarfs für die königl preußische Schutzmannschaft angekauft worden ist.

Lied,

gesungen bei der Grundsteinlegung des

Rettungshauses in Schweinfurt

am 9. August 1853.

Melodie: Was Gott thut rc.

Was Glaube thut, ist wohlgethan,
Ob's auch vermessen erscheine;
Er darf dem Unsichtbaren nah'n,
Das Große und das Kleine
Ihm anvertrau'n;
Wo nichts zu schau'n,
Da baut auf ew'ge Dauer
Er seines Hauses Mauer.

Was Liebe thut, ist wohlgethan,
Es reut sie keine Mühe;
Sie säet auch die Wildniß an,
Damit sie fröhlich blühe.
Sie sorgt und eilt,
Sie trägt und heilt,
Was wund und ohne Pflege
Verlassen liegt am Wege.

Doch was auch Glaub und Liebe thun,
Ist ohne Werth und Stärke,
Läßt Gott nicht seinen Segen ruh'n
Auf jedem ihrer Werke.
Was Gott gethan,
Ist wohlgethan,
Und was wir selbst erringen,
Kann nimmer wohl gelingen.

*

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 66. Mittwoch, den 17. August **1853.**

Der Stadthauptmann von Lüneburg.

Historische Erzählung aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, von Ed. Gottwald.

Die wilde Herrschaft des Faustrechts in Deutschland, welche im 13. Jahrhunderte den Bund der Hansa hervorgerufen, um den Handel der Städte zu Wasser und zu Land gegen räuberische Ueberfälle zu schützen und den Eroberungsgelüsten der deutschen Ritter und Fürsten eine bewaffnete Macht entgegen zu stellen, diese Herrschaft der rohen Willkür rief auch hundert Jahre später den Bund der schwäbischen Städte in's Leben, als unter der Regierung des wankelmüthigen Kaisers Karl IV. Nord- und Süddeutschland der Schauplatz der blutigsten Fehden eroberungssüchtiger Fürsten und Bischöfe geworden war. In diese wildbewegte Zeit fiel die Regierung des Herzog Magnus des Jüngern, welcher über die vereinigten Braunschweig-Lüneburg-Hannover'schen Lande herrschte, und dem die Geschichte den Namen Torquatus beilegt.*).

In ununterbrochener Fehde mit den Herzögen von Sachsen und Mecklenburg, sowie mit den Bischöfen von Hildesheim und Münster verwickelt, mußten die reichen mit der Hansa verbundenen Handelsstädte seines Landes gar oft die leer gewordenen Säckel des nicht immer siegreichen Fürsten füllen und die ärgsten Erpressungen erdulden. Dieser Bedrückungen müde, verschlossen unter dem Schutze des Hansabundes Braunschweig und Harburg, Hannover und Wolfenbüttel zuletzt dem wilden Welfenfürsten ihre Thore und aus friedlichen Bürgern wurden mit den Waffen wohlvertraute Kriegsleute, die hinter den Wällen ihrer Städte den beutesüchtigen Heerhaufen des Herzogs höhnend Trotz boten.

So weit war es auch zwischen dem Herzog Magnus und der Stadt Lüneburg im Jahre 1371 gekommen. — Um die Befreiung von sechzig seiner Ritter zu erlangen, welche in die Gefangenschaft des Herzogs von Mecklenburg gerathen waren, hatte er der Stadt Lüneburg befohlen, die auf der Sülze*) daselbst haftenden Einkünfte der Mecklenburger Prälaten mit Beschlag zu belegen, und als die Stadt dies zu thun sich geweigert, war derselben vom Komandanten der Burg auf dem dicht vor Lüneburg gelegenen Kalkberge, welche die Stadt beherrschte, eine Strafe von 2000 Mark Silber auferlegt worden.

Kaiser Karl IV., genöthigt durch die Klagen, welche von Fürsten, Bischöfen und Städten fortwährend über den händelsüchtigen Herzog einliefen, erklärte denselben in die Acht, belehnte den Herzog Albert von Sachsen nebst dessen Oheim den Churfürsten Wenzeslaus**) mit dem lüneburgischen Land, und übertrug dem Herzog von Mecklenburg die Vollstreckung der Achtserklärung.

Sobald Herzog Magnus diese Nachricht erhielt, rückte er mit seinen Kriegsvölkern und verbündetem Adel den Mecklenburgern entgegen, und zwang diese bei Winsen an der Lühe zur Schlacht. Diese aber lief so unglücklich für Herzog Magnus ab, daß er selbst nur mit Mühe sich durch die Flucht rettete, 1500 Todte auf dem Kampfplatz ließ und über 600 seiner adeligen Reiter sich dem Feinde als Gefangene ergeben mußten, für deren Auslösung der Herzog von Mecklenburg 6000 Mark Silber verlangte.

Diese Summe nebst den noch schuldenden 2000 Mark sollte die Stadt Lüneburg binnen acht Tagen auf Befehl des Herzogs nach Celle senden, im Weigerungsfalle aber sollte der Befehlshaber auf dem Kalkberge die Stadt als eine feindliche behandeln, bis der Herzog selbst zu deren Züchtigung heranziehen würde.

Dies zur Einleitung der nachfolgenden Erzählung.

* * *

---

*) Magnus Torquatus regierte vom Jahre 1358–1370 und erhielt seinen Beinamen durch das Tragen einer silbernen Kette, an welche ihn in seinem sechzehnten Jahre sein Vater Magnus der Fromme hatte festschließen lassen, als er auf dessen Drohung: „wenn er seine bösen Streiche nicht lassen wolle, würde er ihn an ein hänfenes Seil hängen lassen", höhnend geantwortet: „So du mich hängen lassen willst, muß es an einer silbernen Kette geschehen, denn ein Strick paßt für keinen Herzogssohn!" Die Kette selbst trug Magnus Torquatus bis zu seinem Tode.

*) Die Sülze, ein schon im vierzehnten Jahrhundert ergiebiges Salzbergwerk dicht bei Lüneburg, welches nebst seinen Gebäuden mit einer besondern Ringmauer umschlossen war.

**) Herzog Albert von Sachsen und Kurfürst Wenzeslaus waren Fürsten aus dem Askanischen Hause, das in die Sachsen-Lauenburgische und Sachsen-Wittenbergische Linie getheilt war. Nach der vom Kaiser Karl IV. ertheilten güldenen Bulle verblieb die Kurwürde und das Erzamt bei der Sachsen-Wittenbergischen Linie, während der Sachsen-Lauenburgischen Linie nur der Herzogstitel verblieb.

Es war Freitag vor Lichtmesse des Jahres 1371, als vor dem auf dem großen Marktplatze der alten Stadt Lüneburg gelegenen Rathhause sich eine ungewöhnlich zahlreiche Volksmenge versammelt hatte, die trotz der späten Abendstunde und des wilden Schneegestöbers, welches ein heftiger Nordwind durch die Straßen der Stadt jagte, mit neugieriger Unruhe nach den Fenstern des Rathhauses blickte, in welchem der Magistrat Lüneburgs zu ernster Berathung versammelt war, da es sich um nichts Geringeres handelte, als um die Abfassung des Absagebriefes der Stadt an den Herzog Magnus Torquatus von Braunschweig. Denn wenige Tage vorher hatte der Befehlshaber der Festung auf dem Kalkberge die Vornehmsten des Raths und die Führer des von der Stadt besoldeten Kriegsheers zu sich entboten und ihnen angekündigt, daß binnen acht Tagen die Löse- und Strafgelder der Stadt erlegt werden müßten, indem er sonst dem Befehl seines Herrn nachzukommen genöthigt seyn würde, und so wohl er es auch mit der Stadt meine, sie dann doch nicht länger schonen könne.

Endlich schien die Berathung beendigt; ernsten Schrittes wendete sich der Bürgermeister Lüneburgs, Ulrich von Weißenburg, über den Marktplatz schreitend seiner Wohnung zu, einen Rathsdiener hinter sich, welcher eine Pergamentrolle trug, die den verhängnißvollen Absagebrief enthielt.

Ehrerbietig grüßend machte ihm die Volksmenge Platz, während die dem Bürgermeister nachfolgenden Senatoren sich unter die Gruppen der Bürger mischten, und nicht lange darauf, als gälte es einer allgemeinen Berathung, sah man die Bürger und Rathsherren sich wieder dem Rathhause zuwenden, und im großen Sitzungssaale desselben sich versammeln.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alpenwelt.

(Fortsetzung.)

Erst nachdem uns v. Tschudi mit dem Boden in solcher Weise vertraut gemacht hat, zeigt er uns die Vegetation und dann die Thierwelt der Schneeregion. Erst nach dem Anfang des August wird der größere Theil des Gebirges schneefrei, welches über 8500 Fuß hinausgeht. Der Pflanzenwuchs und das Thierleben beeilen sich dann, ihren kurzen Kreislauf zu beginnen. Nur ruckweise schreitet die Entwickelung vor, oft mitten in der Blüthenstunde unter die kalte Eisdecke gebracht, aber mit geduldiger Zähigkeit erwartet die verhüllte Triebkraft der Natur ihre Zeit, um schließlich doch einen sanften Grashauch, um einen feurig blühenden Rasen niedrigen Gewächses mitten in das Reich der Erstarrung und Zerklüftung zu zaubern. Ein einziger Monat wird dieser Oase zum hurtigen Frühling und flinken Sommer, der September tritt dann als Herbst und Winter nacheinander auf.

Wo dies Alles nur herkommt, so wenig es auch scheint, wenn wir es, eingeschlossen von Eisflächen hier, von dürren Felsenwänden dort, hoch über den Wolken finden: die Saamenkörner, die Wurzeln, aus welchen die Gräser keimen und Blümchen sprießen? Woher die Eier und Larven, denen so hastig der Schmetterling entschlüpft, der Käfer, die Milbe, Spinne, das Aufgußthierchen? Leset die rührende Schilderung von Tschudi über das Pflanzenleben in der Schneeregion nach, und die Güte, die Mannigfaltigkeit und das überraschende Ergebniß des Prozesses werden Euch den Grundgedanken der Schöpfung von einer neuen Seite zeigen. Allein da bricht ein wanderndes Mäuschen durch den mürben Grund und dort prüft eine naschige Gemse oder sogar ein Steinbock den zarten Wohlgeschmack der neuen Aussaat der Natur — eine Aussaat, die vielleicht in vier oder fünf Jahren auf derselben Stelle, an der ganzen Sonnenseite des massenhaften Berges nicht wiederkehrt — und wir verlassen mit unserer Aufmerksamkeit das krabbelnde und flatternde Kleingethier des sommerlichen Eilands, um uns den stattlicheren und vollkommener organisirten Bildungen der höheren animalischen Geschlechter zuzuwenden.

Nur das erwähnen wir noch, daß auch die kurzlebige Vegetation des Schneegebietes von einer Gliederung ist, die auch dem Reichthum des Schöpfungswerkes im Großen entspricht. Denn die Pflanzen, die vom Steinbrech bis zum Leimkraut auf einem einzigen Alpenstriche der Eisregion erforscht wurden, ergaben unterhalb 8500 Fuß nicht weniger als 228 Arten von Blüthen Pflanzen, von denen 24 nebst 30 blüthenlosen Arten auf den äußersten Punkten der Höhen wiedergefunden wurden.

An Wirbelthieren freilich ist die oberste Schneeregion arm. Begreift es sich selbst bei Milben, Schnecken, Schmetterlingen eher, wie diese Thiere in jenen kalten Einöden sterben, als wie sie dort leben können, so wird es nicht befremden, daß die Schneeregion keine ihr eigenthümliche Vogelgattung besitzt, d. h. keine anderwärts ganz fehlende. Aber als beständige Bevölkerung zählt sie doch etwa ein Dutzend Vögelarten, von denen der Lämmergeier und Steinadler auch die höchsten Kuppen besuchen. Allein diese schnellfliegenden Burschen können sich mit Leichtigkeit tiefer unten zu Gaste laden, sobald es oben an Nahrung gebricht. Mehr an das Schneegebiet gefesselt und also treuere Vertreter desselben sind schon die gelbgeschnäbelten und rothfüßigen Schneekrähen oder Bergdohlen, die Steinkrähe, das Schneehuhn und der Schneefink. Noch sparsamer steht es um die Vierfüßer, von denen nur die Mäuse den Muth besitzen, das lange kalte Winterdaseyn der obersten Alpen zu ertragen, denn selbst den Steinbock hat nur die Verfolgungswuth der Menschen in dieses Asyl der Verzweiflung gescheucht; eigentlich lebt er viel lieber mit den Gemsen in dem zweiten Stockwerk des Bergthums, in der Alpenregion also. Die Gemse besucht die Schneeregion nur wie die Kühe die Alpenregion besuchen, d. h. so lange das Wetter die Waiden grün hält.

Auch die Murmelthiere werden als feste Insassen des Eisgebiets nur bis gegen 8000 F. hin gefunden. Unser Verfasser aber gibt von dieser kleinen Thierwelt und ihren kümmerlichen Verhältnissen die anziehendsten biographischen Mittheilungen. Namentlich begünstiget seine Schilderung die Murmelthiere, mit denen er auf Du und Du bekannt ist, sowohl wie sie's im freien Zustande halten, als wie sie sich in der Gefangenschaft

betragen. Daß es in einigen Kantonen verboten ist, auf Murmelthiere zu graben, erwähnt er selbstverständlich mit der größten Genugthuung, denn es erscheint ihm als ein Frevel, ein harmloses Thier soweit zu verfolgen, daß man ihm sogar den Zufluchtsort zerstört, wo es sich im Winter in sein Heulager zum langen Schlafe bettet. Vermuthlich dient ihm dieses Heulager zugleich zur Speisekammer, wenn es etwa durch einige Tage vorzeitiger Frühlingswärme aus seinem Schlummer erweckt wird, bevor die Erde ihre Schneedecke für die Dauer abgeworfen hat. Wenn aber Hr. v. Tschudi für den Steinbock ein ähnliches Privilegium von eidgenössischen Bundes wegen durchgesetzt sähe, wie es in Preußen dem Elchwilde zu Theil geworden, so wäre das ein wahrer Herzenstrost für ihn. Die edle Thiergattung ist im Verschwinden begriffen. Das Feuergewehr und der sich ausbreitende allgemeine Gebrauch der früher, schon um ihres hohen Preises willen sehr seltenen Schießwaffen haben überall in der Schweiz die Gemsen gelichtet, den Steinbock beinahe ausgerottet, während er noch im fünfzehnten Jahrhundert schon um deßwillen ein zahlreich vorkommendes Wild der Alpen war, weil ihm das weniger dicht mit Menschen und menschlichen Anlagen besetzte Land einen weiten Spielraum übrig ließ. Selbst in den Bergen Deutschlands war er einst heimisch. Jetzt hat er sich auch in den Alpen ganz auf die Gegend beschränken müssen, wo unzugängliche Felsenkämme Wallis von Piemont scheiden, und auf einige Thäler Savoyens.

Um so auffallender war es daher, daß neuerdings die Steinböcke wieder in Familien zu 10—18 Stück in der Schweiz und dies am Montrosa erschienen, wo sie seit fünfzig Jahren verschwunden waren. Hier thäte in der That ein strenger Bannschutz noth, aber bereits offeriren die Naturalienhändler wieder „vollständige Bälge mit Hörnern um billigen Preis“.

Der Steinbock ist überdies dem Jäger leichter erreichbar, als andere Gazellen- und Antilopenarten, oder wie das Isar der Pyrenäen, denn sein Naturell ist voll Muth und er setzt sich auf einem ihm einigermaßen günstigen Terrain lieber zur Wehr, als daß er fliehe. Ein würdiger Sohn des Gebirges! Und nicht immer schadet ihm sein stolzer Trotz. Einst sah ein berühmter Jäger des Wallis sechs Steinziegen mit sechs Jungen weiden, als ein starker Adler über ihnen kreiste. Sofort versammelten die Mütter ihre Zicklein unter einem überhängenden Felsblock und richteten ihre Hörner gemeinschaftlich gegen die Oeffnung und wider den Raubvogel, je nachdem ihnen der Schatten den Flug desselben bezeichnete. Der Jäger beobachtete den interessanten Kampf eine lange Zeit, zuletzt verscheuchte er den Adler.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Orb, den 1. August 1853.

*(Schluß.)

Der Orber hängt etwas starr am alt Hergebrachten, aber er ist gewandt und von hellem Verstand, er eignet sich vorzüglich zu jeder Art Fabrikation und wenn unternehmende Männer von Kapital zusammenwirkten, so wäre hier viel zu erzielen. Auch die Obstkultur und die Seidenzucht ließe sich bei diesem milden Klima in großem Maßstabe einführen, ohne dabei die Feldwirthschaft und die Viehzucht zu beeinträchtigen; einige Exemplare sehr schöner Maulbeerbäume „Morus alba“ und „Morus moretti“ geben Zeugniß, daß dieses „Gold bringende“ Blatt (der Italiener sagt: foglia di moro da seta e seta da oro) hier gut gedeiht und folglich Seidenzucht hier eingeführt werden könnte, welche die schwachen Hände von Greisen und Kindern beschäftigen kann und jeder einzelnen Familie schöne Zubußen liefern würde. Freilich müßtet ihr nicht aufeinander liegen, wie die Kletten, denn der Seidenwurm will auch Platz haben. Auf wenigstens vier Wochen müßtet ihr ihm eure Stuben einräumen und auf euren Heuböden schlafen, oder euch auseinander bauen, das Thal hinab, was ein großer Fortschritt für Orb wäre; denn die euch zum Vorwurf gemachte Unmoralität entspringt aus dem dichten Zusammenleben beiderlei Geschlechts.

Eine großartige Idee hat König Ludwig auszuführen gesucht; er zeigte den Orbern durch eine Anzahl neuer, zweckmäßig eingerichteter Häuser, unter dem Namen Neuorb angebaut, wie sich die Bevölkerung am zweckmäßigsten ausbreiten könnte. Nur schade, daß diese Idee nicht weitere Ausführung fand, obgleich die Mittel dazu angewiesen seyn sollen; jetzt wäre wohl der geeignete Augenblick, diesen Gegenstand wieder aufzugreifen, da bei dem vorjährigen großen Brande gar Viele um Hab und Gut kamen und Manche sich ihre Hütte schwerlich mehr aufbauen können, der neue Bauplan dieses Stadttheils auch weniger Häuser, als ehemals da standen, zuläßt. Es ist schwer zu begreifen, wo die Menge Abgebrannten in Orb Unterkommen fanden; es nistet alles noch dichter aufeinander und diesem Uebelstande sollte nothwendig zum physischen und moralischen Wohl der Einwohner abgeholfen werden. Dann hat Orb ein Kirchlein groß genug für eine Bevölkerung von ebenso vielen Hunderten, als hier Tausende wohnen; sollte denn da nicht geholfen werden können, damit Jeder das Wort Gottes aus ächtem Priestermunde hören könnte? — Hat Würzburg nicht reiche Pfründen und Stiftungen, welche dazu ein Scherflein beitragen könnten, da es unmöglich ist, eine seiner vielen schönen, überzähligen Kirchen hierher zu versetzen? Man hat hier Holz und Steine in Ueberfluß, es wäre also auch die Möglichkeit billigen Baues vorhanden. Jetzt steht die halbe Gemeinde auf der Straße, während die andere zum Ersticken im Innern der Kirche zusammengedrückt ist.

Orb ist der Sitz eines k. Landgerichts und eines Rent- und Forstamts, die Saline bringt dem Staate jährlich 100,000 fl. reinen Gewinn. Die Soolquelle entspringt in Orb und es wäre wünschenswerth, wenn Verschönerungen dieses Punktes, wie in Kissingen, das dem Staate schwerlich so viel einbringt, angeordnet werden wollten.

Die Badeanstalt des Hrn. Ackermann, günstig zwischen der Soolquelle und der Saline gelegen, bietet für die Badegäste freundliche Wohnungen und bequeme Badeeinrichtung dar, die Kost ist billig und gut. Auch in der angränzenden Apotheke des Hrn. Koch sind sehr schöne Wohnungen für die Fremden eingerichtet, und so manche wohlhabenden Bürger Orbs würden in ihren Häusern gern Badegäste beherbergen, während ein paar Gasthöfe die wenigen Passanten gut versorgten.

Die vortrefflichen Wirkungen der Orber Soolbäder haben wir an uns selbst erprobt; viele Aerzte kennen dieselben genau, auch ist darüber schon viel zur Oeffentlichkeit gelangt. Auch der Säuerling, der unter dem Landgericht unter dem Namen Sauerborn fließt, ist ein vortreffliches, gesundes Getränk, was man sehr lieb gewinnt und schwer entbehrt.

So ist denn Orb für den Fremden nicht allein ein erträglicher, sondern ein angenehmer Aufenthaltsort. Befragen wir uns, weßhalb das Bad nicht stärker besucht wird, so ist die einfache Antwort, weil man Orb nicht kennt und nicht kennen will. Darum kann es nicht schaden, wenn man der Wahrheit Zeugniß gibt, und dies thun wir aus vollem Herzen als unpartheiischer Beobachter; darum ihr Kranken, wenn ihr Soolbäder gebrauchen sollt und den Kissinger Ragozy nicht vertragen könnt, was bei Vielen der Fall ist, so kommt hierher; fürchtet nicht, unbefriedigt zu bleiben; ihr kommt weder nach Sibirien, noch wohnen hier Hottentoten. Die Bevölkerung geht still und fröhlich vor dem Fremden vorüber und selbst der Aermste Orbs bettelt nicht; höchstens daß er, wenn man ihn darum fragt, sein Leid klagt und sein kümmerliches Leben schildert. Ihr würdet einen Blick thun in die hiesigen Zustände, die euer Innerstes erweichen könnten. Ihr empfangt die Bäder zunächst der Quelle weit kräftiger wirkend als in Kissingen, aber ihr würdet auch zugleich erkennen, mit wie wenig diese Menschen zufrieden sind und sich aus Liebe zur heimlichen Erde lieber mit dem Wenigsten begnügen, statt hinaus in das Getreibe der Welt zu treten und Geld zu erwerben. — Der Orber hat überall, wo er hinkommt, eine Art Heimweh, wie der Schweizer nach seinen Bergen. Rohheiten hast du von ihnen nicht zu fürchten; sie kümmern sich um dein Thun und Treiben nicht, dienen dir aber gerne, wenn du ihrer bedarfst; so sind die Orber und die schamlosen Zungen sollten einmal verstummen, welche dieselben nur immer in dem verächtlichsten Lichte schildern.

Orb ist auch kein Luxusbad, es gibt da keine Theater, keine Musikbanden, keine großen Konzerte und Bälle, keine Spielbänke und gastronomischen Feste; auch würde hier die Entfaltung großer Kleiderpracht, geziertes Wesen und Vornehmthuerei neben der stillen Größe der Natur, den ländlichen Beschäftigungen, dem Ruf der Hirten und Geblöcke der Heerden, einen komischen Kontrast bilden.

Nicht bewundern können und nicht bewundern werden außer dem Bereich der vielen Gaffer, wohl nur angeblickt von dem dumm ehrlichen Auge weidender Kühe oder den einsamen Arbeitern des Feldes und der Saline, da ist keine Befriedigung der Eitelkeit, da fehlen den Gourmands auch die Leckerbissen, obgleich die klaren Bäche auch hier die feine Forelle dem Gaumen des Städters bieten; es gibt keine großen Gelage und Gastereien, keine Soiréen dancante dejeneurs à la fourchette und sonstigem Modeplunder; der Kurgast muß einfach leben und einfach leben und kann sich nicht so leicht den Magen verderben; die Leidenschaften schweigen; man riskirt sein Geld und seine Ehre nicht im Hazard; dennoch ist man hier seelenvergnügt und die Badegesellschaft schließt sich, wenn nur einiger Impuls vorhanden ist, treulich zusammen und harmlose Spiele und Neckereien wechseln auf Spaziergängen und in den Abendstunden; musikalische Vorträge und komische Aufzüge werden veranstaltet und die Lachmuskeln sind bei den Mittheilungen Aller gegen Alle in großer Thätigkeit; lauter wohlthätige Einwirkungen auf krankhafte Zustände; ein wahres Familienleben bildet sich und jeder Abgehende wird bedauert, der Neuzukommende aber freudig aufgenommen. — So wird hier der Mensch, indem er den Modetand und die steife Etiquette abgestreift hat, erst recht wieder Mensch, wie ihn Gott geschaffen hat und sehnt sich nicht nach dem Zwang und Firlefanz größerer Bäder; findet aber das, was er gesucht hat, leibliche und geistige Gesundheit, edelstes Gut der Menschheit und herrlichste Gabe der Gottheit. — Drum laßt uns nie das Bad von Orb vergessen:

„. . . . sonst führe mit dem Gängelband der Mode
Der Parze Hand nach einem Stutzertode
Uns rächend in ein Marmorgrab."

G. F. W.

Mein Herz will's nimmer leiden.

(Für Komposition.)

Mein Herz will's nimmer leiden
Im engen Haus,
Es träumet nur vom Scheiden
Und möcht' hinaus!
Ich hab' ja Niemand, der mich hält,
Bin so allein;
D'rum frisch hinaus in die schöne Welt
Im Frühlingsschein!

Es blühen Thal und Hügel,
Mein Herz, o nimm dir Flügel
Und sprich „ade"!
„Es ist bestimmt in Gottes Rath",
Ade, ade!
Ein Herz, das keine Heimath hat
Geht ohne Weh!

Ludwig Reban.

M i s c e l l e.

In Mecklenburg hat jüngst eine telegraphische Verfolgung von Schweinen stattgefunden, welche auch ohne steckbriefliches Signalement von glücklichem Erfolge gekrönt war. Auf der Mecklenburger Eisenbahn meldete kürzlich der Telegraph einer Station, von welcher aus sich die Bahn sehr stark abdacht, der andern: es sey vom Bahnhofe aus ein mit Schweinen beladener Zug von zehn Wagen plötzlich auf- und davongegangen, man möge also auf ihn vigiliren und ihn im Betretungsfalle festnehmen. Kurze Zeit nach Eintreffen der telegraphischen Nachricht und während man auf der andern Seite bereits mit Verhaftungsmaßregeln, nämlich mit Aufschüttung von Sand auf die Schienen beschäftigt ist, langt der Extrazug unter großer Musik von einigen hundert Schweinen auf dem Bahnhofe an, durchbricht den ersten Sandwall, den man gegen ihn aufgethürmt, bleibt aber in dem zweiten sitzen und wird unschädlich gemacht. Man berechnet, daß bei den Zerstörungen, welche dieser unerwartete Extrazug hätte anrichten können, der Telegraph der Eisenbahngesellschaft einige tausend Thaler erspart hat.

B e r i c h t i g u n g.

In der vorigen Nummer der „Mnemosyne" hat sich im letzten Absatz der Korrespondenz aus Orb ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Es muß nämlich dort heißen: „Der Stadtschreiber und Kantor" etc.

Verlag der S t a b e l'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. K a r l P ö h l m a n n.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 67. Sonntag, den 21. August 1853.

Der Stadthauptmann von Lüneburg.

(Fortsetzung.)

Im Hause des Bürgermeisters v. Weißenburg aber hielt währenddem dessen blühende achtzehnjährige Tochter einen stattlichen jungen Kriegsmann umhalset, welcher wie zur Abreise gerüstet, des Bürgermeisters Rückkehr vom Rathhause zu erwarten schien.

„Hab' keine Angst, Elsbeth!“ tröstete der junge Kriegsmann das bangende Mädchen, indem er einen Kuß auf dessen jungfräuliche Stirn drückte. „Ich reise unter Gottes Schutz und gerechter Sache. Mag auch der Magnus ein gar wilder und böser Herr seyn, so soll er mir doch nichts anhaben können, da es diesmal gilt, der Gewalt die List entgegen zu setzen. Und“ — fuhr er mit vor Freude strahlenden Blicken fort — „knüpft sich doch an die Vollziehung des mir gewordenen Auftrags deines Vaters Einwilligung zu unserer Herzen Bündniß, wie sollte ich da nicht Alles wagen, um dich sobald als möglich für immer mein nennen zu dürfen?!“

„Wenn dich aber der wilde Herzog fest halten und in den Kerker werfen läßt?“ — klagte Elsbeth mit thränenfeuchten Blicken zu dem Geliebten aufschauend.

„So nahe werde ich mir den Wütherich nicht kommen lassen“, entgegnete beruhigend dieser, und zog das liebende Mädchen fester an seine Brust, indeß, von Beiden unbemerkt, die ernste stolze Gestalt des Bürgermeisters Ulrich v. Weißenburg am Eingange des Gemachs sichtbar ward, der mit wehmüthig lächelnden Blicken auf das in inniger Umarmung verschlungene Liebespaar schaute.

„Elsbeth!“ rief jetzt des Vaters ernste Stimme, und erschrocken eilte die Jungfrau aus des jungen Kriegsmanns Umarmung, während dieser sich ehrerbietig vor dem Bürgermeister verneigte, und dann, die Blicke nicht ohne einige Verlegenheit senkend, sich an dem Wehrgehenk seines Schwertes zu schaffen machte.

„Ich will es euch nicht verargen“, begann Weißenburg jetzt mit mildem Ausdruck in Blick und Stimme, „daß ihr Abschied nehmt von einander, als gelte es einer langen Trennung, denn wohl könnte es kommen, daß dein Sponse auf längere Zeit Quartier erhalten dürfte in der Hofburg des Herzogs zu Celle, wenn er nicht all' seinen Muth und seine Klugheit zusammen nimmt; denn es ist kein leichter Gang, welchen dir, Arnold Becker, die Stadt Lüneburg als ihrem Kriegshauptmann überträgt, und den wir nur eben einem Manne von Entschlossenheit, wie du als solcher dich bewährt, übertragen konnten.“

„O meine Ahnungen!“ jammerte Elsbeth, und lehnte von liebender Besorgniß überwältigt, ihr Haupt an des Geliebten Brust, während sie zu gleicher Zeit des näher getretenen Vaters Hand erfaßte.

„Macht mir meine Elsbeth nicht bange, Herr Bürgermeister“, entgegnete mit einem zärtlichen Blick auf die Geliebte im Tone scherzenden Vorwurfs der junge Kriegsmann.

„Ich weiß recht wohl“, fuhr er dann fort, „daß ein Ritt zum wilden Welfenherzog, diesem den Absagebrief seiner Stadt Lüneburg zu überbringen, so gar leichtes Spiel nicht ist; da ich aber durch solch' einen Ritt mir Elsbeth's Hand und Euern Vatersegen zu unserm Liebesbund erwerbe, so würde ich eben so fest vertrauend auf Gottes Schutz und mein Glück in der Walpurgisnacht zum Herentanz auf den Blocksberg reiten, als wie jetzt zu Magnus Torquatus nach Celle.“

„Du bist ein wackerer Kämpe, Arnold“, rief der Bürgermeister, sichtlich erfreut über den kecken Muth des künftigen Schwiegersohnes, und auch Elsbeth blickte, ihre Angst vergessend, mit holdseligem Lächeln zu dem Geliebten auf, dessen Lob sie mit Stolz erfüllte, da sie ja deutlich sich sagen mußte, daß Alles, was er zu wagen entschlossen sey, nur aus Liebe zu ihr geschehe.

„Wenn der Auftrag, den wir dir geben“, fuhr Ulrich v. Weißenburg zu Arnold Becker gewendet fort, „dir ein neuer Beweis ist, welch' Vertrauen die Stadt Lüneburg dir schenkt, so wirst du mir wohl glauben, daß ich nicht theilnahmslos geblieben, als es sich darum gehandelt, das Leben eines Mannes, welchem ich das Theuerste, was ich auf Erden besitze, mein einziges Kind, überlassen will, den Gefahren Preis zu geben, die nicht allein in Celle unter Magnus wildem Kriegsvolke, sondern auch auf deiner Rückkehr nach Lüneburg durch Verfolgung dich treffen könnten.“

„Es ist daher Vorkehrung getroffen, daß bei deinem Hin- und Herritt auf drei dir bekannten Punkten der Haide frische Pferde zum Wechsel für dich bereit gehalten werden, und es kommt nur darauf an, daß du auch Zeit zur Flucht gewinnst, während der Herzog den Absagebrief durchliest; es muß dir dies durch List auszuführen überlassen bleiben; denn eben das ist das schwierigste deines Auftrags.“

Der Bürgermeister hielt hier inne, und warf einen prüfenden Blick auf den Kriegsmann und Elsbeth, deren Besorgniß von Neuem durch die Andeutung der Gefahren, die den Geliebten drohten, mächtig gesteigert wurde. Obgleich sie keines Wortes mächtig zu seyn schien, so gab doch ihr heftig wogender Busen und ihr ängstlich forschender Blick, mit welchem sie den Geliebten betrachtete, deutlich die Aufregung kund, in der sie sich befand, während Arnold Becker heiter und ruhig ihr zulächelte.

„Nimm jetzt Abschied von Elsbeth", begann der Bürgermeister von Neuem, „und folge mir in mein Kabinet, wo noch besondere Instruktion dir werden soll."

„Will's Gott, so bist du morgen Abend schon wieder hier, und dann mag Elsbeth als deine verlobte Braut dich begrüßen. Wir aber", setzte er mit ernster Stimme hinzu, „wollen bis morgen nicht unthätig bleiben, um Hand an's Werk zu legen zur Befreiung Lüneburgs von der Zwingburg des Welfenherzogs."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach, und mit dem Ausruf inniger Liebe: „Elsbeth, morgen für immer mein!" zog der Kriegshauptmann die bangende Jungfrau stürmisch an seine Brust und nach einem langen heißen Kuß eilte er dem Bürgermeister nach.

Eine Stunde später ritt Arnold Becker in den Farben eines herzoglichen Kriegshauptmanns gekleidet, der Straße nach Uelzen zu, indeß Elsbeth in ihrem Kämmerlein im stillen Gebet unter heißen Thränen des Himmels Schutz auf den Geliebten herabflehte.

* * *

Während in neuerer Zeit Kunststraßen und Eisenbahnen die öden traurigen Sandflächen durchziehen, welche von Lüneburg und Harburg sich bis nach Münster hin ausbreiten und nur eine geringe Abwechselung von Hügelland und zerstreuten Laub- und Nadelholzpartien bieten, war vor 50 Jahren so wenig wie vor 400 Jahren durch die größte dieser mit Haidekraut und Moorboden bedeckten Ebenen, bekannt unter dem Namen der „Lüneburger Haide", eine eigentliche Straße nirgends zu finden, wohl aber durchzog ein Labyrinth von Fahrgleisen nach allen Richtungen der Windrose diese Steppe, denn es blieb jedem Fuhrwerk überlassen, sich selbst eine Straße zu wählen.

Der einzelne Reiter oder Fußgänger mußte in dieser 12 — 15 Meilen weiten weglosen Fläche genau bekannt seyn, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, sich zu verirren, da die wenigen in der Haide oder an deren Gränzen gelegenen Ortschaften meilenweite Entfernung von einander trennte, und so lange dieselben nicht sichtbar, auch nirgends das kleinste Zeichen sich kund gab, daß man sich in der Nähe menschlicher Wohnungen befinde.

Aber Arnold Becker hatte den Weg von Lüneburg nach Celle auf seinen Kriegsfahrten schon zu oft zurückgelegt, um irre zu reiten und gelangte nach zwölfstündigem scharfen Ritt, ohne daß er auf irgend ein Hinderniß gestoßen, in Zelle an, wo Herzog Magnus Torquatus seit einigen Wochen Hof hielt und von hier aus seine Rüstungen gegen die Bischöfe von Münster und Osnabrück betrieb, mit denen er neuerdings wieder in Fehde gerathen.

So wenig auch Arnold Becker der Furcht in seinem Innern Eingang gestattete, so ward ihm doch etwas unheimlich zu Muthe, als er so allein Celle sich näherte, welches weit eher einem wilden Kriegslager als einer herzoglichen Residenz glich, deren Straßen von neugeworbenen Kriegsvölkern angefüllt waren, und wo in den weiten Höfen und Zwingern der Hofburg der Kern der herzoglichen Kriegsleute rastete, denen das blutige Fehdeleben zur Gewohnheit geworden und die hinsichtlich ihrer Grausamkeit und Plünderungswuth in Feindesland zum Schreckgebild von ganz Deutschland geworden.

Ehe der junge Kriegshauptmann noch vom Roß gestiegen, umringte ihn schon ein Trupp herzoglicher Panzerreiter und musterte den Angekommenen mit mißtrauischen Blicken.

„Nun, Herr Hauptmann", begann ein alter Rottmeister, sich selbstgefällig den langen Zwickelbart streichend, indeß Becker sein Roß einem Stallbuben übergab und sorgfältig den Absagebrief unter dem Brustharnisch verbarg, „Ihr scheint scharf geritten zu seyn, kommt Ihr, um uns die bischöflichen Kreuzfahrer anzumelden, denen die Glatzen nach unsern Flambergen jucken?"

„Nein, Rottmeister", entgegnete Becker ruhig. „Ich komme von der Festung auf dem Kalkberge mit einem Schreiben unsers Kommandanten an unsern herzoglichen Kriegsherrn."

„Aha", lachte der Rottmeister, „dann ist der Geldkasten wohl schon aufgepackt, den auf des Burghauptmanns Befehl das patzige Bürgervolk in Lüneburg endlich gefüllt. Nun dann seyd Ihr willkommen; denn der Magnus verlangt sehnlich nach Geld und wartet schon längst auf Botschaft von daher."

„Ich bringe wohl mehr, als der Herzog, unser gnädigster Herr glaubt", bemerkte Becker mit geheimnißvoller Wichtigkeit in Blick und Stimme. „Aber", fuhr er in einen vertraulichen Ton übergehend fort, „erst Kamerad laßt mich mein armes Roß sicher unterbringen, was wacker hat ausgreifen müssen, um mich so schnell als möglich bis hierher zu tragen, dann will ich Euch länger Rede stehen."

„So ist's recht, ein braver Reiter sorgt erst für sein Roß, dann für sich", lächelte beifällig der Rottmeister, als Becker dem Stallbuben folgte, während die übrigen Kriegsleute sich gleichgültig von ihm abgewendet, da sie in ihm nichts mehr als einen Eilboten sahen, deren von den Verbündeten des Herzogs in der neueren Zeit so viele in Celle eingetroffen waren.

„Willst du dir einen Goldgulden verdienen?" frug Becker den Stallbuben, dessen offenes ehrliches Gesicht ihm gefiel, als er mit diesem allein im Stalle war und sich nun überzeugte, daß sein Roß in guter Pflege sey.

„Einen Goldgulden!" rief staunend der Stallbube. „Heiliger Ambrosius, einen Goldgulden — und womit denn?"

„Durch einen ganz leichten Dienst", fuhr Becker fort. „Sieh! Du scheinst mir ein wackerer Junge und weißt, wie viel ein gutes Roß dem Reiter werth. Nun aber hat mein Ungarhengst hier scharf herhalten müssen, und damit er mir nicht erlahmt durch halbstündige Ruhe, so sollst du ihn, sobald er richtig abgefüttert, aus dem Stalle ziehen und mit ihn bis

vielleicht zum äußern Hofthore hin langsam auf- und abführen, so daß, wenn ich schnell wieder auf Herzogs Befehl zurück muß, was sicher geschehen wird, ich ihn auch sogleich wieder zum Fortritt besteigen kann. Versprichst du mir das?"

„Gewiß, Herr Ritter! verlaßt Euch darauf, Euer Roß soll gut verpflegt werden und Ihr sollt es gesattelt und gezäumt finden, noch ehe Ihr die Stufen wieder hinabsteigt, die zu des Herzogs Gemache führen", entgegnete treuherzig der Stallbube und ging an die Fütterung des Pferdes, während der Lüneburgische Kriegshauptmann mit hochklopfendem Herzen den Hallen der Hofburg zueilte und dort von einem herzoglichen Diener geleitet durch einen langen, gewölbten Gang eine breite Treppe hinauf nach einer Art Vorzimmer geführt wurde, in welchem zwei Trabanten des Herzogs, lautlos auf- und nieder schreitend und ohne den Ankommenden einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen, Wache hielten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alpenwelt.

(Fortsetzung.)

III.

Etliche Abenteuer aus der Gemsenjagd.

Von Friedrich Tschudi.

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort.
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die schüchterne Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Dieses Gebiet ist so außerordentlich ergiebig wie kaum ein verwandtes. In den menschenleeren, gefahrvollen Einöden, wo der Jäger oft Schritt für Schritt mit irgend einem drohenden Verderben ringt, vom Tode umlauert, selber auf Mord sinnend, kommen so oft merkwürdige Situationen, grausenhafte Stunden vor, daß jeder ältere Jäger von solchen Abenteuern zu erzählen weiß. Freilich viele können die Betreffenden nicht mehr wiedererzählen: schätzte sich doch einst ein Abt von Engelberg glücklich, wenn er des Jahres nicht mehr als fünf von den Bewohnern seines Thales auf der Gemsenjagd verlor! Und jetzt noch fordert jedes Jahr mehr als ein oder zwei Opfer. Schon der Oktober 1852 hat drei schweizerischen Gemsenjägern den Tod gebracht, unter ihnen dem auch als Fremdenführer bekannten Hans Laumer, der an der Jungfrau über eine 2000 Fuß hohe Felswand stürzte. Die den Gefahren glücklich Entronnenen verdoppeln aber ihre eigenen Abenteuer redlich und mischen in ihren Erzählungen lieblich die Wahrheit mit der kühnsten Dichtung.

Wir wollen nur wenige, ganz zuverlässige und charakteristische Geschichten wiedererzählen, und zwar in aller Kürze und Einfachheit, da der geneigte Leser gewiß die einfache Wirklichkeit der noch so schön geschmückten Romantik hier vorzieht.

Im Ländchen Uri liegt abseits vom Flüelerseearm zwischen dem Urirothstock und Seelisbergerhorn eingeklemmt ein schmales Thalgelände, dessen kräftige Bewohner im Jahre 1798 einer einbrechenden Kolonne von Franzosen männlichen Widerstand leisteten. Hin und wieder kamen bis in die neuere Zeit von Tillis her aus den Walliser und den Berner Alpen einzelne Bären ins Isenthal und wirthschafteten übel genug unter den Schaf-, Ziegen- und Rinderheerden. Am Isenbach bei der Sägemühle wohnte in einem hölzernen Hause mit buntbemalten Fensterläden und mit einem kleinen Altane, den künstliches Holzschnitzwerk ziert, ein rüstiger Gemsenjäger Infanger, welcher als silberhaariger Greis im Jahre 1852 starb. Im Juni des Jahres 1823 zeigte sich wieder ein Bär im Thale und mordete viel Vieh. Nur fünf Minuten von dem Dörfchen in der Nähe eines kleinen Wasserfalls lauerte der Jäger auf die Bestie und schoß sie mit seiner trefflichen Büchse auf den ersten Schuß so gründlich durch die Nieren, daß sie fiel. Der Bär wog drei Zentner. Der Jäger hatte die zwei Tatzen zum Andenken an den glücklichen Schuß an einer eisernen Kette vor dem Hause aufgehängt.

Einer seiner Söhne, Karl Joseph, erbte die Lust des Vaters am Waidwerk. Als er fünfzehn Jahre alt war, durfte er mit dem alten Infanger zum ersten Male auf die Gemsen gehen. Es war ein schöner Herbstmorgen, als sie auf das steile Horn hinter dem Dorfe hinanstiegen und in den Hochgebirgen umherstreiften. Da bemerkten sie zu ihren Füßen tief an einem grasigen Tobel ein Rudel von zwölf weidenden Gemsen. Der Vater gab seine Flinte dem unbewaffneten Knaben und sagte: „Schieß mir ein Thier und wenn du es getroffen hast, so steige wieder da auf den Grath herauf und schwing' die Mütze; dann komme ich und helfe dir die Gemse tragen; ich gehe auf die andere Seite und lege mich unterdessen ins Gras."

Lange wartete derselbe und dachte schon: „Der Bube hat mir die schönen Thiere vertrieben" — als es in der Ferne knallte. Er wartete, — kein Sohn erschien auf dem Grath und er dachte, der habe gefehlt, als es plötzlich noch einmal knallte. Nun eilte der Vater erschrocken hinauf, den Weideplatz der Gemsen zu überblicken, und bald kam auch sein Sohn im Triumph des ersten Jägerglücks. Der Knabe hatte die Thiere hinter dem Winde umgangen. Hinter einem Steine auf dem Boden liegend, war er bis auf Schußweite nahe gekommen, ohne gewittert worden zu seyn. Er faßte die schönste Gemse scharf aufs Korn und drückte los. Plötzlich schnellte das getroffene Thier hoch auf, drehte sich ein paar Mal im Kreise herum und stürzte zusammen. Die übrigen Gemsen verschwanden und schon wollte der Knabe jauchzend aufspringen, als eine junge Gemse, die im ersten Schreck ein paar Sätze mitgesprungen war, mit gestrecktem Halse rings umher spähte und als sie den schlauen Jäger, der

wieder leise niedergekauert war, nicht bemerkte, zu ihrer todten Mutter zurückkehrte und deren Wunden zu lecken begann. Da knallte es wieder hinter den Steinen hervor; der junge Insanger hatte rasch wieder geladen, die Berge wiederhallten und die junge Gemse stürzte todt auf ihre Mutter.

Das waren die Probeschüsse des Karl Joseph, der seither gleich seinem Vater ein trefflicher Gemsenjäger wurde und bereits über 200 Stück erlegt hat. Er hat so recht die Natur des Alpjägers. Fleißig, sparsam und überall geachtet, lebt er als tüchtiger Schreiner im Kreise einer sehr zahlreichen Familie in behaglicher Wohlhabenheit und denkt nur an Arbeit, Weib und Kind. Sowie aber die Jagdzeit heranrückt, die vom 1. September bis 25. November dauert, ist er ein ganz anderer Mensch. Alle seine Gedanken sind in der Höhe. In der Nacht vor dem 1. September steht er leise auf, legt seine gemslederne Weidtasche mit starkem ProvIante um, nimmt seine Büchse, zieht ein grobes wollenes Wamms an, setzt die gemslederne Mütze auf und zieht im Sternenschein den ersehnten Alpen zu. Oft bleibt er acht Tage und länger aus. Ist er am Abend müde mit dem „Thiere“ heimgekommen, so liegt er ein Stündchen im Bett. Aber die Morgensonne findet ihn schon wieder in den höchsten Flühen.

IV.

Die berühmtesten Gemsenjäger der Glarner Gebirge waren Heinrich Heitz von Glarus und David Zwicky von Mollis. Jeder von ihnen hat über 1300 Stück geschossen.

Der Letztere war obrigkeitlich erwählter Freibergschütze, ein ganzer Jäger vom Scheitel bis zur Sohle und für nichts Anderes brauchbar. Er hat unter dem Alpenwildstand während seines Jägerlebens furchtbare Niederlagen angerichtet und Schneehühner, Murmelthiere, Füchse, Alpenhasen, Dachse, Birkhühner und Pernisen zu Tausenden erlegt.

Er war Hausbesitzer; aber nur die schlechteste Witterung hielt ihn unter seinem Dache zurück; den größten Theil seines Lebens verbrachte er in der erhabenen Einsamkeit der Hochgebirge. Diese waren seine zweite Heimath geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

In London macht die Schrift eines gewissen D. S. Brown Aufsehen, nach dessen Behauptung sich ein Schiff bauen lasse, das „Amerika in 48 Stunden erreichen könne“. Der Kern seiner Ansicht — vorläufig handelt es sich nur darum — besteht in Folgendem: „Um eine viel größere als die bisher erreichte Geschwindigkeit zu gewinnen, kommt es darauf an, die Schiffe so zu bauen, daß sie nicht in Folge des Eintauchens, sondern in Folge der Bewegung über dem Wasser erhalten werden, d. h. flach, nach vorn zu ein wenig aufsteigend. Wenn ein solches Fahrzeug mit großer Geschwindigkeit fortgerissen wird, so wird es fast ganz über die Oberfläche des Wassers emporsteigen, nach demselben Prinzip, nach dem ein flacher Stein, unter einem spitzen Winkel auf das Wasser geworfen, ein sogenanntes Butterbrod, abprallt. Einen gewissen Widerstand wird die Bewegung natürlich finden nach dem Hintertheil des Schiffes zu; aber man kann leicht verhüten, daß er mit der Bewegung zunimmt, wie bei der jetzt üblichen Bauart, indem man den Neigungswinkel des Schiffbodens spitzer macht. Angenommen z. B. ein Schiff von 100 Tonnen mit 30 Meilen Geschwindigkeit in der Stunde und mit einer Schiefe des Bodens von 1 Fuß auf 100 erleide einen Widerstand von einer Tonne, so würde es bei 60 Meilen Geschwindigkeit auch nur eine Tonne Widerstand erleiden, wenn der Boden in dem Verhältniß von 1 zu 400 geneigt ist. Ein gewöhnliches Dampfschiff erleidet bei doppelter Geschwindigkeit den vierfachen Widerstand, und es gibt kein Mittel, diesen Widerstand zu überwinden, als eine entsprechende Vermehrung der Maschinenkraft, also auch des Kohlenvorrathes. Ein flaches Schiff wird sich um so höher aus dem Wasser erheben, je schneller es bewegt wird. Die nothwendige Vergrößerung der Maschinen ist also gar kein Hinderniß. Ein so konstruirtes Schiff würde auf dem Wasser fliegen, wie der Vogel in der Luft.“

*

In den letzten Tagen kam der Juden-Missionär Reichardt durch Berlin, der anderthalb Jahre in Jerusalem gewirkt hat und jetzt im Auftrage der Londoner Judenbekehrungsgesellschaft nach Warschau geht. Er theilte eine höchst interessante Entdeckung mit, welche er in Galiläa auf einer mit dem Missionär Nikolaison unternommenen Reise gemacht hat. Sie fanden in den Bergen Galiläa's in der Richtung zwischen Akka und Nazareth, nördlich von Schefa-Annen ein Dorf Bukeah, welches fast ganz von Ackerbau treibenden Juden bewohnt ist, die seit der Zerstörung Jerusalems durch Titus in dem Dorfe ansässig geblieben zu seyn scheinen. Sie unterscheiden sich von ihren morgen- und abendländischen Stammgenossen dadurch, daß sie nur das Hebräische und die Landessprache, das Arabische, aber weder deutsch noch spanisch sprechen, und lediglich auf ihren Ackerbetrieb beschränkt, mit Auswärtigen in geringer Verbindung stehen.

*

In der Nähe von Manchester wurde dieser Tage in einer Baumwoll-Spinnerei ein Schornstein vollendet, der 270 Fuß hoch ist, an der Basis 26 Fuß Durchmesser hat und an der Spitze 9 Fuß 4 Zoll. Die Rauchöffnung hat 7 Fuß Durchmesser. Zu diesem Riesenschornstein wurden 507,000 Ziegel verbraucht. Die auf denselben gehenden Feuerungen bedürfen wöchentlich 190 Tonnen Steinkohlen.

Berichtigung.

In der letzten Nummer der „Mnemosyne“ blieb in der zweiten Strophe des Gedichtes: „Mein Herz will's nimmer leiden“ aus Versehen eine Zeile hinweg, und es muß die erste Hälfte der zweiten Strophe also lauten:

Es blühen Thal und Hügel,
Es blaut der See;
Mein Herz, o nimm dir Flügel
Und sprich: „ade“!

*

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 68. Mittwoch, den 24. August **1853.**

Der Stadthauptmann von Lüneburg.

(Fortsetzung.)

In dem Gemache, vor welchem die Trabanten Wache hielten, saß Herog Magnus Torquatus völlig gerüstet, über dem stark vergoldeten Brustharnisch die schwere silberne Kette tragend, mit welcher ihn als Jüngling des Vaters Zorn gefesselt, umgeben von seinen vertrautesten Räthen und Kriegsobristen, um eine große eichene Tafel auf welcher eine Anzahl riesiger Humpen paradirte, welche der Mundschenk des Herzogs von Zeit zu Zeit füllte, da der Wein bei den Berathungen dieses Kriegsfürsten mit seinen Getreuen nie fehlen durfte. Zur Seite des Herzogs saß der Kanzler v. Sprök, der Einzige, welcher an der großen Berathungstafel mit Schreibmaterial versehen war, vielleicht auch der Einzige, welcher die Schreibekunst wirklich verstand und neben diesem nahmen die Grafen von Hova, Hallermund und Homburg Platz, während die übrigen Würdenträger des herzogl. Hofes und die unter den Befehlen der genannten Grafen stehenden Kriegshauptleute in Gruppen vertheilt die Tafel umgaben.

Die Berathung, welche mit der achten Stunde des Morgens begonnen und bereits drei Stunden gewährt, mochte dem Herzog eben nicht viel Erfreuliches gebracht haben, denn schon zeigten sich auf der vom Wein und Ingrimm gerötheten Stirn des Fürsten finstere Falten, die sichern Vorboten eines bald ausbrechenden Jähzorns, und man schien es der nächsten Umgebung des Herzogs anzumerken, daß bei so böser Laune, wie sie dem Welfenherzog bald zu überfallen drohete, keiner der rauhen bärtigen Kriegsmänner gern in seiner Nähe verweilte.

„Zum Teufel mit all' diesen Verbündeten!" rief nach einer kurzen Pause unheimlichen Schweigens der Herzog plötzlich heftig und schlug so gewaltig mit der Faust auf den Tisch, daß der Kanzler v. Sprök erschreckt zusammenfuhr, während die Grafen v. Hoya und Hallermund sich ebenfalls erhoben und nur der Graf v. Homburg sitzen blieb. „Zum Teufel mit all' den Verbündeten!" wiederholte der Herzog, „will der Erzbischof Albert von Magdeburg etwa dasselbe Spiel treiben, wie sein Vorfahr, der Erzbischof Dittrich bei Dünkeler*) und den Feinden leichtes Spiel machen, wo wir vereint ihn für immer zu Boden halten würden. Warum stößt er mit seinem Kriegsvolke nicht zu uns, da bereits acht Tage verflossen, seit er versprochen, mit 5000 Mann Fußvolk und 500 adeligen Reitern hier einzutreffen. Just so ging es damals auch und das Zögern brachte uns um Land und Freiheit, während das reiche Hildesheim mit all' seinem Gold und Silber unser werden mußte und der Bischof Gerhard statt mit unserem Golde sein Domdach zu decken, froh seyn durfte, wenn wir ihn nicht in den Hungerthurm gesperrt. Wahrlich des Kaisers Majestät hätte nicht gewagt, uns die Achtserklärung zukommen zu lassen, wie er's dann gethan, als wir von allen Seiten uns verrathen sahen. Aber Geduld! ich will diesen Glatzköpfen für ihr Zaudern und Heucheln eine Fackel aufstecken, die dem Kaiser von Aachen bis Goslar leuchten soll."

*) Durch zu spätes Eintreffen der erzbischöfl. Hülfsvölker verlor Magnus Torquatus die Schlacht bei Dünkeler den 3. Sept. 1367 gegen Bischof Gerhard von Hildesheim.

„Und wird Adolph von Holstein nicht eben so wortbrüchig handeln, wie Eure Pfaffen?" frug trocken der Graf von Homburg, seinen Platz verlassend und sich an die Ecke eines Bogenfensters lehnend.

„Holstein wortbrüchig?" fuhr Magnus auf. „Ha! dann dürfte ich mir selbst nicht trauen. Warum befürchtet Ihr dies?"

„Ich befürchte es nicht, aber ich vertraue auch Niemand als mir selbst", entgegnete Graf von Homburg, einer der bedeutendsten Parteiführer der damaligen Zeit, über welchen, so wie über Herzog Magnus die Reichsacht ausgesprochen, der aber mit seinen wilden Kriegsvölkern sich wenig darum kümmerte und diese nach Gefallen in Feindes Lande plündern und sengen ließ und von dem, als einem seiner mächtigtigsten Verbündeten, selbst Magnus Torquatus Widerspruch ertrug.

„Wir sind stark genug", fuhr der Graf v. Homburg fort, „um gegen die feindlichen Bischöfe, sowie gegen Sachsen und Mecklenburg Stand zu halten, denn wir zählen an 15,000 Lanzen und 6000 schwer gerüstete Reiter und unsere Kriegsvölker fragen den Teufel nach Bann und Acht, wenn nur reiche Beute in Aussicht ist. Das Herumlungern hier macht das Volk faul und mürrisch, und da wir vor Allem Geld brauchen und Eure getreue Stadt Lüneburg in Güte nicht zahlen will, so glaube ich, es wäre das Kürzeste, wir holten es uns und setzten der Rebellenstadt für die Mühe des Wegs dahin den rothen Hahn auf's Dach."

„Ja, auf gegen Lüneburg!" riefen die Grafen von Hoya und Hallermund, ebenfalls Verbündete des Herzogs. „Homburg hat Recht, das Volk wird trotzig und böswillig ob der trägen Ruhe, in die es hier sich schicken muß."

„Nun, glaubt Ihr denn, der Magnus gefällt sich hier und wäre nicht schon längst aufgebrochen gegen Lüneburg, wenn er nicht erst mit den Bischöflichen hätte aufräumen wollen?" entgegnete bitter lachend der Herzog und warf einen grollenden Blick auf seine Verbündeten.

In diesem Augenblicke wendete sich im Vorgemach der Lüneburgische Kriegshauptmann Becker, welcher deutlich des Herzogs Stimme vernommen und nun überzeugt war, daß der Absagebrief in des Magnus Hände gelangen mußte, an einen der wachthaltenden Trabanten, indem er das zusammengebrochene Pergament unter seinem Brustharnisch hervorzog.

„Hört, Trabant!" begann er, „es wird nicht nöthig seyn, daß ich selbst dies Schreiben unseres Kommandanten vom Kalkberge dem Herzog Magnus übergebe, da eben, wie ich vernommen, Kriegsrath gehalten wird. Seyd so gut und tragt es dann hinein, ich will in der Hofküche auf Antwort warten, denn Ihr werdet wohl begreifen, daß, wenn man zwölf Stunden nicht aus dem Sattel gekommen, Hunger und Durst nicht fehlen."

„Wie Ihr wollt, Herr Ritter," entgegnete der Trabant und nahm das Pergament in Empfang.

„Es braucht auch nicht gleich zu seyn," warf jener gleichgültig hin: „Laßt die Herren da drinnen immer noch eine feine Weile sich berathen und streiten, kaum bleibt mir und meinem todtmüden Rosse Zeit, uns zu kräftigen; denn wahrscheinlich muß ich heute noch zurück nach Lüneburg, des Herzogs Antwort zu überbringen."

„Schon gut," brummte der Trabant, während Becker sich langsam entfernte, dann aber mit schnellen Schritten die Gänge und Höfe durcheilte und bald, am äußern Burghofe angelangt, dort den Stallbuben mit seinem Rosse fand.

„Hier nimm, Bube," rief er und warf diesem ein Goldstück zu, indem er ihm die Zügel abnahm und sich in den Sattel schwang.

„Wohin so eilig, Herr Ritter," — fragte der Rottmeister, welcher ihm neugierig gefolgt war und auf die versprochene Mittheilung zu warten schien.

„Nach Soltau, auf Kundschaft, heut' Abend schon wieder hier!" rief schnell gefaßt Becker und gab seinem Rosse die Sporn und jagte zum Burgthoe hinaus, während der Stallbube staunend sein Goldstück betrachtete, der Rottmeister aber kopfschüttelnd und mißtrauisch dem bald seinen Blicken entschwundenen Reiter nachsah.

Nach Verlauf von einer guten halben Stunde, seit Beckers Entfernung aus dem Schlosse, trat der wachthabende Trabant in das Berathungszimmer und übergab dem zufällig der Thüre nahegetretenen Grafen von Hallermund die Pergamentrolle mit dem Bemerken, daß ein herzoglicher Reiterhauptmann diese vom Kommandanten der Festung auf dem Kalkberge überbracht, und in der herzoglichen Hofküche auf Antwort warte.

„Was gibt es?" fragte der Herzog, sich nach dem Grafen wendend.

„Ein Schreiben der Stadt Lüneburg, wahrscheinlich mit der Bitte, der Stadt die Zahlung der Lösegelder zu erlassen," spöttelte der Graf. — „Doch nein," setzte er hinzu und übergab das Schreiben dem Herzog, „ich irre mich, Euer Kommandant vom Kalkberge hat es durch einen Euerer Kriegshauptleute übersendet."

Der Herzog nahm das Schreiben und warf es dem Kanzler von Spörk zu, „leset Kanzler, was das Krämervolk wieder ausgeheckt."

Dieser öffnete bedächtig das Schreiben, aber kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, als er, erschreckt durch den Inhalt desselben, einen Schritt zurücktrat.

„Nun, Kanzler, was zögert Ihr?" rief Herzog Magnus.

„Unglaublich!" stammelte der Kanzler, „dies hat kein herzoglicher Kriegshauptmann überbracht, dieses hat die Stadt durch einen der Ihrigen übersendet, die sich gegen Euch, Herr Herzog, auflehnt, und Euch Fehde ankündigt."

„Wie!" schrie der Herzog, „seyd Ihr verrückt und tanzen Euch etwa die gemalten Schnörkel verkehrt vor den Augen. Noch einmal erklärt deutlich: was enthält dies Schreiben?"

„Die Stadt Lüneburg sagt hiermit dem Herzog Magnus von Braunschweig Huth und Weide, Gehorsam und Unterthänigkeit auf für ewige Zeiten," las jetzt der Kanzler mit langsamer aber zitternder Stimme.

„Ha, diese Hunde," knirschte Magnus und riß dem Kanzler das Schreiben aus der Hand, warf einige Blicke auf dasselbe, und als er sich von der Wahrheit dessen, was Spörk vorgetragen, überzeugt, zerriß er das Pergament und trat es vor Wuth schäumend mit Füßen.

„Wo ist der Bote?" brüllte er nach einer kurzen Pause. „Schafft ihn herbei! Verstümmelt auf ein Roß geschmiedet, soll er der Rebellenstadt die Antwort bringen."

Eilig stürzten mehrere der Anwesenden aus dem Gemache, den Befehl des, in seinem Zorne von Allen gefürchteten, Herzogs zu erfüllen, aber vergebens durchsuchten Hunderte von Kriegsleuten und Dienern die weiten Räume des Schlosses, der Lüneburgische Hauptmann war nirgends zu finden. Bald darauf sprengten Bewaffnete der Richtung nach Lüneburg zu, um den Geflüchteten zu ereilen, während die Signale der Schlachthörner die in und um Celle lagernden Kriegsvölker zum Aufbruch riefen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alpenwelt.

(Fortsetzung.)

In einem weiten Umkreise des Alpenreviers kannte David Zwicky jeden Steig, jede Felswand, jeden Baum und Strauch; die Wechsel der Gemsen wußte er ebenso genau als die Gassen seines Dorfes. Hatte er mit seinem kleinen Perspektive einmal eine Gemse entdeckt, so war sie so gut wie verloren — ein kühnes Wort, wenn man die ungeheuren Felsenlabyrinthe und zahllosen unzugänglichen Asyle eines ver-

folgten Thieres in jenen steilen Kalkgebirgen kennt, und doch ist der Ausdruck buchstäblich wahr. Gewöhnlich ist eine Gemse einem Jäger durchaus verloren, wenn sie auf die Flucht geht; Zwicky wurde ihrer erst recht sicher. Er konnte mit seiner außerordentlichen Ortskenntniß genau berechnen, wohin sich die Gemse wenden, wo sie stehen, ruhen und weiden werde und verfolgte sie mit einer Kühnheit und Geduld, welche staunenswerth war, oft vierzehn Tage lang ununterbrochen, kletterte über Felsen, welche nie vor ihm ein Mensch betreten hatte, harrte ihrer an einer Sulz, trieb sie vorsichtig nach einer Gemsenfalle und ruhte nicht, bis das Thier die Kugel im Leibe hatte. So hatte er einst an dem furchtbar rauhen und steilen Mürtschenstocke fünf Gemsen auf eine Gemsenfalle hinausgetrieben und ihnen den Rückweg abgesperrt; auf dem gleichen Flecke schoß er in fünf verschiedenen Schüssen eine nach der andern weg. Man weiß, wie viel Kaltblütigkeit und Vorsicht dazu gehört; denn naht der Jäger den eingeschlossenen Thieren zu sehr, so treibt er sie entweder in den Abgrund, oder sie kehren um und setzen neben oder über ihm weg und fliehen so aus der Falle. Oft schoß Heiz mit der gleichen Kugel später ein zweites Thier. Nebel, Schneestürme, finstere Nacht überfielen ihn oft in pfadlosen Klippen über schauerlichen Abgründen; aber seine Vorsicht und Herzhaftigkeit und Ortskenntniß halfen ihm immer wieder glücklich zu Thal.

David Zwicky war arm; nur 150 Gulden hatte er geerbt; aber sein glücklicher Jägerberuf machte ihn zum wohlhabenden Manne. Bei seinem Tode besaß er ein Vermögen von 7000 Gulden und eine Sammlung von 12 Jagdflinten. Um solch ein Kapital zu erwerben, lebte er äußerst sparsam und versagte sich noch im Alter jede Bequemlichkeit. Wein erlaubte er sich selten; seine gewöhnliche Nahrung war Brod und magerer Käse und Wasser. Je wohlhabender er wurde, desto mehr kargte er. Seine Gesundheit war unerschütterlich und felsenfest; seine Knochen schienen von Stahl zu seyn.

Er hatte den Ruf, der beste Schütze, der verwegenste Alpengänger zu seyn und galt für einen rechtschaffenen Mann, da er jeden Sonntag, wenn es möglich war, in seinem Dorfe zur Kirche ging.

Zu der Zeit, wo er nicht Gemsen jagen durfte oder konnte, beschäftigte er sich mit Holzfällen und Schindelnschnitzen, lauerte aber gerne dabei Nachts den Füchsen und Dachsen auf. Die Hühner schickte er gewöhnlich nach Zürich zum Verkauf, das Gemsenfleisch ließ er in den Dörfern des Thales verkaufen; die Gemsenfelle ließ er schwarz und gelb färben, und verkaufte sie den nach Holland fahrenden Holzhändlern zu gutem Preise.

Einmal kam er Samstag Abends gegen seine Gewohnheit nicht nach Hause. Man argwohnte Unglück und sandte Leute aus, die ihn suchen sollten; jedoch vergebens. Sechsunddreißig Wochen lang wurde er vermißt und Niemand wußte, ob der 57jährige rüstige Mann noch am Leben sey. Da fand man unversehens sein Gerippe auf einem kleinen Hügel der steilen Auernalp am Wiggis sitzend, neben ihm sein Doppelgewehr, Geld, Jägertasche und Taschenuhr. Um einen Fuß war das Taschentuch geschlungen; der Knochen war nicht gebrochen, doch der Fuß wahrscheinlich verrenkt. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt und glich einem Schlafenden; aber die Raubvögel, Marder und Füchse hatten einen Theil seines Körpers zum Skelett abgenagt. Wahrscheinlich war der Unglückliche nach einem Sturze mit seinem halblahmen Fuße bei dem eintretenden Unwetter bis zu dieser Stelle fortgekrochen, hatte vergeblich Nothschüsse abgefeuert und war endlich den namenlosen Leiden des Hungers und Frostes erlegen.

Auf solche Weise sind sehr viele Gemsenjäger umgekommen und nur selten hat einer einen unverletzten oder unverkrüppelten Leib bis ins Alter bewahrt.

So ging auch der kühne Bergmann Kaspar Blumer von Glarus zu Grunde, einer der leidenschaftlichsten und verwegensten Jäger seines Thales, der auf einem kaum handbreiten, unebenen Felsengesimse ruhig über die fürchterlichsten Abgründe hinschritt. Er stieg am Vorderglärnisch hinauf, um seinen zwei Jagdgefährten, die vom Klönthal aus emporstiegen, die Gemsen zuzutreiben. Allein vergeblich harrten diese der Gemsen und des Treibers. Die Familie desselben ließ, als er lange nicht nach Hause kam, das furchtbare steile Gebirg durchsuchen, ohne eine Spur zu finden. Erst im folgenden Sommer traf man auf seinen fürchterlich zerschellten und halb verwesten Leichnam am Fuße einer ungeheuern Felswand über die der Unglückliche gestiegen war.

Ein Berner Jäger sank einst in den ewigen Eisfeldern des Grindelwaldes in eine verdeckte Eisspalte. Ohne Schaden zu nehmen fiel er die viele Klafter tiefe Lücke des Gletschers durch bis auf den Grund, der glücklicher Weise trocken war. Allein was sollte er in seinem tiefen Kerker viele Stunden weit von aller menschlichen Hülfe entfernt anfangen? Hätte er auch wie in ähnlichem Falle ein Engländer ein Taschenmesser bei sich gehabt und damit Stufen in das Eis schneiden können, so war doch die Tiefe zu beträchtlich, als daß von einem glücklichen Erfolg hätte die Rede seyn können. Indessen befremdete es ihn, daß kein Wasser in der Spalte stand, und bei genauerer Untersuchung fand er, daß das Eis durch die natürliche Wärme des Bodens an seiner Basis geschmolzen war und sich Abzugskanäle für das Wasser gebildet hatten. Entschlossen legte er sich in die finstere Rinne eines solchen Baches und kroch mit unendlicher Mühe dieser nach und gelangte nach langer Zeit wunderbar glücklich unter dem Gletscher durch an den Rand desselben und kam oben an einer Felswand, über welche der Bach als Wasserfall sich stürzte, zu Tage. Auch von hier aus fand der aus dem nassen Gewölbe Erlöste Mittel hinabzuklettern und sich zu retten.

So glücklich war Thomas Hefti von Bettschwanden nicht, der verwegenste Jäger des Landes, welcher sich durch wiederholte kleine Unfälle und die dringendsten Warnungen seiner Leute nicht schrecken ließ. Bis zu seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre hatte er schon über 300 Gemsen geschossen. „Wenn ich verunglücke," sagte er, „so geschieht es an einer nicht gefahrvollen Stelle, denn wo Gefahr ist, geb ich schon Acht, stehe übrigens in Gottes Hand." Im Juli ging er des Morgens in die Alpen und kehrte Abends mit einer Gemse zurück. Er aß mit seiner Familie das Abendbrot, betete wie gewöhnlich mit ihr und ging dann zur Ruhe. Aber schon lange vor Tagesanbruch war er wieder unterwegs und brachte auch glücklich am gleichen Tage wieder eine Gemse heim. Am folgenden

zog er mit zwei Jägern über den Sandalpfirn und schritt diesen muthig auf dem frischbeschneiten Gletscher voran. Allein plötzlich verschwand er vor ihren Augen in einer überschneiten Spalte, und sie vernahmen die dumpfen Worte nicht mehr, die er ihnen zurief. Am folgenden Tage machte man allerlei Rettungsversuche mit zusammengebundenen Flößerstangen; ein Mann ließ sich an einem Seile in die Tiefe der Spalte hinab konnte es aber unten wegen der großen Kälte nicht aushalten. Erst am zweitfolgenden Tage vereinigte sich eine Gesellschaft junger, starker Männer aus eigenem Antriebe, um wenigstens den Körper Hefti's zu holen. Zwei lange Leitern wurden zusammengebunden und ein kühner Mann stieg, an Seilen befestigt, in die gräßliche Schlucht. In einer Tiefe von 15 Fuß stand Wasser, das wenigstens eben so tief war. Nach langem Suchen auf dem Grunde konnte er mit seinem Flößerhaken den Körper anspießen und auf die Oberfläche des Eiswassers bringen, nahm ihn darauf in seine kräftigen Arme und trug die schwere, unbeholfene und von Wasser angefüllte Masse glücklich und zum Erstaunen seiner Gefährten die Leitern hinauf, erklärte aber zugleich, die Kälte sey so groß gewesen, daß er es keine Minute länger in dem dunkeln Schlund ausgehalten hätte*).

Der berüchtigste Gemsenjäger in dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts war Colani, welcher oberhalb des Dorfes Pontresina in Engadin unweit des Resegglogletschers und des gemsenreichen Berninakolosses wohnte. Er hatte viele Stunden weit die Reviere der Gebirge für seine ausschließliche Jagd in Anspruch genommen und hegte in den Bergen nahe seinem Häuschen etwa 200 halbzahme Gemsen, von denen er jährlich sechzig Junge rechnete und soviel alte Böcke dafür wegschoß. Wehe jedem Fremden oder Einheimischen, der in seinen usurpirten Alpen eine Büchse zu tragen sich vermaß! In seinem Hause, so erzählte man sich, hatte er eine Stube mit den Waffen und der Ausrüstung der von ihm erschossenen fremden Jäger, meist Tyroler, ausgeschmückt, und die Leute in Bevers und Komogaska glaubten, er habe auf seiner dem Teufel verschriebenen Seele gegen dreißig Menschenleben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wenn man so häufig von der großen Kälte in Gletscherschlünden hört, so rührt diese nicht von einer besonders tiefen Temperatur — im eben erzählten Falle war ja das Eiswasser noch im flüssigen Zustande — sondern von der großen Trockenheit der von dem Gletscher theilweise zersetzten, gefangenen Luft her.

Miscellen.

* „Mainsagen, gesammelt und herausgegeben von Alexander Kaufmann", ist der Titel eines jüngst bei K. Krebs in Aschaffenburg herausgekommenen Werkchens, das in einer Reihe von 91 Nummern eine Auswahl des Vorzüglichsten enthält, was unsere Literatur an dichterischen Bearbeitungen der Sagen des Mainthals, sey es im Volkslied, sey es in Erzeugnissen einzelner bekannter Dichter bietet. So geleitet uns der Herausgeber an der Hand der Sage vom Fichtelgebirge bis nach Mainz hinab; sein Buch ist auch, wie er selbst in der Vorrede sagt, vorzugsweise für den Reisenden bestimmt, der das bisher viel zu wenig gekannte und aufgesuchte Mainthal kennen lernen will. Darum hat er auch auf Nebenpartien wie die Rhön rc. weniger Rücksicht genommen, sondern ist bei Auswahl der Gegenstände im Ganzen und Großen dem Laufe des Flusses gefolgt. Eigenthümlich ist der vom Herausgeber in der Vorrede hervorgehobene Umstand, daß die gefeiertsten unserer Dichter die Sagenschätze des Mainthals gar nicht gekannt, viel weniger bearbeitet haben. Dem Sammler am Main bietet sich nicht ein Gedicht von Göthe, Schiller, Uhland, Platen oder Chamisso. Doch haben jüngere Dichter manches Treffliche geliefert, und Namen wie Bechstein, Rückert, Simrock, E. Geibel, G. Schwab, J. Kerner, E. Tiek u. A, sind immerhin geeignet, diese Sammlung bei allen Freunden des Mainthals willkommen zu machen.

*

Von einigen Reisenden ist neuerdings Kunde eingelaufen: Von Moriz Wagner sind Briefe vom Juni d. Js. eingetroffen; er bereist jetzt das Land Costa Rica in Zentralamerika und will daselbst bis zum Sommer 1854 bleiben. — Von dem afrikanischen Reisenden Dr. Barth hat man wieder Briefe in London und Hamburg, welche sein völliges Wohlbefinden und die Verfolgung seines Planes, einer vollständigen Untersuchung des Nigerlaufes, bestätigen. Um die Erreichung seines Zieles zu erleichtern, wird die englische Regierung im Sommer 1854 ein Dampfboot den östlichen Arm des afrikanischen Riesenstromes, den Tschadda aufwärts schicken, welches den kühnen Reisenden, der um jene Zeit die Erforschung des östlichen Stromgebiets vollendet zu haben hofft, aufnehmen und hoffentlich glücklich nach Europa zurückbringen wird. Der ursprüngliche Plan einer östlichen Durchwanderung des Kontinents bis zum indischen Ocean ist wegen der unerwartet großen Schwierigkeit weitern Vordringens durch die wilden Negervölker, welche kaum irgend einer Hoffnung des Gelingens Raum läßt, leider ganz aufgegeben, und muß es künftigen Reisenden vorbehalten bleiben, eine Erforschung von den östlichen Küsten aus landeinwärts zu unternehmen. Der Weg dazu ist bereits gebahnt durch die unermüdlichen Missionäre Krapf und Rebmann, denen kürzlich ein englischer Seeoffizier gefolgt ist, der auf einer Flußexpedition auf dem Dschob (der unter dem Aequator sich in den indischen Ozean ergießt) tief landeinwärts das von jenen beiden Deutschen zuerst berichtete Faktum zusammenhängender Schneegebirge am Ostrande Hochafrika's hat bestätigen können.

*

In der Ausstellung zu New-York befindet sich ein Koffer in gewöhnlicher Größe, welcher ein ganzes Haus für eine Person, ein Sopha, ein Bett und einen Regenmantel enthält. Das Ganze ist aus Gummi elastikum gefertigt. Das Haus hat vier Wände und ein Dach und bedarf nur vier Stäbe, um aufgerichtet zu werden. Das Sopha, das Bett werden mit einem Blasbalg aufgeblasen, der sich auch im Koffer befindet. Der Mantel kann in ein Boot verwandelt werden, mit welchem eine Person bequem über einen Fluß setzen kann.

*

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 69. Sonntag, den 28. August 1853.

Der Stadthauptmann von Lüneburg.

(Fortsetzung.)

Aber nicht so schnell, als es den erbitterten Herzog in seiner zürnenden Hast drängte, konnte er der Stadt Lüneburg mit seiner Rache nahen; denn an demselben Tag, an welchem er den Absagebrief dieser Stadt erhalten, und im Begriff war, sich mit seinen Kriegsvölkern gegen Lüneburg zu wenden, kamen Eilboten von Hannover, meldend, daß sich Herzog Albert von Sachsen mit starker Kriegsmacht dahin gewendet, und als vereinige sich alles ihm Feindliche, um seine Macht mit einem Male zu brechen, so erschienen noch an demselben Tage Flüchtlinge, welche dem im finstern Groll mitten unter seinen im Aufbruch begriffenen Reiterschaaren haltenden Herzog verkündeten, daß die Heerhaufen der Bischöfe von Münster und Hildesheim sich mit dem Herzog von Mecklenburg verbunden und gegen Braunschweig zögen, so wie bald darauf die Kunde an Magnus gelangte, daß die Städte Harburg, Uelzen, Lüdershausen, Hannover und Winsen dem Beispiele der Stadt Lüneburg gefolgt und ihm den Gehorsam aufgesagt.

Seine Macht theilend und die Rache gegen seine rebellische Städte auf spätere Zeiten sparend, wendete sich Herzog Magnus zum Kampfe gegen Sachsen und Mecklenburg; die Bürger Lüneburgs aber wohl wissend, daß, so lange die Festung auf dem Kalkberge nicht in ihren Händen, die Stadt fortwährend den Schrecknissen nächtlicher Ueberfälle und Brandunglücke Preis gegeben sey, beschlossen in derselben Nacht, in welcher der Kriegshauptmann Becker mit dem Absagebrief nach Celle geritten, sich zum Kampf vorzubereiten und durch List oder Gewalt sich in den Besitz der Burg zu setzen.

Und dazu gab der Ablaß, der im Benediktinerkloster, welches in den Ringmauern der Festung sich befand, jedes Jahr am Tag der Lichtmeß ausgetheilt wurde, die günstigste Gelegenheit. In der vierten Morgenstunde des 2. Februar 1371 (Lichtmeß), als noch finstere Nacht über den Häusermassen und Thürmen der Stadt Lüneburg lagerte, setzte sich vom Marktplatz aus, eine Anzahl Mönche an der Spitze, ein langer Zug von Hunderten der Frauen Lüneburgs, geweihte Kerzen tragend, nach dem Kalkberge zu in Bewegung. Arglos, den frommen Brauch ehrend, ließ der wachhaltende Kriegsmann die äußern Thore der Festung öffnen, während von der Kirche des Benediktinerklosters her Geläute der Glocken den Beginn der feierlichen Ablaßertheilung verkündete.

Neugierig folgte die wachthaltende Abtheilung der Besatzung dem Zuge der Frauen, indeß der Kommandant der Festung sowie der größte Theil der streitbaren Mannschaft noch im tiefen Schlaf ruhete. Aber kaum im Innern der Festung angelangt, verwandelten sich mit Blitzesschnelle die Mönche und bußfertigen Frauengestalten in wohlgerüstete Krieger, die mit Schild und Schwert, mit Streitaxt und Lanze über die keines Ueberfalls sich vermuthenden herzoglichen Söldner herfielen und sie niedermetzelten.

Zu gleicher Zeit drangen von der Stadt aus, in welcher die Stille der Nacht durch ein wildes von Waffengeklirr begleitetes Treiben unterbrochen wurde, neue Streitkräfte in die Festung, und als der Kommandant des Kalkberges, Ritter Segebald vom Berge, halb angekleidet an der Spitze der übrigen noch schlaftrunkenen Besatzung herbeieilte, waren die Bürger schon im Besitz des größten Theils der Festung. Schritt vor Schritt aber mußten die Lüneburger das Eindringen in das Innere derselben erstreiten, und nur als der mit Löwenmuth kämpfende Kommandant v. Berge, von dem Schwerte des Rathsherrn Karsten Rodenwald durchbohrt, todt zu Boden sank, ergab sich der Rest der Besatzung den siegenden Bürgern, während die Flammen des durch den Kampf in Brand gerathenen Klosters ihren Glutschein weit hin über die dunklen Häusermassen der Stadt und deren Umgebung warfen, und als sich gegen Vormittag 10 Uhr die Strahlen der Sonne Bahn brachen durch die dicken Nebel eines trüben Winterhimmels, verkündeten nur die schwarzen Rauchsäulen, welche aus den Trümmern der Klosterkirche aufstiegen, daß da oben des Krieges Verwüstung geherrscht; vom höchsten Thurme der Burg wehete stolz das Banner der Stadt Lüneburg, in der Stadt selbst aber mischte sich der Jubel der Sieger mit dem Wehklagen der Frauen und Kinder, deren Gatten und Väter als Opfer des Kampfes gefallen; denn es hatte die Stadt bei diesem Ueberfall über 130 ihrer wackersten Kämpfer verloren.

* * *

Am Abend desselben Tages jagten zwei Reiter auf verschiedenen Wegen der Stadt Lüneburg zu. Der eine derselben war ein Eilbote des Herzog Magnus, welcher dem Kommandanten des Kalkberges den Befehl bringen sollte, streng das Treiben der rebellischen

Bürger zu überwachen und der Festung wegen Tag und Nacht auf der Huth zu seyn. Der andere Reiter war der Kriegshauptmann Becker, welcher eine Stunde früher todtmüde auf schaumbedecktem Roß am Stadtthore hielt, welches sich ihm, der die Verfolger oft hart hinter sich gehabt, aber trotz der Erschöpfung seiner körperlichen Kräfte ohne Gefahren glücklich entronnen war, sogleich öffnete.

Des Herzogs Boten aber empfingen Steinwürfe und Geschimpf, als er dem Burgthor sich näherte und Einlaß im Namen des Herzogs begehrte; als er aber erkannte, daß die Burg bereits in den Händen der feindlich gesinnten Bürger sey, da wendete er entsetzt sein Roß zur schleunigen Rückkehr nach Celle, um dem Welfenherzog das Unglaubliche zu verkünden.

In fieberhafter Aufregung hatte Elsbeth der Ankunft des Geliebten geharrt, und während der blutigen Ereignisse des Tages qualvolle Stunden in ihrem Gemach einsam verlebt, und mit dem freudigen Ausruf: „Gott sey Dank, du wieder hier!" sank sie in Becker's Arme, als dieser des Bürgermeisters Haus betrat.

Staunend vernahm dieser aus Elsbeth's Munde, wie schnell Lüneburg die Eroberung der Festung gelungen, und als bald darauf Ulrich v. Weißenburg eintrat und erfreut über die glückliche Rückkehr Becker's ihn zum ersten Mal an seine Brust zog, da eilte auch die Tochter von ihrem Gefühl übermannt unter Freudenthränen an das Vaterherz.

„Du hast bereits durch Elsbeth erfahren, daß auch wir nicht unthätig gewesen", begann jetzt der Bürgermeister, als Becker die glückliche Ausführung seines Auftrags ihm mitgetheilt, „doch wird wohl noch manch' schwere Stunde uns treffen, ehe wir gänzlich befreit vom Joche dieses Wüthrichs, der so oft schon geschworen, ehee all' seine Städte der Erde gleich zu machen, als deren Trotz zu dulden."

„Mir will es scheinen, als wende sich des Magnus Glücksstern gänzlich von ihm und als gehe es mit all' seiner Macht zur Neige", bemerkte Becker, während Elsbeth an des geliebten Mannes Seite, dem sie indeß den stärkenden Imbiß bereitet, der Männer Rede aufmerksam lauschte.

„Jedoch", fuhr Becker fort, „wird der rachsüchtige Herzog gewiß nicht säumen, uns seinen Zorn fühlen zu lassen, sobald seine Händel es ihm irgend gestatten, und darum mag Lüneburg vor Allem scharfe Wacht halten bei Tag und Nacht, auf Wall und Festung."

„Wir haben bereits darüber im versammelten Rathe gesprochen", entgegnete der Bürgermeister, ernst des künftigen Schwiegersohnes Hand ergreifend, „und da du, Becker, unser Vertrauen stets gerechtfertigt, und es dir nicht fehlt an Muth und Umsicht, so haben wir heut' Abend den Beschluß gefaßt, dir den Oberbefehl über die bewaffnete Macht der Stadt zu übertragen, und ich bin überzeugt, daß die Stadt Lüneburg nicht schlecht dabei fahren wird."

„Ha!" rief freudig überrascht Becker. „Auch dies danke ich Eurer Vatergüte, und gewiß, ich will derselben nie unwerth, ein treuer Hüter der Stadt seyn. Aber", fuhr er bittend fort und ergriff Elsbeth's Hand, „Ihr habt mir schon so viele Beweise Eurer Güte gegeben und mich, den schlichten Kriegsmann, zu Euch herangezogen durch Huld und Liebe gleich Eurem Sohne. O, gewährt mir nun auch das Höchste, was mein Herz begehrt, gewährt, das Elsbeth und mich nun auch der Kirche Segen für immer einige."

„Nimm sie, Arnold!" sprach mit dem Ton ernster Rührung Ulrich v. Weißenburg. „Dein Vater war mir ein treuer Freund, der mir in bösen Tagen Ehre und Leben gerettet, warum sollte ich dem Sohne nicht vergelten, was ich dem Vater schulde. Nimm hin mein einzig Kind!" wiederholte er und führte Elsbeth, hocherglühend vor Freude und jungfräulicher Scham, dem glücklichen Krieger in die Arme. „Auch du bist aus wackerm Geschlecht und werth in den Stammbaum der Weißenburg's zu treten und wohl bedarf die schwache Jungfrau in so trüber Zeit eine feste Stütze. Möge mein Kind in deinen Armen glücklich seyn."

„Vater, guter lieber Vater!" stammelte Elsbeth, dessen Kniee umschlingend.

„Segnet uns, damit auch Gott uns segne!" bat tief gerührt durch Weißenburg's Güte Becker und beugte an der Seite der Geliebten sein Kniee vor der hohen, edlen Gestalt des Bürgermeisters, der mit mildem Lächeln auf die Knieenden schaute, und dessen Augen sich mit Thränen der Freude füllten.

„Nehmt meinen Segen!" rief feierlich die Hände auf der Knieenden Haupt legend der Vater. „Möge er ein treuer Begleiter seyn auf eurer Lebensbahn. An demselben Tage, an welchem Lüneburg seine Huldigung dem Sachsenherzog bringt, sey eure Vermählung, einfach und still, wie es in so ernstbewegter Zeit sich geziemt."

Und noch einmal die Liebenden an sein Herz drückend, verließ er das Gemach, das Brautpaar mit den Träumen seines Glücks allein lassend.

* * *

Wenige Tage nach diesem Ereigniß traf der Herzog Albert von Mecklenburg als kaiserlicher Kommissar in Lüneburg ein, um mit Rath und Bürgerschaft wegen der Ueberweisung der lüneburgischen Lande an die sächsischen Fürsten Verhandlung zu pflegen, und bald darauf hielten Herzog Albert und dessen Oheim Churfürst Wenzeslaus in Lüneburg ihren feierlichen Einzug, um die Huldigung der daselbst versammelten Landstände entgegen zu nehmen, die bestehenden Privilegien und Freiheiten zu bestätigen, und von diesem Tage an als des Landes rechtmäßige Herren zu verfahren.

Ernst und feierlich ging dieser für Lüneburg so wichtige Akt vor sich, ohne jene lärmenden Lustbarkeiten für die niedere Volksmenge, welche damals sowie noch viele folgende Jahre nachher bis zur neuesten Zeit im Gefolge derartiger Feierlichkeiten sich befanden; denn nicht wie friedliche Bürger, sondern zum Kampf gerüsteten Kriegsschaaren gleich, leisteten mit bewaffner Hand Lüneburgs Bewohner den neuen Fürsten den Eid der Treue und Unterthänigkeit, wohl wissend, daß trotz dieses Wechsels der Herrscher schon die nächste Stunde den Kampf auf Leben und Tod mit Herzog Magnus herbeiführen konnte.

Treu seinem Worte ließ nach geschehener Huldigung der Bürgermeister v. Weißenburg Elsbeth und Becker durch Priesterhand verbinden, still und prunklos,

wie es den glücklich Neuvermählten um so willkommener war, und es der ernsten Zeit angemessen, deren nächste Zukunft eher wilde Stürme, als friedlich heitern Himmel versprach; und um ungetrennt von dem Vater zu leben, zog auf dessen Wunsch der neue Stadtobrist mit seiner Gattin in die wohnlichen Räume des Weißenburgischen Hauses.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alpenwelt.

(Fortsetzung.)

Wie wenig oder viel an diesen Gerüchten wahr seyn mag, läßt sich heute nicht mehr entscheiden; wir bemerken nur, daß Colani in weitern Kreisen ein sehr geachteter Mann war und seine Familie jetzt noch im besten Rufe steht. Aber er war jähzornig und im Zorne höchst gewaltthätig und bis zur Raserei heftig. Wie ein gefürchteter Häupiling residirte er in seinem Gebirge. Er stand gewissermaßen über dem Gesetze. Einem Arzte, der ihn wegen unbefugten Praktizirens vor Gericht lud, paßte er auf und schlug ihm mit der Faust im Gesicht die Brille in Splitter und ließ ihn besinnungslos liegen.

Der bekannte Naturforscher Dr. Lenz jagte im Juli 1837 mit Colani und hat uns einige zuverlässige Nachrichten über die letzte Jagd des Jägerfürsten mitgetheilt, die zugleich höchst charakteristisch für die Gebirgsnatur und das Jägerleben in jenem wildesten Theile der Schweiz ist.

Dr. Lenz besuchte mit seinem Freunde A. v. Planta Colani, und bat ihn, ihn auf der Gemsenjagd begleiten zu dürfen, indem sie ihm für jeden Jagdtag zwei Thaler, für jede Gemse, die er vor ihren Augen schösse, ebensoviel, und für jede, die sie selbst schössen, 4 Thlr. sammt dem Wilde anboten. Der Jäger nahm diese Offerte an. Er war damals ein Mann von 66 Jahren, breitschulterig, untersetzt, von hoher starker Brust, länglichem, braunem Gesicht, schwarzen Haaren, krummer Nase und braunen, kühnen, klugen, Jähzorn verrathenden Augen. Er lebte von Brod, Milch und Zieger. Wein trank er nie vor oder während der Jagd. Gemsen- und Murmelthierfleisch waren seine Lieblingsspeisen. Er war von romanischer Abkunft, sprach aber auch italienisch, deutsch und französisch und war sehr geschickt im Verfertigen von Sonnenuhren, chirurgischen Bandagen, Gewehrmachen u. dgl. Mit großer Ungenirtheit verfügte er über seine Nachbarn. Seine zwei zahmen Gemsen mußten sie in ihren Gärten weiden lassen, und als eine junge Frau dies nicht zugab und die Gemsen vergiftete — starb auch sie sehr bald, wie Colani mit Lächeln erzählte.

Vergebens hatte man Dr. Lenz und Planta gewarnt, sich mit Colani irgendwie einzulassen. Die Jagdlust der Freunde war zu groß und eine Verbindung mit Colani zu vielversprechend. Gleich am folgenden Morgen brachen sie auf, nachdem der Jagdfürst geräuchertes Gemsen- und Murmelthierfleisch und Salz in seine Jagdtasche gesteckt hatte. Schon in der Nähe trafen sie in einer tiefen Schlucht, welche hinten vom Reseggiogletscher geschlossen war, fünf Gemsen, und die Freunde waren eben bereit, sie einzuschließen, als Colani ihnen sagte: „Das wäre recht hübsch, allein es ist meine Salzlecke, wo ich keine Gemsen schießen lasse.“ Dann wollte er sehen, „ob die Herren auch schießen könnten“, und legte auf 150 Schritte Distanz einen faustgroßen Stein hin, den dann Jeder glücklich traf. In der Nähe des Gletschers huschten und pfiffen überall Murmelthiere im Gestein, die Jäger wollten jedoch an diesen keine Zeit verlieren, und stiegen das ungeheure Eisfeld hinan, wo sie von Zeit zu Zeit auf freien Weiden und Felsenkanten größere und kleinere Gemsengesellschaften erblickten, die den von der Sonne rauhgeleckten Gletscher und das stete Dröhnen desselben, wenn er neue Spalten bildete, nicht scheuten. Nach einem stündigen Marsche entdeckten sie auf einem schönen Rasen neben den Felsblöcken abermals dreizehn Gemsen; aber auch hier ließ Colani nicht schießen, wie er denn überhaupt mehr beabsichtigte, die Freunde herumzuführen und dabei seinen schönen Tagelohn zu verdienen, als sie Gemsen schießen zu lassen, so daß sie das Vergnügen hatten, 40 der schönsten Gemsen in einer langen Reihe, die Jungen immer hinter den Alten, an sich vorbeitraben zu sehen, ohne die Flinte anlegen zu dürfen. Sie kehrten ohne Beute in die Sennhütte zurück zu ihrem Proviant, bei dem sich ein kleines hartverpfropftes Weinfäßchen befand, das Alle vergebens mit der Kraft ihrer Hände zu entstöpseln versuchten und ebenso erfolglos mit Steinen u. s. w. „Ich bring' ihn doch heraus,“ rief Colani, packte den harthölzernen Stöpsel mit seinen 66jährigen Zähnen, drehte das Faß mit den Händen und hatte es augenblicklich offen.

Am folgenden Morgen führte der Felsenmann seine Begleiter den Beüneberg hinan, schickte den Einen auf den Anstand und führte den Andern auf einen steilen schmalen Felsenkamm, von wo sie verschiedene ferne Gemsenheerden beobachteten, wobei Colani sich das Vergnügen machte, seine Gefährten an einige todesgefährliche Vorsprünge hinzurufen. Als beide einmal über eine tausend Fuß tiefe Kluft hinausgebogen lagen, um in der Tiefe Wild zu erspähen, hörte Lenz plötzlich ein heftiges Brausen und gleichzeitig von Colani einen gellenden Schrei. Erschrocken zog sich Lenz zurück und sah, wie dicht über seinem Haupte ein ungeheurer Lämmergeier mit der Schnelle eines Pfeiles hinsauste. Colani hatte bemerkt, wie der Geier, der es liebt, Gemsen, Rinder, Menschen, die er an den äußersten Felsenrändern gewahrt, mit den Fittigen in die Tiefe zu stoßen, den Jagdgefährten bedrohte und ihn durch seinen Ruf vom sichern Tode gerettet. Ehe die Jäger aber zum Schuß kommen konnten, war der Vogel verschwunden. Lenz dankte dem Felsenmanne fur seine Rettung, sagte ihm aber zugleich, er sey nicht hergekommen, um das Futter der jungen Lämmergeier zu werden, sondern um Gemsen zu schießen, worauf Colani ihm verhieß, ihn am andern Tage nach dem gemsenreichen Bernina zu führen.

Indessen vernahmen sie am folgenden Morgen, daß in den Kamogaskeralpen zwei Bären gesehen worden seyen, die drei Schafe zerrissen hatten, und statt nach Bernina zu gehen, beschlossen sie, die Bären zu verfolgen. Der erste Tag wurde vergeblich mit Nachsuchung in den wilden Hochbergen zugebracht. Die eigentliche Bärenschlucht war durchaus unzugänglich. Einzelne Gemsen wurden ohne Erfolg beschlichen, da

die rings pfeifenden Murmelthiere stets das Nahen der Jäger verriethen, während die Schneehühner nahe an ihnen im Gesträuch herumliefen. Abends übernachteten sie in Orlandi's prächtiger Sennhütte.

Früh um 4 Uhr am 20. Juni erstiegen sie einen Berg. Ein großer, zottiger Hund sprang ihnen auf der Höhe entgegen, welcher eine bergamasker Schafheerde bewachte, die auf der noch mit einem dünnen Schneeflor bezogenen Weide lag. Sie öffneten die kleine rohe Steinhütte und weckten den Hirten, der sie willkommen hieß, die Asche des Heerdes auseinanderwarf, mit seinen Krummholzarven Feuer machte, und in dieses seine bloßen Füße steckte, die er dann wohlgewärmt in seine Holzschuhe barg, worauf er seine Gäste mit Schafmilch und Schafkäsen bewirthete. Hier verließ v. Planta die Andern, die in Wind und Schneeschauern tiefer ins Gebirge hineinstiegen, bis die über den Felsen auftauchende Sonne einen guten Tag versprach.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

In Görlitz besteht ein „hühnerologischer Verein", welcher sich am 18. Okt. 1852 mit der Aufgabe konstituirte, auf Veredelung der Federviehzucht im Allgemeinen und zuvörderst auf die der Hühner hinzuwirken, da es feststehe, daß der gewöhnliche Landschlag nicht zu den vorzüglicheren gehöre, und ohne Anregung weit und breit nichts gethan werde, denselben zu verbessern, während andere Länder, wie Frankreich, England und Belgien mit den nachahmungswerthesten Beispielen vorangehen und die Hühnerzucht besonders den erstgenannten beiden Ländern ergiebige Erwerbsquellen durch bedeutende Ausfuhren von Eiern und Geflügel darbiete. Im vorigen Herbste wurde der Anfang damit gemacht, eine Quantität junger Hähne von der französischen Race zu vertheilen, um vorläufig durch Kreuzung mit den Landhühnern eine größere Bastard-Gattung zu erzielen, wodurch der Vortheil erwuchs, daß selbst die gewöhnlichen Landhennen größere Eier als früher legten. Ueber das künstliche Ausbrüten der Eier wurde mehrfach verhandelt; da es jedoch hauptsächlich auch darauf ankommt, den Küchlein die mütterliche Wärme zu verschaffen, was viele Schwierigkeiten hat, so war man der Absicht, zu dem Brütgeschäft vorderhand wenigstens lieber Truthennen zu verwenden, welche eine große Anzahl Eier bedecken und anerkannt gut, selbst zweimal hintereinander brüten. Als Kuriosum ist zu bemerken, daß bei einem Mitgliede ein Truthahn zweimal ganz freiwillig gebrütet hat (nachdem die erste Brut verunglückt war) und die letzten Küchlein sehr gut führt. Mehrere Beziehungen neuer oder hier noch nicht eingeführter Racen, z. B. aus Italien, Nordamerika, selbst aus Mexiko, sind eingeleitet.

•

Es ist durch ein Speditionshaus in Wien daselbst eine Quantität Samen der Seifenpflanze aus Kalifornien eingetroffen, mit welchem Anbauversuche gemacht werden sollen. In Kalifornien wächst diese Pflanze ohne Pflege; ihre Blätter erscheinen Mitte November, etwa 6 Wochen nach Eintritt der Regenzeit. Die Pflanze wird nicht über einen Fuß hoch und verdorrt im Mai, die Zwiebel aber bleibt frisch und jede Zwiebel gibt eine schöne Seifenkugel ab, die man dort überall der besten importirten Seife vorzieht. Man zieht vorher die Schale ab und reibt damit die nasse Wäsche ein; sie macht einen dicken Schaum und riecht wie frische braune Seife. Der botanische Name der Pflanze ist Phalangium promeridianum.

•

In Marseille ist wieder ein Opfer des Börsenspieles der Schande verfallen. Ein junger Bankier hat sich aus dem Staube gemacht und einen Defekt von 3—400,000 Fr. zurückgelassen. Ursprünglich Commis, setzte er als tollkühner Spieler auf ein Phantasiepapier, das gerade Mode war, die Muzaia-Aktien. Am Ende eines Monats hatte er 500,000 Fr. gewonnen. Er kaufte nun städtischen Grundbesitz, Landhäuser rc., stand an der Spitze einer Börsenpartie und spielte fort, um es auf die Million zu bringen. Das Glücksrad schlug aber um, und es blieb ihm nichts übrig als die Flucht vor einem schmählichen Bankerott. Steckbriefe sind ihm nachgeschickt.

•

Ein Franzose, Namens Le Ronte, welcher in St. Louis wohnt, hat einen Pflug erfunden, der in der oben genannten Stadt gemacht und nun nach der Weltausstellung in New-York gesandt wird. Dieser Pflug soll vor allen andern den Vorzug haben, rauhes und unkultivirtes Land zu bearbeiten und bricht ohne große Schwierigkeiten Baumstücke und Wurzeln aus. Er hat noch den Vortheil, daß es keines Menschen Hand bedarf, um ihn zu leiten, ausgenommen, wenn er am Ende angekommen ist, muß man ihn herumdrehen.

•

* Vor Kurzem fand ein Stiergefecht in Beaucaire (Provence) statt. Es hatte bereits anderthalb Stunden ohne irgend einen Unfall gedauert, als der Stier nach einander drei seiner Gegner verwundete. Einer darunter wurde von dem wüthenden Thier in die Luft geworfen und bewußtlos weggetragen; indessen kam er mit einigen Quetschungen davon. Einem Andern durchbohrte der Stier den Schenkel und versetzte ihm eine Wunde, die sein Leben in Gefahr setzt.

•

* Die „Deutsche Allg. Zeitung" enthält folgende Anzeige: „Heiraths-Anträge jeden Gesuchs, bemittelter und wenig bemittelter anständiger Herren und Damen, werden unter der strengsten Diskretion entgegengenommen und prompt vermittelt. Anerbietungen erbittet man sich unter der Adresse „Hymenia" franco poste restante Leipzig."

•

Das „Deutsche Museum" von Prutz erwähnt einer Thatsache, die bis jetzt in engern Kreisen bekannt war, nämlich, daß der verstorbene Schwanthaler sich auch als Dichter versucht hat, und zwar mit recht glücklichem Erfolg; eine Reihe lyrischer Gedichte, welche sich in seinem Nachlaß vorgefunden, hofft das „Deutsche Museum" demnächst mittheilen zu können.

•

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 70. Mittwoch, den 31. August 1853.

Der Stadthauptmann von Lüneburg.

(Fortsetzung.)

Den Tag nach der Huldigung zogen die sächsischen Fürsten mit starker Heeresmacht gegen Magnus, welchem seit Kurzem das Kriegsglück wieder sich günstig gezeigt, und der mit reicher Beute beladen nach siegreichem Kampfe gegen die Bischöfe von Münster und Hildesheim nach Celle zurückgekehrt war, um von da aus gegen Lüneburg aufzubrechen.

Bei Winsen an der Luhe, wo Magnus einst gegen Mecklenburg so unglücklich gekämpft, mußte diesmal der Herzog Albert von Sachsen nach mehrstündigem heißen Kampfe dem Welfenfürsten das Schlachtfeld überlassen und in wilder Flucht sich nach Hannover wenden, wohin ihm Magnus Torquatus, verlockt durch zwei schnell hintereinander errungene Siege, ungestüm folgte.

Hier aber wendete sich sein Glück; vereinigt mit dem Herzog von Mecklenburg schlug Albert von Sachsen den Braunschweiger Herzog in die Flucht, ließ die Lauenburg schleifen, und überließ die Trümmer dieser gefürchteten Zwingburg der Stadt Hannover zur Erweiterung ihrer Ringmauern. Herzog Magnus verlor in dieser Schlacht 2000 seiner tapferſten Krieger, und mußte hinter den festen Wällen der damals so mächtigen Stadt Braunschweig Schutz suchen, mit welcher er durch Schenkung wichtiger Privilegien von Neuem sich geeinigt.

Wie wenig aber die kaiserlichen Achtserklärungen in jener wildbewegten Zeit fruchteten, beweist, daß trotzdem Herzog Magnus zu wiederholten Malen geächtet war, die sächsischen Fürsten dennoch bald nach jener Schlacht in einen Vergleich mit ihm sich einließen, nach welchem:

> Herzog Albert und Churfürst Wenzeslaus von Sachsen Landesherren im Lüneburgischen bleiben sollten, so lange sie lebten; nach deren Tod aber die Successio daselbst alternative geschehen solle, also, daß sie allemal auf die Aeltesten der beiden Häuser — Braunschweig-Lüneburg nämlich und Niedersachsen — fallen müßte;

und da mit diesen Bestimmungen beide Theile zufrieden waren, so wurde vom Kaiser Karl IV. die über Magnus Torquatus ausgesprochene Achtserklärung zum zweiten Male zurückgenommen.

Doch trotz dieses Bündnisses, durch welches die Stadt Lüneburg gegen alle Feindseligkeiten von Seiten des Herzogs von Braunschweig geschützt zu seyn schien, konnte der rachsüchtige Welfenfürst dieser Stadt nicht vergessen, daß sie auf so kecke Weise sich der Festung auf dem Kalkberge bemächtigt, und bereitwillig unterstützte er die Raubzüge seiner Verbündeten, um der Stadt an Vermögen und Besitzthum, durch Plünderung und Niederbrennung ihrer Freihöfe und Meiereien Schaden zuzufügen.

Acht Monate waren bereits seit der Eroberung der Festung auf dem Kalkberge verflossen und außer jenen räuberischen Ueberfällen, durch welche die außerhalb der Ringmauern Lüneburgs liegenden Besitzungen der Stadt gefährdet wurden, war die Ruhe im Innern derselben durch nichts gestört worden. Tag und Nacht hatten bisher abwechselnd Bürger und Soldtruppen auf den Wällen der Stadt und Festung strenge Wache gehalten, jedoch da ein Monat nach dem andern vergangen war, ohne daß Magnus sich der Stadt genähert, so ließ auch, sicher gemacht durch den Vergleich der sächsischen Fürsten mit dem Erzfeind Lüneburgs, die ängstliche Wachsamkeit immer mehr und mehr nach, und um den durch so lange ununterbrochenen Tag- und Nachtdienst erschöpften Bürgern Erholung und Ruhe zu gönnen, wurden die zur Nachtwache nöthigen Posten nur von den städtischen Söldnern besetzt, und die Anzahl derselben soweit nur möglich vermindert. So war der Tag der zehntausend Jungfrauen, der 31. Oktober 1371, gekommen. Eine finstere Herbstnacht lag über Lüneburg, in dessen Häusern sich Alles dem stärkenden Schlummer überlassen, und die Grabesstille, welche im Innern der Stadt herrschte, wurde nur selten vom Ablösungsruf der auf den Wällen wachthaltenden Kriegsleute und deren Waffengeklirr unterbrochen; je näher aber die Mitternacht rückte, und je heftiger der Regen strömte, welcher mit Beginn der Dunkelheit begonnen, desto seltener gab sich auf den Bastionen der Stadt und der Festung ein Zeichen der Wachsamkeit kund, und bald schienen auch diese Wächter der Stadt, gleich den Bewohnern derselben, in festen Schlaf versunken.

Nur in dem Hause des Bürgermeisters Ulrich von Weißenburg theilten zwei Personen das Gefühl der sichern Ruhe nicht, es war dies der Bürgermeister und Arnold Becker. Beide hielt eine ungewöhnlich seltsame Unruhe wach, und eben war der Stadtobrist im Begriff, den nächtlichen Umgang auf den Wällen zu halten, den er nie verfehlte, um Zeuge zu seyn, daß es an Wachsamkeit nicht fehlte, als die Thüre eines Nebengemachs sich öffnete, und Elsbeth, die junge

Gattin Beckers, welche schon seit zwei Stunden der Ruhe gepflegt, bleich und verstört, in ihr Nachtgewand gehüllt, hereintrat.

„Elsbeth!" riefen beide Männer zugleich „Was ist dir?"

„Dem Himmel sey Dank, es war nur ein Traum", stöhnte die junge Frau, schwer aufathmend und schmiegte sich zitternd an des Gatten Brust. „O!" fuhr sie fort und bedeckte einen Augenblick mit beiden Händen ihr Antlitz, als fürchte sie, die Schreckbilder ihres Traumes noch einmal zu erblicken, „o fürchterlich war das Bild, was ein böser Traum vor meinen Augen aufrollte und so deutlich, als stehe es jezt noch hier. Du, Arnold, warst im Handgemenge mit dem Feinde, um dich her thürmten sich die Leichen der von dir Erschlagenen, deren Blut dich bespritzt und du, Vater, beugtest demüthig deine Kniee vor dem Feinde, der in stolzer Siegersicherheit auf dem Marktplatz hielt, und vor dem du Gnade für die Stadt erflehtest."

Betroffen sahen sich bei dieser Erzählung Arnold und Weißenburg an.

„Geh' zur Ruh, Elsbeth!" begann jezt Becker und versuchte zu lächeln. „Du siehst ja wohl, daß es eben nichts war als ein wirres Traumbild, was dich erschreckt. Ich selbst will jezt gehen und mich überzeugen, ob Lüneburg, treu bewacht, der nächtlichen Ruhe pflegen darf."

„O, nur heute geh' nicht von hier!" bat Elsbeth und und versuchte den Gatten zurückzuhalten.

„Laß ihn, Kind", ermahnte der Bürgermeister. „Es ist seine Pflicht und der Stadt nöthig. Denn bald würde es traurig um die Wachsamkeit unserer Söldner aussehen, wenn sie wüßten, daß wir der Ruhe pflegen, und keiner da wäre, den sie fürchten, und der sie überwacht."

„Elsbeth, geh' in dein Kämmerlein, bald bin ich wieder hier", tröstete der Stadtobrist und führte die sich sträubende Gattin ihrem Schlafgemach zu, drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre Lippen und entfernte sich schnell.

Aber in demselben Augenblick, als Becker das Haus verlassen, unterbrach von der Festung her der Donner des Lärmgeschützes*) die Stille der Nacht, und bald darauf tönte der Angstruf: der Feind! der Feind! durch die Straßen der Stadt. Aus allen Häusern stürzten die in Eile bewaffneten Bürger ihren Sammelplätzen zu, während das Geschrei einzeln flüchtender Bewohner mit dem wilden Hohngelächter der Feinde sich mischte, die begünstigt durch den Nebel, welcher den Tag vorher die Umgegend bedeckt, sich der Stadt genähert und mit Beginn der Nacht auf Sturmleitern die Wälle derselben erstiegen, wo nach geringem Widerstande der aus tiefem Schlaf aufgeschreckten Wachen sie nichts gehindert, bis in's Innere der Stadt vorzudringen.

Aber bald wich der Bürger Bestürzung der muthigen Besonnenheit derselben und wohlgeordnet zogen unter des Stadtobristen Becker und des Kriegshauptmannes Fischkeute Befehl die Schaaren der Bewaffneten dem Markte zu, denn hier hielt der Feind, bestehend aus 700 größtentheils adeligen Kriegern, die als Verbündete des Herzogs Magnus unter Anführung des Grafen v. Homburg und des Ritters Siegfried v. Saldern (genannt „mit den Krükken") diesen Ueberfall versucht.

Ihres Sieges gewiß erwarteten hier in stolzem Uebermuth die Feinde der Stadt Lüneburg demüthige Unterwerfung, und bald näherte sich auch, nach einer kurzen Besprechung mit dem Stadtobristen, der Bürgermeister Ulrich v. Weißenburg, welcher beim ersten Hülferuf, nachdem er die jammernde Elsbeth ihren Dienerinnen übergeben, sogleich nach dem Schauplatz der Verwirrung geeilt, mit mehren der Rathsherren in demüthiger Haltung ohne alle Waffen, von einem Fackelträger begleitet, und blieb in kurzer Entfernung vor dem an der Spitze des feindlichen Kriegshaufens haltenden Grafen v. Homburg stehen, während Becker und Fischkeute die bewaffneten Schaaren der Bürger so geräuschlos als möglich in allen zum Markte führenden Straßen vertheilten, ohne daß der Feind sich irgend eines Angriffs vermuthete.

„Bringt Ihr die Schlüssel der Rebellenstadt?" herrschte Graf v. Homburg dem Bürgermeister zu, welcher sich tief vor dem stolzen feindlichen Heerführer verneigte.

„Ja, Graf v. Homburg", entgegnete ernst der Bürgermeister. „Sobald Ihr uns Frist vergönnt, die Bürgerschaft zu unterrichten, daß Ihr die Schlüssel verlangt, und sobald Ihr uns versprecht, daß wir an Leben und Gut nicht Schaden leiden sollen, und die Stadt verschont bleibt vor Eurem Grimm, da Herzog Magnus ja selbst vor Kaiser und Reich uns Sicherheit zugesagt im Vergleich mit den sächsischen Fürsten."

„Und wenn wir das alles nun aber nicht wollten?" — frug höhnisch Siegfried v. Saldern, — „wie dann?"

„Dann bleiben wir, der Rath der Stadt, Euch überliefert, die Bürger Lüneburgs werden dann mit Euch den Kampf wagen auf Leben und Tod", antwortete fest und ruhig Ulrich v. Weißenburg.

„Thörichtes Krämervolk!" schalt verächtlich Graf v. Homburg, während seit den letzten Worten des Bürgermeisters das Murren der Ungeduld und des Unwillens in den Reihen der Feinde immer lauter vernehmbar wurde. „Was würden wir wohl von Euch zu fürchten haben, da wir schon in den Mittelpunkt Eurer Stadt ohne Schwertstreich gelangt. Wahrlich fast bereue ich, daß wir nicht schon den rothen Hahn auf Eure Dächer gesteckt; darum sputet Euch und bringt unterwürfige Antwort; denn ein Wort von mir und Eure Stadt ist dem Verderben Preis gegeben."

„Habt Geduld, edler Graf", bat der Bürgermeister und verneigte sich demüthig. „Ihr sollt sogleich genügende Antwort erhalten."

Aber kaum hatte sich Ulrich v. Weißenburg mit den Rathsherren entfernt und den Blicken der Feinde entzogen, als die in Schlachtordnung aufgestellten Schaaren der Ritter und Knappen sich zu trennen begannen, um nach eigener Willkür, des Harrens überdrüssig, in den Straßen der Stadt sich zu vertheilen, in deren Besitz sie sich ungehindert wähnten.

In diesem Augenblicke gab der Stadtobrist Becker mit dem Ausrufe: „Mit Gott für Lüneburg!" das Zeichen zum Angriff, und mit Ungestüm stürmten von allen Seiten die bewaffneten Bürger auf die feind-

*) Bekanntlich gab es schon seit dem Jahr 1360 in Deutschland gegossene Kanonen, deren die Hansestädte und Augsburg sich zuerst bedienten.

lben Krieger, die in wilder Unordnung zurückweichend den muthigen Bürgern nicht Stand zu halten vermochten. Mit Löwenmuth kämpfte an der Bürger Spitze Arnold Becker Mann gegen Mann mit dem Grafen von Homburg, und als dieser mit gespaltenem Haupte todt zu Boden sank, durchbohrte auch des Kriegshauptmanns Fischkeute Schwert den tapfersten der Feinde, den Siegfried von Saldern mit den Krücken. Ihrer Führer beraubt drängten die Feinde der Straße zu, von woher sie so leichten Kaufs in die Stadt gelangt, aber hierher warf sich auf Nebenwegen Becker mit dem Kern seiner Mannschaften, die ermuthigt durch den Sieg mit der Tapferkeit des Anführers zu wetteifern schienen. Ueber 200 von Adel und über 300 Kriegsknechte des Feindes lagen erschlagen auf dieser Straße, während der Rest der Ritter und Knappen sich der Stadt als Gefangene überlieferte. Die Straße aber und das Thor, wo das Gemetzel unter des Magnus Verbündeten am Aergsten gewesen, hieß nach Jahrhunderten noch in Folge des Blutbades, welches die Lüneburger unter ihren Feinden hier angerichtet, das rothe Thor und die rothe Straße.

(Schluß folgt.)

Die Alpenwelt.

(Schluß.)

Lenz war ungeduldig geworden und sagte zu Colani, wenn er heute nicht zum Schusse komme, gebe er die Jagd auf. Colani erwiderte, er habe sie ja zu den Gemsen des Bernina führen wollen, aber sie hätten den Bären nachgejagt. Hier gebe es wenig Gemsen und es sey schwer anzukommen, indeß wolle er ihm zu einigen verhelfen, wenn er den Muth habe, ihm zu folgen. Nach einer halben Stunde beobachtete er den Punkt, wo er Wild vermuthete, und sah fünf Stück.

„Dort sind sie," rief er, „um 9 Uhr lagern sie, wir können hier noch ein halbes Stündchen warten; aber der Weg dorthin ist fürchterlich. Ich habe ihn nur einmal in meinem Leben gemacht."

Er ging dann voran, schnallte das Gewehr auf den Rücken, erreichte eine senkrechte, ungeheure Wand und betrat eine schmale Galerie, die an derselben hinlief. Der Weg war gräßlich. Unter jedem Fußtritt glitt die lockere Erde weg; in der unermeßlichen Tiefe zu ihren Füßen erschienen die höchsten Arven fingergroß, vor ihnen wurde das Gesims immer enger und schien am Ende ganz zu verschwinden, an mehreren Orten war es zudem durch Spalten getheilt, durch die sie in die Welt unter ihnen hindurchschauten. Mit halbverdecktem Gesicht folgte Lenz Colani nach. Am Ende des Felsenbandes rief dieser: „Vorsicht!" packte da, wo der Weg ausging, eine Felszacke, stemmte den Fuß auf und schwenkte sich über die hintere Seite des Felsens, während er es seinem Gefährten überließ, ein Gleiches zu thun. Mit dem Muth der Verzweiflung folgte dieser glücklich und fast zur Verwunderung Colani's, der naiv genug äußerte: „Ich hätte nicht gedacht, daß wir hier noch bei einander seyn würden; — aber jetzt zu den Gemsen, wir haben sie gut umgangen!"

Nach einer halben Stunde waren sie auf der Höhe des Berges, an welchem sie vorher die Gemsen erblickt hatten. Sie sahen endlich eine größere und eine kleinere zwischen den Alpenrosen zu ihren Füßen am Rande eines tiefen Abgrundes liegen. Mit pochendem Herzen schoß Lenz über Colani's Schultern. Die größere sprang mannshoch auf, überschlug sich und stürzte rücklings in die Tiefe. Colani schoß auf einem wankenden Steinblock nach der kleineren und fehlte. Lenz wollte nach dem Abgrund, um seine Beute zu holen, aber Colani wehrte, und mit einem Blicke, der die Schuld des bösen Gewissens verrieth, setzte er hinzu: „Was in diesem Grabe liegt, liegt sicher begraben!" Vor mehreren Jahren war hier ein Bündner spurlos verschwunden. Es schien Lenz, die Stelle rieche nach Menschenblut.

Auf der andern Seite des Berges gelangten sie in ein gräuliches Steintrümmerthal, rings umher von himmelhohen Felsenspitzen bewacht. Beim Klettern über die Felsblöcke hatte der spähende Felsenmann etwas bemerkt, warf sich dann rasch hinter einen Stein und winkte Lenz, ein Gleiches zu thun. „Was gibts?" rief dieser verwundert. Colani antwortete nicht, blickte mit dem Fernrohr in die Höhe, ballte krampfhaft die Faust und sagte nur: „Verdammt! verdammt!" Endlich entdeckte Lenz hoch in den Felsen eine noch kleine männliche Figur, während Colani fast rasend vor Wuth immer sein „verdammt" rief; „ich kenne den Kerl nicht," sagte er endlich, „aber, Gott sey Dank! er hat uns noch nicht bemerkt! Dort sieht er mit seinem Fernglas herab." Die Wuth in seinen Blicken, seine zusammengebissenen Zähne ließen das Schlimmste befürchten.

„Sowie der Jäger dort hinweg ist," flüsterte er, „müssen wir ihm zuvorkommen."

„Mit nichten, Colani," sagte Lenz, „ich will Gemsen schießen und keine Menschen."

Indessen verschwand der fremde Jäger. Colani sprang auf: „Folgen Sie mir, in einer Viertelstunde kann der Jäger auf jenem Bergrücken seyn; „wir müssen ihm zuvorkommen und in zehn Minuten hinauf." Athemlos rannten sie bergan und legten in zehn Minuten einen Weg zurück, zu welchem sie sonst über eine halbe Stunde gebraucht hätten. Noch lag ein steiles, thurmhohes, mit glattem Rasen bewachsenes Felsstück vor ihnen, über das sie mit eingekrallten Fingern sich hinwanden. Athemlos sanken sie oben hinter einem Felsblock nieder, als müßten sie von der übermenschlichen Anstrengung auf dem Flecke sterben. Der fremde Jäger nahte rasch. Dies belebte Beide wieder.

Colani spannte nun den Hahn und zielte auf den Mann .. da drückte Lenz sanft, aber mit voller Kraft sein Rohr nieder und sagte in befehlendem Tone: „Halt, vor meinen Augen lasse ich keinen Mord zu."

Colani warf ihm einen fürchterlichen Blick zu, reichte ihm aber bald die Hand und sagte: „Wir wollen uns nicht entzweien."

Inzwischen war der Jäger zwischen den Felsen verschwunden. Mit einem schadenfrohen Lächeln um-

schlich ihn Colani, während er Lenz befahl, stehen zu bleiben. Der Fremde saß tiefer unten an einem Felsenrand und blickte mit seinem Fernrohr in die Tiefe. „Ich kenne den Burschen durchaus nicht," knirschte Colani, aber ich will hinunter und ihm einem Besuch machen. Bleiben Sie schußfertig."

„Wohl," erwiderte Lenz, „in Eure Zänkereien mische ich mich nicht; aber Jeden, der mich antasten will, werde ich niederschießen."

Wie eine Katze schlich Colani hinunter, mit gespanntem Hahne. Drei Schritte vor dem harmlosen Fremden trat er plötzlich hinter dem Felsen hervor und hob die Faust gegen ihn auf. Aber schweigend ließ er sie sinken. Die Beiden sahen einen Augenblick einander an; dann lehnte er seine Büchse an den Felsen und setzte sich neben den Jäger. Er ließ sich dessen Flinte geben und betrachtete sie, während sie zusammen schnupften. Lenz erwartete, er werde sich nun noch dessen Jagdtasche ausbitten und ihn dann heimtückisch über den Felsen hinunterstoßen, — allein sie blieben Freunde.

Der fremde Jäger, ein rüstiger Greis von 65 Jahren, war von Bebers und eigentlich mit Colani befreundet, wagte sich aber, da er dessen Tücke kannte, doch nie in sein Revier. Nun hatte er vernommen, daß Colani nach Bernina wolle und die Zeit benützt, um sich rasch eine Gemse zu holen, sich aber zugleich vermummt, damit ihn Niemand Colani verrathe.

Bald darauf wurde die Jagd abgebrochen, da Lenz zu bemerken glaubte, wie Colani es nicht ungern gesehen hätte, wenn er über einen Felsen gestürzt wäre und wie er überhaupt ihm die Lust nach seinen Bergen und Gemsen auf immer zu benehmen suchte.

Lenz verließ mit Planta am folgenden Tage das Engadin, fühlte aber die Folgen seiner außerordentlichen Anstrengung noch einen Monat lang in allen Gliedern. Colani erkrankte in Folge derselben und war nach fünf Tagen todt. Dieser gewaltige und merkwürdige Jäger hat nach seinem zwanzigsten Jahre, wo er die Herrschaft der Berge usurpirte, zweitausendsiebenhundert Gemsen geschossen, ohne die vielen früher von ihm erlegten, — eine Anzahl, welche bei weitem von keinem andern Jäger je erreicht wurde.

Ein Sturm in der Sandwüste.

(Aus dem Tagebuch v. Kiesewetter.)

In den ausgedehnten Ebenen des nordwestlichen Asien, wo sich weder Baum noch Strauch findet und nur selten eine geringe Erhöhung dem in die Ferne sich verlierenden Blick einen Ruhepunkt bietet, sowie in den dortigen Sandwüsten werden die Reisenden oft von Stürmen heimgesucht, die, besonders im Herbst und Winter, bisweilen eine so furchtbare Gewalt erlangen, daß sie Menschen und Thiere niederwerfen und sie unaufhaltsam über die Fläche hinschleifen. Noch schlimmer aber, wenn die Betroffenen von dem Sturme empor gehoben werden. Ihr Loos ist, unfehlbar zerschmettert zu werden.

Zum Glück verkünden sich die heftigsten Stürme vorher und lassen den Bewohnern gewöhnlich noch Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Dann zeigt sich unter Menschen und Thieren eine wachsame Aufmerksamkeit und eine ängstliche Stille, die dann von dem wildesten Drängen und Treiben unterbrochen wird, sobald die Zeichen der hereinbrechenden Naturerscheinung als untrüglich erkannt werden. Aus der Nähe und Ferne eilen die Heerden und die zerstreut weidenden Thiere herbei, legen sich nieder und schließen sich so fest wie möglich zusammen, ohne Unterschied: Kameele und Schafe, Pferde und Rindvieh, so zahlreich sie immer vorhanden. Die Menschen beeilen sich, ihre Hütten niederzureißen und die Stäbe, Matten und Hausgeräthe so fest als möglich zusammenzubinden; Andere haben während der Zeit Gruben gegraben, wohin sich die Familien verbergen, wenn auf der Oberfläche der Widerstand nicht mehr möglich wird. So vorbereitet kann man den furchtbaren Druck noch ertragen. Wo aber im rasenden Sturme eine Windsbraut aufwirbelt, da reißt sie ihre Opfer in Masse vom Boden empor, und führt sie mit zerbrochenen und zerstückten Gliedern auf ihrer tosenden Säule meilenweit in die Ferne hinaus.

Im Winter, bei eisiger Kälte und heftigem Schneegestöber, worunter sich die Augen krankhaft schließen, finden sich die zerstreuten Heerden nicht immer wieder zusammen. Manche Hütte wird dann vom Sturme entführt, noch ehe es gelang, dieselbe niederzureißen. Die Menschen in ihren Vertiefungen und Gruben werden vom Schnee bedeckt, worunter sie, von der Kälte betäubt, in einen festen Schlaf versinken, aus welchem sie oft nie wieder erwachen. Doch findet hier in der Regel noch Rettung Statt. Aber, welchen das Unglück weiter auf der Sandwüste ohne Vorbereitung überkommt, den begräbt es unter schwerem Sande, und Tod ist die unvermeidliche Folge.

Auf den Ebenen, wo vor Jahrtausenden die Wogen des kaspischen Meeres sich weithin nach Norden erstreckten und welche jetzt zum Theil den zahlreichen Heerden der muhamedanischen Hirtenvölker, der Kirgisen, üppige Gras- und Kräuterweiden bieten, häufte sich an verschiedenen Stellen, durch die Kraft des Sturmes auf den ausgedehnten Flächen, der sandige Meeresgrund so hoch, daß auch ein mildes Klima nicht mehr im Stande ist, diese Dünen mit Gras zu bekleiden. Die Kirgisen müssen diese Strecken oft durchwandern, um die jenseits derselben liegenden Weideplätze zu erreichen. Während meines Aufenthaltes unter ihnen — erzählt Herr Kiesewetter in seinem Tagebuch — wohnte ich selbst einige Zeit in der Nähe einer solchen Sandfläche in einer aus Lehm und unbehauenen Steinen erbauten Hütte. In der Umgegend befanden sich mehrere Hirtenfamilien, zum Theil in ähnlichen Lehmhäuschen, größtentheils aber unter transportablen Zelten von rothen künstlich ineinander gefügten Stäben unter baumwollenen Decken.

(Schluß folgt.)

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 71. Sonntag, den 4. September 1853.

Der Stadthauptmann von Lüneburg.

(Schluß.)

Im heißen Angstgebet lag während dieses Mordgefechtes Elsbeth auf ihren Knieen; denn deutlich drang der Schlachtruf der Kämpfenden unter wildem Waffenlärm in ihr stilles Gemach. Als aber nach beendeter Schlacht die siegestrunkenen Bürger unter lautem Jubelruf den tapfern Stadtobristen und den um das Wohl der Stadt Lüneburg so oft sich verdient gemachten Bürgermeister nach deren Wohnung geleiteten, da litt es das junge Weib nicht länger allein, und mit fliegenden Haaren und hochwallendem Busen eilte sie hinab in die Hausflur und sank unter Thränen der Freude und des Stolzes in des geliebten Mannes Arme, der mit blutbeflecktem Schwerte und mit vom wildem Kampfe hochglühendem Antlitz sie innig an seine Brust zog.

Schäumend vor Wuth empfing Magnus Torquatus die Kunde von der blutigen Niederlage der tapfersten seiner Krieger; aber obgleich er fortwährend auf Rache sann gegen die ihm verhaßte Stadt, so gelang es ihm nie wieder gegen Lüneburg zu Felde zu ziehen, da bis zu seinem Tode in immer neue Fehden verwickelt von jenem Tag an, wo seine mächtigsten Verbündeten Graf Homburg und Siegfried v. Saldern gefallen, das Unglück als rächende Nemesis ihn Schritt vor Schritt verfolgte.

Noch einmal versuchte auf erhobener Beschwerde der Fürsten von Sachsen gegen Magnus v. Braunschweig wegen gebrochenen Vertrags der Kaiser in Güte beide Parteien zu einigen und beschied dieselben nebst mehreren andern Fürsten und Prälaten, die er zu Beisitzern und Mitrichtern gewählt, zu einem Gerichtstag nach Pirna im Stifte Meißen. Allein Magnus Torquatus blieb aus, weil er entweder sein Erbrecht zum Herzogthum Lüneburg nicht auf einen zweifelhaften Rechtsfall setzen wollte, oder auch wohl wußte, daß der größte Theil der dorthin beschiedenen Mitrichter den beiden Sachsenfürsten mehr zugethan war als ihm.

Entrüstet über die Nichtachtung und Zurückweisung kaiserlicher Befehle und gütlicher Vergleiche, drangen die versammelten Fürsten und Prälaten in den Kaiser, einen Machtspruch zu thun, und für immer diesem Streit ein Ende zu machen. Und dem geschah so. Das Fürstenthum Lüneburg wurde von neuem dem Herzog Albert und dem Churfürsten Wenzeslaus von Sachsen zugesprochen, die Succession auf Albert's Nachkommen übertragen und über Magnus Torquatus die Reichsacht zum dritten Male ausgesprochen. *)

Die Stadt Lüneburg aber genoß an Wohlstand gewinnend unter Herzog Albert eines ungestörten Friedens. Noch lange Jahre weilte Ulrich v. Weißenburg bis in's hohe Greisenalter unter seinen Kindern, an deren Glück sich erfreuend, und obwohl Arnold Becker, der zugleich herzoglicher Feldobrist geworden, oft mit dem Lüneburgischen Aufgebot Theil nahm an den Fehden seines neuen Gebieters, so kehrte er doch jedesmal, ob auch oft mit Wunden bedeckt, ohne Gefährdung seines Lebens zu den Seinigen zurück, wo ihm an Elsbeth's Seite, von blühenden Kindern umgeben, die kurzen Freuden eines häuslich stillen Friedens reichen Ersatz für sein wild bewegtes Kriegerleben boten.

Nach Arnold Becker's Tod nannte man die Straße, auf welcher der tapfere Kriegsobrist gewohnt, diesem zu Ehren, „die Beckerstraße“, sowie man sein Bildniß in Lebensgröße in Stein gehauen über dessen Hause zum ewigen Andenken anbringen ließ. In voller Rüstung, in der einen Hand ein Schwert, in der andern Hand eine Lanze haltend, ist er so mitten unter den von ihm erlegten Feinden als Sieger stehend, abgebildet, über seinem Haupte die Worte:

Pugna pro Patria!

• • •

Herzog Magnus aber, dessen mächtigste Verbündete theils durch den Tod auf den Schlachtfeldern hingerafft worden waren, theils aber auch durch die über ihn und alle mit ihm Verbündete ausgesprochene Reichsacht sich von ihm zurückgezogen, hatte seit der Schleifung der Lauenburg bei Hannover nach und nach den größten Theil seiner festesten Burgen verloren, und irrte oft, wenn die Thore seiner Städte ihm verschlossen blieben, obdachlos an der Spitze seiner gefürchteten plündernden und brennenden Reiterhaufen von Ort zu Ort, von Land zu Land.

---

*) Durch die Vermählung des Herzogs Friedrich, Sohn des Magnus Torquatus, mit Anna, des Churfürsten Wenzeslaus Tochter, im Jahre 1386, kam das Fürstenthum Lüneburg wieder an die Herzoge von Braunschweig.

Aus persönlicher Zuneigung überließ Herzog Albert von Sachsen der Gemahlin und den Kindern des flüchtigen Herzogs das Schloß und die Stadt Celle. Albert selbst aber blieb in beständiger Fehde mit Magnus Torquatus verwickelt, den es oft in toller Wagniß drängte, sich seinen Feinden entgegen zu werfen und die verlornen Lande wieder an sich zu reißen. Das Kriegsglück, welches ihn für immer verlassen zu haben schien, war bei mehreren seiner letzten Streifzüge ihm wieder günstig gewesen und hatte dem wilden Kriegsfürsten reiche Beute und frische Kriegsvölker zugeführt; dies genügte ihm und seinen habsüchtigen Schaaren, um kühner wieder in größere Fehden sich einzulassen.

Der Grund zu einer solchen fand sich bald; denn als seines Bruders Wittwe sich an den Grafen v. Schaumburg vermählte, überfiel er mit seinen Reitern eine Abtheilung Schaumburgischer Krieger, welche den Fuhrleuten zur Bedeckung dienten, auf deren Wagen der Schmuck und das Hausgeräth der neuvermählten Wittwe nach der Schaumburg gebracht werden sollte, und verweigerte die Herausgabe des Raubes.

Entrüstet über diese Frechheit und bestürmt von den Klagen seiner Gemahlin über den Verlust ihres Vermögens, verband sich Graf Schaumburg mit dem Herzog Albert von Sachsen und rückte mit vereinigter Streitmacht dem Herzog Magnus entgegen, der mit seinen Schaaren schon seit längerer Zeit bei Leveste am Deisterwalde sich gelagert.

Dort kam es auf St. Jakobustag des Jahrs 1373 zur offenen Feldschlacht; laut hatte Magnus vor Beginn des Kampfes geschworen, noch denselben Tag in Feindesland als Sieger zu schlafen. Schon weichen die Kriegsvölker des Sachsenherzogs, in wilder Flucht sich auflösend, schon lagen die ersten feindlichen Heerführer zu Boden geworfen, und mit Rachejubel durchbohrte des Magnus Schwert die Brust des Grafen v. Eberstein, des Heerführers der Sachsen, und Mann gegen Mann kämpfend, kreuzten sich die Schwerter des Welfenherzogs und des Grafen v. Schaumburg. Da überschlug sich des Letzteren Roß und vertheidigungslos lag der Graf unter dem gestürzten Thiere. Mit Hohngelächter warf sich Magnus vom Roß und auf den Grafen, zum Todesstreich das Schwert erhoben, da sank auch er tödtlich getroffen als Leiche auf den lebenden Grafen. Ein Schaumburgischer Stallmeister hatte den mordlustigen Herzog auf seines Herrn Leib getödtet.

Der Tod des gefürchteten Fürsten war für seine Reiterschaaren das Zeichen zur Flucht, und der Sieg, den er schon errungen, ward durch seinen Fall den Gegnern zu Theil. Als man den Grafen v. Schaumburg unter seinem Rosse hervorzog, nachdem man ihn von der Leiche des Herzogs befreit, und sein Blick auf die noch im Tode finstern und trotzigen Züge des Welfenherzogs fielen, rief der Graf aus:

„Da unser Schwager Magnus geschworen, die Nacht noch in Feindesnacht zu schlafen, darum wollen wir ihn in unser Land führen, und dann in's Land Braunschweig schicken."

Und dem geschah; die Leiche des Herzogs wurde die erste Nacht auf Burg Schaumburg gebracht und dann der Stadt Braunschweig übergeben, welche die Hülle des im Leben so unruhigen Fürsten in den herzoglichen Grabgewölben des St. Blasiusdoms beisetzen ließ.

So endete auf dem Schlachtfelde, an der Spitze wilder Söldnerhaufen, die unter seinem Befehl kämpfend und seinen Namen tragend zu den gefürchtetsten Räuberbanden Deutschlands geworden waren, einer der mächtigsten aber auch rauflustigsten Fürsten des vierzehnten Jahrhunderts, dessen dreizehnjährige Regierung der Nachwelt nichts hinterlassen, als ein blutiges Schlachtenbild mit den rauchenden Trümmern verheerter Burgen und Städte.

Seine Gemahlin, welche auf ihrem Wittwensitz zu Celle lebte, vermählte sich ein Jahr nach seinem Tode mit Herzog Albert von Sachsen.

Ein Sturm in der Sandwüste.

(Schluß.)

Ich ritt öfters einige Stunden in die Sandwüsten hinein und fand ein seltsames Vergnügen darin, mich von den vom Sturme gebildeten wellenförmigen Bergen und Hügeln des zarten Sandes rings umgeben zu sehen, wie von einem Meere, welches im Augenblicke der größten Erregung seine Gewalt ruhen läßt und es dem Wanderer erlaubt, einige Zeit trockenen Fußes über seine aufgethürmten Wellen dahinzueilen. Auf dem Sande sah ich oft eine Art Eidechsen mit Blitzesschnelle dahingleiten und vermittelst einer eigenen zitternden Bewegung ihres Körpers in den Sand versinken, um spurlos darunter zu verschwinden.

Eines Tages, als ich mich von einem weiteren Ausfluge heimkehrend auf dem Wege befand, bemerkte ich die Kinder eines meiner Nachbarn, einen Knaben und ein Mädchen, welche im Sande spielten. Der Knabe belustigte sich damit, auf die Eidechsen Jagd zu machen. Wo er wußte, daß sich eine unter dem Sande verborgen hielt, berührte er sie mit einem Stäbchen, welches er in den Sand steckte, worauf das Thier sogleich hervorkam, schnell entfloh, in einiger Entfernung aber immer wieder unter der Oberfläche verschwand. Eins von diesen Thieren, das der Knabe aufscheuchte, entfloh nicht sogleich, sondern lief der Gefahr entgegen, tauchte in den Sand, um einem dort verborgenen Gefährten, vielleicht seinem Weibchen, ein Zeichen zu geben, worauf denn auch sogleich eine zweite Eidechse hervorkam und nun beide davon eilten. Ich ermahnte die Kinder, diese treuen Thierchen nicht ferner zu verfolgen, und setzte den Weg nach meiner Wohnung fort. Hier angekommen traf ich meine Nachbarn, wie sie in ängstlicher Hast ihre Wohnzelte niederrissen, und erfuhr auf mein Befragen, daß wir einen Sturm zu erwarten hätten, welcher sich nach ihrer Meinung am äußersten Horizonte in einer dunklen Streifwolke verkündete.

Für mein steinernes Häuschen hatte ich nichts zu besorgen. Ich eilte nach dem Zelte, wo die Eltern der Kinder wohnten, welche ich vor etwa einer Stunde verlassen hatte. Aber sie befanden sich auf den entfernten Weideplätzen ihrer Heerden, und weil alle Nachbarn mit der Bergung ihrer eigenen Familie und ihrer Habe beschäftigt waren, so ritt ich selbst in die

Steppe zurück, um den Kindern zu Hülfe zu kommen. — Die grasbedeckte Ebene hatte ich bald zurückgelegt, allein im Sande konnte ich meinem Pferde keinen raschen Schritt abgewinnen. Doch sah ich die Kinder bald; sie kamen mir weinend entgegen, denn sie hatten die herannahende Gefahr bemerkt und waren im Begriff, ihrer Heimath zuzueilen. Mir schien jedoch die Gefahr noch gar nicht so nahe, auch hatte ich nur einen unvollständigen Begriff von der Größe derselben. Ich nahm bis jetzt nur eine beängstigende Schwüle wahr und einen besondern Druck der Luft von oben herab. Plötzlich aber wurde mein Pferd unruhig und meiner fernern Leitung ungehorsam; es lief mit mir hinter einem Sandhügel herum und legte sich hinter demselben nieder.

In einer Entfernung von einigen tausend Schritten rückte eine wandelnde Mauer von Sand und Schutt, wie sie der tosende Sturm auf seinem Wege durch die Wüste aufgethürmt hatte, in furchtbarer Hast auf mein Versteck heran. Noch fühlte ich erst nur einige leise Rundbewegungen der Luft. Die Kinder waren höchstens hundert Schritte von mir entfernt, allein sie konnten mich nicht mehr erreichen. Ich selbst warf mich neben meinem Pferde zur Erde und wurde bald darauf unter dem furchtbaren Druck des Sturmes mit Sand und Steinen förmlich überschüttet.

Nach einiger Zeit war der erste Windstoß vorüber, mein Pferd schüttelte sich aus dem Sande hervor. Der Sturm war aber noch heftig genug und die Luft dermaßen mit feinem Sand gefüllt, daß das Athmen kaum noch fortzusetzen blieb. Von den Kindern glaubte ich, sie müßten in meiner Nähe begraben liegen. Ich klopfte meinem Gaul, der auf der Kalmücken-Steppe an ähnliche Erfahrungen gewöhnt schien, auf den Hals, ruckte einigemal am Zügel und das treue Thier erhob sich. Wir drangen, mit dem Sturme kämpfend, vorwärts, um die Kinder in ihrer Noth zu unterstützen. Bei einem Versuche jedoch, meine Augen zu öffnen, waren dieselben sogleich mit Sand gefüllt. Ich versuchte also den durchdringenden Schrei nachzuahmen, den der Sohn der Steppe gellend in die weite Ferne zu schicken versteht, allein der heulende Sturm verschlang den Ton vor meinem Munde. Unter solchem Unwetter könnte auch eine Mutter ihr Kind nicht retten, und wenn es zu ihren Füßen mit dem Tode der Erstickung ränge.

An mein Pferd angeklammert tappte ich noch eine Weile umher, nachgerade an meiner eigenen Erhaltung verzweifelnd. Da fühlte ich mich plötzlich von den zitternden Händen des Mädchens erfaßt, und als ich mit der Hand umhertastete, fand ich auch den Knaben auf, welcher seine Schwester fest umschlungen hielt. Ich ließ die Zügel meines Pferdes los, hielt mich an den Riemen des Steigbügels und überließ unser Geschick der Leitung des Thieres, denn ein Mensch ist nicht im Stande, sich aus der sturmerregten Sandwüste herauszuhelfen.

Nach langem Kampfe, von fliegendem Sand und Steinen an Gesicht und Händen zerpeitscht, erreichten wir endlich die grasbewachsenen Ebenen, wo wir etwas freier athmen konnten, und bald darauf meine Wohnung. Die Kinder, welche ich für heute beherbergte, versanken, todesmüde, bald in einen festen Schlaf, und unser Erretter, der Kalmücken-Gaul, gab durch ein munteres Wiehern und Nicken mit dem Kopfe sein Selbstbewußtseyn zu erkennen, nachdem ich ihn nach seiner Anstrengung so reichlich und kostbar bewirthete, als es meinen Vorräthen nach irgend thunlich war.

Am anderen Morgen hatte sich der Sturm etwas gelegt und die Eltern der beiden Geschwister waren in Todesängsten zurückgekehrt. Ihr Wohnzelt und Hausgeräth hatte ihnen der Sturmwind allerdings entführt, aber sie trösteten sich gern über den Verlust, denn ihre Kinder fanden sie wohlbehalten in meiner Hütte.

Die Sologne und Schloß Chambord.*)

Diese Zeilen sende ich Ihnen aus dem Manoir eines guten poitouvinischen Edelmannes, oder vielmehr, da das gute Land Poitu auf der Landkarte nicht mehr zu finden ist, eines Edelmannes des Departements der beiden Sevres. Ich habe vorgestern einige schöne Stunden verlebt, die ich Ihnen recht lebendig schildern möchte, damit Sie auch ihren Antheil hätten an meinem Genuß.

Gegen Mittag kam ich nach Orleans, nach dem alten berühmten Orleans, von dem ich mir freilich eine ganz andere Vorstellung gemacht hatte. Es ist ein kleiner Ort, klein in jeder Beziehung geworden, selbst der eigentliche Hauptstrom unseres schönen Frankreich, die Loire, ist hier flach und sandig; die historischen Erinnerungen, die sich an den Namen knüpfen, werden durch nichts aufgefrischt und belebt. Die Statue der Jungfrau von Orleans ist unbedeutend, der Thurm, welcher ihren Namen trägt, winzig; die Gebäude, die man als das Haus der Agnes Sorel und das Haus Franz I. zeigt, sind kaum des Besuches werth. Die Kathedrale aber ist schön, die zwei Thürme prächtig, schlank und vornehm.

Mit Vergnügen verließ ich die alte Stadt Aurelians. Ein alter Freund, mit welchem ich mir daselbst ein Rendezvous gegeben hatte, begleitete mich; er hatte mir viel Schönes versprochen für den Abend und für die Nacht. Er hat Wort gehalten. Auf einer Station zwischen Beaugency und Mermer verließen wir die Eisenbahn, die längs der Loire hinläuft, stiegen zu Pferd und kamen im Dämmer des Abends auf einer einsamen verlassenen Landstraße ans Ufer des großen Stromes. Es war ein düsteres, abgelegenes Plätzchen, der Abendwind rauschte leise in den Wipfeln einer Gruppe von alten Platanen, die Wellen der Loire zogen lautlos den Schlössern der Touraine und dem fernen Meere zu. Hinter den Platanen lag ein verfallenes Fährhaus und eine Fähre.

Während sich die Leute zu unserer Ueberschiffung rüsteten, erzählte mein Begleiter:

„Sehen Sie sich den Ort genau an; das sind die Platanen, welche Anna von Herley, Duchesse von Etampes, besungen hat. Sie sind an derselben Stelle, wo Franz I., krank und enttäuscht über so Vieles,

*) Aus der „Neuen Preußischen Zeitung“.

bei Nacht über die Loire setzte, um weder Orleans, noch Blois zu sehen, er wollte Nichts als Chambord; er wollte ausruhen in den kühlen Wäldern der Sologne, in seiner schönsten Schöpfung, in Chambord. Dieser Franz, dieser ächte Ritterkönig, der so ritterlich und lustig gelebt hatte, wie er geboren war, wie vergrämt und traurig war er in seinen letzten Lebensjahren geworden! Er war lustig geboren, nämlich unter einem grünen Ulmenbaume im Schloßgarten zu Cognac an der chrysopeasgrünen Charente, an einem prächtig sonnigen Herbstmorgen (12. Septbr. 1494). Seine Mutter, die schöne, unverwüstlich heitere Luise von Savoyen, hatte einen Spaziergang gemacht, die Wehen überfielen sie, und unter grünen Bäumen, im hellen Sonnenschein, wurde der ritterliche Valois geboren.

Grün und frisch, hell und sonnig war sein ganzes Leben gewesen bis auf die letzten zwölf Jahre. Die Ulme im Schloßgarten zu Cognac wird noch heute gezeigt; dieselbe ist's wohl nicht mehr, man hat den absterbenden Baum wieder ersetzt, aber die Platanen hier sind noch dieselben, wenn auch nicht alle. Die Platane ist der schönste Baum Frankreichs.

Wir fuhren über den Strom, und die Nacht brach herein, als wir drüben die Pferde bestiegen. Wir waren in dem rauhen Lande der Sologne, rauh gegen die umliegenden fruchtbaren, fetten Lande Orléannais, Blaisois, Touraine. Die Hauptstadt der Sologne, Romorantin, liegt tiefer abwärts. Der Solognat hat viel Verwandtes mit den mehr westlichen Stämmen, mit denen der Bretagne; er ist royalistisch, katholisch und hängt, wie jene, eisern fest an alten Sitten und Gebräuchen der Väter. Wir ritten durch ein kleines Dorf. Die jungen Burschen sangen laut und hell unten vor den Fenstern ihrer Schönen, und aus den Fenstern antworteten die Dirnen mit leiserer Stimme. Es sind uralte Reime, die sie singen; mein Begleiter theilte mir mit: wenn ein Bursch eine Dirne liebt, so geht er Abends unter ihr Fenster und singt:

Der Mondenschein ist weit und breit,
Wach' auf, du junge feine Maid;
Die Nacht ist still, leis weht der Wind,
Komm, tanz mit mir, braunlockig Kind!

Ist nun die Dirne nicht geneigt, die Bewerbung des Burschen anzunehmen, so öffnet sie das Fenster und singt hernieder:

Der Mondenschein ist weit und breit,
Der Zipfel fliegt am rothen Kleid;
Die Nacht ist still, leis weht der Wind,
Drei Häuser weiter frag' das Kind.

Betrübt, mehr oder minder natürlich, schleicht der Bursch von dannen; erhält er aber zur Antwort:

Der Mondenschein ist weit und breit,
Doch jetzund ist es Schlafenszeit,
Und willst du mich was heimlich fragen,
Mußt du's hübsch am Tage sagen.

(Schluß folgt.)

Jagdunglück.

Dort an kühler Quelle
Sitzt ein hübsches Kind,
Dessen Augen helle
Wie das Wasser sind;

Schauet in die Wellen —
Lacht sich selber an,
Wenn es so die schnellen
Fluthen traut umfah'n.

Da, gehetzt von Hunden,
Stürzt ein scheues Reh;
An der Brust voll Wunden
Aus dem Hag, o weh!

Sucht in den Gefahren
Schutz zu Füßen ihr,
Wie um sich zu wahren
Vor dem Jäger hier; —

Und sie streichelt's freundlich
Mit der kleinen Hand,
Als der Jäger feindlich
Schon ge'nüber stand:

Wenn nicht schnell zu lenken
Er den Schuß gewußt,
Hätt' er müssen senken
Sich in ihre Brust.

Schuß war ihm versaget —
Und dafür durchschoß
Ihn nun unverzaget
Ihres Blick's Geschoß.

Margaretha Adelmann.

Miscelle.

Die englische Regierung soll sich entschlossen haben, eine neue Expedition zur Erforschung des Tschadda, des östlichen Armes des Nigerflusses, abzusenden. Da Dr. Barth berichtet hat, daß er über einen von Südost kommenden Strom ging, daß dieser Strom 10 Fuß tief und 3/4 Meilen breit ist (250 Meilen östlich von dem Punkte des Tschaddaflusses, bis wohin Laird und Oldfield im Jahre 1832 gedrungen waren), so hofft man, auf diesem Wege eine Wasserstraße nach den südlich vom Tschadsee gelegenen Landstrichen aufzufinden. Bei dieser neuen Expedition werden sich kaum mehr als drei wissenschaftliche Persönlichkeiten betheiligen. Sie denken, im künftigen Juni in den Strom einzulaufen. Die Admiralität wird bloß eine bestimmte Geldsumme dazu hergeben und sich weiter bei dem Unternehmen kaum betheiligen.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 72. Mittwoch, den 7. September 1853.

Die Badegesellschaft.*)

(Novellette.)

I.

Das Abschiedsfest.

Der froheste Sommer-Morgen leuchtet über Xbad. Tiefblau überwölbt der Himmel in weitem Bogen die Landschaft, durch die lange Baumreihe hin geht in dem frischen Morgenwind ein freundlich grüßendes Neigen der Wipfel von Nachbar zu Nachbar, den buschigen Hügel entlang zwitschert es in allen Vogelsprachen, der Rasen glänzt in Thau, und die stolzen Georginen und die lachenden Rosenbüsche in seiner Mitte stehen schöner als je. Nahe dabei erhebt sich das hochstrebende Portal, das zum großen Speisesaal führt. Ein paar Stufen hinauf, und man ist in der Vorhalle, von der aus man einen überschauenden Blick in die reizende Hügellandschaft genießt.

Hier nun war um einen langen Tisch eine muntere Gesellschaft beim Frühstück versammelt, wenn auch nicht sich vertiefend, doch wohl getragen von der Herrlichkeit des Morgens. Es ging lebhaft und fröhlich her, und ein Hoch erscholl um das andere. Zwar die Reisetaschen, die Ueberzieher, die bei den Hüten lagen, ja die Fülle von Sträußen und Kränzen selbst schienen auf einen Abschied zu deuten, aber doch war der Scherz im Schwunge. Man neckte und reizte, sprach in Räthselworten, die erst weiterhin gelöst werden sollten, und trieb das anmuthige verstrickende Spiel der Unterhaltung, als ob nicht eben ein glänzender Faden daraus gerissen werden sollte, und doch war es so; ja noch mehr, die Meisterin wollte scheiden, die diese bunten, ungleichen, oft knotigen Persönlichkeiten zu einem freundlichen Gebilde zu vereinigen gewußt hatte.

Aber eben sie war es, die das Gespräch immer wieder auffrischte, die nichts von „Vermissen" hören wollte, so lange sie gegenwärtig war, die Badekönigin, die Brunnennymphe, wie die zierlich geschriebenen Abschiedslieder sie nannten, und wie sie es diesem Kreise auch war, die muntere, froh glänzende Johanna, die an der Spitze des Tisches sitzt. Der ältere Herr an ihrer Seite ist ihr Vater, ein heiterer beweglicher Geschäftsmann, der die Artigkeiten, die man seiner Tochter zu liebe ihm erweist, die Schmeicheleien, die man über sie sagt, wie andere reiche Zinsen guter Kapitalien einzieht, und die Minuten, die ihm sein Geschäft frei gibt, gerne mit seinem anmuthigen Kinde vertändelt. Die runde Dame zu ihrer Linken ist ihre Gesellschafterin, die bei ihr die Stelle der verlorenen Mutter vertritt, eine herzensgute Dame, die mit Stolz auf den sie weit überflügelnden Zögling blickt. Sie hat eine Liebhaberei, Novellen und dergleichen mit Modulation vorzutragen, die von den Zuhörern nicht oft getheilt wird. Aber durfte die Gesellschaft auch im Geheim über diese Schwäche lächeln, so gab Johanna nicht zu, daß es verlaute, und wußte ihre Fürsorglichkeit für alle Bedürfnisse der Gesellschaft bei Landpartien u. dgl. in das beste Licht zu stellen, daß sie bald die General-Tante wurde, an die man sich bei jeder mangelnden Nothwendigkeit wandte, wenn man eben sich ausruhen wollte, denn sie war stets bereit. Neben der General-Tante kommt der Major. Er ist ein feiner Mann, schon öfter bei der Gesandtschaft verwendet. Er ist mit Johanna beständig in scherzhafter Fehde, versteht es auszuhorchen, was sie im Schilde führt, und was sie niemals zugesteht. Der Platz an seiner Seite ist frei. Das blasse Sannchen mit den schmachtenden Augen, das ihn inne hatte, trug ihren Stuhl an Johanna's Seite, um die Hand der Liebgewordenen noch zu halten so lange als möglich.

„Das sollte ich nicht zugeben", rief Johanna. „Die Wehmuth ist der Gesundheit nachtheilig, die muß von einem Badeort verbannt werden. Noch bin ich Königin, ich werde einen Ukas dagegen erlassen. — Lieber lasse ich deinen Zartsinn in anderer Weise gelten. Geben Sie Acht", wendete sie sich zu der übrigen Gesellschaft, „nun kommt noch das Letzte das Beste, eine Gabe meiner lieben Freundin Das Pulver des Majors gegen meine verdeckte Schüssel ist ohne dies ausgegangen, und er macht es dem Fuchse nach und sagt, die Trauben sind sauer. Aber sie sind doch süße. Sehen Sie, daß noch ein Schatz zu Tage kommt."

Sie hatte unter diesen Reden ein Tuch von einer Platte genommen und reichte nun das verborgen gewesene Blatt hin. Es waren vertrocknete Feldblumen in schöner Ordnung aufgeklebt. An jedem Sträußchen war der Tag und Ort bemerkt, an dem es gepflückt, auch ein Dichterspruch beigefügt, wie er eben jenen Minuten gemäß war. Sannchen wollte erröthend das

*) Aus den „Erheiterungen", Hausbibliothek der Unterhaltung und Belehrung für Leser aller Stände.

Blatt zurückhalten, Johanna ließ es aber mit frohen Lobsprüchen kreisen. Der Major mußte auf ihr Geheiß die Verse lesen, was er bei seiner wohlklingenden Stimme gerne that und ihm gar gut ließ. Man beugte sich nach dem Blatt hin, es ging von Hand zu Hand. Besonders wollte der sogenannte Schweizer, ein Gutsherr aus der Nachbarschaft von gar treuherzigem und geradem Herzen, es nicht mehr aus den Händen lassen.

Fräulein Rosamunde, eine stattliche Figur, gab ihre botanischen Kenntnisse zum besten, die der Schweizer aber wieder, von dem Major hingeleitet, ganz unversehens zu Falle brachte. Herr Reißer, Johannas Vater, drückte vergnüglich dankend Sannchens kleine Hände zwischen den seinen. Das Blatt war zu Maler Stein gekommen, einem sehr stillen und unscheinbaren Menschen, die Freundinnen gaben aber doch Acht auf ihn, da er als Maler wirklich viel leistete. Ohne ein Wort zu sagen, aber mit Lust, zeichnete er eine Bandschleife an das Ende, welche das Ganze merklich verschönte und schloß.

„Siehst du, das ist sein Lob, er hat die Sprache in den Fingerspitzen," sagte Johanna zu Sannchen und lächelte wohlgefällig über die Arbeit.

Die Uebrigen sprachen indeß von den Spaziergängen. Jedes wußte von irgend Einem etwas Besonderes zu bemerken, daß der lebhafteste Tumult entstand.

Während dem trat ein junger Mann heran, lang und schmal, zierlich gekleidet, der Sohn eines reichen Handelshauses.

„Sieh da! der getreue Boreas," rief Johanna, ihn bemerkend. „Da haben sie ja ein allerliebstes Mäppchen erobert. Wie zierlich und fein! und die Blätter lassen sich gerade einlegen. Den besten Dank, Sie Unermüdlicher!" Unter diesen Worten hatte sie die Mappe aus den Händen des Beglückten genommen und legte Sannchens Blatt und die Abschiedsgedichte hinein. Aber schon lag auch etwas darin. Johanna griff darnach. Boreas hatte ihr versprochen, was an scherzhaften Produktionen in der Gesellschaft vorgekommen war, ihr zusammenzustellen und in Reinschrift zu bringen; wie überrascht war sie nun, Alles zu einem Ganzen gerundet und in Form einer Zeitschrift zusammengestellt zu sehen, die ihren beliebten Wahlspruch: „Den Muthigen gehört die Welt!" als Motto führte. Dabei war Druckschrift mit der Feder nachgeahmt. Sie hatte eine ungemessene Freude an dieser Arbeit. Sie klatschte in die Hände, jubelte und tanzte herum. „Wie kann man einen so köstlichen Einfall haben und sich die unsägliche Mühe geben! Bester Boreas, ein Sterblicher hat das doch nicht vollbracht? Wo muß ich weiter meinen Dank hinwenden?" fügte sie hinzu, indem sie ihm eine der drei vorgesteckten Rosen mit freundlichem Händedruck zum Dank reichte.

„Die bessere Hälfte gebührt dem Major," versetzte der Bescheidene. „Er gab die Idee."

„Wer weiß, ob eine solche Ausdauer nicht eine seltnere Eigenschaft an einem Manne ist," versetzte Johanna. Aber das strahlende Gesicht, das sie jetzt dem Major zuwendete, ließ bei diesem keinen Neid aufkommen. Er küßte die gütige Hand sehr feurig, ja der zweite Kuß kam wohl auf den Arm.

„Ach das hätte ich auch thun können," seufzte Boreas in sich hinein. — „Ich zähle nur erst achtunddreißig!" rief es in dem Major.

Johanna war doch etwas betreten über des Majors Ungestüm; aber wie sie sich immer rasch zu fassen wußte, kehrte sie sich schnell nach dem Maler Stein. „Und Sie allein wollen mich mit keiner Abschiedsgabe erfreuen? Sie unberührlicher Stein!" sagte sie. „Können Sie die letzte Bitte einer Scheidenden abschlagen und mir die oft erbetene Karikatur zurückhalten? Sie Kieselherz!"

Stein wollte von keiner Karikatur wissen.

„Der Major hat mir schon etwas verrathen," versetzte Johanna. „O, bitte, bitte! Ich muß sie haben!"

„Ich fürchte zwar, es geht wie mit dem verbotenen Apfel der Eva, man wird der Erkenntniß, die man durch eine Karikatur erlangt, nicht wieder los," rief der Major. „Aber Sie sollen sehen, daß ich auch eine Festung mit Sturm nehmen kann."

Damit eilte er dem nächstliegenden Hause zu, dessen Fenster (Steins Wohnung) er rasch erklomm, und bald siegreich mit einer Rolle zurückkehrte.

Stein that zwar Einsprache, aber er war nicht rasch und entschieden genug, vielleicht auch ein wenig eitel auf sein Werk, um zu verhindern, daß man die Rolle ausbreite und begierig beschaue.

„O wie abscheulich! man könnte sich zu Tode lachen," rief Johanna unter herzlichem Gelächter. „Bin ich denn ein solcher Unruh, daß jedes Zöpfchen bei mir in Bewegung ist? Und die Füße hat er mir abgestumpft, der Abscheuliche!" fügte sie hinzu und producirte dabei das niedlichste Füßchen.

„Und dein Wahrzeichen, deinen Sonnenschirm mit den halbabgefingerten Quästchen und Eicheln hast du auch bei der Mondscheinpartie," sagte die Generaltante, die mit einem Folianten in einer Tasche und einer Kaffeemühle und Aehnlichem fast als eine Kugel in der Zeichnung erschien.

„Sehen Sie nur, der Boreas ist zu einer ellenlangen Wolke verdünnt, die an Fräulein Johanna's Lippen hängt, wie prächtig!" rief der Schweizer.

„Und Sie selbst tragen ja, ein zweiter Atlas, alle Shawls, Hüte und Schirme auf der Schulter," entgegnete ihm der Major.

„O weh! Sannchens Hut zerdrückt er mit dem kleinen Finger," setzte Johanna lachend hinzu.

„Was hat denn Fräulein Rosamunde für eine riesengroße Blume in der Hand?" fragte Boreas.

„Das scheint mir ein Prachtexemplar einer Klapperrose zu seyn," erklärte der Schweizer so ruhig, daß darüber ein schallendes Gelächter ausbrach. „Nun da ist doch nichts zu lachen," versetzte er und fuhr dann vergnüglich fort: „Aber sehen Sie, wie der Major zugerichtet ist! Er hat den Hut verloren und hält das sorgfältig gekämmte Haar mit beiden Händen fest; aber hier hat der Wind hereingeweht, hier sieht man eine kahle Stelle."

Das gab nun ein Gejubel der Männer, bis Johanna es wieder unterbrach. „Nur mein gutes Sannchen hat er ungerupft gelassen," sagte sie. „Sie schwebt als Frau Männertrost am Himmel. Aber diese eine glückliche Auffassung hat er mir gestohlen, denn ich sagte ja immer, daß mein Sannchen ein Mondscheingesicht habe." Dabei drückte sie diese mit herzlichem Kusse an sich.

Obwohl nun ein Jedes behauptete, durch die Karikatur nicht beleidigt worden zu seyn, und sich mit Lachen selbst der Schwächen zeihte, auf die hier hingewiesen, so war man doch innerlich recht geärgert und

böse auf den unbarmherzigen Maler, und der gereizte Ton wollte nicht zu den leichten Worten passen.

„Ich habe einen ungeschickten Streich gemacht,“ sagte Johanna zu Boreas und dem Major. „So möchte ich die Gesellschaft nicht verlassen. Der Eva-Apfel ist zum Apfel der Eris geworden. Was fangen wir an? Sinnen Sie etwas aus, bester Major!“

„Sie haben mich schön in die Klemme gebracht,“ sagte diesem auf der andern Seite Stein, der während des ganzen Vorgangs verlegen auf- und abgegangen war. „Ich werde morgen Reißaus nehmen.“

Hätte der Major schon wegen seiner selbst gerne dem Maler einen Gegenhieb versetzt, so spornte ihn die Verlegenheit Johanna's und die Ansicht, daß er nur zu helfen wüßte, noch mehr an, sich etwas Treffendes auszusinnen. „Sie sollen so leicht nicht durchkommen,“ sagte er daher zu dem Maler. „Die Karikatur ist ganz gut, doch fehlt noch eines, Sie sollten sich selbst als Stein des Anstoßes und Aergernisses darauf setzen. Wir Männer wollen schon Rath halten, was sie dabei hervorzuheben haben.“

„Herrlich, herrlich!“ rief Johanna.

Der Rath war gleich versammelt. Stein wartete aber seine Entscheidung gar nicht ab, sondern zeichnete mit raschen Strichen eine scheußliche Fratze seines Gesichtes als Stein auf den Weg, wobei sein Mund aufs Gräulichste vergrößert erschien. Somit war nun sein Gesicht am meisten verhäßlicht, wiewohl nicht seine Persönlichkeit am mokantesten aufgefaßt. Dieses suchten wohl einige Herren durch ihre Bemerkungen zu erzielen, doch war es mehr Aerger und Tadel als Witz, wenn man verlangte, er solle seine Haare zu Schlangen machen, die sich gegen die Gesellschaft kehrten, oder die Gesellschaft in eine aus seinem Kopfe steigende Wolke hüllen, daß sie gleichsam eine Mißgeburt seines wüsten Gehirns erschiene.

„Liebes Kind! nun müssen wir aufbrechen!“ sagte Herr Reißer, der schon öfter unruhig nach der Uhr gesehen hatte. „Der Wagen wartet schon lange, jetzt ist es hohe Zeit.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Sologne und Schloß Chambord.

(Schluß.)

Dann kommt der Bursch 14 Tage hintereinander — 14 Tage dieselbe Frage und Antwort und die Brautschaft ist erklärt. Der Sologner ist nicht galant; bei der Trauung steckt er erst sich selbst, dann aber der Braut den Ring an den Finger, zum Zeichen, daß er fortan der Herr sey.

Am Tage war's heiß gewesen, duftig und frisch wehte die Nacht um uns, ungewisses Sternenlicht lag über den thauigen Feldern. Der wohlgebahnte Weg führte durch Buschpartien über breite Wiesenflächen endlich in einen mit ziemlich hohen Bäumen bestandenen Wald, und zu einer steinernen Brücke über das Flüßchen Cosson. Jenseits der Brücke macht der Weg plötzlich ein Knie, und mit einem lauten Ausruf der Verwunderung hielt ich mein Pferd an. Da lag das Schloß Chambord vor mir im blassen Sternlicht, das weiße Schloß mit seinem Wald von Thürmchen auf der Plattform, ein wahres Feenschloß, kühl und vornehm zwischen Wald und Wiese, hoch und einsam, stattlich und verlassen; das letzte Besitzthum des letzten Königs von Frankreich, welcher von ihm den Namen trägt, fern in der Verbannung.

Der junge D. empfing uns herzlich in der mächtigen Vorhalle und entschuldigte seinen würdigen Vater, den ein Gichtanfall ans Zimmer fesselte; königliche Gastfreundschaft wird noch immer geübt im Schlosse der Könige von Frankreich. Das Schloß soll an 500 Zimmer zählen; nun in einem dieser 500 habe ich die Nacht zugebracht. Ueber meinem Bett hing ein durch Nachtdunkel fast unsichtbar gewordenes Bild; es stellt ein Pferd vor; die Unterschrift belehrte mich, dieses Pferd heiße „Carman“ und „le bon chevalier sans paour“ habe es am Tage der Schlacht von Marignano geritten. Bayard schlug nach dieser Schlacht bekanntlich Franz I. zum Ritter.

Ich sagte, daß ich die Nacht in jenem Zimmer zubrachte, geschlafen habe ich nicht. Den gestrigen Vormittag haben wir in Chambord verlebt. Sie erwarten von mir keine Beschreibung des Schlosses — vom ersten Valois, dem Erbauer, bis zum letzten Bourbon, dem jetzigen Besitzer, welche Fülle von Erinnerungen! Durch die wunderbare Doppeltreppe stieg hier Cinq Mars nieder, während drüben der père Joseph, Richelieu's rechte Hand, hinaufstieg; im Thurmzimmer stand Louis XIII., und Richelieu stieg hinauf, Cinq-Mars aber hinab, hinab bis aufs Schaffot. Da hier hängt ein riesiges Schlachtenbild, der sterbende St. Severin ist's, der Großstallmeister von Frankreich. Des Großstallmeisters Ehrenpflicht war's, die Person des Königs zu decken in den Schlachten, St. Severin that's bei Pavia in dem furchtbaren Handgemenge; er fiel tödtlich getroffen, die Hülfe seiner Leute wies er zurück: „Ich brauche Nichts zum Sterben, schützet den König!“

Ueberall in Chambord sieht man das Sinnbild des Siegers von Marignano, einen Salamander in dem Feuer mit der Legende: nutrisco et exstinguo. Sein lilien gekröntes F. und daneben das Monogramm seines Sohnes Heinrich's II. D. H. (Diane-Henry, Diane de Poitiers und Henry de France) wiederholen sich tausendfach. Lilien überall, die höchste mittelste Zinne bildet eine riesenhafte Lilie von Stein, während der Revolution hat man versucht, sie zu zerschlagen, Stücke davon abgeschlagen, aber man hat sie nicht zertrümmert.

Die Plattform des Schlosses ist mit wenigstens 400 Schornsteinen bedeckt, jeder hat eine andere künstliche Form, jeder Stein an dem Schloß scheint ein Kunstwerk; und doch macht das Ganze einen wehmüthigen traurigen Eindruck. In der Nacht, wo ich's zuerst sah, hatte es einen zauberhaften Reiz, am Tage aber fühlt man, daß das Königthum in diesen Hallen wohnen müsse; das Königthum aber trauert fern in der Verbannung, an Deutschlands letzten Gränzen.

Es ist Nichts verfallen in Chambord; der verbannte König verwendet einen großen Theil seiner geringen Einkünfte auf dieses Schloß und dieses Stück französischer Erde, welches ihm das französische Volk an seinem Tauftage zum Geschenk machte, welches er spä-

ter durch einen langen Prozeß von seinem guten Vetter, dem Bürger-König, erstreiten mußte, welcher es für die Zivilliste in Beschlag genommen hatte.

Doch das Alles fällt mir jetzt erst ein; die wehmüthig stolzen Stunden meines Aufenthaltes in Chambord habe ich mir durch solche Erinnerungen nicht verkümmern lassen!

Miscellen.

•(Die deutsche Bibliothek.) Mit Freuden heißen wir ein Unternehmen willkommen, das wie lange kein ähnliches auf dem Gebiete der schönen Literatur, einen ebenso heilsamen als erfolgreichen Wendepunkt herbeizuführen verspricht, indem es eine Idee verwirklicht, die nicht anders als belebend und fördernd auf unsere schöngeistigen Zustände einwirken muß. Obwohl diese Idee nicht neu ist und schon manchen denkenden Kopf lebhaft beschäftigt hat, tritt sie uns doch hier zum ersten Mal in ihrer praktischen Verwirklichung entgegen, wir meinen nämlich einen Verein von Schriftstellern, die unter den Auspizien einer wohlgegründeten und geachteten Verlagsfirma (der von Meidinger Sohn u. Komp. zu Frankfurt a/M.) auf dem Wege der Assoziation dahin streben wollen, in Deutschland eine „populäre belletristische Literatur" zu gründen, damit endlich auch bei uns einmal in schöngeistiger Hinsicht ein Zustand eintreten möge, um den wir Engländer und Franzosen schon so lange beneiden; damit endlich auch bei uns die Werke talentvoller vaterländischer Dichter Das seyn und gelten mögen, was sie ihrem inneren Werth und Gehalt nach verdienen.

Es ist der deutsche Roman, der sich endlich den Fesseln einer bisher unerträglichen materiellen Hemmung zu entringen strebt, indem er die hohen Bücherpreise von sich abschüttelt und ohne sich darum seiner eleganten Ausstattung zu entäußern, versuchen will, sich durch möglichst niedere Preise sein Heimathsrecht auf deutschem Grund und Boden wieder zu erobern, das ihm die „beispiellos wohlfeilen" Bücherpreise der Uebersetzungsfabriken so lange streitig gemacht haben.

Dieses Projekt in's Leben zu rufen, ist die „Deutsche Bibliothek" gegründet worden, und zwar sind es die geachtetsten Schriftstellernamen unserer Romanliteratur, die sich zu diesem schönen Unternehmen vereinigt haben, darunter L. Bechstein, H. König, H. Kurz, Th. Mügge, O. Müller, R. Prutz, L. Schefer, G. Schirges, L. Schücking u. s. w. Herausgeber ist Otto Müller.

Laut der Ankündigung der Redaktion wird die „Deutsche Bibliothek" in möglichst ununterbrochener Reihenfolge die neuesten Romandichtungen der genannten Autoren veröffentlichen; der Zutritt von andern gleichbeliebten Schriftstellern steht mit Sicherheit zu erwarten und ebenso hofft der Herausgeber, durch dieses Unternehmen jüngere, zur Zeit noch unbekannte Dichter anzuregen, sich mit gediegenen poetischen Produktionen schnell, glücklich und sicher bei dem Publikum einzuführen. Denn die „Deutsche Bibliothek" will nicht nur (und hierin liegt die andere schöne Seite dieses Unternehmens) dem Minderbemittelten Gelegenheit zur Anschaffung der neuesten literarischen Erscheinungen bieten, sondern sie will auch zugleich die materielle Lage der Schriftsteller verbessern eben durch die größere Verbreitung ihrer Geistesprodukte, indem sie dahin strebt, „dem deutschen Dichtergenius in jedem literaturfreundlichen Familienkreise eine Heimathstätte zu bereiten."

Wir verweisen auf die einfache, treffende Ankündigung, womit sich die „Deutsche Bibliothek" in ihrer ersten Lieferung bei dem Publikum einführt, und bemerken hier noch, daß der Preis einer Lieferung von 3 Bogen, deren Inhalt dem von sechs Bogen gewöhnlichen splendiden Roman-Formats gleichkömmt, 9 Kreuzer oder 3 Silbergroschen beträgt, also kaum ein Viertel so viel wie seither! —

•

Unter dem Vorsitz von Milner Gibson hat sich in London eine Aktiengesellschaft gebildet, die die Patente eines gewissen Beniowski an sich gekauft und ausbeuten will. Wenn die Erfindungen sich bewähren, so müssen sie eine große Umwälzung in das Druckwesen bringen. Es sind ihrer 9. 1) Lettern, die am Fuß und an den Seiten gezeichnet sind; nach kurzer Anleitung kann Jeder damit setzen, der das englische Alphabet kann; bei Musikalien, fremden Sprachen und Prachtdruck gewähren sie auch dem Setzer von Profession große Erleichterungen. 2) Logotypen, d. i. Typen, die nicht einen Buchstaben, sondern ein ganzes Wort enthalten. Die Schwierigkeiten, um deren Willen diese Typen von der „Times" nach mehrjährigem Gebrauch aufgegeben wurden, obgleich das Setzen viermal schneller vor sich ging als auf die gewöhnliche Weise, sind beseitigt; die Ersparniß wird bei einer Zeitung von mäßiger Auflage auf 2000 Pfd. St. angeschlagen; mit mäßiger Uebung kann ein Setzer 5 — 7000 Typen in einer Stunde setzen mit wenig Gefahr eines Irrthums. 3) Kasten zur Aufnahme von 1- bis 200,000 Typen, die nicht mehr Raum einnehmen als die gewöhnlichen. 4) Doppelter Satz; ein Manuskript kann gleichzeitig zweimal gesetzt werden in etwa $1\frac{1}{2}$ Mal der Zeit, die ein einfacher Satz erfordert. Die Pariser „Presse" und das Amsterdamer „Handelsblatt" liefern, die erste weil sie zwei, das letzte weil es vier Sätze gebraucht, mit sehr unvollkommener Maschinerie mehr Abzüge, als die besten englischen Pressen. Wegen ihrer enormen Größe können die englischen Blätter bei dem bisherigen Letterdruck dies Verfahren nicht durchführen; in Verbindung mit allen diesen Erfindungen wird es möglich. 5) Eine Vorrichtung, durch die jede beliebige Masse von Spalten schnell herausgenommen und abgelegt werden kann. 6) Eine Presse mit folgenden Eigenthümlichkeiten: die Typen stehen auf der innern Seite eines Cylinders, können also durch die Zentrifugalkraft nicht herausgeschleudert werden; die Lager für das weiße Papier und die Abzüge, die Schwärzwalzen und alle anderen Bestandtheile der Maschine sind im Innern des Cylinders angebracht, also große Raumersparniß; die Zwischenräume zwischen den Lagern für das weiße Papier und die Abzüge sind auf einige Zölle reduzirt; das Aufnehmen und Ablegen des Papiers geschieht durch die Maschine selbst; verbunden mit doppeltem Satz, würde eine solche Maschine 40,000 Abzüge in einer Stunde liefern. 7) Schwärzwalzen, die stets ihre Elastizität behalten, den Einflüssen der Witterung nicht ausgesetzt sind und mit beliebiger Schnelligkeit umgetrieben werden können. (Es scheint, daß sie mit komprimirter Luft gefüllt sind.) 8) Gußformen, 50 pCt. billiger als die bisherigen. 9) Ein außerordentlich vereinfachter Druck für Blinde.

•

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 73. Sonntag, den 11. September 1853.

Die Badegesellschaft.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Mein Gott! und ich habe noch so viel zu sagen," rief Johanna. „Ich habe die Menschen alle so lieb gewonnen, und soll so rasch fort und sie nicht wieder sehen. Das geht wahrhaftig nicht. Wir wollen Alle wieder einmal zusammen kommen. Ich erlasse noch ein Gesetz. Heute über ein Jahr hat Jedermann wieder hier zu erscheinen, oder mindestens sich durch einen bedeutenden Brief zu vertreten. Bester Boreas, unter Ihrer Adresse, nicht wahr? Und wir, Väterchen, wir sind jedenfalls hier. Denn heute über ein Jahr werde ich majorenn, das muß doch nach meinem Wunsche gefeiert werden."

Nun kamen Geburtstags-Gratulationen von allen Seiten. Johanna ließ sich dabei immer die Hand darauf geben, daß man das nächste Jahr sich einfinden werde.

„Hat sie nicht gesagt, heute über ein Jahr bin ich Majorin," sagte ein alter schalkhafter Herr leise zu Boreas — das war diesem ein Stich ins Herz.

Der Vater drängte indessen zu. Die gute Tante hatte schon Alles in den Wagen gebracht. Johanna stieg nun auch ein. Der Wagen klappte zu, und fort ging es. Noch eine Weile wehten die Tücher da und dort, alsdann bog der Wagen um eine Ecke und verschwand.

Der Major hatte schon im Voraus das Ende seiner Badekur auf den nächsten Tag bestimmt und ging einzupacken. Sannchen blieb noch eine Weile abgekehrt und bewegt stehen und entfernte sich dann leise. „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde," seufzte Fräulein Rosamunde und überlegte auf dem Heimweg, an welche Gesellschaft sie sich nun am besten anschließen werde. Der Schweizer und Boreas verhandelten indessen auf- und abgehend über die Indiskretion des Malers, der ohne je etwas im Gespräche zur Anregung der Gesellschaft beigetragen zu haben, sich doch herausgenommen, über Alle sich unbarmherzig zu mokiren (wobei sie sich aber eines schadenfrohen Lächelns, eingedenk des Bildes, nicht erwehren konnten), über die schlimmen Folgen einer Karikatur, über Johanna's Liebenswürdigkeit und Sannchens Gesundheitszustand, über Stellung und Verhältnisse von All' und Jedem.

Die Gesellschaft war übrigens gesprengt. Wohl brachte der Schweizer auserlesene Früchte, einen blühenden Blumenstock von seinem Gute Sannchen herüber, sie war aber nur von einem Dienstmädchen begleitet und hielt sich die Zeit über, die sie noch zu bleiben hatte, für sich. Der Maler war verschwunden. Rosamunde hatte sich sonst wo angebracht, so reiste denn auch Boreas ab.

II.

Der Jahrestag.

Mit donnernder Geschwindigkeit brachte die brausende Lokomotive an dem Vorabend des Jahrestages eine lange Wagenreihe nach Xbad; ganz still in einer Sophaecke gedrückt saß ein schmaler junger Mann in einem der Wagen. Es war Boreas, der aus zarter Gewissenhaftigkeit und wegen seiner Kränklichkeit nicht dringend beschäftigt, sein Wort zu lösen kam, obwohl er nach ähnlichen Erfahrungen furchtete, die übrige Gesellschaft möchte sich nicht mit gleicher Aengstlichkeit an ein so leicht gegebenes Wort halten, und er mit seiner treuen Pflichtigkeit als der Gefoppte erscheinen. Diese Furcht nun war es, die seine Stirne kraus machte, und nur ein schmaler Streifen Hoffnung glänzte ihm noch, der einen Brief Johanna's ihm als Wahrscheinlichkeit vorspiegelte.

Der Zug hielt an. Kein bekanntes Gesicht war in dem Bahnhof zu sehen, nur auf dem Wege nach dem Gasthof begegnete er jenem ältlichen Herrn, der ihn am Abschiedstag mit seiner Bemerkung so unangenehm berührt hatte — ein schlimmes Omen. Er war zu seiner jährlichen Badekur gekommen und freute sich sehr, Boreas zu sehen. Von ihm nun hörte der Freund, daß nur Sannchen bis jetzt wiedergekehrt sey, diesmal von ihrer Mutter begleitet. Sie sollte merklich frischer und wohler seyn, und hoffte ihre Gesundheit nun völlig herzustellen. Boreas eilte mit seinem älteren Begleiter, die Dame aufzusuchen.

Man fand in der Mutter eine milde wohlthuende Erscheinung, neben der Sannchen ein verjüngtes Ebenbild erschien, das eine günstige Zukunft versprach. Man begrüßte sich zutraulich. Die Mutter war schon durch Sannchens Erzählungen ganz heimisch in dem erwarteten Kreis und half ihr Kränze winden, womit ein gar heimlicher Ort, den sie zur Jahresfeier ausgesucht hatten, geschmückt werden sollte. Die Dame hatte in mütterlicher Freude Sannchen einen Kranz blauer Kornblumen in das Haar gedrückt, so daß sie den Eintretenden höchst anmuthig erschienen war. Nachdem man sich eine Weile unterhalten hatte, wurde auch des Schweizers erwähnt. Man wußte nichts von ihm. Der ältere Herr hatte sich wohl bei den Wirths-

leuten erkundigt, aber die Geschäftigen, denen täglich so viele Gesichter vorüberzogen, die auf die wunderlichsten Bedürfnisse der Fernherkommenden zu lauschen hatten, wußten wenig, was in ihrer nächsten Nähe geschah. So wurde denn beschlossen, daß Boreas hinausfahren und ihn herbeiholen sollte. Zuerst aber ging man noch nach der Post. Es fand sich ein Brief und ein Päckchen. Der erstere mußte nach dem Buchstaben des Siegels von Rosamunden seyn, das andere aber, nach vielem Beschauen, von der General-Tante. Was es enthalten mochte, war aber trotz allem Betrachten und Befühlen nicht zu enträthseln, die Tante hatte es zu wohl verwickelt. Daß sie aber nicht die eigentliche Einsenderin sey, war bald von den Freunden ausgemacht, daß es wahrscheinlich einen Scherz Johanna's enthielt, ward herausgefunden, und da man sich überhaupt noch in deren Gedächtniß und Interesse wußte, so war es am Ende doch noch möglich, daß sie selbst erschiene.

Jedenfalls regte das geheimnißvolle Etwas den treuen Boreas lebhaft an und er eilte nun mit heiterem Muth und um so mehr nach dem Landsitze des Schweizers, nur um schneller wiederkehren zu können. Er traf den Freund in weitläufigen Baugeschäften begriffen, mitten in Schutt und Steinen. Des Jahrestages hatte er vergessen, doch freute er sich sehr, Boreas zu sehen, und fragte mit Interesse nach der übrigen Gesellschaft. Boreas theilte ihm mit, wen er gefunden, auch was er von den Andern wußte. Er war nämlich während dieses Jahres nach dem Wohnort Johanna's gekommen, hatte aber nur Hrn. Reißer getroffen, seine Tochter war bei einer Freundin zu Besuch. Vergebens verlängerte Boreas seinen Aufenthalt, in welcher Zeit er gastlich von Herrn Reißer bewirthet wurde, Johanna erschien nicht. Dagegen war er den Maler Stein sehr zufällig in einem Hafenplatz ansichtig geworden, als dieser eben im Begriff stand, sich nach der neuen Welt einzuschiffen, wo er eine Ausbeute interessanter Studien zu machen hoffte. Auch von den Verwandten Rosamunden's hatte er einige kennen gelernt, lauter angesehene Leute. Der Major, so stand es in den Zeitungen, war Oberst geworden. Unter diesen Mittheilungen, die er durch eifrige Gegenberichte über seine Bauten vergalt, hatte der Schweizer seinen Anzug in Ordnung gebracht, war zu Boreas in den Wagen gestiegen, der nun eilend nach Xbad zurückkehrte.

Es war eine Altane, die in einen Weiher hineingebaut, die Welt nur über diesen hinweg von weitem zeigte, welche Sannchen zur Jahresfeier ausgesucht hatte; ein paar Birken mit ihrem beweglichen Laub bildeten darüber ein hohes leichtes Gewölbe, indeß die hängenden Weiden bis hinab in das Wasser reichten und bei dem wiegenden Wind in Form und Farbe an einen Wasserfall mahnten.

Sannchen war ohne Kranz erschienen, aber der Schweizer, der davon gehört hatte, wollte es nicht zulassen, ja er drückte ihr ihn am Ende selbst in das Haar. Es ging heute bei dem Wiedersehen viel stiller zu als an jenem Abschiedstag; doch spornte und neckte man auch ob des geheimnißvollen Päckchens. So sollte nun Rosamundens Brief zuerst gelesen werden. Er war in dem Hospiz des St. Gotthard geschrieben. Die Dame hatte sich, auf einer Schweizerreise begriffen, des romantischen Einfalls erfreut, von hier aus den Freunden zu schreiben. Sie reiste mit zwei Neffen, einem Quartaner und einem Quintaner, zweien jungen, frischen, strebsamen Geistern, wie sie schrieb. Der eine hatte mit Lebensgefahr die Alpenrose erbeutet, die sie an Sannchen beilegte. Sie fühlte sich ungemein befriedigt, um einige Jahre verjüngt durch diese Fußwanderung. Der Brief war mit Dichtersprüchen durchzogen, auch einmal gelegentlich darin bemerkt, wenn etwas Wahres an der Seelenwanderung sey, so müßte sie, Rosamunde, sicherlich eine Gemse gewesen seyn, wozu der Schweizer ganz ruhig bemerkte:

„Eine Gemse? Nein, dazu hätten zwei herhalten müssen."

Das Päckchen wurde nun eröffnet. Nach manchen versteckenden Hüllen fiel eine Anzahl Karten heraus. Es waren Verlobungsanzeigen von Johanna und dem Major, oder jetzt vielmehr Oberst. Die gute Tante hatte dazu geschrieben, die Grüße des glücklichen Paares ausrichtend und eine Erzählung des Geschehenen beifügend. Jene Freundin, bei der Johanna zu Besuch gewesen, als Boreas sie aufsuchen wollte, wohnte in dem Standquartier des Majors, dort hatte Johanna ihn zum Oeftern gesehen. So sicher aber der Major sonst in seinem Benehmen war, so traute er sich dennoch nicht dem jugendlichen scherzenden Kinde gegenüber. Unter Neckerei und Lachen verhüllte er seine wärmere Empfindung, ohne einen passenden Uebergang zu finden. Selbst beim Abschied, bei dem Johanna aufgeregter war und für sich ein erklärendes Wort erwartet hatte — denn ein sympathetisches Gefühl ließ sie den innigen Antheil des Majors errathen — schwieg er. Sie ward deßhalb recht böse auf ihn, so böse, daß sie bitterlich weinte. Der Vater fand sie bei ihrer Heimkunft verändert, still und traurig, daß er sich Sorgen deßhalb machte. Dies änderte sich nun freilich, als der Major zum Oeftern auf ein paar Stunden zu Besuch kam, oft Nachtzüge benutzte, weil der Urlaub sich nicht so häufig finden wollte. Nun hörte man sie wieder singen. Sie lächelte vor sich hin ohne offenbare Ursache, dann sprang sie wohl auf, umarmte die Generaltante herzlich, oder tanzte sie ausgelassen im Zimmer herum. Wie sich die Katastrophe schließlich unter den Beiden abgesponnen, das hatte man der Guten nicht anvertraut, aber sie glaubte die zwei glücklichsten Menschen um sich zu sehen. Seit Kurzem nun waren sie vermählt und eben auf einer Reise nach dem Meer begriffen, dessen erhebendem Anblick der Oberst seine junge Gattin zuführen wollte.

Sannchen war herzlich erfreut über diese Nachrichten. Sie wollte an Johanna schreiben. Sie sollte es im Namen Aller thun, doch schob sie diesen Auftrag Boreas zu, der sich, für's Erste vergeblich, bemühte, einen reinen Antheil heraufzubeschwören. Der alte Herr ergötzte sich, daß seine Prophezeiung in Erfüllung gegangen war, und der Schweizer fand das Mitgetheilte so reizend schön, daß er erklärte, sich nothwendig auch noch in diesem Jahre verheirathen zu müssen.

Die Gesellschaft blieb beisammen, bis das letzte Roth in den Wolken verglommen war, und zog dann in vertraulichem Plaudern nach Hause.

Sannchen hatte, obwohl sie nicht ruhig schlief, lauter vergnügliche Träume, von Boreas ließ sich nicht dasselbe sagen. Er stand den andern Morgen wenig

erlischt auf, gewissenhaft machte er sich also an das bittere Geschäft, den Neuvermählten eine Beglückwünschung zu schreiben, bei der sich dann die Uebrigen unterzeichneten. Sannchen fügte noch einen Brief an Johanna bei.

Nachdem diese Aktenstücke befördert waren, setzte Boreas seine Reise fort, bei seiner Heimkunft aber legte er die Verlobungskarte in ein sorgfältig geordnetes Päckchen, auf eine getrocknete Rose ein. Das Päckchen führte die Ueberschrift: „Die Badegesellschaft von X.“

Nach Jahren prangte in dem Gemäldekabinet des Herrn Reißer ein Naturgemälde des Malers Stein nach amerikanischen Studien, dessen erster Gedanke etwa um diese Zeit die Seele des Künstlers durchglühte. Eine wunderbare Grille des Malers war es, daß auf diesem wie auf allen seinen spätern Bildern irgend ein untergeordneter Stein die verzerrten Züge seines Gesichtes trug.

R. J.

Ein ungarischer Fra Diavolo.

I.

„Man hat tausend Louisd'or geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert!“ ruft jener schwäbische Regiments-Feldscheer aus und glaubt mit jenem Ausruf eine Summe genannt zu haben, über die hinaus keinerlei Magistratur zur Habhaftwerdung einer bedenklichen Stegreifritter-Größe greifen werde. Armer Friedrich Schiller! zu deiner Zeit waren Leben und Tod noch sehr wohlfeil. Tausend Louisd'or für dein Ideal eines Rinaldini der bömischen Wälder? Ba! Für einen subalternen ungarischen Rinderdieb, Rózsa Sándor, den Weglagerer der magyarischen Heide sind von einer hohen kaiserl. Landesregierung Zehntausend — schreibe Zehntausend vollwichtige Silbergulden, gleichviel, ob der Räuber lebendig oder todt geliefert würde, ausgesetzt worden.

Wer ist denn aber jener Rózsa Sándor, von dem die Finanzkräfte seiner väterlichen Regierung so ungebührlich in Anspruch genommen werden? Zehn Minuten Geduld und das Räthsel ist gelöst. Vorerst aber muß ich bitten, mir nach Pannonien zu folgen, in die Niederungen der silbernen Theiß, nach einer Stadt, welche Szegedin heißt, berühmt durch ihre Haltung in der letzten Insurrektion, weniger notabel dagegen durch ihre Bauart, ihre Bildungsanstalten und vorzüglich durch ihr Trottoir.

In der guten Stadt Szegedin standen im Jahre des Heils 1848 am 26. September in aller Frühe an sämmtlichen frequenten Straßenecken die Herrn Bürger und guckten nach dem daselbst angeklebten Riesenplakat, rieben sich die Augen und lasen mit offenem Mund:

„Geliebte Landsleute und Brüder!

Morgen, den 27. September 1848 zur Essenszeit, also um 12 Uhr, wohlverstanden, wird der Endesunterschriebene die Ehre haben, mit seinen zweihundert Geschäftsfreunden die patriotische Stadt Szegedin zu besuchen, und versieht sich derselbe, wohlverstanden! einer nach Verdienst gebührenden Aufnahme.“

(Untzch.) Rózsa Sándor, genannt Sándri*).

Nun muß der freundliche Leser aber wissen, daß die guten Szegediner seit etwa sechs Monaten noch keine einzige gute Nacht gehabt hatten; von wegen der damals herrschenden Politik. Keine ruhige Nacht wegen der Tagesfragen — nun, das hatte man sich noch gefallen lassen. Da, von der Straßenwand herab aber drohte jetzt auch noch Störung des Mittagsbrodes, und dies nicht einmal durch die Politik, sondern durch einen Galgen-Kandidaten sonder Rang und Nimbus, durch einen Menschen, der nicht einmal ein ordentlicher Räuberhauptmann, sondern schlechtweg — ein Rinderdieb war.

Szegedin empfand den ihm durch die Plakaten-Literatur zugefügten Unglimpf auch tief genug, und seine Bürger rafften sich endlich auf zu einer That. Zuerst wurde ein Meeting einberufen, das im Saale zum „fidelen Juraten“ zahlreich besucht, mit wackerem Zuspruch von Speise und Trank begonnen, mit parlamentarischen Philippiken belebt und mit Resultatlosigkeit und „faktiöser Minorität“ beschlossen wurde. Denn der Antrag einiger besorgter Geld-Aristokraten Szegedins, sämmtliche Nationalgardisten sofort unter die Waffen zu rufen, konnte unmöglich zum Beschluß erhoben werden, weil es derzeit in Szegedin außer einigen verrosteten Heiduken-Säbeln überhaupt keine Waffen gab. Es wurde also beantragt, sich hinter den Wällen und Schanzen der Stadt bis auf „den letzten Mann“ zu vertheidigen. Aber auch dieses Amendement erhielt nicht erforderliche Majorität, theils weil Niemand der besagte „letzte Mann“ geradezu zuerst seyn mochte, theils weil viele Meetings-Mitglieder aus sehr tief liegenden Ursachen — — der Abstimmung sich enthielten. Woraus folgt, daß Szegedin gar nichts beschloß, sondern mit Resignation, Todesangst oder — Meetings-Katzenjammer dem verhängnißvollen 27sten September entgegenharrte.

Und er brach an, der verderbendräuende Tag. Ein Unheil verkündender Regen (sogenannter Landregen) bezeichnete sein Kommen. Der Morast in den Szegediner Straßen durch ihn gehoben und gekräftigt, raffte sich bald zu einer solch imponirenden Massenhaftigkeit empor, daß — hätten Szegedins Bürger nur etwas von Terrainlehre verstanden — Rózsa Sándor nun und nimmer mehr seinen Einzug in die stolze Theiß Metropole hätte halten können. In Wahrheit Szegedin hätte ganz bequem ein zweites Saragossa werden können; denn Szegedin war nicht Straße für Straße zu nehmen, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es nach einem mehrstünd'gen Regen keine Straßen mehr hat, sondern fast wie Venedig mitten drinnen in einem — — Meere sitzt.

Doch, dem sey wie ihm wolle. Der 27. September fand ein nicht durch Helden, sondern nur durch Elemente vertheidigtes Szegedin, und — — Mittags um 12 Uhr, wie er es verheißen, zog stolz, aber schlammbedeckt ein in die schweigsame Stadt, — der Held des Tages, der Rinderdieb Rózsa Sándor! — Eine berittene Bande von etwa 200 zerlumpten Strolchen,

*) Sándri ist die Volksredeweise für Sándor (Alexander). Rózsa — sprich weich Roscha — ist der Geschlechtsname des Räubers.

alle den berüchtigten Fokos*) schwingend, folgte trotzig dem mit gezogenem Säbel voran kurbettirenden Führer. Wahre Galgengesichter, gebräunt und verschmitzt, lodernd und lauernd, resolut und trotzig, wie es sich für rechte Erzschelme gebührt. Auf dem k. k. Hauptwachplatze machte das „Heldenhäuflein" ein soldatisch vollführtes Halt, inmitten sämmtlicher Stadteinwohner, sofern diese groß genug oder nicht alt genug und preßhaft waren. Todtenstille herrschte. Man wagte kaum mit Blicken sich zu begegnen, so sehr hatte des Rinderdiebes stolze Frechheit die Augen der verblüfften Szegediner in Schach genommen.

Das feierliche Schweigen unterbrach jetzt Rózsa Sándri selbst, indem er seinen breitkrämpigen Hut lüftete und gleichzeitig den Säbel salutirend senkend, in dem blumenreichen Phrasenstyle seiner Landeszunge also redete: „Landeskinder und Patrioten! Ich bitte gehorsamst, schon nicht für ungut zu nehmen, daß ich der Stadt Szegedin bisher so viel von der Weide „weggeführt habe"; es soll nicht wieder geschehen, so wahr der ungarische Gott den größten Schnurrbart in allen Himmelreichen stehen hat, — wohlverstanden, — ja, und bitte ich gehorsamst, meine Mannschaft gut zu bewirthen, weil wir jetzt Revolution haben, und in einer Revolution ein Mensch dem anderen gleich ist, — wohlverstanden, ja, und hernach so erlaube ich mir auch etwas vorzuiesen, bitte mich nur anzuhören, bin gleich fertig."

(Fortsetzung folgt.)

M i s c e l l e.

Zur Geschichte der Nähmaschine. Veranlaßt durch die Ausstellung einer Singer'schen Nähmaschine in Hannover theilt Professor K. Karmarsch in der „Z. f. Nordd." einige Notizen über die Geschichte der Nähmaschine mit. In Rücksicht auf die verschiedenen und zum Theil widersprechenden Angaben dürften diese Mittheilungen eines der gründlichsten Kenner der Gewerbe von um so größerem Werthe seyn.

Es hat seit ungefähr 40 Jahren nicht an Versuchen gefehlt, die in ihrem Prinzipe so einfache Arbeit des Nähens durch eine Maschine verrichten zu lassen. Die erste in Deutschland bekannt gewordene Erfindung dieser Art scheint die Nähmaschine des Schneidermeisters Madersperger in Wien (1814) gewesen zu seyn. Sie wurde von ihrem Urheber zunächst zum Nähen der Kleidungsstücke, später auch zum Zusammennähen der Strohhüte und zu sog. „geschlungener Arbeit" (eine Art Weißstickerei mit Knopflöcherstich) bestimmt, entsprach aber durch ihre Leistungen, wenigstens in quantitativer Beziehung, den Erwartungen durchaus nicht, und war nach wenigen Jahren verschollen, ohne jemals in ernstlichen Gebrauch gekommen zu seyn. Die Nadel, womit Madersperger's Maschine arbeitete, war an beiden Enden zugespitzt, enthielt in ihrer Mitte das Oehr und bewegte sich senkrecht auf und nieder, wobei sie wechselweise mit der einen und mit der andern Spitze durch den Stoff stach. Sie führte einen 17 Zoll langen Faden, welcher jedesmal sammt der Nadel erneuert werden mußte, wenn er verbraucht war, was ungefähr nach 130 Stichen eintrat. Schon vor Madersperger waren zwei Engländer, Stone und Henderson, mit einer Nähmaschine aufgetreten, wofür sie sich 1804 in Frankreich patentiren ließen. Sie hatten zwei Zangen angebracht, welche sich selbst wechselweise schlossen und wieder öffneten: eine derselben faßte die Nadel am Oehre und stieß sie halb durch den zu nähenden Stoff, worauf die andere Zange sie an der Spitze nahm und gänzlich hindurchzog. Diese möglichst getreue Nachahmung des Verfahrens bei der Handnäherei zeigt zur Genüge, daß die Erfinder noch auf der untersten Stufe der Ausbildung mit ihrer Maschine sich befanden.

Nicht größeres Glück machte die Maschine des Engländers Winter, der von 1807—1821 an Vervollkommnung seines Entwurfs arbeitete, endlich aber denselben gleichfalls aufgeben mußte. Nachdem eine geraume Zeit von Nähmaschinen nichts zu hören gewesen war, erschien Judkins aus New-York im Jahre 1851 auf der Londoner Industrieausstellung mit einer von ihm konstruirten derartigen Maschine, welche recht gute Arbeit geliefert haben soll, und namentlich deßhalb bemerkbar ist, weil sie dem Grundgedanken nach offenbar als Vorbild für die gegenwärtig so viel besprochene Singer'sche Nähmaschine gedient hat. Singer (ebenfalls in New-York) bildet nämlich die Naht auf dieselbe Weise wie Judkins, d. h. aus zwei Fäden, von welchen der eine mittelst der Nadel in Schleifenform durch das Zeug gestochen, der andere von einer kleinen Schütze (einer Art Weberschiffchen) durch jene Schleife hindurchgezogen wird. Aber die Schütze ist bei Singers Maschine (eben der jetzt in Hannover gezeigten) auf andere, bessere Weise angebracht und zur Wirkung vorgerichtet, sowie überhaupt der Mechanismus beträchtlich abweicht.

So wie nun die Maschine vor uns steht, ist sie ein höchst kompendiöses Werk von überraschend präziser mechanischer Wirksamkeit. Sie erzeugt Nähte nach geraden und krummen Linien mit ausnehmender Regelmäßigkeit und erstaunlicher Schnelligkeit, kann auf Leinwand, Tuch, Leder 2c. gebraucht werden, und scheint einer Störung ihres Ganges nicht leicht unterworfen zu seyn. Gegen die Sauberkeit und Haltbarkeit ihrer Arbeit kann der strengste Kritiker vom Fach gewiß nichts einwenden, und es ist leicht zu glauben, daß die einfache Bedienung der Maschine in sechs Stunden erlernt werden könne. Die beiden gleichmäßig angespannten Fäden, durch deren Verschlingung die Naht entsteht, sind von sehr beträchtlicher Länge auf Spulen vorräthig, so daß ein Anhalten behufs ihrer Erneuerung selten eintritt. Die Nadel kann bis zu 300 Stiche in einer Minute machen; ich habe sie mit Geschwindigkeit arbeiten sehen, wobei schätzungsweise — genaues Zählen während der Arbeit ist unmöglich — 150—250 Stiche auf die Minute kamen. Stiche mittlerer Feinheit, womit Tuch in meiner Gegenwart zusammengenäht wurde, wurden 12—13 auf einem Zoll Länge (300 auf Ellenlänge) gemacht, eine Naht von 1 Elle Länge erfordert also wenig über 1 Minute zu ihrer Darstellung. Bei einem etwaigen Wettnähen dürfte sich wohl ergeben, daß die Maschine wenigstens ebensoviel leistet, als 4—5 geübte Handarbeiter, und daß sie dabei besser näht, als Viele unter diesen zu thun gewohnt seyn werden.

*) Fokos. Ein vom ungarischen Hirten und Räuber mit unglaublicher Geschicklichkeit gehandhabtes Wurfbeil.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 74. Mittwoch, den 14. September 1853.

Die Blinden.*)

(Eine Novelle von Paul Heyse.)

I.

Am offnen Fenster, das auf den kleinen Blumengarten hinausging, stand die blinde Tochter des Dorfküsters und erquickte sich am Winde, der über ihr heißes Gesicht flog. Die zarte, halbwüchsige Gestalt zitterte, die kalten Händchen lagen ineinander auf dem Fenstersims. Die Sonne war schon hinab und die Nachtblumen fingen an zu duften.

Tiefer im Zimmer saß ein blinder Knabe auf einem Schemelchen an dem alten Spinett und spielte unruhige Melodien. Er mochte fünfzehn Jahre alt seyn und nur etwa um ein Jahr älter als das Mädchen. Wer ihn gehört und gesehen hätte, wie er die großen offenen Augen bald emporwandte, bald das Haupt nach dem Fenster neigte, hätte sein Gebrechen wohl nicht geahnt. So viel Sicherheit, ja Ungestüm lag in seinen Bewegungen.

Plötzlich brach er ab, mitten in einem geistlichen Lied, das er nach eigenem Sinne verwildert zu haben schien.

„Du hast geseufzt, Marlene?“ fragte er mit umgewandtem Gesicht.

„Ich nicht, Clemens. Warum sollt' ich seufzen? Ich schrack nur zusammen, wie der Wind auf einmal so heftig hereinfuhr.“

„Du hast doch geseufzt. Meinst du, ich hörte es nicht, wenn ich spiele? Und ich fühl' es auch bis hieher, wie du zitterst.“

„Ja, es ist kalt geworden.“

„Du betrügst mich nicht. Wenn dir kalt wäre, ständest du nicht am Fenster. Ich weiß aber, warum du seufzest und zitterst. Weil der Arzt morgen kommt und uns mit Nadeln in die Augen stechen will, darum fürchtest du dich. Und er hat doch gesagt, wie bald Alles geschehen sey, und daß es nur thue wie ein Mückenstich. Warst du nicht sonst tapfer und geduldig und wenn ich als Kind schrie, so oft mir was weh that, hat dich meine Mutter mir nicht immer zum Muster aufgestellt, obwohl du nur ein Mädchen bist? Und nun weißt du dich nicht auf deinen Muth zu besinnen, und denkst gar nicht an das Glück, das wir hernach zu hoffen haben?“

Sie schüttelte das Köpfchen und erwiderte: „Wie du nur denken kannst, ich fürchtete mich vor dem kurzen Schmerz. Aber beklommen bin ich von dummen, kindischen Gedanken, aus denen ich mich nicht herausfinde. — Seit dem Tage schon, wo der fremde Arzt, den der Herr Baron hat kommen lassen, vom Schloß herunter zu deinem Vater kam, und die Mutter uns dann aus dem Garten rief, seit der Stunde schon liegt was auf mir und will nicht weichen. Du warst so in Freuden, daß du nichts gewahr wurdest. Aber wie dein Vater damals zu beten anfing und Gott ihm Dank sagte für die Gnade, schwieg es ganz still in mir und betete nicht mit. Ich sann in mir herum, wofür ich dankte und begriff's nicht.“

Sie sagte das mit ruhiger, gefaßter Stimme. Der Knabe schlug wieder einige leise Akkorde an. Zwischen den heiser schwirrenden Tönen, wie sie diesen alten Instrumenten eigen sind, klang ferner Gesang heimkehrender Feldarbeiter, ein Gegensatz wie der eines hellen, kräftigen Lebens zu dem Traumleben dieser blinden Kinder.

Der Knabe schien es zu empfinden. Er stand rasch auf, trat an das Fenster mit sicherm Schritt — denn er kannte dies Zimmer und all' sein Geräth — und indem er die schönen blonden Locken zurückwarf, sagte er: „Du bist wunderlich, Marlene! Die Aeltern und Alle im Dorf wünschen uns Glück. Sollt' es nun kein Glück seyn? Bis mir's verheißen wurde, hab' ich auch nicht viel darnach gefragt. Wir sind blind, sagen sie. Ich verstand nie, was uns fehlen soll. Wenn wir draußen saßen am Wäldchen, und Reisende kamen vorbei und sagten: „Arme Kinder!“ ward ich zornig und dachte: Was haben sie uns zu bedauern? Aber daß wir anders sind als die Andern, das wußt' ich wohl. Sie sprachen oft Dinge, die ich nicht verstand, und die doch lieblich seyn müssen. Nun wir's auch wissen sollen, läßt mich die sehnsüchtige Neugier nicht los Tag und Nacht.“

„Mir war's wohl, so wie es war“, sagte Marlene traurig. „Ich war so fröhlich und hätte all' mein Lebtag so fröhlich seyn mögen. Nun kommt es wohl anders. Hast du nicht die Leute klagen hören, die Welt sey voll Noth und Sorgen? Und kannten wir die Sorge?“

„Weil wir die Welt nicht kannten; und ich will sie kennen, auf alle Gefahr. Ich ließ mir das auch gefallen, so mit dir hinzudämmern und faul seyn zu dürfen. Aber nicht immer; ich will nichts voraus haben vor Denen, die es sich sauer werden lassen.

*) Aus dem „Illustrirten Familienbuch“ vom österreichischen Lloyd.

Manchesmal, wenn mein Vater uns Geschichte lehrte, und von Helden und wackern Thaten erzählte, frug ich ihn, ob der und der auch blind gewesen. Aber wer was Rechtes gethan hatte, der konnte sehen. Da hab' ich mich oft tagelang mit Gedanken geplagt. Dann, wenn ich wieder Musik machte und gar Orgel spielen durfte — an deines Vaters Stelle, vergaß ich wieder meinen Unmuth. Aber wenn er wiederkam, dacht' ich: Sollst du immer Orgel spielen und die tausend Schritt weit im Dorf umher gehen, und außer dem Dorf kennt dich kein Mensch und nennt dich Keiner, wenn du gestorben bist? Siehst du, seit nun der Arzt im Schlosse ist, hoffe ich, daß ich noch ein ganzer Mann werden kann! Und dann gehe ich in die Welt und jede Straße, die mir ansteht, und habe Keinem was nachzufragen."

„Auch mir nicht, Clemens?"

Sie sagte das ohne Klage und Vorwurf. Aber der Knabe erwiderte heftig: „Höre, Mariene! sprich nicht so Zeugs, was ich nicht leiden kann. Meinst du, ich würde dich allein zu Hause lassen und mich so fortstehlen in die Fremde? Traust du mir's zu?"

„Ich weiß wohl, wie es geht. Wenn die Bursche im Dorf zur Stadt müssen oder auf die Wanderschaft, da geht Keins mit, auch nicht die eigene Schwester. Und hier sogar, wenn sie noch unerwachsen sind, laufen die Knaben von den Mädchen weg, gehen in den Wald mit ihres gleichen und necken die Mädchen, wo sie ihnen begegnen. Bisher da ließen sie dich mit mir zusammen, und wir spielten und lernten miteinander. Du warst blind wie ich; was wolltest du bei den andern Jungen? Aber wenn du sehen kannst und du wolltest bei mir im Haus sitzen, würden sie dir nachspotten, wie sie's Jedem thun, der's nicht mit ihnen hält. Und dann — dann gehst du gar fort auf lange Zeit, und ich hatte mich so ganz an dich gewöhnt!"

Sie hatte die letzten Worte mit Mühe herausgebracht; da übermannte sie die Angst und sie schluchzte laut.

Clemens zog sie fest an sich, streichelte ihr die Wangen und sagte dringend: „Du sollst nicht weinen! Ich will nicht von dir gehen, nie, nie! und eh' ich das thäte, will ich lieber blind seyn und Alles vergessen. Ich will nicht von dir, wenn's dich weinen macht! Komm, sey ruhig, sey froh! Du darfst dich nicht erhitzen, hat der Arzt gesagt, weil es den Augen nicht gut ist. Liebe, liebe Mariene!"

Er drückte sie fest in den Arm und küßte sie, was er nie zuvor gethan. Draußen rief seine Mutter vom nahen Pfarrhaus herüber. Er führte die fort und fort Weinende zu einem Lehnstuhl an der Wand, ließ sie darauf niedersinken und ging eilig hinaus.

Kurz darauf schritt ein würdiges Paar den Schloßberg herab in's Dorf; der Pfarrer, eine hohe, gewaltige Gestalt, in aller Kraft und Majestät eines Apostels; der Küster, ein schlichtgewachsener Mann von demüthiger Haltung, dessen Haar schon weiß wurde. Sie waren beide vom Gutsherrn eingeladen worden, den Nachmittag mit ihm und dem Arzt zuzubringen, der auf die dringende Bitte des Barons aus der Stadt herübergekommen war, die Augen der beiden Kinder zu prüfen und eine Operation zu versuchen.

Nun hatte er den hocherfreuten Vätern wiederholt seine Hoffnung auf völlige Heilung versichert und gebeten, auf den kommenden Tag sich bereit zu halten. Den Müttern lag es ob, in der Pfarre das Nöthige zuzurüsten, denn man wollte die Kinder an dem Tage nicht trennen, der beiden das so lange gemeinsam entbehrte Licht bringen sollte.

Als die beiden Väter vor ihren einander gegenüber gelegenen Häusern angekommen waren, drückte der Pfarrer seinem alten Freunde die Hand und sagte mit feuchtem Blick: „Gott sey mit uns und ihnen!" dann schieden sie.

Der Küster ging in sein Haus; da war Alles still, die Magd draußen im Garten. So trat er in sein Zimmer und war der Stille froh, die ihn mit seinem Gott allein seyn ließ. Als er über die Schwelle geschritten, erschrack er. Sein Kind war vom Stuhle hastig aufgefahren, drückte das Tuch hastig vor die Augen, die Brust flog ihr wie von Krämpfen, die Wangen und Lippen waren blaß. Er sprach zu ihr und bat sie, sich zu fassen und fragte ernstlich: „Was ist dir geschehen?" Sie antwortete nur mit Thränen, die sie selbst nicht verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Ein ungarischer Fra Diavolo.

(Fortsetzung.)

Sprachs und griff mit der braunen Hand in die Tasche, holte ein nicht mehr allzusauberes Stück Papier daraus, hielt es der starrenden Menge entgegen und schrie, sich auf den Sattelkopf vorüberbin legend, mit gehobenem Selbstbewußtseyn: „Es ist viel zu lang, ihr versteht es doch nicht. Aber Eines will ich euch daraus sagen, mir krümmt Keiner ein Haar mein Lebtag. Denn — ich bin — amnestirt!! Wohlverstanden. Amnestirt von der Regierung, vom Palatinus! Eljen Istvan*)! Eljen Kossuth!"

Und der Räuber schwenkte freudig den Hirtenhut, und die Bande folgte des Führers Beispiel, und die Szegediner sahen einander überaus dumm an und wußten nicht, was für einen Anstrich sie ihren Gesichtern geben sollten.

Die Straßenjungen durchhieben den gordischen Knoten und brachten es zur Katastrophe. Unisono schrieen sie: „Eljen Sándri! Eljen Sándri!" und die Fischweiber, deren es in Szegedin wie in Paris gibt, schrieen mit, bis ein Höllenlärm entstand, während dessen unser Rózsa Sándor sich in einem anständigen General-Galopp der Herzen aller Reitkünstler (und wer in Ungarn ist dies nicht) bemeisterte, mithin in allen „Schichten der Gesellschaft" Mann des Tages und sammt seiner Bande außerordentlich gut bewirthet ward.

Besondere Verdienste erwarben sich dabei die Oberalten und Patrizier der Stadt. Nachdem sie, die Gelahrten und Waisen, des Räubers Papier durch die Loupe ihrer magistratischen Erfahrung gelesen und

*) Eljen Istvan! Es lebe Stefan! Der Erzherzog Stefan war damals Palatin von Ungarn.

richtig heraus entziffert hatten, Sándri sey in aller Form Rechtens amnestirt, so hatten sie ihrer Amtspflicht genügt und durften schon ex officio einem reuigen Sünder gastlich Thür und Angel öffnen, was Alles zusammengenommen beweist, daß Verhältnisse nicht nur den Menschen bestimmen, sondern auch das Maß, welches ihm an Fleisch und Wein, an christlicher und jüdischer Gastfreundschaft dargereicht wird.

Man sollte glauben, daß ein auf so billige Weise der peinlichen Halsgerichtsordnung entronnener Mensch, als unsrer Sándri, sich wohl gehütet haben werde, dem gewohnten Berufe weiter fort zu leben. In der That nahm Rózsa, nachdem er drei Tage in Szegedin auf seinen Lorbeeren geruht hatte, einen recht wackern Anlauf, indem er sich und seine Bande dem Landesvertheidigungsausschuß als „Freikorps" zur beliebigen Disposition stellte. Aber „der Mensch denkt und der Landesvertheidigungsausschuß lenkt." Trotzdem, daß eben zu der Zeit, als Rózsa Sándors Anerbieten in Buda-Pesth anlangte, der Kroatenführer Jellachich über Save und Drau nach Ungarn hereinbrach, ward vom undankbaren Vaterland das „Freikorps" abgewiesen, und es zog sich also dessen Hauptmann, dem Cincinnatus gleich, hinter die Pflüge Szegedins wieder zurück.

Offenbar würde unter solchen Auspizien unser Held eine sehr wenig romantische Rolle gespielt haben, und nimmermehr eingedrungen seyn in die Fluth großer Namen. Aber Rózsa Sándor war unter einem verhängnißvollen Stern geboren, und in der Gestalt eines hausirenden Hebräers ereilte ihn die Mahnung zu seinem Beruf.

Ungefähr vierzehn Tage nach seinem glorreichen Einzuge in die von ihm oft bestohlene Vaterstadt lag Sándri, seiner Gewohnheit gemäß, auf der Wiese an der Theiß und rauchte seinen „Schwachpeter" und that nichts, als dem lieben Herrgott seinen blauen Himmel anschauen. In dieser mühsamen Beschäftigung wurde er vom ehrsamen Moyses Brinzl aus Preßburg in der Art unterbrochen, daß Moyses demüthigst fragte, „ob denn der Herr v. Sándri nicht etwas zu verkaufen oder zu vertauschen hätten?" Der Zufall wollte, daß der Angeredete, als er in die Tasche griff, allda noch einige mit ihm amnestirte Taschenuhren vorfand, und diese, ohne ein Wort zu verlieren, dem Sohne Israels mit selbstredender Geberde unter den Gesichtsvorsprung hinhielt.

Moyses Brinzl zog nach reiflicher Prüfung aus einem schweinsledernen Portefeuille eine österreichische Banknote von 10 Gulden, außerdem wickelte er das Hausirbündel auseinander, griff nach einem unter vielerlei Fetzwerk und Gerumpel versteckten Uniformrock und bot diesen und das Geld mit triumphirenden Blicken dem „Herrn von Sándri" dar.

Nicht so bald hatte der Räuber a. D. und abgewiesene Freischärler einen Blick nach dem zum Tauschhandel proponirten Kleidungsstück geworfen, als er mit beiden Füßen zugleich aufsprang und dem würdigen Enkel der Erzväter das bunte Zeug mit den Worten: „Teufel! Teufel! was ist das?" ohne Weiteres aus der Hand riß.

Moyses Brinzl zögerte nicht zu erklären, daß das fragliche Stück eine funkelnagelneue Majorsuniform der eben errichteten Honvedek sey, und daß die Schnüre und Bärprazzeln schon die nationalen Farben trügen, denn alles Schwarzgelbe sey abgeschafft rc.

Die ächt magyarische Uniform stach unserm Helden an und für sich schon in die Augen. Zu seinem Glück oder Unglück meinte aber überdies der Tauschhändler, „der Majorsrock säße dem Herrn von Sándri wie angegossen, und passe überhaupt einzig nur für ihn. Hauptmann einer fliegenden Abtheilung seyen Hochderselbe schon gewesen; auf den Hauptmann aber folge der Major, wozu der Herr von Rózsa Sándor eben so viel Recht, als Talent, wie die Andern besäßen, und — kurz und gut — den Rock nähme er nicht mehr zurück, denn Niemand solle ihn haben, als der gefeierte Mann, der vor ihm stehe."

Das war zu viel für unsern in Roaktivität befindlichen Herrn Gauner. „Es ist wahr!" dachte er bei sich, „auf den Hauptmann der Major! Die Uniform ist gar nicht häßlich! Und wenn ich statt wie bisher den Szegedinern, von jetzt an den kaiserlich gesinnten Serben und Kroaten die Rinder wegtreibe, nota bene in Majors-Uniform, so ist das, wie wir in der Stabsoffiziers-Sprache zu sagen pflegen, ein kühner Coup de main. Im Zivil nennen es nur die Dummköpfe des Friedens eine Spitzbüberei. Zugegriffen also Sándri, topp. „Moses!" rief er dann dem schmunzelnden Handelsmann zu, warf die Uhren ins Gras, zog den Attila*) an, steckte die zehn Gulden in den Sack und ging stolz der Theiß zu, in deren Schluchten sich seine Gesellen bis auf Weiteres zerstreut hatten.

II.

„Kleider machen Leute!" Es gibt kein Sprüchwort, welches mehr Wahrheit enthielte als dieses. Kaum steckte Rózsa Sándri in der Majors-Uniform, als sich außer seinen bisherigen Getreuen auch gar manche andere, nicht weniger fingerfertige Bursche, meistens verdorbene Genies, zum Dienst anwerben ließen, so daß der selbst ernannte Bataillonschef binnen vierzehn Tagen über einen Haufen von fünfhundert Köpfen Musterung halten konnte. Mit diesem Ergebniß, also mit dem Anprobiren eines Majors-Rockes, begann für Rózsa Sándor eine neue Lebensrichtung. Der Räuber war begraben, der Soldat, der Parteigänger erstand aus der Gruft der Vergangenheit. Aus dem gemeinen Rinderdiebe entstand ein ungarischer Fra Diavolo.

Indessen Rózsa fand viel erheblichere Schwierigkeiten, als weiland sein kalabresischer Vorgänger. Diesen rief der Kardinal Ruffo selbst an die Spitze der Banden. Ein neapolitanisches Oberst-Patent zeichnete den begnadigten Banditen aus, und die Offiziere der königlichen Armee sahen es als keine Verunehrung ihrer Uniform an, daß der Kopf, auf den der König einst einen Preis gesetzt hatte, sich mit dem galonirten Federhut bedeckte. Nicht so zuvorkommend fand sich Rózsa Sándor empfangen. Die Regierung wollte von ihm nichts wissen, und als er im November an die Römerschanzen hinunterzog, sich der ungarischen Südarmee anzuschließen, jagte ihn der alte General Kiss von

*) Attila, ein verschnürter Waffenrock.

Ellemer sofort aus allen Lageen, und die Offiziere drohten mit Massenaustritt, wenn dem Räuber nicht auf der Stelle die Uniform ausgezogen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der elektro-chemische Schreibapparat.

Der österreichische Telegraphendirektor Dr. Gintl in Wien hat neuerdings für den Telegraphenbetrieb in Oesterreich an die Stelle des jetzt allgemein dort eingeführten Morse'schen Schreibapparats den sogenannten elektro-magnetischen Schreibapparat in Vorschlag gebracht und zu diesem Zwecke bereits mehrfache Versuche hiemit angestellt, welche bei Gelegenheit der gegenwärtig in Berlin tagenden Telegraphenkonferenz in größerer Ausdehnung wiederholt werden sollen. Die Einrichtung des elektro-magnetischen Telegraphenapparats beruht in Folgendem:

Bekanntlich geschieht das Telegraphiren mit dem Morse'schen Schreibapparat, indem ein Elektromagnet durch die Einwirkung des elektrischen Stroms einen Hebel in Bewegung setzt, der mit einem Stift auf einen durch ein Uhrwerk fortbewegten Papierstreifen Punkte und Striche macht, welche zu telegraphischen Schriftzeichen kombinirt werden. Der elektrische Strom geht von derjenigen Station aus, welche telegraphirt, und wird durch das Niederdrücken einer Taste — das Einschalten einer galvanischen Batterie — dem nach der entfernten Station führenden Leitungsdraht mitgetheilt. Ein kurzes Niederdrücken der Taste bringt auf dem Papierstreifen der empfangenden Station einen Punkt, ein längeres Andrücken einen Strich hervor, und Punkte und Striche erscheinen als Eindrücke im Papierstreifen.

Beim elektro-chemischen Telegraphenapparat ist die Vorkehrung für die Erzeugung und Mittheilung des galvanischen Stromes ganz die gleiche; auch hier werden Punkte und Striche durch das Andrücken einer Taste hervorgebracht. Anstatt daß aber diese Zeichen auf mechanische Weise, durch das alternirende Anziehen eines Hebels, von dem Elektromagneten hervorgebracht werden, wirkt beim elektro-chemischen Apparat der galvanische Strom chemisch zersetzend auf den Papierstreifen, und Punkte und Striche erscheinen darauf als farbige Zeichen. Zu diesem Zwecke wird es erforderlich, daß die galvanische Kette (der vom elektrischen Strom zu durchlaufende Kreis) fortwährend und im Apparate selbst geschlossen bleibt. Der Schreibstift liegt in schiefer Richtung auf einem metallenen Steg, und zwischen beiden wird der Papierstreifen durchgezogen, der, um die Kette nicht zu trennen, mit einer leitenden Flüssigkeit (z. B. verdünnter Schwefelsäure, Alaunauflösung) befeuchtet seyn muß. Dieser Streifen muß ferner, um auf demselben farbige Zeichen hervor zu bringen, mit etwas imprägnirt seyn, was durch die Einwirkung des galvanischen Stroms zersetzt und dadurch gefärbt wird. Als ein solches Imprägnirungsmittel wird Jodkalium, mit Stärkekleister und Wasser gemischt, oder aus einer Mischung von cyansaurem Kali, Salzsäure und Kochsalz angegeben. Mit ersterem werden violette, mit letzterm dunkelblaue Zeichen erzeugt. Denkt man sich nun den zwischen zwei Walzen fortbewegten imprägnirten Papierstreifen, der, durch einen nassen Schwamm angefeuchtet, zwischen dem Metallstift und dem metallenen Steg durchgeht, so wird derselbe so lange keine Schriftzeichen zeigen, als kein elektrischer Strom durch den Stift, das Papier und den Steg, welche sämmtlich Theile der Leitungskette bilden, hindurchgeht, d. h. auf der entfernten Station die Telegraphirtaste nicht angedrückt wird. In dem Augenblick aber, wo dies geschieht, der elektrische Strom also auf das präparirte Papier gelangt, wird das Imprägnirungsmittel, z. B. Jodkalium, zersetzt, und es entsteht in der Spur des Stifts ein gefärbter Punkt oder ein farbiger Strich, je nachdem die Taste nur momentan oder länger angedrückt wurde.

Auf dieser oder einer ähnlichen Einrichtung bestehen alle elektro-chemischen Schreibapparate, und es werden für dieselben gegenüber den elektro-magnetischen Apparaten als Vorzüge geltend gemacht: Größere Einfachheit und Wohlfeilheit; geringere Stärke des erforderlichen elektrischen Stroms, daher kleinere und billigere Batterien; größere Deutlichkeit der telegraphischen Schriftzeichen; leichtere Behandlung des Apparates und noch andere. Gleichwohl ist es bekannt, daß die elektro-chemischen Schreib- oder Druck-Apparate in England und in den Vereinigten Staaten, wo sie seit längerer Zeit auf den Telegraphenlinien in Gebrauch sind, nicht im Stande waren, die anderen Apparate zu verdrängen, und daß ihre Anwendung bis jetzt eine sehr beschränkte geblieben ist, weßhalb wohl auch eine allgemeinere Anwendung derselben in Deutschland vorerst bezweifelt werden darf.

(Schwäb. Merkur.)

---

*Im Dorfe.

Horch! Kindergeschrei gar munter
Erschallt, die Schul' ist aus,
Und schnell das Dorf hinunter
Geht's nun in's Vaterhaus.

Am Fenster mit Brill und Perrücke
Guckt der Schulmeister heraus,
Kein Auge schaut zurücke
Nach seinem engen Haus.

So hab' auch ich verlassen
Die dumpfe, lärmende Stadt;
Die Brillengesichter, die blassen,
Die hatt' ich herzlich satt.

Ich zog mit Stab und Tornister
In die weite Welt hinaus;
Fahrt wohl, ihr bleichen Philister,
Fahrt wohl, die Schul' ist aus!

Ludwig Reban.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 75. Sonntag, den 18. September 1853.

Die Blinden.

(Fortsetzung.)

II.

In zwei Kammern des Pfarrhauses, die im obern Geschoß nach Mitternacht gelegen waren, hatte man die Kinder gebettet. Die Fenster waren in Ermanglung der Läden mit dunkeln Tüchern sorglich verhangen, so daß vom hellsten Tage kaum ein Zwielicht herein drang. Der geräumige stille Baumgarten des Pfarrers verschattete zum Ueberfluß die Mauer und hielt das Geräusch des täglichen Lebens fern.

Besonders für das Mädchen hatte der Arzt die größte Vorsicht eingeschärft. Was an ihm gewesen, sey geglückt. Nun müsse die Natur im Stillen das Uebrige thun, und des Mädchens leicht erregbares Wesen brauche der strengsten Pflege und Schonung.

Marlene war in der entscheidenden Stunde unverzagt gewesen. Als ihre Mutter bei dem Schritt des Arztes über den Flur in Weinen ausbrach, war sie zu ihr getreten, um sie zu beschwichtigen.

Der Arzt fing mit dem Knaben an, der aufgeregt, aber von gesundem Muth, niedersaß und Alles ertrug. Nur wollte er nicht dulden, daß man ihn während der Operation halte. Erst Marlenens Zureden bewog ihn, sich auch das gefallen zu lassen. Als der Arzt von den entschleierten Augen auf einige Sekunden die Hand wegnahm, schrie er heftig auf vor freudigem Schreck.

Marlene zuckte zusammen, dann bestand sie auch ohne einen Laut die kurze Pein. Aber Thränen stürzten ihr aus den Augen und ihr Leib zitterte, so daß der Arzt ihr die Binde eilig umthat und sie selbst in ihre Kammer bringen half, denn die Kniee wankten ihr. Dort auf ihrem Lager stritten sich lange Schlaf und Ohnmacht um sie, während der Knabe versicherte, ihm sey völlig wohl, und nur auf den ernsten Befehl des Vaters sich niederlegte.

Sobald aber entschlief er nicht. Bunte Gestalten, bunt zum ersten Mal, glitten an ihm vorüber, geheimnißvoll, die ihm noch Nichts waren und doch so Viel werden sollten, wenn die Leute Recht hatten, die ihm Glück wünschten. Er frug Vater und Mutter, die an seinem Bette saßen, nach hundert Dingen, die ihm freilich die tiefsinnigste Wissenschaft nicht hatte enträthseln können. Denn was weiß sie von dem Quell des Lebens? Der Vater bittet ihn, sich zu gedulden, denn mit Gottes Hülfe werde er bald in seinen Zweifeln selbst klarer sehen. Jetzt sey ihm Ruhe noth und vor Allem Marlenen, die er leicht durch sein Sprechen aufwecken könne. Da schweigt er denn und horcht durch die Wand. Er bittet flüsternd, man solle die Thür öffnen, daß er hören könne, ob sie schlafe und nicht etwa stöhne vor Schmerz. Die Mutter that ihm den Willen. Nun liegt er unbeweglich und lauscht, und das Athmen seiner schlafenden Freundin, das ruhig aus- und eingeht, singt ihn endlich auch in den Schlaf

So lagen sie stundenlang. Im Dorf draußen ging es stiller zu als sonst. Wer mit einem Fuhrwerk an der Pfarre vorbei mußte, hütete sich vor allem Lärm. Auch die Schulkinder, denen es der Lehrer gesagt haben mochte, tobten nicht wie sonst aus dem Unterrichte nach Haus, sondern gingen, das Haus scheu und flüsternd anblickend, paarweise entfernten Spielplätzen zu. Nur der Gesang der Vögel schwieg nicht in den Zweigen; aber wann hätte sein Klang ein ruhebedürftiges Menschenkind gestört und verdrossen?

Erst die Herdenglocken weckten die beiden Kinder. Des Knaben erste Frage war, ob Marlene schon nach ihm gerufen habe. Er frug sie dann halblaut, wie sie sich fühle.

Der dumpfe Schlaf hat ihr kaum wohlgethan und die Augen brennen ihr unter der leichten Binde. Aber sie zwingt sich, sagt, es sey ihr besser, und plaudert heiter mit Clemens, dem die abenteuerlichsten Gedanken über die Lippen gehen.

Spät, als der Mond schon aus dem Walde stieg, klopft zaghafte Kinderhand an die Thür des Pfarrhauses. Die kleinen Mädchen vom Dorfe sind's, mit einem Kranz für Marlene, von ihren besten Gartenblumen und einem Strauß für Clemens. Als man ihn dem Knaben bringt, verklärt sich sein Gesicht. Der Duft und der kühle Thau erfrischen ihn. Er bittet: „Sagt ihnen viel schönen Dank. Sie sind gute Mädchen. Jetzt bin ich noch krank. Aber wenn ich erst sehen darf, steh' ich ihnen bei gegen die Buben.“

Marlene, da man ihr den Kranz auf's Bett legte, schob ihn mit den blassen Händchen sanft zurück und sagte: „Ich kann nicht! Mir schwindelt, Mutter, wenn mir die Blumen nahe sind. Bring ihn dem Clemens auch!“

Sie fiel bald wieder in ihren fieberhaften Halbschlaf. Erst die gesunde Nähe des Tages beruhigte sie, und der Arzt, der in aller Frühe kam, fand sie außer Gefahr, wie er kaum gehofft hatte. Lange saß

er da am Bett des Knaben, hörte lächelnd die seltsamen Fragen an, ermahnte ihn freundlich zu Geduld und Ruhe und ging mit der besten Zuversicht.

Aber Ruhe und Geduld einem anzusinnen, dem ein vielgelobtes Land endlich einen Augenblick aus der Ferne gezeigt worden! Der Vater muß, so oft sein Amt ihm die Zeit läßt, in die Kammer hinauf und erzählen. Die Thür darf dann nicht geschlossen werden, daß auch Marlene die schönen Geschichten hören kann, Legenden von frommen Männern und Frauen, denen Gott schwere Gebrechen gegeben und genommen, das Märchen vom armen Heinrich, für den das fromme Mägdlein in ihrer Demuth sich hat opfern wollen, und wie Gott Alles herrlich hinausgeführt habe, und was der würdige Pfarrer an erbaulichen Historien aufzutreiben wußte.

Wenn dann dem frommen Mann unvermerkt die Erzählung zum Gebet wurde, oder die Mutter mit ihrer klaren Stimme ein Danklied zu singen anhob, faltete Clemens auch die Hände und sang mit; aber gleich darauf warf er neue Fragen hin, die zeigten, daß er mehr Antheil an der Geschichte genommen, als am Gesang. Marlene fragte nie. Sie war freundlich gegen Jedermann, und Keiner ahnte, wie viele Gedanken und Fragen in ihr arbeiteten.

Sichtbar genasen sie von Tag zu Tag, und schon am vierten nach der Operation erlaubte ihnen der Arzt aufzustehen. Er selber stützte das Mädchen, wie sie schwach und zitternd durch die finstere Kammer ging nach der offenen Thür, in der der Knabe stand, und fröhlich seine suchenden Hände nach den ihren ausstreckte. Dann hielt er ihre Hand fest und bat sie, sich auf ihn zu stützen, was sie zutraulich that.

Sie schritten die Kammer auf und ab mit einander, und er mit dem feinen Gefühl der Oertlichkeit, wie es Blinden eigen ist, geleitete sie behutsam an den Sesseln und Schränken vorüber, die an den Wänden standen.

„Wie ist dir?“ frug er sie.

„Mir ist wohl“, war ihre Antwort, „heute wie immer.“

„Komm“, sagte er rasch, „lehn dich fester an; du bist noch matt. Es thäte dir gut, ein bischen Wiesenduft im Freien zu athmen, denn hier ist die Luft dick und schwer. Aber noch ist's nicht gesund, sagt der Doktor. Die Augen werden wund und erblinden gar wieder, wenn sie zu früh in's Licht sehen. O, nun weiß ich schon, was Licht und Dunkel ist. Kein Flötenton ist so süß, als wenn es dir so weit und schimmernd um's Auge wird. Es that mir weh, muß ich sagen; doch hätt' ich immer so in's Bunte starren mögen; so selig war der Schmerz. Du wirst es auch erleben. Aber es ist noch mancher Tag zu überstehen, bis es uns so gut wird. Dann aber thu' ich den ganzen Tag nichts als sehen. Was ich wissen möchte, Marlene: Sie sagen, jedes Ding habe eine andere Farbe. Was für Farben mag dein und mein Gesicht haben? Dunkel oder hell? Es wäre garstig, wenn sie nicht recht schön hell wären. Ob ich dich wohl erkenne mit den Augen? Jetzt, so tastend, will ich dich mit meinem kleinen Finger unter allen Menschen herausfinden. Aber hernach — da haben wir uns ganz von Neuem kennen zu lernen. Ich weiß jetzt, deine Wangen und deine Haare sind weich anzufühlen. — Ob sie den Augen auch so seyn mögen? Das wüßt' ich gern, und es ist noch so lange hin!“

In diesem Ton plauderte er unaufhörlich und achtete nicht darauf, daß sie stumm neben ihm ging. Manche von seinen Worten waren ihr tief zu Herzen gegangen. Sie war nie darauf verfallen, daß sie sich selbst nun auch sehen würde, und wußte auch kaum, wie sie sich das zu denken habe. Von Spiegeln hatte sie gehört, ohne es zu verstehen. Sie dachte sich jetzt, sobald ein Sehender die Augen aufthäte, erscheine ihm sein eigen Angesicht.

Nun, wie sie wieder im Bett lag und die Mutter dachte, sie schliefe, ging ihr das Wort durch den Sinn: Es wäre garstig, wenn unsere Gesichter nicht hell wären. Sie hatte von Schön und Häßlich gehört, und daß häßliche Menschen bemitleidet und oft minder geliebt würden. Wenn ich nun häßlich bin, sagte sie sich, und er will nichts mehr von mir wissen! Früher — was frug er darnach? Er spielte gern mit meinen Haaren und nannte sie Seidenfädchen. Das wird nun aufhören, wenn er mich garstig findet. Und er, wenn er's auch ist, ich will's ihm gewiß nicht merken lassen, will ihn doch lieb haben. Aber nein, ich weiß wohl, er kann nicht häßlich seyn, er nicht!

Lange grübelte sie in Kummer und Neugier versunken. Es war schwül. Im Garten die Nachtigallen riefen ängstlich herein und ein zuckender Westwind stieß gegen die Scheiben. Sie war ganz allein in der Kammer, denn das Bett der Mutter, die sonst bei ihr geschlafen, war der Hitze wegen aus dem engen Gemache wieder hinausgeschafft. Ueberdies hielt man eine Nachthüterin nicht mehr für nöthig, da das Fieber völlig verschwunden war. Und gerade heute überkam es sie wieder und warf sie hin und her, bis lange nach Mitternacht ein kurzer dumpfer Schlaf sich ihrer erbarmte.

Indessen zog das Wetter, das die Hälfte der Nacht murrend am Horizonte gekreist hatte, mit Macht herauf, lagerte sich über dem Wald und stand nun still, denn der Wind schwieg. Ein heftiger Donner schallt in Marlenens Schlummer hinein. Halbträumend fährt sie empor. Sie weiß nicht, was sie sucht und sinnt, in ungewisser Angst treibt es sie, aufzustehen, ihre Kissen sind so heiß! Nun steht sie am Bett und hört draußen den starken Regen niederrauschen. Aber er kühlt ihre fiebernde Stirne nicht. Sie sucht sich zu fassen und zurecht zu finden und findet in ihrer Seele nichts, als die traurigen Gedanken, mit denen sie einschlief. Ein seltsamer Entschluß geht in ihr auf. Sie will hinein zu Clemens. Auch er ist allein. Wer hindert sie, ihrer Ungewißheit ein Ende zu machen und sich und ihn zu sehen? Nur dies Eine denkt sie und alle Worte des Arztes sind vergessen. So geht sie, ohne sich zu besinnen, ganz wie sie ihr Bett verlassen, der Thüre zu, die halb offen steht, findet die Lehne des Bettes, huscht auf den Zehen an des Schlafenden Seite und mit verhaltenem Athem über ihn gebeugt, reißt sie sich rasch die Binde von den Augen.

Aber sie erschrickt, da es dunkel bleibt wie zuvor. Sie hatte vergessen, daß es Nacht sey, und daß man ihr gesagt hatte, in der Nacht seyen die Menschen allzumal blind. Sie hatte gedacht, es müsse eine Klarheit ausströmen von einem Auge und so sich und die Dinge erleuchten. Nun fühlte sie den Hauch des Knaben sanft an ihre Augen wehen, aber sie unterschied

keine Gestalt. Schon will sie bestürzt und verzweifelnd wieder zurück — da flammt durch die nicht mehr genau verhüllten Scheiben ein sekundenlanger Blitz, dann ein zweiter und dritter, die Luft wogt von Helle hin und her, Donner und Regenguß wachsen an Lärm —; sie aber starrt einen Augenblick auf das Lockenhaupt, das sanft in die Kissen gedrückt da lag; dann verschwimmt das Bild, die Augen thränen gewaltsam, und von unaussprechlicher Angst aufgescheucht flieht sie in ihre Kammer, legt die Binde um, sinkt aufs Bett, und in ihr ist es, als wisse sie es unerschütterlich, daß sie gesehen hat zum ersten und letzten Mal.

(Fortsetzung folgt.)

Ein ungarischer Fra Diavolo.

(Fortsetzung.)

Dies letztere war nun aber keine so leichte Sache. Denn nachdem Rózsa aus dem Lager hinausgemaßregelt war, faßte er den Entschluß, der Sache seines Vaterlandes auf eigene Faust und Gefahr zu dienen. Zu diesem Zwecke rekrutirte er von Neuem und hatte binnen 8 Tagen sein Korps auf zweitausend Csikos*), Räuber, Ausreißer und ähnliches Gelichter gebracht. An der Spitze dieser resoluten Bursche ließ er dem Kommandirenden in Ungarn, dem Feldmarschallieutenant Baron Hrabofski sagen: „Er werde die Honved-Uniform nicht ausziehen, denn Honved heiße Landwehr, und Landwehrmann heiße Jeder, welcher sich für das Land wehren thue. Er, Rózsa, wolle und werde das. Die Herren Offiziere möchten sich nicht erhitzen um ihn. Dutzen würde er sie nicht, Billard spiele er auch nicht; fechten aber thäte er so gut wie sie; also brauchte sie seine Kameradschaft nicht zu geniren!"

Und er hielt Wort. Er kümmerte sich um keinen Menschen, als um seine Bande. Mit ihr lag er ununterbrochen im Hinterhalt, oder er stand im Gefechte. Kein Tag verging ohne Fang oder ohne Scharmützel mit den serbischen Landstürmlern und slavonischen Gränzern. Zwischen allen Lageen herum fegten seine für den kleinen Krieg durch Naturell und Instinkt berufenen Gesellen. Boten, Kundschafter, Kuriere, Marodeure, Transporte u. dergl. waren so gut wie geliefert, sobald sie in die Nähe von Sandor's Armada geriethen. Vor Allem aber galt es dem feindlichen Train, und hier vornehmlich zogen die — Rinder der Freischaar ganze Aufmerksamkeit auf sich.

So trieb es unser Held den Dezember und Januar hindurch. Sein Korps stieg weit über dreitausend Mann, und Rózsa focht schon nicht mehr toll in dem Gewalthaufen, sondern gleich einem kleinen Feldherrn mit detaschirten Trupps nach kombinirtem Feldzugsplan, wobei sich sein erster Lieutenant, genannt Janczi, als — „Chef des Generalstabes" hervorthat.

Nachgerade wurde aber die Regierung doch aufmerksam auf den Mann, welcher ohne Sold und Verpflegung für sie focht und ihr im Ganzen wesentliche Dienste leistete. Man fing also durch Agenten insgeheim zu unterhandeln an. Allein es ließ sich mit Rózsa Sándor nichts ausrichten. Man war so recht in der Zeit der Emporkömmlinge und Sándri hatte durch den Augenschein erfahren, wie schnell die Lieutenants zu Obersten aufrückten. Er forderte denn auch nichts Geringeres als Armeerang mit Oberstentitel für sich, und Umwandlung in drei Honved-Bataillons für sein Korps. Daran zerschlugen sich die Unterhandlungen. Gleichwohl war Rózsa, als ein Spion für das bedrängte Komorn gesucht wurde, der erste, der sich zu dieser halsbrecherischen Arbeit anbot, und dieselbe auch Mitte Februar glücklich vollbrachte. Damit hatte es folgendes:

Die Besatzung von Komorn während der ersten Belagerung bestand aus Leuten, welche noch nicht allzuoft Pulver gerochen hatten. Der Fall der Festung Leopoldstadt hatte die Gemüther eingeschüchtert, und der Festungskommandant, obwohl persönlich brav, besaß weder gehörig Takt noch Umsicht. Nach dem Verlust der Hauptstadt und nachdem das ungarische Hauptheer sogar in die Theißgegenden hinwegzog, verschwand jede Zuversicht bei den Belagerten. Es bildete sich in Komorn eine Partei, welche auf gute Bedingungen zu kapituliren wünschte. Die Gährung steigerte sich täglich und war dem Ausbruch nahe, als — Rózsa Sándor inmitten der Bedrängten und Entmuthigten erschien. Er sagte ihnen, daß Bem fast ganz Siebenbürgens Herr sey, daß Klapka glücklich geschlagen habe bei Tarczal auf den mannhaften Schlik, daß Görgey den Branißzko erstürmet und Perczel die Serben gezüchtigt habe. Das Alles sagte er ihnen und brachte ihnen Kossuths Brief und Siegel dazu. Und als er sah, daß seine Botschaft eine zündende gewesen, sah, daß die Komorner dem Feinde für immer zurufen würden: „Komm morgen!" Da ging er wieder fort. Wie er in das eng umschlossene Komorn hinein, und noch mehr, wie er wieder herausgekommen, das ist des Räubers Geheimniß, und Rózsa, der nichts weniger als ein Memoirenschreiber ist, wird sein Geheimniß wohl mit hinüber oder vielmehr mit hinunter nehmen.

Von Komorn stahl sich Sándri nach Pesth hinein. Die Kaiserlichen hausten darin. Sándri schnüffelte zwischen ihnen herum und erfuhr Vieles, was er durch seine Csikos, diese lebendigen Telegraphen, ins ungarische Hauptquartier als wichtige Nachricht einbefördern lassen konnte.

Nach der Schlacht von Kapolna begab auch er mit dem ungarischen Heere sich hinter die silberne Theiß. Hier aber kommandirte der aristokratische Pole Dembinski und sowie sich Rózsa nur blicken ließ, wurde auch gleich auf ihn gefahndet. Im höchsten Grade erbittert lief er aus dem Lager, schwamm durch den eben aufthauenden Strom, auf dessen rechtem Ufer er nun die Kreuz und die Quere zwecklos umherirrte. Sein guter Spür-Instinkt führte ihn richtig wieder unter die Kaiserlichen. Unfern Szolnok und Csibakhaza traf er eine Patrouille böhmischer Reiter. Ottinger'sche Landsknechte waren das; mehr wie billig angesäuselt hingen sie auf ihren schweren Rossen, und wußten nicht Weg und Steg zum Brigadestab. Rózsa, dem einige Krokodillsthränen und ein Leichenbittergesicht zu jeder Minute zu Gebot standen, produzirte sich den Weißröcken als einen geplünderten Vorspannsbauer aus Tisza-Földvar, welchem man zwar Alles genommen habe bis auf „bissel Schnaps", der aber

*) Csikos: Pferdehirt.

doch den braven Kaiserlichen als Wegweiser dienen und selbst die Feldflasche mit ihnen theilen wolle.

Anfänglich begegneten die Czechen dem Pseudo-Vorspannsbauer mit äußerstem Mißtrauen. Man kannte die Fallen ungarischer Wegweiser. Der gratis vertheilte Schnaps jedoch, das Absingen der österreichischen Volkshymne, wozu Rózsa sich unaufgefordert verstand, und sein offenes munteres Wesen beschwichtigten den Verdacht der böhmischen Reiter, was ihnen sehr zu verzeihen, denn Rózsa würde selbst den Argus der Fabelwelt betrogen und eingeschläfert haben!

Und als nun gar vor einbrechender Dämmerung sich plötzlich die Theiß aufthat an dem eng begränzten Horizont, und Csibakhaza hervortrat aus Schnee und Nebel, da war Vertrauen nicht nur gerechtfertigt, es war von den Umständen geboten.

In der That führte auch Rozsa ohne Fehl seine Schutzbefohlenen in das kleine Theißstädtchen und bat sich zum Danke nur aus, daß er mit den Pferden die Nacht in Csibakhaza zubringen dürfe, weil er sonst sich fürchte, als verdächtig aufgegriffen zu werden. Natürlich bewilligte man dem Müden ein so unverdächtiges Gesuch gern. Unser Freund Sandri war aber nichts weniger als müde. Um 10 Uhr, als seine Zurechtgewiesenen längst im tiefen Schlaf lagen und auch im Orte selbst volle nächtliche Stille eingetreten war, zog sich der Verwegene das beste böhmische Roß aus dem Stalle, warf dem Thier einen Zaum über, sich selbst gabelte er im selben Augenblick quer darauf — — und hui! weg war er!

Außer einer schläfrigen Patrouille, die im Schritt an ihm vorbei faullenzte, und „Halt, wer da!" rief, nachdem er längst tausend Schritte weit einen noch mehr schläfrigen Vorposten überritt, hatte Rózsa bei diesem steeplechase keine Hindernisse mehr zu überwinden, und wie der Gottseybeiuns sauste er über die Haide gegen Szolnok zu, in dessen Bereich er noch vor dem tagenden Morgen ankam.

Richtig, da standen die Vorposten des österreichischen fünften Feldjäger-Bataillons. Die braven böhmischen Reiter hatten den Kundschafter nicht belogen, als sie ihm unwillkürlich die Stellung und Stärke des eigenen Heeres verriethen. Rózsa überzeugte sich auch gar bald, daß außer der Brigade Karger keine Katze in und um Szolnok hauste. Darauf machte er sich wieder eben so hurtig aus dem Staube, als er vorhin gekommen war. Die mährischen Jäger hatten vom Kommen und Gehen des Spähers nichts entdeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

London, 10. Septbr. Die geheimnißvollen Kräfte und Geister, welche früher in Wünschelruthen, schwebenden Ringen, geerbten Schlüsseln und Bibeln und neuerdings in Tischen und Hüten ihr Wesen trieben, sind in dieser raschlebenden Zeit rasch verbraucht worden; aber nur die Formeln wechseln, nicht die noch immer im Volke lebendige Sache. Menschen und Häuser, die sich noch in den Ruf bringen können, mit Geistern in Verbindung zu stehen, können immer noch auf die lebhafteste Sympathie rechnen. Davon erlebten wir gestern und vorgestern ein wahrhaft gigantisches Beispiel. In Brompton, weit im Westend Londons, wollte am 8. Sept. Abends die Schwester zweier Brüder, die zusammen ein Häuschen bewohnen, zu Bett gehen, fiel aber mit einem lauten Schrei zu Boden, als sie die Vorhänge aufzog. Die beiden Brüder eilten ihr zu Hülfe, fielen aber ebenfalls vor Schreck zu Boden und krochen dann halb todt hinaus, um die Polizei zu rufen. Alle Drei hatten einen fürchterlichen Geist im Bette gesehen in der Gestalt eines alten grauhaarigen Mannes. Die Polizei, von dem Wunder in Kenntniß gesetzt, beschloß, dem Ungeheuer im Namen des Gesetzes zu Leibe zu gehen. Da man aber die Stärke des Geistes für sehr bedeutend hielt, nahm sie ihren Angriff nicht eher vor, als bis sich sechs furchtlose Helden gefunden hatten. Diese schritten dann in das Zimmer hinauf, prallen aber alle Sechs wieder zurück und meinen, es sey ein Geist da und in Bezug auf diesen hätten sie keine Macht. Die Nachricht verbreitete sich nun mit Blitzesschnelle durch Brompton und die naheliegenden Stadttheile, so daß die ganze Nacht und den Tag darauf die Menschen tausendweise herbeiströmten und in das kleine Häuschen zu kommen suchten. Gestern kamen die Leute auch von weiter Ferne, denn die Geistergeschichte hatte bereits sehr schauerlich im „Globe" gestanden und war sofort in andere Zeitungen übergegangen. Nicht sowohl um den grauhaarigen Geist als vielmehr um den Geist des Volkes zu sehen, begab ich mich an den Ort des großen Ereignisses und hatte das Glück, bald dicht vor und endlich in das Haus mit hineingeschoben zu werden, wo sich das Volk mit den verschiedenen Geistern des Bieres und Gins sehr familiär machte und in Bezug auf den Geist oben belehrt ward, daß er jetzt nicht zu sehen sey, jedenfalls aber wieder erscheinen werde. Ohne vielen Scharfsinn entdeckte ich bald an dem Umstande, daß das Geisterhaus eine Bier- und Ginschenke war, den tiefen, praktischen Sinn des Wunders. Die drei Leutchen, welche so entsetzlich vom Schreck mitgenommen waren, hatten fortwährend Tag und Nacht zu thun, ihre Gäste mit Porter und Ale und Gin und Whisky zu stärken und immerwährend Geld einzunehmen. Die Geistergeschichte war die effektvollste neue Form einer Anzeige, daß hier statt des Geistes Bier und Branntwein zu haben sey. In der Nachbarschaft hat sich denn auch ein konkurrirender Schenkwirth den Spaß gemacht, den Geist, der bei ihm zu haben sey, in Lebensgröße abmalen und vor die Thür hängen zu lassen mit der Unterschrift: „Hier sind Geister zu haben (spirits of Gin, of Ale) ec.", mit der Angabe der verschiedenen Preise. Viele im Volke lachten, aber die Meisten schienen traurig und aufgebracht, daß ihrem Bedürfnisse, Geister zu sehen oder doch wenigstens von deren Existenz sichere Beweise zu haben, auch diesmal nicht entsprochen worden war. Der Penny-a-liner (Mitarbeiter an Zeitungen von der Straße, die durchweg mit 1 Penny für die Zeile honorirt werden), welcher dem „Globe" die erste Nachricht von der Geistererscheinung brachte, hatte wohlweislich unterlassen, zu erwähnen, daß das schauerliche Haus eine Schenke sey. Man vermuthet, daß er, sowie die benachbarte Polizei, Mitarbeiter an der Geistercitirung gewesen. Die ungeheure Sensation und Aufregung, die ein solcher Pfiff hervorrief, bloß weil er sich auf das Bedürfniß des Volks, an Geister zu glauben, stützte, charakterisirt den Kulturzustand der großen Masse in einem einzigen Bilde ziemlich deutlich. (D. Allg. Z.)

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 76. Mittwoch, den 21. September 1853.

Die Blinden.

(Fortsetzung.)

III.

Wochen sind vergangen. Zum ersten Mal soll sich die junge Kraft der Augen am Licht versuchen. Der Arzt, der indeß von der Stadt aus die einfache Pflege der Kinder geleitet hat, war an einem umwölkten Tage herüber gekommen, um selbst zugegen zu seyn und die Frucht seiner Sorge mitzugenießen.

Man hatte statt der Vorhänge Laubgewinde um die Fenster gebreitet und beide Kammern mit Grün und Blumen festlich aufgeschmückt. Der Gutsherr selbst und wer im Dorfe den beiden Familien am nächsten stand, hatte sich eingefunden, Aeltern und Kind Glück zu wunschen und sich am Staunen der Geheilten zu freuen.

Marlene drückte sich in düsterer Angst in die Zweige im Winkel, als Clemens, hochroth vor Entzücken, ihr gegenüber gestellt wurde und ihre Hand faßte. Er hatte sich's ausgebeten, sie zuerst sehen zu dürfen. So löste man ihnen in demselben Augenblicke die Binden.

Ein Ach des höchsten wortlosen Jubels klang von des Knaben Lippen. Er blieb starr auf demselben Fleck, ein verklärtes Lächeln um die Lippen, die hellen Augensterne hierhin und dorthin bewegend. Er hatte vergessen, daß Marlene vor ihm stehen sollte und wußte ja noch nicht, was menschliche Gestalt sey. Sie that auch nichts, ihn an sich zu erinnern. Ohne Regung stand sie, nur leicht mit den Wimpern zuckend, die klare, braune, todte Augen beschatteten. Noch hatte man kein Arg. Die Wunder, dachte man, die sie zuerst fremd ansehe, versteinern sie. Aber als die Freude des Knaben laut ausbrach, man ihm sagte: „das ist Marlene!“ und er in der alten Gewohnheit, mit der Hand ihre Wangen suchte und sagte: „du hast ein helles Gesicht“, — da stürzten ihre Thränen hervor, sie schüttelte heftig den Kopf und sagte kaum vernehmlich: „Es ist ja dunkel hier; Es ist ja Alles wie es war!“

Wer schildert das Entsetzen der nächsten Stunde! Der Arzt, tief erschüttert, führte sie auf einen Stuhl zum Fenster und untersuchte die Augen. Das graue Häutchen des Staars, das er entfernt hatte, war nicht wieder erneut. Nichts unterschied die Pupille von gesunden, als die leblose, traurige Starrheit.

„Der Nerv ist erloschen“, sagte er. „Eine heftige Erschütterung durch einen plötzlichen grellen Schein muß ihn getödtet haben.“

Die Küstersfrau verließen ihre Sinne; sie fiel ihrem Manne todtenblaß in den Arm. Clemens begriff noch kaum, was vorging. Seine Seele war von dem neu geschenkten Leben zu voll. Aber Marlene lag in Thränen aufgelöst und antwortete auf keine Frage des Arztes. Auch später erfuhr man nichts von ihr. Sie wisse nicht, wie es gekommen; man solle ihr vergeben, daß sie so kindisch geweint habe. Sie wolle Alles hinnehmen, wie es ihr beschieden sey. Habe sie es doch bisher nicht anders gekannt.

Als man Clemens das Unglück klar gemacht hatte, gerieth er außer sich, stürzte zu ihr und schrie unaufhörlich:

„Du sollst auch sehen! Ich will nichts vor dir voraus haben. Sey ruhig, es wird nicht Alles verloren seyn. Ach, nun weiß ich erst, was du verloren hättest! Es ist nichts, daß man selber sieht. Aber Alles ringsum hat Augen und sieht uns an, als hätt' es uns lieb. Und es wird dich auch ansehen; gedulde dich nur und weine nicht.“

Und dann frug er nach dem Arzt und drängte sich ungestümm an ihn und bat unter Thränen, Marlenen zu helfen. Dem braven Manne standen die hellen Tropfen im Auge; er faßte sich mühsam, ermahnte ihn, sich zu schonen, er wolle sehen, was zu thun sey, und hielt ihn mit Hoffnungen hin, um eine Aufregung zu verhüten, die ihm hätte gefährlich werden können. Den Aeltern aber verhehlte er die trostlose Wahrheit nicht.

Aber des Knaben Schmerz schien Marlene getröstet zu haben. Sie saß still am Fenster und rief ihn leise zu sich.

„Es muß dich nicht so kümmern“, sagte sie. „Es kommt Alles von Gott. Freue dich nur, wie ich mich freue, daß du geheilt bist. Du weißt ja, ich habe nie sonderlich darnach verlangt. Nun wär' ich's auch zufrieden, wenn es meine Aeltern nicht so betrübte. Aber sie werden sich daran gewöhnen, und du auch, und so wird es gut werden, wenn du mich nur lieb behälst, da ich nun bleibe, wie ich war.“

Er ließ sich nicht beruhigen, und der Arzt drang darauf, die Kinder zu trennen. Man führte Clemens hinunter in das größere Zimmer, wo sich die Leute aus dem Dorf um ihn drängten. Sie drückten ihm der Reihe nach die Hand und sagten herzliche Worte. Ihn betäubte die Menge. Er sagte nichts als: „Wißt

„Ihr auch schon, Marlene ist blind geblieben!" Und weinte dann von neuem.

Es war hohe Zeit, ihm die Binde wieder umzuthun und ihn in ein einsames, kühles Zimmer zu bringen. Da lag er und war erschöpft vor Freude, Schmerz und Weinen. Der Vater sprach mild und fromm zu ihm, was ihm doch wenig half. Auch im Schlaf weinte er viel und schien ängstlich zu träumen.

Am folgenden Tag aber forderten Freude, Wißbegier und Staunen ihr Recht an ihm, und die Trauer über Marlenen schien ihm nur nahe zu kommen, wenn er sie sah. Er hatte sie gleich in der Frühe besucht und mit der zärtlichsten Sorge gefragt, ob sich über Nacht nichts geändert und gebessert habe. Dann aber beschäftigte ihn die bunte Welt, die sich ihm aufthat, und wenn er zu Marlenen zurückkam, war es nur, ihr ein neues Wunder zu schildern, wo er denn oft mitten im Fluß der hastigen Erzählung einhielt, durch einen Blick auf die arme kleine Freundin erinnert, wie weh ihr seine Freude thun müsse. Im Grunde that sie ihr aber nicht weh. Sie wollte nichts für sich, ihn begeistert reden zu hören, war ihr ein Fest. Aber als er seltener kam, im Wahn, sie zu betrüben, und dann schweigsam war, weil ihm alles Andere verschwand gegen das, was er ihr nicht zu sagen wagte, wurde sie unruhig. Sie hatte ihn sonst am Tage nur selten entbehrt. Jetzt saß sie viel allein. Die Mutter kam wohl oft, ihr Gesellschaft zu leisten. Aber die gute Laune der sonst lebhaften Frau war fort, seit ihre liebste Hoffnung fehlgeschlagen. Sie wußte ihrem Kinde nichts zu sagen, als Trostworte, die ihre eigenen Seufzer Lügen straften und die Marlenen wenig seyn konnten. — Wie viel von dem, was sie nun litt, hatte das Mädchen voraus gefürchtet! Und doch überraschte sie das Gefühl der Entbehrung mit unbekannten Schmerzen.

Sie saß nun wieder oft in ihres Vaters Gärtchen unter den Zweigen und spann. Wenn dann Clemens zu ihr kam, glänzte es seltsam um ihre armen Augen. Er war immer freundlich zu ihr, setzte sich neben sie auf das Bänkchen und streichelte ihr Haar und Wangen wie sonst. Sie bat ihn einmal, er solle nicht so still seyn. Wenn er ihr erzähle, wie die Welt sey, und was er täglich mehr von ihr lerne, so fühle sie nichts von Neid. Aber wenn er gar nicht komme, so bleibe sie gar zu einsam. Sie erinnerte ihn mit keinem Wort daran, daß er ihr an jenem Abend versprochen hatte, sie nie zu verlassen, denn sie hatte längst darauf verzichtet. Nun aber war es, als sey sie ihm doppelt lieb geworden, seit er ihr nichts mehr zu verschweigen hatte.

Da floß ihm das Herz über und er erzählte ihr stundenlang von Sonne, Mond und den Gestirnen, von allen Blumen und Bäumen, und vor Allem, wie die Aeltern und sie selbst aussähen. Sie bebte freudig bis in's innerste Herz, als er ihr unschuldig sagte, daß sie hübscher sey, als alle Mädchen im Dorfe. Nun beschrieb er sie, daß sie so schlank sey und einen feinen Kopf habe und dunkle, zarte Augenbrauen. Er habe sich nun auch gesehen, im Spiegel, aber er sey lange nicht so hübsch. Er brauche es auch nicht, und es sey ihm gleichgiltig; wenn er nur ein gescheidter Mann werde. Männer seyen überhaupt nicht so schön wie Frauen. Sie verstand das Alles nicht ganz. Aber so viel begriff sie, daß sie ihm gefalle, und was wollte sie mehr?

(Fortsetzung folgt.)

Ein ungarischer Fra Diavolo.

(Fortsetzung und Schluß.)

Darüber waren etwa vier und zwanzig Stunden verronnen, als auf der ganzen Postenkette Feuer gegeben und „der Feind ist da!" gerufen wurde. Und wirklich erschienen ungarische Uniformen urplötzlich in lustigen Haufen auf allen nach Szolnok führenden Straßen. Die Brigade Karger ward am hellen Tage überfallen. Achttausend Magyaren unter dem Riesen Damjanich stürmten auf sie ein. Der Widerstand war bald gebrochen; mit Ausnahme zweier Jägerkompagnien stäubte meist Alles auseinander. Damjanich fing eine Menge Soldaten, nahm 12 Geschütze und das Gepäck. Zu spät erschien der schwere Degen Ottinger mit seinen Eisenreitern, froh einen Ausweg offen zu finden und wegen großer Ermüdung seiner Feinde, unverfolgt seinen Rückzug auf das Windischgrätz-Gros bewirken zu können.

Rózsa Sándor aber, durch dessen Unermüdlichkeit und List der eben geschilderte Schlag zunächst ermöglicht worden war, fand jetzt endlich die Regierung geneigter und die Offiziere weniger gereizt. Mit einer glänzenden Anerkennung des ehrlichen Damjanich in der Tasche erschien er wieder vor dem Gouverneur in Debreczin. Damit traf zusammen, daß eben dem Obersten Noszlopi eine Bestallung zur Insurgirung des den Plattensee und Bakony-Wald umgränzenden Landstriches ausgefertigt wurde. Ein Mann wie Rózsa war zu dieser Aufgabe wie geboren. Also befürwortete auch Noszlopi dessen Anstellung, und so erhielt endlich der begnadigte Räuber offiziell ein Unterkommando im mobilen Korps an der ungarisch steiermärkischen Gränze, mit der Bestimmung, den Landsturm zu organisiren, und mit diesem einen Guerillas-Krieg zu unterhalten.

III.

Nun erst stand unser Held vollkommen auf seinem Platze. Der kleine Krieg, das war sein Fahrwasser. Ihm verdankte er außer namhafter Beute seinen gefürchteten Namen; ihm verdankte er jetzt das Loos, auf Zehntausend Gulden geschätzt in die Reichsacht erklärt worden zu seyn.

Sein Hauptquartier schlug der neugebackene Insurgentenhäuptling im Bakony-Walde auf. Mißgünstige Menschen behaupten, er befände sich zur Stunde noch immer daselbst. Kein Wunder! Der Bakony ist dreimal so groß als der Teutoburger Wald an dem Tage gewesen ist, wo „Hermann den Varus erschlug mit seinen blonden Horden!" Wer die Höhlen und Schlupfwinkel dieses riesigen Forstes genau kennt und mit den Schweinehirten auf gutem Fuße lebt, der hat dort vor keinem Galgen zu bangen. Rózsa Sándor

um so weniger, als ihn die Szegeny legeny*) vergöttern und ihm eine so blinde Ergebung widmen, daß man sagen kann, er habe nicht geprahlt, als er sich den „König des Bakony!“ nannte, und als solcher sogar unterzeichnete.

Von diesem Walde aus leitete Rózsa die Insurrektion der angränzenden Komitate. Er selbst umgab sich mit einem Erzspitzbuben-Stabe, und richtete es im Bakony derartig ein, daß er im Falle des Mißlingens der ungarischen Erhebung wenigstens für die ungarische Beutelschneiderei daselbst ein nicht leicht zu bezwingendes Bollwerk behielte.

Für den Kampf im offenen Felde stellte Rózsa Sándor nach und nach gegen 12,000 Guerilleros, die er vereint mit Noszlopi und General Kmeti, dem Anführer der regulären Truppen, so zweckentsprechend verwendete, daß der gegenüber operirende Feldzeugmeister Graf Nugent fortwährend im Schach gehalten, durchaus nicht vorwärts konnte und während dieses ganzen fast 5monatlichen Feldzuges über seine steyer'sche Operationslinie nicht recht hinauskam.

Indessen, der Krieg nahm ein für Ungarn nicht günstiges Ende. Rózsa Sándor war unschuldig daran, und der „unschuldige“ Rózsa mochte sich darum auch nicht von den Siegern aufhängen lassen. Ueberdies fühlte Rózsa eine Armee in seiner Faust! Demnach zog er sich — denn der Starke weicht ruhig zurück — mit den Getreuesten und dem was man sich im Felde erspart hatte, in die Sümpfe und Schluchten des Bakony, und soll heute noch gefunden werden. Lange gab unser Held kein Lebenszeichen. Erst als Ruhe und Ordnung von Grund aus in Ungarn wiederhergestellt waren, überraschte er das Publikum plötzlich dadurch, daß er als ein Rächer des Abfalles auftrat. Er stahl nicht wie sonst die Rinder seiner Landsleute ohne Unterschied ihres politischen Bekenntnisses, noch fegte er den Säckel des Bürgers und Reisenden, vielmehr schwang er sich zu einer weit höheren Räuber-Romantik empor. Er ward ein patriotischer Rinaldini! Er bestrafte das Laster und belohnte die Tugend, d. h. er raubte nur bei Schwarzgelben und theilte mit Tricoloren. Die Regierung entsendete Detachements gegen ihn, er aber blieb unbezwungen in seiner stolzen Waldveste.

So lange Rózsa Sándor bloß eine Räuberrolle spielte, begnügte sich das Gouvernement und durfte sich damit begnügen, den Vogelfreien sammt seinem Gelichter auf den Rayon des Bakony-Waldes zu beschränken und ihn da möglichst sicher abzusperren. Aber Rózsa Sándor war ehrgeiziger als das Gouvernement glaubte. Ihn befriedigte es nicht, König des Bakony zu heißen, und dem seiner Zeit so berühmt gewesenen nun spurlos verschollenen ungarischen Räuber Sobri vorangestellt zu werden. Er hatte sich einmal in einer politisch-militärischen Rolle bewegen dürfen, man hatte ihm geschmeichelt, und nun vermochte das leere Stegreifritterthum ihn nicht mehr zu fesseln. Rózsa Sándor will eine politische Rolle spielen. Das Räubergewerbe ist ihm nur Maske, unter der Hand spielt er Patriotismus und Insurrektion. Er ist ein „Krawallokrat des Waldes“ und erregt nur darum weniger Aufsehen als ein städtischer Putschmacher, weil seine Krawalle sich jeden Tag wiederholen und in einem Walde spielen, dessen Unzugänglichkeit keinen Zeitungs-Korrespondenten durchblicken läßt, dessen Blätter keine Zeitungsblätter sind. Rózsa Sándor ist so eine Art Pugatschew. Wie dieser hat er die Herzen der Steppensöhne für sich, und, was wohl zu bemerken, ohne sie mit einem erlogenen Namen zu täuschen.

Das ungarische Gouvernement, sagte ich, begnügte sich anfangs damit, den Rottenführer in seine Schlupfwinkel des Bakony einzusperren. Dies dauerte nur wenige Monate. Denn während man vor den grünen Eichen Wache hielt und aus der Ferne nach dem Neste spürte, war der Vogel ausgeflogen. Weit ab vom „Hauptquartier“ — in den rauhen und unwegsamen Karpathen tauchte sein drohender Name auf. Das Gouvernement entsendete Truppen. Weg war der Vogel zum zweiten Male, um jetzt in den Sümpfen der Theiß als Knecht Ruprecht spukend zu erscheinen. Wiederum rücken Truppen gegen ihn. Aber Rózsa Sándor fand sich wieder nicht bewogen, deren Ankunft abzuwarten und verschwand spurlos auch aus der Theißgegend.

Hierauf entzog er sich für einige Zeit der öffentlichen Diskussion. Sonderbarer Weise machte er erst einige Wochen vor der Mailänder Februar-Emeute seinen Namen wieder zum Konversationsstoff, und Anfangs März d. J. hieß es plötzlich, der Räuberhäuptling befinde sich in — Pesth.

Das Pesther Neugebäude füllte sich mit Gefangenen und Soldaten, die Paßvorschriften wurden verschärft, die Kanonen nicht ungeladen gelassen. Wer inzwischen zeitig Lunte gerochen hatte, war der König des Bakony, der mit Benützung des Pesth-Czegleder Schienenweges zuerst der Theiß zueilte, um Kossuth's Proklamationen und seine eigenen an den Mann zu bringen, hierauf einen kurzen Abstecher nach Siebenbürgen machte und endlich unbefangen und anspruchslos in dem am Plattensee gelegenen Bade Füred erschien.

Ja, nach dem Berichte von Augenzeugen, hatte Sándri die unerhörte Dreistigkeit gehabt, und war, Angesichts der Galgen, welche längs der nach dem Bakony führenden Straße als Denkmäler einer unerbittlichen Justitia aufgerichtet sind, zum Badgebrauch nach Füred in dem Augenblick gereist, als sein Portrait von Polizeibureau zu Polizeibureau die Runde machte. Ohne erkannt zu werden, soll er dort drei genußvolle Wochen unter der besseren Gesellschaft verlebt habe, bei welcher Veranlassung manche vornehme Taille von gemeiner Räuberhand umschlungen werden mußte. Seitdem ruht der Löwe wieder in seinem Lager. Ich wenigstens habe nichts weiter von ihm erfahren, noch von dem, — „der den großen Räuber lebendig liefert.“ Aber im Bakony-Wald sollen tagtäglich Scharmützel zwischen Sándri's Bande und kaiserl. Detaschements vorkommen.

Man hat, vorzüglich in dem Jahre 1848, in den Pesther Kunst- und Bilderläden vielfältig den Räuber, von dem hier die Rede war, in effigie gemustert. Da glotzte er herab aus dem geduldigen Papier im rothen Mantel mit pechschwarzen Augen und derlei Gelock; fest und breitschultrig und riesigen Leibes. Von alledem ist nicht ein Zug wahr. Rózsa Sándor besitzt ganz und gar nichts Bärbeißiges, und vollends nichts Kolossales an sich. Seine Statur reicht über mittlere

*) Szegeny-legeny wörtlich: arme Gesellen. Man versteht aber allenthalben die Bewohner des Bakony, also Räuber, darunter.

Mannshöhe nicht hinaus, seine Schultern sind breit, aber sanft gerundet, in seinem Antlitz steht der Stock-Magyar geschrieben, doch fehlen die schwarzen Locken und derlei Augen, — Rózsa ist zur Verzweiflung aller Romantiker graublau von Augen und fahlblond von Haaren. Sein röthlicher Vollbart macht ihn auch keineswegs zum Adonis; doch hat er sich gefällige Manieren angeeignet und besitzt sogar eine sehr weiche, aristokratisch gepflegte Hand. Im Umgang steht er auch nicht einmal auf dem Niveau der Bildung eines gewöhnlichen ungarischen Nemesember. Gegen Damen fand ich ihn hieb-, stich- und kugelfest. Umgekehrt fand ich das nicht! Rózsa Sándor ist etwa 38 bis 40 Jahre alt und kann ein sehr hohes Alter erreichen, denn der Mann, der die bewußten 10,000 Gulden an ihm verdienen will, soll, so scheint es, noch geboren werden.

Miscellen.

München, 17. Sept. Interessant ist folgende kurze Beschreibung der Maximiliansgetraidehalle und die Geschichte ihres Baues. Die ganze Länge derselben beträgt 1477', der Mittelbau ist 80' lang und 105' tief, die Flügelbauten zur Seite 76' 6'' lang, 95' tief. Die sich anschließenden beiden Hallen werden von vier Säulenreihen getragen, die Länge jeder beträgt 563' 2'' mit einer Tiefe von 86'. Die 72 Säulen und ihre Tragbalken sind von Gußeisen, bayerisches Material, die Aufstellung des Gerippes und der Bedachung der einen Halle im verflossenen Jahr nahm 23 Tage, die der andern nur 21 Tage in Anspruch. Die Säulen selbst standen mittelst sehr sinnreicher Vorrichtungen in vier Stunden aufrecht, eine Arbeit, die in der modernen Mechanik Epoche machte. Jede der Säulen wiegt 28 Ztr., ein Tragbalken 40 Ztr., an Gußeisen wurden an 20,000 Ztr. und an Schmiedeisen wohl an 10 000 Ztr. verwendet. Der ganze Bau wurde in zwei Jahren vollendet. Die Gesammtkosten mögen sich auf 8—900,000 fl belaufen; ein erhöhter Aufwand stellte sich deßhalb heraus, weil mehrere Unterbauten während des Baues selbst kostspielige Aenderungen, die nicht zu umgehen waren, hervorriefen. Der ursprüngliche Entwurf zu der riesigen Münchner Getraidehalle, die wohl als Typus für alle ähnlichen bald nachfolgenden Bauschöpfungen dienen wird, rührt von dem Franzosen Wolfsberger, Erbauer der hiesigen Gasfabrik, her; diesem setzte der hiesige städtische Baurath Muffat, der bereits 42 Jahre sein Amt verwaltet, einen zweiten entgegen und aus beiden Planen ging der jetzige imponirende Bau unter Leitung des Letzteren hervor. Bekanntlich übernahm Herr v. Maffei, Besitzer der Maschinenfabrik dahier und Herr Cramer-Klett, Gründer und Leiter des bekannten Nürnberger Etablissements für Maschinenbau, die Ausführung der kolossalen Halle aus Eisen; jedoch trat der Erstere in Folge eines Privatvertrags zurück. Hr. Cramer-Klett setzte dafür ein Kapital von 4000 fl für die hiesigen Armen aus und solche sind dem Magistrat der Stadt München bereits zugestellt. Der rastlosen Thätigkeit und seltenen Geschäftsumsicht dieses Industriellen, der geladen dem heutigen Festzug sich anschloß, gelang es, alle aufsteigenden Schwierigkeiten zu besiegen. Die sinnreichen Hebemaschinen, welche zur Aufstellung der eisernen Massen verwendet wurden, hat der Werkmeister desselben, Herr Werther, eingerichtet und geleitet, dem zur Anerkennung seiner Verdienste Se. Maj. König Max die goldene Medaille des Zivilverdienstordens verliehen hat.

*

Einem Wiener Blatte entnehmen wir im Nachfolgenden die Beschreibung der ungarischen Kron-Insignien: „Die ungarische Königskrone, die „heilige, engelische, apostolische", ist eine sogenannte geschlossene Krone. Sie besteht aus einem halbkugelförmigen Hute, der auf einem ziemlich breiten Reifen ruht und mit demselben ein Ganzes bildet. Das Material ist aus Goldblech von geringer Dicke, mit edlen Steinen und unzähligen Perlen besäet, mit Emailmalereien in Medaillon-Formen verziert und mit einem Futter von seidenen Pölsterchen versehen. Auf der Vorderseite des Reifes stehen von der obern Kante frei emporsteigend pyramidale Zinken mit oben halbkreisförmig abgerundeten Platten abwechselnd; diese sind mit kleinen Perlen besäumt und jede trägt auf ihrer Spitze eine große Perle. Auf der Rückseite fehlt diese Zinkumrandung, der Reif ist bloß am Rande mit großen Perlen besetzt. Mitten auf der Stirnseite zwischen zwei Zinken erhebt sich eine größere, oben ebenfalls im Halbbogen gerundete Goldplatte mit dem Bildniß des Erlösers. Dieser entgegengesetzt befindet sich auf der Rückseite eine gleichgeformte aber kleinere Platte, welche das Bild des griechischen Kaisers Michael Dukas trägt. Auf dem Reife wechseln große Edelsteine mit Darstellung der Heiligen: Erzengel Michael und Gabriel, Georg Demetrius, Damian und Cosmas, ferner des griechischen Kaisersohnes Konstantin Porphyrogenita und des Königs Geysa von Ungarn ab. In diese Krone, die griechische genannt, von innen eingeschoben, zeigt sich eine zweite, die lateinische Krone oder der obere Theil. Sie besteht aus einem halbkugelförmigen Hute und zwei darüber gehenden, sich kreuzenden Halbbogen, worauf Darstellungen der Apostel, auf dem Scheitel selbst aber das Bildniß des Heilandes zu sehen sind. Unter den Edelsteinen, welche die Krone zieren, ist besonders hervorzuheben: in der griechischen Krone ein unförmiger, großer Smaragd mit kleinen Perlen gefaßt, und ein großer geschliffener Saphir. An dem untern Rande des Reifes hängen neun goldene Kettchen, rechts und links bei den Ohren je vier und vier, rückwärts in der Mitte eines. Sie bestehen aus einfachen goldenen Ringen und laufen in eine Blume aus, welche von drei größtentheils rothen Edelsteinen gebildet wird. Der Reichsapfel ist von Goldblech, inwendig hohl, auf seiner obern Fläche mit einem goldenen Doppelkreuze, dessen untere Arme länger als die obern sind. Der Apfel war früher auf vier Seiten mit Wappenschildern versehen, jetzt ist von diesen nur noch eines vorhanden, das das Anjou'sche Wappen, die Lilie, in Verbindung mit den ungarischen Querbinden zeigt. Das Schwert des heiligen Stephan ist ein einhändiges, zweischneidiges, gerades Schwert, damascirt mit vier eingeätzten Männerköpfen, die im ovalen Kreise eingefaßt sind, ohne Handkorb mit einfachen, an den Spitzen etwas einwärts eingebogenem Kreuze, geriefertem Griffe und einem großen Knopfe, worauf sich auf jeder Seite ein Goldplättchen befindet, vorn mit der Aufschrift IHS, d. i. Jesus, rückwärts MAR, Maria, in großen, schönen Unzialbuchstaben. Das Scepter ist ein runder goldener Stab, der an seiner Spitze eine Kugel von Krystall trägt, welche in Goldstreifen gefaßt ist. Von derselben hängen sechsundzwanzig goldene Kettchen, deren jedes an seinem Ende eine kleine Goldkugel hat."

*

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 77. Sonntag, den 25. September 1853.

Die Blinden.

(Fortsetzung)

Sie kamen nicht wieder auf diese Dinge zu sprechen. Aber unerschöpflich war Clemens, mit Marlenen von der schönen Welt zu reden. Wenn er dann nicht kam, dachte sie seinen Worten nach und es beschlich sie fast wie Eifersucht auf diese Welt, die ihn ihr raubte. Leise wuchs dies feindliche Gefühl an und ward bald herrscher, als ihre Freude über sein Glück. Vor Allem haßte sie die Sonne, denn sie wußte, daß diese glänzender sey, als Alles und in ihrer unklaren Vorstellung war glänzend und schön Ein und Dasselbe. Nichts verstimmte sie mehr, als wenn er Abends bei ihr saß und über den Sonnenuntergang in einen Rausch von Entzücken gerieth. Mit solchen Worten hatte er nie von ihr gesprochen; und warum vergaß er sie so völlig über diesem Schauspiel, daß er es nicht sah, wenn ihr der seltsame eifersüchtige Kummer Thränen in die Augen preßte?

Noch schwerer ward ihr das Herz, als der Pfarrer, sobald es der Arzt gestattete, seinen Sohn zu unterrichten anfing. Vor der Heilung hatte Clemens den größten Theil des Tages mit Musikübungen verbracht. Religionsunterricht, Geschichte, Mathematik und ein wenig Latein war Alles, was früher nöthig und möglich schien, und man ließ Marlene an den Stunden Theil nehmen, die nicht viel über die allgemeinsten Kenntnisse hinausgingen. Jetzt, wo der Knabe den entschiedensten Hang zu Naturwissenschaften an den Tag legte, ward er ernstlich beschäftigt, und für eine der höheren Klassen der städtischen Schulen vorbereitet.

Sein fester Wille arbeitete sich rastlos durch, und seine guten Anlagen halfen ihm, in überraschend kurzer Zeit seinen Jahren nachzukommen und das Versäumte einzubringen. Manche Stunde saß er denn auch wohl mit einem Buch in des Küsters Garten. Aber es war doch an kein Geplauder zu denken, wie sonst, und Marlene fühlte wohl, daß sie jetzt zweifach entbehre, den Unterricht und ihren Freund.

IV.

Der Herbst unterbrach auf einige Tage die Arbeiten des Knaben. Der Pfarrer hatte beschlossen, noch vor dem Winter seinen Sohn in das nahe Gebirge mitzunehmen, daß er Berg und Thal sähe, und weiter hineinblicke in die Welt, die ihm schon in der dürftigen Dorfebene so schön geschienen. Als man es dem Knaben sagte, frug er: „Und wir nehmen doch Marlene mit?"

Man versuchte es ihm auszureden. Aber er wollte nicht ohne sie reisen.

„Wenn sie auch nichts sieht, die Bergluft soll gesund seyn, und sie ist seit lange blaß und matt und fängt Grillen ohne mich?"

So that man ihm seinen Willen. Das Mädchen wurde zu ihm und seinen Aeltern in den Wagen gehoben und eine kurze Tagreise brachte sie an den Fuß des Berglandes.

Nun begann das Wandern zu Fuß. Geduldig führte der Knabe seine blinde Freundin, die verschlossener war als je. Oft wäre er noch gern auf diese oder jene vereinzelte Felshöhe geklettert, die eine neue Aussicht versprach. Aber er stützte sie, wo sie ging, und trat sein Amt nicht ab, so viel sich die Aeltern dazu anboten. Nur wenn sie eine Höhe erreicht hatten, und auf einer schattigen Stelle rasteten, beurlaubte er sich von dem Mädchen und suchte sich durch die gefährlichsten Klippen eigene Wege, seltne Steine sammelnd, oder Blumen, die in der Tiefe nicht wuchsen. Kam er dann zu den Ruhenden zurück, so hatte er immer etwas für Marlenen, Beeren oder eine stark duftende Blume, oder das weiche Nest eines Vogels, das der Wind vom Baum geweht hatte.

Sie nahm ihm Alles freundlich ab und schien vergnügter zu seyn, als daheim. Und sie war es auch, weil sie doch den Tag über eine Luft mit ihm athmete. Daneben aber begleitete sie ihre thörichte Eifersucht, und sie zürnte dem Gebirge, dessen herbstliche Pracht, wie sie wähnte, ihm die Welt nur lieber machte und ihn ihr selbst nur mehr entfremdete. Der Pfarrerin fiel ihr seltsames Wesen auf. Sie sprach mit ihrem Manne dann und wann über das Kind, das ihnen Beiden wie das eigene lieb war. Und Beide gaben die Schuld ihres hartnäckigen Trübsinns der getäuschten Hoffnung. Und doch entbehrte das Mädchen nichts, was ihr verheißen und ihrer Hoffnung vorgespiegelt worden war, sondern nur was sie gekannt und besessen hatte.

Am zweiten Tage der Reise sollte in einem einsamen Haus übernachtet werden, das durch die Nähe eines gewaltigen Wasserfalls berühmt war. Sie hatten eine weite Wanderung bestanden, und die Frauen waren erschöpft. Als sie das Haus erreichten, führte der Pfarrer seine Frau hinein, ohne vorher die Strecke

nach der Schlucht weiter hinauf zu wandern, aus der man den Sturz brausen hörte. Auch Marlene war völlig ermattet; aber sie wollte Clemens folgen, den noch nicht nach Ruhe verlangte. So stiegen sie die Stufen weiter hinan, und immer deutlicher klang das tosende Wasser herüber. Mitten auf der schmalen Steile verließ Marlenen die letzte Kraft

„Ich will hier sitzen bleiben", sagte sie. „Geh du vollends hinauf und hole mich wieder, wenn du dich satt gesehen hast."

Er erbot sich, sie zuerst in's Haus zu bringen, aber sie saß schon, und so verließ er sie und ging dem Schalle nach, selig ergriffen von der Einsamkeit und Majestät des Ortes.

Das Mädchen saß auf einem Stein und wartete seiner Rückkehr. Es däuchte sie, daß er unendlich zögere. Ein Frost überrieselte sie, und der dumpfe ferne Donner des Wasserfalls machte sie schauern. Warum kommt er nicht? dachte sie bei sich. Er wird mich vergessen über seiner Freude, wie immer. Fänd' ich nur den Weg in's Haus, daß ich warm würde.

So saß sie ängstlich und horchte in die Ferne. Plötzlich war es ihr, als unterscheide sie seine Stimme, die ihr zurief. Zitternd fuhr sie in die Höhe. Was sollte sie thun? Sie versuchte unwillkürlich einen Schritt, aber ihr Fuß glitt aus, sie taumelte und fiel. Zum Glück waren die Steine neben dem Weg mit Moos überwuchert. Aber dennoch betäubte sie der Fall und schrie außer sich nach Hülfe. Umsonst! Ihre Stimme drang nicht zu Clemens hinauf, der hart an der Kluft vom Getöse umgeben stand. Und das Haus war zu entfernt. Ein schneidendes Weh fuhr ihr durch's Herz, wie sie da lag zwischen den Steinen, verlassen und hülflos, Thränen der Verzweiflung im Auge, richtete sie sich mühsam auf. Was ihr das Liebste war, schien ihr in diesem Augenblicke hassenswürdig und die Bitterkeit in ihrem Innern ließ den Gedanken an die Nähe des Allgegenwärtigen nicht auftauchen.

So fand sie Clemens, der sich um ihretwillen mit Gewalt von dem Zauber des mächtigen Bildes losgerissen hatte.

„Ich komme", rief er ihr schon von ferne entgegen. „Gut, daß du nicht mitgegangen! Der Platz oben ist schmal und der kleinste Fehltritt kostet das Leben. Wie das endlos tief sich hinunterstürzt und rauscht und in Wolken aufsprüht, daß Einem alle Sinne vergehen. Fühl, wie es mich bestäubt hat mit feinem Wasserdunst. Aber was ist dir? Du bist eiskalt und dein Mund zittert. Komm, es war unrecht, daß du im Freien bliebst. Gott verhüte, daß du dich krank gemacht hast!"

Sie schwieg eigensinnig und ließ sich in das Haus zurückführen. Die Pfarrerin erschrack. Die feinen, lieben Züge des Mädchens waren unheimlich verstört. Man sorgte eilig für ein wärmendes Getränk und brachte sie zu Bett, ohne mehr von ihr zu erfahren, als daß ihr nicht wohl sey.

Und freilich war sie krank und so sehr, daß sie sich nach dem Ende sehnte. Das Leben war ihr verhaßt, das sich ihr so feindlich bewies. Im bitteren, gottverlassenen Sinnen lag sie, und die letzten Fäden, die sie an die Menschen knüpften, zerriß sie eigenmächtig. „Ich will morgen hinauf", sprach sie finster bei sich selbst. „Er soll mich selbst an die Tiefe führen, wo ein Fehltritt das Leben kostet. Und seines wird ihm mein Tod nicht kosten. Was soll er die Last noch ferner mit mir haben, die er aus Mitleid bisher sich aufgebürdet hat?"

Immer fester lagerte sich der unselige Vorsatz um ihr Herz. Was war aus dem klaren, liebevollen Gemüth in den kurzen Monaten der innerlichen Noth geworden? Sie dachte sogar an die Folgen ihres Frevels ohne Scheu, und sagte trotzig vor sich hin: „Sie werden sich darein finden, wie sie es ertragen, daß ich blind geblieben bin. Und ihm wird das Jammerbild nicht mehr vor Augen stehen, das ihm die Freude an seiner schönen Welt verdirbt."

Das war immer der letzte Gedanke, der ihr kam, wenn ein unsicheres Gefühl gegen ihren Entschluß laut werden wollte.

Im Nebenzimmer, das nur durch eine dünne Wand von Marlenens Kammer getrennt war, saßen der Pfarrer und die Pfarrerin beisammen. Clemens zögerte noch draußen unter den Bäumen herum und konnte sich von Gebirg und Sternen und der gedämpften Musik des Wassers nicht trennen.

„Es ängstigt mich", sagte die Pfarrerin, „daß Marlene so verkommt und verkümmert. Der geringste Anlaß erschüttert sie und das wird sie bald aufreiben. Wenn du einmal mit ihr reden wolltest, daß sie sich das Unabänderliche nicht so quälend zu Herzen nehmen möchte!"

„Ich fürchte nur, ich werde nichts ausrichten", erwiderte der Pfarrer. „Hat nicht ihre Erziehung und die Liebe ihrer Aeltern und unser täglicher Umgang zu ihr geredet, so vermag Menschenwort nichts mehr. Hätte sie Demuth gegen Gott gelernt, so ertrüge sie seine Fügung, die ihr noch so viel gelassen hat, mit Dank, statt mit Murren."

„Er hat ihr aber viel genommen."

„Ja wohl; aber nicht Alles für immer. Das ist meine Hoffnung und mein Gebet. Die Kraft zu lieben und gegen die Liebe zu Gott und Menschen Alles gering zu achten, scheint von ihr gewichen. Aber sie kommt zurück, wenn wir zu Gott zurückkommen. Wie sie jetzt ist, verlangt sie nicht nach ihm. Sie hat ihren Mißmuth und ihren Groll noch zu lieb. Aber ihr Herz ist zu kräftig, um diese traurige Gesellschaft lange dulden zu können. Dann, wenn es leer in ihr geworden von Unzufriedenheit, wird Gott wieder einziehen und die Liebe im Herzen die alte Stätte finden. Und dann wird es licht in ihr aussehen, ob es auch Nacht bleibt vor ihren Augen."

„Gott gebe das! Und dennoch betrübt mich der Gedanke an ihre Zukunft."

„Sie wird nicht verloren seyn, wenn sie sich nicht selber verlieren will. Würden auch Alle, die sie jetzt hüten und hegen, vor ihr abgerufen, Menschenliebe stirbt nie aus. Und wenn sie recht auf Gottes Hand achtet, und auf die Wege, die sie geführt wird, wird sie noch einmal ihre Blindheit segnen, die sie von Kindesbeinen an dem Schein fern gerückt und dem wahren Wesen genähert hat."

Clemens unterbrach das Gespräch

„Ihr denkt nicht", rief er schon auf der Schwelle, „wie wundervoll die Nacht ist. Ich gäbe eins meiner Augen darum, wenn ich's Marlenen schenken könnte, um diese Pracht der Sterne zu sehen. Wenn sie nur der Lärm des Wasserfalls schlafen läßt. Ich kann

mir's noch nicht vergeben, daß ich sie in der Kühle draußen sitzen ließ."

„Sprich leiser, lieber Sohn", sagte die Mutter. „Sie schläft dicht nebenan. Und am besten thätest du, du gingest auch schlafen."

Flüsternd sagte der Knabe „gute Nacht."

Als die Mutter zu Marlenen in die Kammer kam, fand sie das Mädchen ruhig und anscheinend entschlafen. Jener unheimliche Ausdruck der Züge war einer liebevollen Stille gewichen. Der Sturm war vorüber und hatte noch nichts in ihr verwüstet. Auch Scham und Reue regten sich kaum; so allmächtig herrschte in ihr der freudige Frieden, der ihr im Nebengemach war gepredigt worden. Denn das Böse erwirbt sich langsam und auf Schleichwegen seine Herrschaft über uns; der Sieg des Guten ist schnell entschieden. (Forts. f.)

Würzburger Stadttheater.

Mit gespannter Erwartung sah man der diesjährigen Eröffnung unserer Bühne entgegen. Ein neuer Direktor, von dessen Tüchtigkeit schon vorher ein günstiges Urtheil sich geltend machte, von dem sich hoffen ließ, daß er durch Herstellung eines vollständigen und den Anforderungen der Kunstverständigen möglichst entsprechenden Personals dieses Urtheil rechtfertigen würde, dann eben dieses, fast durchaus neue Personale, in dessen Verzeichniß man Namen fand, die anderwärts schon guten Klang sich erworben, ließ uns den angekündigten Probevorstellungen unsere volle Aufmerksamkeit zuwenden. Die dazu gewählten Opern, Webers' „Freischütz" und Bellini's „Norma", beide in ihrer Art dramatisch-musikalische Meisterwerke, waren wohl geeignet, als Probiersteine zu dienen, und wenn auch die Aufführung des „Freischütz" noch gar Manches zu wünschen übrig ließ, so war dagegen die „Norma" eine so durchaus gelungene Vorstellung, daß wir der frohen Hoffnung Raum geben können, im kommenden Winter recht viele genußreiche Abende bereitet zu erhalten. Fassen wir die beiden Vorstellungen etwas näher in's Auge.

Im „Freischütz" finden wir Fräulein Jenny Bauer als eine durch bescheidenes, sanftes Wesen, frisches, angenehmes Organ, gemüthvollen Vortrag, recht geeignete Repräsentantin der Agathe, deren umfangreiche Stimme nur mehr Glätte, namentlich eine größere Gleichmäßigkeit der Stimmregister noch fehlt; der Uebergang aus den höheren Lagen in die tiefste Stimmlage (vom eingestrichenen A abwärts) tritt noch etwas scharf hervor, auch die Coloraturen ermangeln noch der gehörigen Abrundung; doch bei Jugend, Talent und Fleiß sind diese Hindernisse bald überwunden. Die Kavatine im 4. Akte sang Fräulein Bauer sehr hübsch. Eine gewandte Soubrette, die mit klangreicher Stimme ein natürliches, ungeziertes Spiel verbindet, lernten wir in Fäulein Steigerwald (Aennchen) kennen, schade, daß sie einigemale detonirte; da dies aber jedesmal in derselben Stimmlage (beim 2gestrichenen Es–E) stattfand, so dürfte dies bei einiger Aufmerksamkeit auf gerade diese Uebergangstöne leicht zu vermeiden seyn; in der höheren, wie in der tiefen Stimmlage war es nicht der Fall. Zu bedauern war, daß die Partie des Max nicht in den Händen eines ersten Tenors war. Tritt die schon früher, und auch auswärts gefundene Ansicht, als ob diese Partie für einen ersten Tenoristen zu unbedeutend, daß sie eines solchen nicht würdig sey, auch hier wieder zu Tage? Es ist dies nicht nur eine Versündigung gegen einen unserer größten Meister der Tonkunst, es ist auch ein gänzliches Verkommen der Aufgabe eines dramatischen Künstlers, denn ein solcher, nicht bloß ein Konzert- oder Bravour-Sänger, muß heutzutage jeder Opernsänger seyn, und ein solcher gehört aber auch dazu, wenn der Max gut gegeben werden soll. Hoffen wir, daß nicht eine solche Geringschätzung dieser Partie, sondern andere Rücksichten die Direktion bestimmten, die Partie des Max Hrn. Hintz anzuvertrauen, der bei allem guten Willen denn doch dieser Aufgabe nicht gewachsen war. Er besitzt zwar eine angenehme, frische, wenn auch nicht starke Stimme, (bei der besonders die tiefsten Töne fast unhörbar schwach sind), ist auch für die ihm eigentlich zugewiesene Sphäre (2. und 3. Tenorpartien) jedenfalls brauchbar und kann sich bei seinen guten Anlagen später auch noch besser herausbilden, allein Gesangschule wie Bühnenroutine mangelt ihm noch sehr. Den Kaspar haben wir lange nicht so vortrefflich, wie heute von Hrn. Schiffbenker. Seine Stimme ist sonor, wenn auch nicht kolossal, sie ist biegsam und wohlgeschult, Vortrag, Spiel, Deklamation tadellos, im Gesange zeigte er eine bei Bassisten seltene Geläufigkeit und Fertigkeit der Coloraturen, in der Prosa eben so befriedigend den tüchtig-dramatischen Künstler, der seine Partie durchdacht hat, und seine Rolle, nicht sich selbst, spielt. Die kleineren Partien waren befriedigend besetzt, besonders war es wohlthuend, das Brautjungfernlied, das schon so oft Veranlassung zu Hohngelächter gab, einmal genießbar vorgetragen zu hören. Hr. Döring (Kilian) scheint viele Anlagen zum Outriren zu besitzen, wenigstens wäre sein sehr unmusikalisches „He! he! he!", sowie der improvisirte Solotanz wohl in einer Posse, keineswegs aber im Freischütz an seinem Platze. Der Einzelne darf sich nicht auf Kosten des Gesammteindruckes eines Kunstwerkes als Spaßmacher zeigen wollen. Die Chöre sangen rein und präzis und haben die gute Eigenschaft, daß die Stimmen ziemlich homogen sind, auch das Orchester spielte feurig und exakt zusammen, doch dürfte der Effekt manchmal noch weit schöner gewesen seyn, wenn nicht manche Tempos gar zu schnell genommen worden wären, z. B. die Introduktion (Nr. 1), dann das Schlußtempo vor Nr. 2: „Laßt lustig die Hörner erschallen", in welchem die Hornisten kaum Athem genug schöpfen konnten, ihre Figuren zu blasen, geschweige denn die Choristen ihren Text auszusprechen vermochten. Auch das Allegro der Ouverture wäre nach unserm Gefühle etwas weniger zu beschleunigen gewesen. Daß eine Verbesserung der Scenerie der Wolfsschlucht vorgenommen worden, ist eben so dankenswerth als es wahr ist, daß dieselbe trotzdem doch noch immer unvollkommen genug ist und noch manches Kinderspielartige an sich trägt. Die angewendete Art, das wilde Heer in Schattengestalten vorüberzuführen, ist gewiß ganz gut und wird den gewünschten Effekt hervorbringen, wenn wirklich grauenhaft-phantastische, dem Gegenstand angepaßte Gestalten durch die Lüfte schweben. Aber die Figuren, die da zum Vorschein kamen und nicht vorüberschwebten, sondern bequem trabten und schwankten, waren derart aus der gemeinen Wirklichkeit genommen und karrikirt, daß die ganze Phantasmagorie dadurch lächerlich gemacht und das Bischen Illusion vollends zerstört wurde. Nur den Witz nicht da losgelassen, wo er paßt, wie die Faust aufs Auge.

Bellini's „Norma" dagegen war, wie Eingangs gesagt, eine ganz vortreffliche Vorstellung im Ganzen sowohl, als wie im Einzelnen, wenn auch dem Zusammenspiele die antike Größe, vollendete Plastik mangelte, und ein etwas zu unruhiges Leben sich geltend machte. Frau Dreßler-Pollert (Norma) rechtfertigte den ihr vorausgegangenen Ruf und zeigte sich als eben so gewandte Darstellerin, als gebildete Sängerin. Sie besitzt eine umfangreiche, kräftige Stimme, die sie vollständig in der Gewalt hat, ihre Koloraturen, ihre Läufe in der chromatischen Scala ließen an Reinheit, Geläufigkeit und Egalität nichts zu wünschen übrig; damit verbindet sie eine sehr deutliche, verständige Deklamation, und lebhaftes, in zarten wie leiden-

schaftlichen Stellen gleich gut berechnetes Spiel, und widmete ihrer Partie in allen, auch den anscheinend minder wichtigen Stellen, gleich große Aufmerksamkeit. Der ihr gewordene stürmische Beifall war wohl verdient. Hr. Sonnleithner (Sever) ist ein sehr tüchtiger Tenorist, im Besitze einer sehr klangreichen und doch biegsamen, auch der zartesten Nuancen fähigen, in der Höhe leicht ansprechenden Stimme, sein Vortrag ist edel und richtig, die Deklamation, das Spiel lebhaft und feurig, man sieht, er erfaßt den Charakter seiner Partie, und klebt nicht bloß an dem Aeußern, den Worten und Tönen. Hr. Schiffbenker zeigte in der Partie des Orovist, daß wir ihn als Kaspar im Freischütz richtig beurtheilt, es war ein ganz anderes Charakterbild in Worten und Tönen, das er uns heute vorführte, und doch war es in seiner Weise eben so vollendet, als jenes; besonders hob er mit Glück den Ausdruck der Kraft, der Größe hervor, den Heldengeist einer alten Zeit. Frl. Bauer (Adalgisa) gelang diese Partie besser, als die der Agathe bezüglich des Gesangsvortrages, und der ihr gewordene Beifall war heute mehr als ein Succes d'estime. Chöre und Orchester verdienten alle Anerkennung, und bezeugten, daß Hr. Kapellmeister Reiß die Oper nicht nur tüchtig leitet, sondern auch eifrig und genau einstudiren läßt. So können wir denn hoffen, keine halbeinstudirten Opern in kommender Saison über die Bretter schreiten sehen zu müssen. Die Mittel sind vorhanden zu guten Opernvorstellungen, der Wille dazu wird auch nicht fehlen, da es des Unternehmers eigener Nachtheil wäre, wenn das Publikum über Vernachlässigung klagen müßte. Wir aber werden fortan streng aber gerecht unsre Ansichten über die gebotenen Leistungen offen aussprechen, vorgefundene Mängel rügen, und dadurch das Unsrige dazu beizutragen suchen, daß unsre Oper gegenüber anderen einen würdigen Standpunkt einnehmen könne.

Am 21. Sept. 1852: „Martha", Oper von Flotow.

Leider können wir über die erste Vorstellung im Abonnement nicht dasselbe günstige Urtheil fällen, wie über die Aufführung der „Norma". Einen Theil dieser Schuld trägt die Besetzung der beiden Damenrollen, deren Trägerinnen ihrer Aufgabe nicht zu genügen vermochten, einen andern Theil das Orchester, und in diesem namentlich die Mittel- und Füllstimmen, z. B. die 2. Violine, die Hörner u. dgl., dadurch, daß sie bei den so häufig vorkommenden Tanzrhytmen und Tanzmelodien auch in den Ballmusik-Vortrag verfielen, d. h. ohne Beobachtung der nöthigen Piano's spielten und so die Sängerinnen, deren Stimmen ohnehin intensiver Kraft ermangelten, in den Parlandostellen zu sehr verdeckten. Bei einer Komposition, wie „Martha", die alle Eigenheiten der Neuzeit, Tanzmelodien in den Allegro's, süßschmachtende Melodien in den Adagio's, Ueberfülle der Instrumentirung, Effektsucherei überall bietet, ist es um so mehr Pflicht der einzelnen Orchestermitglieder, sich zu moderiren, und stets eingedenk zu seyn, daß in der Oper die Personen oben auf der Bühne, nicht die im Orchester, die Hauptpersonen sind, die vor Allen gehört werden müssen. Gerade diese leichte Gattung von Musik verlangt mehr Vorsicht und Aufmerksamkeit, als manches ältere Meisterwerk, um ein richtiges Verhältniß der einzelnen Stimmen zu einander herzustellen. Dieses Mißverhältniß zwischen den Stimmen im Orchester und auf der Bühne ließ heute z. B. die ersten Szenen fast unverständlich vorübergehen, Frl. Jungwirth, Frl. Steigerwald und Herr Netz sangen ihrerseits zu schwach, während das Orchester zu stark war, und so konnte man vom Texte nur einzelne abgerissene Worte verstehen, und wer die Oper noch nicht kannte, konnte sich schwer enträthseln, was die da oben wollten. Frl. Jungwirth (Martha) hat uns im Ganzen nicht befriedigt. Ihre Stimme ist in der Höhe stark, in der Mittellage aber schwach, ohne eigentlichen Metallklang, ihre Koloraturen waren gut, dagegen der Vortrag sehr ungleich. Das Rosenlied im 2. Akte sang sie sehr gut (wobei ihr die gerade da ganz einfache Begleitung zu statten kam), auch die Arie im letzten Akte war gelungen, aber im Ganzen, gerade in der Mehrzahl der Melodien, den lebendigen, in den schnellen Rhytmen, fehlte ihrem Vortrage, wie ihrer Stimme, die Leichtigkeit, die gerade dieser Partie unerläßliches Haupterforderniß ist. Eine lyrische Oper würde jedenfalls Frl. Jungwirth eine dankbarere Debutrolle geboten haben, als Martha. Fräulein Steigerwald (Nancy) spielte recht brav, allein ihr Gesang war in den meisten Stellen zu schwach, man vermochte sie oft kaum zu hören, geschweige denn erst verstehen. Gleiches gilt von Hrn. Netz (Tristan), dessen Stimme vom Orchester meist gänzlich erdrückt wurde, was übrigens um so leichter war, da sie ohnehin wenig Klang mehr besitzt. Herr Döring (Richter) bewährte sich als der, den wir im Freischütz in ihm erkannt; auch diese kleine Partie suchte er möglichst zu verbessern, nach seiner Art, d. h. in die niedrige komische Sphäre herabzuziehen. Bei solcher Besetzung würden wir lieber auf das Vergnügen, die schon so oft gesehene Martha noch öfter sehen zu müssen, verzichten. Eine rühmliche Ausnahme machten jedoch die HH. Sonnleithner (Lyonel) und Pichler (Plumkett) und der Genuß, den uns diese beiden Herren durch ihren vollendeten Vortrag, namentlich Hr. Sonnleithner, bereiteten, mußte uns für die übrigen Unvollkommenheiten Ersatz bieten.

M. . .

Miscelle.

Keine Erfindung seit langer Zeit dürfte von größerer Wichtigkeit seyn, als die jetzt angekündigte Verwandlung von Wasser in nicht explodirendes leuchtendes Gas mittelst eines einfachen elektro-magnetischen Zersetzungsprozesses; man ist der Meinung, daß es das Kohlengas behufs der Beleuchtung verdrängen und zum Heizen, Kochen u. s. w. ein treffliches Mittel abgeben werde. Es hat sich bereits in London eine Gesellschaft zur Benutzung derselben im Großen gebildet, in deren Prospekt es unter Anderm heißt: „Durch diese neue Entdeckung kann Wasser mit sehr geringen Kosten, für ungefähr 5 Ngr. 1000 Kubikfuß, in Leuchtgas verwandelt werden; eine genaue Berechnung der Größe des Gewinnes ist vor der Hand unmöglich. Es bedarf zu seiner Bereitung keiner besonderen Gebäude oder umfangreichen Anstalten. Der Prozeß kann durch eine magneto-elektrische Maschine von verhältnißmäßig geringer Größe bewirkt werden und jedes Haus in der Stadt oder auf dem Lande, jeder Kaufladen, jede Fabrik, jede Dampfmaschine, jeder Kochapparat, jedes Dampfschiff, jede Lokomotive kann ihren eigenen tragbaren Gasometer haben." „In Gesundheitsrücksichten", sagt der Prospekt, „wird das elektrische Gas das Mittel seyn, um unsere Metropole, sowie jede Stadt in der Welt von Rauch und Ruß zu befreien und für Kriegsdampfer dürfte es insofern von der größten Wichtigkeit seyn, als es durch Erzeugung von Dampf ohne Rauch deren Bewegungen und Manövers der Kenntniß der Feinde entziehen wird." Dieses Leuchtgas, welches, wie gesagt, durch Zersetzung des Wassers mittelst eines sinnreich konstruirten Apparats bereitet wird, soll aus ziemlich 89 pCt. Wasserstoff und etwas mehr als 11 Prozent Sauerstoff bestehen und von jeder explodirenden Eigenschaft frei seyn.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl [illegible]öhtmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 78. Mittwoch, den 28. September 1853.

Die Blinden.

(Fortsetzung.)

V.

Mit Verwunderung bemerkten am andern Morgen ihre Freunde die Umwandlung, die mit ihr vorgegangen war. Die Pfarrerin konnte sich's nicht anders denken, als daß Marlenen durch die Wand ihr Gespräch zugekommen sey.

„Um so besser", sagte der Pfarrer: „so hab' ich ihr nichts mehr zu sagen."

Rührend war die Freundlichkeit, mit der das Mädchen Clemens und den Aeltern begegnete. Sie wollte nichts mehr, als zu ihnen gehören zu dürfen. Was ihr Liebes geschah, nahm sie fast bestürzt wie ein Unverdientes an. Sie sprach noch immer nicht viel; aber was sie sprach, war heiter und belebt. Ihr ganzes Wesen erschien hingegeben und weich, als wolle sie stumm Abbitte thun. Sie nahm wieder Clemens Arm, wenn sie wanderten. Aber oft bat sie, daß sie ein wenig ruhen dürfe. Nicht weil sie müde war, sondern um dem Knaben die Freiheit zu lassen, herumzusteigen, wohin es ihn lockte. Sie lächelte dann, wenn er zurückkam und ihr erzählte. Ihre alte Eifersucht war vergangen, seit sie nichts mehr für sich verlangte, als die innige Freude an der seinen.

So gekräftigt und gehoben, vollendete sie die Reise. Und sie war zur rechten Zeit gekräftigt worden. Denn als sie heim kam, fand sie ihre Mutter in schwerer Krankheit, der die schwache Frau in wenigen Tagen erlag.

Nun, nachdem die ersten Wochen der Trauer überstanden waren, forderte das veränderte Leben Pflichten von ihr, denen sie früher schwerlich gewachsen war. Die Sorge für das Hauswesen beschäftigte sie früh und spät. Trotz ihres Gebrechens wußte sie in jedem Winkelchen des kleinen Hauses Bescheid, und wenn sie auch selbst nur selten Hand anlegen konnte, war sie doch umsichtig und geschickt, Alles anzuordnen, daß es ihrem gebeugten Vater an nichts fehle. Eine wunderbare Hoheit und Sicherheit kam über sie. Wo es früher vielfacher Verweise bedurft hatte, um Knecht und Magd zum Rechten zu gewöhnen, genügte jetzt ein ruhiges Wort von ihr.

Und war einmal etwas Arges versehen oder zu irgend einer Arbeit böser Wille vorhanden, so wirkte ein ernsthafter Blick mit den großen, blinden Augen unwiderstehlich auf die roheste Natur.

Seit sie fühlte, daß sie heiter seyn müsse, um ihres Vaters willen, seit sie begriff, daß sie wirken und das Leben selbst gestalten müsse, kamen auch die Stunden immer seltener, in denen sie die Trennung von Clemens schmerzlich empfand. Und als er endlich nach der Stadt in die Schule sollte, vermochte sie's, gefaßter als die Andern ihm Lebewohl zu sagen. Sie ging dann freilich wochenlang wie im Traum umher, als sey die beste Hälfte ihres Wesens von ihr geschieden. Bald aber war sie heiter wie sonst, sang ihre Lieblingslieder vor sich hin und scherzte mit dem Vater, bis sie ihm ein Lachen abgewann. Wenn die Pfarrerin herüberkam mit Briefen aus der Stadt und ihr Nachrichten und Grüße von Clemens vorlas, schlug ihr heimlich das Herz, und sie lag länger als sonst des Abends im Bett, ohne daß der Schlaf kommen wollte. Am andern Morgen war sie hellen Sinnes, wie immer.

In den Ferien kam Clemens zu den Aeltern zurück, und sein erster Gang war dann in's Küsterhaus. Marlene unterschied seinen Schritt aus der Ferne, blieb still, wo sie war und horchte, ob er nach ihr fragen würde. Sie strich hastig mit den Händchen ihr Haar ein wenig glatt, das noch immer in Zöpfchen über den schlanken Nacken hing und stand auf von ihrer Arbeit. Trat er dann an die Thür, so war jede Spur von Aufregung aus ihrem Gesicht verschwunden. Heiter gab sie ihm die Hand und bat ihn, sich zu ihr zu setzen und ihr zu erzählen. Da vergaß er denn die Zeit und mußte von der Mutter geholt werden, die anfing, mit ihm zu zeizen. Denn selten blieb er die ganze Zeit der Ferien im Dorf, sondern wanderte in's Gebirge, an das ihn die wachsende Leidenschaft für die Natur fesselte.

Die Jahre gingen ihren einförmigen Gang. Die Alten welkten langsam, und die Jungen erblühten rasch.

Als Clemens einmal wieder um Ostern zu Marlenen kam, und sie vom Spinnrad aufstand, staunte er, wie stattlich sie sich in der Zeit seit dem Herbst entfaltet hatte.

„Du bist ein Fräulein geworden", sagte er. „Aber ich bin auch kein Kind mehr. Fühl nur, wie mir der Bart gewachsen ist über dem winterlangen Studiren."

Sie erröthete flüchtig, als er ihre Hand ergriff und an sein Kinn führte, daß sie den zarten Flaum fühlen sollte. Er hatte ihr auch schon Anderes zu erzählen, als in der ersten Zeit. Der Lehrer, bei dem

er wohnte, hatte Töchter und diese Töchter Freundinnen. Die mußte er ihr alle auf das Genaueste beschreiben.

„Ich mache mir nichts aus den Mädchen. Sie sind albern und eitel, und schwatzen so viel Eine ist da, Cäcilie, die mag ich noch am besten leiden, weil sie wenig spricht und keine Gesichter schneidet, um schön zu seyn. Aber was gehen sie mich Alle an? Neulich, wie ich Abends in mein Zimmer komme, find' ich einen Blumenstrauß auf dem Tisch. Ich ließ ihn so liegen, und stellt' ihn nicht einmal in's Wasser, obwohl mich die Blumen dauerten; denn es verdroß mich; und andern Tags hatten die Mädchen ein Gekicher und Gezischel, daß ich kein Wort mit ihnen redete vor Aerger. Sie sollen mich zufrieden lassen, denn ich habe keine Zeit für ihre Narrheiten."

(Fortsetzung folgt.)

Ein wendisches Tauffest.

(Aus der „Kölner Zeitung".)

Ein klarer Juli-Morgenhimmel glänzte über den wogenden Korn- und Leinfeldern des gesegneten Wendengaues Drawän*), als ich mit einem mir befreundeten Pfarrer nach einem kleinen Dorfe fuhr, wo der letztere das Kind eines wohlhabenden Bauern zu taufen hatte. Die beiden stattlichen, glänzend braunen Pferde, welche vor unsern leichten offenen Jagdwagen gespannt waren, flogen wie der Sturmwind über die unabsehbare Ebene mit uns dahin. So weit die Blicke reichten, nichts als Fruchtfelder, Wiesen und Triften; nur hie und da ragte aus dem lichten Grün derselben ein eichenbegränztes Dorf oder ein düsterer Föhrenwald hervor. An einzelnen Punkten hatte man schon mit dem Schneiden des Korns den Anfang gemacht; vor den blanken Sensen des Mähers sanken die goldgelben Schwaden massenweise nieder und wurden von den Händen rüstiger Binderinnen sogleich in Garben gebunden.

Eine Reihe von Weiden, den Lieblingsbäumen der Wenden, die auch in den Volksliedern ihrer Stammgenossen in der Lausitz häufig erwähnt werden, verrieth uns die Nähe des Dorfes, dessen Häuser unter Eichen, Erlen und Weiden wie begraben lagen. Der Ort, welcher trotz seiner ächt wendischen Bevölkerung einen deutschen Namen führt, bildete eine einzige breite, ziemlich lange Gasse, im Gegensatze zu den Dörfern mit wendischen Namen, deren Häuser stets hufeisenförmig einen großen freien Platz umschließen. Da die Stallungen und Scheunen nicht, wie es bei den letzteren Orten der Fall ist, hinter den Wohngebäuden, sondern vor denselben liegen, so bot die breite, mit Weiden bepflanzte Dorfflur eben keinen besonders anziehenden Anblick dar; nachdem wir aber durch das große Scheunenthor in den Hof gefahren waren und vor dem stattlichen Hause hielten, in dem das Tauffest gefeiert werden sollte, mußte ich gestehen, daß die Sitte, die Nebengebäude gleichsam als eine Art Verschanzung vorzuschieben, gar nicht so unzweckmäßig sey, denn die nächste Umgebung der Wohnhäuser war dadurch doppelt anmuthig geworden. Auf drei Seiten waren dieselben von dem geräumigen, grasbewachsenen Hofe und dem Blumen-, Obst- und Gemüse-Garten umschlossen, während die vierte Seite unmittelbar an die Wiesen und Fruchtfelder der Dorfgemarkung stieß.

Unser Wirth, ein stattlicher Vierziger mit braunem Haar und offenem, fröhlichem Gesicht, war ein Wende von altem Schrot und Korn. Gleich bei den ersten Worten, womit er den Pfarrer begrüßte, verrieth er seine slavische Herkunft; denn in der freundlichen Anrede: „'err Pastor, sin Se mi 'erzlich willkaamen!" (Herr Pastor, seyen Sie mir herzlich willkommen) war auch nicht die leiseste Aspiration zu vernehmen.

Schon manches Jahrhundert wohnen die Wenden an den Ufern der Elbe und sind in vieler Hinsicht vollkommen germanisirt; aber wenn sie heute in die Lage der „Flüchtigen Ephraims" geriethen und ihnen an der „Furt der Elbe" statt des Schiboleth ein beliebiges, mit einem h beginnendes Wort als Losung abgefordert würde, so möchte wohl Keiner von ihnen das jenseitige Ufer erreichen.

In der geräumigen hellen Wohnstube fanden wir erst einen kleinen Theil der Geladenen versammelt, da wir außerordentlich rasch gefahren und eine ziemliche Zeit vor der zur Taufe festgesetzten Stunde angelangt waren. Das Zimmer war sehr einfach möblirt, aber die Sauberkeit und Ordnung, die in demselben herrschte, bot einen hinreichenden Ersatz für die fehlenden kostbaren Hausgeräthe. Die Fensterbänke, Pfosten und Rahmen waren mit hellblauer, die Tische, Stühle und Bänke rings an der Wand mit rother Oelfarbe angestrichen; die Schränke waren sorgfältig gebohnt und die Wände schneeweiß getüncht.

Als ich durch die offenstehende Thür ins Nebenzimmer blickte, wo die Wiege des kleinen Weltbürgers stand, sah ich zu meinem Erstaunen, daß trotz des hellsten Mittagssonnenscheins zwei Lichter in demselben brannten. Diese Sitte hatte, wie ich später von dem Pfarrer erfuhr, ihren guten Grund. Die Wenden glauben nämlich, daß die sogenannten „Unterirdischen" — die Zwerge und Wichtelmännchen der Volkssagen — den neugebornen Kindern nachspüren, dieselben stehlen und an deren Stelle ihre eigenen mißgestalteten Kinder in die Wiege legen.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

*** Nachdem uns Herr Theaterdirektor Spielberger, dem als Mimen, wie als erfahrnem Leiter der Bühne ein nicht unbedeutender Ruf vorangeht, und dem wir daher mit den besten Wünschen und Hoffnungen heute unsern Willkommsgruß bieten, in mehren Probevorstellungen, wie in Iffland's „Dienstpflicht" und Heinrich Laube's „Prinzen Friedrich" gleichsam einen Theil der Kräfte vorgeführt, die ihm für das recitirende Schau- und Lustspiel zu Gebote stehen, und durch sein Spiel, besonders im ersten Stück, nicht nur für seine Person stürmischen Beifall hervorgerufen, sondern auch für das

* Der von den Wenden bewohnte östliche Theil der hannover'schen Provinz Lüneburg war vor Zeiten in den Ober- und Unter-Drawän, in den Gau Nering und Lenningau eingetheilt.

Theaterpersonal im Ganzen ein höchst günstiges Vorurtheil erweckt hat, wobei wir namentlich nicht umhin können, das für eine erste Vorstellung bewundernswürdig Abgerundete des ganzen Zusammenspieles rühmend anzuerkennen, ward der Reigen der eigentlichen Abonnementsvorstellungen für das Schau- und Lustspiel, auf welches wir unserntheils unsere Berichte beschränken, gestern mit dem Schauspiele von E. Raupach: „Der Bettler", und dem bereits mehrfach hier gespielten Töpfer'schen Lustspiele: „Der Pariser Taugenichts" eröffnet, und zwar, wie die Theilnahme des auch diesmal in allen Räumen vollen Hauses bewies, mit einem Erfolge, der für den Hrn. Theaterunternehmer und die ihn unterstützenden Kräfte nothwendig von ermuthigendem Einflusse seyn muß.

Ohne jedoch die Gränzen einer Provinzialbühne, wie der hiesigen, zu enge ziehen zu wollen, und die manchfachen Schwierigkeiten zu verkennen, die auf einer solchen für den Direktor schon darin liegen, daß er in einem und demselben Hause, und einem möglichst gemischten Publikum gegenüber, den verschiedenartigsten Wünschen und Ansprüchen Genüge leisten und ihm die ganze Tonleiter der tragischen Dichtkunst vorüberführen soll, „von der Flöte herab bis zum schrecklichen Schall der Posaune", und wohl wissend, daß ein solcher immer mit jenem Theaterdirektor im Vorspiel zu Göthes „Faust" wird sagen müssen:

Ich wünschte sehr der Menge zu behagen,
Besonders weil sie lebt und leben läßt.
— — — — — — — — —
Ich weiß, wie man den Geist des Volks versöhnt,
Doch so verlegen bin ich nie gewesen;
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.
Wie machen wir's, daß Alles frisch und neu,
Und mit Bedeutung auch gefällig sey?
— — — — — — — — —
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will sie doch und soll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Ist, dächt' ich, immer auch schon was.
— — — — — — — — —
Besonders aber laßt genug **gescheh'n!**
Die Masse kann man nur durch Masse zwingen,
Ein Jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen,
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch' ein Ragout, es muß euch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht,
Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.

Dieses, wie schon erwähnt, recht wohl wissend, müssen wir doch gestehen, daß es in unserm kunstrichterlichen Gewissen eine unangenehme Empfindung hervorrief, Herrn Theaterdirektor Spielberger gerade mit zwei solchen, ziemlich unbedeutenden Stücken, wie die erwähnten, den Anfang machen zu sehen. Thaliens Tempel ist uns zuerst und zuvörderst ein geweihtes Heiligthum der Kunst, und das Licht der Schönheit soll diesen heitern Ort wie ein Morgenroth erleuchten, das die Wohnung der Götter, die hohen Zinnen des Olympos umglüht, und das nichts erblickt, als Spuren der Gottheit, des Frühlings und der Jugend, und jedes Fest darin soll seyn ein Gottesdienst, wohin das Volk wandelt mit Ernst und Andacht, und von welchem es heimkehrt in seine gewohnte Werkeltagsthätigkeit, besser, reiner, und höher emporgehoben, als es an seine Schwelle kam, und jedes Herz soll sich fühlen als eine zum Licht der Kunst und Schönheit gekehrte Sonnenblume, und jeder gute Geist soll das Angesicht Gottes schauen, welches reiner und leuchtender durch den goldenen Aether der Kunst und Schönheit hindurchglänzt, als durch die labyrinthischen Nebelgebilde einer unrealistischen philosophischen und theologischen Spekulation, die nicht darin zuletzt ihren Grund und ihre Wurzel hat. Das ist in wenig Worten unser ästhetisches Glaubensbekenntniß, und daran werden wir die Höhen und Tiefen unserer meteorologischen Beobachtungen im hiesigen Musentempel zu messen suchen, ohne uns dabei weder von gewissen Kunst- und Geschmackstheorien und Einseitigkeiten, noch irgend von Parteirücksichten leiten zu lassen, und gewiß mit dem Bemühen, so viel als möglich „ins Allgemeine unterzutauchen," nach allen Seiten hin gerecht zu werden, und zwischen der Bühne und dem Publikum jene segensreiche, freundliche Wechselbeziehung hervorzurufen, welche allein im Stande ist, dem neuantretenden Theaterunternehmer sein ohnehin schwieriges, meistens schlecht genug belohntes Geschäft einigermaßen zu erleichtern, und ihm den Muth zu geben, daß das wahre Schöne und Gute, was er in Scene setzt und vorführt, auch der Theilnahme und des Dankes sicher seyn darf. In diesem Glaubensbekenntniß wird indeß zugleich jene Rüge in Betreff der zwei erwähnten Stücke ihre Erklärung finden, womit dieses Mal die Theatersaison anhob. Man soll den Anbruch eines neuen Tags, den jungen Morgen eines neuen Zeitabschnitt's mit Gebet und Glockenton, mit dem Klang der majestätischen Orgel feiern, und nicht mit dem Geschrei des lauten Marktes und der Musik einer Wirthshausviolline, die den Burschen und Dirnen des Dorfes zum Tanz aufspielt.

Was nun die Aufführung der erwähnten zwei Stücke selbst angeht, so wagen wir darnach noch nicht, ein sicheres Urtheil zu geben. Zu einem solchen gehört mehr Prüfung, Kenntniß und Einsicht, als eine Woche Zeit dem Zuschauer gewähren kann. Erst nach einer Reihe von verschiedenartigen Stücken, worin allmählig das Verhältniß und die Gegensätze recht sichtbar werden, worin die Träger eines jeden Stückes zu diesem im Ganzen und den von ihnen darzustellenden Charakteren insbesondere stehen, läßt sich die mimische Begabung, der geistige Standpunkt und die Kraft eines jeden Gliedes der Gesellschaft, sowie der Platz und die Stelle annähernd zu Protokoll bringen, wohin es in seinem theatralischen Wirken gehört und wo es die sicherste Hoffnung hat, mehr als die ganz gewöhnlichen Folgen zu erzielen. Es ist indeß keine Frage, daß auch in diesen beiden Stücken der Kranz dem Herrn Theaterdirektor selbst gebührt. Das war eine Natur, eine Wahrheit des Spiels, wie sie leider täglich mehr vom Repertoire zu verschwinden droht, um in die Rumpelkammer jener guten Schule zu wandern, der auch Hr. Spielberger angehört, und von der unsere so gerühmte neue Schule gleichwohl noch Manches zu lernen hat, die Tugend der Demuth und Anspruchslosigkeit unter Andern auch, die nicht durch eine um jeden Preis originelle, kaprizióse Auffassung zu glänzen und bloß sich selbst hervorzuheben sucht, sondern zuerst und zuletzt nach Wahrheit und Treue der Auffassung im Geist des Dichters strebt, und sich dem Ganzen hübsch unterzuordnen weiß, wodurch doch nur einzig jene harmonisch-schöne Wirkung zu Wege gebracht wird, die ein Werk der Dichtung auf den Geist und das Herz des Zuschauers übt. In Betreff des einen Stücks von E. Raupach muß man sagen, daß Hr. Spielberger wahrlich durch sein bloßes Spiel schlechtes Blei in Gold verwandelt hat, und wir müssen gestehen, daß wir uns nicht den zehnten Theil der Wirkung, die Hr. S. damit gemacht hat, von diesem ganz bedeutungslosen Stücke versprachen, als wir es in Lembert's Theater-Taschenbuch vor Jahren zufällig einmal zu Gesicht bekamen. Im „Pariser Taugenichts" (nach dem Franz.) ward Hr. Spielberger ganz vortrefflich von Frl. Pelffer unterstützt, die den Taugenichts ganz mit jener unwiderstehlich impertinenten Grazie

und liebenswürdigen Frechheit gab, die den Pariser „Gamin“ auszeichnet, und die hinter der immer wieder hervorbrechenden Ausgelassenheit und Schelmerei doch auch bessere Eigenschaften verbirgt und Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat. Schon die Anmuth ihrer Erscheinung gewann ihr jedes Herz, und wir wünschen von Herzen, sie während dieses Winters noch recht zahlreiche Triumphe feiern zu sehen, woran es gewiß nicht fehlen kann. Sie erwarb sich zugleich mit Herrn Spielberger die Ehre eines stürmischen Hervorrufs am Schlusse der Vorstellung. Die andern Personen in beiden Stücken hoben sich uns nicht genug hervor, doch waren Fleiß und Studium und das Streben nach einer durchaus abgerundeten Vorstellung bei einem Jeden der geehrten Theilnehmer und schönen Theilnehmerinnen unverkennbar, und wir hoffen nächstens näher auf ihre Leistungen insbesondere eingehen zu können. — Auch diese beiden Theater- und noch besser gesagt Lebensstücke, die, jedes höhern Werthes im Grunde ermangelnd, bloß durch einen Wechsel von Situationen wirken, wie sie das ganz gewöhnliche bürgerliche Leben bietet, liefern, indessen durch ihren Erfolg und durch die Rührung, die manches schöne Auge und manches Battisttaschentuch naß gemacht hat (woran freilich zum guten Theil die naturwahre Darstellung Schuld war) einen neuen Beweis für die Wahrheit der Worte des großen Dichters, daß das Menschenleben als Stoff und Inhalt der Dichtung doch eine unerschöpflich reiche Quelle für den Dichter ist:

— — — — — — — — — — —

Greift nur hinein ins volle **Menschenleben!**
Ein jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann sammelt sich der Jugend schönste Blüthe
Vor eurem Spiel und lauscht der Offenbarung,
Dann sauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus eurem Werk sich melancholische Nahrung,
Dann wird bald Dies, bald Jenes aufgeregt,
Ein Jeder sieht, was er im Herzen trägt.
Noch sind sie gleich bereit, zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung und freuen sich am Schein.

L. L.

Würzburg, den 24. Sept. 1853.

Sonntag den 25. September 1853: „Robert der Teufel“, Oper von Meyerbeer.

Den besten Kräften unseres Opernpersonales waren heute die Hauptpartien übertragen, und wir hatten wieder Ursache, mit deren Leistungen zufrieden zu seyn. Die Damen Dreßler-Pollert (Isabella) und Bauer (Alice), die HH. Sonnleithner (Robert) und Schiffbenker (Bertram) sind Acquisitionen, die unserer Bühne nur Vortheil bringen können. Frau Dreßler-Pollert riß im 2. Akte zur allgemeinen Bewunderung hin durch die rapide Gelaufigkeit ihrer Coloraturen, ihren bestimmten, stets richtigen und reinen Anschlag, ihren brillanten Vortrag und die kecke Sicherheit in den ungewohntesten Intervallsprüngen; daß sie aber auch eine eben so treffliche Schauspielerin als Sängerin ist, beurkundete sie in der Gnaden-Arie im 4. Akte, in welcher sie den Gesang der dramatischen Darstellung dem Effekte der Situation unterordnete; der Ausdruck der höchsten Angst, der Angst um ihr und des Geliebten Heil, gelang ihr vortrefflich, und fand den verdienten Beifall, wenn auch natürlicher Weise durch das Vorwalten des dramatischen Elementes der Gesangvortrag beeinträchtigt wurde. Frl. Bauer errang sich gleichfalls vielen Beifall, sie sang sehr sicher, rein und schön; auch ihre Coloraturen genügten, wenn sich in solchen auch noch manchmal Lucken, Inkonsequenzen zeigten, so wirkten solche doch nicht störend. Auch ihr Spiel war brav und zeigte, daß Frl. Bauer sich auf der Bühne natürlich und doch den Anforderungen des dramatischen Lebens entsprechend zu benehmen weiß und in den Geist ihrer Rollen einzudringen vermag. Nur ihr Weglaufen von der Bühne im 1. Akt erschien etwas kindisch, und im 2. Akte gab sie im Erscheinen und Abgehen das mit aller Hofsitte unbekannte naturwüchsige Landmädchen zu treu wieder. Hr. Sonnleithner erwarb sich unsere vollste Anerkennung; er zeigte sich als eben so vorzüglicher Sänger, wie als denkender Künstler in der ganzen Vorstellung und wir wissen nicht, welche Scene wir als vorzüglich gelungen bezeichnen sollen. Das Gleiche gilt von Hrn. Schiffbenker, der seine schwierige Partie von Anfang bis zu Ende gleich meisterhaft durchführte, und besonders im 3. Akte sich durch großartige Darstellung auszeichnete. In Hrn. Wiehler (Raimbrand) lernten wir einen Sänger kennen, der eine nicht unangenehme, klingende Stimme, richtige Deklamation, korrekte, klare Aussprache, auch hinreichendes Spiel besitzt, und richtiges Verständniß seiner Partie bewies. Schade, daß ihm die Stimme in der Höhe nicht ansprechen wollte, das A mißglückte ihm jedesmal, auch das As war schon sehr gepreßt; wir wollen hoffen, daß das heute nur ein unglücklicher Zufall, Aengstlichkeit oder dergl. war, denn wenn ihm die hohen Töne stets fehlten, das wäre doch sehr bedenklich.

Wenn nun trotz der obenangeführten guten Besetzung und trotz dem, daß die genannten Personen ihre Partien sicher und gut durchführten, die Aufführung der Oper nicht völlig befriedigte, so liegt dies theils an der Oper selbst, die einen Aufwand von scenischen Mitteln erfordert, wie ihn nur große Bühnen leisten können, theils daran, daß die Oper ersichtlich gegeben wurde, ehe sie vollkommen und sicher in allen Theilen einstudirt war. In ersterer Beziehung war besonders der Mangel eines tüchtigen Balletpersonals, sowie der von guteingeübten Statisten fühlbar, und daß die nothigen Proben nicht gehalten worden waren, ging aus der Unsicherheit, mit der Chöre und Orchester behaftet waren, sattsam hervor. Beide setzten oft ganz verzagt, schwankend ein, die Chöre ließen sehr oft ihre Stimmen nicht mit der vollen Kraft ertönen, der erste Chor im 5. Akte (der übrigens auch schwierig ist, und wie die Verzerrung des „Eine feste Burg“ in den Hugenotten beweist, daß der Komponist den Geist des christlichen Kirchengesanges nicht begriffen hat), bot verschiedentliche Mißklänge, kurz, so vollendet die Ausführung der Solopartien war, so unvollkommen waren die Ensembles. Sollten wir denn doch wieder, wie im verflossenen Jahre, auch unter der neuen Direktion über übereilte Vorstellungen zu klagen haben? Dagegen müssen wir uns ernstlich verwahren. Lieber die Vorstellung um ein paar Tage hinausgeschoben, und ein paar Proben mehr gehalten; aber dann auch abgerundet, präzise, des Publikum und der betheiligten Künstler würdige Vorstellungen gegeben. Es wird selbst in pekuniärer Beziehung zu empfehlen seyn: denn wer eine Vorstellung befriedigt verläßt, findet sich dadurch veranlaßt, das Theater baldmöglichst wieder zu besuchen, während eine nicht gelungene Vorstellung gar manchen Theaterbesucher auf längere Zeit abzuschrecken vermag.

M . .

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Hohmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 79. Sonntag, den 2. Oktober 1853.

Die Blinden.

(Fortsetzung.)

Marlene verlor keines von diesen Worten, und spann ein endloses Gespinnst von wunderlichen Gedanken aus ihnen. Fast wäre sie in Gefahr gekommen, in unfruchtbaren Träumen hinzukränkeln, wenn nicht begründetere Sorge und ernsthafterer Schmerz sie gerettet hätten. Ihr Vater, der lange schon nur mit Anstrengung seinen Dienst versehen hatte, wurde durch einen Schlaganfall gelähmt, und lag fast ein Jahr im hilflosesten Zustande, bis ein zweiter Schlag seine Leiden verkürzte. Keine Stunde wich sein Kind von seiner Seite. Auch in den Ferien, die Clemens in's Dorf führten, gönnte sie sich nicht, ihn länger zu sprechen, als wenn er auf Viertelstunden in das Krankenzimmer kam.

Sie ward immer fester in sich, immer entsagender. Keinem klagte sie und hätte Keines bedurft, wenn ihre Blindheit ihr Alles selbst zu thun erlaubt hätte. Und dies ihr Unglück, das sie innerlich erzog, gewöhnte sie auch an häusliche Tugenden, die manche Sehende vernachlässigen. Sie hielt die genaueste Ordnung in allen Dingen, die sie zu verwalten hatte, und that sich nie genug in Sauberkeit, weil sie mit den Augen nicht beurtheilen konnte, wann das letzte Stäubchen entfernt war. Clemens traten die Thränen in die Augen, wenn er sie bemüht sah, ihren gelähmten Vater zu waschen und seine dünnen Locken zu kämmen.

Sie war blaß geworden in der heißen Luft der Krankenstube, aber die braunen Augen hatten darum nur tieferen Glanz, und in aller niedern Arbeit trat der Adel ihres Wesens nur lebendiger hervor.

Der alte Mann starb, in das Häuschen zog sein Nachfolger ein, und Marlene fand im Pfarrhaus eine freundliche Zuflucht. Clemens, der eine ferne Universität bezog, konnte nicht wie sonst zweimal des Jahrs seine Heimath besuchen. Wissenschaftliche Zwecke führten ihn in entferntere Gegenden, und so hing er nur durch lebhaften Briefwechsel mit den Eltern zusammen. Dann auch, wenn er einmal kam und einige Wochen in dem alten Pfarrhause wohnte, war er wie verwandelt. Des Vaters eifrige Frömmigkeit ward mit den Jahren schroff und unduldsam, und so liebevoll er den Menschen ertrug, so streng und unerbittlich war er gegen Grundsätze, die dann zwischen ihm und dem Sohn häufig zur Sprache kommen mußten, zumal, da der Vater sich gern nach dem Zustand der Theologie an jener Universität erkundigte. Clemens, durch sein Studium und eine energisch-philosophirende Richtung der schlichten Orthodoxie entfremdet, fühlte sich bald im Gegensatz zu dem väterlichen Schriftglauben.

Und wie die strebsame Jugend nichts weniger zu opfern bereit ist, als Ansichten, die sie mit gutem Recht zu besitzen glaubt, so trennten auch hier feindliche Worte die Gemüther, die doch in dem gemeinsamen, wortlosen Glauben an die Liebe befreundet waren.

Marlenen wich Clemens aus und fand ihr gegenüber nur selten den herzlichen Ton der Unbefangenheit, in dem sie sonst verkehrt hatten. Es schien ein Schatten über sein Herz zu fallen, sobald sie in's Zimmer trat. War es jenes kindische Versprechen, dem er untreu geworden und das ihn aus ihren blinden Augen mahnend ansah? War es der Glaube, daß sie bei dem Zwiespalt der Meinungen, in den er mit den Eltern gerathen, stillschweigend auf ihre Seite trat?

Und doch fühlte er eine Neigung zu ihr immer unwiderstehlicher in sich, die er sich nicht mehr verleugnen konnte, und die er mühsam bekämpfte.

Völlig hingegeben an seine Wissenschaft, wehrte er Alles ab, was ihn im Vordringen auf dem einen Wege zu hindern drohte.

Er wollte Reisen machen und mit den bedeutendsten Männern Verbindungen anknüpfen Durfte er sich an ein Weib fesseln, das einen Theil von seinem Leben für sich verlangte, einen Theil, den er, wie er meinte, nicht minder seiner Zukunft schuldig war? Und ein blindes Weib, das er sich scheuen mußte, je zu verlassen! Hier auf dem Dorf, wo Alles seinen einfachen Zuschnitt hatte, den sie seit Kindsbeinen kannte, war sie vor verwickelten Verhältnissen geborgen, die in der Stadt nicht ausbleiben konnten. Und mit welchem Herzen hätte er bei der Rückreise von einem kurzen Ausfluge sein Hauswesen in einer Verstörung gefunden, in die es Bosheit oder nie geahntes Unglück bei der rathlosen Lage der Hausfrau so leicht stürzen konnten!

So baute er aus nichtigen Sorgen sein eigenes Gefängniß. Wie sicher und fest dieses Mädchen im Leben stand, hätte ihn ihre schwere Vergangenheit lehren können. Und traurige Zufälle — wer kann sie mit den gesundesten Augen voraussehen?

Was in Marlene vorging, verrieth sie nie. Sie war die Heiterste von Allen, denn sie war immer

bemüht, den fruchtlosen Streit zwischen den Männern zu verhüten, der ihr und der Mutter so viel Herzeleid machte. Man merkte ihr die Anstrengung nicht an, die es sie kostete. Aber wenn Clemens fort war, brach sie in der Einsamkeit der Nacht zusammen, und klagte Gott ihre Noth.

(Fortsetzung folgt.)

Ein wendisches Tauffest.

(Fortsetzung.)

Da sich die Unterirdischen aber vor brennenden Lichtern fürchten, so wird gleich nach der Geburt des Kindes ein Licht oder eine Lampe angezündet, und dieselbe nicht mehr ausgelöscht, als bis die Taufe vollzogen ist. Nach dieser Handlung haben die Unterirdischen keine Gewalt mehr über das Kind. An einigen Orten pflegen die Leute, anstatt ein Licht anzuzünden, auch wohl ein Blatt aus der Bibel — welches Blatt das „Wort Gottes" genannt wird — in die Wiege zu legen; und damit die Unterirdischen dem Kinde in keiner Weise etwas anhaben können, wenn das letztere hin und wieder nach dem Bett der Mutter getragen wird, so schiebt man dieser das Gesangbuch unter das Kopfkissen, wo es so lange liegen bleiben muß, bis das Kind getauft worden ist. Weil troß aller Vorsichtsmaßregeln aber dennoch „ein Unglück passiren könnte, so suchen ängstliche Eltern die Taufe so viel als möglich zu beschleunigen*).

Nach und nach langten die Würdenträger, d. h. die „Gevattern" oder Taufzeugen, und die übrigen Gäste an. Zuerst erschienen einige bejahrte Frauen! In allen zivilisirten Ländern pflegt es Sitte zu seyn, daß man bei dieser oder jener Festlichkeit seine Huldigungen zuerst irgend einem mündigen menschlichen Wesen darbringt; im Lande der Wenden aber gelten in Betreff eines Tauffestes andere Regeln. Stumm gleich büßenden Brahminen im alten Wunderlande des Ganges gingen die eintretenden, schwarzgekleideten Frauen quer durch das Zimmer in das anstoßende Gemach, näherten sich der Wiege, hoben eine nach der anderen das weiße Tuch auf, womit das Gesicht des Kindes bedeckt war und sprachen mit feierlicher Miene: „Gott segn's!" Nachdem dies geschehen war, gingen sie ganz fröhlich zu der Mutter und dem Vater des Täuflings und zu den anwesenden Gästen und beglückwünschten und begrüßten dieselben mit großer Zärtlichkeit; hätten sie dem Kinde jenen Segensspruch zuzurufen vergessen, so würde dieses nach wendischem Volksglauben allen möglichen bösen Anfechtungen ausgesetzt seyn.

Dies „Gott segn's!" spielt überhaupt eine große Rolle in dem Zeremoniel der Wenden. Guckt irgend ein altes Weib, ein fremder Mann oder sonst ein verdächtiges Subjekt in den Stall und vergißt das ordonanzmäßige „Gott segn's!" beim Hineinschauen auszurufen, so sieht der Wende gleich allerlei schreckliche Gestalten, Teufel, Zauberer und Hexen, die sein Vieh vergeben und vergiften wollen.

*) In katholischen Familien wird bekanntlich die hl. Taufe beschleunigt, ohne daß die Aeltern besonders ängstliche Leute seyen.

Gleich darauf hielten die Gevattern ihren Einzug: drei stämmige, wohlhabende wendische Hauswirthe, von denen der Aelteste den Knaben „über die Taufe halten" sollte. Obgleich es seit acht Tagen nicht geregnet hatte und die Feldwege etwas staubig waren, so wollte es mir doch scheinen, als ob der Zustand der Stiefel dieses stattlich gekleideten Kleeblattes dem übrigen Kostüme und der feierlichen Handlung nicht recht angemessen sey, während an der Fußbekleidung der übrigen männlichen Gäste die glanzverleihenden Speckschwarten (die gewöhnliche wendisch-niedersächsische Stiefelwichse) keineswegs gespart waren. Diese scheinbare Nachlässigkeit hatte jedoch wiederum ihren besondern Zweck. Soll der neue Weltbürger sich während seiner Lebenszeit einer „reinen Haut" erfreuen, so darf keiner der Gevattern am Tage der Taufe seine Stiefel schmieren. Da jeder ächte Wende weiß, was eine solche „duffe" Fußbekleidung zu bedeuten hat, so fällt diese selbst nicht an den Stufen des Altars auf; die überwiegend große Zahl der Kinder pflegt nämlich in der Kirche getauft zu werden.

Während sich die Thätigkeit der Taufzeugen in anderen Himmelsstrichen lediglich auf das Assistiren der kurzen Religionshandlung beschränkt, liegt den Gevattern im Lande der Wenden noch manche andere Pflicht ob, von welcher ein germanischer Pathe sich nichts träumen läßt.

Als alle Würdenträger, Verwandten und Gäste versammelt waren, nahm die Zeremonie ihren Anfang. Sobald der Pfarrer das Gebet gesprochen hatte, ergriff die Mutter des Teuflings eine Bibel, setzte sich in einen Winkel des Zimmers und begann mit großem Eifer leise darin zu lesen, während die Gevattern mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf jedes Wort des Pfarrers horchten und die in der Rede desselben vorkommenden Bibelstellen fast unhörbar nachmurmelten, wonach Mutter und Gevattern nach dem wendischen Glauben dem Kinde die Fähigkeit sichern, später gut „lernen" zu können. Demjenigen, welcher den Knaben „über die Taufe hielt", genügte dies jedoch noch nicht. Er drängte sich so nahe als möglich an den Pfarrer hinan, reckte den Hals und schaute starr in dessen Agende hinein, um einige Worte „überkopf" herauszubuchstabiren: — das unfehlbarste Mittel, um dem Täufling eine Anwartschaft auf schulmeisterliche Gelehrsamkeit zu erwirken.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

*** Den 27. September. Wie freudig war unsere Erwartung, wie groß unsere Spannung, als wir gestern auf dem Theaterzettel: „Uriel Acosta, Trauerspiel von Gutzkow" lasen, und wie groß unsere Täuschung, als wir die Aufführung dieses Stückes sahen! Das Stück, das seinem Inhalte nach den theuersten literarischen Jugenderinnerungen des Referenten angehört (Gutzkow hat nämlich den reichen Stoff des „Uriel Acosta" im „Morgenblatt" schon einmal als Novelle behandelt), und dessen Erfolg als Drama wir als eine dramaturgische Siegesthat ohne Gleichen ansehen nach dem Erlöschen der Sterne von Ilm-Athen; wie wir es in Hinsicht auf Form und Inhalt auch unter die besten Schöpfungen des be-

rühmten Dichters der „*Ritter vom Geiste*“ insbesondere zählen: das Stück, dessen Berühmtheit, wie vorauszusehen war, ein ziemlich zahlreiches Auditorium in's Theater zog, machte gestern, wir müssen es sagen, beinahe Fiasko. Wir, die wir, wie schon erwähnt, an eine Provinzialbühne keine zu hohen Ansprüche machen, müssen doch gestehen, daß wir uns nicht erinnern, eine unbefriedigendere und ungerundetere Aufführung des „Uriel Acosta“ im hiesigen Theater gesehen zu haben. Die Besetzung des Stückes war fast gänzlich eine verfehlte, und mit Ausnahme des Hrn. Direktor *Spielberger*, des Hrn. *Höffert* und der Frau *Wacker*, die durch ihr Spiel noch allein die Ehre des Tags aufrecht erhielten, möchten wir wahrlich Niemanden zu nennen wagen, dessen Verdienste in diesem Stück von mehr Werth gewesen wären, als dem eines ganz laienmäßigen theatralischen Versuches. Man soll jedoch mit der Geduld eines Publikums, welches Besseres zu sehen gewohnt ist, keine Experimente machen. Lieber, wie schon von dem musikalisch-dramatischen Hrn. Ref. in diesen Blättern mehr als einmal richtig bemerkt worden ist, die Aufführung noch ein paar Tage hinausgeschoben, und dann Gutes geleistet! Ein Rath, dessen Befolgung dem Rufe der Gesellschaft gewiß nicht minder zu Gute kommen wird, als der Theaterkasse; denn ähnliche schlechte Erfolge, wie die des „Uriel Acosta“, eines Stückes, das von einem so hohen, fast ethischen Werthe ist, und als ein Schmuck des Repertoires bei unserm Theaterpublikum in gutem Andenken steht, sind natürlich nicht geeignet, die Bewohner einer Stadt in's Theater zu locken und dauernd daran zu fesseln, in welcher es keineswegs an anderweitigen Zerstreuungen und höhern Genüssen fehlt. Bei der Erfahrung eines Theaterdirektors, wie Herr Spielberger, und der Einsicht und Energie, womit derselbe jede Probe eines neu einstudirten Stückes persönlich leiten soll, geben wir uns indeß der sichern Hoffnung hin, in Zukunft keine „*bezahlte Probe*“ mehr in den Kauf nehmen zu müssen, sondern in seinem wohlverstandenen Interesse durch Leistungen erfreut zu werden, mehr würdig der Kunst und des Publikums und nicht zu seinem Nachtheile mondscheinwehmüthige Erinnerungen in unserm Herzen wachrufen an Zeiten, die leider vorbei sind.

Was nun das Spiel eines jeden Gliedes der Uriel-Acostakette insbesondere angeht, so müssen wir mit Bedauern gestehen, daß wir uns keines unglücklichern Repräsentanten des *Uriel* und keiner unglücklicheren Repräsentantin der *Judith* zu erinnern im Stande sind, als des Hrn. *Bolzius* und der Fräulein *Buchenau*. Wir sagen es darum mit Bedauern, weil wir besonders von Hrn. Bolzius, den wir als Justizrath Listar in Iffland's „Dienstpflicht“, und als *Prinzen Friedrich* im Laube'schen Schauspiele dieses Namens mit stürmischem Beifall spielen sahen, nichts ganz Mittelmäßiges fordern zu dürfen berechtigt waren, und nun eine Leistung sahen, die noch ein gutes Stück unter der Mittelmäßigkeit stand. Herr Bolzius besitzt zwar große Vorzüge, eine schöne, hohe Gestalt im Verein mit einem Gesicht voll Geist und Ausdruck, und ein Organ voll Klang und Metall; allein das sind Vorzüge, womit man es im Lauf der Zeit vielleicht zu einer guten Deklamation bringen kann, ohne deßhalb auch als Schauspieler schon auf ungewöhnlichen Erfolg zählen zu dürfen. Die wahre Kunst des Schauspielers beruht vielmehr auf einer Art von Reproduktion eines Dichterwerkes durch *die That*, welche freilich bloß congenialen Naturen eigen seyn kann, und welche gewissermaßen die *Incarnation* des Gedankens des Dichters ist. Der Grad der Bildung, der den Schauspieler in den Stand setzt, den ethischen Gehalt eines Stückes und irgend eines Charakters insbesondere sich selbst klar und Andern plastisch anschaulich zu machen, und die Art, wie er es versteht, das dichterische Ideal nach dem Maße der Kunst, *jener Natur und Wahrheit* schöpferisch zu reproduziren, *deren Reich bloß durch die Welle der Schönheitslinie begränzt ist*, wird daher stets zunächst den Maßstab bilden müssen für die Beurtheilung seiner Leistungen. Wie wir schon letzthin erwähnt haben, daß wir es in diesem Augenblick noch nicht wagen, ein apodiktisches Urtheil zu geben, so stehen wir auch diesmal noch davon ab, Herrn Bolzius und Frl. Buchenau nach ihren Leistungen als Uriel und Judith eine vielleicht zu wenig rühmliche Wahrheit zu sagen, wir wiederholen indessen, daß sie sich als solche keines Lorbeers werth gezeigt haben. Von Seiten des Hrn. Bolzius erwähnen wir dankend seiner schönen Deklamation der rhetorisch prächtigen Stelle im 2. Akt:

— — — — — — — — —
Und christlich Wissen in der Schule lernend,
Fühl' ich mich glücklich, damals mehr als Talmud
Mir eingeprägt zu haben. — —
Was ich geworden, ward ich nur als Christ,
Im frischen Strom der Bildung durft' ich baden,
Ein freier Mensch im großen Ganzen weben,
Die Luft war mein, der warme Strahl der Sonne,
Am Grün des Waldes labt' ich frei den Blick,
Und jeden Pulsschlag einer großen That
Und jedes Athmen der Geschichte fühlt' ich
In meinem Herzen wieder, wie ein Christ.
— — — — — — — — —
Und weil ich nicht im Schatten ruhen will,
Als Christ mich in dem Grün behaglich streckend,
Indessen Ihr im Staub der Straße zieht,
So will ich leiden mit den Leidenden:
Ihr dürft mir fluchen! denn ich bin ein Jude!

Von seiner Charakteristik des Uriel jedoch schweigen wir. Das war nicht jener müde, vom Haß und Neid der Schule zu Tode gehetzte Pilgrim, der „*in's gelobte Land der Wahrheit zog*“; das war höchstens ein ganz modern sentimentaler weltschmerzsüchtiger Salonheld, der das Glück hat, einmal von der Polizei verfolgt zu werden und dadurch in dem Auge seiner „*Amaranth*“ im Glorienschein des Martyrthums dazustehen, und nicht einmal ein solcher, denn der würde doch wenigstens wissen, daß man nicht mit dem Hut auf dem Kopf ins Zimmer hineintritt, wenn man seinem Lehrer und Freund einen Abschiedsbesuch macht. Bloß während des Gebets im Tempel ist es dem Juden zeremoniöses Gesetz, bedeckten Hauptes zu erscheinen. — Auch Frl. *Buchenau* gab die Judith nicht mit jener wahrheitsgetreuen Charakteristik, die die Jungfrau, welche der Höhe ihrer Bildung und ihres Bewußtseyns gemäß die gewohnten Lebensgleise verachtend unter dem höhern Fluge ihres Genius zurückläßt, durch ihre Liebesglut in eine höhere, heroische Sphäre emporhebt. Ihr Spiel glich manchmal dem einer Marionette, die ruckweise vor- und rückwärts geschoben wird, und ganz ohne Wirkung blieb daher die herrliche Fluchscene, wo Judith plötzlich das heilige Recht der Herzen geltend macht und mit dem Schild ihres Liebesmuthes den theuern Mann gegen den Fluch der Gemeinde schützt:

— — — — — Verrath
An euch ist Himmelstreue!
Verflucht die Götter, die wir Beiden glauben!
Es sind die wahren, ihnen lernet beten!
Er wird geliebt! Glaubt besseren Propheten!

Gleich schwach war Herr *Meyerer* in seiner Darstellung des Ben Jochai. Ganz abgesehen davon, daß das gesucht Frostige seines Spieles manchmal fast den Gefrierpunkt erreichte, ist es durchaus unrichtig, den jungen Handelsherrn, der eigens hervorhebt, nichts von dem Blute eines portugiesischen Hidalgos zu haben, mit Uriel Acosta umgehen und vornehm thun zu lassen, wie irgend einen verwöhnten Junker von Schnick-Schnack-Schnurr mit seinem in Demuth eingeschüchterten stockbürgerlichen Stubenburschen. Ben Jochai muß sich vielmehr dem berühmten Gelehrten und dem durch Geist und Schönheit gleich gefährlichen

glücklichen Nebenbuhler gegenüber in einer durchaus drückend unsichern Lage befinden, und darf weder gegen Uriel so plötzlich in Jähzorn gerathen, noch gegen die schöne Judith beständig so marmorn kühl und ruhig thun, wie gegen irgend eine Büste im Landhaus seines reichen Schwiegervaters. Auch verrieth seine Stellung und Bewegung oft zuviel Theatralisches, vor dem Spiegel Studirtes. Wenn man sich erschöpft und mißmuthig in einen Lehnstuhl hinwirft, setzt man sich nicht mit der gesuchten Grazie der Arm- und Handbewegungen nieder, als wenn man Herrn Daguerre zu einem photographischen Bilde säße. Eine sehr komische Figur war auch Herr Netz als Manasse Vanderstraten; ob gerade in diesem Stück mit Recht, sagen wir nicht, und haben auch nicht gehört, daß das Publikum viel darüber hin und herstritt; im komischen Fache soll Hr. Netz indessen ganz tüchtig seyn. — Eine der besten Acquisitionen für das rezitirende Lust- und Schauspiel ist jedoch ohne Frage Herr Höffert, den wir bereits als Juden Baruch in Iffland's „Dienstpflicht" mit Beifall spielen sahen, und der den gelehrten Arzt de Silva voll Geist und Wahrheit und ganz mit jenem Anflug von cholerischem Temperamente gab, die dergleichen Naturen gewöhnlich eigen zu seyn pflegt; er athmete ganz jenen Geist der Milde und Versöhnung, der wie ein Lichtstrahl einer humanern Zeit die Nacht jenes Jahrhunderts und den Wahn eines trotz seines bessern Herzens und Charakters doch eifersüchtigen Gelehrten durchbricht. — Der Baruch Spinoza der Frl. Pfeiffer war bei Weitem minder glücklich, als ihr „Taugenichts". Sie trug für einen Knaben, welcher durch seine sinnig schöne Blumensymbolik schon einem Mann, wie Uriel Acosta imponirt, und in dem der große Spinoza mit seiner „Ethik" schlummert, zuviel kokette Selbstgefälligkeit zur Schau. Ein wenig mehr Ernst statt des Lächelns wäre nach unserer Ansicht richtiger gewesen, denn das Hereinragen Spinoza's in Uriel Acosta's Zeit und Schicksal ist gewiß keine bloße bedeutungslose Spielerei Gutzkow's, und der Eindruck dieses Gedankens darf daher nicht durch eine Darstellung geschwächt werden, wodurch das Ganze mehr wie ein kapriziöser Einfall des Dichters erscheint. — Das Spiel der Frau Wacker (Esther) hingegen verrieth auch diesmal wieder die Schule Göthe's, und das Naturgetreue und Sichere, wie wir es an dieser Künstlerin gewohnt sind. — Auch Hr. Spielberger erwarb sich als Ben Akiba gewohnten Beifall, und spielte diesen hochehrwürdigen neunzigjährigen Greis mit tiefem Verständniß und ächtkünstlerischer Ruhe, während der einem polnischen Schacherjuden sprechend ähnliche de Santos des Hrn. Hebenstreit eine höchst unerquickliche Erscheinung war, und statt jener religiösen Starrheit und Zähigkeit des Charakters, die der Grundzug seines Naturells wie des ganzen Judenthums ist, bloß eine Graßvogelscheuche zur Anschauung brachte, die wie ein ganz gemeiner jüdischer Pfaff sprach und schrie, und besonders im 4. Akte einen sehr widerwärtigen Eindruck machte. Solchen Karrikaturen gegenüber hört Uriel Acostas Schicksal auf, traglich zu seyn, und wird lächerlich. — Kurz, der Eindruck des Ganzen war ein unharmonischer und unbefriedigender, und wenn der ehrliche Squenz in Shakespeare's Sommernachtstraum am Schlusse des Stücks wahrscheinlich recht herzensfroh gerufen haben würde: „Gut gestorben Judith!" so bestritt auch das Publikum seinerseits diese Meinung nicht, sondern verließ, ohne einen Versuch zu machen, sie durch lautes, stürmisches Hervorrufen wieder vom Tode zu erwecken, still und mit den maliciösen Worten das Haus: „Leise! leise! Wecket nicht die Todten auf!"

L. L.

27. Sept. 1853. „Stradella."

Im Ganzen konnten wir mit dieser Vorstellung sehr zufrieden seyn; nicht nur wurden alle Solopartien brav durchgeführt, auch das Ensemble war gut, die Handlung schritt rasch und präcis vorwärts, und das Orchester spielte mit Eleganz und Leben zusammen. Nur in dem Karnevals-Chor im ersten, und in dem Chor: „Hört die Glocken" im 2. Akte waren Chor und Orchester im Tempo nicht einig; während im ersteren Chor das Orchester zurückhielt und die Sänger eilten, war im zweitgenannten Chor das Verhältniß umgekehrt. In beiden Fällen aber dürfte der Chor die Sache richtiger beurtheilt haben als das Orchester, denn der Karnevals-Chor ist der Ausdruck ausgelassenen Humors, toller Lustigkeit, und ein schnelles Tempo da gewiß am Platze, während in dem Chor: „Hört die Glocken" die Melodie zwar ganz prächtig als Polka, Marsch oder selbst als Galopp verwendbar ist, die Situation und der Text aber, die diesen Chor als Einleitung zu einer kirchlichen Feier erscheinen lassen, ein gemäßigteres Tempo erfordern. Im Uebrigen war die Vorstellung, wie gesagt, sehr gelungen. Herr Sonnleithner entfaltete als Stradella all' seine Vorzüge in Stimme, Vortrag und Spiel im schönsten Glanze und sang namentlich die große Arie im letzten Akte mit einer Tiefe des Gefühls und einer Wahrheit des Ausdruckes, welche die ergreifendste Wirkung auf die Zuhörer machte. Die beiden Banditen wurden von den HH. Schiffbenker und Wiehrler ganz vorzüglich gegeben, mit eben so viel Humor als Geschmack. Die Leonore sang Frl. Bartholemi, und auch ihre Leistung können wir in der Rücksicht, daß sie noch eine Anfängerin ist, als gelungen bezeichnen; ihre Stimme ist nicht großartig, aber von angenehmem Klange, frisch, biegsam, die Intonation rein, auch der Vortrag war gefühlvoll und verständig, die Koloratur dagegen, Spiel, dramatischer Ausdruck noch sehr mangelhaft; auch war die Sängerin sichtlich sehr befangen, welcher Befangenheit wir es auch zuschreiben müssen, daß sie ein paar Mal im Takte sich übereilte, und gleich im Anfange des 2. Aktes im Rezitativ sich sinnstörend versprach (statt: „Peut Roma, des Geliebten Vaterland, dem treuen Paar ein friedliches Asyl", — sang sie: „Peut Roma dem Vaterland ꝛc.").

So sehr wir es auch als praktisch, ja nothwendig erkennen, daß jungen Talenten Gelegenheit geboten werde, sich zu zeigen und weiter auszubilden, so wahr es auch ist, daß auch der größte Künstler klein anfangen muß, und nur durch die Uebung, durch öfteres Auftreten sich Sicherheit, Gewandtheit, Routine erwerben läßt, so glauben wir doch im Interesse des Publikum bitten zu müssen, daß dergleichen theatralische Versuche nicht zu häufig werden möchten, damit nicht zu oft Anfänger in ersten Partien unsere Nachsicht in Anspruch nehmen, während unsere gern gesehenen geübten Künstler und Künstlerinnen, welche uns einen vollkommenen Genuß zu verschaffen vermögen, feiern. M . .

Berichtigung.

Statt des sinnstörenden Druckfehlers: „die ganz gewöhnlichen Folgen" in Nr. 78 der „Mnemosyne" vom 28. Sept., pag. 315, Col. 3, Zeile 25 von unten lese man: die ganz gewöhnlichen Erfolge. — Ebenso verbessere man die in einigen Exemplaren der Nummer 78, Seite 316, 1. Spalte, Zeile 23 v. u. stehen gebliebene Jahreszahl 1823 in „1853".

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 80. Mittwoch, den 5. Oktober 1853.

Die Blinden.

(Fortsetzung.)

VI.

In einem klaren Spätherbst finden wir Clemens wieder oben in der Kammer, wo er als Knabe die Wochen der Genesung zugebracht hatte. In der Nebenkammer war einer seiner Freunde und Studiengenossen beschäftigt, Pflanzen zu trocknen und Mineralien auszupacken. Beide hatten die herkömmlichen Jahre der Studien eben hinter sich und kehrten von einer größeren Reise zurück, um in der Stille des Dorfs einige Tage zu rasten. Clemens gedachte sich dem Berufe eines öffentlichen Lehrers zu widmen, während Wolf die Apotheke eines alten Oheims übernehmen sollte.

Wolf, der dem Pfarrerssohn mehr durch seine Kenntnisse und seltene Energie des Geistes als durch gemüthliche Eigenschaften werth geworden war, fühlte sich gleich beim Eintritt in das stille Pfarrhaus in einer durchaus fremden Luft, und hätte bald einen Vorwand gesucht, diese Umgebung zu verlassen, die ihn engte und beschränkte, wäre ihm das blinde Mädchen nicht beim ersten Blick als ein merkwürdiges Räthsel aufgefallen. So entschloß er sich zu bleiben und sie zu studiren, und die unschuldige Freimüthigkeit, mit der ihm Marlene begegnete, beschäftigte ihn nun schon tagelang auf das Angenehmste. Er begriff Clemens nicht, der sich so wenig aus ihr zu machen schien. Stundenlang saß er unten bei ihr und beobachtete ihre Art, die Dinge aufzufassen, forschte mit dem rücksichtslosesten Eifer des Psychologen nach den Mitteln, die ihr den Verkehr mit der Welt möglich machten, und belauschte die Sinne, die ihr geblieben waren, wie sie sich gegenseitig für die Entbehrung des einen Fehlenden entschädigten. Er hatte Geist genug, sie indessen zu unterhalten, so daß es ihr entging, wie er mit ihr experimentirte. Wenn Clemens dann am Fenster vorbeiging, aus dem ihm Marlenens Lachen über seines Freundes lustiges Gespräch entgegenschallte, erblaßte er, und suchte entlegenere Waldwege, wo er sich in trostlose Betrachtungen vergrub.

So kehrte er eines Abends wieder von einem mißmuthigen weiten Irrgang zurück und trat eben aus dem Wald in die Saatfelder ein, als ihm Wolf entgegen kam. Er war aufgeregter als gewöhnlich. Nach einem langen Besuch bei Marlenen, die ihn heute besonders gefesselt hatte, war er in die Dorfschenke gerathen und hatte so viel von dem leichten Landwein getrunken, daß er Lust bekam, in der Abendkühle ein wenig über Feld zu gehen.

„Ihr werdet mich so bald noch nicht los", rief er Clemens entgegen. „Diese kleine blinde Hexe gibt mir noch auf zu rathen. Sie ist gescheuter als ein Dutzend Weiber in der Stadt, die ihre Augen nur haben, um mit Gott und den Menschen zu liebäugeln."

„Sie hat einen hellen Kopf und eine reine Seele", sagte Clemens kurz.

„Freilich eine reine Seele", fuhr Wolf fort, ohne Clemens seltsamen Blick zu bemerken. „Und das kommt mir zu statten, denn sie fürchtet sich nicht vor mir, wie mir's schon begegnet ist, wenn mir Eine ansah, daß ich ein wilder Bursche bin."

„So laß dir's lieb seyn, wenn sie dich ein bischen zahmer macht. Du hast es nöthig."

„Zahmer? Das werd' ich nimmermehr. Wenn ich sie so ansehe, mit ihrer prächtigen Gestalt und dem schönen Gesicht, es ist wahrlich nicht, um zahm zu werden. Glaube nicht, daß ich ihr was thun will. Aber weißt du, zuweilen denk' ich, wenn sie einen lieb hätte, das müßte eigen seyn. So eine, die nicht sieht, die nur Gefühl ist, und Gefühl wie es sonst nirgend so fein und stark und reizbar gefunden wird, wenn die einem um den Hals fiele, es müßte ihr und ihm sonderbar wohl thun."

„Du thätest besser, deine cynischen Gedanken für dich zu behalten."

„Warum? Wem schaden sie? Und wem schadet's, wenn ich sie ein bischen in mich verliebt mache, um zu sehen, wie die Nerven sich dann aus der Verlegenheit ziehen? So vieles von dem innern Feuer verdampft sonst durch die Augen; hier aber — —"

„Ich sage dir in allem Ernste, daß ich's nicht ertragen will, in diesem Ton von ihr reden zu hören!"

„Nun, nun! seit wann bist du so ekel? Hast du mich doch sonst ausgehört, wenn ich dir sagte, wie ich von den Weibern denke. Warum soll ich hier so albern seyn, eine Ausnahme zu machen? Weil sie noch keine Gelegenheit gehabt hat, dieselben dummen Streiche zu machen, wie die Andern? Nun denn, sie hat sie jetzt, und wir wollen sehen!"

Clemens blieb plötzlich stehen, seine Wangen wurden roth und heiß.

„Du wirst dich jetzt erklären, was deine letzten Worte meinen", sagte er fest.

„Daß ich ein Narr wäre! Ich habe dir ja gesagt, daß ich noch nicht hinter all' diese Räthsel bin. Bei jeder Andern wüßt' ich's allenfalls. Hier aber hoff' ich noch zu lernen."

„Nimm dieses Wort zurück und schwöre diese Gedanken ab, oder bei Gott, es thut nicht gut zwischen uns!"

Wolf, phlegmatisch wie er war, sah ihn von der Seite an und sagte lachend: „Ich glaube gar, du bist in das Mädchen verliebt und willst das Experimentiren dir selber vorbehalten. Sey doch nicht kindisch und überwirf dich nicht um Worte."

„Sind es nur Worte, so kostet's dich nichts, sie zurückzunehmen."

„Warum? Ich schäme mich ihrer nicht. Geh, du bist ein Narr!"

„Und du bist eine niedrige, gemeine Seele, der nichts heilig ist!"

„Oho! Nun kommt die Reihe an dich, zu widerrufen!"

„Ich widerrufe nicht."

„So weißt du, was die Folge ist. Du hörst von mir, sobald wir in der Stadt sind."

Damit ging er kaltblütig von ihm, dem Dorfe zu. Clemens blieb eine Weile, wo er stand. „Der Elende!" brach es von seinen Lippen. Seine Brust arbeitete heftig, ein bitterlicher Schmerz nistete in ihr, er warf sich zwischen den Aehren zu Boden und lag lange, jedes Wort, das ihn empört hatte, tausendmal wiederholend.

Als er spät am Abend in das Haus zurückkehrte, fand er gegen seine Erwartung die Familie noch beisammen.

Wolf fehlte. Der alte Herr ging mit starken Schritten durch das Zimmer; die Mutter und Marlene saßen und hatten eine Arbeit auf dem Schoß gegen die Sitte des Hauses zu so später Zeit. Als Clemens in's Zimmer trat, stand der Pfarrer still und wandte das Haupt ernst nach ihm um.

„Was hast du mit deinem Freunde gehabt? Er ist auf und davon, da wir über Feld waren, und hat nur einen kurzen Gruß hinterlassen. Als wir nach Hause kamen, fanden wir einen Boten, der seine Sachen abholte. Habt ihr euch verfeindet? Denn warum sollte er sonst so übereilt unser Haus verlassen?"

„Wir hatten einen Wortwechsel. Es ist mir lieb, daß ich ihn nicht mehr unter diesem Dache finde."

„Um was entzweitet ihr euch?"

„Ich kann es dir nicht sagen, Vater. Ich hätte es gerne vermieden. Aber es gibt Dinge, die ein rechtschaffener Mensch nicht mit anhören darf. Ich kannte ihn lange, daß er roh ist und weder sich noch irgend wen schont. So wie heut, sah ich ihn nie."

Der Pfarrer sah den Sohn an und sagte mit leiserer Stimme: „Wie werdet ihr's ausmachen?"

„Wie es Sitte ist unter jungen Leuten", erwiderte Clemens ernst.

„Weißt du, wie es unter Christen Sitte ist, Beleidigungen auszugleichen?"

„Ich weiß es, aber ich kann nicht so handeln. Wenn er mich beleidigt hätte, so könnt' ich ihm vergeben, und ihm die Züchtigung schenken. Aber er hat ein Wesen beleidigt, das mir sehr nahe steht!"

„Ein Mädchen, Clemens?"

„Ja, ein Mädchen."

„Und du liebst dieses Mädchen?"

„Ich liebe sie", sagte halblaut der junge Mann.

„Ich hab' es mir gedacht", fuhr der Alte auf. „Die Stadt hat dich verdorben; du bist der Weltkinder eines geworden, die den Dirnen nachgehen, und sich raufen um sie, und sie zu ihren Götzen erwählen. Ich aber sage dir, so lange ich lebe, will ich arbeiten, dich zum Herrn zurückzuziehen und will deine Götzen zertrümmern. Hat Gott Wunder an dir gethan, damit du ihn verleugnest? So wäre es besser, du säßest noch in der Nacht und hättest die Thore ewig verschlossen, durch die der böse Geist mit seinen Verlockungen in dein Herz gedrungen ist."

(Fortsetzung folgt.)

Ein wendisches Tauffest.

(Fortsetzung und Schluß.)

Eine Fähigkeit besaß der junge Weltbürger bereits in seltenem Grade: er verstand das Schreien aus dem Grunde. Der Pfarrer, welcher sicherlich schon manchen „stimmbegabten Slaven" getauft hatte, schien etwas indignirt über das rücksichtslose Betragen des Täuflings, während ich über die maßlose Expektoration ebenso erstaunt war; das „wendische Blut" dagegen, Eltern und Gevattern mit einbegriffen, gab durch die ungemein fröhlichen Mienen auf das deutlichste zu erkennen, daß dieses Gekreisch durchaus nichts Unerfreuliches sey. Glückliche Eltern! Dieses herzhafte Schreien verkündet ihnen, daß ihrem Erstgeborenen ein langes Leben und eine kräftige Gesundheit zu Theil werden solle! Ob die Volksmeinung, daß Kinder, welche während der Taufe keinen Laut von sich geben, unfehlbar im ersten Jahre ihres Lebens sterben müssen, irgendwo einmal ihre Bestätigung gefunden hat oder nicht — genug, die Herzen wendischer Eltern werden aufs schmerzlichste bewegt, wenn der Täufling ein tiefes Schweigen beobachtet.

Zu anderen Zeiten finden die Eltern jedoch keineswegs ein solches Gefallen an dergleichen überlauten Stimmübungen, und an andern Orten sucht man dem Schreien dadurch zu steuern, daß man das Kind dreimal durch die Sprossen einer Leiter zieht.

Nach beendigter Religionshandlung stattete der Pfarrer den Eltern seinen Glückwunsch ab; die Gevattern aber schossen zum Zimmer hinaus, als ob es im Dorfe brenne. Durch die offenstehende Thür sah ich, daß der Eine in den Pferdestall lief, und den Pferden ein paar Mal mit der Striegel über den Rücken fuhr, der Andere den Kühen einen Arm voll Heu hinwarf und der Dritte die Axt ergriff und ein Scheit Holz spaltete. Abermals Handlungen zu Nutz und Frommen des neuen Christen!

Hatte das Nachmurmeln der Bibelsprüche ihm geistige Fähigkeiten gesichert, so sollten die verschiedenen häuslichen Arbeiten nun auch körperliche Kräfte, Gewandtheit und Ausdauer verleihen. Ist der Täufling ein Mädchen, so eilen die Gevatterinnen in ein Nebenzimmer und spinnen einige Minuten, oder sie

scheuern irgend ein Hausgeräth u. dgl. Wenn die Taufe in der Kirche vollzogen worden ist, so liegt dem jüngsten Gevatter an einigen Orten die Pflicht ob, den Täufling bei der Heimkehr an der Hausthür in den Arm zu nehmen und in vollem Lauf mit demselben nach der Stube zu eilen, in welcher die Mutter sich befindet, wodurch das Kind ebenfalls gewandt zur Arbeit wird.

Der kleine Schmaus, welcher auf die Taufe folgte, war für ein Bauernmahl ziemlich luxuriös. Indessen spielten die Lieblingsgerichte der niedersächsischen Wenden: Klöße, Reiß, Rindfleisch und gekochte Pflaumen dennoch die Hauptrolle dabei. Das kräftige Schwarzbrod war an dem heutigen festlichen Tage als eine zu gewöhnliche Speise von den sog. Paggeleitzen — hufeisenförmigen großen Semmeln von feinem Waizenmehl — verdrängt worden, welches allgemein beliebte nationale Backofenprodukt von Alt und Jung mit wonnigem Behagen in Masse vertilgt ward.

Wenn ein wendisches Kind nicht gedeiht, so tragen die Gevattern wahrlich nicht die Schuld davon. Fast Alles, was sie am Tage der Taufe vornehmen oder unterlassen müssen, bezieht sich auf das zukünftige Wohl des jungen Weltbürgers. Diese zärtliche Sorgfalt offenbarte sich auch noch bei dem festlichen Mahle.

Hätte trotz der ungemein behenden Führung von Messer und Gabel an der ganzen Tafelrunde der Gedanke in meiner Seele Raum gewinnen können, daß irgend Jemand ungesättigt vom Tische aufstehen werde, so würde ich jedenfalls in Betreff der Mutter dieses neuen Christen keine derartigen Besorgnisse gehegt haben, denn die drei Gevattern beeiferten sich um die Wette, derselben fort und fort von den aufgetragenen Gerichten vorzulegen. Diese gesetzmäßige Aufmerksamkeit der Taufzeugen hat einen doppelten Zweck. Erstens wird dadurch verhütet, daß der Mutter das Tauffest schadet, und zweitens glaubt man, dadurch, daß sie von allen Gerichten etwas genießt, einer künftigen übeln Angewohnheit des Kindes vorzubeugen, nämlich der, daß es „kür'sch" oder wählerisch im Essen wird.

Haben die Gevattern auch dieses Amt der Vorschneider und Vorleger versehen, so verlangt die Sitte nichts weiter von ihnen, als daß sie an dem Tage, wo die Mutter am ersten Male zur Kirche geht, das Kind besuchen und ihm ein oder das andere Geschenk bringen; die Aeltern aber müssen sich hüten, daß sie vor Ablauf von dreihundertundfünfundsechzig Tagen weder einen jungen Hund noch eine junge Katze im Hause großziehen, da sonst das Leben ihres Kindes in Gefahr kommt. Die Wenden glauben nämlich, daß Kind und Thier nicht zusammen gedeihen können.

Auf der Heimfahrt ward ich noch mit einer uralten wendischen Sitte bekannt, die einen grellen Gegensatz zu dem heiteren Feste bildet, dem ich eben beigewohnt hatte.

Da der Pfarrer an demselben Abend noch einen kurzen Besuch bei einem seiner Amtsbrüder machen wollte, so fuhren wir auf einem andern Wege zurück. Unweit des Kirchdorfes, in dem der Letztere wohnte, kamen wir an einem kleinen Walde vorüber, dessen dunkles Grün scharf gegen die abendrothbeglänzten freundlichen Wiesen und Felder abstach. „Schrieben wir jetzt Eintausend dreihundert," sagte der Pfarrer, indem er auf das finstere Holz deutete, „so hätten wir nach dem fröhlichen Kindstaufschmause hier vielleicht Zeuge einer schauerlichen Scene werden können."

Da ich ihn um eine Erklärung dieser räthselhaften Worte ersuchte, so theilte er mir Folgendes mit:

Dieser kleine Wald ist eines der sog. wendischen „„Jammerhölzer"", in denen der Sage nach ehemals altersschwache Aeltern, sobald ihnen die Kräfte zum Arbeiten fehlten, von den eigenen Söhnen erschlagen und begraben worden seyn sollen. Es wird erzählt, daß bei diesem Walde einst eine Gräfin von Mannsfeld vorübergefahren sey und entsetzliche Jammertöne aus demselben habe hervordringen hören. In der Meinung, daß sich dort irgend ein Unglück ereignet habe, sandte sie einen ihrer Diener in das Holz; als dieser aber nach Verlauf einiger Zeit nicht zurückkehrte, eilte sie selbst nach dem Orte, von wo das durchdringende Klaggeschrei herüberschallte. Ein entsetzlicher Anblick bot sich ihren Augen dar. Vor ihr, an einen Baum gebunden, stand ein hochbetagter Greis mit schneeweißen Haaren, und einige Schritte von ihm entfernt grub der Sohn desselben mit der größten Ruhe das Grab, das die Gebeine seines Vaters aufnehmen sollte. Die Gräfin wußte nicht Worte genug zu finden, um dem ruchlosen Sohne das Abscheuliche seines Beginnens vorzustellen; dieser aber erklärte ganz gelassen, daß es allgemeiner Brauch im Lande sey, Aeltern, die sich selbst nicht mehr zu ernähren vermöchten und ihren Söhnen zur Last fielen, zu tödten und zu begraben. Da er viele Kinder habe, so müsse er ein Gleiches thun. Was die Gräfin durch Bitten und Drohungen nicht erlangen konnte, erlangte sie durch Geld. Sie gab dem Sohne so viel, als zu der Ernährung seines greisen Vaters hinreichte und fuhr von den Segenswünschen des Letztern begleitet davon. Der heutige Wende behandelt, gottlob! seine betagten Aeltern ebenso menschlich und liebreich, als es andere Nationen thun," schloß der Pfarrer seine Erzählung, „und Mancher weiß heutzutage nicht mehr, weßhalb dieser oder jener Wald ein „„Jammerholz"" genannt wird."

Würzburger Stadttheater.

*** Den 1. Oktober. Wir sahen gestern zum ersten Male L. Feldmanns „Schicksalsbrüder", und „Hempel, Krempel und Stempel", eine Posse in 1 Akt, nach dem Englischen bearbeitet von Graser; ein paar Novitäten, deren mehr als kühle Aufnahme von Seiten des Publikums dieses Mal in der That zugleich als Maßstab für ihren Kunstwerth gelten kann. Obgleich nämlich die beiden Stücke, von denen das erstere im Jahre 1851 besonders in Wien und Berlin ungewöhnlichen Erfolg gehabt haben soll, wie es im ersten Augenblick seines Erscheinens auch von Seiten der Presse eine sehr günstige Beurtheilung erfuhr, zum Beispiel von dem Dichter Deinhardstein u. s. w., und vom Münchner Komité, das sich sehr gutachtend darüber aussprach, im Ganzen ziemlich gut gespielt wurden; sind doch auch ihre beiderseitigen Mängel so zahlreich und bedeutend, daß sie sich, und zwar gerade gegen den Schluß, bei der Aufführung Jedem auf der Stelle fühlbar machen. Besonders „Hempel, Krempel und Stempel" ist ein Machwerk, welches wahrlich nicht werth war, daß Frl. Pfeiffer, die die lose Marchande des Modes Flitt voll Leben und Anmuth darin gab, ihre Zeit damit verdarb. Derlei Qui pro Quo's und ziemlich unwahrscheinliche Namens- und Perso-

nenverwechslungen waren ihrer Zeit lächerlich genug; jetzt lacht kein Mensch mehr darüber. — Feldmanns Lustspiel ist keine Komödie im höheren Sinne des Wortes, die die Fehler und Gebrechen einer ganzen Zeit und Richtung mit Geist und Anmuth satyrisch durch die Hechel ziehen kann, sondern wieder ein Stück, das bloß durch verschiedenartige, durch den Kontrast lächerliche Situationen und die zuletzt befriedigende Lösung des Ganzen angenehm unterhalten will; sonach ein Stück, wie wir deren besonders von Roderich Benedix mehrere und zwar in ihrer Art ganz ausgezeichnete haben. Der Privatlehrer Alexis Krügel und Dr. Stahl, ein junger praktischer Arzt, ein paar Heirathskandidaten, die bis zum Einlauf in den Port der Ehe durch ein ganzes Heer von kontrairen Winden laviren müssen, sind die beiden Fatalitätsbrüder des Stücks. Der Eine soll seinem erbarmungslosen Schwiegerpapa eine Quittung darüber zeigen, daß er in der Sparkasse mindestens 100 Thaler stehen habe, und jedesmal passirt ihm irgend ein Streich, daß er im Begriff, sich das ersehnte Sparbüchlein zu holen, das Geld wieder angreifen muß, und den Betrag nicht zusammenbringen kann; und der andere Heirathskandidat soll seine Elise zur Frau haben, sobald er im Stande ist, dem Hrn. Schwiegerpapa dadurch einen Beweis von seiner Praxis zu geben, daß er es durch Zeugen nachweist, einmal als Arzt des Nachts aus dem Bette geholt worden zu seyn. Die kleinen Leiden und unvorhergesehenen Begebenheiten nun, welche die beiden Fatalitätsbrüder manchfach hin und herwerfen auf dem Meere ihrer Hoffnung und Sehnsucht, bis sie zuletzt den Hafen des Glückes glücklich erreichen, liefern den Stoff zu diesem Lustspiele. — Die Bedingung ist natürlich bei Beiden eine unantastbare Redlichkeit; der gute Lehrer muß sich seine 100 Thaler durch Fleiß und Arbeit verdient haben und darf nichts geschenkt erhalten; und der Arzt darf sich nicht eigens wecken lassen. — Das Stück hat leider den dramaturgischen Fehler, daß es in seinen beiden Schlußakten ganz schwach wird und zuletzt gewissermaßen wie ein Nachtlicht ausgeht, das des Oels der Erfindung ermangelt, während die zwei ersten, und namentlich der zweite Akt, in ihrer Art ganz vortrefflich sind. Nachher geht die Handlung auseinander und ist voll von Unwahrscheinlichkeiten und Unbedeutenheiten. Das Publikum muß sich zuletzt, wenn anders seine Geduld nicht schon durch die Szene mit den Kindern und dem Papagey, sowie durch die gattenmörderischen Aeußerungen des Hrn. v. Prell erschöpft ist, die dem Stücke sehr schaden, an's fadenscheinige Gewand des Ganzen, an fade Witze und Späße des Dialogs klammern.

Das Spiel war, wie schon erwähnt, ein ziemlich befriedigendes zu nennen, und besonders der gute Herr Rath (Hr. Höffert) und Herr v. Prell (Hr. Hebenstreit) ergötzlich genug, sowie auch Hr. Ahlfeld den einen Fatalitätsbruder Alexis Krügel nicht ohne Beifall gab, und den Wunsch rege machte, bald wieder ein Probe von dem Ernst und der Wahrheit seines durchaus achtungswerthen Strebens zu sehen.

Den 3. Oktober. Auch die gestrige Aufführung des berühmten Rührstückes: „Muttersegen“ oder: „Die neue Fanchon“, Schauspiel mit Gesang von W. Friedrich, Musik von H. Schäfer, machte schmerzliche Erinnerungen in mehr als Einem rege, der es in frühern Jahren hier spielen gesehen. Das Amphitheater und die Gallerie gingen zufrieden nach Hause. Im Ganzen sprachen jedoch bloß die Gesangspartien im Stücke, und außerdem vielleicht Hr. Höffert als Kommandant v. Boisfleur an, der diesen Charakter mit jener Feinheit und Grazie und jenem chevaleresken Anstande gab, der selbst den unausstehlichen Gecken des „ancien régime“ auszeichnet. L. L.

Montag den 3. Oktober 1853: „Don Juan“, Oper von Mozart.

Eine so vortreffliche Vorstellung, daß ihr Niemand seinen vollen Beifall versagen konnte, wer nicht etwa mit Ansprüchen das Würzburger Theater besuchte, die nur ein Berliner oder Münchner Hoftheater befriedigen kann. Alles ging abgerundet, exakt zusammen, Sänger und Sängerinnen sangen und spielten sicher und gewandt, und dabei herrschte durch die ganze Vorstellung ein reges, warmes Leben, das den wohlthuendsten Eindruck auf die Zuhörer machte. Herr Pichler (Don Juan) und Hr. Schiffbenker (Leporello) waren vor Allen diejenigen, denen der Ruhm des Abends gebührt, und während wir bei Hrn. Pichler dessen seelenvollen, einschmeichelnden Gesang und feine Tournure zu loben haben, müssen wir bei Hrn. Schiffbenker seinen von aller Possenreißerei entfernten, und doch humoristischen Vortrag rühmen. Herr Sonnleithner (Ottavio) sang seine Arie, so wie alle hervorragenderen Stellen seiner übrigen Nummern sehr schön, mit Ausdruck und Geschmack. Frau Dreßler-Pollert (Anna) und Frl. Bauer (Zerline) bewährten sich als vortreffliche Sängerinnen und eben so gute Darstellerinnen, während Fräulein Bartholemi die nicht leichte Partie der Elvira mit einer Sicherheit und so schönem Vortrage durchführte, daß dieselbe uns als Sängerin vollständig zufrieden stellte, namentlich sang sie die Arie im 1. Akte mit ihren schwierigen Sprüngen mit tadelloser Reinheit. Möge sie so fortfahren und nebstdem sich auch im dramatischen Theile des erwählten Berufes, in Mimik, Plastik 2c. ausbilden. Herr Mayerer (Masetto), wenn auch als Sänger bezüglich der Stimme etwas unkultivirt erscheinend, trug dennoch durch sein lebendiges Spiel und sicheren Einsatz zum Gelingen der Vorstellung das Seinige bei. Zu bedauern war nur, daß Hrn. Netz (Gouverneur) nicht eine so gewaltige Stimme zu Gebote steht, wie wir sie von diesem Verkündiger des nahenden Gerichts erwarten müssen. M . . .

Kind und Greis.

Von Blumen fast zu Tod geherzet
  Träumt süß im Gras ein Knäbelein,
Selbst noch ein Blümlein spielt und scherzet
  Es mit den schönen Schwesterlein.

Mit Lächeln grüßt's die Himmelsferne
  Und wähnt, mit ew'ger Seligkeit
Blüh'n ihm die Blumen als die Sterne
  Am Himmel seiner Lebenszeit.

Doch ach! Der Blumen Glanzgewimmel
  Löscht bald des Winters bleicher Hauch,
Es strahlet einen verlornen Himmel
  Des Greises schmerzbethräntes Aug'.

Nur noch zu Sternenheiligthümern
  Schmiegt sich sein Geist voll Innigkeit;
Die Sterne sind die einz'gen Blumen
  Im Friedhof seiner Lebenszeit.

Fr. Jäger.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 81. Sonntag, den 9. Oktober 1853.

Die Blinden.

(Fortsetzung und Schluß.)

Mühsam bezwang der junge Mann seine Aufwallung. „Wer gibt dir ein Recht, Vater!" rief er endlich, „mir unedle Neigungen zuzutrauen? Weil ich thun muß, was nöthig ist, um in der Welt den Uebermuth des Gemeinen niederzuhalten, bin ich darum niedriger? Es gibt verschiedene Wege, gegen den unsaubern Geist zu kämpfen. Deiner ist friedlich, denn du hast es mit der Masse zu thun. Ich stehe dem Einzelnen gegenüber und ich kenne meinen Weg."

„Du wirst ihn nicht wandeln", rief der Alte eifernd aus. „Willst du Gottes Gebote mit Füßen treten? Der ist mein Sohn nicht mehr, der die Hand an seinen Bruder gelegt hat. Ich verbiete dir den Kampf, kraft meiner väterlichen und priesterlichen Gewalt. Hüte dich, ihr zu trotzen!"

„So stößest du mich aus deinem Hause", sagte Clemens düster.

Eine Pause trat ein. Die Mutter, die in Thränen ausgebrochen war, stand auf und stürzte zu ihrem Sohn.

„Mutter", sagte er ernst, „ich bin ein Mann, ich darf mir nicht untreu werden!"

Er näherte sich der Thüre und blickte nach Marlenen hinüber, die ihn mit den blinden Augen schmerzlich suchte. Die Mutter folgte ihm, sie konnte vor Schluchzen kaum sprechen.

„Halt ihn nicht auf, Frau!" rief der alte Mann. „Er ist unser Kind nicht, wenn er Gottes Kind nicht seyn will. Laß ihn gehen, wohin er will. Er ist todt für uns!"

Marlene hörte die Thür gehen und die Pfarrerin mit einem Schrei des tiefsten Mutterherzens zu Boden stürzen. Da wich die Lähmung von ihr, in der sie bisher gesessen hatte. Sie stand auf, ging zur Thüre und trug mit gewaltsamer Anstrengung die ohnmächtige Frau auf ihr Bett. Der Alte stand am Fenster und sprach kein Wort. Seine gefalteten Hände zitterten heftig.

Eine Viertelstunde später klopfte es oben an der Thür von Clemens Kammer. Der junge Mann öffnete und sah Marlenen vor sich stehen. Sie trat still hinein. Die Kammer war voll Unordnung. Sie stieß mit dem Fuß an den Reisekoffer und sagte schmerzlich: „Was willst du thun, Clemens?"

Da brach ihm sein starrer Schmerz. Er ergriff ihre Hände und drückte seine Augen dagegen, die in Thränen standen.

„Ich muß es thun", rief er weich. „Ich habe lange empfunden, daß ich seine Liebe verloren habe. Vielleicht fühlt er, wenn ich ihm fern bin, daß ich nie aufgehört habe, sein Kind zu seyn."

Sie richtete ihn auf und sagte: „Weine nicht so, ich habe sonst nicht die Kraft, dir das zu sagen, was ich dir sagen muß. Deine Mutter würde es sagen, wenn der Vater ihr nicht wehrte. Ich hörte es seiner Stimme an, wie schwer es ihm ankam, hart zu seyn. Aber er wird hart bleiben, ich kenne ihn wohl. Er glaubt, daß seine Strenge Gottesdienst sey, daß er sein eigen Herz zum Opfer bringen müsse."

„Und du glaubst auch, daß er es müsse?"

„Nein, Clemens. Ich weiß nicht viel von der Welt, und kenne die Gesetze der Meinung nicht, die Ehrenmännern den Zweikampf gebieten. Aber dich kenne ich genug, um zu wissen, daß der Leichtsinn der Welt dir nichts anhaben konnte, daß du dein Thun und Lassen mit aller Strenge prüfst, auch diesen Schritt. Du wirst ihn der Welt schuldig seyn und deiner Geliebten. Aber du bist deinen Aeltern mehr schuldig als Beiden. Ich kenne das Mädchen nicht, das man dir beleidigt hat, und fühl' es wohl nicht so ganz, wie es dich aufbringen muß, für sie nicht Alles zu thun. Unterbrich mich nicht. Glaube nicht, daß die Furcht mit im Spiele sey, du könntest mir um ihretwillen den Rest der Freundschaft entziehen, den du mir in den letzten trennenden Jahren bewahrt haben magst. Ich gönne ihr dich ganz, wenn sie dich glücklich macht. Aber du darfst das um ihretwillen nicht thun, was du thun willst, und wäre sie dir theurer, als Vater und Mutter. Du darfst nicht im Zorn aus deiner Aeltern Hause gehen, das sich dir dann auf immer verschließt. Dein Vater ist alt und wird seine Grundsätze mit in's Grab nehmen. Er hätte dir den Kern und Inhalt seines ganzen Lebens zu opfern, wenn er dir nachgäbe. Du opferst ihm die flüchtige Achtung, die du in den Augen fremder Menschen besitzest. Denn, wenn jenes Mädchen, das du liebst, sich von dir lossagen könnte, weil du die alten Tage deines Vaters nicht verbittern wollest, — so wäre sie deiner nie werth gewesen!"

Die Stimme versagte ihr. Er hatte sich auf einen Stuhl geworfen und stöhnte heftig. Sie stand noch immer nahe an der Thür und wartete, was er sagen würde. Auf ihrer Stirn lag ein seltsam gespannter

Zug, als horche sie mit den Augen zu ihm hinüber. Plötzlich sprang er auf, trat zu ihr, legte ihr beide Hände auf die Schultern und rief:

„Für dich wollt' ich's thun und für dich bezwing' ich mein Herz!" Damit stürmte er an ihr vorbei und die Treppe hinab.

Sie blieb droben. Seine letzten Worte hatten ihr ganzes Wesen erschüttert, und eine Fluth jauchzender Gedanken strömte über ihr scheues, ungläubiges Herz. Sie setzte sich zitternd auf den Mantelsack. „Für dich, für dich!" klang es ihr im Ohr. Sie fürchtete fast seine Rückkehr, wenn er es anders gemeint hatte — und wie sollte er es nicht anders meinen? Was war sie ihm? — —

Endlich kam er wieder herauf. Die Unruhe drängte sie, sie stand auf und wollte aus der Thüre. Da trat er ein und faßte sie in die Arme und sagte ihr Alles.

„Ich bin der Blinde!" rief er. „Du bist die Sehende, die Seherin. Was wär' ich jetzt, ohne deine Klarheit? Ein Verwais'ter durch alle Zukunft, vertrieben von allen Herzen, die ich liebe, durch unselige Verblendung! Und nun — nun — Alles wieder mein, und mehr als ich wußte, als ich sonst mir gönnte!"

Sie hing stumm und heftig hingegeben an seinem Halse. All' die lang verhaltene Innigkeit ward frei und glühte in ihrem Kuß und verachtete die armen Worte

Der Tag brach an über ihrem Glück. Nun wußte er, was sie bisher standhaft verschwiegen hatte, und was dieselbe Kammer mit angesehen, in der sie jetzt, für immer einander unverlierbar, in der anbrechenden Frühe sich die Hände drückten und schieden.

Im Laufe des Tages kam ein Brief, den Wolf noch in der Nacht geschrieben hatte. — Sobald er das Dorf hinter sich gelassen, war sein Unmuth über sich selbst ausgebrochen. Er schrieb nun von seinem Aufenthalt in der Schenke und klagte sich heftig an. — Das edle Gefühl, das ihm das Mädchen eingeflößt, sey ihm so fremd gewesen, daß er sich mit seiner Rohheit dagegen gewahrt habe. Er bat Clemens, sich ihm nicht ganz zu entziehen, wenn er sich auch scheue, ihm persönlich wieder zu begegnen. Was solle aus ihm werden, wenn sich die Besten ganz von ihm lossagten!

Als Clemens diese Zeilen Marlenen vorgelesen, sagte sie bewegt:

„Er dauert mich! Wie viel hätte er sich und uns ersparen können!"

„Und wie viel hat er uns gegeben", sagte Clemens. „Meine Augen hat er aufgethan, daß ich nun in die Fülle deiner lichten Seele blicken kann. Und auch für ihn, denk' ich, wird noch die Liebe tagen."

Abenteuer eines kanadischen Handelsmannes.

(Aus den „Erheiterungen".)

Es gibt wohl nur wenige Beschäftigungen, welche größere Gefahren und Mühsalen mit sich führen, als das Leben jener Händler und Hausirer, welche vor der Gründung der größeren Pelzhandels-Gesellschaften den Verkehr mit den in der Wildniß lebenden Indianern Nordamerika's unterhielten. Die Annalen des Handels-Verkehrs in den Vereinigten Staaten könnten Hunderte mit Blut geschriebener Seiten über die Drangsale aufweisen, die über jene muthigen, zähen Männer ergangen sind, die die Vorläufer der Zivilisation daselbst waren. Wir wollen hievon nur einen Zug mittheilen, welcher sich auf ein wahres Ereigniß gründet.

Im Monat November 1771 trat ein gewisser David Ramsay, ein schottischer Kaufmann, der nach Kanada ausgewandert und mit den Indianern in Handelsverkehr getreten war, einen seiner gewohnten Ausflüge an, welche dieser einträgliche, aber mit vieler Gefahr verbundene Tauschverkehr bedingte. Nur von einem jüngern Bruder, einem Jungen von sechzehn Jahren, begleitet, der vor Kurzem erst aus dem Mutterlande herübergekommen war, machte Ramsay sein kleines, mit einem Vorrathe verschiedener Waaren für den Handel mit den Rothhäuten beladenes Boot flott und stach damit in den Erie See, an dessen Küsten er hinfuhr, bis er in einer Entfernung von etwa 150 engl. Meilen vom Fort Erie die Mündung eines Flusses erreichte, welcher sich in den See ergießt. Er fuhr den Fluß eine ziemlich lange Strecke hinan, bevor er sich eine passende Stelle auswählte, um daselbst nach gewohnter Weise seinen Winteraufenthalt zu nehmen. Der Ort, für den er sich endlich entschied, lag innerhalb der Gränzen eines vielbesuchten Jagdgrundes, wo er manche gute Tauschgeschäfte gegen Häute und Pelzwerke mit den Indianern machen zu können hoffte. In der Nähe dieses Ortes lag die Behausung einer einzelnen Pahni- (Pawnee-) Familie, die aus einem Manne, seinen zwei Squaws oder Weibern und zwei Kindern bestand. Ramsay ward von diesen Indianern freundlich aufgenommen und begann sich alsbald ein Blockhaus für sich, seinen Bruder und seine Waaren zu bauen. Mit großer Mühe errichtete er dasselbe, und theilte das Innere in zwei Gemächer, deren hinteres das Magazin und Schlafgemach bilden, das äußere aber als Empfangszimmer und Laden dienen sollte. Eine starke Scheidewand mit einer niederen Thüre trennte beide Gelasse, und versprach für Personen und Waaren der Bewohner Sicherheit.

Der Monat Dezember war schon weit vorgerückt, als Ramsay mit dieser Aufgabe zu Stande kam, und der Fluß, an dessen Ufern er seinen Aufenthalt genommen hatte, war für diese Jahreszeit schon fest zugefroren. Etwa um diese Zeit kamen drei Indianer von der Tschippwäh-Nation nach demselben Platze und erbauten sich eine Hütte in der Nähe von der des Händlers, weil sie über die Dauer der Winterjagd hier verweilen wollten. Ramsay hatte keine sonderliche Freude an dieser Nachbarschaft, und erfuhr bald genug, daß er von diesen Männern und dem Pawnee wenig Gutes zu erwarten hatte. Die Rothhäute gaben sich auch bald gar nicht mehr die Mühe, aus ihren schlimmen Absichten gegen Ramsay ein Hehl zu machen; und da er unmöglich sein Quartier verlassen konnte, bevor der Frühling den Fluß schiffbar gemacht hatte, so mußte er ihnen gegenüber gar zahm, ja eher sich unterwürfig geberden, da er allzusehr in ihrer Hand war. So mußte er ihnen z. B. Rum geben, wann sie nur wollten, und ihnen jede beliebige Waare auf

Kredit liefern. Dies Alles stellte sie jedoch noch nicht zufrieden und sie ließen ihm unverholen merken, daß sie große Lust hätten, ihm so zu begegnen, wie es die Sandusky-Indianer jüngst einem Engländer gemacht, welcher ihnen den begehrten unbeschränkten Kredit verweigert und den sie deßhalb erschlagen hatten.

Ramsay sah nichts Anderes voraus, als daß er und sein armer Bruder der Habgier und Brutalität der Indianer zum Opfer fallen würden, und im Januar ereignete sich ein Umstand, der ihn in dieser Ueberzeugung noch bestärken mußte. Zwei indianische Jungen langten nämlich an der Hütte des Pawnee an, auf der Wanderung von Detroit nach Niagara begriffen, und der eine davon trug einen breiten Wampumgurtel von 8—9 Zoll Länge um den Hals, welches Ramsay alsbald für das unter den Rothhäuten übliche Aufgebot zum Kriege erkannte. Die Indianer machten ihn selber lachend auf den Gürtel aufmerksam und gaben ihn für ein Friedenszeichen aus — eine Wahrnehmung, welche ihn nur in seinem ersten Argwohn bestärkte, daß ein allgemeiner Krieg mit den Weißen im Werke war, der seinen rothen Nachbarn einen willkommenen Vorwand bot, um über ihn herzufallen. Er war daher nur noch mehr auf seiner Hut, hielt seine Musketen stets geladen und befestigte an eine Stange eine lange scharfe Eisenspitze, um eine weitere Vertheidigungswaffe zu haben. Die Rückkehr des Pawnee, welcher den beiden Jungen auf ihrem Wege nach dem Niagara ein Stück weit das Geleit gegeben hatte, führte endlich die von dem Händler gefürchtete Krisis herbei. Die drei Tschippwähs und der Pahni rückten mit allen Förmlichkeiten indianischen Kriegsgebrauchs gegen seine Hütte heran und befahlen ihm, alle seine Vorräthe an Teppichen, Schießbedarf und Rum herauszugeben. Ramsay, ein unerschrockener, baumstarker Mann, antwortete ihnen von seinem kleinen Kastell aus mit einer unumwundenen direkten Weigerung und setzte noch hinzu, sie hätten von ihm bereits mehr erhalten als sie wohl je bezahlen könnten oder wollten. „Wenn die Blätter wiederkehren, wird Krieg kommen und dann sollst du hinreichend bezahlt werden!“ rief einer der Wilden ihm verächtlich als Antwort zu. Die Weigerung Ramsay's schien ihnen aber dennoch unerwartet zu kommen, und sie energischen Widerstand ahnen zu lassen.

Sie stimmten daher ihr wildes Kriegsgeschrei an und zogen sich auf einige Entfernung zurück, um sich zu berathschlagen. Weitere Maßregeln wagten sie aber fortan nicht, weder unmittelbar noch später, sondern kamen nur Tag um Tag wieder, stießen die fürchterlichsten Drohungen aus und versuchten alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel, um Ramsay einzuschüchtern und zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der starre Schotte gab ihnen aber jeden Tag denselben Bescheid.

Einige Wochen später, im Februar, kam einer der Tschippwähs, dem Ramsay früher einige Gefälligkeiten erwiesen hatte, insgeheim zu diesem und theilte ihm mit, die Tschippwähs werden aufbrechen und er könne nicht fortgehen, ohne den Händler zu benachrichtigen, daß der Pahni und seine Squaws fest entschlossen seyen, die beiden Weißen um Gut und Leben zu bringen. Ramsay hielt dies anfangs für eine Tücke; aber die Tschippwähs gingen wirklich fort und kamen nicht wieder. Von da an umkreisten die beiden Squaws fast täglich Ramsay's Hütte mit Stricken um die Hüften und Tomahawks in dieselben gesteckt, wie sie ausziehen, um Gefangene zu machen. Allein dies scheinen bloße Drohungen gewesen zu seyn. Erst Mitte März, als es beinahe Vollmond war, kam eine der Squaws zu Ramsay und bat um einen Becher voll Rum, weil zwei von der Familie krank seyen. Ramsay gab ihr einen kleinen Becher voll. In derselben Nacht, etwa um 12 Uhr, kam eines der Kinder nach der Hütte und bewog den Händler, ihm ein gleiches Quantum Branntwein zu geben. Ramsay erwartete nun nicht weiter belästigt zu werden und legte sich wieder zur Ruhe, ward aber nach einer Weile abermals durch die Stimme der Pawnee-Kinder aufgeweckt, die ihn flehentlich um Einlaß baten. Eines der Kinder war ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, das andere ein etwas jüngerer Knabe. Als Ramsay das Mädchen fragte, warum es diese Bitte an ihn richte, versetzte das Kind, der Pawnee habe gedroht, seinen Bruder zu erschlagen und zu essen und er breche niemals sein Wort. Ramsay wußte nicht, was er davon halten solle, erwog aber in der Stille bei sich, daß ihm die Kinder kein Leid thun könnten, und ließ sie ins innere Gemach herein, wo sie sich auf den Boden zum Schlafen niederlegten.

Der Händler schlief selbst unter diesen kritischen Verhältnissen wieder ein, ward jedoch etwa um 2 Uhr Morgens wieder aufgeweckt durch wiederholte Schläge gegen die Thüre der Scheidewand, sprang auf und sah durch die Spalten zwischen den Blöcken hindurch, daß im äußern Zimmer ein prasselndes Feuer angemacht war, neben welchem die beiden Squaws standen, während der Indianer vor der Thüre der Scheidewand stand und mit einer Art aus Leibeskräften Streich um Streich gegen dieselbe führte.

Ramsay gebot ihm davon abzustehen, widrigenfalls er sogleich auf ihn feuern würde. Der Wilde achtete nicht auf diese Verwarnung, sondern zerschmetterte mit einem weitern gewaltigen Hieb den größten Theil der Thüre. Ramsay ergriff die Stange mit der Speerspitze und stieß damit durch die Oeffnung hindurch nach des Indianers Brust. Der Stoß hatte aber nicht Wucht genug, um den Pawnee zu verwunden, welcher mit einem weiten schweren Streiche die Thüre vollends einschlug. Der Händler sah nun ein, daß der nächste Streich der Art seinem eigenen Kopfe gelten würde und stieß, weil ihm nichts Anderes mehr übrig blieb, den Speer mit solcher Gewalt dem Indianer in die Brust, daß er durch die Wucht des Stoßes über den Körper seines tödtlich verwundeten Gegners hinein auf den Boden des äußern Gelasses stürzte. Ehe er wieder auf die Füße kommen konnte, erhielt er von einer der Squaws einen heftigen Schlag mit einem schweren Knüttel oder Holzscheit, welcher, wenn er ihn auf den Kopf getroffen hätte, ihn unfehlbar betäubt oder gefährlich verletzt haben würde. So aber war er nur auf die Schulter getroffen worden, und Ramsay hatte, bevor noch der Schlag wiederholt werden konnte, seine Waffe wieder erfaßt und einen solchen Stoß nach der Angreiferin geführt, daß sie niederstürzte. Sich rasch umwendend, hatte er eben noch Zeit, durch einen Sprung dem langen glänzenden Messer auszuweichen, welches die andere Squaw bereits geschwungen hatte, um es ihm in den ungedeckten Rücken zu stoßen. Zum dritten Male fiel er mit dem tödtlichen Speer aus und die dritte Gegne-

rin ward zu den beiden Andern auf den Boden niedergeworfen. Die Indianer waren beinahe ganz nackt und dies, sowie die derbe dicke Beschaffenheit der Speerspitze machten die Stöße, welche alle drei Male in die Brust gegangen waren, höchst gefährlich. Alle drei starben bald nach ihrer Verwundung, welche das Werk weniger Sekunden gewesen war.

Das helle Mondlicht beschien in dieser Nacht einen blutigen Auftritt in dieser einsamen Hütte der Wildniß. Ramsay hatte unter dem dringenden und augenblicklichen Impuls der Selbstvertheidigung gehandelt und die drei Todesstöße ohne Ueberlegung rasch nach einander geführt; jetzt, nachdem es zum Besinnen zu spät war, stierte er in einer wahren Betäubung die drei zuckenden, blutenden Körper an. Als das Röcheln der Sterbenden aufhörte, waren die einzigen Töne, welche die Stille der Nacht unterbrachen, die Stimmen der beiden weinenden Kinder, und erst die Erinnerung an die Nothwendigkeit, alle Spuren und Beweise der Katastrophe zu beseitigen, bevor andere Indianer dazu kommen würden, rüttelte den Händler aus der Stumpfheit auf.

Vor Tagesanbruch hatte er eine tiefe Grube gemacht und die drei Leichname darin verscharrt. Im Laufe des nächsten Tages brach Ramsay die Hütte des Pawnee ab und brachte die Felle und Matten derselben über das Eis in ein einsames verstecktes Thälchen, wo er eine neue Hütte von geringerem Umfange zur Aufnahme seines Bruders und der beiden Pawnee-Kinder errichtete. Sein Hauptbeweggrund hiezu war, für seines Bruders Sicherheit zu sorgen, und wohl auch der, keinem indianischen Besucher Gelegenheit zu geben, daß er die Kinder ausfrage. Als er die neue Hütte verließ, empfahl er seinem Bruder noch sehr, dieser solle, sobald er Gewehrfeuer in der Richtung des andern Blockhauses höre, den Platz verlassen und sich auf dem kürzesten und bestmöglichsten Wege nach den Ansiedelungen zurückbegeben.

Es zeigte sich übrigens kein menschliches Wesen in Ramsay's Nähe, und am 4. April begann das Eis aufzugehen. Der Händler schob mit der möglichsten Eile sein Boot nach dem Flusse hinab, schiffte seine Waaren ein und begann mit seinem Bruder und den Indianerkindern den Eriesee hinunter zu fahren. Er konnte es nicht übers Herz bringen, jene letzteren im Stiche zu lassen und wollte sie auch darum mitnehmen, daß sie ihm nöthigenfalls vor den Kolonialgerichten bezeugen würden, wie er jenes Blut nur in dringender Nothwehr vergossen habe.

Allein der Eriesee war noch voll Eis, und daher die Fahrt unserer Reisenden, nachdem sie in den See eingelaufen waren, sehr mühsam und gefährlich. Am 17. April sah Ramsay ein Kanoe mit zwei Indianern; in der Meinung, der Krieg zwischen den Weißen und Rothen habe bereits begonnen, versah der Händler sich eines Angriffs, erkannte aber beim Näherkommen in einem der Männer einen Tschippwäh, mit welchem er früher einmal einen Winter zusammen verbracht hatte. Als er ihn anrief, sagte dieser Indianer, er jage mit seinem Gefährten längs dem Ufer, und es seyen keine anderen Rothhäute in der Nähe; auch verhießen beide Tschippwähs dem Händler einen Besuch, wenn er gelandet wäre. Als sie fort waren, sprach Ramsay mit dem Indianer-Mädchen und fragte es: „Willst du den Boden abermals roth sehen?"

Das Mädchen versetzte: „Ich habe genug Blut vergießen sehen!"

Durch diese Antwort ermuthigt bat Ramsay das Mädchen, nichts von dem schauerlichen Vorfall in dem Blockhaus verlauten zu lassen, was das Kind auch versprach.

Am nächsten Tage bewerkstelligte der Händler eine Landung und errichtete sich einstweilen eine Hütte oder ein Zelt, weil das Eis auf dem See noch zu dick war, als daß er schon klugerweise seine Fahrt nach dem Fort Erie fortsetzen konnte. Ramsay's Bruder und die beiden Kinder waren in den Wald gegangen, um dürres Holz für das Feuer zu sammeln, als vier Tschippwäh-Männe mit zwei Squaws und mehren kleinen Kindern in zwei Kanoes landeten und auf die Hütte zukamen.

Das Erscheinen zweier weiteren Männer, deren Nähe die beiden Jäger im Boote ihm verhehlt hatten, bestärkten Ramsay in dem Glauben, daß der Krieg begonnen habe. Er verbarg bei ihrem Näherkommen ein Messer in seinem Gürtel und schlug seinen Teppichrock um sich, um es zu verbergen. Als die Indianer herankamen, fielen sie ohne große Umstände über den Inhalt des Kochkessels her und verlangten nach Rum. Ramsay sagte: er ziehe niemals selber Rum ab; er wolle ihnen aber einigen geben, wenn sein Bruder mit den Kindern zurück sey.

Als der Bruder mit den Kindern heimkam, konnte er es nicht vermeiden, den Rothhäuten den verlangten Rum zu geben. Sie erkundigten sich nun, wem die Kinder gehörten, und dem kühnen Händler pochte das Herz in der Brust bei dieser Frage. Er erwiderte ihnen, es seyen die Kinder eines weißen Mannes und einer indianischen Mutter.

„Mädchen", fragte einer der rothen Männer, „bist du das Kind eines weißen Mannes?"

Das Mädchen antwortete mit einem bestimmten „Nein", entweder aus Rachsucht oder aus bloßer Achtlosigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein kleines Lied.

Da wo die Lieb' ist,
Da ist Alles lieb und schön,
Und wo es trüb ist,
Läßt das Himmelsblau sie sehn;
Da, wo sie fern ist,
Da ist Alles öd und leer,
Und wo ein Stern ist,
Sinkt auch der hinab ins Meer.

Ludwig Reban.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 82. Mittwoch, den 12. Oktober 1853.

Der Pechmüller.*)

(Nachtstück aus dem Thüringerwalde von Ludw. Bechstein.)

Traulich murmeln die Waldbäche und rollen zum Thalgrund, einen sich im Schoße grünender Wiesen, brausen im Wehr und stürzen sich mit jugendlicher Kraft auf der Mühle Schaufelräder, und die Räder wälzten sich um und um, und es pocht und poltert, so Tag für Tag, und fast in jeder Nacht, und fern pocht der Eisenhammer, der gewaltige Pulsschlag des Waldthales.

Das Mühlhaus liegt friedenvoll, umbuscht von Erlen, und beschattet von schlanken Ulmen und Pappeln. Ein gut gepflegtes Gärtchen liegt nahe dabei, und dahinter streckt sich ein weiter Wiesenplan voll duftiger Waldblumen. Belebte Straßen ziehen von den Bergen herab in die Thalenge nach dem nahen Gebirgsstädtchen, über dem der Rest eines alten Ritterschlosses auf dunkelm steilem Grauwackeschieferfels hängt, einst der Stamm- und Herrensitz der Reichserbmarschälle von Pappenheim.

Der Bach, welcher die Mühlräder treibt, heißt die Zopte, das nahe Städtchen heißt Gräfenthal. Es ist ein lieblicher Anblick, wenn die scheidende Sonne mit ihren letzten Strahlen das Waldthal vergoldet, wenn die Heerden heimkehren mit ihren melodisch klingenden Glocken; der violette Schimmer der Höhen, der blaue Duft in den Thälern, der Smaragdglanz der Wiese hinter dem Mühlhaus.

Aber mitten auf der Wiese steht ein großer schwarzer Stein, just wie ein Grabstein, denn ein Gränzstein ist es nicht, es ist hier keinerlei Gränze. — Es ist ein Grabstein. —

Es war im Herbst des Jahres 1812, am 26 September. Das sonst so friedliche Waldthal erfüllte Trommelschall, Hörnerruf, gellendes Pfeifen der Pickelflöten. Napoleon wälzte den Nachstrom seiner Heere nach Rußland; einige Kompagnien französischer Infanterie zogen diese Straße, trafen in Gräfenthal ein und waren befehligt, dort einen halben Rasttag zu halten. Auch die Mühle erhielt mehrere Mann Einquartirung, und diese kam unwillkommen genug, denn es hatte die junge Frau des Müllersohns ihm ein Söhnchen geboren just an diesem Tage. Da kam zur Freude die Sorge und zum Jubel der Verdruß.

Der alte Müller — sie hießen ihn nur den Pechmüller, weil er früher im Besitz einer Pechhütte gewesen war — war ein mürrischer, unfreundlicher Mann, doch wußte er gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und die Franzosen hatten auch eine Weise, sich unwiderstehlich zu zeigen, nicht nur bei Frauen, sondern auch bei Männern, absonderlich bei störrischen, wie der Pechmüller, der die Hausthüre verschlossen und verriegelt hatte, und das Werk gestellt, daß es still stand, als wäre ewiger Feierabend. Einige französische Kernflüche und zu deren Unterstützung einige Kolbenstöße waren die Schlüssel, welche die Thüre schleunig erschlossen. Der Mangel an Raum, den der Eigenthümer des Hauses pantomimisch andeutete, war nicht fähig, die Leute mit ihrem Einquartierungsbillet zur Umkehr zu bewegen, sie machten es sich im Mühlraum selbst auf der Stelle bequem, rückten sich die vollen Korn- und Mehlsäcke zum Lager zurecht und zündeten ihre Pfeifen an.

Es waren gemeine Franzosen, Bauernsöhne, großer Umstände so wenig gewohnt, als sie selbst Lust hatten, deren zu machen. Ein Jüngling aber war unter ihnen, dessen Gesichtsbildung vortheilhaft abstach von der seiner Kameraden, und die Gesichtsbildung nicht allein, sondern seine Bildung an sich. Still und bescheiden begnügte er sich mit dem geringsten Plätzchen, und überraschte die Müllerin, die sich in der Küche beschäftigte, plötzlich mit der deutschen Anrede: „Madame, ich bitte Sie, geben Sie mir Waschwasser und eine Serviette!“

Hoch erfreut, daß bei den Einquartirten doch ein Mann war, welchem man sich verständigen konnte, gab die Müllerin das Verlangte, und setzte mit großer Zungengeläufigkeit auseinander, wie sie alles aufbieten wolle, die Herren Franzosen zufrieden zu stellen, sie möchten sich nur ruhig verhalten, da ihre Schwiegertochter, die mit dem Sohn im Hause wohnte, erst heute niedergekommen sey. Wenn es dem Sohne Frankreichs auch etwas schwer fiel, die thüringische Mundart des Waldes zu verstehen und manches Wort ihm entging, so faßte er doch den Sinn der Rede, klopfte der Müllerin lächelnd auf die Achsel und sagte: „Liebe Madame! haben Sie nicht Sorge! Wir sind gut, wir wollen nicht machen Lärm.“

Die Müllerin knixte freundlich — das war ein prächtiger junger Herr, meinte sie, der müsse aus einem guten Hause seyn, man sehe ihm die Artigkeit und Vornehmigkeit an, zwei Mal habe er sie schon Madame genannt — ei, das habe sie noch nicht gewußt,

*) Aus Nieritz Volkskalender für das Jahr 1854.

daß sie auch eine Madame sey. Das werde sie sich merken, und es nächstens der Madame Vitriolwerksbesitzerin, der Madame Schiefertafelgroßhändlerin und der Madame Tuchfabrikantin zu verstehen geben.

Einige Worte des jungen Soldaten reichten hin, sie von den ihm gemachten Eröffnungen zu unterrichten, und ihnen die Verheißung guter Bewirthung mitzutheilen, und diese Verheißung erfüllte sich auch auf das Vollständigste. Die Müllerin spendete mit voller Hand, sehr zum Mißmuth ihres Mannes; es gab eine kräftige Suppe, Rauchfleisch, Wurst, Kartoffeln, Bier, Branntwein und gutes Brod, freilich kein Franzbrod.

Die Franzosen aßen wie die Drescher, tranken wie die Bürstenbinder und sagten: „Gut, o viel gut, Madame."

Der Pechmüller ärgerte sich über alle Maßen über die Plauderhaftigkeit seiner Frau und über ihre große Gastlichkeit, und sprach brummend zum Sohne: „Ich meint', die Alte müßt' übergeschnappt seyn! Wär sie noch in den Dreißigen, so dächt' ich, sie hätte sich in das französische Milchgesicht verschamerirt."

Der Sohn des Müllers war ein trockner, schweigsamer Mensch, er ließ den Vater schwatzen, antwortete gar nichts, und aß geruhig weiter. Reden war seine Sache nicht, aber er war thätig, und kümmerte sich um wenig Dinge, die nicht im Kreise seines Geschäfts lagen. Er hatte ein gutes, wohlhabendes Mädchen geheirathet, von deren Aussteuer das ältliche Mühlhaus schuldenfrei gemacht worden war; nun wohnte er als Theilhaber am Geschäft mit im Hause, machte den fleißigen Mühlknappen und saß als solcher mit seiner Frau am Tische der Aeltern oder sie an dem seinen. Beide Familien bildeten vorerst noch nur Eine.

Nach dem Essen suchten die Soldaten gleich die Ruhe, bis auf den jungen Franzosen, der bisweilen nach seiner Uhr sah und auch ein wenig vor das Haus ging. Aus dem nahen Städtchen schallten die Trommeln und Pfeifen des Zapfenstreichs, der dessen Straßen das Thal entlang durchzog.

Der Mond war aufgegangen, doch noch nicht über die östlichen Berge herüber; die Höhen verklärte sein Strahl, die Thäler schlummerten im Abendschatten. Der Gegend ganzer Charakter, der einer ernsten Schönheit, trat hervor, schroffe Höhen, enge Thalrinnen, unabsehbare Wälder voll tiefer schweigender, melancholischer Einsamkeit. Drüben, westwärts, über dem Schloß, stand eine bleiche Wolke, fast anzusehen, wie der große Komet, der im vorigen Jahr im Herbst erschienen war.

Ein Schauer durchbebte den Jüngling, als er den wie eine Ruthe geformten Wolkenstreifen sah.

„Ha! Die Ruthe des Himmels!" rief er in seiner Sprache aus. „O mein Vaterland! Dir gelten diese Zeichen! Du hast die Ruthe dir aufgebunden und deine Söhne werden von ihr hinweg gepeitscht, weit hinweg von dem vaterländischen Boden, wie Sklaven eines Tyrannen — gegen ein Land, das sie alle verschlingen wird, gegen ein unbekanntes, wüstes, wildes Land, das erobern zu wollen, eine Thorheit, erobern zu können, ein Wahn ist. Diesem Tyrannendruck sich zu entziehen, ist kein Verbrechen! Zu lange schon folgte ich gezwungen den verhaßten Fahnen, vom Herzen der theuern Aeltern, aus den Armen der liebenden Braut und Geschwister mit Gewalt gerissen."

Schmerzlich blickte der Jüngling zum Himmel auf.

„Und wenn ich jetzt gleich, wenn ich diese Nacht noch ginge?" fragte er sich. „Wenn ich der Frau des Hauses — die so gut scheint — mich vertraute — sie schafft mir wohl einen treuen Geleitsmann — aber — sie ist plauderhaft — ich wage es nicht. Der Mann? — Er blickt so finster, wir sind ihm unliebe Gäste — ich kann ihm darob nicht zürnen. Der Sohn — mit dem ist nichts zu beginnen. Und dann? Kann ich fliehen — allein fliehen? ich kann nicht. Schrieb doch mein guter Vater: „„Wage keinen übereilten Schritt — harre, mein theurer Sohn, bis du in einem Gebirgslande bist, wo Berge und Wälder die Verfolgung erschweren, aber auch dann entfliehe nicht planlos, damit du nicht aufgefangen wirst. Im Flachland wimmeln alle Wege von Truppen — da kommst du nicht durch und zurück. Harre, bis ich selbst dir nahe bin, ich folge dir, als Handlungsreisender verkleidet, mit guten Pässen versehen, von Ort zu Ort, und ich werde dir nahen, und dir Winke geben, sobald ich erachte, daß es an der Zeit sey, den bedenklichen Schritt, auf welchem Tod und Leben steht, zu wagen. Um den fünfundzwanzigsten des Monats September darfst du mich erwarten, da wird dein Regiment über das Thüringer Waldgebirge ziehen, die Kompagnien werden ziemlich vereinzelt in die durch Wälder und Berge getrennten Gebirgsorte gelegt werden. Dann — und so lange daure und hoffe!""

„Aber — o Gott, die bestimmte Zeit ist vorüber und der Vater — traf nicht ein, sandte mir kein Zeichen! Wir haben schon fast das Gebirge hinter uns! Sollte der Vater Unglück gehabt haben? Es wäre entsetzlich!"

Von widerstrebenden Gefühlen gemartert, von bangen Sorgen gequält, ging der Jüngling in das Haus, als eben über den östlich das Thal begränzenden Bergen der Mond heraufkam.

Die Kameraden schliefen schon auf ihren Säcken, die Tornister als Kopfkissen, die Mäntel als Decken; die Müllerin schien den bevorzugten Gast zu erwarten und flüsterte: „Wir haben droben noch eine Kammer mit einem Bett — ist doch besser, als in der Mühle — Sie schlafen weicher — ruhiger, schlafen Sie recht wohl, mein guter junger Herr!"

„Gute Nacht, liebe Madame! Und ich danke Ihnen sehr!" erwiderte der Jüngling, und nahm seinen Tornister und Muskete.

Der Pechmüller empfing aus der Hand seiner Frau die brennende Lampe, er verschloß das Haus, leuchtete dem jungen Soldaten in die Schlafkammer voran, die einsam lag, nach dem Wald zu. Der Jüngling warf einen Blick in die mondbeglänzte frische Herbstnacht und seufzte.

„Nun? Was fehlt Ihm? Fehlt Ihm noch was?" fragte der Pechmüller in seiner gemeinen Redeweise.

„Ach, ich bin sehr unglücklich!" erwiderte der junge Franzose, vom Gefühl überwältigt. „Ich will nicht ziehen in das kalte Rußland — ich mag nicht bleiben Soldat — hinaus in den Wald — desertir!" — Das schwere Wort war gesprochen, der Jüngling erschrack, daß es heraus war, und schon reute ihn, sich mitgetheilt zu haben gegen den finstern Mann. Aber nun

war es geschehen, nun mußte er suchen, des Mannes Beistand zu gewinnen. „Im schönen Frankreich habe ich eine Braut — und eine gute Mutter, Bruder und Schwester. O lieber Freund! Verstecken Sie mich, morgen, und noch ein — zwei Tage — es wird vielleicht kommen ein Mann, ein Commis voyageur — wird fragen nach Armand du Lenoir — so heiße ich — ihm sagen Sie dann, wo er mich findet — und wir wollen Ihnen danken ewig von ganzem Herzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines kanadischen Handelsmannes.

(Fortsetzung.)

Ramsay hörte in diesem Worte das Todesurtheil für sich und seinen Bruder. Mit dem raschen Entschluß, sich an die Gerechtigkeitsliebe der Indianer zu wenden, sprang er auf, zückte sein Messer und stieß es mit jenem eigenthümlichen Schrei, womit die indianischen Redner die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer auf sich lenken, in einen Baum neben ihm.

„Du kennst mich,“ wandte er sich an einen der Tschippwäh und bediente sich dabei sowohl der indianischen Sprache als der Ausdrucksweise der rothen Männer; „ich habe mit dir gelebt, ich war auf der Jagd an deiner Seite und habe am Feuer mit dir geschlafen; habe ich jemals dir oder irgend einem der rothen Söhne meines großen Vaters etwas zu Leide gethan?“

Der Tschippwäh füllte die Pause gemächlich mit einem Nein aus.

„Ich kam friedlich und vertrauensvoll unter die Indianer, ihnen ihr Pelzwerk abzukaufen und Teppiche in Tausch zu geben, damit der Schnee nicht sie und ihre Squaws erstarren mache. Ich brachte ihnen Pulver, damit sie viel Wildpret in ihren Hütten haben sollten. Ich gab ihnen Alles, was ihr Leben behaglich machen konnte. Sage ich eine Lüge?“

Der Tschippwäh verneinte abermals, wie zuvor, und Ramsay fuhr fort, ihnen den ganzen Hergang zu schildern, der den Tod des Pahni und seiner beiden Weiber herbeigeführt hatte; er beschrieb die Geschenke, die er ihnen gemacht hatte, ihren Undank und endlich den nächtlichen Einbruch derselben in sein Eigenthum mit allen seinen Folgen. In Zwischenräumen wandte er sich nach ihrer Weise während seiner Rede an seine Zuhörer mit Fragen, wie z. B.: „Seyd Ihr zornig? Mißtraut Ihr mir?“ worauf die Tschippwähs immer mit Nein antworteten; und als er seine Erzählung beendet hatte, lobten sie Ramsay's Benehmen.

„Du bist tapfer,“ sagten sie; „du hast Recht gethan. Die Pahnis sind heimtückische Menschen — sie sind Hunde!“

Trotz dieser Ausdrücke aber zweifelte Ramsay, nachdem er einmal vom erfolgten Ausbruch des Krieges überzeugt war, noch immer, ob die Tschippwähs ihm freundlich begegnen würden, wie sie auch immer sein Betragen gegen die Pahnis beurtheilen mochten. Er wollte daher wieder in See stechen und lieber diese gefährliche Fahrt wagen, als sich der Gefahr aussetzen, eine Nacht mit den Tschippwähs zuzubringen. Als er sich anschickte, ins Boot zu steigen, vermißte er die beiden Kinder, und fragte die Squaws, wo sie seyen. Man erwiderte ihm, sie seyen in den Wald gegangen. Der Händler sandte seinen Bruder nach ihnen aus, und stand mittlerweile auf seine Flinte gelehnt da und sah sich vorsichtig um. In diesem Augenblick kamen die vier Tschippwähs zu ihm heran und ließen sich in ein freundliches Gespräch mit ihm ein; als er aber nur eine Sekunde den Kopf wandte, um nach seinem Bruder zu sehen, fielen die Indianer plötzlich zu gleicher Zeit über ihn her, entwaffneten ihn und banden ihm die Arme über den Ellbogen zusammen; dann führten sie ihn zum Feuer zurück und einer von ihnen schlug ihm mit geballter Faust ins Gesicht, worauf Ramsay so stark aus Mund und Nase blutete, daß er seinen Unterkiefer zerschmettert glaubte.

Er sprach kein Wort, sondern saß mit auf den Boden gehefteten Blicken da, bis er das Stöhnen seines Bruders hörte, der bei seiner Rückkehr ebenfalls überfallen und gebunden worden war. Die Liebe eines älteren Bruders für einen jüngeren ist ein heiliges, reines Gefühl. Der Junge war für Ramsay eine Erinnerung an die Heimath, ein heiliges anvertrautes Gut, das ihm eine zärtliche Mutter auf die Seele gebunden hatte. Er rief den Indianern zu: „Ihr seyd Männer, vergreift Euch nicht an einem wehr- und harmlosen Knaben. Ich bin Euer Gefangener; thut mit mir, was Ihr wollt, aber thut dem Knaben nichts zu Leide!“

Die Indianer gaben keine Antwort, sondern setzten den Jungen seinem Bruder gegenüber ans Feuer, und über dessen flackernden Glast hinüber sagten sich diese Beiden nun durch Blicke ein, wie sie damals glaubten, ewiges Lebewohl.

Mittlerweile war die Sonne untergegangen. Die Indianer verlangten Rum von Ramsay und der Junge ward auf eine Weile losgebunden, um denselben aus dem Boote zu holen. Zwei der Wilden gingen mit ihm und brachten einen kleinen Kessel gefüllt mit, den sie sogleich zu trinken begannen. Die beiden anderen Indianer wollten übrigens nichts davon genießen, zwangen aber Ramsay unter Androhung augenblicklichen Todes, davon so viel zu trinken als die andern.

Inzwischen machte eine der Squaws mit wachsamem Auge die Runde ums Feuer, und die andere forderte den Händler wiederholt auf, er solle beten, denn seine Stunden seyen gezählt. Auch die Männer kündigten ihm wiederholt an, er werde am morgenden Tage in diesem selben Feuer verbrannt werden.

So verstrich die Zeit, bis der Kessel, welcher etwa eine halbe Gallone enthielt, geleert war und zwar von den zwei Indianern und Ramsay. Die Wilden wollten ihn wieder gefüllt haben, und der Junge ging zum zweiten Male nach dem Boot. Diesmal brachte der jüngere Ramsay ihn nicht ganz voll, und als die ergrimmten Rothhäute die Ursache davon wissen wollten, erwiderte ihnen der Händler, der Knabe verstehe die Indianersprache nicht gut, wenn sie aber ihm erlauben wollten, dem Jungen die nöthigen Weisungen in seiner Muttersprache zu geben, so wolle er ihn besser instruiren. Die Indianer willigten ein und Ramsay, welcher wohl wußte, daß einige davon Englisch verstanden, rief seinem Bruder englisch zu: „Füll ihn voll,“

setzte aber schottisch hinzu: „and slip a gully into ilka ane o'your hose when ye're there (und schiebe in jede Seite deiner Beinkleider ein Messer, wenn du dort bist!)"

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

*** Den 8. Oktober. Das gestrige Lustspiel von Karl Töpfer „Des Königs Befehl" wurde recht brav gespielt. Eine anecdotaire Geschichte aus der Zeit Friedrichs des Großen, eine Zwangsheirath, wie sie der König mehr als einmal oktroyirt hat, bildet mit ihren komischen Verwickelungen und ihrer zuletzt befriedigenden Lösung den Kern des Ganzen. Von Kunst und Schönheit ist freilich keine Spur darin sichtbar. Der Kranz gebührte gestern Herrn Knauth, der schon von seinem vorigjährigen Wirken her bei unserm Theaterpublikum in gutem Rufe steht, und der den Baron Wendel mit vielem Leben und besonders mit jener Virtuosität des beständig wechselnden, fein nuancirenden Mienen- und Geberden-Spieles gab, wie wir es an diesem tüchtigen Mimen zu sehen gewohnt sind. Neben ihm nennen wir bloß noch die Herren Spielberger (König) und Ahlfeld (Graf de Foll), mit dem Bemerken, daß uns Hrn. Spielberger's großer Fritz ein wenig anachronistisch, und nach spätern Traditionen studirt schien; zur Zeit, als der Philosoph von Ferney am Hofe des Königs lebte, muß man sich den Cäsar des 18. Jahrhunderts noch nicht mit jener welthistorischen Figur und mit dem Krückenstock denken, wie wir ihn jetzt gewöhnlich sehen. Zudem gehörte auch der Voltaire des Hrn. Hebenstreit wieder dem Gebiet der Karrikaturen an. Nach dem 2. Akt des Stückes wurden wir durch einen Pas des deux du volage, ausgeführt von Herrn Balletmeister Fricke und der ersten Tänzerin Fräulein Amanda Correns höchst anmuthig in den dritten hinübergetanzt, und zum Schluß mit einem Ballet-Divertissement in 1. Akt von Schäfer: „Alte und neue Zeit", das unsern Modegecken einen Anstandsspiegel aus der Zeit der Zöpfe und Reifröcke vorhielt, und das einen stürmischen Beifall hervorrief, ganz angenehm unterhalten. L. I.

Mittwoch den 5. Oktober 1853: „Lucretia Borgia" von Donizetti.

Hatte uns die gelungene Vorstellung von Mozarts „Don Juan" vollkommen befriedigt, so war dies in gleichem Maße auch heute wieder der Fall. Frau Dreßler-Pollert (Lucretia), Herr Sonnleithner (Genaro) und Herr Schiffbenker (Alphonso) wirkten in unübertrefflichem Spiele und Gesange zusammen und verliehen der Oper eine Vollendung, wie wir sie selten sahen. Während Hr. Schiffbenker durch Kraft und Feuer excellirte, bildete Hrn. Sonnleithners weiche Stimme, sein klarer Vortrag gerade den passendsten Gegensatz, und Frau Dreßler-Pollert zeichnete sich eben so sehr durch sichere reine Intonation, als leidenschaftlich wahren Vortrag, ebenso durch kunstgemäßen Gesang als durchdachtes Spiel aus. Auch Frl. Jenny Bauer (Orsino) leistete Vortreffliches, sowie die übrigen kleineren Partien auch alle gut durchgeführt wurden.

Sonntag den 9. Oktober: „Die Stumme von Portici."

Diese Vorstellung ließ in den Ensembles wieder Manches zu wünschen übrig. Die Chöre, ja selbst Solosänger waren — besonders in den beiden letzten Akten — nicht ganz sicher und setzten einige Male unrichtig ein. Warum denn aber auch solche Eile? Binnen 7 Tagen drei verschiedene große Opern, alle drei für diese Saison, also für neues Personale zum ersten Male, also mit den nothwendigen mehreren Proben, da können die Sänger unmöglich zu Ruhe kommen; jede Ueberanstrengung hat wieder Ermattung zur nothwendigen Folge, und wenn etwas Gutes geleistet werden soll, muß man mit frischer Kraft daran gehen können. Hr. Sonnleithner (Masaniello) sang das Schlummerlied sehr schön, mit weicher, zarter Stimme, und mit künstlerischer Verschmelzung der Brust- und der Kopfstimme, daß der Zuhörer den Uebergang nicht zu bemerken im Stande war; auch das Duett und die Barcarole im 2. Akte sang er sehr gut, am Schlusse des 4. Aktes aber und im 5. Akte war an seinem Organe die Einwirkung der Anstrengung durch diese Gewaltpartie unverkennbar; sein Spiel war energisch und wahr von Anfang bis zu Ende. Hr. Pichler (Pietro) zeichnete sich gleichfalls durch verständiges Spiel aus, und befriedigte auch im Gesange vollkommen. Frau Dreßler-Pollert (Elvira) zeigte ihre Kunstfertigkeit wieder im meisterhaften Vortrage der Kavatine im 1. Akte. Im 4. Akte schien ihre Stimme gleichfalls etwas angegriffen zu seyn. Hr. Meyerer (Borella) sang gar zu monoton, ohne Hebung und Senkung der Stimme, ohne rhythmische Unterscheidung. Die Fenella wurde von Frl. Schütz vortrefflich gespielt. Mienen und Geberden waren so charakteristisch, lebendig und wahr, daß der Zuschauer ohne Mühe fand, was sie ausdrücken wollte. Von den Chören ist das Gebet im 3. Akte als sehr schön nuancirt und rein vorgetragen hervor zu heben. Die eingeflochtenen Tänze wurden sehr beifällig aufgenommen, nur erhielt die Tarantella durch die ungelenken, unbeholfenen Bewegungen eines Theils des Chorpersonals eine etwas zu deutsch-burleske Färbung.

M . . .

* Liebesempfindung.

(Für Komposition.)

O könnt' es ewig dauern
Dies süße Minneschauern,
Dies holde Sehnsuchtslied,
Das rauscht wie frische Bronnen,
Das glüht, wie helle Sonnen,
Wohl durch mein trunkenes Gemüth!

O sing es aus in Worten,
O kling' es in Akkorden,
Mein süßes Saitenspiel:
Mir ist ein Liebeleben
In meine Brust gegeben,
Von dem ich träumte oft und viel!

Mein ungestümmes Hoffen
Hat nun sein Ziel getroffen,
S'ist Alles wieder gut;
Die Wolken sind zerronnen,
Hell strahlt das Licht der Sonnen,
Und all' das wilde Stürmen ruht!

Ludwig Rebau.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 83. Sonntag, den 16. Oktober 1853.

Der Pechmüller.

(Fortsetzung.)

„Ei!" sagte auf diese vertrauliche Mittheilung der Pechmüller; „da höre ich ja schöne Dinge! Wenn der Mosjeu echappiren will, wer wird zuerst gefragt? Ich. Bei wem wird visitirt und vigilirt? Bei mir. Die Franzosen, Seine Landsleute, kümmern sich den Teufel drum und stecken mir die Mühle überm Kopf in Brand, wenn sie Ihn bei mir nicht finden. Nein Mosjeu, das ist ein kitzlich Ding, das kostet Hals und Kragen. Ich will es lieber dem Hauptmann zu wissen thun, was er für Helden hat! Da gibt es noch ein Trinkgeld zu verdienen. In Deutschland desertirt kein ehrlicher Soldat, weiß Er das Mosjeu?"

Der Franzose erschrack zum Tode.

„O nicht verrathen! nicht verrathen, mein guter Wirth!" rief er flehend. „Ich kann auch geben Trinkgeld! Mehr als mein Kapitän!" — Damit knöpfte der Sprechende die Montur auf, löste einen Ledergurt vom Leibe, und hielt daraus dem überraschten Müller eine Hand voll Napoleonsd'or hin.

„Nehmen Sie das — nehmen Sie Alles — nur verrathen Sie mich nicht! Verbergen Sie mich, helfen Sie mir!"

Beim Anblick des Goldes, dessen er so viel beisammen noch nie gesehen, zuckten Judasgedanken durch die Seele des Pechmüllers. Daß das Geld der Schwiegertochter ihm zwar das Haus schuldenfrei gemacht, ihn aber sonst noch nicht von allen Schulden befreit, und daß nun Sohn und Schwiegertochter dafür als Mitbesitzer in der Mühle wohnten und walteten, das war dem Pechmüller stets ein stiller Aerger. Das Verhältniß drückte ihn, machte ihn mürrisch — wenn es ihm glückte, wenn er so viel Geld gewann, so gab er den Kindern das Ihre zurück, ließ sie in die Stadt ziehen, der Sohn konnte ein anderes Gewerb ergreifen, oder, wollt' er Müller bleiben, eine eigne Mühle erwerben, es gab deren noch genug im Zopfegrunde. Das Waldwasser floß für Alle jahraus, jahrein, da war nie ein Stillstand. Und er war dann wieder allein Herr und Meister in seiner Mühle.

Der Pechmüller sprach: „Ich brauche Sein Geld nicht! Soll ich's aber Ihm verwahren und Ihn dazu — so will ich's wagen — weil er mich dauert. Es wäre doch schade um so ein junges Blut. Geb' Er die Geldkatze, und nehm' Er Seinen Tornister — Sein Gewehr — laß' Er nichts liegen. Ich will Ihn an einen Ort hinbringen, wo Ihn kein Teufel sucht und findet, den ich allein nur kenne. Freilich wag' ich mein Leben dabei!"

In der Kammer hing eine Laterne. Der Pechmüller nahm sie vom Haken, stellte die Handlampe hinein, und hieß den Soldaten folgen. Dieser voll Hoffnung und Vertrauen hatte die Hände zum Gebet erhoben, und sendete in unausgesprochenen Worten Dank und inbrünstiges Flehen zum Himmel empor.

Im Gemach blieb ein kleiner Dolch, den der junge Soldat bei sich führte und abgelegt hatte, aus Versehen und Eile liegen.

Leise ging der Pechmüller eine schmale Hintertreppe hinab, die in einen engen, mit Holz und Brettern überfüllten Hofraum führte, schob einige Wellen Reisig zur Seite und öffnete eine kleine Kellerthüre, die zu einer Treppe führte, diese ging er hinab.

Noch einmal sah der Jüngling zum Mondhimmel — sein Fuß zögerte, das Grauen hauchte ihn an im kalten Moderduft, der aus der geöffneten Kellerhöhle drang. Zögernd folgt er dem Führer.

Das war kein Keller — der Gang nahm kein Ende. Ein Stollen war's — einst befahren von Bergleuten, die hier im Gebirge gewühlt nach edlen Erzen, hinstreichend in der Richtung gegen den Goldberg über Reichmannsdorf nur eine gute Stunde weit auf den Höhen über Gräfenthal, der einst mit fabelhaftem Reichthum, wie die Sage ging, jenen Ort überschüttet.

Endlich stand der Pechmüller still — der Gang endete noch nicht, aber er wendete, und eine Spalte seitwärts führte an eine niedrige Thüre, welche der Pechmüller aufschloß.

„Ein verfluchtig Losament!" sprach der Führer; „aber sicher, und bis morgen thut's wohl gut, das finstere Käfterchen! — Sonst wüßt' ich weit und breit kein Versteck."

Der Jüngling schauderte. Hier im Schoße der Bergestiefe sollte er bleiben, in einer kleinen engen Keuche, ganz allein, im Finstern, verlassen von aller Welt, gleichsam ein Gefangener, sitzend oder liegend auf hartem Fels, ohne frische Luft, ohne Licht, ohne Decke?

„Warum hier bleiben?" fragte er, „Ich habe geglaubt, der Gang führe in das Freie, in den Wald?"

„Droben ist der Wald, zwanzig Klafter über uns!" antwortete fast höhnisch der Pechmüller. „Wenn's dem

jungen Mosjeu hier unten nicht gefällt, konnt' Er's gleich sagen, was läßt er uns den langen Gang hinter tappen? Allons! Kehrt, vorwärts marsch! Wieder vor, in die Mühle!"

„Und in den Wald!" bat mit flehender Stimme der Jüngling.

„Nix in den Wald! In den Prison!" höhnte der Pechmüller. „Deserteur in den Prison!"

Todesangst schüttelte den Armen, er faßte den Führer am Gewande. „O nein — ich bleibe hier — o nicht verrathen mich! Und bald rufen mich, zur Flucht in den freien Wald! — Ja? Guter Mann, ich auch geben will all' mein Gold, und mein Vater soll geben noch mehr!"

„Nun, so hat die Sache Händ' und Füß'!" sprach der Müller, zog den Schafpelz aus, den er an hatte, und gab diesen dem Zagenden, zum Schutz gegen die Kälte, beleuchtete noch einmal die Felsenkammer und sagte: „Das Ding sieht schlimmer aus, als es ist. Erstlich ist's salztrocken, zweitens geht dahinten ein Luftloch in die Höhe, und morgen früh des Tages, sobald die Franzosen zum Tempel hinaus marschirt sind, komme ich wieder, und bringe Frühstück. Meine Frau wird schon für was gutes Warmes sorgen. Und Abends, wenn es sicher, heidi, da geht's auf Schlaufwegen in die Wälder, hinauf zum Sattelpaß, zum Neubau, — da ist Er geborgen wie in Abrahams Schoß, bis der Papa kommt, und dann kann Er mit ihm reisen, wohin Er will. Gute Nacht!"

Der Pechmüller ging, verwahrte die kleine Thüre sorgfältig und ließ den armen Armand du Lenoire in Nacht und Grauen eingeschlossen zurück. Aber der Hoffnung strahlendes Gestirn leuchtete noch in diese Bergeshöhle. Der Gedanke an den treuen Vater, der ihm nahen werde, und an den Vater im Himmel goß Trost in das zagende Herz eines jungen Menschen, der erst 19 Jahre zählte, dem Erfahrung und Menschenkenntniß gänzlich mangelten, der nur liebte, hoffte und vertraute. Der Pesthauch der Irreligiosität, den die französische Revolution aus ihrem Schauerschlund über das Land geströmt, hatte das Aelternhaus des Jünglings nicht berührt, auch hatte Napoleon's klarer Sinn gar wohl erkannt, wohin es ein Volk führt, wenn die Unvernunft die Vernunft auf den Thron der Gottheit hebt, und hatte den Dämon des Unsinns gebändigt. Armand konnte noch fromm und gläubig beten, und im Gebet entschlummerte der Müde zu Träumen von Heimath und Glück.

An diesem Tage war ein Reisender mit einem Kutscher und einem eleganten Reisewagen nach Reichmannsdorf gekommen. Auch dieses Dorf wimmelte von Einquartirung, kaum daß der Fremde ein Unterkommen fand. Im Gasthof waren die Offiziere der Kompagnien einquartirt, sie saßen beim sauern Bier des Wirths und zogen saure Gesichter. Die deutschen Biere, zumal auf Dörfern, nehmen im Herbst einen äußerst grämlichen Charakter an, sie machen keine Seele mehr froh. Die Offiziere riefen nach Wein. Der Wirth, ein Krämer, wie viele Insassen des Marktfleckens, erklärte, daß er keinen Wein habe, was über seinem Haupte die Donner vieler Sacres zusammenzog, allein von Donnerwettern fährt zwar die Milch im Keller zusammen, aber kein Wein aus dem Keller, zumal wenn erst keiner darin ist.

„Messieurs!" sprach der Fremde, der an einem Nebentische sich einen Imbiß schmecken ließ, ein Mann in den besten Jahren, der zugleich das beste Französisch sprach: „Messieurs, wenn ich die Ehre haben kann, Ihnen ein Glas Wein anzubieten — von meinen Proben; ich reise für das Haus Duc de Montebello in der Champagne."

„Vive la maison de son Altesse le duc de Montebello!" riefen die lustigen Kapitäne und Lieutenants der dritten Kompagnie vom vierten Bataillone des dritten Reserveregiments. „Voilà! Deus ex machina!" — in der goldhellen Hoffnung auf einige Becher voll ihres auf dem Marsche durch das Thüringer Waldgebirg ganz entbehrten heimathlichen Nektars — und der Fremde ging und holte aus seinem Wagen die Flaschen, und ließ sie in Ermangelung von Eis in kaltes Wasser stellen.

Ein Wort gab das andere — der Marsch, die Route — nach Saalfeld, durch das Voigtland — nach Dresden — nach Warschau — die Zahl der Kompagnien des Bataillons, der Stab mit den beiden ersten Kompagnien in Sonneberg, die dritte hier, die vierte im Valle des Comtes — wie sie Gräfenthal übersetzten — der Rest auf den kleinen Dörfern. Das alles kam zur Sprache und der Reisende, der das schöne Frankreich später verlassen, wie die Truppen, mußte vom Heimathlande erzählen.

Er gab von seinem Weine, so viel er vermochte — und dann fragte er den Wirth in gutem Deutsch, wie der Weg nach Gräfenthal sey.

„Halsbrechend — mit dem Geschirr und bei der Nacht kommen Sie nicht hinüber!" erwiderte der Wirth — denn damals, 1812, war noch kein Gedanke an eine Kunststraße auf diesen Waldwegen.

„Ich muß aber hinüber", versetzte der Kaufmann. „Können Sie mir einen zuverlässigen Boten schaffen? Recht früh, vor Tagesanbruch, mein Geschirr bleibt hier, ich fahre vielleicht morgen Abend erst weiter, wir haben ja Mondschein, und Kutscher und Pferde ruhen einstweilen aus."

„Recht gern, und alles wie Sie befehlen", sprach der Wirth. „Ich will gleich nach einem Boten schicken."

Der Mond schien noch hell, als der fremde rüstige Mann das Gasthaus zu Reichmannsdorf mit seinem Führer in aller Stille durch ein Hinterpförtchen, durch eine Scheuer und durch den Garten verließ, um die vor dem Hause stehende Schildwache nicht zur stören. Gleich hinter dem Orte schlug der Führer einen Fußweg ein, der Nähe halber, und bald umgab schweigender Föhrenwald die frühen Wanderer.

Der Führer war eine von den gernsprechenden Naturen, traulich und zuthunlich, ein ächter Wäldner. Er eröffnete, nach Art solcher Leute, die Kanäle seiner Redseligkeit mit Fragen.

„Sie sind wohl nicht aus hiesiger Gegend. — Woher kommen Sie mit Verlaub denn?" — und so fort.

Der Fremde, dessen Seele voll Unruhe und Sorge war, der auch manche Frage gar nicht verstand — gab einsilbige kurze Antworten, aber er gab doch Antworten, und das war seinem Führer schon genug. Dieser zog bald ein Fläschchen aus der Tasche, that zuerst einen derben Schluck, und bot dasselbe dann vertraulich dem Geleiteten, mit einem herzlichen: „Wohl bekomm's Ihnen!"

Der Fremde nahm, trank und dankte.

„Gelt? Der ist gut! Tausend Schwerenoth, der hat einmal Feuer." — Und nun ergoß sich immer im breitesten Walddialekt die Schleuse der Unterhaltung, denn den zu Geleitenden zu unterhalten, schien dem Führer eine heilige, unerläßliche Pflicht; er glaubte, der allerbeste lebendige Wegkürzer zu seyn „Ja — Herr — so ein Schnaps, das ist wahres Lebenswasser. So einer wird nur hier in Reichmannsdorf destillirt, und sonst auf der ganzen Welt nicht weiter. Er ist von Herrn Christoph Daniel Teichmeiern, ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen? Kennen Sie ihn? Er wohnt nicht weit von der Kirche in dem blauen Haus. Nun, wenn Sie ihn auch nicht kennen, er ist doch bekannt — jedes Kind kennt ihn — sein Urgroßvater hat ja den Teichmeierschen Lebensbalsam erfunden — den kennen Sie doch gewiß. Herr, der Schnaps ist auch Lebensbalsam, auch Teichmeierscher. Wir haben viele Laboranten und Olitäten Händler in unserem Reichmannsdorf, aber Herr Christoph Daniel Teichmeier — hat die Oberhand, das kann ich beschwören. Der hat auch das beste Goldwasser weit und breit. Ach lieber Gott, unser Ort heißt Reichmannsdorf und sollte lieber Aermannsdorf heißen; sonst, vordessen, gab's reiche Männer hier, und jetzt, wenn ich Herrn Christoph Daniel Teichmeiern ausnehme, fast lauter arme. Ich bin einer der Aermsten. Sonst gab's hier Gold, jetzt gibts nur noch Goldwasser. Unser Gold ist halt zu Wasser geworden und zu Dreck, mit Salveten zu reden. O mein guter Herr, das ist eine schreckliche Geschichte, die werden Sie nicht kennen, weil sie nicht aus hiesiger Gegend sind, ich aber kenne sie ganz genau, und ich will sie Ihnen erzählen, denn so was passirt nicht alle Tage, Gott sey Dank, denn Herr, es hat was auf sich, und was Schreckliches sag' ich, wenn ein ganzer Ort um eines einzigen Menschen Bosheit willen verflucht und verwünscht wird auf ewige Zeiten. Aber geben Sie her, mein lieber guter Herr, trinken Sie erst noch einmal, der Morgen ist verdammt kuhlig, wir haben jetzt die Zwetschkennebel."

Der in sich gekehrte Reisende gab dem Verlangen seines Führers nach, der Liqueur des Herrn Christoph Teichmeier war wirklich vom besten — und der Führer sprach weiter:

„Ja sehen Sie, mein guter Herr! es mögen nun hundert und etliche Jahre her seyn, oder etwa noch etwas länger, ich weiß das nicht so genau, denn ich bin nicht dabei gewesen, aber wahr ist's. Sie können mir's auf meine Ehre glauben, da hatten wir hier zu Reichmannsdorf im Goldberg und im Bennsberg und in andern Bergen 122 Goldgruben und 12 Pochwerke, und nun denken Sie, jetzt haben wir keine einzige Grube mehr, ein bischen Eisen und Porzellansand, das ist der ganze Bettel, der noch gegraben wird. Geht das natürlich zu? Ich sage nein, es ist mit dem Teufel zugegangen — ja, zugegangen, das ist das rechte Wort, zu gegangen ist alles. Sehen Sie, da war bei uns eine Wittfrau, die hatte einen einzigen Sohn, und der Sohn war ein Bergknappe; denn das Bergwerk florirte über alle Maßen, jeder Bursch war ein Bergmann. Wenn's Sonntag war, da hätt' einer die Pracht sehen sollen, da hatten Männer und Weiber goldne Röcke an und goldne Hüte und Hauben auf, und die Orgel in der Kirche war von Silber, die ist hernach nach Saalfeld gekommen, da ist sie noch, aber 300 Klafter tief unter der Erde, weil sie versunken ist — und Altar, Kanzel und Taufstein, das war alles auch von Silber und Gold, und wenn die Kirche aus war, da gingen die Männer zum Wein und auf die Kegelbahn, und da kaulten sie mit goldnen Kegeln und Kugeln — ja, Herr! damals, da war gute Zeit, jetzt ist's zum Erbarmen. Nun aber, daß ich wieder auf meine erste Rede komme, so war derselbige Bursch, der alten Wittfrau Sohn, ein Bergmann, und da hatte sich's zugetragen, daß einmal ein purer Goldklumpen gegraben worden war, so groß wie eine Stuhlplatte, und auch geformt, wie ein Sessel, der war auf 4000 Gulden geschätzt. Und da kam der Herzog von Sachsen, der wollte das Bergwerk beschauen, und da fuhr er auf dem goldnen Stuhl in die Grube ein, und der junge Bergknapp mußte mit ihm einfahren, und auch wieder heraus, und weil es dem Herzog gar wohl gefallen und von wegen dem goldnen Stuhl, schenkte der Herzog dem Jungen eine Handvoll Dukaten. Wie nun so ein junger Bursch ist, das werden Sie wohl wissen, mein lieber Herr, flott ist so ein Bursch; das viele Geld drückte ihn in der Tasche, und Kirmes war's auch, es war gerade um die jetzige Zeit — warten Sie einmal! den Wievielten schreiben wir denn heute? Richtig, gestern war Michaelistag, den 30. September schreiben wir und da wird's wieder jährig seyn, daß sie den Burschen henkten, und seine Mutter, die alte Hexe, den gotteslästerlichen Fluch that." (Forts. f.)

Abenteuer eines kanadischen Handelsmannes.

(Schluß.)

Der Knabe verstand Ramsay wohl; während er aber nach dem Messer suchte, rief die achthabende Squaw, die ihm gefolgt war und ihn bewachte, mit lautem Geschrei: „Schlagt euren Gefangenen todt; der Junge sucht nach Waffen!" Schon waren zwei Messer auf ihn gezückt, da rief Ramsay: „Die Squaw irrt sich; laßt mich den Jungen rufen, und dann mögt Ihr ihn durchsuchen, wenn er zurückkommt!" Dann gab er seinem Bruder laut die Weisung in schottischer Sprache, die gullies oder Messer wegzulassen. Glücklicherweise konnte der Knabe sie nicht finden und die Gefahr ging vorüber.

Dieselben beiden Indianer machten sich dann auch über den zweiten Kessel her, und wurden schwer betrunken; mit gezückten Messern hatten sie Ramsay genöthigt, Becher um Becher mit ihnen zu theilen. Der Branntwein übte trotz der gefährlichen Lage seine Wirkung auf den Händler und er fiel etwa um zwölf Uhr nach seiner Rechnung in Schlaf.

In den späteren Jahren hatte er nie wieder eine Erinnerung an den fürchterlichen Auftritt, der seinem Erwachen folgte. Der jüngere Ramsay, welcher nicht schlafen konnte, erzählte, daß die beiden nüchternen Indianer, bald nachdem David eingeschlafen war, sich anscheinend zu einer Berathung bei Seite gesetzt hatten. Endlich schlich sich einer von ihnen zu Ramsay hinüber und der Junge sah ihn das Messer zum Stoße erheben; allein der Meuchler schien entweder über Ramsay's Fuß gestolpert zu seyn, oder diesen auf irgend eine Weise gestört zu haben, denn der junge

Ramsay sah seinen Bruder einen raschen Ruck mit seiner Hand machen und den Arm oder die Hand des Indianers erfassen, in welcher er das Messer hielt. Beide rangen noch mit einander, als der Junge mit einer einzigen mächtigen Anstrengung seine Arme aus den Stricken zog, mit welchen ihn die betrunkenen Männer gebunden hatten, dann rasch hinter den andern nüchternen Indianer sprang, welcher nur auf Ramsay's Todesröcheln aufzupassen schien und ihm das Messer aus der Hand riß.

Im Nu stand der Junge seinem Bruder zur Seite und hatte dessen Bande gelöst.

Ramsay war, wie schon erwähnt, ein baumstarker Mann, dem nun noch der Wahnwitz übermenschliche Kraft gegeben hatte, denn die Verzweiflung, das plötzliche Erwachen und der wilde Trunk hatte ihn beinahe zum Aberwitzigen gemacht. Im Augenblick, wo seine Arme frei waren, entrang er dem Indianer das Messer, verwundete ihn und würde ihn auf der Stelle getödtet haben, wenn der Mann nicht geflohen wäre. Ohne eine Sekunde zu verlieren, stürzte sich Ramsay auf den andern nüchternen Indianer und stieß demselben das Messer ins Herz, bevor er noch eine neue Waffe ergreifen konnte. Inzwischen hatte der Lärm auch die beiden betrunkenen Indianer geweckt, auf die Ramsay nun eindrang wie ein wildes Thier, daß sie unter den Streichen verbluteten, bevor sie sich noch besinnen oder auf Widerstand denken konnten.

In welch fürchterlicher Aufregung Ramsay war, mag aus dem Umstand entnommen werden, daß er auch eines der Kinder niederstieß. Die Squaws entflohen mit den Andern, und Ramsay war so sehr ohne Besinnung, daß er sich von seinem Bruder willenlos zu dem Boote geleiten ließ.

Allein das Blutbad war noch nicht vollständig. Der erste Indianer, welcher zurückgekehrt war und ein Messer aufgerafft hatte, folgte dem Händler bis ins Boot. Am Wasserrande rangen und rauften sie mit einander, fielen mit einander ins Wasser, welches hier knietief war, und der Indianer tauchte nicht wieder aus demselben auf — sein Blut röthete die Fluthen seines heimathlichen Eriesees.

Am 4. Mai erreichten die Brüder nach einer höchst beschwerlichen Fahrt das Fort Erie, denn fortan legten sie nicht mehr am Ufer an. Ramsay erzählte sogleich seine Geschichte den Offizieren des Forts und lieferte sich ihnen aus. Er ward kurze Zeit hernach mit seinem Bruder nach Niagara geschickt, um daselbst in Gegenwart eines Häuptlings der Tschippwähs und mehrerer der bedeutendsten Krieger dieser Völkerschaft verhommen zu werden. Zugegen waren das Pawnee-Mädchen und jene Squaw der Tschippwähs, welche damals die Runde gemacht hatte. Das Ergebniß der Untersuchung war, daß ihn die Tschippwäh-Krieger freisprachen; da aber die Rechtspflege der Kolonie eine regelrechtere Untersuchung verlangte, ward Ramsay nach Montreal geschickt, wo er mehrere Monate lang eingesperrt blieb. Endlich ward er in Freiheit gesetzt und „von der Instanz entbunden," da Niemand als Kläger gegen ihn auftrat.

Der Schauplatz dieser blutigen Begebenheiten ist nun nicht mehr die Heimath des rothen Mannes, denn kein Pahni oder Tschippwäh jagt mehr das Elenn an den Gestaden des Eriesees, und blühende Städte haben dort den Wigwam des Indianers verdrängt.

Würzburger Stadttheater.

*** Montag den 10. Okt.: „Dienstpflicht", Schauspiel von W. Iffland.

Eine Reprise; indeß eine Vorstellung, die wir einmal ohne Gewissensbisse und mit Genugthuung eine durchaus befriedigende, ja in mancher Hinsicht sogar eine für das Theater einer Provinz ganz ausgezeichnete nennen dürfen. In einem Grade, wie Solches selbst das erste Mal nicht der Fall war, athmete im ganzen Stücke, in seinen Einzelpartien, wie im Zusammenspiele, ein Geist des Ernstes und ein Hauch des schöpferischen Genius, welcher nicht verfehlte, auf Geist und Herz der Zuschauer bald mächtig packend, bald ruhig versöhnend zu wirken, und dadurch jenen wohlthuend harmonischen Eindruck hervorzubringen, den wir schon einmal als den Zweck und das Ziel der Kunst Thaliens insbesondere bezeichnet haben. Außerdem gab die Leistung auch wieder einmal einen Beweis dafür, was die Kunst des Schauspielers aus einem Stücke zu machen im Stande ist. Denn die „Dienstpflicht", eine ganz unpoetische Geschichte von Geld und Schulden (poetisch vielleicht bloß dadurch, daß leider Gottes die Poeten viel damit zu thun haben), ist doch zuletzt nichts als eines von den zahlreichen dialogischen Charaktergemälden, mit denen einstens Iffland und Schröder, nüchtern prosaischen Andenkens, der Welt Moral gepredigt haben. Dramas im höheren Sinne des Wortes kann man solche Theaterstücke indeß nicht nennen. In Betreff des Spieles ist zuerst und zuvörderst Hr. Spielberger auch dieses Mal mit Ruhm und Auszeichnung hervorzuheben, der den prächtigen Kriegsrath D., welcher sich durch Nichts von „der geraden Linie" des Rechts und des Biedersinnes zurückschrecken läßt, mit einem Geist und Gefühl, mit einer Wahrheit des Pathos in Sturm und Ruhe gab, die, das Interesse beständig steigernd, die Theilnahme bis zum Schluß wach und rege erhielt. Wir müssen gestehen, daß wir Hrn. Spielbergers Leistung als Kriegsrath D. unter die besten zählen, die wir, und zwar selbst auf Residenz-Theatern, wie dem Münchner, zu sehen das Glück gehabt. Herr S. ward nach dem 4. Akt, wie am Schluß des Stücks stürmisch hervorgerufen. Auf eine ausgezeichnete Weise wurde indeß Hr. S. dieses Mal auch unterstützt von den HH. Bolzius, Hebenstreit und Höffert, und ganz besonders am Spiele des Letztern ist es zu rühmen, daß seine durchaus wahre und charakteristische Wiedergabe des Juden Baruch niemals den Boden der Kunst und Schönheit verließ. Auch dieses Mal bewies Hr. Bolzius, daß er im Konversationsstücke glücklicher ist, als im höhern Drama. Seine Leistungen als Dr. Stahl und als Justizrath Listar sind durchaus rühmenswerth zu nennen, während sich solches, wie schon erwähnt, von seinem Uriel Acosta keineswegs sagen ließ. — Warum strich indeß Hr. Spielberger die zweite, doch nicht gerade große Scene im 4. Akte des Stückes? Sie ist durchaus charakteristisch und ist in ihrer Art ein Meisterstück Ifflands in Betreff der Charakternüancirung, und keine andere wirft eine so grelle Beleuchtung auf den Justizrath und den Schurken Fallbring in ihrem beiderseitigen Verhältniß zur Hofräthin Rosen, wie zu dem Kriegsrathe und seinem Sohne.

L. L.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 81. Mittwoch, den 19. Oktober 1853.

Der Pechmüller.

(Fortsetzung.)

„Sehen Sie, mein guter Herr!“ fuhr der Führer fort, „das ging nämlich so, weil der Bergknapp das viele Geld sehen ließ, und aufgehen ließ, da gab es bald Neider, und war absonderlich Einer, der war schon erst sein Feind — Sie können sich's schon denken, warum? Rein um eines Mädels willen — der ging heimlich hin zum Gericht, und klagte den Knappen an, er habe Golderz unterschlagen und verkauft, hätt's in Dukaten verwandelt, ehe es in die Saalfelder Münze gelangt sey. Zu Saalfeld ist nämlich die Münze, müssen Sie wissen. Und auf selbiges falsches Zeugniß hin, das der Bösewicht beschwur, wurde der arme Bursch eingezogen, gefoltert, das Geständniß ihm abgepreßt, und er zum Strang verurtheilt. Da mochten er und seine Mutter seine Unschuld betheuern noch so sehr — und auch schwören wollen, daß er das Geld vom Herzog erhalten, man ließ sie nicht zum Schwur, und mochte auch beim Herzog nicht anfragen, und so wurde der arme Junge gehenkt. Das Herz möcht' einem bluten!“

Der redselige Führer stand still und vermählte sein Mitgefühl mit einem Schluck seines Stärkungsmittels, bot das Fläschchen auch wieder dem Fremden, doch dieser dankte, und zwar sehr ernst, und wandelte weiter. Sogleich setzte jener seine Erzählung unaufgefordert fort.

„Wie nun alles Flehen und Bitten nichts geholfen hatte, und der arme Kerl baumelte, da rannte die Alte, seine Mutter, wie eine Rasende heim — und nahm ein Rösel — das ist das Quart von einer Kanne müssen Sie wissen, lieber Herr — und füllt's mit Mohnsamen, und lief damit an die Einfuhr des allerreichsten Stollens im Goldberg, und machte ihr Hexenhokuspokus, denn eine Hexe war sie, das ist ausgemacht, und warf den Mohn in den Stollen und schrie in aller Teufels Namen: So viele Körnlein Mohnes jetzt hinab rollen, so viele Jahre sollen alle eure Goldberge verflucht und verwünscht seyn, so wahr ihr meinen armen guten, einzigen Sohn unschuldig gehenkt habt!“

„Herr — das war schrecklich — und wie der Same hinunter fiel, da war's, als wär' jedes Körnlein eine Kanonenkugel, so donnerte und knallte und krachte es drunten, und ein Schacht nach dem andern brach ein, und das ganze Bergwerk kam zu erliegen, und die ganze Herrlichkeit, Pracht und Reichthum zu Reichmannsdorf hatten ein Ende, die goldnen Röcke und Hauben hörten auf, und man trug wieder Biedermannsröcke, wie auf unsern andern Dörfern, und die Kegel und Kugeln kamen weg, und Krieg und Pestilenz kamen auch — da ging alles zu Grunde, und jener schreckliche Fluch ward noch bis dato nicht von dem Ort genommen, und es ist noch immer kein Golderz wieder fündig geworden, und kann auch noch ein paarhunderttausend Jahre dauern — denn denken Sie selbst, mein guter Herr, wie viele Körnchen Mohn gehen nicht in ein Rösel — ich möcht' sie nicht zählen, und sollt' ich all' mein Lebtag keinen einzigen Schnaps mehr trinken.“

Unruhig wälzte sich in dieser Nacht der Pechmüller auf seinem Lager. Das Alp drückte ihn, das Gold war das Alp, das auf seiner Seele lastend lag. Es war sein — sein — aber der Jüngling — durft' er ihm alles nehmen? — Und wenn nun der Soldat nicht wieder zum Vorschein kam, wer wußte drum? Waren nicht die Franzosen die Unterdrücker Deutschlands, waren sie nicht Todtfeinde? Mußten nicht tausend und abertausend Söhne deutscher Väter und Mütter, zum Heeresdienste gezwungen, den Kalbfellen des nimmersatten Eroberers folgen, von denen am Ende keiner wieder heimkehrte? Was lag daran, wenn ein Franzose in Deutschland verloren ging?

Aber Mord — aber das Gewissen — aber Gott! — Und wieder — war es nicht auch Gott, der das Geld bescheerte? Hatte nicht seine Hand den jungen Franzmann ihm, dem Pechmüller, zugeführt? Und das Geld, das gab er nun einmal nicht wieder her — aber den armen Teufel tödten? — Nein — ihn verhungern und umkommen lassen? — Nein, das wäre teuflisch. Aber was denn thun? Wenn er ihm nun davon half, und sie kamen und suchten ihn, den Pechmüller, und fanden keinen, und brannten das Haus nieder mit der Wöchnerin darin und dem kleinen Neugebornen? — Schauderhafte Gedanken, die keinen Schlaf in des Mannes Augen kommen ließen, keinen Frieden, keinen Entschluß.

Auch Armand du Lenoir schlief nicht lange — er hatte süß geträumt von Heimath und Glück und erwachte nun in der Schauerhöhle. Die finstersten, angstvollsten Gedanken kamen über ihn.

Es war noch früh, kaum graute der Herbstmorgen, da rasselten schon die Trommler den Schlag der Tagreveille durch Gräfenthal; einer kam bis nahe an die

Thalmühlen und schlug sein „Kamrad komm, Kamrad komm!“ — der Müller fuhr vom Lager auf, eben so die Einquartirten, jeder rüstete sich schnell mit allem Gepäck, mit Ober- und Untergewehr; es war Befehl gegeben, gleich nach dem Wecken zum Verlesen sich zu sammeln, und Mann für Mann entellte der Mühle.

Des Pechmüllers Sohn führte ein Geschäft durch die obere Kammer; er fand den Dolch des Franzosen, und nahm ihn stillschweigend an sich.

In langen Gliederreihen stand marschfertig die Mannschaft auf dem Mark; der Aufruf aller Namen erfolgte; in der Thüre des Gasthofes stand der Fremde und blickte scharf nach den Kriegern hin, lauschte jedem Namensrufe. Ein ici! nach dem andern erscholl als Antwort.

Du Lenoir! — Keine Antwort. Armand du Lenoir! — Tiefe Stille. Dem Fremden schlägt das Herz So hat er schon gewagt?

Der Vermißte wird notirt, die Vorlesung wird fortgesetzt; als sie zu Ende ist, treten die Lieutenants um den Hauptmann, der Unterquartiermeister zieht die Einquartierungsliste hervor, die Quartiergenossen du Lenoir's werden nach diesem gefragt, sie haben ihn heute nicht gesehen, er ging gestern Abend vor das Haus — spazieren. Der Hauptmann beordert ein Detaschement nach der Mühle.

Der Tag ist indeß heraufgekommen, es wird lebendig im Walde, in allen Dörfern Trommelschlag, auf allen Straßen Züge, von Reichmannsdorf, von Wallendorf, von Lehnsten, von Sonneberg wird aufgebrochen; der Bataillonschef mit seinem Stabe nähert sich Gräfenthal.

Der Pechmüller geht unruhig in seinem Haus umher, bald in der Mühle, bald hinauf auf den Boden, bald in den Hof, gibt den Seinen kaum den Morgengruß und Dank — in ihm kämpften heftig miteinander widerstreitende Gefühle einen wilden Kampf. Das Thürchen zum Stolleneingang hat er wohl verwahrt, mit Reisig ganz überdeckt — das Gold, das hat er auch an einem sichern Ort verborgen. Endlich wird ihm leichter, er will alles in Gottes Hand stellen — wenn die Soldaten fort sind, will er den Jüngling befreien — er will — alles übrige zu fügen steht bei Gott.

Immer schwärzer werden Armand's verzagende Gedanken. Er ist hier so ganz allein, lebendig begraben. — Niemand kennt dieses Versteck, als nur der Müller, sein Wirth, wenn nun diesem Manne plötzlich ein Unglück zustößt, wenn der Schlag ihn rührt, ja wenn er nur gezwungen wird, den Truppen als Wegweiser zu dienen — und wenn nun der treue Vater naht, und vergebens nach dem Sohne späht — Himmel, Himmel!

Die Truppenabtheilung kommt an. Wachen umstellen die Mühle, alle Pfade; der Unterlieutenant, der hierher entsendet ist, zeigt sich rauh und barsch. „Ou est le hôte? (der Hauswirth) ou est le deserteur? Tonnerre!“

Der Pechmüller steht zitternd vor ihm, der Offizier packt ihn an der Brust und schüttelt ihn, die Kolben klirren, der Sohn will den Vater befreien von der Mißhandlung des brutalen Franzosen, ein derber Schlag in's Gesicht und ein Kolbenstoß auf die Brust werfen ihn zurück. Die Müllerin kreischt — die Wöchnerin hört's, hört all' den Lärm, die rauhen Stimmen, das Klirren der Waffen, und alterirt sich zum Tode.

„Sacre nom de Dieu! Ou est le deserteur?“ Der Offizier zieht den Degen, und droht den Pechmüller niederzustoßen. Kreideweiß fällt der Pechmüller vor dem Offizier auf seine Kniee.

„Nein — Gott verläßt mich nicht! Es nahen Tritte! Mein Retter naht!“ jubelt in seiner Bergestiefe Armand du Lenoir,

Das Thürchen öffnet sich — der Pechmüller, bleich und zitternd, schließt auf; im Schimmer des Lichtes glänzen vor Armand's Augen — helle Knöpfe, Epaulettes, blitzt ein Degen.

„Oh — mon dieu! mon Dieu!“

„Deserteur! Arrestant!“

Da folgt das verrathene Opferlamm geknickt zur Schlachtbank.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geister-Beschwörer in Berlin*).

(Wirkliche Begebenheit aus den dreißiger Jahren).

Die Religion der alten Aegyptier, d. h. die göttliche Verehrung alles Geheimnißvollen, zieht sich noch immer mächtig durch das Jahrhundert der Eisenbahnen, elektrischen Telegraphen und Gaslaternen hin. In allen Ständen liebt man noch Geheimräthe, geheime Künste des Wahrsagens, Tischklopfens und Geisterbeschwörens. In einer so nüchternen Zeit als der unsrigen hat das Mythische sogar Aussicht auf besonders gute Geschäfte. Der Mensch liebt es, sich zuweilen einmal zu „graueln“, wie er gern einmal Einen über den Durst trinkt, zumal wenn Wasser und Bier und Gesellschaft und Geschäfte schal sind.

So nur erklärte ich mir die glänzenden Equipagen, welche so oft in der Linienstraße zu Berlin vor der Wohnung des ehemaligen Schneiders Sohn, dem Wahrsager, und früher vor dem alten Hause in der Markgrafenstraße hielten, wo berühmte Geisterbeschwörer ihr wunderbares Wesen trieben. Das Haus war gut gewählt: die Sage hatte es geweiht und mit einer mystischen Atmosphäre umgeben. Verschiedene Geschäfte und Juden waren darin, der Sage nach, seit Jahrhunderten immer unglücklich gewesen, zuletzt ein böhmischer Glasfabrikant, welcher mit einem Geheimniß Spiegelgläser machte, wie Niemand in der Welt. Er machte die glänzendsten Geschäfte, hing sich aber doch eines Nachts mit seinem Geheimnisse auf und brachte das Haus so in Verruf, daß es dreizehn Jahre lang leer stand, bis es zwei geheimnißvolle alte Jungfern, die Niemand kannte, mietheten und schon allein dadurch in dem Heiligenscheine des Grauelmachenden erschienen.

Oft hieß es bei dem Weißbiere und einem kleinen Kümmel, daß sie mit dem russischen Gesandten in Verbindung ständen und mit völlig unbekannten Tropfen allerlei Krankheiten heilen könnten. Endlich wollte man wissen, daß sie Todte auferwecken und leibhaftig

*) Aus der „Gartenlaube“.

zitiren könnten, so daß sie gefragt, mit hohler Stimme Antwort gäben.

Bald war in allen Kreisen von den Geisterbeschwörern die Rede, und als es hieß, ein zitirter Verstorbener habe einem lebendigen Verwandten durch die Enthüllung, daß ihm die letzten 10,000 Thaler mit falschen Karten abgewonnen worden seyen, die nun ihm, dem Ueberlebenden, gehörten und beim Schuldiger in Breslau abgeholt werden könnten, wirklich zu diesen 10,000 Thalern verholfen, schwammen die beiden Geisterklopferinnen überall ganz oben in den Stadtgesprächen.

Alle Tage vermehrte sich die Liste ihrer Wunder. Ein Tischler sollte sogar durch diese „Medea" von seinem verstorbenen Großvater das geheime Rezept zu einer vorzüglichen Politur erfahren haben. Daß einige subalterne Postbeamte mit den geheimnißvollen Damen in Verbindung stehen sollten, von denen einer 5000 Thlr. von einem zitirten Verstorbenen ausgezahlt bekommen habe, erhöhte noch den Reiz der Absurdität. Des heiligen Augustinus Glaubenssatz: „Credo, quia absurdum" (ich glaube, weil es Unsinn ist) ist gar nicht so absurd, als er scheint.

Während die beiden Damen in der Blüthe ihres Ruhmes standen und einige Geistliche Sonntags nicht undeutlich auf dies verdammte Satanswerk anspielten, wurden wir, d. h. ich und ein sehr liebenswürdiger und reicher anderer Student von hoher Familie mit noch einem andern Studenten aus russisch Polen bekannt, der Petermann hieß und die Damen und ihre alte, wieder aufgefundene Kunst hartnäckig gegen uns Spötter vertheidigte und in seiner Weise den ganzen Prozeß des Geisterbeschwörens auch zu erklären verstand. Er sagte: es gibt eine geheimnißvolle Flüssigkeit über dem Magnetismus und der Elektrizität, in der die Geister leben. Nun haben die Damen eine andere Flüssigkeit entdeckt, welche auf diese, worin die Geister leben, so wirkt, daß sie sich zusammenzieht und die Geister mit. Wer dann gerufen wird, zieht sich rasch aus den verschiedenen Luftarten, aus denen alle körperlichen Gegenstände chemisch zusammengesetzt sind, vermittelst seiner befreiten höhern Macht rasch einen Körper und die nöthige Kleidung dazu zusammen und — erscheint. Es machte uns unendlich viel Spaß, mit dem höhern Geisterkleidermacher zu disputiren. So wurden wir immer bekannter und ließen uns endlich bereden, uns durch eine Frage an das Schicksal frei zu machen.

Heinrich, mein liebenswürdiger, reicher Freund, hatte einen Bruder als Lieutenant in Breslau, von dem Petermann und die Damen nichts wissen konnten, von dem aber wir durch einen Brief erfahren, daß er sehr fidel und wohlauf sey und mit Glück spiele. Heinrich überredete mich, den Damen und den Gläubigen und besonders den höheren polnischen Flüssigkeiten Petermanns einen Possen zu spielen. Wir verkleideten uns und gingen Abends 8 Uhr stracks auf das „verwunschene" Haus, wo die Verstorbenen alle erscheinen mußten, wie gut dressirte Hunde, denen man pfeift, mit dem Plane los, den „längstverstorbenen" Bruder Heinrichs, den lustigen Hazardspieler und Lieutenant in Breslau, aus dem Grabe rufen zu lassen, während er beim Spieltische und Champagner sich göttlich des Lebens freuen mochte in ächt lieutenantischer Weise.

Ein grauhaariges, graulichés, grauenhaftes weibliches Wesen, einem vollkommenen Viereck nicht unähnlich, öffnete uns halb die Thür zum Geisterhause. Sie musterte uns sehr scharf, führte uns dann durch einen dunkeln Korridor in ein hinteres Zimmer mit drei Thüren und sehr geisterhaft aussehenden Meubles. Nur die Lampe schien dem gegenwärtigen erleuchteten Jahrhundert anzugehören und konnte sogar von dem Erfinder der höhern Lampenputze, Herrn Löff, seyn.

Die beiden Geisterbeschwörerinnen ließen nicht lange warten und traten mit feierlicher Höflichkeit ein. Die eine schien ein deutsches, die andere ein slavisches Gesicht zu haben, aber Beide sahen sehr komplizirt und schlau aus hinter ihrer Feierlichkeitsmaske.

Heinrich erzählte seine Geschichte mit einem so täuschenden Ausdruck von Schmerz und Trauer, als wär' er einer der vollendetsten Tragödienspieler. Als er geendet, fragte die slavische Dame sehr scharf: „Sind Sie auch ganz sicher, daß Ihr Bruder todt ist, ganz überhaupt?"

„Ganz, ganz sicher," antwortete Heinrich mit einem tiefen Seufzer, bei dem er sich bald verrathen hätte, so schwer konnte er das Lachen bergen. Und mit hohler, feierlicher Stimme fragte sie jetzt, jedes Wort einzeln betonend: „Fühlen — Sie — Muth — genug —, junger — Mann —, einem — dahingeschiedenen — Geiste — zu — begegnen —, ihm — in — das — Auge — zu — sehen —, zu — ihm — zu — sprechen — und — seine — Antwort — zu — vernehmen?"

„Bin's," antwortete Heinrich wie ein Jaromir im letzten „Bins."

„So will ich ihn rufen," antwortete sie, feierlich, kalt, eintönig; „mein Planet hat heute Macht. Doch vernehmen Sie vorher meine Warnung. Was Sie auch hören und sehen, schweigen Sie zu Allem, und beschränken Sie sich lediglich auf die Worte, die Sie an den Dahingeschiedenen richten wollen; Sie können nicht wissen, und wir ebensowenig, welche ungehörige Laute das feine Gewebe der Gesetze, welche hier durch eine alte, durch Fasten und Beten wieder aufgefundene Wissenschaft aufgerufen werden, etwa stören könnten. Folgen Sie mir!"

Wir folgten mit der Miene furchtsamer Handwerksburschen, deren Kleidung wir angezogen. Die andere Dame zog ein seltsames Buch aus der Tasche und setzte sich zu der Lampe. „Ich lese während jeder solchen Thätigkeit meiner Freundin Gebete," sagte sie und blieb zurück.

Die Thüre schloß sich wie von selbst hinter uns, was jedenfalls mit zum „Geschäft" gehörte, und wir befanden uns in einem bloß mondscheinerleuchteten Raume. Vor uns sahen wir eine Art von Theater mit einer Todtenurne vornen und einer großen Vase.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Mittwoch den 12. Okt.:

Nach einer sehr befriedigenden Wiederholung von Mozarts „Don Juan" — bei der wir nur zu bedauern hatten, daß der

Hr. Musikdirektor zweimal, vor dem Terzette Nr. 3 und vor dem Duette auf dem Kirchhofe, zu früh begann, ehe das Stichwort gefallen — wurde uns desselben unsterblichen Tondichters „Hochzeit des Figaro" und zwar in so abgerundeter, vollendeter Ausführung vorgeführt, daß wir fest überzeugt sind, auf den weit größeren Theatern, als das unsrige, diese Oper nicht besser durchgeführt hören zu können. Nicht nur alle Arien, Duetten ꝛc., auch alle größeren Nummern wurden von allen Darstellern mit einer Sicherheit und Leichtigkeit gegeben, welche unsre innigste Anerkennung verdient. Frau Dreßler-Pollert (Gräfin), Frl Jenny Bauer (Susanna), Hr. Pichler (Graf), Herr Schiffbenker (Figaro) rangen um den Kranz in Spiel und Gesang, Frau Kißner spielte den Cherubin ausgezeichnet gut und sang mit Innigkeit und Ausdauer, leider mit etwas bedeckter Stimme, Hr. Wiebrler (Basilio), Hr. Retz (Bartholo), Hr. und Frau Mayerer (Antonio und Marzelline), ja auch Hr. Döring in der kleinen Rolle des Richters Gänsekopf und Frl. Bartholemi (als Bärbchen) — die nur beim Nadelsuchen etwas aus dem Takte kam — alle waren in ihren Partien zu Hause, sangen gut und charakterisirten ihre Rollen so frisch und pikant als möglich, daher war es denn auch eine wahre Freude, zuzusehen und zu hören. Auch das Orchester verdient alles Lob.

In solcher Weise besetzt und ausgeführt, dürften uns noch manche Schöpfungen älterer Meister, die bisher den ephemeren italienischen Opern weichen mußten, ächten Kunstgenuß bereiten, und wir könnten dann nicht nur auf die Talente und Leistungen unserer Oper, sondern auch noch auf deren Repertoire stolz seyn. M . . .

Sonntag den 16. Okt.: „Robert der Teufel."

Diese Wiederholung war eine weit bessere Aufführung, als die frühere derselben Oper, ja wir können sagen, daß sie für die Mittel eines Provinztheaters sehr gelungen war. Die bei der ersten Vorstellung bemerkten Mißgriffe waren heute sorgfältig vermieden! das Arrangement des Tanzes im 3. Akte sehr hübsch, so daß, wenn wir den Chören, besonders im 1. Akte, etwas mehr Kraft hätten verschaffen können, die Oper ganz vortrefflich gewesen wäre. Hrn. Hintz möchten wir noch aufmerksam machen, daß der Sänger auch sein Organ und seinen Vortrag mit der darzustellenden Person in Einklang zu bringen bemüht seyn muß, daß er daher sein kleines Solo als Waffenherold, dessen Worte sich auf Kampf und Ehre beziehen, nicht in derselben schmachtenden Weise vortragen dürfe, als ob es ein Liebeslied gelte. Da ist schärfere Accentuation, nicht weichliches Ineinanderziehen der Töne am Platze. M . . .

Miscellen.

* Weber's Volkskalender für das Jahr 1854 (Verlag von F. J. Weber in Leipzig). Der Herausgeber dieses Kalenders hat auch bei dem neuesten Jahrgang das Ziel, denselben zu einem Buch des Volks im wahren und guten Sinn des Wortes zu machen, fest im Auge behalten und die Aufgabe, die Unterhaltung mit der Belehrung zu verbinden, glücklich gelöst. Dem Jahreskalender, welcher außer dem katholischen und protestantischen noch den jüdischen, russisch-griechischen und türkischen Kalender enthält, ist ein Geschichtskalender angereiht, der uns von den bedeutenden Ereignissen des verflossenen Jahres jene, welche zugleich den Geist der Zeit scharf bezeichnen, in anziehender Darstellung vorführt, ferner die Biographien verschiedener ausgezeichneter Personen der Gegenwart, wie des Frhrn v. Prokesch-Osten, des Präsidenten Pierce, der Frau Beecher Stowe u. s. w. Hieran reihen sich unter den Rubriken „Länder- und Völkerkunde", „naturhistorische Belehrungen" und „gemeinnützige Belehrungen aus dem Gebiete der Kunst und Gewerbe" gemeinfaßliche Beschreibungen verschiedener in neuer Zeit gemachter Entdeckungen und Erfindungen, welche geeignet sind, über den gegenwärtigen Standpunkt menschlichen Wissens und Strebens in den genannten Gebieten aufzuklären. Im Unterhaltungskalender finden wir mehrere gut gewählte Erzählungen und Gedichte, im Handel- und Hülfskalender endlich noch allerhand gemeinnützige Notizen, als z. B. ein Verzeichniß der Messen, Roß- und Wollenmärkte, über die bürgerliche Kochkunst u. s. w. Den Schluß bildet ein literarischer Anzeiger.

*

Die Meerfräulein fand man bisher mehr in der Mähre als in dem Meere; jetzt haben jedoch die „Hamburger Nachrichten" ein Meereweib in Wirklichkeit entdeckt Sie sagen: „An den Schaufenstern der rühmlichst bekannten Naturalien-Handlung der Madame Therese Lührs, geb. Jamrach, am Spilbudenplatz in St. Pauli in Hamburg, schauen wir dieses Naturwunder seit wenigen Tagen in ausgestopfter Form und von etwa 3 Fuß Länge. Ein menschenähnlicher Kopf mit langem, schwarzem Haar, Arme mit Händen, die Brust — Alles von menschlicher Gestalt, während der Hintertheil des Körpers ganz fischartig und mit Buch-, Rücken- und Schwanzflossen versehen ist. Ueber die Herkunft dieses räthselhaften Wesens erfahren wir nur, daß es von Hrn. Jamrach aus England unter dem Namen „„Meerweib aus Java"" hergesandt ist Ein Gebilde der Täuschung ist es also nicht mehr, dieses Meerweib; wir müssen es aber Naturforschern überlassen, zu untersuchen, ob das bezeichnete Exemplar ein Geschöpf der Natur, oder ein Produkt englischer oder amerikanischer Kunst ist, worüber wir selbstverständlich der hiesigen Naturalien-Handlung die Verantwortlichkeit nicht aufbürden können."

*

* Paris. Alexander Dumas hat auf die Nachricht, daß sein Stück von der Zensur verboten wurde, an den Direktor des Theatre français geschrieben, daß er ihm bis zum künftigen Montag, also in sechs Tagen ein neues Stück liefern werde, welches den Titel: „Die Jugend des Ludwig XV.", führen soll, und keine Reminiszenz aus dem verbotenen Stück enthalten wird. Die Direktion des Theatre français hat das Anerbieten angenommen und erwartet die Lösung dieser Herkules-Aufgabe, die nur ein Alexander Dumas unternehmen kann.

*

Die Erfahrung, daß Kupfer-Arbeiter von der Cholera befreit blieben, wird jetzt auch aus Stockholm und St. Petersburg bestätigt und hinzugefügt, daß die als Präservative auf der Brust getragenen Kupferplatten sich bewährt haben.

*

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 85. Sonntag, den 23. Oktober 1853.

Der Pechmüller.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es ist Mittag vorüber. — Unruhe treibt den Reisenden umher — er durchirrt die Höhen — er sucht den auf, dessen Namensaufruf heute keine Antwort erfolgte. In das Thal hinab darf er sich nicht wagen, darf nicht durch Fragen Verdacht erregen.

Der Bataillonsstab mit den beiden ersten Kompagnien ist von Sonneberg und Judenbach in Gräfenthal eingetroffen, nach frühem Aufbruch.

Die Gegend um die Mühle belebt sich kriegerisch, die Kompagnien rücken aus, sie schließen auf der Mühlwiese ein Viereck. Mitten auf dem Wiesenplan sammeln sich um den Kommandeur des Bataillons der Stabsauditor, zwei Hauptleute, zwei Ober-, zwei Unterlieutenants, zwei Unteroffiziere und noch ein Auditor. Zwei Trommeln auf einander gestellt, bilden den Tisch.

Man hält über den Deserteur das conseil de guerre prevôtale — man liest im livret (Abrechnungsbuch) des Arretirten, daß er bereits einmal, noch in Frankreich, einen Fluchtversuch gewagt und begnadigt worden sey — schon dies ist — ein Todesurtheil. Der Angeschuldigte wird vorgeführt — er bekennt, daß er seinen Wirth gebeten, ihn zu verstecken und dann zur Flucht zu verhelfen, — er wird wieder zur Seite geführt, nachdem noch in seiner Gegenwart die Richter ihren Richtereid geleistet. Der Stabsauditor gibt sein Gutachten ab — die Richter treten zusammen, berathen sich, geben ihre Stimmen — der Auditor faßt das Urtheil — die Stimmen alle lauten überein — da leuchtet kein Stern der Gnade: der Vorstand unterzeichnet das Urtheil, zwei Hauptleute bringen es dem Kommandirenden. Dessen Blick ist ernst und finster — er unterzeichnet das Papier, er gibt es den Offizieren zurück — diese bringen es raschen Schrittes dem Vorstand. Das Gericht tritt wieder zusammen — bange Todesstille lagert sich über die ganze Versammlung, die Kompagnien stehen lautlos, die Herzen pochen — stärker als vor einer Schlacht — es ist etwas Fürchterliches um das Standrecht. Wieder wird der Deserteur vorgeführt, ihm das Urtheil vom Stabsauditor vorgelesen.

„Armand du Lenoir aus Mareuil, Departement Marne, Soldat der 4 Kompagnie des 4. Bataillons vom 3. Regiment der Reserve-Infanterie, angeklagt und geständig, in der Absicht, sich dem Kriegsdienst zu entziehen, und zwar im Wiederholungsfall, einzeln, nicht im Komplot, im Dienst für sich, nicht als Stellvertreter, mit Vertragung seiner Montirungsstücke und seiner Armirung, auf dem Marsche gegen den Feind — der Desertion in das Ausland. Wird nach dem Gesetz zu Tode durch Pulver und Blei verurtheilt, von Rechtswegen!“

Des Jünglings Kniee brachen, fast brachen auch seine Augen. Ueber seinem Haupte bricht der Stabsauditor ein Stäbchen, das Viereck öffnet sich. Ein Feldpriester tritt zu Armand du Lenoir, seine Beichte zu hören — er hält ihm ein Kruzifix zum Küssen hin, er absolvirt und segnet ihn — dann führt ihn der Profoß an eine andere Stelle, entkleidet ihn der Obergewänder, verbindet ihm die Augen. — Acht Mann treten vor, laden scharf, das Kommandowort schallt, die Schüsse knallen — Armand ist todt.

Droben vom Berg gellt ein Jammergeschrei — das Echo seines Todesschrei's — oder war's eine andere Stimme

Ach, es war des Vaters Stimme. Heulend und wimmernd rauft sich droben unter den Föhren der Vater des Gerichteten das Haar, wirft sich zu Boden und wühlt in Verzweiflung Moos und Erde vom Boden aus.

Die alte Müllerin liegt in Ohnmacht — die Wöchnerin kreischt im Fieber auf, als sie den Knall hört, und den dumpfen Trommelwirbel, der ihm folgt, und darauf entsetzliches Geschrei ihres Schwiegervaters, denn dem Pechmüller läßt der Kommandirende 25 Hiebe aufzählen für seinen Vorwitz, einem Deserteur zur Flucht behülflich seyn zu wollen, und läßt ihm sagen durch einen Soldaten, der etwas deutsch kann, er möge Gott danken, so gnädig bestraft zu werden, denn wenn der Kommandirende gewollt, so habe er ihn gleich mit erschießen lassen können, das Recht habe er dazu.

Die Kompagnien ziehen ab, die Kameraden graben mit des Müllers Spaten dem Erschossenen auf der Stelle, wo er fiel, ein Grab, und senken ihn hinein, in ein Leintuch gehüllt, das die Müllerin hergibt, die untröstlich ist, der der Schmerz das Herz fast bricht über den Tod des armen jungen Menschen.

Bald ist's still — recht still, schaurig still. Am Abend ist eine Leiche in der Mühle, die Wöchnerin hat von der schreckenvollen Gemüthsbewegung das Kindbetterinnenfieber bekommen, und ist schnell daran gestorben.

Und wie die Mühle in den Schleiern der Nacht liegt, und das einsame Grab auf der Wiese so dunkel

da liegt mitten im noch frischen Grün — da knieet ein Mann darauf, und erfaßt eine Handvoll dieser Erde, sie mit zu nehmen nach seiner Heimath, und das ist Alles, was er nebst seinem unsäglichen Schmerz mitbringt von seinem geliebten Sohne der treuen Hausfrau, der hoffenden Mutter.

Und dann erhebt er sich, und streckt die Hand gegen die Mühle aus, und murmelt Verwünschungen.

Und wandelt berghinein, gesenkten Hauptes, durch den Hohlweg unter'm Wespenstein hinauf, und irrt ab vom Wege und schreitet vor auf einen Gipfel, wo er den Schauplatz seiner Qual, und das Bergstädtchen übersieht, und sein Herz ist von Schmerz erfüllt, seine Brust ist voll grimmer Pein.

Und er gedenkt der Hoffnungen, mit denen er heute früh nach diesem Ort von Reichmannsdorf herüber gewandelt. Von Reichmannsdorf! Das durch den Fluch einer Mutter verarmte, der sie den Sohn gemordet.

Und hier steht ein Vater, dem sie den Sohn ermordet.

Und der Fremdling verflucht die Mühle, die ganze Stadt, das ganze Kriegsheer.

„Seyd verflucht auf Kind und Kindeskinder, ihr Mörder allzumal! bringe euch der Rächer im Himmel das tödtliche Verderben früh oder spät! — Ha! Heute zähle ich 40 Jahre, heute vor 21 Jahren wurde mein Armand mir geboren — in seinen Armen wollte ich unsere Geburtstage freudevoll begehen! Und nun so! — nun so! Hier stehe ich und muß verzweifeln, und muß fluchen, statt zu segnen und zu beten, denn ich kehre zurück ohne Sohn — ohne Sohn!"

Als die Wöchnerin beerdigt war, widmete mit stiller Trauer die Müllerin sich der Pflege ihres verwaisten Enkels. Sie ließ auf jener Grabesstelle den schwarzen Schieferblock wälzen, der noch immer darauf liegt, nackt und düster, denn auf ihm haftet kein Moos, in seine glatten Flächen weht die Berglust nicht das kleinste Samenstäubchen, nie entsproßt ihm auch nur ein grünes Hälmchen.

Nach jener Zeit sah man den Pechmüller oft verstört, still und in sich gekehrt über Land gehen. Er besuchte die Nachbarorte und kaufte bald bei diesem, bald bei jenem Krämer kleinen Hausbedarf, zahlte mit Napoleonsd'or, und ließ sich Silber herausgeben. Nie gab er mehr als ein Stück aus, und nie mehr als eins an einem Ort — so nahm kein Kaufmann wahr, daß der Pechmüller solcher Goldstücke viele hatte.

Der Sohn war nach dem Unglück, das ihn selbst betroffen, noch wortkarger, noch verschlossener geworden — und vernahm es gern, als sein Vater ihm sagte, es werde besser seyn, wenn sie sich trennten. Zwei Hausherren taugten so wenig in eine Mühle, wie zwei gleich harte Mühlsteine in's Werk. Er wolle ihm das angelegte Geld der verstorbenen Frau heimzahlen, ein Freund habe es ihm, dem Müller, geliehen, und er wolle das Geschäft wieder allein betreiben, er sey noch nicht alt genug, um die Hände in den Schoß zu legen.

Der Sohn sprach: „Mir ist's recht, Vater, da gehn wir im Guten auseinander. Es hat mir seit meiner Frauen selig Tod ohnedem noch keine Stunde in der Mühle gefallen. Zählt das Geld immer auf, ich nehm's, quittir' Euch, und gehe heute noch. Aber daß kein französisches Geld darunter ist, das nehm' ich nicht, das kann ich nicht ersehen!"

Den Pechmüller entsetzte dieser Nachsatz der Sohnesrede, das Herz erschrack ihm — ahnete jener, oder ließ ihn nur der Schmerz und der Haß gegen die Ursacher des Todes der Frau also sprechen? Wenn er ahnete, wenn das ein Stich war!

Einen schrecklichen Blick warf der Vater auf den Sohn, er wollte auffahren, wollte fragen: wie war das gemeint? aber es graute ihm vor näherer Erörterung; er ging stumm hinweg, und holte das Geld.

Der Sohn ging in die Stadt, und fing ein anderes Gewerbe an; bald heirathete er wieder, des Geschäftes wegen, und nahm sein Kind zu sich.

Nun hauste der Pechmüller allein, aber — nicht glücklich — der Fluch drückte ihn — des Gewissens schwere Belastung.

Der Pechmüller verarmte, seine Frau nahm der Himmel bald zu sich — er selbst starb als halbwahnwitziger Bettler.

Die Mühle ging in andere Hände über, ja, sie ging von einer Hand in die andere, und keine Hand hatte Segen in ihr; nicht Segen, nicht Gedeihen haftete mehr am Mühlhaus — der Fluch des Vaters hatte den Segen auf immer davon hinweg genommen.

Des Müllerssohnes Leben blieb düster und freudenlos bis zu seinem Tode. Sein Erstgeborener erwuchs zu einem bösen Menschen, je älter er wurde, um so lasterhafter ward sein Leben. Trunksucht zerrüttete ihm frühzeitig Gesundheit und Hauswesen. So kam der Schluß seines vierzigsten Lebensjahres heran, mit ihm die amtliche Auspfändung. Er sollte am Tage nach seinem Geburtstage als Bettler von Haus und Hof gehen — am nächsten Tage. Diesen nächsten Tag gedachte er nicht zu überleben — aber Rache kochte in ihm, entsetzliche Rache gegen Alle, die nach seiner Meinung ihn verfolgten, denn der verstockte Bösewicht schiebt immer gern das Unglücksloos, das ihn verdientermaßen trifft, auf Andere; Andere haßt und verwünscht er, statt sich selbst zu hassen und zu verwünschen.

Rache gegen die ganze Vaterstadt!

Nichts war mehr sein, nichts von seinem Vater- und Muttererbe, das Gericht nahm ihm alles — nur blieb ihm ein kleiner Dolch.

Nach Mitternacht heulte die Sturmglocke über Gräfenthal — und durch die Straßen zeterte der Feuerruf. Jenes Mannes Haus stand in lichten Flammen, bald brannte Haus an Haus, mit wüthender Schnelle. Der Sturmwind trieb die Flammen von Straße zu Straße. Ehe Hülfe kam, war schon zu sehr des Elementes furchtbare Wuth gewachsen.

Es war der 30. September 1852; es war der Tag, an welchem vor vierzig Jahren der vierzigjährige Mann in gränzenlosem Vaterschmerz seine Flüche über den Ort donnerte, und den Müller, der seines Sohnes Verräther geworden um das Blutgeld — verfluchte auf Kind und Kindeskind.

Im Nebelgrauen, halb verfallen, verwahrloset, von den hochaufgeschossenen Bäumen dicht umgrünt, wie eine Grabstätte, lag die Mühle da.

Schwarz, von Nachtthau glänzend, auf der Wiese der Schieferblock.

Mehr als drei Fünftel der armen Stadt waren ein Aschenhaufen.

Als das Feuer endlich mit unsäglicher Mühe bewältigt war, als man den Brandschutt hinwegräumte, fand man den verkohlten Leichnam des Brandstifters — zwischen seinen Rippen — den Dolch des Franzosen.

Die Geister-Beschwörer in Berlin.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Dame ergriff letztere, goß eine Flüssigkeit in die Todtenurne, aus der sogleich mit seltsamem Tone eine stark riechende blaue Flamme, die bei mysteriösen Gelegenheiten nie fehlen darf, prasselnd aufloderte und das Theater erleuchtete. Es schien eine unendliche Perspektive zu haben, wenigstens verlor sich das Auge in ein ganz unbegränztes Dunkel. Wir hatten Beide ziemlich viel Chemie getrieben und glaubten die Gerüche aller möglichen chemischen Prozesse zu kennen. Dieser hier, der zum „Zusammenziehen" der Geister gehörte, war uns absolut fremd.

Jetzt breitete die dunkle Dame ihre Hände gegen die blaue Flamme aus und forderte den Geist in einer uns ganz unbekannten Sprache auf (wenigstens dachten wir so), zu erscheinen. Sie wiederholte die Worte dreimal, beugte sich dreimal und sank dann auf die Knie. Sofort hörten wir ein dunkles, unterirdisches Stöhnen und sahen auf einer dunkeln Fläche Lichter und Schatten spielen, die sich wie auf einen Blitz in die deutlichste, lebensgroße Gestalt von Heinrichs Bruder verwandelten. Die Aehnlichkeit war sprechend und erschreckte uns bis in das Innerste mitten in unserem Unglauben. Er trug die Uniform seines Regiments, an der man jeden Knopf zählen konnte.

Heinrich zitterte. Die Dame rief in scharfem Tone: „Sprich zu deinem Bruder in dem Namen des alten Glaubens!"

Er versuchte zu sprechen, aber er, der Ungläubigste, der sich bloß einen Spaß hatte machen wollen, war jetzt von der Gewalt der Gegenwart des Mystischen, Unerklärlichen so erschüttert, daß er kein Wort herausbrachte.

Der Geist in preußischer Offizieruniform bewegte sich etwas und rief dann mit einer dünnen, hohlen Stimme, wie aus einer tiefen Höhle, ohne die Lippen zu bewegen: „Warum beunruhigst du den Todten? Ist dir noch nicht bekannt, daß ich vor drei Tagen im Zweikampf mit dem Kapitän M. blieb, nachdem ich ihm seinen letzten Thaler abgewonnen und er mich beleidigte? Geh' und führe ein besseres Leben als ich." Geist und Flamme verschwanden und der Mond schien wieder herein, als sey er bei der Sache stark betheiligt gewesen.

Schweigend öffnete die Dame das Zimmer, schweigend gingen wir hinaus, nur von dem viereckigen Frauenzimmer auf der Flur aufgehalten, welches die Herren in der Regel immer nachher bezahlten. Heinrich gab ihr schweigend die 10 Thaler, die der Sage nach das übliche Honorar waren, und ging draußen schweigend neben mir hin. „Wo ist nun dein Spaß?" sagte ich. „Wie kannst du dich von einem solchen offenbaren, wenn auch gelungenen Schwindel nur einen Augenblick bethören lassen?"

„Wir hatten nicht beachtet," antwortete Heinrich, „daß mein Bruder in mehreren Briefen erwähnte, wie gespannt er mit dem Kapitän lebe und daß er sich noch mit ihm zu schießen hoffe, da er beim Spiele in der Regel sehr anzüglich werde und Offiziersehre keinen Hauch vertragen dürfe. Wir wollen sehen. Ich fürchte, die Geisterwelt ist nicht verschlossen."

All mein Lachen, Spotten und Trösten half nichts. Er nahm von mir schwermüthig Abschied.

Am nächsten Morgen ward ich vom Stiefelwichser Heinrichs auf meinem Wege in das Kolleg beinahe umgerannt, so athemlos stürzte er mit einem offenen Briefe auf mich zu.

Da! Richtig! Die offizielle Nachricht, daß Heinrichs Bruder im Duell geblieben.

Jetzt war's auch mit meinem Rationalismus aus, noch mehr, als ich Heinrich im wahnsinnigsten Fieber traf und phantasiren hörte. Das machte Aufsehen, und zwar so viel, daß die beiden Damen (man sagt, auf Geheiß der Polizei) es für's Beste hielten, spurlos verschwunden zu seyn.

Unter seiner Mutter Pflege erholte sich Heinrich wieder so weit, daß er mit ihr eine Reise durch die Schweiz, Italien und Frankreich machen konnte. Auch ich wurde Reisender und zwar als eine Art Hauslehrer, Dolmetscher und Gesellschafter einer Familie, die sehr bedeutend an Reichthum, Trägheit und Hypochondrie erkrankt war.

Wir reisten durch halb Europa und ich entdeckte in den meisten großen Städten Spuren von der Wirksamkeit der beiden Geisterbeschwörerinnen. In Rom hatten sie Wunder gethan, in Paris gewahrsagt, in Wien Liebes-Elixire und Mittel gegen Gicht, Rheumatismus, kurzes Gedächtniß und chronische Schwerbegreiflichkeit verkauft. In Petersburg waren sie jedoch gänzlich verschwunden.

Von Heinrich hörte ich nur, daß er nach Vollendung seiner Reise angefangen hatte, Astrologie, Nekromantie und allerhand schwarze Künste zu studiren. Für alte, zerfressene Bücher hatte er fast sein ganzes Vermögen hingegeben.

Etwa fünfzehn Jahre später traf ich ihn wieder in Berlin, ohne ihn sogleich zu kennen. Er sah aus wie ein alter, halbverhungerter, vergessener Privatdozent. Wir berührten unser Abenteuer nicht und er vermied mich sichtlich.

Ich pflegte meine Zigarren in einem kleinen Laden, in den ich zufällig einmal gekommen war, immer wieder zu kaufen, denn die alte dicke graue Hexe darin schien mir die genaueste Aehnlichkeit mit der zu haben, die uns das Thor zu unserm Abenteuer geöffnet hatte. Sie bestritt zwar Alles, so viel ich ihr auch bot, denn ich war überzeugt, sie könne mir endlich einen rationellen Schlüssel zu dem Abenteuer verschaffen. Was Geld nicht vermochte, gelang mir durch Erschütterung ihres Gewissens, als ich sie eines Abends spät ziemlich krank fand. Und so bekannte sie denn endlich, um ihre Seele zu reinigen, daß sie durch eine lange Röhre die Worte des Geistes gesprochen und dieser durch Vergrößerung eines Miniaturbildes, das Petermann meinem Freunde Heinrich vom Zimmer gestohlen, entstanden sey (in der Weise der Nebelbilder), das war auch richtig. Heinrich hatte das Miniaturporträt seines

Bruders vermißt als er wieder von seinem Fieber zur Besinnung gekommen. Petermann war einer der Helfershelfer gewesen. Durch einen Polizeibeamten, der mich ärztlich zu Rathe zog, erfuhr ich später, daß die beiden Betrügerinnen hätten arretirt werden sollen, aber durch ihre Spione davon bei Zeiten benachrichtigt, sich vorher aus dem Staube gemacht und ihre Maschinerie im Stiche gelassen: Copiermaschinen, große Massen von kopirten Briefen, eine Sammlung von Petschaften und Apparaten zum Abdrücken von Siegeln, kurz ein sehr vollständiges „schwarzes Kabinet.“ Daß mit ihnen fast gleichzeitig ein subalterner Postbeamter das Weite gesucht, brachte jene Nacht voll blauer Flammen und Wolfsschluchtmondschein vollständig an das Licht und zum Verstande.

Mit diesen Mitteln kurirte ich Heinrich vollständig. Er gab seine Versuche, den Schlüssel zum Göthe'schen „Hereneinmaleins“ zu finden und auch seine astrologischenekromantische Bibliothek auf und setzt jetzt in seinen alten Tagen den Kleinkrämergeistern, die wie Holzwürmer in Tischen ihr Wesen treiben und ihn von allen Seiten auffordern, mit Hand aufzulegen, eine stoische Verachtung entgegen.

Er hat den zitirten Geist leibhaftig gesehen und sprechen hören, und wurde doch mitten in der Blüthe seiner naturwissenschaftlichen Gelehrsamkeit auf das Schändlichste betrogen (d. h. er betrog sich) und sollte jetzt der feigen Stümperei mit Meubelziehen, unbeholfenem Buchstabiren und holzwurmartigen Ticken und Tücken die geringste Beachtung schenken? Diesem geistlosen, nüchternen Schwindel aus Amerika ohne Spur von blauen Flammen und von dem ganzen höheren, wirklich durchdachten Gepräge der geheimnißvollen Damen aus Petersburg?

Wir Beide blicken mit einer Art von Stolz auf die moderne Geisterwirthschaft herab, einer Art von Schafskopfspiel; wir ließen uns doch wenigstens auf eine geistreiche Weise betrügen. Der niedrigste Taschenspieler in Dorfschenken (Erwachsene 1 Sgr., Kinder die Hälfte oder eine halbe Metze Kartoffeln) leistet mehr, als der höchste Tischklopfer in seinen glücklichsten Stunden.

Miscellen.

(Die Zahnbürste.) Ein Engländer erhielt eines Tages auf einem überfüllten amerikanischen Dampfboote seine Lagerstätte in einer und derselben Kajütte mit einem eben nicht angenehmen Yankee. Am nächsten Morgen verließ Letzterer zuerst seine Hängematte und da er auf dem gemeinschaftlichen Waschtische die Zahnbürste nebst Zahnpulver seines Kajüttengenossen liegen sah, so fiel er ohne Weiteres darüber her und machte davon in aller Gemächlichkeit Gebrauch. Sir A..... sah die ganze Prozedur mit an und ärgerte sich gewaltig über die Unverschämtheit Bruder Jonathans, sagte indeß kein Wort, sondern stellte sich, als ob er schliefe, sann aber dabei einen Racheplan aus. Endlich, als der Yankee mit Waschen und Ankleiden fertig war, und sich gemüthlich auf dem einzigen in der Kajüte befindlichen Stuhle niedergelassen hatte, stand auch der Engländer auf, bot dem Amerikaner einen „guten Morgen,“ nahm dann ein mit Wasser gefülltes Waschbecken und begann seine Füße darin zu baden, dann ergriff er die Zahnbürste und bürstete dieselben damit nach Herzenslust. Dem Yankee, der diese Fußwäsche mit Staunen verfolgte, wurde es etwas ungeheuerlich zu Muthe und zuletzt, um wo möglich Beruhigung zu erlangen, bemerkte er gegen den Engländer: „das ist der schmutzigste Gebrauch, den ich je von einer Zahnbürste machen sah; Sie haben sich jedenfalls vergriffen?“ — „Ganz und gar nicht,“ erwiderte der Gefragte; „ich sah eben erst, wie sie zu einer weit schmutzigern Verrichtung benutzt wurde; es ist meine gewöhnliche Fußbürste, womit ich mir tagtäglich Füße und Zehen reinige.“ Man kann sich den Schrecken des Yankees denken.

(Englische Bälle.) Auf den englischen Arbeiterbällen gelten die dazu geladenen Deutschen als Meister der Tanzkunst und sind jetzt die gewöhnlichen Zeremonien-Meister dieser Bälle, die man sich übrigens nicht ohne seidene und weiße Muslinkleider und goldenen Schmuck denken darf. Es ist wahr, die Engländer haben durchaus kein natürliches Talent, sich zu amüsiren und tanzen lernten sie bisher nie. Die männlichen Füße scheinen die Gelenke immer an ganz unmöglichen Stellen zu haben, und entwickeln etwas Zappelmannartiges. Die Füße der Damen sind durchweg zu groß und ohne Elastizität, ohne Schwung und Grazie, wie ihre ganze Haltung. Das ist auch der Grund, weßhalb eine unzählige Menge Töchter Frankreichs und Deutschlands ausschließlich vom — Tanzen auf englischen Bällen leben. Man kann hier, wo alle Nationalitäten der Erde vertreten sind, ziemlich umfangreiche Studien über die Individualitäten der Völker machen und im Kleinen sehen, warum im Großen dies und das geschehen müsse, und wie es gar nicht anders seyn und kommen könne.... Die Engländerin erscheint fast durchweg auf den ersten Anblick als die Schönste, aber ohne Reiz in ihren Bewegungen, ohne Individualität in dem Gesicht; die Französin dagegen, beinahe häßlich, aber unwiderstehlich im Plaudern und Tanzen; die Deutsche vereint die Vorzüge beider und ist unter Tausenden immer gleich zu erkennen an dem Ausdrucke bestimmter Individualität in ihrem Gesicht. Jede Deutsche sieht anders aus als jede andere, während namentlich Engländerinnen zu Dutzenden neben einander, als wären sie alle zusammen Zwillinge, erscheinen.

Der bekannte Komponist Felicien David ist in eigenthümlicher Weise glücklich gewesen. Er erbte von einem Verwandten unter verschiedenen alten Dingen auch ein altes schlecht aussehendes Violonzell, das er der Beachtung nicht würdigte, bis kürzlich der berühmteste Geigenfabrikant in Europa, Bianchi in Paris (ein direkter Nachkommen der Stradivari) zu ihm kam, das Instrument besah und nach kurzer Prüfung dasselbe für ein wahres Wunderwerk erklärte. Er nahm es mit sich, um es vollständig wieder herzustellen; jetzt wird es in der ganzen Pariser Musikwelt angestaunt, und Felicien David hat ein Gebot von 20,000 Franken für dieses Meisterwerk des Andrea Guarneri ausgeschlagen.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 86. Mittwoch, den 26. Oktober 1853.

Das fürchterliche Bett.

Kurz vor der Zeit, wo die Spielhäuser durch die französische Regierung aufgehoben wurden, hielt ich mich mit einem englischen Freunde in Paris auf. Wir waren beide damals junge Leute und lebten beide ein sehr zerstreutes Leben in der ausschweifendsten Stadt unserer Reise. Eines Abends schwärmten wir müssig um das Palais Royal herum und dachten darüber nach, was für ein Vergnügen wir uns nun zunächst machen wollten. Mein Freund schlug einen Besuch in Frascati vor, aber der Vorschlag war nicht nach meinem Geschmacke. Ich kannte Frascati, wie man zu sagen pflegt, auswendig, hatte dort eine Menge Fünffrankstücken bloß um des Spaßes willen gewonnen und verloren, bis es mir keinen Spaß mehr machte, und hatte alle die gräßliche Respektabilität einer solchen geselligen Anomalie, wie ein ehrbares Spielhaus ist, gänzlich satt.

„Um des Himmels willen", sagte ich zu meinem Freunde, „laß uns irgend wohin gehen, wo wir ein geringes, natürliches, gemeines, armseliges Spiel, mit keinem falschen Pfefferkuchen-Schaumgolde darüber sehen können. Laß uns von den modischen Frascati's hinweg irgend wohin gehen, wo sie nicht beim Einlasse daran denken, ob ein Mann einen zerrissenen Rock hat, oder gar keinen."

„Gut denn", sagte mein Freund, „da brauchen wir nicht aus dem Palais Royal zu gehen, um die Sorte von Gesellschaft zu finden, wie du sie zu wünschen scheinst Da ist so ein Platz gerade vor uns. So eine Kneipe in jeder Beziehung, wie sie dir nur dargeboten werden kann."

Eine Minute darauf standen wir an der Thür und traten in das Haus ein.

Als wir die Treppe hinaufgestiegen waren und Hüte und Stöcke bei dem Thürsteher gelassen hatten, ließ man uns in das hauptsächlichste Spielzimmer eintreten. So wenige aber auch der Menschen waren, die bei diesem unserm Eintritt auf uns blickten, so waren sie doch alle Muster, gräßliche Muster ihrer verschiedenen Klassen. Wir waren hierher gekommen, um gemeine Leute zu sehen, aber sie waren noch etwas schlimmeres. Bei allem Gesindel kann man doch irgend eine komische Seite der Auffassung herausfinden, aber hier gab es nichts als Tragödie, stumme, höllische Tragödie.

Die Ruhe in der Stube war fürchterlich. Der magere, dürre, langhaarige junge Mann, dessen eingesunkene Augen gewaltsam das Umwenden der Karten beobachtete, sprach nie; der fettwammige, aufgeschwollene, sinnende Spieler, der sein Stückchen Pappendeckel unausgesetzt durchstach, um darauf zu bemerken, wie oft schwarz oder roth gewinne, sprach nie; der schmutzige, runzlige alte Mann mit den Geieraugen und dem geflickten Oberrocke, der seinen letzten Sous verloren hatte und noch voll Verzweiflung zusah, da er nicht mehr spielen konnte, sprach nie. Selbst die Stimme des Croupierklang, als ob sie in der Atmosphäre der Stube gänzlich verdumpft wäre. Ich war in das Haus gegangen, um zu lachen, ich fühlte aber, daß, wenn ich länger bleiben und ruhig zusehen wollte, ich dem Weinen näher kommen würde.

So trat ich denn, um mich von dem geistigen Drucke, der über mich gekommen war, zu erholen, unglücklicherweise auch an den Tisch und fing an zu spielen. Noch unglücklicher, wie die Folge zeigen wird.

Ich gewann — gewann außerordentlich, ungeheuer, auf eine solche Art, daß die regelmäßigen Spieler am Tische um mich zusammentraten und mit hungrigen abergläubischen Augen auf meine Sätze starrend, einander zuflüsterten, daß der englische Fremde die Bank sprengen werde.

Man spielte Rouge et noir. Ich hatte dergleichen in jeder Stadt Europa's gespielt, ohne jedoch den Wunsch noch die Geduld dazu zu haben, mich auf Berechnungen der Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten einzulassen. Ich war überhaupt nie ein Spieler von Profession oder großer Leidenschaft gewesen. Bloß zum Zeitvertreibe hatte ich stets nur gespielt. Auch unternahm ich nie ein Spiel aus Bedürfniß, weil ich nie wußte, was Geldmangel sey. So übte ich es denn auch nie so unausgesetzt, daß ich mehr hätte verlieren können, als ich bei mir hatte, oder mehr gewinnen, als ich ruhig in die Tasche stecken konnte, ohne durch mein gutes Glück außer meinem Gleichgewichte gebracht zu werden. Kurz, ich hatte bisher Spielhäuser gerade eben so besucht, wie ich Ballsäle und Schauspielhäuser besuche, weil sie mich unterhielten und ich mit meinen müßigen Stunden nichts Besseres anzufangen wußte.

Aber hier war dies gänzlich verschieden. Jetzt zum erstenmale in meinem Leben fühlte ich, was Leidenschaft fürs Spiel wirklich sey. Mein Glück verwirrte mich anfangs, dann aber berauschte es mich in der wahren Bedeutung des Wortes. Es muß unglaublich

scheinen, aber es ist wörtlich wahr, daß ich bloß dann verlor, wenn ich Wechselfälle zu berechnen versuchte, und nach vorgefaßter Ueberlegung spielte. Wenn ich Alles dem Glücke überließ und ohne die geringste Berücksichtigung spielte, war ich sicher, zu gewinnen, zu gewinnen aller möglichen anerkannten Wahrscheinlichkeit der Bank gegenüber. Anfangs wagten einige der Anwesenden ihr Geld sicher genug bei meinen Farben, aber nicht lange, so steigerte ich meine Sätze zu Summen, welche sie zu setzen nicht wagten. Einer nach dem Andern hörte auf zu spielen und sah athemlos meinem Spiele zu. Von Zeit zu Zeit stieg ich immer höher und gewann stets. Die Aufregung im Spielzimmer stieg bis zum Fieber. Das Stillschweigen ward jetzt durch einen dumpfen Chorus von Ausrufungen und Schwüren, so oft das Gold nach meiner Seite hin gehäufelt wurde, unterbrochen, und selbst der unerschütterliche Kroupier stieß in einer Wuth des Staunens über mein Glück seine Harke auf den Boden.

Nur einer der Anwesenden behielt seine vollkommene Ruhe, und das war mein Freund. Er trat mir zur Seite und flüsterte mir auf englisch zu, ich möge doch von hier fortgehen und mit dem zufrieden seyn, was ich bereits gewonnen. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß er mir es mehrere Male wiederholte, mich dringend bat, und dann erst fortging und mich allein ließ. Ich hatte seinen guten Rath in Erwiderungen zurückgewiesen, indem ich gegen alle Vorstellungen und Vorschläge wie trunken vom Spiele war, welche es ihm unmöglich machten, noch länger in dieser Nacht sich mit mir zu beschäftigen.

Kurze Zeit, nachdem er fort war, rief eine rauhe Stimme hinter mir aus: „Erlauben Sie mir, werther Herr, erlauben Sie, daß ich Ihnen zwei Napoleons wieder zustelle, die Sie fallen ließen! Ich versichere Sie bei meinem Ehrenworte als ein alter Soldat, daß mir bei meiner langen Erfahrung in dergleichen Dingen nie ein solches Glück vorgekommen ist, wie das Ihre! Nie! Also vorwärts! Bomben und Granaten, frisch vorwärts, und die Bank gesprengt!" (Forts. f.)

Londoner Bilder.*)

I.

London unter der Erde.

Wehe dem Manne, der Gold auf der englischen Bank zu holen hat! Ehe er zu diesem Golde gelangen kann, muß er sich gefaßt machen, ein Bein, einen Arm, wenn nicht gar den Kopf zu verlieren, und sollte er sich auch so nahe beim Golde befinden, daß man glauben könnte, er dürfe nur mit der Hand darnach greifen. Die englische Bank befindet sich nämlich an einer Stelle, wo die befahrensten Straßen der City, wie Cheapside, Lombardstreet und vier bis fünf andere Straßen, deren Namen schon ihre kommerzielle Bedeutung anzeigen, ausmünden. Um bloß der Lombardstreet zu erwähnen, wer denkt da nicht gleich an die lombardischen Bankiers, die in dieser Straße ihren Sitz aufgeschlagen, und der Bänke, auf welchen ihre Schätze ausgebreitet waren?

*) Aus dem „Morgenblatt."

Sind nun auch die lombardischen Bankiers längst verschwunden und ihre Bänke gebrochen, um den Engländern nichts zurückzulassen, als das Wort Bankruptcy (Bankerott), so haben sich dagegen die englischen Bankiers der ganzen Straße, sowie der anliegenden Straßen bemächtigt, die alle, wie gesagt, an der Stelle ausmünden, wo die englische Bank steht. Und neben der englischen Bank steht die Börse, und nahe bei dieser Börse befindet sich Mansionhouse, das eigentliche Stadthaus von London, alles so zu sagen dicht neben einander, auf einem unregelmäßigen Platze.

Das Gedränge von Wagen und Omnibus, welche hier neben einander und hinter einander rennen, übersteigt alle Vorstellung. Von welcher Seite und durch welche Straße man auch versucht, sich der Bank zu nähern, sie ist unnahbar, und man läuft beständig Gefahr, überfahren zu werden.

Um die Gefahr einigermaßen zu vermindern und das zu massenhafte Anstürmen der Wagen zu brechen, hat man in der Mitte des Platzes einen Laternenpfahl aufgepflanzt und denselben mit Weichsteinen umgeben. Nun muß man sehen, wie die Leute, die den Platz zu kreuzen haben, zu dem Laternenpfahl hinrennen, Halt an demselben machen und sich daran wie an einem Rettungsanker anklammern, während die Wagen von allen Seiten dicht neben ihnen und hinter ihnen und vor ihnen dahin toben. Ist nun so die Gefahr, über den Haufen gerannt zu werden, vermindert, so ist hingegen die Gefahr, nicht mehr von der Stelle zu kommen, bedeutend gesteigert, und ich bin rings umschlossen von der brandenden und tobenden See der Londoner Fuhrwerke.

Die mannigfaltigsten Vorschläge und Projekte sind zu Tage gefördert worden, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Der Laternenpfahl, wenngleich dem Vorwärtsschreiten hinderlich, muß an und für sich als ein Fortschritt betrachtet werden, und er hat sich so probat gezeigt, daß derselbe als ein Rettungsanker auf alle Plätze gestellt wurde, wo sich mehrere Straßen kreuzen. Aber im Grunde genommen hat der Mann, der Gold von der Bank zu holen hat, wenig damit gewonnen; der Laternenpfahl an dieser Stelle ist bloß eine Schwierigkeit mehr, die sich ihm in den Weg stellt. In neuester Zeit sind daher zwei andere Projekte zur Sprache gekommen, die eine Zeit lang das Publikum in zwei Parteien getheilt haben. Die Einen waren für eine Brücke, die über den Platz, die Andern für eine Brücke, die unter dem Platze, unter der Straße geschlagen werden sollte. Mit andern Worten, es handelte sich darum, ob es zweckmäßiger wäre, eine unterirdische, oder eine überirdische Verbindung herzustellen.

Bei weiterer Untersuchung hat sich nun herausgestellt, daß eine Brücke, ob über oder unter der Erde geschlagen, bei weitem nicht hinreiche, sondern daß man genöthigt wäre, alle entgegengesetzten Punkte, der Länge und Breite nach, in allen Richtungen mit Brücken oder Tunnels zu verbinden, was am Ende darauf hinauskäme, einen zweiten Platz, als ein oberes oder unteres Stockwerk neben dem vorhandenen, mit allen Hindernissen gegebenen Platz zu konstruiren.

Das Projekt wurde aufgegeben und die Fußgänger mußten ihrem Schicksal überlassen werden. Um aber dem Schicksal des Ueberfahrens zu entgehen, gibt es kein besseres Mittel, als selbst in einem Wagen zu fahren, und Omnibus und Fiaker und Lohnkutschen

nahmen in fabelhafter Progression zu, so daß es jetzt mit dem Fahren eben so langsam geht wie mit dem Gehen. Nicht als ob man in London langsam ginge oder führe; nein, aber die übermäßige Zahl der Wagen verursacht fast jeden Augenblick Stockungen, die mit dem raschen Verfahren des Londoner Handels unverträglich sind und mit der jetzt im Allgemeinen herrschenden Lokomotion im grellsten Widerspruche stehen.

Die englischen Expreßzüge, welche zweimal täglich von London nach allen Richtungen Englands abgehen und in London von den entferntesten Punkten Englands anlangen, rennen mit einer Geschwindigkeit von 40 englischen Meilen in der Stunde, während man in London selbst die größte Mühe hat, in der Stunde drei bis vier englische Meilen zurückzulegen.

Auf den Straßen Londons ist kein Raum mehr für die Tausende von Wagen, Pferden und Menschen, die sich aneinander vorbeidrängen. Was da thun? Man muß einen Weg *unter* den Straßen bahnen. Unterirdische Gänge? Das wäre höchstens für Fußgänger dienlich, und mit dem Fahren in den Straßen geht es bereits überhaupt zu langsam, und das Gehen vollends geht gar nicht mehr an, sollte man auch ungehindert fürbaß gehen können. Nein, es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger als darum, unter den Straßen Eisenbahnen anzulegen, den Handel, die Bewegung, das Leben, das oberhalb Londons keinen Raum mehr hat, unterhalb Londons zu verlegen, mit einem Worte, ganz London mit Tunnels zu unterlegen.

Tunnels? Das erinnert ja an Dampf und Finsterniß und Feuchtigkeit und Kellerluft. Nein, es sollen *Arkaden* werden, förmliche Bogengänge, frei von aller Feuchtigkeit, und hinlänglich mit Luft und Licht versehen. Und damit man ja nicht glaube, dieser Plan sey eine Chimäre, und diese neuen Tunnels, wenn es sich ja ernstlich um die Errichtung derselben handelte, wären bloß eine vermehrte, sonst aber wenig veränderte Ausgabe des Tunnels unter der Themse, so sagen wir gleich, daß die Gesellschaft schon völlig gebildet ist, daß die Fonds bereit liegen, und daß vom Parlamente die nöthige Befugniß ausgewirkt worden. Und nicht allein hat die Gesellschaft sich bereits mit den besten Ingenieurs in Verbindung gesetzt, und nicht allein haben die Ingenieurs die Sache für ausführbar erklärt, sondern was dieselbe Gesellschaft bereits früher geleistet, war mit weit größeren Schwierigkeiten verbunden und erforderte weit größere Kosten, als das, was sie zu beginnen im Begriffe steht, obgleich des Ersteren kaum mehr gedacht wird, so natürlich finden wir es.

Die Gesellschaft nämlich, welche im Begriffe steht, London mit unterirdischen Eisenbahnen zu versehen, ist keine andere als die Metropolitanrailway-Compagnie, und wer kennt nicht die von ihr gegründete Eisenbahn, die, wie die chinesische Mauer, sich rund um London zieht und die äußersten Vorstädte mit einander verbindet? Hier haben wir das Gegentheil einer unterirdischen Eisenbahn; wir haben im vollen Sinne des Wortes eine überirdische. Thurmhoch ist die Bahn und läuft in ihrem ganzen Umfange über die Häuser der Londoner Vorstädte weg, und wagt sich sogar an manchen Stellen, wie in der City, mit ihren Verzweigungen in die Stadt selbst hinein. Wie viele Häuser mußten da nicht erst in förmliche Festungen umgewandelt werden, um regungslos stehen zu bleiben, wenn die fliegende Batterie von Waggons wohl fünfzigmal des Tages mit Windesschnelle über dieselben daherschießt!

Wenn die Kompagnie eine solche riesenhafte Bahn oberhalb der Häuser zuwegegebracht hat, warum sollte sie nicht auch unterhalb der Häuser eine solche zu Stande bringen? Eine unterirdische Bahn findet wenigstens Grund und Boden vor, auf dem sie sich gründen kann. Statt die verschiedenen Stationen und die äußersten Punkte Londons auf einem Umweg und im Zirkel miteinander zu verbinden, handelt es sich jetzt darum, diese Verbindung auf dem Wege zu bewirken. Zum Metropolitan-Railway, zum Zirkel, der London umschließt, will man die Durchmesser schaffen, unsichtbare Durchmesser, die London durchstreifen.

Der erste Durchmesser, der gelegt werden soll und zu dem die Metropolitan-Railway-Compagnie bereits die Parlamentsakte erhalten hat, wird unter der Newroad herlaufen, von Edgeware-road bis zu Kings-croß. An den Ecken der Straßen, die New-road durchkreuzen, sollen Stationen angebracht werden, so daß man an diesen Stellen aus- und einsteigen kann, unter der Erde, wohlverstanden. Die Stationen *selbst* sollen nicht mehr als eine halbe englische Meile von einander entfernt seyn. Zwanzig englische Meilen in der Stunde, das ist die mäßige Geschwindigkeit, welche dieser unterirdischen Eisenbahn angewiesen ist, und alle drei Minuten soll ein Zug abgehen. Die Bahn selbst soll mit doppeltem Schienengeleise für die Fahrt hin und zurück versehen seyn.

Es ist berechnet worden, daß das Fahren auf dieser Eisenbahn weit billiger zu stehen kommt, als auf irgend einem andern Wege. Nun ist das Fahren bereits sehr billig in London. Man weiß, daß nach dem neuesten Gesetz der Lohnkutscher nicht mehr als sechs Pence für die englische Meile nehmen darf. Für drei Pence kann man mit dem Omnibus zwei bis vier englische Meilen zurücklegen. Für denselben Betrag von drei Pence fährt man auf dem Metropolitan-Railway über zehn Meilen. Der Tarif wird nun aber, wie berechnet worden, auf die Hälfte dieses Preises gebracht werden können, sobald man *unter* der Erde fährt.

Die Vorkehrungen, die man bis jetzt getroffen, und die Arbeiten, die man zu beginnen im Begriff steht, beziehen sich vorläufig bloß auf jenen einen Durchmesser, auf die Linie von Edgeware-road bis zu Kingscroß. An dieser letztern Stelle nämlich ist der Bahnhof der Great-northern-Bahn, d. h. derjenigen Bahn, die nach dem Norden von England führt. Der Plan geht aber dahin, alle Bahnhöfe London's mit einander zu verbinden und die Bahnhöfe selbst wieder in Verbindung mit der Hauptpost zu setzen — alles durch unterirdische Eisenbahnen. Von der Hauptpost könnten dann die Briefe ꝛc. direkt zu den Bahnhöfen und umgekehrt von den Bahnhöfen zur Post befördert werden, mit einer Schnelligkeit von 20 Meilen in der Stunde, während bisher die Depeschen, die mit einer Schnelligkeit von 40 englischen Meilen bis an London gelangt waren, nun eine ganze Stunde brauchten, um die wenigen Meilen zu durchlaufen, welche sie von ihrem Bestimmungsort, der Hauptpost, trennen.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

(Eingesandt.)

Freitag den 22. Oktober: „Die Karlsschüler". Schauspiel in 5 Aufzügen von Laube. Frau Kramer — Franziska, als Gast.

„Die Karlsschüler", ein Stück, das Laube (gegenwärtig k. k. Hofburgtheater-Direktor in Wien) in seiner Sturm- und Drangperiode geschrieben, fielen vor einigen Jahren wie eine Brandrakete in die gewitterschwangre Luft und erlangten dadurch eine gewisse Berühmtheit. Jetzt haben wir gemäßigtere Zeiten und Ansichten, und die republikanischen Karlsschüler lassen uns ziemlich kalt. — Die Aufführung anlangend zeigte sich uns Herr Stammler als Repräsentant des Friedrich Schiller einen jungen strebsamen Künstler mit hübschen Mitteln ausgestattet. Neulich im Lustspiel mußten wir demselben unsern ungeschmälerten Beifall zollen, wogegen wir heute nicht unbedingt loben können. Er spielte nämlich den Schiller als einen ziemlich gewöhnlichen Menschen und brachte die tiefe dichterische Wehmuth, die damals des bedrückten Poeten ganze Seele füllte, durchaus nicht zur würdigen Geltung. — Herr Spielberger als Herzog bewährte sich wieder als geübter Schauspieler, war aber offenbar für diese Rolle zu alt und zu sehr abhängig vom Souffleur. Frl. Pfeiffer (Laura) gab sich ersichtliche Mühe, da die muntern Rollen ihr Fach sind, diese schwärmerische Geliebte Schiller's zur Zufriedenheit darzustellen. Eine gewisse Schärfe des Organs bleibt ihr noch zu bewältigen übrig. Herr Höffert (General Rieger) ist uns ein beliebtes Mitglied, trug aber den ohnedies zu übertrieben gezeichneten Charakter mit stärkeren Farben auf, als wir gewünscht hätten. — Herr Hebenstreit (Silberkalb) und Herr Meyerer (Koch) lobenswerth. Frau Wacker (Generalin) wacker. — Schließlich Frau Kramer — Franziska als Gast. Eine einnehmende Persönlichkeit, ein wohltönendes Organ und seelenvolles Spiel lohnte das Publikum durch lebhaften Beifall.

Miscellen.

Der Baumeister und Patentinhaber des bereits erwähnten New-Yorker Dampfers „The William Norris", dieses neuen Probestückes menschlichen Scharfsinns, sind der Zivil- und Kunstingenieur William Norris aus Philadelphia, der Erfinder, und der Schiffsarchitekt John W. Griffiths. Das Schiff wird zu Green Point gebaut. Seine Decklänge ist 225 Fuß, Raumtiefe 21 Fuß, Schaufelrad-Durchmesser 36 Fuß, Mitschiffsbalkenbreite 37 Fuß, Wassertracht (d. i. Tiefgang) nur 6½ Fuß, Platzeinnahme des Schiffs 750 Tonnen, Kraft 1200 Pferde, und Gelegenheit für 80 Passagiere. Die Baumeister stehen dafür ein, daß es die Reise zwischen New-York und England innerhalb 6 Tagen zur Winterzeit machen wird. Sie sprechen folgende Vorzüge in ihren Verbesserungen an: 1) völlige Sicherheit gegen Feuer und Wasser; 2) weniger Lebensgefahr und große Bequemlichkeit für Passagiere. Die Kessel werden innerhalb Eisenwände gestellt seyn und mit eisernen Balken darüber. Eine Luftkammer mit hinreichendem Raum wird sich längs des ganzen Schiffes erstrecken. Die plötzlichen Stöße und Erschütterungen durch Seen (von vorne) und Twarsseen (von der Seite), denen alle Schiffe von jetziger Bauart ausgesetzt sind, werden durch diese Verbesserungen abgewendet. Die volle Kraft der Maschine wird für den Kampf mit schweren Stürmen aufgespart bleiben, während Schiffe heutiger Konstruktion genöthigt sind, Dampf zu mindern, wie der Sturm an Stärke zunimmt. Diese neuen Vervollkommnungen gestatten die Anwendung von desto mehr Dampf, je stärker es weht. Die Maschinerie des Schiffes wird aus einer Walkingbeam-Maschine mit zwei Röhrenkesseln bestehen, alle von höchst vervollkommneter Konstruktion, aber ohne irgend etwas in ihren Prinzipien Neues zu enthalten. Die Kraft der Maschine, im Verhältniß zu der Größe und Wassertracht wird sehr groß seyn, wohl fünfmal so groß als die der Dampfer der Cunardlinie. In einem gewöhnlichen Schiffe kann solche Kraft nicht angewendet werden, da sie den Rumpf des Schiffes in Stücke reißen würde. Das Flach (d. i. der Bauch) des Schiffes wird ungewöhnlich platt, die Wassertracht oder der Tiefgang außerordentlich gering und der Bug ungemein scharf werden. Hier haben wir denn die Gründe für die Annahme, daß eine durchschnittliche Fahrt (d. i. Geschwindigkeit) von 20 englischen Meilen die Stunde, beides in Sturm und Windstille erreicht werden wird, nämlich 1) Schärfe der Bugs, Vollkommenheit der Kurven und Krümmungskreise, leichte Tracht oder Behendigkeit auf dem Wasser; 2) enorme Kraft der Maschine. Der tägliche Kohlenverbrauch wird 90 Tonnen betragen. Das Schiff wird zum Ablaufen (d. h. vom Stapel) am 1. Dezember fertig seyn und alsdann den obigen Namen erhalten. Es wird keine Masten führen, aber für Nothmasten, wenn es gilt, eingerichtet seyn.

*

Nach dem „Durham Advertiser" hat ein Schreiner in North Shields, Namens William Johnson, eine Rasirmaschine erfunden. Sie steht einem altmodischen Armstuhl ähnlich, in dem sich der Patient bequem niederläßt; der Sitz weicht allmählig unter ihm, bis er den Boden erreicht, worauf der Patient glatt rasirt und ungeschnitten aufsteht. Die Operation wird durch zwei Zilinder verrichtet, die wieder mit 4 Messern der Länge nach in einem Winkel von 60 Grad bewaffnet sind; zwischen den Messern befinden sich feine Pinsel, so daß das Einseifen und Rasiren nicht nur von selbst, sondern gleichzeitig vor sich geht. Das Gewicht des Patienten oder Delinquenten setzt die Maschine in Bewegung; sobald er aufsteht, schnellt der Sitz in die Höhe, und die Operation kann ohne weitere Vorbereitung von Neuem beginnen. Eine Musikdose ist mit der Maschine in Verbindung und spielt während der Sitz sich senkt, eine Anzahl Opern-Arien. Was will man mehr?

*

* Von „Trewendt's Volkskalender" liegt uns der Jahrgang 1854 vor. Es ist an demselben, wie an dem vorjährigen, der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Inhalts, welcher das Nützliche mit dem Angenehmen geschickt verbindet, rühmend anzuerkennen. Das Büchlein ist mit acht schönen Stahlstichen geziert; unter den Erzählungen, deren es eine ziemliche Anzahl enthält, haben wir mit Vergnügen Beiträge von W. O. v. Horn, von v. Scharenberg, Nieritz und Anderen gelesen; von Gedichten ist besonders eines von Karl Holtei zu erwähnen, überschrieben: „Der Kandidat", das wegen der einfachen ansprechenden Art, in welcher der Dichter den Stoff behandelt, und wegen seines treffenden Humors, sich gewiß allgemeinen Beifall erwirbt. Technologische Notizen, nützliche Winke über Gegenstände der Landwirthschaft und der Haushaltung u. s. w. erhöhen den Werth des Büchleins.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 87. Sonntag, den 30. Oktober 1853.

Das fürchterliche Bett.

(Fortsetzung.)

Ich sah mich um und erblickte einen langen Mann in einem schlechten Oberrocke, der mir mit großer Höflichkeit und Vertraulichkeit zuwinkte und zulächelte. Wäre ich meiner Sinne mächtig gewesen, so würde ich ihn näher betrachtet und gefunden haben, daß er eine etwas verdächtige Art von altem Soldaten sey. Er hatte hervorstehende, blutunterlaufene Augen, einen gewaltigen Schnauzbart und eine zerbrochene Nase. Seine Stimme verrieth eine gemeine Intonation der allerschlechtesten Art, und er hatte ein Paar der schmutzigsten Hände, die ich je gesehen habe — selbst in Frankreich.

Diese kleinen persönlichen Eigenthümlichkeiten äußerten jedoch keinen allzugroßen Einfluß auf mich. In der tollen Aufregung, dem rücksichtslosen Triumphe dieses Augenblicks war ich bereit, mit jedem Brüderschaft zu machen, der mich bei meinem Spiel anfeuerte. Ich nahm von dem alten Soldaten eine angebotene Prise an, klopfte ihm auf die Backen und schwur, er sey der ehrlichste Kerl von der Welt, die glorreichste Reliquie von der großen Armee, die ich jemals gesehen.

„Vorwärts!“ rief mein militärischer Freund und schnipste mit den Fingern, „vorwärts! Sprengt die Bank! Tausend Donnerwetter, mein vortrefflicher Kamerad, hole dir die Bank!“

Und ich ging vorwärts, ging so weit, daß nach der nächsten Viertelstunde der Croupier ausrief: „Meine Herren, die Bank ist für heute geschlossen!“ Alles Gold und alles Staatspapier, das sich darin befunden hatte, lag nun in einem Haufen unter meinen Händen; das ganze werbende Kapital des Spielhauses steckte in meinen Taschen.

„Knüpfen Sie das Geld in Ihr Taschentuch, mein theurer Herr“, sagte der alte Soldat, als ich die Hand in den Geldhaufen vor mir untertauchte. „Knüpfen Sie es ein, wie wir bei der großen Armee ein Stück Mittagsbrod einzuknüpfen pflegten, Ihr Gewinn ist zu schwer für irgend eine Rocktasche, wie sie jemals genäht worden. Da! da! Packen Sie es ein, Papiere und Gold! Was für eine Menge! Es ist ja ganz unglaublich! Da liegt noch ein Napoleon auf dem Boden! Du allerliebster kleiner Napoleon, habe ich dich endlich erwischt! Nun denn also! Zwei doppelte Knoten, mit Ihrer gütigen Erlaubniß! Schön! So ist das Geld in Sicherheit! Fühlen Sie nur einmal daran, Sie glücklicher Mann! Hart und rund wie eine Kanonenkugel! Ja, ja, wenn sie bei Austerlitz mit solchen Kanonenkugeln auf uns geschossen hätten! Und was bleibt denn nun für einen alten Grenadier, einen Erbraven von der französischen Armee noch zu thun? Nichts anderes, als meinen würdigen englischen Freund zu ersuchen, ein Fläschchen Champagner auf gute Bekanntschaft mit mir auszuleeren und auf Göttin Fortuna in schäumenden Perlen zu trinken, ehe wir von hier fortgehen.“

Und so geschah es denn auch. Nach und nach war bereits die zweite Flasche Champagner leer geworden. Es war mir, als ob ich flüssiges Feuer trinke — mein Gehirn glühte. Niemals in meinem Leben hatte ein Exceß im Trinken eine solche Wirkung auf mich hervorgebracht. War der aufgeregte Zustand, in welchem ich mich überhaupt befand, die Ursache davon, oder befand sich mein Magen in einer ungewöhnlichen Unordnung, oder war der Champagner besonders stark?

„Erbraver der großen Armee“, rief ich in einem Zustande wilder Lustigkeit aus, „ich bin in einem Feuer! Wie ist's denn mit Ihnen? Sie haben mich in's Feuer gebracht! Hören Sie, mein Held von Austerlitz? Lassen Sie uns noch eine dritte Flasche Champagner trinken, um das Feuer zu löschen!“

Der alte Soldat schüttelte den Kopf, kollerte seine vorstehenden Augen umher, so daß ich glaubte, sie würden ihm aus ihren Höhlen schlüpfen, legte seine schmutzigen Finger an seine zerbrochene Nase und rief feierlich: „Kaffee!“ während er auf der Stelle in ein inneres Zimmer rannte.

Das von dem exzentrischen Veteran ausgesprochene Wort schien eine magische Wirkung auf die andere noch gegenwärtige Gesellschaft hervorzubringen. Sie standen alle zusammen auf, um fortzugehen. Wahrscheinlich hatten sie von meinem Rausche Gewinn zu ziehen gehofft, da sie aber fanden, daß mein neuer Freund dafür besorgt war, mich vor völliger Trunkenheit zu schützen, die Aussicht aufgegeben, von meinem Gewinne Vortheil zu ziehen. Mochte nun auch der Grund seyn, welcher er wollte, sie waren mit einem Male fort. Als der alte Soldat zurückkam und sich mir gegenüber an den Tisch setzte, hatten wir das Zimmer zu unserer Disposition. Ich konnte noch den Croupier in einer Art von Vorhause sehen, welches auf das unsre ging, wie er dort sein Abendessen ganz einsam verzehrte. Die Stille war jetzt tiefer als je.

Aber auch über den alten Erbraven war eine plötzliche Veränderung gekommen. Er nahm eine wunderbar feierliche Miene an, und als er wieder mit mir zu sprechen anfing, waren seine Worte mit keinen Schwüren verbrämt, durch kein Fingerschnappen verstärkt, durch keine Apostrophen oder Ausrufungen belebt.

„Hören Sie, werther Herr!“ begann er in geheimnißvoll vertraulichem Tone, „hören Sie auf den Rath eines alten Soldaten. Ich bin bei der Herrin des Hauses hier gewesen, einer höchst liebenswürdigen Frau mit einem großen Kochgenie, um sie von der Nothwendigkeit zu überzeugen, uns einen besonders guten starken Kaffee zu bereiten. Diesen müssen Sie trinken, um Ihre kleine anmuthige Nervenaufregung los zu werden, ehe Sie daran denken können, nach Hause zu gehen — ja, ja, Sie müssen das, mein lieber, wohlwollender Freund! Wenn Sie alles das viele Geld mit nach Hause nehmen, ist es eine heilige Pflicht für Sie, bei ganz klarem Verstande zu seyn. Mehrere Herren, die heute Abend hier zugegen waren, wissen, daß Sie so große Summen gewonnen haben. Diese sind nun in gewisser Hinsicht ganz würdige und vortreffliche Personen, aber es sind sterbliche Menschen und haben daher auch, wie wir, alle ihre liebenswürdigen Schwachheiten. Soll ich noch mehr darüber sagen? Nein, nein, Sie verstehen mich schon hinreichend. Nun, so hören Sie denn — lassen Sie, wenn Sie sich wieder ganz wohl fühlen, sich ein Kabriolet holen — ziehen Sie alle Fenster zu, wenn Sie einsteigen — und sagen Sie dem Kutscher, er solle Sie bloß durch die breitesten und beleuchtetsten Straßen fahren. Thun Sie das, und Sie und Ihr Geld werden in Sicherheit kommen, und morgen es einem alten Soldaten Dank wissen, daß er Ihnen einen so guten Rath gegeben hat.“

Eben hatte der Erbrave seinen Sermon fast in weinerlichem Tone geendet, als der Kaffee hereingebracht ward und schon in zwei Tassen eingegossen war. Mein aufmerksamer Freund händigte mir eine derselben mit einer Verbeugung ein. Ich war außer mir vor Durst und trank sie in einem Zug aus. Fast im Augenblicke darauf ward ich von einem Anfalle von Schwindel ergriffen und fühlte mich berauschter als je. Das Zimmer drehte sich mit mir wüthend im Ring und der alte Soldat schien regelmäßig vor mir hinauf und hinab zu gehen, wie der Stempel einer Dampfmaschine.

Ich wurde durch ein heftiges Klingen in meinen Ohren halb taub, und es überkam mich ein Gefühl gänzlicher Verwirrung, Hülflosigkeit und Bewußtlosigkeit. Ich sprang vom Stuhl auf und hielt mich am Tische fest, um das Gleichgewicht zu bekommen. Ich stammelte, daß ich mich fürchterlich unwohl fühle, so unwohl, daß ich nicht wüßte, wie ich nach Hause kommen sollte.

„Mein lieber Freund“, antwortete der alte Soldat, und selbst seine Stimme schien, als er so sprach, auf- und abzuschwanken, „es wäre Tollheit, in Ihrem Zustande nach Hause gehen zu wollen. Sie liefen in Gefahr, Ihr Geld zu verlieren, oder mit der größten Leichtigkeit beraubt und ermordet zu werden. Ich werde hier jetzt mich schlafen legen, thun Sie dasselbe auch; man macht in diesem Hause ein vortreffliches Lager zurecht, lassen Sie sich auch eins machen. Schlafen Sie ihren Rausch aus und gehen Sie dann morgen mit ihrem Gewinnste nach Hause — morgen am hellen, lichten Tage.“

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Bilder.

(Fortsetzung.)

Die Metropolitan-Railway-Compagnie geht von der ganz richtigen Ansicht aus, daß das Posthaus der eigentliche Mittelpunkt von London sowohl als von ganz England ist. Es ist das Zentrum, sowohl seiner Lage als seiner Wichtigkeit nach, und seit der Einführung der gleichförmigen Postgebühr von einem Penny sowohl für London als für ganz England und den größten Theil der Kolonien hat sich diese Wichtigkeit noch mehr herausgestellt. Vom Hauptpostamt geht der eigentliche Handel Englands aus; das Posthaus ist die mysteriöse Grundlage, die allen Geschäften unterliegt, und obgleich von unendlichem Umfang, ist es doch in seiner jetzigen Gestalt für die täglich sich mehrenden Geschäfte zu klein geworden.

Bank und Börse und Stadthaus können ohne die Hauptpost nicht mehr bestehen. Das Posthaus ist in London das eigentliche Stadthaus, welches alle Häuser Londons und Englands repräsentirt. Durch die Einfachheit, Billigkeit und Schnelligkeit, womit in England alles, Geschäftliches sowohl als Gesellschaftliches und Geselliges brieflich abgemacht wird, haben alle Häuser so zu sagen einen Ausgangspunkt in der Post und indem die Metropolitan-Railway Compagnie von der Post, als dem Zentralpunkt ihrer Operationen ausgeht, hat sie die Regierung, das Parlament sammt dem Stadthause und allen Häusern der Stadt für sich gewonnen.

Das Projekt ist, wie gesagt, keine Chimäre. Es ist von den besten Ingenieurs für ausführbar erklärt worden und der Kontrakt ist bereits abgeschlossen. Die wirklichen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung entgegenstellen, haben wir bisher absichtlich verschwiegen, aber nicht, weil sie unüberwindlich sind. Im Gegentheil, in technischer Hinsicht verdienen sie kaum erwähnt zu werden; aber gerade die Ueberwindung derselben fördert Resultate zu Tage, die über- und unterirdische Eisenbahnen in den Hindergrund drängen.

Wir sehen bloß das London, das über der Erde steht, das London mit seinen Tausenden von Wagen und Kutschen und Hunderttausenden von Menschen, welche sich oberhalb der Erde bewegen. Das London unter der Erde, die Kräfte, die unter dem Boden in flüssiger oder gasförmiger Gestalt bereits thätig sind, entgehen unserem Blicke. Wir werden an dieselben nur dann erinnert, wenn eine neue Kraft, eine neue Lokomotion im Begriffe steht, sich des unterirdischen Londons zu bemächtigen. London unter der Erde ist bereits sehr in Anspruch genommen. Vor allem haben wir da die unendlichen Gasröhren, welche von allen Seiten und in allen Richtungen unter den Straßen fortlaufen. Dann kommen die Wasserröhren, wodurch

das Wasser in fast alle Häuser Londons geleitet wird, und endlich die Wasserableitungskanäle, die Kloaken, die sogenannten sewers, mittelst welcher das verbrauchte Wasser, sowie aller Unrath aus den Häusern in die Themse abgeführt wird, um von da mit der wiederkehrenden Fluth und Ebbe dem Meere zugeführt zu werden. Diese Sewers bilden allein eine unterirdische Stadt und sind mit den Gas- und Wasserröhren von der größten Wichtigkeit.

Alle diese unterirdischen Bauwerke sind späteren, ja ganz modernen Ursprungs. Das Wasser, statt durch hydraulische Maschinen in die Häuser getrieben zu werden, wurde früher auf patriarchalische Weise, wie es in Paris noch jetzt Sitte ist, in die Häuser gebracht. Die Ableitungskanäle befinden sich noch jetzt in einem sehr unvollkommenen Zustande und die verschiedenen Kompagnien liegen beständig mit einander, oder mit der Regierung, dem Parlamente oder den Einwohnern im Streit. Die Planlosigkeit ihrer Anlage ist schuld, daß so viele Straßen derselben gänzlich ermangeln.

Natürlich, man hatte damit angefangen, auf der der Erde, auf der Oberfläche zu bauen; das Bedürfniß, unter der Erde zu bauen, hatte sich in den Städten erst später fühlbar gemacht. Erst in neuester Zeit ist man zur Erkenntniß gekommen, daß eine Stadt nicht mehr existiren kann ohne eine Unterstadt, und hätte man London noch einmal zu bauen, so würde man gerade mit dieser Unterstadt anfangen. Die Vorstädte, die sich ansetzen und die Stadt ausdehnen, verschwinden in der Stadt, lösen sich förmlich in die Stadt auf.

Die Unterstadt ist das Wesentlichste. Es ist nicht genug, daß jedes Haus einen Keller hat, die ganze Stadt muß einen solchen haben, und davon gibt uns London mit seinen mächtigen Sewers den größten Beweis. Ordnung und Plan in diese Sewers zu bringen, den Gas- und Wasserkanälen ihre natürliche Strömung anzuweisen, das ist es nun eben, was den unterirdischen Eisenbahnen vorbehalten bleibt.

Was in den Häusern auf dem Kontinent der Keller ist, das ist in den englischen Häusern ein unteres Geschoß, das ganz wie die übrigen Stockwerke und auf dieselbe Weise durch Fenster sein Licht erhält. Die Häuser in London stehen nämlich ein wenig von der Straße ab, so daß das untere Stockwerk, von der Straße aus gesehen, ganz wie die übrigen Stockwerke aussieht, nur daß es sich unter die Straße hinab senkt. Dies untere Geschoß, Küche und Waschhaus enthaltend, ist im wahren Sinne die Wurzel des Hauses, mit der es aus der Erde hervorwächst, und diese Wurzel wird durch die Wasserleitungen täglich mit frischem Wasser bespült, während auf der anderen Seite durch Ableitungskanäle das verbrauchte Wasser sammt allem Unrath auf eine eben so einfache Weise abgeführt wird, alles natürlich unter der Erde.

In den besser gelegenen Häusern ist dieses Spiel der gegenseitigen Ab- und Zuleitung wirklich bewundernswürdig. Von der Küche, der Wurzel des Hauses aus wird das Wasser bis zu den obersten Stockwerken geleitet, und wo es nur einigermaßen thunlich ist, sind Krahnen angebracht, welche man bloß zu öffnen braucht, um das Wasser in Fülle hervorsprudeln zu sehen. Unterhalb dieser Krahnen befinden sich dann Sinklöcher, welche das verbrauchte Wasser rasch in die Sewers ableiten. Da aber, wie gesagt, die Wasserleitungen wie die Abzugskanäle sich im Verlaufe der Zeit nach einander gebildet haben, so kann man sich leicht denken, daß die Unregelmäßigkeit und Planlosigkeit der Anlage allerdings sehr bedeutend seyn muß. Indem nun die unterirdische Lokomotion des Schooßes der Erde sich bemächtigt und den ganzen Raum unter der Straße in Anspruch nimmt, muß sie natürlich Wasserleitungen und Abzüge mit übernehmen und mit den verschiedenen Kompagnien in Unterhandlung treten. Sie legt dem London, das oberhalb der Erde planlos gebaut ist, unterhalb der Erde einen bestimmten, einfachen Plan unter; sie begründet die eigentlichen Verkehrsstraßen, die wahren Arterien Londons auf die merkwürdigste Weise unter der Erde, und während sie solches thut, weist sie zugleich den Wasserleitungen und Ableitungskanälen die natürlichen Wege an. Die verschiedenen Kanäle müssen in Zukunft neben den unterirdischen Eisenbahnen herlaufen, wie die elektrischen Eisendräthe neben den oberirdischen Eisenbahnen.

Was man beim ersten Anblick für ein gewaltiges Hinderniß der Errichtung der unterirdischen Bahnen halten sollte, ist nicht allein nach dem Zeugnisse der besten Ingenieurs leicht zu beseitigen, sondern eben aus der Art der Beseitigung entstehen die größten Vortheile. Die Straßen erhalten nun einen regelmäßigen Untergrund. Die Metropolitan-Railway-Kompagnie ist nun genöthigt, das System der Sewers gänzlich umzugestalten, und indem sie London von Grund und Boden aus reinigt, kann man versichert seyn, daß die schädlichen Ausdünstungen oberhalb der Erde in den höhern Regionen Londons bald ebenfalls verschwinden. Eine Ausnahme müssen wir freilich zu Gunsten des Kohlenrauchs machen, welcher beständig über London schwebt und die englische Sonne so fahl, so schwarzgelb färbt. Freilich hat sich in der letzten Zeit auch eine Gesellschaft aufgethan, die sich anheischig macht, den Rauch aufzufangen und zu weitern chemischen Zwecken zu benützen. Aber die Londoner sind dieser Gesellschaft nicht sonderlich hold; sie fühlen sich zu heimisch in diesem Rauch und wollen unter keiner Bedingung von ihrer Sonne lassen, die in England wie eine glühende Kohle scheint und erscheint.

Bewegung ist Leben; das ist in allen Dingen wahr und findet seine Bestätigung im vorliegenden Falle. Was das sitzende Publikum nicht zu Stande bringen konnte, das bringt das fahrende zuwege. Man hatte die größte Mühe, die immobilen, feststehenden Häuser zu bewegen, daß sie die gehörigen Vorrichtungen in Bezug auf Wasserzuleitung und Ableitung trafen. Die Häuser konnten sich nicht mit den Kompagnien und die Kompagnien nicht mit den Häusern einigen. Die Kompagnien machten sehr hohe Ansprüche und die Häuser waren nicht immer geneigt, die Kosten zu tragen.

Was die unbeweglichen Häuser und das in diesen Häusern sitzende Publikum nicht zahlen wollte, das zahlt das fahrende Publikum; denn man hat berechnet, daß, wenngleich das Fahren unter der Erde billiger seyn wird, als das Fahren ober der Erde, der Gewinn, welchen jenes abwirft, immer groß genug ist, um die Kosten der mit den unterirdischen Arkaden verbundenen Ableitungskanäle zu decken, und daß von den Hauptkanälen aus Zweigkanäle in alle anliegenden Straßen geführt werden können, welche das

alte System der unvollkommenen Sewers gänzlich über den Haufen werfen.

Sehen wir uns nun um, was oberhalb London, was auf den Straßen vorgeht, und man wird bald die Ueberzeugung von der baldigen Umgestaltung des unterirdischen London gewinnen.

Wie in Paris le plaisir, das Vergnügen, so ist in London the business, das Geschäft, die Hauptsache. Nun muß man sehen, wie das Geschäft in London rennt, läuft, fährt, reitet. Und wornach läuft das business? Es läuft nach business. Es hat Eile, sich mit dem business zu verständigen, zu einigen, auszutauschen, und Pünktlichkeit, Raschheit und Genauigkeit sind die Haupttugenden desselben. Das ist keineswegs das eigentliche business, was in Läden und Magazinen verhandelt wird. Das business operirt in weit massenhafterer Gestalt; es hat keinen Laden, sondern Offices, Bureaux. Es hat keine wirklichen Waaren, es operirt mit den die Waaren vertretenden Ziffern.

In den Offices der City münden alle Fabriken Englands einerseits und alle Märkte der Welt andrerseits ein. Das Wesen des business besteht darin, den gegenseitigen Austausch zu bewirken. All das Fahren und Rennen und Laufen läuft einzig und allein darauf hinaus, eine Verständigung zwischen den auszutauschenden Produkten und den sie vertretenden Agenten hervorzubringen.

Auf der Schnelligkeit des Handelns, des Laufens, des Fahrens beruht in den meisten Fällen der Erfolg des Handels selbst. Das business kann schon lange nicht mehr schnell genug auf den Straßen Londons fahren oder laufen; in den engen Straßen ist kein Platz mehr, um die Tausende von Distributoren und Agenten und Ziffern und Kapitalien aus allen Weltgegenden in gegenseitige Berührung zu bringen. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß der Handel unter der Erde abgemacht wird, und daß die Straßen bloß für Müssiggänger und Spaziergänger offen bleiben.

Was weder Doktoren noch Philantropen zuwegebringen konnten, das bringt das Geschäft und die Gewinnsucht zuwege. Man hat hundertmal den Engländern gesagt: wenn ihr nicht für bessere Wasserleitungen und Ableitungskanäle sorgt, so rafft euch die Cholera zu Tausenden weg. Die Wasserleitungen sind nicht verbessert worden. Die schädlichen Ausdünstungen, die in Folge des schlechten Zustandes der Ableitungskanäle ganze Straßen und Stadtviertel verpesteten, ließen der Cholera und jeder anderen epidemischen Krankheit den freiesten Spielraum. Alle Vorstellungen der Doktoren und des board of health blieben fruchtlos. Keiner wollte die Kosten tragen, obgleich jeder der Gefahr ausgesetzt war, als ein Opfer dieser Einflüsse zu fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

(Ehrliche Leute.) Im Winter 1842, erzählt Glaubrecht, starb in Haingründau, unweit Büdingen, ein ausländischer Leinwebergesell, den Alles im Orte liebte, weil er gern half und wegen seiner Sparsamkeit es auch konnte. Auf die Anzeige des Meisters erschien das Gericht, um die Verlassenschaft zu versiegeln. In seiner Stube und zwischen seinen wenigen Habseligkeiten fand man einzelne kleine Summen Geldes. „Das ist nicht alles, was der Leinweber an Geld gehabt hat", sagte der Bürgermeister zu dem Assessor, der das Inventar aufstellte; „ich weiß, daß der Verstorbene Diesem und Jenem aus der Noth geholfen hat; wer aber die Schuldner sind, kann ich nicht sagen. Wenn's Ihnen recht ist, so lasse ich durch die Schelle im Orte bekannt machen, wer dem verstorbenen Leinweber etwas schuldig sey, der solle sich melden." Der Herr Assessor, dem in seiner Praxis wohl schon manche Unehrlichkeit vorgekommen war, sah den Bürgermeister kopfschüttelnd an und sprach: „Es kann nicht schaden, aber helfen wird es auch nichts!" Schweigend ging der Bürgermeister weg, um dem Ortsdiener den Befehl zu geben, und bald hörte man durch das Fenster den Ruf: „Wer dem verstorbenen Leinweber etwas schuldig ist, der soll sich sogleich melden; das Landgericht ist da!" Es waren seitdem keine zehn Minuten vergangen, so kam eine Frau und brachte eine kleine Summe Geldes, und hinter dieser noch eine, und hinter dieser ein armer Mann, und so fort bis fast sämmtliche Unvermögende des Ortes dagewesen waren und ihre Schuld abgetragen hatten. Zuletzt kam noch ein armer Drehergeselle und legte ein mit einem Bindfaden zugebundenes Päckchen Geld auf den Tisch, mit dem Bemerken, der Verstorbene habe ihm das Geld gegeben, als er zum letzten Male nach Haus gereist sey, mit der Bitte, es ihm aufzuheben, er wisse nicht, wohin er es thun solle. Das Päckchen wurde geöffnet und enthielt hundert Gulden in verschiedenen Münzsorten.

* Welt und Herz.

Verzeihen, Trauen, Gutseyn, Lieben
Entquillt der Brust in warmen Trieben;
Die Welt doch ist so fremd und kalt,
Daß diese Fluth, zurück getrieben,
Wie an's Gestad' die Woge prallt.

Sie weicht zurück — sie ist betroffen,
Und bricht sich wie getäuschtes Hoffen
An diesem starren Widerstand:
Es schließet sich die Brust, die offen
Der Lieb' und dem Vertrauen stand.

Doch wieder neu von Lust umflogen,
Wie hin zum Strande stets die Wogen
Es wieder zieht voll Freudigkeit,
Fühlt sich zu Menschen hingezogen
Die Seele in der Einsamkeit.

Und immer neu — und frischer immer,
Erglänzend in der Freude Schimmer
Umspielen ihre Träume doch,
Zerschellen dort sie auch in Trümmer,
Wie Wellen das Gestade noch!

Margaretha Adelmann.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 88. Mittwoch, den 2. November 1853.

Das fürchterliche Bett.

(Fortsetzung.)

Ich hatte keine Macht mehr, etwas zu denken oder zu fühlen, als daß ich mich irgendwo zu Bette legen und in einen kühlenden, erfrischenden, bequemen Schlaf verfallen müsse. So willigte ich denn voll Freuden in den Vorschlag wegen eines Bettes ein und nahm den dargebotenen Arm des Soldaten und des Croupier an, welcher letztere aufgefordert worden war, mir den Weg zu zeigen.

Sie führten mich durch einige Gänge eine kurze Treppe hinauf in das Schlafgemach, das ich einnehmen sollte. Der Erbrave schüttelte mir herzlich die Hand, schlug vor, daß wir am nächsten Morgen mit einander frühstücken wollten, und verließ mich dann mit dem Croupier für diese Nacht.

Ich rannte an den Waschtisch, trank etwas von dem dortstehenden Wasser, goß das übrige aus, versenkte mich mit dem Gesichte darein, setzte mich in einen Lehnstuhl und versuchte dann mich wieder einigermaßen zu beruhigen. Es ward mir bald besser zu Muthe. Die Veränderung für meine Lungen aus der dumpfigen Atmosphäre des Spielzimmers in die kühle Luft des Gemachs, wo ich mich jetzt befand, die für meine Augen fast ebenso erquickende Veränderung des blendenden Gaslichts des Saales in das matte, ruhige Flimmern einer Nachtlampe unterstützten wundervoll die Wirkungen des kalten Wassers. Die Betäubung schwand und ich fühlte wieder so etwas wie klare Vernunft.

Mein erster Gedanke war der, wie viel ich wagte, die ganze Nacht in einem Spielhause zu schlafen, mein zweiter, wie noch viel gewagter es sey, zu versuchen, von hier fortzugehen, wenn das Haus verschlossen, und bei Nacht allein mit einer großen Geldsumme bei mir durch die Straßen von Paris nach Hause zu wandern. Ich hatte aber an noch schlimmern Orten als diesem hier auf meinen Reisen geschlafen, und so beschloß ich denn, meine Thür zu verschließen, zu verriegeln und zu verbarrikatiren.

Nachdem ich mich so gegen alles Eindringen gesichert, unter das Bett und in die Schränke gesehen, die Fenster untersucht und mich versichert hatte, alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln genommen zu haben, legte ich meine Oberkleider ab, steckte mein dünnes Licht in einen Haufen Asche auf dem Herd und legte mich mit dem Schnupftuch, in welchem sich mein Geld befand, unterm Kopfkissen zu Bette.

Ich wurde bald gewahr nicht bloß, daß ich nicht schlafen könne, sondern auch, daß ich nicht einmal die Augen schließen konnte. Ich war völlig wach, aber auch im vollsten Fieber. Jeder Nerv meines Körpers bebte — jeder meiner Sinne schien übernatürlich geschärft. Ich warf mich umher und versuchte jede Art von Lage, suchte mir auch fortdauernd stets die kühlsten Stellen des Bettes aus, aber alles vergebens. Bald steckte ich meine Arme unter die Bettdecke, bald legte ich sie darüber, bald streckte ich meine Gliedmaßen gewaltsam bis an's Ende des Bettes aus, bald brachte ich sie krampfhaft so nahe an mein Kinn, als es nur möglich, bald schüttelte ich mein zerknittertes Kissen auf, wandte es auf die kühle Seite, strich es glatt und legte mich dann ruhig auf den Rücken, bald schlug ich es zur Hälfte zusammen, stellte es auf das eine Ende, klemmte es an die Bettseite und versuchte nun eine sitzende Stellung, jede Anstrengung war vergebens, und ich mußte mich mit Verdruß überzeugen, daß es hier ohne eine schlaflose Nacht nicht abgehen werde.

Was war zu thun? Ich hatte kein Buch zum Lesen, und doch fühlte ich bestimmt, daß, wenn ich keine Methode ausdächte, meinen Geist zu zerstreuen, ich mir alle nur möglichen Schrecknisse ausmalen, mein Gehirn mit Ahnungen aller nur möglichen oder unmöglichen Gefahren ängstigen, kurz, die Nacht mit den Qualen aller ersinnlichen Leiden nervöser Furcht zubringen müßte. Ich hob mich auf einen Ellbogen und sah mich im Zimmer um, das von dem freundlichen Mondschein erleuchtet ward, der voll durch das Fenster hereinschien, ob es nicht einige Gemälde oder Verzierungen enthalte, die ich deutlich erkennen könnte. Als meine Augen so von Wand zu Wand wanderten, fiel mir ein Gedanke an das allerliebste Buch von Le Maistre, Wanderung durch mein Zimmer, ein. Ich beschloß, dem französischen Autor nachzuahmen und darin hinreichende Unterhaltung und Beschäftigung gegen die Langeweile einer schlaflosen Nacht zu finden, daß ich im Geiste ein Inventarium von jedem Artikel der Ausstattung desselben, den ich erblicken könnte, aufnähme und die Menge von Verbindungen, die ein bloßer Tisch, Stuhl oder Waschbecken hervorzurufen im Stande wären, bis zu ihrer Quelle verfolgte.

Bei dem nervösen und aufgeregten Zustande meines Geistes, fand ich es in diesem Augenblicke für

viel leichter, mein mir vorgenommenes Inventar zu machen, als meine mir vorgenommenen Betrachtungen und gab bald alle Aussicht auf, in Le Maistre's phantastischer Art zu denken — oder überhaupt zu denken. Ich blickte im Zimmer auf die verschiedenen Geräthschaften umher, that aber weiter nichts. Da war zuerst das Bett, auf dem ich lag — ein vierpfostiges Bett, das ich am wenigsten in Paris erwartet hätte — ja, ein ächter plumper Vierpfoster, mit der regelmäßigen Spitze von gestreiftem Zitz — und den regelmäßigen befranzten Umhängen rings herum — nebst den regelmäßigen ungesunden, steifen Vorhängen, von denen ich mich erinnerte, daß ich sie beim Eintreten in das Zimmer unwillkürlich zurückgezogen hatte, ohne von dem Bette weiter besondere Notiz zu nehmen. Dann war vorhanden der Waschtisch mit der Marmorplatte, von dem das Wasser, das ich in meiner Hast vergossen hatte, noch langsam und immer langsamer auf den Ziegelboden herabtropfte. Ferner zwei schmale Stühle, mit Rock und Weste und Pantalons von mir daraufgeworfen. Hierauf ein großer Stuhl mit Armlehne mit schmutzigem weißen Cotton überzogen, auf dessen Rückenlehne mein Halstuch und Kragen hing. Alsdann eine Kommode, woran zwei bronzene Handhaben fehlten und einem geschmacklosen zerbrochenen Porzellan-Schreibzeug als Zierrathe darauf. Weiter der Toilettentisch mit einem kleinen Spiegel und einem ungeheuern Nadelkissen versehen. Eben so ein Fenster — ein ungewöhnlich großes — und zuletzt ein schwarzes altes Gemälde, welches mir das schwache Nachtlicht nur ganz undeutlich sehen ließ. Es war das Portrait eines jungen Mannes mit einem hohen spanischen Hut und einer großen Feder darauf. Ein schwarzbrauner, unheimlich aussehender aufwärtsblickender Kerl, der sich die Hand über die Augen hielt und so stier nach oben schaute, als sähe er nach dem Galgen, an dem er gehängt werden sollte. Wenigstens hatte er ganz das Ansehen, als verdiente er dergleichen.

Das Gemälde übte eine Art von Gewalt über mich aus, ebenfalls nach oben — an meinen Betthimmel zu sehen. Es war ein dunkler und nicht eben interessanter Gegenstand, so daß ich wieder auf das Gemälde zurückblickte. Ich zählte die Federn auf dem Hute des Mannes. Sie standen weit hervor, zwei grüne und drei weiße. Ich bemerkte die Krone auf seinem Hute, der von kegelförmiger Art war, nach der Weile, wie man angenommen, daß Guido Fawkes sie gern getragen habe. Ich dachte darüber nach, wohin er denn so nach oben sehe. Nach den Sternen konnte es nicht seyn, denn ein solcher Desperado war weder Astrolog noch Astronom. Er mußte nothwendig nach dem hohen Galgen, in dem Augenblicke, wo er gehängt werden sollte, blicken. Sollte der Scharfrichter in den Besitz seines kegelförmigen Hutes und dessen Federschmuckes kommen? Ich zählte die Federn noch einmal. Drei weiße, zwei grüne.

Als ich noch bei dieser sehr lehrreichen und nützlichen Beschäftigung verweilte, fingen meine Gedanken an herumzuschweifen. Das Licht des Mondes, das in das Gemach schien, erinnerte mich an eine gewisse Mondscheinnacht in England — die Nacht nach einer Picnic Parthie in einem Walliser Thale. Jeder Gegenstand bei dieser Heimkehr durch eine reizende Gegend, die durch den Mondschein noch reizender wurde, kehrte in meine Erinnerung zurück, ob ich gleich seit Jahren nicht mehr daran gedacht hatte, und wenn ich versucht hätte, es mir wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, es mir gewiß nur wenig oder gar nicht gelungen seyn würde.

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Bilder.

(Fortsetzung.)

Nun kommt das business und sagt: die Geschäfte gehen zu langsam auf der Straße; die Stockungen, welche die Omnibus und die Wagen aller Art allenthalben in den Straßen verursachen, sind eben so viele und große Stockungen für den Handel. Wir könnten unsere Geschäfte weit schneller und wir könnten bei weitem mehr Geschäfte machen, wenn wir dieselben unter der Erde abmachten. Den Unrath, der bereits unter der Erde angehäuft liegt, zu beseitigen, ist nebenher eine Kleinigkeit; und sie da, dem business gelingt, was alle Kommissionen bisher vergeblich versucht, dem Lichte, dem reinen und dem unreinen Wasser seinen gehörigen Lauf anzuweisen, und noch obendrein unter der Erde eine Verkehrsstraße herzustellen, wo früher kaum Raum genug war, den Unrath, der sich über der Erde angehäuft hatte, unter der Erde fortzuleiten.

Allenthalben, wo es sich darum handelt, schnell zum Golde zu gelangen, da sind die Engländer rasch bei Hand. Die Philanthropen hörten nicht auf, den Engländern in's Ohr zu flüstern: „Seht ihr nicht, daß in dem jetzigen Zustande, in dem sich die Straßen wegen Ueberfüllung mit Fuhrwerk befinden, ihr, so oft ihr nach eurem Golde lauft, in Gefahr schwebt, einen Arm, ein Bein oder gar den Kopf zu verlieren?“ Aber daran stießen sich die Engländer nicht. Die vielfachen Unglücksfälle, die tagtäglich auf den Straßen in Folge des Fahrens vorfielen, machten keinen Eindruck auf sie. Der Nachbar oder Konkurrent mag Arm oder Bein brechen, oder sich seinen Kopf an dem zentnerschweren Rad eines Omnibus zertrümmern; das stört mich den einzelnen Engländer nicht, so lange nur ich meine Glieder und meinen Kopf ganz behalte. Und alle Vorstellungen der Philanthropen, bessere Anordnungen für Omnibus und Lohnkutschen zu treffen, blieben unbeachtet. Nun heißt es auf einmal: unter der Erde gibt es einen Weg, schneller zum Golde zu kommen, und plötzlich werden die Engländer rührig und begeistern sich für Arkaden unter der Erde, und für zwei Linien von Eisenbahnen in diesen Arkaden für die Züge hin und her.

Die Ordnung und Anordnung, welche die Philanthropen vergebens herzustellen suchten, die stellt jetzt das business her. Nur komme die Philanthropie nicht hinterher und beschönige das business und sage: „Das business ist es, welches den Menschen die Comforts des Lebens zuführt. Es liegt daher auch im Wesen desselben business, die Unbequemlichkeiten des Lebens, als da sind, Unrath rc. aus dem Wege zu räumen, während es zugleich die dringendsten Bedürfnisse, wie Wasser, Licht, dem Menschen auf einfachere oder minder kostspielige Weise zuführt.“

Der man of business denkt zunächst nur an seinen eigenen Gewinn; er denkt daran, schneller zum Golde

zu gelangen, als sein Konkurrent. Er denkt weder an den Unrath, der zu beseitigen, noch an das Licht, das zu verbreiten, noch an den Durst, der zu stillen ist. Wenn nun in Folge der Hast, mit welcher einer dem andern den Rang ablaufen will, sich Hindernisse aufthürmen, die den Weg zum Golde für alle gleichmäßig verzögern, so haben alle ein gleiches Interesse, diese Hindernisse beseitigt zu sehen. Die fünfundzwanzigtausend Pferde, die sich in London tagtäglich mit den schwer beladenen Omnibus herumtummeln, sind ärger als Batterien; die Lohnkutscher und Omnibuskondukteure hausen schlimmer als die Kosaken. Wenn nun business sich genöthigt sieht, die Hindernisse, die es selbst geschaffen, die es sich selbst in den Weg geschleudert, aus seinem Wege zu räumen, so geschieht dies weder aus philanthropischen, noch aus hygiänischen, sondern aus rein kommerziellen Gründen, und es ist am Ende immer nur das business, das triumphirt. Man muß wohl unterscheiden den Mann, der nach dem business fährt, reitet oder läuft, und den Mann, der zu Hause sitzt. Letzterer wird sich hüten, auch nur einen Penny für Wasserleitungen zu geben, die nicht an seinem Hause einmünden. Sobald aber derselbe Mann nach dem business läuft und schneller laufen oder fahren will als sein Konkurrent, so kann er nicht umhin, zu gleicher Zeit etwas für Wasserleitungen abfallen zu lassen, die auch seinem Konkurrenten zu gute kommen mögen.

Es ist schwer, vorauszubestimmen, welche Umgestaltung London in Folge dieser neu zu errichtenden Kommunikationswege erfahren wird, wenn das ganze geschäftliche Leben unter der Erde vorgeht, wenn London so zu sagen unter London hinabtaucht, um seinen täglichen Beruf zu erfüllen. Wie wird die Stadt aussehen? wie die Häuser und Straßen? Wird, was man früher unter Stadt verstand, dann noch immer Stadt heißen? Das alles sind Fragen, deren Beantwortung wir der Zeit überlassen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Unter dem Eichbaume.

(Von Philipp Kühles.)

Müde vom Wandern ließ sich ein junger Mann, dessen bleiche Wangen kaum der steile Felsenweg zu röthen vermochte, unter einem alten Eichbaume nieder. Im Moose ruhend betrachtete der Wanderer die lachende Frühlingslandschaft, deren stille Feier nicht einmal das Mühlrad unterbrach, dessen bemooste Speichen die Wellen des Baches neckend umspielten. Ober der Mühle erhob sich auf waldbekränztem Hügel ein Schloß, dessen weiße Mauern die Sonne mit schimmerndem Purpur bemalte. Leuchtend ruhte das dunkle Auge des bleichen Mannes auf diesem schönen Naturbilde; die düsteren Falten seiner Stirne ebneten sich und ein wehmüthiges Lächeln umspielte die blassen Lippen. „O wie wohl wird mir," rief er, „in diesem Tempel aller Tempel, in der freien Gotteswelt! Wie süß läßt sich ruhen unter den schattigen Säulen des Waldes! Wie malt er mir mit den grünen Zügen der ewigen Hoffnung die Bilder meiner Kindheit vor, da ich ein lustiges Waldvöglein den Träumen des alten Eichbaumes lauschte! Ach, daß es auch nur Träume waren! Leider nur Träume, und doch haben sie rauschend aus den grünen Blättern mein Herz mit ewigerem Vergißmeinnicht bekränzt, als all die Hochgenüsse, in denen mein Geist schwelgte, als er die Hieroglyphen löste im Buch der Weisheit. O dieses Buch, dessen vergilbte Blätter wie die blühenden Blumen meiner Seele raubten, es ist versiegelt von dem düstern Bilde des Zweifels! Er lockte mit Sirenenstimmen mich von den friedlichen Gestaden des Glaubens hin in ein klippenreiches, verzweiflungsvoll rauschendes Meer; er nagte mit seinen Schlangenzähnen tiefe Furchen in diese einst so heitre Stirne; sein trauriger Hauch machte bleichen die Rosengluth meiner Wangen und mit ihr flohen zugleich Friede und Ruhe meines Herzens. Einst war mir die Welt ein Paradies, der Mensch ein Gott; Wonne, wähnte ich, duftete jede Blume, sänge jeder Vogel, poche jede Menschenbrust. Doch der finstere Zweifel entriß mich diesem himmlischen Wahne, um mich in einen höllischen Wahnsinn zu stürzen. O Glaube, o Glaube! strahle wieder mit deinem Friedenbogen über dem verfallenen Tempel meines Herzens und ich will wieder wie einst als Kind mit inniger Andacht zu deinem Altare wallen. Gott, o Gott," seufzte er leiser, indem er sein Haupt auf seine Arme stützte, „warum hast du mich nicht so geschaffen, wie die frohe Lerche, welche stets glücklich beseelt ihr Lied schmettert und noch sterbend in lieblichen Tönen ihr Leben aushaucht! — Alter Eichbaum," rief er aus, „auf dir nistet sie, sag an, bist du es, der ihr diese ewige Heiterkeit bewahrt? O wenn du dies könntest, wenn du, wie du meinen Körper mit deinem Schatten labst, so auch meine Seele mit der Kühle des Glaubens laben könntest!"

Er seufzte leise, sein Haupt senkte sich tiefer, leiser und leiser pochte sein Herz, er schlummerte.

Sieh, da bebte plötzlich ein geheimnißvolles Flüstern durch die Blätter des Eichbaumes, seine Zweige hoben und senkten sich, wie vom sanften Lufthauch gewiegt, es war aber kein Lufthauch, sondern wie die Stimme eines Genius tönte es aus den säuselnden Blättern zu dem Träumenden:

„Du hast mich gebeten, junger Mann, ich solle deiner Seele die Heiterkeit deiner Kindheit zurückgeben; ich kann es nicht. In des Menschen Brust selbst wohnt Freude und Schmerz neben einander und weben beide das Bild seines Lebens. Traurig, wenn der finstere Schmerz das lachende Bild verscheucht, wenn dieses Bild statt aus Rosen aus Dornen gewoben ist! Doch es gibt einen Trost, einen Quell, in dem sich Dornen wie Rosen spiegeln, es ist der Traum des Wahnes. Siehst du dort am Bach jene freundliche Mühle? Sie war einst ein Himmel, ohne vorher ein Sarg gewesen zu seyn. O, dort lebten zwei glückliche Menschen, deren Stolz und Zierde ihr Söhnlein, der kleine Eduard war. Habe oft selbst meine Freude an dem herrlichen Knaben gehabt, wenn er sich unter meinem grünen Dache niederließ und mit den Vögeln um die Wette jodelnd aus dem Holze meiner Rinde kleine Schiffe schnitzte. O wie lief er dann mit der kleinen Arbeit zu dem silbernen Bache, wie übermüthig warf er sie in die Wellen, und wie freute er sich, wenn sie vom Mühlrad erfaßt und zerschmettert wurden. Damals ahnte er nicht, daß dies ein Bild seines Lebens sey. Der Kleine wuchs immer mehr und mehr heran, die Zeit des bloßen Spieles war vorüber, eine ernste Zukunft erwartete den Knaben. Was willst du werden?

war der liebenden Eltern Frage. Bildhauer, o ein Bildhauer! rief er mit leuchtendem Blick, folgend dem jugendlichen Hange. Ein Bildhauer, und schon dieser Gedanke meiselte ihm das Bild seiner Zukunft mit reichem Zauber in alle seine Träume. Mit Thränen in den Augen nahm er Abschied vom Vaterhause und auf meinen Wurzeln ruhend trank er scheidend zum letzten Male die Luft seiner Heimath.

Lange Jahre schwanden, da schritt einst im Abendsonnenschein ein rüstiger Jüngling des Weges daher, es war Eduard. Er kam, zum zweiten Male Abschied zu nehmen von seinen Eltern und seinem Vaterlande. Es drängte ihn, nach dem Lande der Wunder, nach Italien zu ziehen. War der Jüngling wohl glücklicher als der Knabe, in dessen Brust mein Schatten das schlummernde Talent erweckt hatte? Konnte er unter Welschlands Palmen süßer träumen als unter deutschen Eichen? Ich weiß es nicht.

Als er wieder kam, fand er Vater und Mutter nicht mehr in der Mühle, er mußte auf den Friedhof wandeln, um sie zu finden.

Des Künstlers Geist war übervoll an herrlichen Ideen, sein Herz konnte nicht lange öde und leer seyn. Bald füllte es die Liebe mit dem Quell ihrer Wonne. Er drückte eine liebende Gattin an seine Brust. Unter meinen Zweigen wurde der Bund der Liebenden mit dem ersten Kusse besiegelt. Eduard war überglücklich, beglückt durch seine Liebe, berühmt durch seine Kunst. Doch das Schicksal schien ihn nur so hoch erhoben zu haben, um ihn desto tiefer zu stürzen — seine geliebte Gattin starb. Seinen Schmerz kann ich dir nicht malen, er läßt sich nur fühlen. Um ihn zu dämpfen, beschloß der Unglückliche, seiner Gattin ein unsterbliches Denkmal der Kunst zu setzen. Ein Jahr ging vorüber, bis er endlich vor seinem vollendeten Meisterwerk stand. Das Kunstwerk sollte auf den Friedhof gebracht werden; der sorgsame Meister legte selbst Hand an, aber indem er an die geliebte Gattin dachte, welche dieses Denkmal verherrlichen sollte, schwammen seine Augen in Thränen, plötzlich schwanden seine Kräfte, der Stein entglitt den zitternden Händen und riß den Künstler zu Boden. Wohl war das Kunstwerk nur wenig versehrt, desto mehr der Künstler; sein rechter Arm war zerschmettert. Mit dem Myrthenkranz der Liebe war nun auch der Lorbeerkranz des Ruhmes zerrissen. Unzählige Gedanken, welche er einst alle zu verkörpern gedacht hatte, standen nun gleich Gespenstern um seinen Geist. Todt für seine Kunst, mit gebrochenem Herzen und gebrochenem Körper verfiel er in eine Krankheit, aus der er nur als ein Wahnsinniger genas. Er ist jetzt ein Greis, er kennt das Unglück nicht, das ihn getroffen. Er wähnt ein berühmter Künstler zu seyn, und mit der linken Hand aus meiner Rinde Schnitzwerke bildend, glaubt er, es seyen herrliche Kunstwerke aus Marmor und er sey ein größerer Künstler als je; und daß seine Werke zu den Menschen gelangen, wirft er sie in den Bach, wo sie ruhig dahinschwimmen, denn das Mühlrad kann sie nicht mehr zerschmettern, es steht stille wie das Herz seiner Besitzer."

Der Eichbaum schwieg, und aus seinen Aesten erhob sich eine Lerche singend und jubelnd, als wollte sie einen Tag der frohen Auferstehung verkünden, zum Himmel, und sie weckte auch ein Herz zur Auferstehung, den bleichen Träumer.

Langsam öffnete er das dunkle Auge, als ob es ihm schwer fiele, sich von seinem Traume zu trennen, tauchte es dankend in die blaue Fluth des Himmels, und mit dem feierlichen Rufe: „Wähne, du seyest glücklich, und du bist es!" schied er freundlich von dem alten Eichbaume, dessen Wipfel eben die untergehende Sonne wie mit einem Heiligenscheine bekränzte.

Würzburger Stadttheater.

Der dermalen wegen dessen Restaurirung stattfindende Schluß des Münchner Hoftheaters verschaffte uns den eben so unerwarteten als großen Genuß, den dortigen Baritonisten, Hrn Kindermann, auf unsrer Bühne gastiren zu sehen. Derselbe trat jetzt zweimal als Don Juan und als Kaspar im Freischütz auf, und bewährte sich als ein so gewandter, so durchaus vollendeter, mit allen Vorzügen ausgestatteter Künstler, daß wir mit größter Erwartung, mit freudiger Hoffnung den noch weiter bevorstehenden Gastrollen entgegen sehen. Den schlagendsten Beweis, welche Bewunderung sich Hr. Kindermann bei unserem Theaterpublikum erworben, liefert unstreitig der Besuch der Vorstellungen selbst. Schon die erste Vorstellung, die überdies außer dem Abonnement stattfand, war besuchter, als die meisten diesjährigen Vorstellungen, und gestern, am 30. Oktober, war der Zudrang so stark, daß das Theater nur mit Noth die Massen der Schau- und Hörlustigen fassen konnte. Hr. Kindermann zeigte sich in beiden Rollen als ein Mann, begabt mit einer eben so umfang- als klangreichen, eben so vollen als weichen, biegsamen Stimme, als ein eben so denkender, tüchtiger Schauspieler, wie als gewandter, kunstgebildeter Sänger. Sein Vortrag ist so edel und ausdrucksvoll, und dabei doch so natürlich, so ungezwungen, so ohne alle Effekthascherei, wie man es eben nur von Künstlern erster Größe erwarten darf. Seine Deklamation ist in Gesang wie Dialog gleich deutlich und wohlklingend, so daß auch nicht die kleinste Silbe dem Zuhörer verloren geht, oder unverständlich bleibt; in einem Augenblicke erregt er unsere Bewunderung durch die Macht und Kraft seiner Stimme, mit der er gewaltig des Orchesters ganze Tonmasse überflügelt, im nächsten Momente reißt er uns durch den süßschmelzenden Vortrag einer zarten Stelle im weichsten Piano hin. Wie er in Don Juan den Wüstling der großen Welt eben so übermüthig und frivol, als fein und chevaleresk gab, eben so führte er uns im Kaspar den mit sich selbst und Gott zerfallenen, dem bösen Prinzipe zu Theil gewordenen Schlemmer und Wüstling aus der Masse des rohen Volkes des 17. Jahrhunderts in trefflichster Charakterzeichnung vor. In beiden Partien gleich vortrefflich, war er doch in jeder ein ganz Anderer.

Auch die übrige Besetzung der beiden Opern war gut, und alle Mitspielenden wirkten nach besten Kräften zusammen und leisteten sehr Anerkennenswerthes, sowohl in Don Juan, in welchem die Besetzung dieselbe war, wie in der früheren Vorstellung derselben Oper, als auch im Freischütz, in welchem besonders Frau Dreßler-Pollert als „Agathe" durch vortrefflichen Vortrag ihrer beiden Arien, sowie Frau Kissner als „Aennchen" durch ihre gewandte und naive Darstellung besonderen Beifall errangen. Hr. Wiehrler (Max) sang recht gut, auch sein Spiel war hübsch, und sein Vortrag verdient alles Lob. Die Chöre waren gut, das Orchester vortrefflich. M . . .

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 89. Sonntag, den 6. November 1853.

Das fürchterliche Bett.

(Fortsetzung.)

Welche von allen den wunderbaren Fähigkeiten, die uns überzeugen, daß wir unsterblich sind, spricht wohl diese erhabene Wahrheit beredter aus als das Gedächtniß? Hier befand ich mich jezt in einem fremden Hause von dem verdächtigsten Charakter, in einer Lage der größten Ungewißheit, ja Gefahr, welches den freien Gebrauch meines Gedächtnisses ganz gewiß nicht beförderte, und doch erinnerte ich mich ganz unwillkürlich an Orte und Personen und Gespräche und die kleinsten Umstände aller Art, welche ich für immer für vergessen gehalten haben würde, mir gewiß nicht absichtlich hätte zurückrufen können, selbst unter den allervortheilhaftesten Verhältnissen! Und welche Ursache hatte in Einem Augenblicke diese ganz seltsame, komplizirte und geheimnißvolle Wirkung hervorgebracht? Nichts als einige Strahlen Mondscheins in das Fenster meines Schlafzimmers.

Ich dachte noch über das Picnic, unsere Lustigkeit beim Nachhausegehen und die junge, sentimentale Lady nach, die Byrons Childe Harold zitirte, weil es Mondschein war. Ich war in diese vergangenen Scenen und Freuden ganz vertieft, als in einem Augenblicke der Faden, an dem meine Erinnerungen hingen, völlig abriß, meine Aufmerksamkeit zu den gegenwärtigen Dingen lebhafter als je zuvor zurückkehrte und ich mich selbst, ohne zu wissen, wie und weßhalb, wieder auf das erwähnte Gemälde hinstarrend fand.

Hinstarrend wegen was? Ei du mein Himmel! Der Mann hat seinen Hut abgenommen! Nein! — Der Hut selbst ist fort. — Wo ist die kegelartige Krone? Wo sind die Federn? Drei weiß und zwei grün? Nicht da! Statt des Hutes und der Federn, welcher düstere Gegenstand bedeckt ihm die Stirn? — die Augen? — die beschattende Hand? Bewegt sich mein Bett?

Ich wendete mich auf den Rücken und sah empor. War ich wahnsinnig? trunken? träumend? — oder bewegte sich der Betthimmel wirklich herab — sank langsam, regelmäßig, schweigend, furchtbar, gerade herunter in voller Länge und Breite — herunter auf mich, der ich unter ihm lag?

Mein Blut schien still zu stehen; eine tödtliche, versteinernde Kälte überlief mich, als ich meinen Kopf auf dem Kissen wandte und entschlossen war, mich zu überzeugen, ob der Betthimmel sich wirklich bewege, indem ich mein Auge auf den Mann auf dem Bilde richtete. Der erste Blick in dieser Richtung hin genügte. Die schwarze, schmutzige Außenlinie des Bettkranzes über mir brauchte nur einen Zoll, um mit dessen Leibe parallel zu stehen. Doch sah ich athemlos darauf. Und fortwährend und langsam — sehr langsam sah ich die Gestalt verschwinden, so wie der Bettkranz sich vor ihr herabsenkte.

Ich bin meiner Natur nach alles andere, nur nicht furchtsam. Ich bin mehr als einmal in Lebensgefahr gewesen und habe keinen Augenblick mein kaltes Blut verloren, aber als die Ueberzeugung nun erst von meinem Verstande Besitz genommen hatte, daß sich der Betthimmel wirklich bewege, und fort und fort auf mich herabsinke, blickte ich schaudernd, hülflos und furchterstarrt doch einen oder ein paar Momente unter der Mordmaschine empor, die sich immer näher und näher zu mir herabsenkte, um mich da, wo ich lag, zu ersticken.

Da trat der Instinkt der Selbsterhaltung ein und stärkte mich, mein Leben zu retten, so lange es noch Zeit sey. Ich stieg sehr ruhig aus dem Bett und zog schnell meine Oberkleider an. Das Licht, völlig abgebrannt, ging aus. Ich setzte mich in den Armstuhl neben mir und beobachtete nun, wie sich der Betthimmel immer mehr langsam herabsenkte. Ich war im eigentlichen Wortverstande durch Zauberei gefesselt. Hätte ich Fußtritte hinter mir gehört, so würde ich mich doch nicht haben umdrehen können. Wäre ein Weg zur Rettung mir durch ein Wunder geöffnet worden, ich würde mich nicht haben bewegen können, Gebrauch davon zu machen. Das Leben in mir war in diesem Augenblicke in meinen Augen konzentrirt.

Er stieg herab — der ganze Betthimmel mit seinen Behängen umher kam herab — tiefer — und immer tiefer, so daß kein Raum mehr da war, auch nur einen Finger zwischen ihn und das Bett zu stecken. Ich fühlte zur Seite und ward inne, daß das, was mir von unten der gewöhnlich leichte obere Aufsatz eines Bettes auf vier Pfosten geschienen hatte, in der That eine breite dicke Matraze sey, deren Bestandtheile durch den Bettkranz und die Fransen verborgen ward.

Ich blickte empor und sah die Pfosten widerwärtig nackt sich erheben. In der Mitte des Bettes befand sich eine schwere hölzerne Drehschraube, die offenbar sich durch eine Oeffnung in der Decke herabgekommen war, so wie gewöhnliche Pressen auf die Gegenstände

herabgesenkt werden, auf die man Druck ausüben will. Der furchtbare Apparat bewegte sich ohne das mindeste Geräusch. Man hatte kein Krachen gehört, als er herabkam: es erscholl von oben herunter nicht das mindeste Getös. Inmitten eines schrecklichen, tödtlichen Schweigens sah ich vor mir — im 19. Jahrhunderte und in der zivilisirtesten Hauptstadt Frankreichs — so eine Maschine für geheimen Mord durch Erstickung, wie sie einst vielleicht in den schlimmsten Tagen der Inquisition, in den abgelegensten Gasthäusern der Harzgebirge, in den geheimnißvollen Vehmgerichten Westphalens existirt haben mochte. Und doch konnte ich, als ich so hinblickte, mich nicht von der Stelle rühren, ja kaum Athem holen, doch bekam ich die Kraft zu denken wieder, und begriff im Augenblicke die mörderische Verschwörung gegen mich mit allen ihren Schrecken.

Mein Trank in der Kaffeetasse war mit etwas vermischt worden, und war allzu stark. Ich war dadurch gerettet, daß die Dosis für einen Schlaftrunk allzu heftig war. Wie hatte ich in meinem Fieberanfalle, der mein Leben dadurch gerettet, daß er mich wach erhalten, aber auch geglüht und gefroren! Wie rücksichtslos hatte ich mich den beiden Bösewichtern anvertraut, die mich in dieses Zimmer brachten und entschlossen waren, mich hier um meines Gewinnstes willen auf die furchtbarste und sicherste Weise in meinem Schlafe um's Leben zu bringen. Wie viele Personen, die gewonnen hatten, mochten schon in diesem Bette geschlafen haben, wie ich es mir vorgenommen, ohne daß man jemals von ihnen ein Wort wieder gehört. Ich schauderte, als ich daran dachte.

Nicht lange aber, so war wieder alles Nachdenken bei dem Anblicke des mörderischen Betthimmels mir vergangen, der sich immer noch bewegte. Nachdem er etwa 10 Minuten lang auf dem Bette geblieben, so fing er an, sich wieder zu erheben. Die Bösewichter, welche von obenher darauf wirkten, glaubten offenbar, daß ihr Vorsatz nun erreicht sey. Langsam und still, wie er herabgestiegen war, erhob sich dieser schreckliche Betthimmel nun auch wieder in die Höhe. Als er die obern Enden der vier Bettpfosten erreicht hatte, befand er sich auch wieder an der Decke. Man konnte weder Höhlung noch Spalte sehen. Das Bett ward wieder zu einem gewöhnlichen Bette, der Himmel eben so zu einem gewöhnlichen, selbst für die scharfsichtigsten Augen.

Jetzt zum ersten Male bekam ich meine äußere Beweglichkeit wieder und konnte von meinem Lehnstuhle aufstehen, um zu sehen, wie und wo ich entfliehen könne. Verrieth ich durch das geringste Geräusch, daß der Versuch meiner Erstickung verunglückt sey, so war ich überzeugt, gemordet zu werden. Hatte ich schon Geräusch gemacht? Ich lauschte aufmerksam nach der Thür gerichtet. Aber kein Fußtritt auf dem Gange außerhalb, kein Ton eines leichten oder schweren Einhergehens über mir, tiefes Schweigen rings umher. Um meine Thür zu schließen und zu versperren, hatte ich einen alten hölzernen Kasten dagegen gestemmt, den ich unter dem Bette gefunden. Diesen Kasten fortzubewegen (das Blut gerann mir in den Adern, wenn ich bedachte, was darin seyn könnte!), ohne irgend eine Störung zu machen, war unmöglich, und doch war der Gedanke, aus dem, jetzt während der Nacht versperrten Hause zu entfliehen, ein reiner Unsinn. Nur ein Ausweg blieb mir — der durch das Fenster. Ich stahl mich auf den Zehen zu ihm.

Mein Schlafgemach war im ersten Stockwerk, über einem Entresol und sah auf die finstere Straße. Ich erhob die Hand, um das Fenster zu öffnen, fühlend, daß an diesem Augenblick bei dem geringsten Geräusch meine Rettung hange. In einem Hause des Mordes wird scharfe Wache gehalten! Wenn ein Rahmen knarrte, eine Scheibe klirrte, war ich vielleicht ein verlorener Mann. Ich muß mich wenigstens fünf Minuten der Zeit nach — meiner Angst nach fünf Stunden lang — mit der Oeffnung des Fensters beschäftigt haben. Es gelang mir dies mit all' der Gewandtheit eines Diebes ganz still zu thun, und ich sah dann auf die Straße. Auf sie unter mir herabzuspringen, wäre offenbare Vernichtung gewesen. So sah ich mich denn seitswärts am Hause um. Die linke Seite herab lief die dicke Wasserröhre. Sie ging nahe bei der äußern Ecke des Fensters vorbei. So wie ich diese Röhre sah, wußte ich, daß ich gerettet. Zum ersten Male, seit ich den Betthimmel sich zu mir hatte herabbewegen sehen, holte ich wieder frei Athem.

(Schluß folgt.)

Londoner Bilder.

(Fortsetzung.)

II.

Gasthofsreform.

Dem Londoner Hotelleben steht eine große Veränderung bevor. Die Times hat sich der Sache der reisenden Engländer angenommen und erklärt einen förmlichen Vertilgungskrieg den englischen Wirthen mit ihren ungastlichen Häusern, die unter dem Namen von Gasthäusern sich das Recht anmaßen, die unglücklichen Gäste mit ihren Rechnungen zu meuchelmorden. Jedermann kennt den unendlichen Einfluß, den die Times auf die öffentliche Meinung ausübt. Ein Leitartikel, der kürzlich in diesem Blatt über die englischen Hotels erschienen, hat das ganze englische Publikum, das reisende wie das zu Hause lebende, in Aufruhr gebracht. Man vergißt Russen und Türken über den unglücklichen Gästen und ihren ruffischen Wirthen. Die öffentliche Entrüstung macht sich Luft in zahllosen Gasthausrechnungen, die der Times von allen Seiten eingeschickt werden, und welche das Blatt jeden Tag in einer eigenen Kolumne abdruckt unter der Rubrik: „hotel-charges“, Rechnungen, in denen der Gast für die geringfügigsten Gegenstände auf die unglaublichste Weise „chargirt“, d. h. belastet wird, Rechnungen, die alle ohne ihn, den Gast gemacht, wie Wechsel auf Sicht gleich bei der Präsentirung vom Gast honorirt werden müssen.

Ein Wirth ist kein gewöhnlicher Kaufmann; ein Wirth kann für gelieferte und nicht wieder zurückzuliefernde Gegenstände keinen Abzug erleiden, und der Gast ist in allen Fällen gezwungen, den Wechsel bei Heller und Pfennig zu honoriren. Die einzige Zu-

flucht ist jetzt die Times. Indem dieses Journal die Rechnungen in allen Details, wie sie von den resp. Wirthen ausgestellt worden, wiedergibt und die Kommentare hinzufügt, mit denen dieselben von den Gästen begleitet werden, unterläßt sie niemals, das betreffende Hotel, welchen Rang es auch einnehmen mag, namhaft zu machen. Die Hotels, welche auf diese Weise an den Pranger gestellt werden, sind fast ohne Unterschied Gasthäuser ersten Ranges, und man kann sich leicht denken, wie Enthüllungen dieser Art das Publikum zu gleicher Zeit ergötzen und empören.

Wenn die Engländer so viel auf dem Kontinent reisen, so ist, heißt es allgemein, nichts schuld daran, als die schlechten und theuren englischen Gasthäuser. Macht euere Gasthäuser anders und ihr werdet die Engländer in England behalten. Und bei allen diesen Ausfällen gegen die englischen Gasthäuser werden die deutschen und die amerikanischen Hotels und Wirthe als Muster aufgestellt, sowohl hinsichtlich der Billigkeit als des Komforts, die sich dort vereinigt finden. So sagen wenigstens die Engländer, und sie wollen nun mit Gewalt das deutsche oder amerikanische Gasthaus in England verwirklicht sehen. Es liegt klar am Tage, daß es bei dieser Hotelzänkerei auf nichts anderes abgesehen ist, als auf eine völlige Hotelreform. Ob es sich nun davon handelt, ganze Gasthoflinien herzustellen, die von London als dem Mittelpunkt ausgehend, sich gleich den Eisenbahnen und neben denselben nach allen Richtungen erstrecken; ob diese Linien von Hotels, von einer einzigen Gesellschaft unternommen und gleichförmig nach einem und demselben System verwaltet, den bestehenden vereinzelten und mehr dem alten System der Post angepaßten Hotels Konkurrenz machen sollen, das lassen wir einstweilen dahingestellt. So viel ist sicher, daß das Kapital, das jetzt in England massenhaft müssig daliegt, bald Gasthaus und Gartenwirthschaft als eine sehr gute Spekulation betrachten dürfte.

Die Gasthausrechnungen, wie wir sie in der Times specifizirt finden, sind um so interessanter, als sie uns das Leben in den englischen Hotels auf die anschaulichste Weise darstellen. Und wirklich scheint das Leben in denselben mehr prunkhafter als substantieller Natur zu seyn: alles für die Form, nichts für den Inhalt; alles um die Rechnung des Wirthes zu schwellen, und nichts um den inner-man (Herz und Magen) des Gastes zu füllen. Das angenehme Gefühl des Fremdseyns wird Einem in einem englischen Gasthofe arg verleidet, sobald man sieht, daß ein einziges Beefsteak von drei Mann in voller Uniform eskortirt, servirt und während der ganzen Tafelzeit bewacht wird. Ferner all das Silber seyn sollende Geräthe, das meist elektrisch plattirtes Kupfer ist, und die abgenutzten, aber aufgeputzten türkischen Teppiche, und die drei Schweizer, die am Eingange des Gasthauses den Fremden empfangen — ist das nicht alles darauf berechnet, das Beefsteak zum Maximum des Preises zu steigern? Und sieht man nun noch am folgenden Tage in der Rechnung unter dem Namen von Attendance (Bedienung) Schweiz, Türkei und Elektrizität die höchste Kontribution für ihre nicht geforderten Dienstleistungen beanspruchen, muß da nicht der Gast darauf sinnen, das angenehme Gefühl des Fremdseyns so viel als möglich abzukürzen?

Als der größte Uebelstand in den englischen Gasthöfen erscheint es aber, daß der Salon oder das Gastzimmer den Damen verschlossen ist, und daß der Mann, der in Gesellschaft seiner Frau reist, genöthigt ist, einen sogenannten sitting-room zu beziehen, was dem Wirthe Gelegenheit gibt, die Rechnung aufs vierfache zu steigern. Denn in diesem sitting-room wird dem Gast mit seiner Frau besonders servirt, und für das Frühstück und Mittagessen ist der ganze Dienerstab auf den Beinen, obgleich das Mahl selbst höchstens aus drei bis vier Gerichten besteht. Der sitting-room mit dem Schlafzimmer, das größtentheils zu Gunsten des ersteren des Lichtes und der Luft beraubt ist, figurirt in den Gasthausrechnungen gewöhnlich um zehn bis dreizehn Schillingen die Nacht. Dazu kommt dann noch „attendance", d. h. das Serviren eines Beefsteaks oder eines Thees durch drei Personen, und für diese Attendance wird nie weniger als vier bis fünf Schillinge gerechnet. Kompositionslichter figuriren unter dem technischen Ausdruck „Wachs" zu zwei Schillingen oder zwei Schillingen sechs Pence.

Man darf sich daher nicht wundern, daß ein zehnstündiger Aufenthalt in einem englischen Hotel nahe an zwei Pfund Sterling für Mann und Frau zu stehen kommen kann. Die Weinrechnung ist der unbedeutendste Posten. Und dabei gestehen alle englischen Gäste, daß sie für das Drittheil des Geldes in den Gasthäusern des Kontinents nicht allein bessere Bedienung, sondern auch eine Tafel finden, mit der sich die englische gar nicht vergleichen läßt.

Die Times fährt Tag für Tag fort, Gasthausrechnungen zu veröffentlichen, und der Wirth muß fortfahren, jeden Tag die Times zu halten und sie seinem Gaste auf Silber seyn sollendem Teller von einem ganzen Dienerstab präsentiren zu lassen, und der Gast, wenn er im Blatt die Klagen derjenigen liest, die am gestrigen Tage im selben sitting-room gesessen, wie theuer der sitting-room und das Serviren der Times auf silbernem Teller zu stehen kommt, hat natürlich nichts Eiligeres zu thun, als sitting-room und silberne Teller und Dienerschaft und Times zu fliehen und zur Times selbst zu eilen und ihr seine Rechnung, mit frischer Dinte geschrieben, zur Veröffentlichung mitzutheilen. So heißt es denn am folgenden Tage im Blatt: „Wachs — zwei Schillinge sechs Pence", während aus der Rechnung hervorgeht, daß der Reisende am Morgen gekommen und noch vor Abend aus Furcht vor dem Wachse abgereist ist; „Attendance — vier Schillinge", und der Reisende versichert uns, daß er gerne vier Schillinge bezahlt hätte, wenn er sich der überlästigen Attendance hätte entledigen können. (Die auf dem silberplattirten Teller servirte Times ist in der Attendance einbegriffen.)

„Appartements — zwölf Schillinge". Die Appartements bestanden aus einem Schlafzimmer, dessen der Gast nicht ansichtig geworden, und aus dem sitting-room, dem er zu frühzeitig entsprungen, um nicht eine zu starke Kontribution für die Türkei, die Schweiz und China (es stand feines chinesisches Porzellan im Zimmer) entrichten zu müssen. „Thee für zwei Personen — sechs Schillinge, und Mittagessen" — das aus zwei Koteletten, kaltem Fleisch, Pudding und Kartoffeln bestand — „acht Schillinge". Die halbe Flasche Wein kostet drei Schillinge. Den Namen des Weines an-

zugeben ist überflüssig, da die englischen Wirthe ihrem Weine jeden Namen geben können, unter dem der Gast ihn verlangt.

Das schlimmste aber war, daß der Gast, nachdem er seine Rechnung gezahlt hatte, von den Dienern, die unter dem Namen von Attendance als Corps oder Bande figurirt hatten, einzeln um ein Trinkgeld angegangen oder angefallen wurde, da sie, wie sie versicherten, das Amt der Attendance wöchentlich mit schwerem Gelde erkauften. Auch dieser Forderung mußte der Gast Genüge leisten und hatte dafür keine andere Genugthuung als die Veröffentlichung einer Zeche, die der Wirth ohne den Gast gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schiffbruch des „Dalhousie."

Ueber den in unserm Hauptblatte bereits kurz angezeigten Untergang des „Dalhousie" im Kanal, berichtet der Einzige, welcher sich von den am Bord befindlichen Personen rettete, — ein Matrose, Namens Joseph Reid — Folgendes. Das Schiff war mit Gütern im Werthe von 100,000 Pf. Sterl. beladen und nach Sydney in Australien unterweges. Die Mannschaft bestand aus 48 Matrosen und Offizieren, auch hatte das Schiff 12 Passagiere an Bord und in Plymouth sollten die übrigen eingeschifft werden. Der Dalhousie ging am 13. Oktober unter Segel und wurde von einem Dampfer die Themse hinunter bugsirt, am 15. kam er in den Downs an, wo er des widrigen Windes wegen bis zum 18. ankerte. Am 18. ward die Fahrt fortgesetzt, aber bald sah sich der Kapitän, Mr. Butterworth, wegen des sich aus Süd-Ost erhebenden heftigen Windes genöthigt, die Bramsegel und gegen Mitternacht auch die Marssegel einzuziehen. Der Sturm ward immer stärker und die Wogen gingen hoch. Bald darauf wurden auch Schönfahr- und Bugspritsegel eingereffl. Es war damals Mitternacht vorüber und das Leuchtfeuer auf Beachy Head kaum in Sicht. Gegen 4 Uhr Morgens ging der Dalhousie, welcher die ganze Nacht einen schweren und ungleichen Kampf gegen die empörten Elemente geführt hatte, plötzlich tiefer im Wasser, ein deutliches Zeichen, daß ein Leck entstanden und schon eine bedeutende Menge Wasser eingedrungen war. Die Pumpen reichten nicht aus, das Fahrzeug flott zu erhalten, und der Kapitän gab daher den Befehl, Wasserfässer und sonstige Gegenstände über Bord zu werfen. Mittlerweile riß die wüthende See das Steuerbordboot und das lange Boot ab und um halb sechs Uhr Morgens war das Schiff unter Wasser und der größere Theil der Mannschaft flüchtete sich, da es unmöglich war, auf dem Deck zu stehen, auf die große Stenge, während Kapitän Butterworth und Andere an der an der Außenseite des Schiffes befindlichen noch über dem Wasser stehenden Gallerie sich anklammerten. Vier Passagiere, ein Herr mit seiner Frau und zwei Kindern, wurden von den Matrosen auf diese Zufluchtsstätte aus dem Wasser emporgezogen. Eine junge Dame, welche aus einer Kajüte des Hintertheils gekommen war, ward ebenfalls durch Zuwerfen einer Stange aus dem Wasser gerettet und auf die Gallerie gebracht. Sturm und Wellen wollten sich indeß nicht legen, eine ungeheuere Woge wälzte sich über das Wrack und spülte den Hauptmast und vier Männer, die auf die große Stenge sich geflüchtet hatten, weg. Gleich darauf kam ein neuer Wasserberg und verschlang den Herrn mit seiner Frau und seinen beiden Kindern. Es war jetzt klar, daß das Schiff kaum noch einige Minuten vor dem gänzlichen Versinken bewahrt bleiben konnte. Eine Menge Menschen waren bereits ertrunken, andere aber hielten sich so gut sie konnten noch am Wrack fest. Etwa um diese Zeit ließ sich eine halbe Meile östlich ein Schooner sehen, der auf den Dalhousie lossteuerte. Kapitän Butterworth und zwei Matrosen sprangen jetzt, weil das Schiff unrettbar verloren war, in die See und klammerten sich an einen Balken, der auf den Wogen umhertrieb. Der Matrose Reid und der Wundarzt kletterten dagegen bis oben in den Besanmast. Aber auch dieser wurde von der See verschlungen. Der Wundarzt ertrank, der Matrose aber erreichte ein Stück von dem langen Boote, welches auf dem Wasser trieb, und rief den sich nähernden Schooner um Hilfe an; allein dieser segelte, ohne den vielen auf Schiffstrümmern umhertreibenden Menschen Hilfe zu bringen, mitleidlos vorüber und verschwand endlich den Unglücklichen aus den Augen. Noch andere Schiffe kamen im Verlauf des furchtbaren Morgens in Sicht, bemerkten aber die mit dem Tode Kämpfenden, die vor Mattigkeit nicht einmal mehr rufen konnten, nicht. Einer nach dem Andern ließ den Gegenstand, den er erfaßt hatte, fahren und versank in die Tiefe des Meeres. Nur der Matrose Reid, der auf seinem Bootsbruchstücke einen bequemern Platz hatte, hielt aus. Gegen 4 Uhr Nachmittags ward er endlich von einer Brigg, der er mit seinem Taschentuche ein Signal gab, gesehen. Dieselbe segelte nahe heran und warf ihm ein Tau zu, welches er sich um den Leib knüpfte. Beherzt sprang er so in die See, aber obgleich die Leute, welche das Tau an sich zogen, mit aller Vorsicht dabei zu Werke gingen, so war er doch etwa zwei Minuten mit dem Kopfe unter dem Wasser, so daß er ganz besinnungslos war, als seine Retter ihn auf dem Decke niederlegten. Die Brigg war der „Mitchel Grove", Kapitän Rawson, und war mit Bauholz von Littlehampton nach Sunderland unterwegs. Der Gerettete wurde mit großer Menschenfreundlichkeit von dem Kapitän behandelt. Von den übrigen Personen, die am Bord des Dalhousie waren, ist keine mit dem Leben davon gekommen.

Miscelle.

Lord Rosse in England ist bekanntlich Besitzer des größten Riesen-Teleskops. Die Größe desselben beschreiben englische Blätter dahin, „daß kürzlich ein Herr mit ausgespanntem Regenschirm durch dasselbe gegangen sey".

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 90. Mittwoch, den 9. November 1853.

Das fürchterliche Bett.

(Schluß.)

Manchem würden allerdings diese entdeckten Mittel zur Flucht schwierig und gefährlich genug geschienen haben, mir aber kam die Aussicht, an der Röhre auf die Straße herabzugleiten, nicht im mindesten gefährlich vor. Ich war sehr gut in gymnastischen Kunststücken geübt und wußte daher, daß Kopf, Hände und Füße mir treu im Herauf- oder Herabklettern zu dienen pflegten. Schon hatte ich ein Bein über das Fensterbrett geschwungen, als ich mich an das Taschentuch mit Geld unter meinem Kopfkissen erinnerte. Ich hätte es allerdings hinter mir lassen können, aber ich war racheroll entschlossen, daß die Bösewichter des Spielhauses eben so ihre Beute wie ihr Opfer verlieren sollten. So ging ich denn wieder zu dem Bette zurück und band mir mit meinem Halstuch das schwere Taschentuch auf dem Rücken fest. Gerade als ich es haltbar gemacht hatte, glaubte ich einen Athemzug außerhalb der Thür zu hören. Abermals durchfröstelte mich Schrecken, als ich so horchte. Doch nein! Es blieb alles still auf dem Gange. Ich hatte nur die Nachtluft leise in das Zimmer wehen hören. Im nächsten Momente war ich wieder auf dem Fenster — und im folgenden hatte ich mit Händen und Knieen eine feste Lage an der Wasserröhre gefaßt.

Leicht und ruhig glitt ich, wie ich mir gedacht, in die Straße hinab, und eilte augenblicklich mit der größten Schnelle zu einer Polizeiexpedition, von der ich wußte, daß sie sich in unmittelbarer Nähe befinde. Es traf sich, daß ein Beamter und einige bewaffnete Leute seines Gefolges noch wach waren, ohnstreitig in der Absicht, etwas von dem geheimnißvollen Morde zu entdecken, der eben damals in Paris so großes Aufsehen machte. Als ich meine Geschichte athemlos und in sehr schlechtem Französisch begann, konnte ich sehen, wie der Beamte mich im Verdacht hatte, ein betrunkener Engländer zu seyn, der etwas gestohlen habe, als ich aber fortfuhr, änderte er seine Ansicht sehr schnell, und ehe ich nur im mindesten geendet hatte, schob er alle seine Papiere vor sich in ein Schubfach, setzte seinen Hut auf, versorgte mich mit einem andern, denn ich war baarhäuptig, stellte eine Schaar Soldaten auf, befahl seinen Vertrauten, alle Arten von Werkzeug, um Thüren aufzubrechen und Fußböden aufzuhacken, mitzunehmen, und ergriff mich auf die freundlichste und vertrauteste Weise am Arm, um mich mit sich zu dem Hause fortzunehmen.

So gingen wir denn durch die Straßen, der Beamte immer mich examinirend und mir glückwünschend, wie wir an der Spitze unserer Begleitung einherzogen. Schildwachen wurden vorn und hinten am Spielhaus aufgestellt, sobald wir es erreicht hatten. Ein furchtbares Klopfen donnerte an die Thüre. Ein Licht ließ sich in einem Fenster sehen. Ich selbst versteckte mich hinter den übrigen. Jetzt erscholl eine laute Stimme: „Aufgemacht im Namen des Gesetzes!"

Bei diesem furchtbaren Aufrufe wurden Riegel und Schlösser von einer unsichtbaren Hand geöffnet, und im Augenblicke darauf stand der Beamte im Eingang vor einem halbangekleideten, leichenblassen Manne. Folgender kurzer Dialog fand nun sogleich statt:

„Wir wollen den Engländer sehen, der hier im Hause schläft."

„Er ging vor einigen Stunden fort."

„Das that er nicht. Sein Freund ging, er aber blieb da. Führen Sie uns in sein Schlafzimmer."

„Ich schwöre es Ihnen, Herr Unterpräfekt, er ist nicht hier."

„Und ich schwöre es Ihnen, Herr Garçon, er ist hier. Er schlief hier — er fand Ihr Bett nicht bequem — er beklagte sich deßhalb bei uns — hier ist er unter meinen Leuten — und hier bin ich, um in seinem Bette nachzusehen. Picard! binden Sie diesem Burschen da die Hände auf den Rücken, und dann vorwärts, die Treppe hinauf."

Alles, was im Hause war, ward festgenommen, der alte Soldat zuerst. Nun erkannte ich das Bett für das, worin ich geschlafen, und dann ging's eine Treppe höher. Nirgends entdeckte man dort irgend etwas nur einigermaßen Ungewöhnliches. Der Unterpräfekt sah sich überall um, befahl Jedermann zu schweigen, stampfte zweimal auf den Boden, ließ sich Licht bringen, untersuchte die Stelle genau, wo er aufgestampft hatte und befahl, daß man dort den Fußboden sorgfältig aufhebe. Dies war sehr schnell geschehen. Lichter wurden dorthin gehalten und wir blickten in eine tief gezimmerte Höhlung, zwischen dem Boden des obern und der Decke des untern Zimmers. Durch diese Höhlung ging perpendikular eine Art dick eingeschmierter Kasten und innerhalb des letztern erblickte man die Schraube, welche mit dem Betthimmel unten zusammenhing. Frisch eingeölte besondere Schraubenstöcke — mit Filz bedeckte Hebel — die vollständigen obern Theile einer schweren Presse, mit teuflischer

Geschicklichkeit so berechnet, daß sie alle unten zusammenhalten mußten, und wenn sie wieder auseinander genommen wurden, im kleinsten Raum sich unterbringen ließen, wurden nun zunächst entdeckt und auf den Boden gelegt.

Nach einiger Mühe gelang es dem Unterpräfekt, die Maschinerie zusammen zu setzen, und so stieg er nebst mir mit Hülfe seiner Leute in das Schlafzimmer hinab. Dies geschah jedoch nicht so geräuschlos, als es bei mir der Fall gewesen war, und als ich ihm dies bemerklich machte, war seine Antwort von furchtbarer Bedeutsamkeit. Er sagte nämlich:

„Mein Herr, meine Arbeiter handhaben diesen Betthimmel zum Erstenmale — die Männer, deren Geld Sie gewonnen haben, waren besser damit bewandert."

Wir ließen das Haus bloß in der Aufsicht der beiden Polizeioffizianten, da auf der Stelle alle Einwohner desselben in's Gefängniß abgeführt worden waren. Nachdem der Unterpräfekt meine Aussagen zu Papiere gebracht hatte, begleitete er mich in mein Hotel, um sich meinen Paß auszubitten. Ich fragte, als ich ihn ihm einhändigte, ob er glaube, daß irgend Jemand schon in diesem Bette so zur Ruhe gebracht worden wäre, wie man es mit mir im Sinne gehabt?

„Ich habe", antwortete er, „Dutzende ertränkter Menschen schon in der Morgue liegen sehen, in deren Portefeuilles wir Briefe fanden, welche enthielten, daß sie sich selbst durch Ertränken um's Leben gebracht, weil sie ihr ganzes Vermögen im Spiele verloren. Kann ich's wissen, wie viele von diesen in dasselbe Spielhaus kamen, wo Sie hinein sich begaben, gewannen, wie sie gewannen, sich in das Bett legten, worin Sie lagen, darin schliefen, erdrückt wurden wie Sie, und dann heimlich in den Fluß geworfen wurden, mit einer von ihren Mördern geschriebenen und in ihr Portefeuille gelegten Empfehlung und Erklärung? Niemand kann wissen, wie viele oder wie wenige das Schicksal erduldet haben, dem sie glücklicherweise entronnen sind. Die Leute aus dem Spielhause hielten ihre Bettstellenmaschinerie als ein Geheimniß für uns, den übrigen Theil desselben behielten die Todten für sich. Gute Nacht denn, oder vielmehr guten Morgen, Herr Faulkner. Finden Sie sich um 9 Uhr wieder auf meinem Büreau ein. Bis dahin auf Wiedersehen."

Der übrige Theil meiner Geschichte ist bald erzählt. Ich ward befragt und wieder befragt, das Spielhaus ward vom Schornstein bis zum Keller auf's Sorgsamste untersucht, die Gefangenen wurden abgesondert verhört, und zwei der mindest Schuldigen unter ihnen gestanden. Ich entdeckte, daß der alte Soldat der Herr des Spielhauses sey, und die Justiz, daß er als Vagabund vor Jahren aus der Armee gestoßen worden, daß er seitdem alle Arten von Schlechtigkeiten sich zu Schulden gemacht, daß er plötzlich zu Vermögen gelangte und daß er, der Croupier, noch ein Mitgenosse und das Weib, das mir die Tasse gebraut, alle mit in dem Geheimnisse der Bettstelle verflochten.

Es schien zweifelhaft, daß die geringern Personen im Haus etwas von der Erstickungsmaschine gewußt hätten, und sie ärnteten von diesem Zweifel dies, daß sie bloß als einfache Diebe und Vagabunden behandelt wurden. Was den alten Soldaten und seine beiden Hauptbeistände betraf, so kamen sie auf die Galeeren, das Weib, daß mir den Kaffee gebracht, ward auf mehrere Jahre eingekerkert, die regelmäßigen Besucher des Spielhauses erschienen als verdächtig und wurden unter Aufsicht gestellt, ich aber ward eine ganze Woche lang, folglich eine sehr geraume Zeit, der Haupt-Lion der Pariser Gesellschaft. Drei berühmte Schauspielmacher dramatisirten mein Abenteuer, aber es sah nie das Lampenlicht, denn die Zensur verbot es, die treue Abbildung einer Spielhausbettstelle auf die Bühne zu bringen.

Zwei gute Wirkungen brachte aber doch mein Abenteuer hervor, welche jede Censur würde haben billigen müssen. Fur's erste half es die Regierung zu rechtfertigen, von da an solche Spielhäuser aufzuheben, und dann kurirte es mich, jemals wieder Rouge et noir als einen Zeitvertreib aufzusuchen. In meiner Seele wird der Anblick eines grünen Tuches mit Karten und Goldhaufen stets mit dem Anblick des Betthimmels vergesellschaftet seyn, der in dem Schweigen und der Dunkelheit der Nacht sich herabsenkt, um mich zu ersticken.

Londoner Bilder.

(Fortsetzung.)

Nun sollte man doch glauben, statt dieser Publikationen wäre es weit einfacher, mit dem Wirthe selbst zu streiten, und wenn Protestiren nichts hilft, denselben vor Gericht zu ziehen. Dieser Weg ist auch nicht allein angerathen, sondern von einem Parlamentsmitgliede wirklich versucht worden. Der Mann weigerte sich, für Gegenstände zu zahlen, die er nicht genossen; aber was that der Wirth? Nachdem er dem widerspenstigen Gast vergebens zu beweisen gesucht hatte, daß Wachs und Attendance genossen oder ungenossen, unzertrennlich seyen vom sitting-room, und der Gast sich diese Definition keineswegs gefallen lassen wollte, ließ ersterer ganz ruhig das Gepäck des Gentleman und der Lady sammt allen Hutschachteln, die eben mit dem nächsten Bahnzuge abgehen sollten, ins Hotel zurücktragen und stellte es seinen Gästen frei, vorher die Rechnung vom Gericht rektifiziren zu lassen. Die Zeit drängte und dabei fühlte der Engländer einen natürlichen Widerwillen, die Kotlettes, das Wachs und das kalte Fleisch, von der emsigen Dienerschaft servirt, wiederzukäuen, und zahlte für die Attendance, das Wachs und den Rest.

Es ist merkwürdig, welche Entrüstung die Veröffentlichung solcher Details im Publikum auf einmal hervorruft. Jedermann kennt den Preis von Brod und Fleisch, von Wein und Wachs. Wenn nun, denkt man, bei den größten Unternehmungen das Kapital nicht mehr als zehn Prozent abwirft, wie können sich die Gastgeber herausnehmen, 500 Prozent zu fordern, der Gegenstände gar nicht zu gedenken, die bezahlt werden müssen, ohne verabreicht zu werden? Dann empört man sich von allen Seiten gegen den sitting-room, in welchen der Gast wie eine Räuberhöhle mit Gewalt gestoßen wird, um allen Qualen und Kosten der Attendance preisgegeben zu seyn.

Wie anders, heißt es allenthalben, in den Hotels auf dem Kontinent! Wie bewegt man sich da so frei, so ungenirt im Salon, mitten unter Männern und Damen! Dabei die geschmackvolle Tafel, die kostbaren Gerichte, die alle zusammen genommen nicht so viel kosten als ein englisches Beefsteak mit der unerquicklichen Sauce der Attendance! Und wie das Gefühl des gegenseitigen Fremdseyns die Menschen so freundlich einander nähert! Der Salon oder das öffentliche Zimmer (public-room) in einem englischen Gasthofe dagegen ist eine wahre Höhle, durch Bretterverschläge in lauter Mäuselöcher abgetheilt, aus denen nicht allein die Damen ausgeschlossen sind, sondern wo die einzelnen Gäste abgesperrt von einander sitzen, so daß sie nie in gegenseitige Berührung kommen können. Freilich hat man in einem solchen Mauseloch nicht für ein besonderes Zimmer zu zahlen; dagegen ist der Preis für die übrigen Gegenstände derselbe, als wenn man in einem sitting-room servirt worden wäre; denn dieselbe zeremonielle Bedienung in den silberplattirten Schüsseln findet auch hier statt. Bei dieser Gelegenheit ermangeln dann die in der Times sich expectorirenden Gäste nie, der glücklichen Tage zu gedenken, die sie auf so wohlfeile Weise auf dem Kontinent zugebracht, und die Vorzüge eines deutschen Gasthauses mit seinem Salon, der Table d'hote und den herrlichen Gerichten ins vortheilhafteste Licht zu stellen.

Von Tag zu Tag auf die schmählichste Weise in ihren Interessen und in ihrer Eigenliebe angegriffen, konnten die englischen Wirthe diesem Treiben nicht länger ruhig zusehen. Sie beriefen einen öffentlichen Meeting zusammen, in welchem sie vor allen Dingen darzuthun suchten, daß die Freiheit der Presse, indem sie sich in die Privatgeschäfte der Gastwirthe mische, den Freihandel beeinträchtige und so die Gränzen ihres Berufs überschreite. Wenn die englischen Hotels nicht alle die Vortheile der Gasthöfe des Kontinents darbieten, so sey daran Niemand schuld als die Engländer selbst. Hätten die Engländer, statt so versessen auf fremde Länder zu seyn, mehr Interesse für englische Landschaftsscenerie, so würden die Hotels von selbst besser werden. Die Gasthöfe auf dem Kontinent seyen, was sie sind, gerade durch die Engländer geworden. Aber gegen Table d'hote und Gastzimmer lehnten sich die Wirthe einstimmig auf und vertheidigten die englische Einrichtung des sitting-room. „Der Engländer", sagten sie, will seine „privacy" (die privacy ist das bei sich zu Hause seyn, wie das Bewußtseyn nach Hegel, das „bei sich selbst seyn" ist); „er will in seinem eigenen Raume selbst sein Mahl anordnen, seinen eigen Braten aufschneiden und seine eigene Aufwartung haben. Wer dagegen protestire und den sitting-room und die Attendance so leidenschaftlich angreife, das sey nicht der englische Gentleman, für den die Hotels ersten Ranges eingerichtet seyen, sondern die englischen Epiciers, die, sobald sie ihre Boutike verlassen, den Gentleman spielen, für große Herren und Lords gehalten seyn wollen. Für solche Gäste bedanken sich die Wirthe und sie rathen ihnen, die Gasthäuser zweiter oder dritter Klasse zu besuchen, die für solche Shopkeepers geschaffen seyen. Niemand zwinge sie, bei ihnen einzukehren. Endlich müsse man die hohe Miethe in Betracht ziehen, welche der englische Wirth für einen Gasthof zu bezahlen habe, und die mit der Miethe auf dem Kontinent in gar keinem Verhältniß stehe. — Einstimmig wurde sofort beschlossen, diese ihre Vertheidigung drucken zu lassen, in einen Rahmen zu fassen und den Rahmen mit der schön gedruckten Vertheidigung gleich am Eingang des Hotels aufzuhängen, wo alle Welt dieselbe lesen könne, Epicier wie Gentleman.

Nachdem so die Presse, das Publikum und die Wirthe sich haben vernehmen lassen, tritt endlich die Spekulation, das Geld, oder vielmehr das „business" in der Person des Kapitals auf und erhebt ebenfalls seine Stimme, weder für noch gegen die Wirthe, sondern einzig und allein im Sinne eines zu realisirenden Profits. Wenn der Gastwirth, heißt es in der Sprache des Geldes, eine so hohe Hausmiethe für das Gasthaus zu zahlen hat, so findet dies darin seine Erklärung, daß der Hausbesitzer sich einen Theil des ungewöhnlich großen Profits zueignen will, den der Gastwirth voraussichtlich jährlich von der Wirthschaft bezieht. Weder die Miethe noch der Profit stehen mit dem Kapital im Verhältniß, zu welchem man billigerweise den Werth des Hauses oder der Gastwirthschaft anschlagen kann. Im gewöhnlichen Geschäftsgange wirft das Kapital nicht mehr als 10, höchstens 16 Prozent ab. Wenn ein Gasthaus 100 oder 200 Prozent abwirft, so folgt daraus, daß der Betrieb eines Gasthauses keineswegs den Gesetzen des geschäftlichen Verkehrs unterworfen ist, sondern sich eines Privilegium erfreut, das außergeschäftlich, ungeschäftsmäßig ist.

Sobald irgend ein Geschäft außerordentliche Vortheile verspricht, sehen wir sogleich, daß die konkurrirenden Kapitalien sich auf dasselbe werfen, wodurch der Profit sogleich auf den normalen Zinsfuß zurückgeführt wird. Warum ist dies bei dem Gasthause nicht der Fall? Warum hat der Betrieb der Gastwirthschaft nicht gleichen Schritt mit der allgemeinen bürgerlichen Betriebsamkeit gehalten?

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Nachdem Hr. Hofopernsänger Kindermann von München am 1. November als Alfonso in „Lucretia Borgia" und in dem Duett aus Bellini's „Puritanern" aufgetreten, beschloß er am 3. November als Figaro in „Figaro's Hochzeit" sein Gastspiel auf hiesiger Bühne. In diesen beiden Vorstellungen entzückte er uns, wie in den früheren, durch seine markige, wohlklingende Stimme, seinen edlen, ja veredelnden Gesang-Vortrag und sein eben so feines als nobles, charakteristisches Spiel. Wer Herrn Kindermann in diesen vier Gastrollen zu sehen Gelegenheit hatte, wird die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Herr Kindermann seine Partien mit einer Aufmerksamkeit behandelt, wie man sie nicht so häufig findet. Er lernt seine Rollen nicht nur, er studirt sie bis in ihre kleinsten Details, und nicht nur musikalisch oder deklamatorisch, nein, psychologisch studirt er sie, den Charakter der Person, die er darstellt, verfolgt er bis in die verborgensten Falten des Herzens und bildet sich dann nach reifer Ueberlegung mit sicherm Blicke das Bild, das er darstellen will. Daher tritt er uns auch in seinen vier resp. fünf Partien immer wieder als ein

Anderer entgegen; Haltung, Gang, Geberden, selbst der Gesangvortrag stimmten immer harmonisch zu dem darzustellenden Charakter, nahmen von ihm ihre Färbung an. Seine Charakterzeichnung ist scharf und klar, aber auch eben so wahr, ohne alle Effekthascherei. Daß neben einem solchen Künstlergaste die Mitglieder unserer Bühne doch rühmlich bestanden, ist ein Beweis, welch' tüchtige Kräfte unsere Oper in diesem Winter besitzt. Namentlich gilt dies von Herrn Schiffbenker (Sir Georg in den „Puritanern"), dann von HH. Sonnenleithner (Gennaro) und Bichler (Graf Almaviva). Auch die Damen Dreßler-Pollert (Lucretia und Gräfin Almaviva) und Jenny Bauer (Susanne) standen dem gefeierten Gaste würdig zur Seite, doch möchten wir Erstere aufmerksam machen, die Wahrheit dem Effekte nicht zu sehr opfern zu wollen. Wir meinen die Scene im 2. Akte der „Lucretia", in welcher Gennaro den goldnen Giftbecher an den Mund setzt. Daß Lucretia hier ihm den Becher wieder wegzureißen, ihm den Arm zurückzuhalten sucht, daß sie ihm mit Angst und Entsetzen in's Gesicht blickt und in dem Augenblicke, wo er wirklich trinkt, einen unartikulirten Schrei ausstoßend von ihm wegeilt, macht wohl drastischen Effekt, ist aber nicht naturgetreu, denn wie bornirt muß nicht Gennaro seyn, wenn er aus alle dem nicht merkt, was mit ihm vorgeht, sondern ganz unbefangen bleibt? Daß Lucretia ihre Seelenqual, ihr Entsetzen dem Publikum zur Anschauung bringen müsse, ist richtig, aber dem Betheiligten muß ihre Angst verborgen bleiben, gegen ihn muß sie ruhig scheinen, denn wenn sie ihn aufmerksam, mißtrauisch machte, wenn er den Trank ablehnte, würde sie ihn ja statt dem Gifte, dem Schwerte Rustighello's überliefern, und dagegen besitzt sie kein Gegenmittel. Ensemble, Chöre und Orchester waren in beiden Vorstellungen recht gut.

M . . .

Miscelle.

(Runzeln im Gesicht.) Eine achtzigjährige Frau hat (bei Heckenast in Pesth) eine Schrift über „Gesundheit und Schönheit des menschlichen Körpers" herausgegeben, die schön ausgestattet ist, viel Bewährtes und manches Neue, namentlich auch Urtheile über die Wirkungen vieler sogenannter Schönheits-, Haarfärbungsmittel u. dgl. enthält. Ueber die Runzeln im Gesicht, die nicht bloß durch das Alter, sondern auch durch andere Dinge, welche die Verfasserin aufzählt, veranlaßt werden, theilt sie mit: „Nimmt man die ersten Spuren der Falten wahr, so vermeide man zunächst die Veranlassung derselben wie z. B. eine bestimmte Lage im Bett und vertilge sie in folgender Weise: Man lasse sich die Mühe nicht verdrießen, früh Morgens, unmittelbar nach dem Aufstehen, oder noch besser im Bett, so lange das Gesicht die erhöhte Wärme vom Schlafe noch nicht verloren hat, leicht mit einem Stückchen Barchent oder weichem, nicht allzufeinen Leinen zu reiben, bis die Haut einen Anflug von Röthe bekommt. Dies Verfahren, mit lauen Bädern verbunden, ist ein eben so einfaches als bewährtes Mittel, die Gesichtsfalten im Entstehen zu verhüten. Haben sie sich schon tiefer eingegraben, so bedarf es größerer Mühe und Sorgfalt, sie zu vertilgen. Man halte zu diesem Zwecke früh Morgens im Bett das Gesicht über ein Gefäß mit heißem Weine oder einer Abkochung von Kamillen und lasse den Dunst, der davon aufsteigt, das Gesicht recht durchdringen; nur muß man darauf sehen, daß der Dunst nicht heiß sey und dabei die Augen schließen, weil diese leiden könnten. Hat man darauf das Gesicht mit einem feinen Handtuche wieder abgetrocknet, so nehme man ein Läppchen feinen Flanelle, befeuchte dies mit ein wenig Citronensaft und reibe die Stelle, wo die zu vertilgende Falte sich befindet, sanft aber ziemlich lange, höre jedoch auf, wenn man den ersten Anflug von Roth bemerkt und wiederhole das Dunstbad, worauf abermals eine Reibung folgen muß. Jeden Morgen diese doppelte Operation dreimal durchgemacht, wird nicht zu allzu tief eingeprägte Falten auf überraschende Weise verschwinden lassen".

* Pyrenäen-Erinnerung aus Pau.

Wie schön die Gletscher blinken,
Jungfräulich hold erglüh'n,
Wie licht die Eiseszinken
In Demant-Farben sprüh'n,
Wie zart die Lüft'chen kosen,
Indeß die Sonne sinkt,
Und ihr der Duft der Rosen
Den Scheidegruß noch bringt!

Schon hat den grauen Schleier
Die Nacht zur Flur geneigt,
Rings waltet hehre Feier
Und Thal und Höhe schweigt;
Kühl hat sich auf die Blüthen
Der Thau herab gesenkt,
Hat neu erquickt die Müden,
Die Schmachtenden getränkt.

Da hebt der Mond sich leise
Aus dunkelm Grund herauf
Und in gewohnter Weise
Beginnt er seinen Lauf,
Beleuchtet's Nah und Ferne,
Verwaltend still sein Amt,
Zur Seite schau'n die Sterne,
Wie hell ihr Auge flammt!

O eilet hin gen Süden,
Wo mild die Lüfte weh'n;
Und leicht die Lebensmüden
Zu neuer Kraft ersteh'n;
Bewundert dort das Große
Von Gottes Wunderwelt,
Wo neben Eis die Rose
Gott lieblich hingestellt!

M. G. zu Bentheim.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 91. Sonntag, den 13. November 1853.

Allzuscharf macht schartig.

Novelle von Friedr. Brünne.

In der gesegneten Provinz Sachsen, in geringer Entfernung von M., der schönen alterthümlichen Stadt, liegt auf dem Saume stattlicher Wälder ein reicher Flecken, dem seine schönen Kirchen, die Ueberbleibsel einer früher reichsfreien Abtei, ein geschichtlich berühmtes Andenken gesichert haben, und den wir für unsern Zweck unter dem Namen Quellstedt verbergen wollen, der Name thut ja nichts zur Sache. Kaum ein Viertelstündchen von Quellstedt entfernt, erheben sich aus einem Kranze von Bäumen die stattlichen Baulichkeiten eines Landgutes, das im Volksmunde noch heutzutage „das Bruderhaus“ heißt, weil es früher zu jener aufgehobenen Abtei gehörte. Die ausgedehnten Ländereien, welche mit diesem Gute verbunden sind, und die trefflich unterhaltenen Gebäude gehörten vor ungefähr zwanzig Jahren einem Manne, der trotz seines Reichthums und Rufes als tüchtiger Geschäftmann dennoch in der Gegend eher gefürchtet als geschätzt war.

Der Besitzer des „Bruderhauses“, Thomas Krausche mit Namen, hat in den Befreiungskriegen mit Auszeichnung gedient und sich nach dem Frieden in der Gegend angekauft, wo er sein hübsches Auskommen fand, bis er endlich sein jetziges Besitzthum erstanden hatte. Er hatte einst unter den Lützow'schen Jägern gedient und hieß daher in Volksmunde gemeinhin der alte Lützower, denn er stand schon ziemlich weit in der zweiten Hälfte der Fünziger. Noch war er Junggesell, aber darum nichtsdestoweniger erpicht auf Vermehrung dessen, was er bereits besaß. Dies und die unerbittliche Strenge, womit er jede Beeinträchtigung seiner vermeintlichen Rechte rügte und in Allem auf die strengste Rechtspflege drang, hatte ihn nicht nur gefürchtet, sondern auch theilweise verhaßt gemacht; und ein gewisser Geldstolz, eine Barschheit, wie sie Emporkömmlingen ohne Erziehung so leicht eigen, beschränkten ihn bei all' seinem Reichthum auf den Umgang nur Weniger.

Es war an einem heitern Augustmorgen um die Zeit des Sonnenaufgangs; über der Niederung unterhalb des Waldes lag noch der Duft der Frühe, aber die Schieferdächer des Bruderhauses und seiner Nebengebäude glänzten schon silbern in den ersten Strahlen der Sonne, und die Thautropfen blinkten wie Diamanten, als zwei Frauen im Geleite eines jungen Mannes über den Hofraum in den Garten schritten und diesen seiner ganzen Länge nach durchgingen. Ueber diesen drei Menschen lag eine eigenthümliche Wehmuth — offenbar galt es hier um einen Abschied.

Der junge Mann war tief bewegt und ließ den Kopf hängen. Die ältere der beiden Frauen, dem Alter einer Matrone nahe, hielt die Hand der jüngern zwischen den ihrigen, und versuchte sie zu trösten.

„Nun, nun, Malchen! sey gefaßt und muthig!“ flüsterte sie; „bist ja sonst mein starkes Mädchen, und weißt doch, daß hier nicht von einer ewigen Trennung die Rede ist — Moriz kommt ja wieder.“

Die Jüngere, ein hübsches zartes Mädchen von kaum zwanzig Jahren, schüttelte wehmüthig den Kopf. „O Mutter!“ versetzte sie schluchzend, „wozu mich täuschen! Du weißt ja, wie sich der Oheim ausgesprochen hat.“

„Ja“, setzte Moriz mit herber Bitterkeit hinzu, „wir dürfen uns wenig Hoffnung machen, so lange er lebt. Früher, so lange er mich noch für den Sohn des Rektors hielt, der mich nach dem Tode meiner Familie an Kindesstatt angenommen hatte, begegnete mir Herr Krausche immer ziemlich wohlwollend; ich konnte mich nicht über ihn beklagen; er war für mich, was er auch gegen Sie ist, — immer streng und gerecht. Seit dem Tag aber, wo ich auf Ihr Anrathen und in der Hoffnung, seine Theilnahme für mich zu erregen, ihm mit meinem wahren Namen und Abkunft bekannt gemacht habe, scheine ich ihm ein wahrer Dorn im Auge zu seyn. Er hatte beständig etwas an mir oder meiner Arbeit zu tadeln, und schien nur auf die Gelegenheit zu warten, um mich zu entlassen; als er nun gar meine Liebschaft mit Amalien entdeckte, war der Vorwand zu meiner Verstoßung gefunden, und ich mußte aus dem Hause.“

Frau Dorner seufzte tief und sagte: „Es ist doppelt betrübend für uns, daß er daraus die Ursache Ihrer Entlassung gemacht hat, lieber Moriz. Leider aber leidet mein Bruder an der Krankheit, welche nur allzuviel reichgewordene Leute haben; er verachtet die Armuth. Allein was liegt für Sie daran, wann Sie nun nicht mehr in seinem Brod stehen! Die ganze Welt steht Ihnen offen, und Sie finden draußen gewiß ebenso gut Ihr Fortkommen als tausend Andere. Der liebe Gott hat Ihnen ja Verstand und Fleiß und Gesundheit gegeben, und Sie haben fortan ein Ziel vor sich, das Sie nicht aus dem Gesicht verlieren

werden: — Sehen Sie, mein theurer Freund", fuhr Frau Dorner im wärmsten Tone mütterlicher Zärtlichkeit fort, „wenn Sie mein Malchen wirklich recht innig und ehrlich lieben, so werden Sie sich jetzt gewiß bemühen, es dem armen Kinde durch angestrengtes Arbeiten und Ausdauer zu beweisen, anstatt durch eine That der Verzweiflung; schaffen Sie sich also ein Lebensglück und ein Auskommen, meine Tochter soll auf Sie warten und keinem andern Mann den Vorzug geben."

„Wollen Sie mir das versprechen, Frau Dorner?" fragte Moriz und blieb überrascht stehen.

„Nehmen Sie meine Hand und mein Wort darauf, lieber Freund!" entgegnete die alte Frau mit allem Ernst und zärtlichem Tone. „Sie wissen, welch' gewichtige Gründe mich in diesem Augenblick abhalten, in eure Heirath zu willigen. Ich danke meinem Bruder Amaliens Erziehung und den ganzen Wohlstand nnd die Behaglichkeit, die wir Beide seit sechs Jahren hier im Bruderhause finden. Ohne meines Bruders Unterstützung wäre ich längst meiner Kränklichkeit und den Sorgen meiner Tochter erlegen; und die Erinnerungen an all' die Dienste, die er uns geleistet hat, machen es uns zur Pflicht, seinen Willen wenigstens zu achten. Auch wissen Sie, daß bei seiner Gemüthsart ein Widerstand von unserer Seite und in diesem Augenblick Alles verderben würde, und daß wir nur allmählich eine Sinnesänderung Ihretwegen von ihm erwarten dürfen, denn ich bin überzeugt, er hat keinen ernsten Grund, Sie zu hassen . . ."

„Ich wenigstens weiß gewiß, daß ich ihm keinen gegeben habe!" fiel Moriz in's Wort.

„Um so eher werden wir im Verlauf der Zeit ihn wieder mit Ihnen versöhnen können", versetzte Frau Dorner. „Sehen Sie, Moriz!" fuhr sie dann ruhiger und eindringlich fort, „Sie haben keinen Grund, sich über Malchen und mich zu beklagen. Aus der Heirath könnte ja vorerst ohnedies nichts werden — der gesunde Menschenverstand wäre dagegen, denn Malchen hat kein Vermögen und Sie sind augenblicklich ohne Anstellung. Sie müssen also vor Allem Ihre Zukunft durch Arbeit sichern. Reisen Sie daher nach Leipzig, Herr Moriz, erwerben Sie sich das Vertrauen des Kaufmanns, in dessen Dienste Sie treten, und ich hoffe zu Gott, es wird Ihnen nicht allzu schwierig werden, sich ein bescheidenes ehrliches Auskommen zu erringen, daß ich Ihnen dann das Schicksal meiner Tochter anvertrauen kann. Der liebe Gott wird mein Gebet für euer Beider Glück um seines Sohnes willen erhören."

Der Zuspruch der sanften frommen Frau hatte den jungen Mann wunderbar besänftigt, und gefaßter, muthiger, drückte er Frau Doner dankbar die Hand. Sie waren nun an's Ende der Gartenallee gekommen, die sie seither entlang gewandelt waren; wenige Schritte noch, und sie mußten in den offenen Gemüsegarten hinaustreten, wo man sie von dem Wohnhaus aus bemerken konnte.

Frau Dorner reichte Moriz die Hand und sagte mit Thränen in den Augen: „Hier müssen wir nun scheiden; wir haben einander nun nichts mehr zu sagen, und aller längere Aufenthalt würde nur die Wehmuth des Abschieds verlängern. Sie sagten ja, Ihr Pferd warte vor dem kleinen Gartenpförtchen; so lassen Sie uns nun Lebewohl sagen. Gott sey mit Ihnen und erhalte Sie uns!"

Moriz stammelte einige Worte des Abschiedes, umarmte die Tochter und die Mutter, und eilte dann in einen Nebenweg, der nach einer andern Ecke des Gartens führte. Die beiden Frauen blickten ihm traurig nach, bis er ihren Blicken entschwunden war, und kehrten dann verdüstert in ihre Wohnung zurück.

Der Abschied von Moriz ging in der That Frau Dorner'n beinahe ebenso nahe, als ihrer Tochter. Der junge Mann hatte in den zwei Jahren, während deren er in Herrn Krausche's Haus und Geschäft als Buchhalter gewirkt, durch seine Eigenschaften und sein Betragen die Achtung dieser stillen sanften Frau in hohem Grad erworben und ihr die Ueberzeugung verschafft, daß sie das Glück ihres Kindes keinen sicherern Händen anvertrauen könne. Darum hatte sie auch der Entwicklung des gegenseitigen Liebesverhältnisses der beiden jungen Leutchen nichts in den Weg gelegt, sondern sich mit der stillen Hoffnung geschmeichelt, ihr Bruder werde diese Verbindung billigen, weil er ihr oft seine Zufriedenheit mit Moriz's Leistungen und Zuverlässigkeit ausgesprochen hatte; allein es war Alles ganz anders gekommen, als sie erwartet hatte.

Moriz Halm hatte bisher für den Sohn des Rektors Halm in Bitzleben gegolten, der ihn erzogen und zum Kaufmann gebildet hatte; allein als vor einem Vierteljahre der Rektor Halm auf dem Todbette gelegen und Moriz zu ihm geeilt war, um von dem treuen Vater noch Abschied zu nehmen, hatte der Sterbende seinem Sohne die Eröffnung gemacht, daß nicht Bande des Bluts sie an einander knüpften, sondern daß Moriz der Sohn eines Forstmeisters August v. Helldorf sey, der in den Jahren von Deutschlands Erhebung gegen das Napoleon'sche Joch mit den Freiwilligen ausgezogen und nicht mehr aus dem Felde zurückgekehrt war. Der wackere Rektor Halm hatte Moriz zu sich genommen, als seine Mutter in den schauerlichen Nachwehen des Kriegs einer ansteckenden Krankheit erlegen war, und über Heimath und Verwandte des kleinen Waisenknaben hatten auch die angestrengtesten Nachforschungen dieses Zeitalters nichts Genaues ermitteln können.

(Fortsetzung folgt.)

Londoner Bilder.

(Schluß.)

Der Gasthof, wie er jetzt besteht, ist offenbar ein Ueberbleibsel der patriarchalischen Zeit, der Zeit, wo das Horn des Postillons lustig erschallte, und wo alle vier oder fünf Meilen mit dem Wechsel der Pferde ein Wechsel der Scene, der Landschaft und der Empfindungen eintrat, und wo die Stationen ebenso viele romantische Halt- oder dramatische Incidenzpunkte waren. Die kleinste Entfernung war damals eine Reise und der Eintritt in einen Gasthof eine Begebenheit, worüber Gast und Wirth sich gegenseitig nicht glücklich genug preisen konnten.

Wie wohl that es damals dem Krämer, wenn er, dem ewigen Einerlei des Alltagslebens entflohen, wie

ein Lord behandelt und servirt wurde! Dabei aber auch die türkischen Teppiche, auf die er trat, so neu, so frisch, und das Geschirr vom besten Sterlingsilber; denn die Kunst der galvanischen Versilberung war noch nicht erfunden und Wachs war das Produkt der fleißigen Biene und nicht der chemischen Industrie. Damals allerdings glaubte man nicht theuer genug für Wachs, Teppiche, Silber und das freundliche Gesicht des Wirths zahlen zu können, der dem Epicier auf so angenehme Weise das Gefühl des Fremdseyns zum Bewußtseyn brachte.

Alle diese Gegenstände haben mit den neuen Erfindungen des Dampfs und der Eisenbahn und mit den Fortschritten der chemischen Wissenschaften ihren Werth verloren. Man reist weniger des Vergnügens als der Geschäfte wegen, und selbst das Vergnügen verfährt heutigen Tages geschäftsmäßig und berechnend. Wohlfeilheit, Billigkeit, das ist die allgemeine Losung, und die Gasthöfe allein haben zu diesem Rufe taube Ohren gemacht. Jetzt, wo alles maschinenmäßig betrieben wird, ist es an der Zeit, den Privilegien des Gasthofs ein Ende zu machen. Das Kapital, das sich aller Gegenstände bemächtigt und dieselben ausbeutet, hatte den Gasthof vergessen. Der Kapitalist, der in Baumwolle und Eisenbahnen spekulirt, hatte verabsäumt, den Gasthof zum Gegenstand der Spekulation zu machen, weil er sich scheute, als Kapitalist die Serviette unter den Arm zu nehmen.

Die Amerikaner sind in diesem Punkte den Engländern zuvorgekommen und haben gezeigt, wie das große Kapital, ohne die Serviette wirklich zu berühren, sich vortheilhaft an der Gastwirthschaft betheiligen kann. Wie Eisenbahngesellschaften, so haben sich in Amerika Gasthofskompagnien gebildet, die Gasthöfe mit ungeheuren Kosten errichten und sie maschinenmäßig verwalten lassen. So ist unlängst in New-York ein solcher Gasthof gebaut worden, der nicht weniger als 200,000 Pfd. Sterling gekostet hat und worin die ganze Welt der Reisenden und die Reisenden der ganzen Welt auf wahrhaft königliche Weise untergebracht werden können. Der Gastwirth in einem solchen Hotel ist weiter nichts als ein Angestellter der Kompagnie, etwa wie der Lokomotivführer eines Eisenbahnzugs, oder der Kondukteur eines Omnibus. Er hat ein festes jährliches Einkommen, das ihm die Gesellschaft sichert, und ist dagegen verpflichtet, den Gästen die Komforts des Hauses, wie sie in der reichlichsten Fülle zu den billigsten Preisen sich vorfinden, verabfolgen zu lassen. Freilich den größten Komfort, das wohlgefällige, freundliche Lächeln kann er ihnen nicht mehr bieten; dagegen fällt aber auch das Wachs weg und die Kontributionen für die Türkei und die Schweiz, und das galvanisch plattirte Geschirr. Man speist zwar auf dem besten, feinsten Silbergeschirr, aber für den Gebrauch desselben wird nicht mehr berechnet, als die Zinsen des entsprechenden Werthes, in Geld ausgedrückt, betragen.

Habe ich mich z. B. einen Tag lang im Hotel aufgehalten und bin den ganzen Tag auf Silber bedient worden, so wird dafür nicht mehr berechnet, als wenn der Wirth mir eine dem Werth des Silbergeschirrs entsprechende Summe Geld auf einen Tag zum gewöhnlichen Zinsfuß geliehen hatte. Gleiche Bewandtniß hat es mit den türkischen Teppichen, wofür ich nicht mehr zu zahlen habe, als ich während meines Aufenthalts im Hotel verbrauchen, d. h. mit Füßen treten und abnutzen kann. Das abgenutzte, verbrauchte wird verhältnißmäßig tarirt und in Rechnung gebracht. Auf diese Weise braucht der Gast nicht mehr zu fürchten, seine Rechnung ohne den Wirth zu machen. Die Rechnung ist im Voraus ohne den Wirth gemacht, durch den Tarifsatz der Gesellschaft. Und dabei macht die Kompagnie noch immer einen sehr bedeutenden Profit, der den der Eisenbahnen bei weitem übersteigt. Es hat sich auch herausgestellt, daß es eine weit sicherere Spekulation ist, das Publikum zu beherbergen als zu transportiren. Beim Transport werden die Gesellschaften für gebrochene Arme und Beine und Köpfe verantwortlich gemacht; beim Beherbergen sind solche Unglücksfälle nicht zu fürchten. Die Gasthofsgesellschaft zieht sogar die größten Vortheile von allen Unfällen, welche die Reisenden auf ihrem Wege zum Gasthause befallen, weil dieselben den Aufenthalt daselbst verlängern.

Warum, heißt es jetzt allgemein, haben wir keine solche Gasthofskompagnien in England? Weil man über Baumwolle und Dampf Essen, Trinken und Schlafen vergessen hatte, weil man Essen, Trinken und Schlafen in den patriarchalischen Händen derjenigen gelassen, die weder Kapital noch Geschäftsbildung genug besaßen, um es geschäftsmäßig und im Einklang mit den Fortschritten des bürgerlichen Lebens auf der breitesten Grundlage auszubeuten. Eisenbahnen in allen möglichen Richtungen anlegen, dazu war Jedermann aufgelegt, aber die Eisenbahnen, gleich den ehemaligen Poststraßen, mit den ihnen entsprechenden Absteigequartieren zu versehen, daran hat man bis jetzt nicht gedacht. Das gewöhnliche Gasthaus ersten oder zweiten Ranges reicht heutzutage nicht mehr aus. Gigantisch müssen die Häuser seyn, wie die Bahnen, die zu ihnen führen, und die Züge, die sich auf diesen bewegen; gigantisch, wie das eherne Roß, das dahin braust mit Blitzesschnelle und mit dem Toben des Donners.

Gasthäuser dieser Art erfordern natürlich sehr bedeutende Kapitalien, und es ergeht daher ein Aufruf an alle diejenigen, die ihr Herz nicht mit Baumwolle ausgestopft und ihre Augen nicht mit Kohlendampf umnebelt haben, sich an einem Unternehmen zu betheiligen, das so ungeheuere Resultate, so ungewöhnliche Vortheile verspricht. Es handelt sich nicht etwa um die Errichtung eines einzigen Gasthauses dieser Art; ganze Telegraphenlinien von Gasthäusern sollen errichtet werden, die alle in London, als ihrem Mittelpunkt, ausmünden, und von London aus, als dem Sitze der Gesellschaft, verwaltet werden sollen. Im Augenblick, wo er sein Billet für den Zug nimmt und bezahlt, kann der Reisende zugleich sein Quartierbillet für alle Gasthöfe der Gesellschaft nehmen und den Betrag dafür in London selbst im Voraus hinterlegen, so daß er nunmehr frei durch ganz England reist, unbelästigt von Gasthausrechnungen. Er braucht bloß die Zeit zu bestimmen, die er auf der Reise zuzubringen gedenkt, und die Anzahl der Personen, die er als Gefolge mit sich führt. Frau, Kinder, diese gelten als Gefolge, so gut wie die Diener. Kinder zahlen natürlich die Hälfte, oder zwei Kinder werden für eine Person gerechnet. Ob der Bediente für eine ganze Person zahlt, weiß man noch nicht; der streitige Punkt in diesem Augenblick ist, ob eine Dame

für zwei oder mehr Mann zahlen soll, kurz, wie viele Männer auf eine Dame gehen. Ein solches Billet, für das man in London bezahlt, hat man dann nur wie ein Quartierbillet in den verschiedenen Gasthäusern vorzuzeigen, und alles ist abgemacht.

Nun aber sind die Engländer, wie man weiß, ein sehr vergeßliches oder vielmehr ein stark verlierendes Volk, und nichts ist häufiger, als daß ein Engländer seinen Paß auf die eine oder andere Weise vergißt oder verliert. Das Quartierbillet ist der Paß durch die Gasthöfe, der Thor und Riegel, Tisch und Bett wie mit einem Zauberschlag aufschließt, und das Verlieren oder Vergessen des Hotelpasses wäre mit ganz andern Folgen verknüpft, als der Verlust eines Polizeipasses. Es ist daher von vielen Seiten der Vorschlag gemacht worden, daß dieser Hotelpaß am Hute angeheftet, dem Hute einverleibt werden soll; man kann dann wenigstens sicher seyn, daß man, so lange man den Hut nicht verliert, nicht zu fürchten braucht, den Kopf zu verlieren. Freilich ist man damit nicht gegen die Gefahr gesichert, daß Einem der Hut absichtlich verwechselt wird. Die Gesellschaft will aber wenigstens Sorge dafür tragen, daß der ausgetauschte Hut auf keine Weise dem neuen Eigenthümer zu gute kommen kann. Man beabsichtigt nämlich, auf den Billetten das Antlitz des wahren Inhabers daguerrotypiren zu lassen. Hat der Reisende eine Familie, die mit ihm die Reise unternimmt, so wird die ganze Sippschaft als Gruppe, in einem glänzend möblirten sitting-room um einen wohlbesetzten Tisch vereinigt, abgebildet. Mittelst dieser Abbildung und bei dem bloßen Vorzeigen des Hutes ist der Wirth, in welcher Stadt Englands der Reisende Halt machen mag, sogleich in Stand gesetzt, die erforderlichen Anstalten zu treffen, ohne daß es nöthig ist, freundliche Worte oder das bisher übliche Lächeln zu wechseln. Zugleich ist damit allem Unterschleife vorgebeugt; der wahre Eigenthümer des Hutes, der wirkliche Gast, von dem es sich handelt, ist unter Tausenden seines Gleichen kenntlich gemacht.

Mit der Errichtung dieser Lokomotivgasthäuser ist dem friedlichen, patriarchalischen Posthause mit seiner idyllischen Gastfreundschaft auf immer ein Ende gemacht. Das eherne, furchtbare Roß der Lokomotive wird auf immer das „weiße Roß" verdrängen, wo man so gut zu Pferd und zu Fuß logirte. Zugleich werden in Zukunft all die kleinlichen Zänkereien über Wachs, Türkei, China und Attendance auf immer verstummen.

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, den 6. Nov.: Die „Zauberflöte", große Oper von Mozart.

Die heutige Vorstellung, wenn auch im Ganzen gelungen, erschien doch etwas matt gegen ihre Vorgänger; sämmtliche Mitspielenden schienen von den seitherigen zahlreichen Opernvorstellungen etwas angegriffen, und schonten ihre Stimmen, ein Verfahren, das dem Effekte der Vorstellung Eintrag thun mußte. Selbst das Orchester war im Zusammenklange, z. B. in der Ouverture, nicht so kräftig und volltönend, als sonst. Im übrigen aber war weder am Ensemble, noch an den Leistungen der Einzelnen ein Mangel zu finden. Frau Dreßler-Pollert sang die „Königin der Nacht" mit gewohnter Fertigkeit und Energie, und noch dazu fast alle die schwierigen und hohen Staffato's so, wie sie Mozart geschrieben. Fräulein Baur (Pamina) sang gleichfalls recht gut. Hr. Wiehrler (Tamino) verdient alle Anerkennung wegen des Eifers und der Aufmerksamkeit, die er seiner Partie widmete, allein seiner Stimme fehlte der Wohlklang, das Einschmeichelnde, das gerade dieser Partie nöthig ist. Hr. Schifbenker war ein würdiger Repräsentant des „Sarastro"; Ruhe, Sicherheit und Klarheit zeichneten so sein Spiel, als seinen Gesang aus, und Hr. Pichler (Papageno) entwickelte einen Humor, der ganz vortrefflich paßte. Von den übrigen beschäftigten Personen, (die ihre Partien alle gut ausführten) wollen wir nur noch der drei Knaben gedenken, deren Darstellerinnen, sämmtlich noch im Kindesalter stehend, sich durch eine bei solcher Jugend überraschende Sicherheit in der Intonation sowohl wie im Rhytmus auszeichneten, und sich allgemeinsten Beifalls erfreuten.

M . . .

Miscellen.

Der Allgemeinen Zeitung schreibt man aus Paris vom 27. Okt.: „Die Direktion unserer großen Oper wird nächstens einen Prozeß seltsamer Art zu bestehen haben: nämlich in Kunstangelegenheiten. Graf Tyszkiewicz, der den kindlichen Glauben hegte, eine seiner Lieblingsopern, Weber's „Freischütz", in deutscher Weise genießen zu können, und sich aus diesem schönen Wahn durch eine verstümmelte Vorstellung furchtbar herausgerissen sah, hat in seiner Entrüstung sofort bei dem gegenwärtigen Polizeikommissär Protest gegen solche Aufführung eingereicht, und seine Klage, lautend auf verfälschte Waare, beim Handelsgericht anhängig gemacht. Er hat zum Anwalt den bekannten Advokaten Lachaur angenommen, die Direktion den berühmten Chair-d'Est-Ange. Die Sache kann interessant werden. Der Graf, dem das Gericht wahrscheinlich die Vergütung seiner gezahlten 10 Franken zusprechen wird, verlangt als Schadenersatz eine unverstümmelte und würdige Vorstellung der verhunzten Oper. Wenn man Sünden, gegen die Kunst verübt, vor Gerichte ziehen dürfte, der Prozesse wäre kein Ende; so muß sich die Arme alle möglichen Versündigungen ruhig gefallen lassen".

•

(Aus Napoleons Briefen.) Jerome Bonaparte gibt jetzt seine Denkwürdigkeiten heraus und er theilt darin auch viele Briefe von seinem großen Bruder Napoleon mit. Die Kunstkenntniß desselben war nicht weit her. So schrieb er aus Ludwigsburg 1805: „ich habe gestern hier in dem Hoftheater die deutsche Oper „Don Juan" gehört. Die Musik scheint die nämliche wie die der Oper zu seyn, welche man in Paris gibt. Uebrigens gefiel sie mir ganz gut".

•

* Frankfurt, 9. Nov. Die neueste Oper von Flotow, „Rübenzahl", wird zuerst und auf unserer Bühne in diesem Monat aufgeführt und zwar in Anwesenheit des hier so beliebten Komponisten.

•

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 92. Mittwoch, den 16. November 1853.

Allzuscharf macht schartig.

(Fortsetzung.)

Der Rektor starb arm; wo wären die Schulmeister in deutschen Landen auch in der Lage, an etwas Anderm reich zu werden, als an Kindern und bitteren Erfahrungen? Als er sein Ende herankommen sah, und das kleine Häuflein noch unversorgter jüngerer Kinder betrachtete, fühlte er sich doppelt verpflichtet, Moriz das Geheimniß seiner Herkunft zu enthüllen, das er ihm seither aus Liebe vorenthalten hatte, und zugleich an seine Uneigennützigkeit zu appelliren, um das Erbe seiner leiblichen Kinder nicht geschmälert zu sehen. Und Moriz hatte seine eigene Verpflichtung begriffen und denen, die er als Geschwister betrachtete, die wenigen hundert Thaler als Abtrag seiner Schuld gegen ihren Vater, seinen Wohlthäter, zum Geschenke gemacht

So war er von der Beerdigung des Pflegevaters in sein Dienstverhältniß zurückgekehrt als ein ganz verwaister Mann, nun ohne Namen, denn den Einen konnte er nicht führen, weil er sein Anrecht darauf nicht nachweisen konnte, und seinen seitherigen wollte er nicht mehr beibehalten, weil ihn der selige Rektor gebeten hatte, nunmehr den Namen seiner Familie anzunehmen, um diese desto eher wieder auffinden zu können. Es war eine Umwandlung in ihm vorgegangen, die seiner Umgebung nicht hatte verborgen bleiben können, und er vertraute sich endlich, um einen Theil seiner Sorge durch Mittheilung ledig zu werden, der treuen Freundin Frau Dorner an, welche ihm wohlwollte und die ganze Geschichte ihrem Bruder wieder erzählte, um diesen für Moriz zu interessiren und zu Schritten für ihn zu veranlassen. Allein Herr Krausche nahm die Nachricht, daß Moriz einem achtbaren, für die Freiheit des Vaterlands auf dem Feld der Ehre gebliebenen Vater einen unbefleckten Namen und eine vornehme Herkunft verdankte, nicht nur sehr gleichgültig auf, sondern schien ihn von diesem Zeitpunkt an nur noch ungern in seinen Diensten zu haben, und es war mit der Freundschaft und dem Dienstverhältniß Beider vollends gar aus, als Herr Krausche erfuhr, welche Hoffnungen Moriz im Stillen hege. Vergebens hatten Amalie und ihre Mutter sich bemüht, den Oheim zur Zurücknahme seiner Kündigung zu bewegen. Der Gutsherr erklärte auf das Bestimmteste, mit seiner Einwilligung solle seine Nichte niemals einen Menschen ohne Vermögen und von solch seltsam verschleierter Abkunft heirathen, und er wolle nun überhaupt mit Moriz, dem diese im Stillen und hinter seines Brodherrn Rücken betriebene Liebelei die klaren Gedanken für seinen Beruf genommen habe, nichts mehr zu schaffen haben. Was Amalien anlange, so wünsche er für sie eine Verbindung, welche ihm genehm sey und die seine eigene Bedeutung und sein Ansehen noch vermehre; und wenn seine Schwester und Nichte auf ihre Anhänglichkeit für den quasi-Junker Helldorf beharren wollten, so haben sie nur die Wahl zwischen Moriz und ihm, Herrn Thomas Krausche.

Moriz dachte zu edel, um von der armen Predigerwittwe ein solches Opfer zu begehren, wie es der Bruch mit ihrem reichen Bruder gewesen wäre, und sah sich nach einer andern Stelle um, die er durch einen Freund in Leipzig fand. Frau Dorner wollte die Heirath, die sie noch immer billigte, nicht aufgeben, hielt es aber für gerathen, sie vorerst zu vertagen und so war, wie wir gesehen haben, die gefürchtete Stunde des Abschieds endlich vorüber.

Vor dem Gartenpförtchen erwartete den jungen Mann ein Pferd, um ihn nach der nächsten Poststation zu bringen, wohin er seine Habseligkeiten schon vorangesandt hatte. Schon war er dem Pförtchen nahe, jenseit dessen er vielleicht auf lange Zeit von den Lieben getrennt seyn sollte; da blieb er stehen, wandte sich nochmals um und blickte zurück nach den beiden Frauen, die eben im Morgendämmer unter den Bäumen verschwanden. Eine erschütternde Aufregung bemächtigte sich seines Gemüths, denn er schied von dem Schauplatze so mancher süßen Erinnerungen aus den beiden letzten Jahren, und wer bürgte ihm dafür, daß er Amalien nicht vielleicht auf immer verlor! Seine Brust arbeitete gewaltsam und er mußte alle Kraft aufbieten, um den Thränen Einhalt zu thun, die ihm wider Willen in die Augen traten, während er so, an die Mauer gelehnt, nach dem „Bruderhause" zurückblickte.

In diesem Augenblicke hörte er in geringer Entfernung seitwärts ein Knarren und Krachen wie von brechenden Pfählen; aber Moriz war zu gedankenvoll, um darauf zu achten. Plötzlich tauchte ein grauer Kopf über die Reben empor, welche die Gartenmauer von innen bekleideten, und wandte sich spähend nach allen Seiten, um die Dämmerung zu durchdringen, die noch über dem Garten lag. Moriz sah ihn nicht, und blieb durch ein Gebüsch den Blicken des frühen Spähers entzogen. Die tiefe Ruhe und Stille, die

im Garten herrschte, schien dem Burschen auf der Mauer zu beruhigen; er schwang sich höher herauf und Moriz konnte nun den Oberleib eines ärmlich gekleideten Mannes erkennen, der einen alten ledernen Büchsenranzen über den Schultern trug. Alter und Elend hatten dem Aeußern des Greises ihren schmerzlichen Stempel tief aufgeprägt; seine Züge waren abgehärmt und hohl, seine Bewegungen unsicher, der Ausdruck seiner Miene unruhig und unstät. Als er sich auf der andern Seite der Mauer nach den Spalten umgesehen, mit deren Hülfe er schon in den vergangenen Tagen in den Garten hinuntergestiegen war, schwang er sich rittlings über die Mauerkappe und suchte, auf derselben sitzend, so eben einen Stützpunkt zum Hinuntersteigen, als Moriz sich aus seinem Sinnen aufraffte und aus dem Gartenpförtchen trat. Das unvermuthete Erscheinen von Moriz schien dem Obstdieb ebenso viel Schreck als Erstaunen zu verursachen. Rasch zog der Alte den Fuß zurück, den er schon auf die inneren Vergitterungen der Rebenspaliere gesetzt hatte, legte sich flach auf die Mauerkappe und wollte schnell wieder auf der andern Seite der Mauer heruntersteigen; allein unglücklicherweise brach eine morsche Latte des Spaliers, an welche er sich anklammerte, während sein Fuß einen Stützpunkt in einer der Mauerritzen suchte, plötzlich ab und der arme Teufel stürzte von der hohen Mauer mit dröhnendem Fall herunter auf einen Steinhaufen am äußern Fuße der Mauer, welchen Nesseln und Brombeeren überwucherten.

Das Geräusch dieses Falles und der zerbrechenden Latte erschreckten zwar Moriz, allein es war noch nicht helle genug, um die zerrissenen Reben und Spaliere zu bemerken, die ihm Alles enthüllt haben würden. Er hielt sich daher nicht damit auf, die Ursache dieses Geräusches zu erforschen, sondern schloß das Gartenpförtchen auf und trat in's Freie.

Moriz wollte gerade durch ein Kleefeld nach dem Wege hinüberschreiten, wo ihn sein Reitpferd erwartete, als ein dumpfes Stöhnen plötzlich seine Aufmerksamkeit fesselte. Er lauschte und fand, daß diese Laute aus dem hohen Unkraut kamen, das am Fuße der Mauer wuchs. Zögernd und mit einigem Bedenken trat er darauf zu und gewahrte erst eine zuckende Masse und dann deutlicher die Gestalt eines Menschen, in welchem er den alten Korbmacher erkannte, der in einer elenden Hütte am Waldsaume wohnte.

(Fortsetzung folgt.)

Das gelbe Fieber.

(Aus dem Schreiben eines bayerischen Auswanderers an seine Verwandten).

New-Orleans, 18. Sept. 1853.

Daß New-Orleans bezüglich des gelben Fiebers in bösem Rufe steht, ist bekannt. Schon im Jahre 1847 hat diese Krankheit, welche damals im Monat August anfing, viele Opfer gefordert. Seit jener Zeit kamen wohl jedes Jahr einzelne Fälle dieser Krankheit vor, die aber nie Unruhe erregend wurden, und man kam zu dem Glauben, da die Stadtbehörde Alles aufgeboten, Wasser und Unrath zu entfernen, der Seuche sey für alle Zukunft ihre intensive Kraft benommen. Das Jahr 1853 machte aber leider diesen Glauben, auf welchen man hier mit allzu großer Zuversicht baute, zu einer Chimäre. Die Seuche kam mit nie gekannter Stärke; die Ursache hievon scheint jedoch einzig und allein in den heuer hier herrschenden ungewöhnlichen Witterungsverhältnissen zu liegen.

Mit dem Monat Oktober fängt hier eigentlich das Jahr an. In diesem Monat fällt gewöhnlich so viel Regen, daß die ausgebrannte Erde hinlänglich befeuchtet wird, um mit dem Anbau der Gärten beginnen zu können. Von dieser Zeit an beginnt die Vegetation und dauert mittelmäßig fort bis Mitte Januar, wo sie durch Reif, auch durch Frost, auf 10—14 Tage unterbrochen wird. Dann aber steigt sie durch warme und erquickende Regen bis Ende Mai auf eine ungeheure, von mir noch nie gesehene Höhe. Der Juni gibt wenig Regen, die Hitze wird groß, Juli, August und September sind beinahe ohne Regen, die Hitze fast unerträglich, die Vegetation ist vorüber, Alles ausgebrannt und schmachtend nach Regen und Kühlung. Heuer nun hatten wir bis zum Monate März die gewöhnliche, oben geschilderte Witterung, März, April, Mai, bis Hälfte Juni waren aber ohne Regen, die Vegetation so ziemlich gut, die Hitze groß. Von Mitte Juni nun bis auf den heutigen Tag hatten wir täglich 2—4 Gewitter mit ungewöhnlichen Regengüssen, wie sie nur in Tropengegenden vorkommen, und die Straßen der Stadt stehen oft 2—3 Fuß unter Wasser. Auf diese Regengüsse folgt schneller Sonnenschein, die Luft ist so dick und schwer, daß man kaum athmen kann, die Temperatur sehr wechselnd; das schöne Blau des Himmels, welches in südlichen Gegenden das Auge so sehr erfreut, ist selten zu sehen, graublau steht ober uns das Firmament wie ein ehernes Gewölbe, Alles ist in Wasserdünste eingehüllt und wie ein ungeheures Leichentuch haben sich diese über Stadt und Umgebung ausgebreitet, unter welchem die Menschen seufzen, dahinsiechen und sterben.

Gleich bei Eintritt der häufigen Gewitter stellte sich nun unser schlimmer Gast, das gelbe Fieber, in einem sehr beunruhigenden Grade ein; zuerst in jenem Theile der Stadt, wo viele Irländer, sehr unmäßige und unreinliche Menschen, zusammen wohnen. Der Tod hielt hier überreiche Aernte. Es dauerte aber nur kurze Zeit, und die Seuche verbreitete sich über die ganze Stadt. Wer die Mittel hatte und konnte, der entfloh der Pest; Viele jedoch, die den Keim der Krankheit schon in sich trugen, starben auf der Reise. Die Einwohnerzahl sank von 140,000 auf 80,000 in Folge dieser Auswanderungen und der Todesfälle, und so Viele leben von uns noch gegenwärtig in dieser Stadt des Elendes, darunter ich mit meiner ganzen Familie. Die hier erscheinenden 7 englischen, 3 französischen, 2 deutschen und 1 spanische Zeitung berichteten täglich die Zahl der Opfer und den Stand des Jammers. Schon zu Anfang Juli belief sich die Zahl der der Seuche Erlegenen auf 200 per Tag und sie stieg bis auf 365, welche Nachricht Alles mit namenlosem Entsetzen erfüllte. Zuerst ergriff die Seuche die Nichtaklimatisirten, dann die Aklimatisirten, endlich raffte sie auch die Eingebornen, die sich frei von

jeder Ansteckung glaubten, in gleichem Grade hinweg. Hunderte von Familien sind ganz ausgestorben, Tausende von Familien haben theure Angehörige zu beweinen, Unzähligen ist der Ernährer gestorben, sie sind in Armuth versunken, und die Zahl der Waisen, die ohne Hilfe und Pflege sind, kennt man noch nicht. Zwar bietet die Stadt und ein Wohlthätigkeitsverein Alles auf, die Verlassenen unterzubringen; die städtischen Waisenhäuser sind überfüllt und es mußten neue errichtet werden. Wer in Straßen wohnt, wo der Weg zu den Kirchhöfen vorüber führt, der hat fortwährend den traurigen Anblick der schnell fahrenden Leichenwägen, auf welche gewöhnlich 5—6 Todte geladen sind. An ein zu Grabegeleiten derselben ist natürlich nicht zu denken, ebensowenig an eine Ordnung im Beerdigen, denn Todtengräber und Gehilfen erkrankten oder liefen davon, und bis Andere an ihre Stelle traten, stockte das Geschäft. So ereignete es sich auf einem unserer Kirchhöfe, deren wir hier 12 haben, daß 40 Leichen den ganzen Tag unbeerdigt dastanden, von der großen Hitze schwollen die Körper auf, die Särge platzten und eine die Luft weit und breit verpestende Flüssigkeit ist aus denselben gequollen.

Unter solch traurigen Zuständen verlebten wir die Zeit in Sorgen, die täglichen Berichte erschöpften unsern Muth, die Geschäfte hatten mit zunehmender Seuche ihr Ende gefunden, in gleichem Maße aber stiegen anderseits die Lebensmittel im Preise, da keine Zufuhren mehr kamen. So kostetete z. B. das Dutzend Eier 60 Cents (1 fl. 30 kr.); Kartoffel stiegen von 1½ auf 5 Dollars das Fäßchen; Mehl von 4 auf 10 bis 12 Dollars das Fäßchen; wir mußten aus der Tasche zehren, doch war unser Muth noch nicht ganz gesunken, waren wir ja doch noch Alle gesund und von der Seuche frei. (Schluß f.)

---

* Der Faulerweiberbrunnen zu Wiesbaden.

Sage vom Jahr 1600.

Hört ihr lieben deutschen Frauen,
Die ihr wißbegierig seyd,
Eine Sage alter Zeit,
Die sich einst in Nassau's Gauen,
In den reizend schönen Auen,
Wo Wiesbaden jetzt zu schauen,
In der heißen Quellenstadt
Wahrgetreu begeben hat.

Nah dem Orte lag ein Bronnen,
Der nur süßes Wasser gab,
Sprudelnd aus dem Felsengrab,
Dahin zogen in Kolonnen
Frau'n, dem Hausgeschäft entronnen,
Und da wurde ausgesponnen
Manche bitt're Klatscherei
Mit dem Mäulchen fesselfrei.

Was sich in der Stadt begeben,
Trug man an dem Bronnen vor —
O wie lauschte da das Ohr!
Fein so wie die Spinnen weben,
Sah' man manch' Familienleben,
Alles Dichten, Trachten, Streben,
Als ob Sturmwind es zerfetzt,
Scharf durch Witz und Spott verletzt.

Zeugin war die alte Linde,
Die oft bang dazu gerauscht,
Und manch' Vöglein hat gelauscht;
Unter'm duft'gen Laubgewinde
Geißelte das Stadtgesinde,
Selbst dem tugendhaften Kinde
Wurde Böses nachgesagt
Oft von Frauen hochbetagt.

Zwist brach aus in allen Ecken,
Auf dem Felde wie im Haus,
Mit dem Frieden war es aus;
In dem Walde hinter Hecken,
An dem heißen Bronnenbecken,
So daß voll von Angst und Schrecken
Sich kein Mann zu rathen weiß,
So der Jüngling wie der Greis.

Ludwig herrschte dort im Lande,
Der auf dessen Wohl bedacht
Glücklich gern sein Volk gemacht,
Hochbegabet mit Verstande,
Doch schon nah' dem Grabesrande;
An ihn schickt man Abgesandte,
Rath zu schaffen in der Noth,
Die der Männer Glück bedroht.

Er vernimmt der Männer Klage,
Die sich ehrfurchtsvoll genaht,
Hat für sie zur Stelle Rath:
„Mittel gibt's für jede Plage!
Um zu bessern eure Lage,
Hört was ich als Freund euch sage:
Röhren legt, euch bringt's Gewinn,
Führt zur Stadt die Quelle hin."

Doch des Grafen Rath und Willen
Schien zu theuer zu vollzieh'n,
Unbeachtet ließ man ihn,
Und da thörichter Sybillen
Klatschlust gar nicht war zu stillen,
Griff der Graf nach andern Pillen,
Die gepfeffert und gewürzt,
Bald den Handel abgekürzt.

Denn er ließ von Künstlerhänden
Fertigen ein großes Brett
Und drauf malen fein und nett:
Gänse, die die Hälse wenden,
Grüße links und rechts entsenden,
Als ob von Begier sie brennten,
Zu verkünden weit und breit,
Anvertraute Heimlichkeit.

Faulerweiberbrunn geheißen
Ward der Quell für alle Zeit,
Und wer klatscht, dort konterfeit,
Rings bekannt in allen Kreisen

Soll die Tafel Allen weisen,
Die des Wegs vorüber reisen,
Daß der bösen Klatscherei
Hier ein Ziel gestecket sey.

Rasch hat dieser Spruch gewendet
Aller faulen Weiber Spott,
Klatschlust machte bald Bankrott.
Keine Zeit ward nun verschwendet,
Röhren lagen bald vollendet,
Und noch jetzt zur Stadt entsendet
Jener süße Bergesquell
Seine Fluthen silberhell.

Auch die Linde ist verschwunden,
Unter deren Blätterdach
Weiberklatsch sein Urtheil sprach;
Ob vielleicht in andern Runden
Solche Linden man gefunden,
Ob die Kaffeetisch verbunden,
Was sich einst vereint am Bronn,
Meine Chronik schweigt davon.

M. G. zu Bentheim.

Würzburger Stadttheater.

Freitag, den 11. Novbr.: „Fidelio", Oper von Beethoven.

Wir rechnen diese Vorstellung zu den besten, die wir in diesem Winter gehabt; sie ging ausgezeichnet brav von Anfang bis zu Ende, Solopartien, wie Chor und Orchester, Ensembles wie Einzelvorträge, Alles war durchaus gelungen und harmonisirte unter sich auf's Schönste; es war eine Aufführung wie aus Einem Gusse — des klassischen Tonwerkes vollkommen würdig — und doch kam unser Publikum, das doch sonst immer Geschmack an klassischer Musik zeigt, erst im zweiten Akte in Bewegung, erst da wurde der Beifall gespendet, den die vorhergegangenen Nummern des ersten Aktes eben so gut verdient hatten. Beethovensche Musik ist freilich dem Laien nicht so klar, nicht so verständlich, als Mozart'sche, allein dieselbe Oper hat früher bei verhältnißmäßig geringerer Besetzung stets gefallen. Was heute zuerst das Publikum zur Bewunderung hinriß, war die C-Dur Ouverture, die vor dem zweiten Akte gespielt wurde; es ist dieses grandiöse Tonwerk aber auch ein Diamant ersten Ranges im Kranze der Meisterwerke deutscher Musik, und die Ausführung war so vollendet, wie sie an keinem Hoftheater mit dreimal mehr Kräften hätte besser seyn können; unser Orchester unter Hrn. Kapellmeisters Reiß tüchtiger Leitung entwickelte eine Kraft, ein Feuer, eine Präzision, spielte so delikat und sauber, nuancirte so trefflich und egal, daß wir nicht umhin können, sämmtlichen Herren unsere vollste Anerkennung hier auszusprechen. Ueberhaupt schreitet das Orchester auf der Bahn zur Kunstvollendung rasch vorwärts, und wenn dazu das Wiedereintreten zweier der tüchtigsten Künstler unserer Stadt wesentlich beigetragen hat, so ist es doch vor Allem die energische und verständige Leitung des Hrn. Kapellmeisters Reiß, seine eben so sichere als faßliche Direktionsweise, welcher vor Allem dieser Aufschwung zu danken ist.

Gehen wir nun zu dem darstellenden Personale über, so müssen wir vor Allen Frau Treßler-Pollert nennen, welche die Titelrolle in einer Weise durchführte, daß wir sie zu ihren besten Partien zählen müssen. Während sie gegenüber Rocco, Marzelline etc. ruhig verschlossen, wenn auch freundlich erschien, brach in ihrer Scene und Arie im ersten Akte, sowie in den Scenen im Kerker die mit Gewalt zurückgehaltene Leidenschaft mit südlicher Glut, mit erschütternder Wahrheit zu Tage, auch den ruhigsten Zuschauer hinreißend und rührend. In manchen Stellen ihrer früheren Partien konnte man bei Frau Treßler die Absicht, Effekt zu machen, nicht verkennen; — heute war es anders — da war Wahrheit, angreifende Wahrheit der Grundzug ihrer ganzen Leistung in Spiel und Gesang. Hr. Sonnleithner sang den „Florestan" vortrefflich, die musikalisch eben so schön gezeichnete als für den Sänger unbequem liegende und undankbare Arie ließ nichts zu wünschen übrig, eben so gut, zart und sicher führte er seine Partie in dem Terzette, dem Quartette und darauffolgenden Duette durch. Hr. Schiffbenker zeigte uns, was aus der Partie des „Rocco" zu machen ist, diese Partie, die so oft von Bassisten zweiten Ranges gegeben und dadurch zu einer Nebenpartie hinabgedrückt wird, wurde in den Händen des Hrn. Schiffbenker zu einer Hauptrolle, und nicht nur sein Lied und das Duett im ersten Akte, sondern auch unbedeutend scheinende Stellen in den Ensemble's wurden durch ihn hervorgehoben und in das richtige Licht gestellt. Hr. Pichler war ebenfalls in der schwierigen Partie des „Pizzaro" sehr brav, sowohl in Spiel als Gesang. Hr. Wierler (Jacquino) und Frau Kißner (Marzelline) verdienen gleichfalls für die gute Ausführung ihrer minder glänzenden Partien unseren Dank. Von den Chören wurde namentlich der Chor der Gefangenen, (Anfang des ersten Finales) vorzüglich rein und präzis, mit Ausdruck und Nuancirung gesungen. M . . .

Miscellen.

Ein Herr Richardson hat die schon einmal dagewesene Idee, Briefe unterirdisch vermittelst Luftdrucks zu befördern, wieder aufgegriffen, und will eine unterirdische Röhre von New-York nach Boston legen (200 Meilen), durch welche Briefe und Pakete von der einen Stadt zur anderen in 15 Minuten befördert werden sollen. Ein Versuch im Kleinen soll gelungen seyn und, wie es heißt, haben sich auch Kapitalisten gefunden, um den Plan auszuführen.

•

Rom, 5. Novbr. Aus der vom Direktor des sixtinischen Sängerkorps, P. Alfieri, geschriebenen Nekrologie Raimond's ersehen wir, daß dieser geniale Musiker nicht weniger als 12 ernste, 37 komische Opern, 21 Ballets, 13 Oratorien, 28 Kirchenmusiken, so wie einen Theil des David'schen Psalters komponirte.

•

• Die Pariser Theater machen glänzende Geschäfte. Ihre Einnahmen betrugen im verflossenen Monat Oktober an 1,240,000 Franken.

•

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 93. Sonntag, den 20. November 1853.

Allzuscharf macht schartig.

(Fortsetzung.)

„Wie, Funkelfritze?“ rief Moriz erstaunt; „was machst du hier?“

„Ach helfen Sie mir, Herr Buchhalter“, stammelte der Mann mit dem alten Büchsenranzen und krümmte sich wie ein Wurm; „ach du liebe Zeit, ich bin todt, ich bin ganz hin!“

„Bah“, meinte Moriz, der den Ernst dieses Sturzes nicht ahnte, „du wirst gestern Abend dich im „goldenen Kreuz“ wieder im Schnaps übernommen haben, bist auf dem Heimweg hier liegen geblieben und wachst nun mit einem „Herenschuß“ in der Schulter auf.“

„Nein, gewiß nicht, — so wahr ich ein Christ bin, das ist's nicht, liebster Herr Buchhalter!“ stöhnte Funkelfritze; „ich habe gestern keinen Schnaps gesehen. Jetzt habe ich meinen Theil; sehen Sie nur, wie ich blute.“

„Du blutest?“ rief Moriz erschrocken, „und wo denn? was ist dir denn zugestoßen? wie kommst du hierher?“

Trotz seiner Schmerzen hatte Funkelfritze noch Geistesgegenwart genug, um die letzten Fragen nicht zu beantworten. Er verdoppelte seine Klagen und Seufzer und erzählte zwischenhinein eine unzusammenhängende lange lange Geschichte von seinem Unfall, von welcher Moriz nichts verstand, weßhalb er um so eher zur Annahme geneigt war, der Unfall sey dem Alten nur im Rausch zugestoßen. Er drang in ihn, aufzustehen; allein alle Versuche, sich zu erheben, waren erfolglos.

Als Moriz sah, daß der alte Korbflechter nicht gehen konnte, holte er sein Pferd herbei, setzte ihn darauf und machte ihm den Vorschlag, ihn nach dem Bruderhause zu bringen, weil dieses das nächste bewohnte Gebäude war; allein Funkelfritze sperrte sich hartnäckig dagegen und wollte lieber nach seiner eigenen abgelegenen Hütte gebracht werden.

Mittlerweile war es Tag geworden. Vorsichtlich hielt Moriz den Alten im Sattel und führte den Fuchsen am Zügel vorwärts, bis er [s]ein Häuschen erreicht hatte. Hier legte er ihn auf den Strohsack, der dem Alten die Stelle eines Bettes vertrat und wollte eben den Burschen, der sein Pferd gehalten hatte, nach dem Wundarzt im nahen Dorfe senden, als ihn Funkelfritze bat, dies nicht zu thun, und den Burschen wegzuschicken. Dies geschah und der Alte rief nun:

„Ach, Herr Buchhalter, verlassen Sie mich nicht . . . um's Himmels willen, bleiben Sie bei mir . . . . wenn man mich allein läßt, bin ich verloren . . . .“

„Aber warum hast du denn den Burschen Jakob nicht dabehalten oder wenigstens nicht zugegeben, daß er einen Arzt hole, Alter?“ fragte Moriz.

„Weil ich keinen Doktor brauche, und weil der dumme Junge plappern würde, und weil Niemand erfahren soll, was mir zugestoßen ist. — Ach, was mir jetzt am meisten Noth thut, das ist Trinken, Herr Buchhalter. Ach, seyn Sie so barmherzig und reichen Sie mir nur einen Schluck zu trinken!“ . . .

Moriz durchsuchte die ganze Hütte und fand nichts als einen Krug Wasser und eine angegriffene Flasche Branntwein. Funkelfritze wollte Branntwein haben und versicherte, das sey das beste Hausmittel gegen einen Sturz. Moriz ließ sich aber dadurch nicht überzeugen, und reichte ihm den Wasserkrug, dann stellte er dem Alten vor, daß er im Begriff stehe abzureisen, und daher nicht eine Stunde verziehen, geschweige denn bei ihm bleiben könne und erbot sich, ihm Jemand zur Pflege zu verschaffen; allein dies lehnte Funkelfritze auf's Eigensinnigste ab.

Während ihm Moriz nun das Thörichte seiner Weigerung vorstellen wollte, trat plötzlich Hr. Krausche in die Hütte. Er war wie gewöhnlich als der erste in seinem Hause wach, und war beim gewohnten Umgang in seinem Hause dem Burschen Jakob begegnet und hatte von demselben das Abenteuer mit dem alten Korbflechter und den Aufenthalt vernommen, den des Buchhalters Abreise dadurch erfahren hatte. Neugier und Mitleid hatten ihn daher hiehergeführt.

Bei Herrn Krausche's Anblick stieß Funkelfritze einen Schreckensschrei aus und wollte sich aufrichten, aber er vermochte es aus Schwäche nicht. Auf seine Frage, was es denn gebe, erzählte ihm Moriz, wie er den Alten, der den Schenkel gebrochen zu haben scheine, bewegungslos am Fuß der Gartenmauer gefunden habe.

„Und was hattest du denn dort zu schaffen, Kerl?“ fragte Herr Krausche mißtrauisch und heftete einen forschenden Blick auf den Korbflechter.

„Um Vergebung, Herr, das weiß ich selber nicht“, versetzte Funkelfritze scheinheilig; „ich weiß nicht, wie ich dorthin gekommen bin, und der Buchhalter kann's bezeugen, daß ich nicht mehr allein aufstehen und keinen Fuß mehr rühren konnte.“

„Aber wie bist du denn gefallen?“ fragte nun Herr Krausche.

„Jenun, du lieber Himmel, wie man immer fällt — halb aus Ungeschicklichkeit, halb aus Unglück!“ versetzte der Bettler, der die Frage nicht verstehen wollte. „Ich kann Sie versichern, Herr Krausche, ich bin ganz unschuldig daran.“

„Ich habe ihn unter der alten Mauer, bei einem der Strebepfeiler auf dem Steinhaufen gefunden“, bestätigte Moriz

„So war es also bei der großen Lücke in der Mauer?“ fragte der Gutsbesitzer lebhaft und fixirte den Alten noch schärfer.

„Grade unter der Mauerlücke, die Sie schon längst ausbessern lassen wollten!“ versetzte Moriz.

Krausche stieß seinen Spazierstock heftig auf den Boden und rief: „Ich will verdammt seyn, wenn der Kerl nicht beim Ersteigen der Mauer heruntergefallen ist!“

„O nein, das ist nicht wahr!“ rief Funkelfritze mit einer Lebhaftigkeit, die den Argwohn des Gutsherrn nur bestätigte.

„Du bist entweder in den Garten ein- oder aus demselben herausgestiegen, Spitzbube!“ rief Hr. Krausche drohend.

„Ich? o nein, gewiß nicht!“ stotterte Funkelfritze; „warum hätt' ich denn in Ihren Garten einsteigen sollen? Ihre Aprikosen gehen mich nichts an!“

„Hallunke, du weißt also, daß es dort welche gibt? . . .“ rief der Gutsherr.

„Hm, ich dachte mir's . . . man weiß ja, daß der Gutsherr schönes Obst hat und daß die reichen Leute die Aprikosen lieben!“ stotterte der Korbflechter.

„Aha, und darum stiehlst du mir die meinigen und verkaufst sie an Andere? nicht wahr, du hast mir seit vierzehn Tagen meine Spalierbäume geplündert?“

„Herr, das sagen Sie mir nicht noch einmal!“ rief Funkelfritze grob, denn er wollte seine Verlegenheit hinter einem unverschämten Trotze verbergen; „Sie sind zwar reich, aber Sie dürfen darum die armen Leute nicht verunglimpfen, ohne daß Sie Beweise haben.“

„Diese will ich mir sogleich verschaffen!“ rief der Gutsbesitzer, dem es aufgefallen war, daß der Korbflechter seinen alten Büchsenranzen ganz hinter sich geschoben hatte, so daß man nur ein Eckchen davon sah. Rasch trat er hinzu und zog an dem Stricke, welcher statt des Tragriemens diente; aber der Alte hielt den Büchsenranzen mit beiden Händen fest.

„Lassen Sie los!“ rief er; „Sie haben kein Recht, mir meinen Ranzen wegzunehmen. Niemand darf in denselben hineineinblicken, wenn ich's nicht erlaube.... Oh weh, der Herr thut mir weh . . . ich werde ihn vor Gericht verklagen, wenn ich nicht wieder arbeiten kann . . . .“

„Thu' das nur immerhin, Bursch; aber ich will wissen, woran ich bin!“ versetzte der Gutsherr und riß so heftig, daß das morsche Leder nachgab, barst und die schönsten Früchte seiner Spalierbäume auf das Bett rollen ließ.

Der Beweis war allzu schlagend, als daß der Alte noch hätte leugnen können; er stimmte daher auch sogleich einen andern Ton an, und bat den Gutsbesitzer inständigst um Verzeihung. Allein die Gewißheit des erlittenen Diebstahls, den er seither nur geargwöhnt hatte, versetzte Herrn Krausche in einen solchen Grimm, daß er auf keinerlei Vorstellungen mehr hörte. In der ersten Hitze wollte er sogar mit seinem Stocke sich an dem Verwundeten vergreifen; aber Moriz trat ihm rasch in den Arm.

„Lassen Sie mich“, rief Krausche; „der Kerl ist ein Dieb und ich will ihn exemplarisch abstrafen! Ha, wäre ich doch mit der Flinte in der Nähe gewesen, als er über die Mauer stieg, — ich hätt' ihn heruntergeschossen wie eine Elster.“

„Ach, erbarmen Sie sich meiner, bester Hr. Krausche! ich bin ja wahrlich genug bestraft!“ flehte Funkelfritze; „wollen Sie denn den Tod eines Christenmenschen um ein Paar elender Früchte willen?“

„Elende Früchte?“ schrie Krausche erbost, der in seinem Gärtnerstolz gekränkt ward; „meine schönsten Aprikosen seyen elende Früchte? Meine Spalierpfirsiche, die man mir in Magdeburg oder Leipzig mit einem Thaler per Dutzend bezahlt? . . . Warte, du Gauner, du sollst mir im Gefängniß liegen, bis du schwarz wirst!“

Der Korbflechter konnte nicht mehr antworten, sey es, daß er durch die Entdeckung seines Diebstahls verlegen gemacht worden war — kurzum, er blieb eine Weile mit geschlossenen Augen liegen, und spuckte dann unter Röcheln und Schmerzensgeschrei Blut stromweise aus. Dieser Zustand des alten Mannes rührte Moriz, und er machte Herrn Krausche auf die Nothwendigkeit aufmerksam, einen Arzt herbei zu holen.

„Einen Arzt?“ rief jedoch dieser voll Entrüstung; „warum nicht gar! Schaffen Sie lieber den Schulzen aus dem Dorfe herbei und einen Gendarmen; ich will den Kerl sogleich verhaften lassen.“

Damit lief er an die Thüre, rief einen vorübergehenden Bauernjungen herbei, und hieß ihn auf dem für Moriz bestimmten Pferde sogleich nach dem Amtsorte zu reiten und den Amtsrichter sammt Gendarmen mitzubringen.

Moriz wollte noch einen Vermittlungsversuch machen; allein Herr Krausche ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

„Nein“, rief er voll Grimm, „ich habe kein Erbarmen, ich kenne keine Schonung; wenn man solche Schurkereien unbestraft läßt, so macht man das Gesindel noch frecher. Was verstehen Sie überhaupt vom Eigenthum, Buchhalter! Sie sehen darin keinen Werth, weil Sie selber ein armer Teufel sind. Allein ich habe darüber andere Ansichten: was man hält, das hat man; und was man hat, das hält man. Und so wahr ich diesen Stock hier in meiner Hand halte, den ich auf dem Kopf Eures Schützlings hätte zerschlagen sollen, so soll er mir nicht anders aus diesem Hause kommen, als um vor Gericht und dann in's Zuchthaus zu wandern.“

Herr Krausche hatte dies in einem Ton ausgesprochen, der keine Widerrede zuließ, und Moriz ergab sich unmuthig darein. Dennoch bedünkte ihn die Härte seines frühern Brodherrn auch in diesem Falle wieder allzu schroff und seine Strenge übel angebracht und machte auf ihn einen abstoßenden Eindruck. Verstimmt wandte er sich von ihm ab und trat zu Funkelfritze an's Bett, dessen Schmerzen immer größer zu werden schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Das gelbe Fieber.

(Schluß)

Doch auch dieser Trost wurde uns genommen. Zu Anfang August klagte meine Amanda (ein Mädchen von 6 Jahren) über Schmerzen und Hitze im Kopfe; ich dachte, es sey bloß Andrang des Blutes, machte ihr Eisumschläge und gab Weinstein zu trinken, doch bald stellte sich Fieber ein. Die Nacht hindurch stieg dieses immer höher; — was ich nicht hatte glauben wollen, war bittere Wahrheit geworden, wir hatten die Seuche im Hause! Eilends wurde nun der Arzt gerufen und das Nöthige verordnet; 2 Tage darauf erkrankte meine zweite Tochter und wieder nach 2 Tagen brachte man mir meinen Sohn von der gleichen Krankheit befallen nach Hause. Noch waren unser drei, die Mutter, meine älteste Tochter und ich, zur Pflege, die uns Tag und Nacht in Anspruch nahm; aber es war erst der Anfang unsers Elends, und nun folgte Schlag auf Schlag. Zuerst erkrankte unser Zimmerherr und deutscher Freund S., so hatten wir nun 4 Kranke zu pflegen, ihm folgte meine älteste Tochter, und so stunden die Mutter und ich allein. Auf Hilfe von Außen durften wir nicht rechnen, denn alle meine Bekannten lagen theils selbst darnieder, theils waren sie hinübergegangen in eine bessere Welt; unsere Baarschaft war erschöpft, was zu verwerthen war, verwerthet; endlich mußten wir in Gottes Namen Schulden auf Schulden häufen, denn wir hatten keinen Cent mehr im Hause, und doch war des Unglück noch lange nicht genug. Drei Wochen hatten wir uns so in unmenschlicher Anstrengung und unter der Last der Sorgen hingeschleppt, wir waren beide selbst krank, doch noch nicht von der Seuche angesteckt, da besserte es sich mit den drei zuerst Erkrankten, sie konnten auf Stunden das Lager verlassen und wandelten gleich Schatten umher; nur Mathilde, meine älteste Tochter, die heftiger, denn die Uebrigen von der Seuche befallen war, machte mir noch vielen Kummer, da sich gar keine Besserung zeigen wollte. Nach einer an ihrem Bette durchwachten Nacht legte ich mich zu der mir so nöthigen Ruhe, als ich wenige Stunden später erwachte, fühlte ich der Seuche Gift in höchster Stärke durch meine Adern toben! Nun war noch die Mutter die Einzige, die erschöpft bis zum Umsinken von einem Bette zum andern wankte; dies konnte nicht lange mehr dauern, schon kommenden Tages lag auch sie an der Seuche darnieder. — Soll ich Euch nun unsere Lage schildern? — Sie ist zu schrecklich; sie kann nur empfunden, aber nicht beschrieben werden!

Seit jener Zeit sind nun wiederum 3 Wochen verflossen. Die 3 Ersterkrankten erholten sich nach und nach, wir 3 Letzten hoffen dasselbe, was Gott geben wolle, damit wir vereint mit erneuter Kraft unser Geschäft beginnen können und uns aus dem Elende herausreißen, das uns mit so vielen Andern in so unnennbarem Grade getroffen. Zum Beweise, welche Scenen vorkamen, noch einen Fall aus meiner nächsten Nähe.

Als ich einen meiner Bekannten, dessen Frau am Fieber krank lag, besuchte, klagte mir dieser, ein junger kräftiger Mann von 30 Jahren, er fühle sich nicht ganz wohl, glaube aber, daß es vom Nachtwachen herkomme. Das war Morgens 10 Uhr. Abends 8 Uhr ging ich wieder hin, um nachzusehen. Welch' Anblick erwartete mich da! Die Frau lag hinten in dem einzigen Bette mit einem 6 Wochen alten Kinde an der Brust, der Mann vornen im heftigsten Fieber, im Paroxismus wüthend um sich schlagend. Frau und Kind erhoben ein herzzerreißendes Geschrei! Vor Allem entfernte ich das Kind aus dem Bette und sicherte es vor seinen Hieben, dann warf ich mich auf den Rasenden und suchte ihn zu bändigen, was mir aber nur theilweise gelang. Dieser Zustand hatte vor meiner Ankunft schon eine ganze Stunde gedauert, eine halbe Stunde darauf wurde er ruhiger und wieder nach einer halben Stunde war er todt!

Das gelbe Fieber beginnt mit Kreuz- und Kopfschmerzen, namentlich am Hinterhaupte, heftiger Andrang des Blutes zum Kopfe und zur Brust, trockner Hitze am ganzen Körper, oftmals schon vorhergehender Verstopfung, stark belegter Zunge und schnellem Ansatz von Weinstein an die Zähne. Fieber zeigt sich erst nach einigen Stunden, nachdem der Kranke sich hat legen müssen und dann kömmt auch heftiger Durst. Der Tod tritt häufig schon nach wenigen Stunden und fast ganz gewiß bei Rückfällen ein, wo unter Hundert kaum Einer gerettet wird.

Das Heilverfahren ist hier folgendes: Ein heißes Fußbad mit Senf, um den Kranken schnell in Schweiß zu bringen und ihn möglichst lang in solchem zu erhalten. (Ich selbst lag 106 Stunden in Schweiß, so daß er durch die Matraze drang.) Fortwährende Eisumschläge auf den Kopf, bis Schmerz und Hitze sich verloren haben; schnellmöglichst Klystier von Syrup, Salz und Wasser, welche alle 3 Stunden wiederholt wird, bis die Gedärme ganz leer sind, dann alle 6 Stunden. Zum Trinken wird Weinstein oder Limonade mit Eis so kalt wie nur möglich gemacht. Allabendlich wird endlich noch eine Gabe China mit ein wenig Opiumextrakt gegeben.

Medizin allein heilt diese Krankheit nicht, sondern schnelle Hilfe und die sorgsamste Pflege, welche hier so Viele entbehren mußten, ist die Hauptsache. Ein anderer Grund der großen Sterblichkeit ist der Umstand, daß hier so viele Arbeiter zusammenleben oder eigentlich gelebt haben, deren Unmäßigkeit und Schmutz der Seuche ein weites Feld eröffneten.

Gegenwärtig bessern sich die Gesundheitsumstände dahier allmählig; es ist Zeit, vom Beginne bis heute fielen dem Tode ohnehin mehr als 15.000 zum Opfer.

Miscellen.

* Schon vor einiger Zeit wurde in diesen Blättern erwähnt, daß mehrere der namhaftesten jetzt lebenden deutscher Schriftsteller sich mit der Verlagshandlung von Meidinger Sohn und Komp. in Frankfurt a. M. vereinigt haben, haben, unter dem Namen „Deutsche Bibliothek" eine fortlaufende Reihe gediegener Original-Romane zu einem höchst mäßigen Preis herauszugeben, um so mit Erfolg der Unzahl von größtentheils seichten Erzeugnissen der französischen Belletristik,

mit welchen gegenwärtig das deutsche Volk überschwemmt wird, entgegenzutreten. In würdiger Weise hat nunmehr den Reigen eröffnet ein Roman von Theod. Mügge, betitelt „Afraja". Der Verfasser versetzt uns zurück in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, führt uns hinauf in den höchsten Norden Norwegens, in die sog. Finnmarken. Meisterhaft schildert er die wilde Schönheit, die furchtbare Erhabenheit jener rauhen Gegenden, die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner, der handeltreibenden Normannen, welche an den Küsten sitzen, und der nomadisirenden Lappen, die mit ihren Rennthierheerden auf den nordischen Alpen herumziehen; den Haß und die Verachtung, welche diese beiden nach Herkunft, Sprache und Lebensweise durchaus verschiedenen Stämmen einander gegenseitig weihen. So bekannt wird der Leser mit dem Charakter jener Landschaft, so vertraut mit der ganzen Denk- und Anschauungsweise ihrer Bevölkerung, als wäre er selbst dort gewesen, als hätte er selbst das alles geschaut und gehört, was ihm so anziehend erzählt wurde. Nicht minder gut sind die Charaktere der einzelnen Personen gezeichnet, die in dieser Umgebung handelnd auftreten; ganz vorzüglich ist dies dem Verfasser mit jenen gelungen, welche nicht gleich anfangs in ihrer vollen wahren Gestalt sich zu erkennen geben, sondern erst im Laufe der Entwicklung allmählig sich enthüllen. Wie der Held der Geschichte an solchen Personen zu wiederholten Malen irre wird, zweifelt und nicht weiß, ob er ihnen sich hingeben oder mißtrauen soll; so geht es auch dem Leser; auch seiner bemächtigen sich diese Zweifel, auch er empfindet das Peinliche solcher Ungewißheit und fühlt sich deßhalb zuletzt gedrungen, die Irrthümer zu entschuldigen, in welche der Held der Geschichte verfällt, weil er selbst gleichsam daran Theil genommen hat. Die Erzählung ist spannend, alle Effekthascherei dabei glücklich vermieden und die Lösung befriedigend; nur scheint uns dieselbe zu rasch herbeigeführt durch das unvermuthete Eingreifen von Personen, die im Verlauf der Erzählung nicht oder nur wenig hervorgetreten waren. Doch wollen wir hierüber mit dem Verfasser nicht rechten. Die Ansichten sind gerade über diesen Punkt sehr verschieden. Möglich ist es auch, wir wollen es gerne zugestehen, daß das Bedauern des Lesers, von den liebgewonnenen Personen scheiden zu müssen, auf unsere Ansicht einen unwillkürlich bestimmenden Einfluß geübt hat.

•

Ein Berliner schrieb neulich folgenden Brief an seinen Freund: „Jeehrter Herr! Russe oder Türke, mir is es ejal, wenn nur die Kartoffeln nicht so theuer wären. Wenn des so fortjeht, denn kommt es noch so weit, daß wir Blumenzwiebeln essen müssen, um billig zu leben. Ich sehe schon im Jeiste die Zeit, wo in die Zeitungen steht: Dem Vernehmen nach hat der Baron v. Rothschild in verjangener Woch ein Jericht Kartoffeln jenossen, bei welcher Jelegenheit die Haute Volee sich in der freiherrlichen Küche einfand, um den Duft dieser kostbaren un seltenen Speise einzuathmen. Vor Hunger is mir indessen doch nicht bange. So lange wir unsern Präsidenten haben, is an ein Verhungern nicht zu denken. Denn Sie müssen wissen, daß es uns an Ochsen zu fehlen anfängt, so hat er ene janze Heerde aus Podolien verschrieben, un sobald diese ankommt, werden sämmtliche Ochsen in Böfstücks zerschnitten und für Jeld und jute Worte unter die Berliner vertheilt. Ich habe uf die Podolische Ochsen folgenden Leberreim jemacht:

Die Leber is von einem Hecht un nicht von einem Härung.
Podolische Ochsen sind sehr jut für menschliche Ernährung
Wenn man Preußisch Courant man hat oder och man Wiener Währung.

Aber jut is die Maßregel doch! Es is en homöpathisches Mittel: hilft et nischt, so schadt et nischt. Jedenfalls is es für die Menschheit ein schönes Bewußtsein, daß zu ihrer Erhaltung noch Ochsen jenug vorhanden sind".

Im weiteren Briefe beschreibt er die neue sinnreiche Einrichtung, womit das trübe und schlammige Wasser der Spree filtrirt und licht gemacht wird, wie Quellwasser. Zu dieser großartigen Anstalt, welche eine große Baulichkeit erfordert, wurde jüngst der Grundstein gelegt. Bei dieser feierlichen Gelegenheit nun wurden mehrere Sachen, als Münzen rc. in den Grundstein eingemauert, und unter Anderem auch sämmtliche Zeitungen von Berlin. „Jottvoller Jedanken! Sämmtliche Berliner Zeitungen in dem Jrundstein der Wasserkunst, da kann es ja nich an Wasser fehlen, un wenn die janze Spree austrocknet. Die Spener'sche Zeitung janz alleene bewässert Berlin uf 100 Jahre; wenn nu och noch die „Kreuzzeitung" Wasser dazu träufelt, denn is ja ene jelinde Sündfluth jar nich zu vermeiden"!

•

* Paris, 11. Nov. Administriren, Organisiren, Zentralisiren sind vorzugsweise französische Worte. Sie sind die Zauberformel, mit welcher jedem Uebelstande abgeholfen werden soll. Das Fleisch ist theuer. Sogleich lesen wir in den Journalen das Projekt einer Generalagentur für den Fleischbedarf von Paris. Die Schauspieler in der Provinz sind mehr oder weniger arme Teufel. Ihr Schicksal kann vielleicht in einer Weise verbessert werden, welche auch dem Publikum und der Kunst zu Gute kommt. Wir lesen so eben das Projekt einer „entreprise generale de tous les theatres de France". Da der Kaiser für die Verbesserung der Lage aller arbeitenden Klassen eine unerschöpfliche Großmuth und Sorgfalt beweiset, so waren wir nicht erstaunt, daß der Verfasser dieses Projektes, Chiarim Lange, Exkünstler und Direktor, öffentlich ankündigt, sein Buch werde durch einen hochgestellten Beamten Sr. K. M. vorgelegt werden. Das Projekt scheint wirklich Beachtung zu verdienen. Alle Theater der Departements sollen von einer einzigen Administration in Paris geleitet werden. Das Kapital soll etwa 9—10 Millionen Fr. betragen, indem die Subventionen und Einnahmen der vorzüglicheren Theater Frankreichs in einer fruchtbaren Assoziation organisirt und von einer Zentral-Verwaltung dirigirt werden. Es soll mithin weder Aktien- noch Börsen-Spekulation dabei geben. Natürlich wird dem Projekte der Vorwurf gemacht, ein Monopol zu gründen. In der That muß man sich die Frage stellen, was aus einem Künstler werden würde, der sich mit dieser Zentral-Verwaltung überworfen hätte? Jedenfalls ist das Projekt in mehr als einer Beziehung interessant und es ist die höchste Zeit, daß Etwas für die Provinz-Theater gethan wird.

•

Paris, 14. Nov. Eine Austernhändlerin in der Straße Montorgueil fand vor einigen Tagen, als sie Austern von Ostende öffnete, eine feine Perle, so groß wie eine Haselnuß, in der unteren Schale einer mißgestalteten Auster. Ein Juwelier vom Boulevard des Italiens hat ihr, wie man sagt, 545 Franken für diese Perle bezahlt.

•

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 94. Mittwoch, den 23. November 1853.

Allzuscharf macht schartig.

(Fortsetzung.)

Moriz war in einer großer Verlegenheit; er hätte gar zu gerne dem armen Greise Linderung verschafft, allein die Wohnung des nächsten Arztes lag wenigstens eine halbe Meile weit entfernt, und Hr. Krausche hatte sein Pferd in Beschlag genommen für den Boten, den er nach dem Amtsrichter weggeschickt hatte. Zudem bat ihn der alte Korbflechter fortwährend flehentlich, er möge ihn doch ja nicht verlassen und beim Herrn des Bruderhauses seinen Fürsprecher machen. Er wollte diesen Diebstahl mit seiner Armuth und Verlassenheit und seinem hülflosen Alter entschuldigen, und suchte den Gutsherrn durch gemeinsame Erinnerungen an frühere Zeiten zu erweichen. Beide waren aus Thüringen gebürtig und hatten einen Theil ihrer Jugend zusammen verlebt; Funkelfritze hatte sogar mehrere Freunde des Gutsherrn gekannt, die er ihm nun nannte und auf die er sich nun pochend berief. Er bat Herrn Krausche unter Thränen, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen; allein dieser war schon nicht mehr da, sondern dem Amtsrichter entgegengegangen, um wo möglich auch noch den Schulzen des nahen Dorfes mit zur Stelle zu bringen.

Es währete nicht lange, so kam der Gutsherr wieder zurück, begleitet von dem Amtsrichter Faber, der seinen Schreiber, zwei Skabinen und einen Gendarmen mitgebracht hatte. Der Richter war ein allgemein geachteter Mann; der schon seit dreißig Jahren sein wichtiges und schwieriges Amt zur allgemeinen Zufriedenheit versah, und durch die Amtserfahrungen, welche andere Gemüther von gewöhnlichem Schlage verhärten, eher weicher und menschenfreundlicher geworden war. In seiner Hand ward das Gesetz nur angewandt, wie der ächte Wundarzt das Heilmittel anwendet, nämlich behutsam, schonend und mit Mäßigung; der Schuldige war für ihn stets ein Unglücklicher, aber niemals ein Feind.

Funkelfritze mochte ihn zwar auch von dieser Seite kennen, aber er erschrack dennoch ob seinem Anblick gewaltig, und stieß ein klägliches Gewimmer aus.

„Du lieber Himmel!“ rief er: „Herr Krausche will mich also wirklich im Ernste dem Gericht übergeben?“

„Beruhigt Euch, armer Mann!“ sagte Herr Faber, der auf den ersten Blick den schlimmen Zustand des Kranken erkannt hatte; „Ihr müßt Euch schonen, und wir werden ebenfalls schonend mit Euch verfahren, denn wir wollen Eure Schmerzen nicht noch verschlimmern!“

„Ach Herr Amtsrichter!“ stöhnte der Korbflechter; „es ist mir nicht um mich zu thun, denn ich spüre wohl, daß es mit mir zu Ende geht, und daß ich keine zwei Tage mehr zu leben habe. Allein um meine arme Tochter schmerzt es mich, die ein so braves rechtschaffenes Mädel ist. Weiß Gott, wenn sie erfährt, daß ich in's Zuchthaus soll, — sie wird die Schande nicht überleben.“

Der Richter wandte sich zu Herrn Krausche und sagte leise zu ihm: „Wenn ich mich nicht täusche, so hat der Alte sich schwer am Rückgrat verletzt und kommt nicht mit dem Leben davon. Seine Tochter aber ist ein ehrliches Mädchen, welchem man die Schuld des schwergestraften Vaters nicht entgelten lassen sollte.“

Der Gutsbesitzer schüttelte unwillig den Kopf und fragte bitter: „Sie meinen also, ich soll einen Tagedieb schonen, weil seine Tochter ihm nicht gleicht?“

„Ich habe das nicht gesagt, noch sagen wollen“, entgegnete Herr Faber sanft; „ich habe Ihnen nur meine eigene Ansicht über diese Angelegenheit ausgesprochen, welche vielleicht auf Ihren Entschluß einigen Einfluß haben dürfte.“

„Mein Entschluß ist schon gefaßt“, rief Hr. Krausche; „ich bin bestohlen worden, habe den Dieb ertappt und verlange nun, daß er gestraft werde! Was einer säet, das soll er auch ärnten.“

„Nun ja“, versetzte der Richter milde; „aber Sie sehen, daß hier schon ein höherer Richter eingeschritten ist, und das Evangelium lehrt uns, wir sollen Böses mit Gutem vergelten!“

„Bah, mein Evangelium ist das Strafgesetzbuch, Herr Richter!“ fiel ihm der Gutsbesitzer trocken in's Wort; „dieser Kerl hat meinen Garten geplündert und ich verlange, daß er verhaftet werde. Ich habe ein Recht, das zu verlangen, und ich glaube auch annehmen zu dürfen, daß es unser Beider Pflicht ist, einen Dieb zur Strafe zu ziehen.“

Er hatte gerade auf den letztern Satz einen besondern Nachdruck gelegt, weil er damit dem Richter eine verdiente Rüge geben wollte; allein Herr Faber nahm diese Anspielung nicht übel, sondern zuckte nur lächelnd die Achseln und erwiderte gelassen, aber nicht ohne gewisse Wehmuth: „Ich weiß dies, Hr. Krausche, und bin weit entfernt, mich einer Pflicht entziehen zu wollen; allein ich weiß auch, daß derjenige, welcher allzustrenge auf seinem Rechte besteht, nur allzu oft

Gefahr läuft, grausam zu werden, und daß die Erfüllung einer Pflicht, wenn nicht das Herz dazu treibt, ebenso viele Wunden schlägt, als sie heilt. Uebrigens haben Sie zunächst nur von mir verlangt, daß ich ein Verhör mit dem Verwundeten vornehme, und wenn Sie auf Ihrem Begehren beharren, will ich ihn verhören, so fern sein Zustand demselben kein Hinderniß in den Weg legt."

„Bah, der Kerl hat noch ein gutes Mundstück, und sein Fall hat ihn so eben nicht abgehalten, mich zu bitten; er kann daher auch Ihnen antworten."

Herr Faber nickte zustimmend, winkte seinen Schreiber zum Tische heran, setzte sich mit den Skabinen auf die Bank und begann das Verhör des Funkelfritze. Dieser gestand Alles unumwunden zu, suchte aber seine That auf alle mögliche Weise zu rechtfertigen und zu entschuldigen, und ließ es nicht an Thränen und Bitten fehlen. Unter Wimmern und Schluchzen erzählte er, wie sein ganzes Leben ein Kampf mit der Armuth oder den schlimmen Einflüssen und Versuchungen derselben gewesen sey. Wie viele Andere hatte Funkelfritze von seinen Eltern nichts erhalten als das nackte Leben, das er bisher nur mühsam gefristet hatte; nach einer Jugend voll Hunger und Noth, ohne Erziehung und Unterricht, war er unter die Soldaten ausgehoben worden und hatte von 1805 bis 1815 gedient; dann war er als Halb-Invalide weggeschickt worden und hatte von da an selber zusehen müssen, wie er sich durch dick und dünn hindurchschlage. Ohne moralischen Halt und ohne Erziehung hatte er sich dem Spiel des Zufalls überlassen gesehen, der planlos und sozusagen von jeder Verantwortlichkeit entbunden durch das Meer des Lebens hintrieb, bald in Gutem, bald in Bösem, bald als ehrlicher Kerl, bald als Landstreicher, wie es eben die äußeren Verhältnisse mit sich brachten.

Herr Faber hatte ihn in seinen Mittheilungen recht in die Breite gehen lassen, denn er interessirte sich für solche vertrauliche Geständnisse, wie für Alles, was ihn einen Blick in das innere Getriebe des menschlichen Herzens thun ließ. Er hoffte auch im Stillen, diese Ergüsse und Erinnerungen des alten Mannes möchten Herrn Krausche erweichen, oder dessen Zorn allmählich sich abstumpfen. Allein wie alle leidenschaftlichen Leute sah der Gutsbesitzer in den Bekenntnissen des alten Korbflechters nur das Geständniß seiner Schuld, drang daher ungeduldig auf die Vollendung des Protokolls, das der Schreiber eben verfaßte, und setzte endlich seine Unterschrift mit wahrhaft froher Eile und einer Siegermiene unter dasselbe.

Moriz sollte das Protokoll in seiner Eigenschaft als Zeuge auch unterschreiben; der Gutsherr reichte ihm selber die Feder und sagte noch zu ihm: „Aber ich verlange, Buchhalter, daß Sie das Aktenstück mit Ihrem rechten Namen unterschreiben: schreiben Sie daher ganz deutlich: Moriz v. Helldorf."

Funkelfritze, welcher sich auf seinem Lager krümmte, drehte sich bei diesen Worten plötzlich um. „Sie heißen von Helldorf, nicht Moriz Halm, Herr Buchhalter?"

„So ist es; Halm war nur der Name des Mannes, der mich erzogen hat, den ich seither geführt habe und auch fortführen will; aber mein Familienname ist eigentlich Helldorf, denn mein Vater war ein Herr v. Helldorf."

„Hieß er nicht August v. Helldorf? war er nicht Forstmeister in Dunkelhainichen gewesen?" rief Funkelfritze.

„Woher wißt Ihr . . ."

„Stand er nicht bei den hessischen Bauern unter Dörnberg und hernach bei der Braunschweig'schen Schaar unter Herzog Wilhelm? Wollte er nicht mit diesem nach England?"

„Allerdings", entgegnete Moriz verwundert; „habt Ihr ihn gekannt?"

„Ob ich ihn gekannt habe? O mein Gott, er war ja Lieutenant bei unserm Korps!" rief der Alte in ungewöhnlicher Aufregung. „Ach gottlob, daß ich das noch erlebt habe. Ich muß ihn sogleich sprechen."

„Meinen Vater?" fragte Moriz. „Der soll schon viele Jahre todt seyn."

„Freilich! freilich!" rief Funkelfritze und schlug sich vor die Stirne. „Ach, wo hab' ich doch meinen Kopf! . . . Aber sagen Sie nur, Herr Buchhalter: sind Sie wirklich des Herrn Forstmeisters einziger Sohn und Erbe?"

„Allerdings?"

„Dann hab' ich es mit Ihnen zu thun, und Sie werden sich wundern, was Sie von mir erfahren werden!" rief Funkelfritze, wandte sich stöhnend auf seinem Lager herum und stöberte lange in dem Strohsack, auf dem er lag, bis er endlich ein in alten Lumpen eingewickeltes Päckchen fand, das er auseinander schlug. Es enthielt eine dunkelgrüne Brieftasche, bei deren Anblick Herr Krausche zusammenschrack und unwillkürlich einen Schritt näher trat.

„Sehen Sie, Herr Buchhalter, das soll ich Ihnen übergeben; es ist Ihres Vaters Brieftasche", fuhr Funkelfritze fort. „Schon seit vielen Jahren hab' ich sie in Verwahrung, seit der Zeit, wo der brave Herzog von Braunschweig nach dem Treffen von Halberstadt und Oelper sich mit seiner schwarzen Schaar nach England einschiffen mußte . . ."

„Nun? und was weiter?" rief Herr Krausche.

„Ich hatte einen Streifschuß am Fuße und konnte nicht mit auf die Schiffe; da versteckten mich gute Leute auf einem Gehöfte nahe bei B***, das einem Freunde meines Hauptmanns gehörte, und hier ward ich gut verpflegt. Am zweiten Tag, nachdem man mich dort untergebracht hatte, bis man mich auf ein anderes Schiff bringen konnte, brachte man noch einen Verwundeten bei Nacht und Nebel in mein Quartier. Es war ein Offizier von den Unseren, der mit knapper Noth den französischen Chasseurs entkommen war. Er hatte zwei Kugeln im Leibe, und sein Leben war damals nicht mehr werth, als das meinige jetzt — man merkte wohl, daß er nicht mehr aufkommen werde! . . ."

„Und es war der frühere Forstmeister Helldorf, der dir diese Brieftasche übergeben hatte?" rief Hr. Krausche, den all' diese Einzelnheiten zu langweilen schienen und der eine peinliche Unruhe nicht bemeistern konnte.

„Nein, es war ein anderer Offizier", versetzte der Korbflechter. „Als es mit ihm zum Sterben kam, versammelte er alle Leute des Gehöfts um sich und ließ mich schwören, daß ich diese Brieftasche hier an Herrn v. Helldorf oder an dessen Frau oder an seinen Sohn abgeben wolle . . "

„Und Ihr habt es nicht gethan?" fragte Herr Faber.

„Das hat seinen guten Grund darin, daß ich Jahr und Tag auf jenem Gehöfte bleiben mußte, weil die Franzosen in meiner Heimath standen. Wie ich endlich heimkam, konnte ich den Herrn v. Helldorf nicht mehr ausfindig machen, und auch von seiner Familie wußte man nichts mehr."

„Das glaub' ich; mein Vater war schon drei Wochen vor der Landung in England gestorben, und meine Mutter ihm bald nachgefolgt; mich hatte der wackere Schulrektor Halm inzwischen an Kindesstatt angenommen."

„Da konnt' ich Sie natürlich nicht ausfindig machen."

„Aber wie hieß der Mann, welcher dir diese Brieftasche übergab?" rief Herr Krausche, dessen Spannung den höchsten Grad erreicht zu haben schien; „du mußt dich doch auf seinen Namen besinnen können."

„Ei gewiß, es war ja mein Hauptmann gewesen, der Herr v. Kalbersberg."

Der Gutsbesitzer schrack abermals zusammen und erblaßte noch mehr.

„Ich glaube, der Bursche hat uns zum Besten", sagte er und versuchte zu lächeln; „er spiegelt uns da einen Roman vor, um sich bei uns wichtig zu machen."

Nein, so wahr mir Gott helfe, ich erfinde nichts, sondern erzähle Alles nur, wie es mir vorgekommen ist!"

„Man kann ja sogleich sehen, was für eine Bedeutung dieser Brieftasche beizulegen ist, und weßhalb der verstorbene Hauptmann Kalbersberg es so dringend wünschte, daß dieselbe in die Hände der Hinterlassenen seines Waffengefährten komme", sagte Herr Faber; „erlauben Sie mir, Herr von Helldorf, daß ich den Inhalt dieser Brieftasche untersuche. Oder kennt Ihr denselben, guter Freund?" wandte er sich an den Verwundeten.

„O nein, Herr Amtsrichter! wie sollt' ich das?" meinte Funkelstitze. „Ich kann nicht lesen und schreiben, und mein Hauptmann hatte mir's auf die Seele gebunden, die Brieftasche keinem Andern in die Hände zu geben, als in der Frau v. Helldorf oder ihres Sohnes."

(Fortsetzung folgt.)

Moldauische Landschafts- und Lebensbilder.

Wer jemals in Rom vor der Säule des Trajan gestanden und den kräftigen Gestalten seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, die dort abgebildet sind, der kann nicht umhin, wenn ihn sein Geschick darauf in die Moldau und Wallachei verschlagen, in den Bewohnern dieser Länder die Mustergestalten jener bärtigen Krieger zu erkennen, welche unter ihrem Könige Decebal den Kaiser Domitian zum schimpflichen Frieden zwangen, von Horatius in seinen Oden öfters besungen und zuletzt durch den erzürnten Trajan, den Geliebten der dakischen Faustina aus dem besiegten Dazien zur Verherrlichung seines Triumphs in die Kaiserstadt geschleppt wurden. Ihre Darstellung wenigstens auf jener Säule mahnt heute noch den rumänischen Touristen in Rom an seine römische Abstammung sowohl, als an die trostlose Geschichte seines Vaterlandes. Oede und traurig wie seine Steppen, auf denen meilenweit kein Haus, kein Wald zu sehen, sind die historischen Ueberlieferungen des Rumänen, wehmüthig wie die Klage des Besiegten ist sein Volksgesang. Und doch wurde dieser Stamm nie unterjocht; frei und unbezwungen ging er durch Jahrhunderte unter der Herrschaft seiner Wahlfürsten. Im Kriege geübt, gegen Anstrengungen und Gefahren abgehärtet, bildete er gleich der ungarischen Nation ein Bollwerk der Christenheit gegen den muhamedanischen Orient und schützte die äußersten Marken derselben vor den Uebergriffen des Korans, bis endlich im Jahre 1529 Bogdan III., auf Anrathen seines Vaters, Stephan des Großen, sich freiwillig unter die Oberbotmäßigkeit Solimans begab, wobei er ausdrücklich für seine Länder Freiheit der Religionsausübung und Selbständigkeit der innern Verwaltung nach moldauischem Brauch und Gesetze ausbedang. Die Urkunde darüber wurde erst 1686 und dies durch Johann Sobieski in Jassy vor dem versammelten Volke verbrannt, indem der polnische Held damit zeigen wollte, daß er die volle Unabhängigkeit der Rumänen für wiederhergestellt betrachte. „Ohne Krieg und ohne Zwang", sagte dieses Dokument, „aus freiem Antriebe haben die Moldauer sich Soliman zum Schutzherrn erkoren". — „Stephan der Große, der Held der Nation, schlug in Einem Sommer Bajazeth den Türken, Mathias den Ungarn und Johann Albert unsern eignen König", sagt Orichovius der polnische Chronist in seinen Annalen des Jahres 1552. Und jetzt, wo ich auf den Trümmern von Stephans Stammschlosse stehe, in Betrachtung der schönen Gegend versunken, die man dort überschaut, wo sich mein Auge in das liebliche grüne Thal von Neamzu verliert, dann von Berg zu Berg immer weiter streifend dem nördlichen Zuge der Karpathen begegnet und mir aus der Ferne das Städchen Neamzu mit seinen weißen Häusern heiter aus üppigen Gärten entgegenlacht, der Bergstrom gleichen Namens aber, über Stein und Kiesel tobend, dem Wanderer so manche Erinnerung aus der Vorzeit zuflüstert, jetzt noch empfinde ich es in aller Deutlichkeit, daß ein Volk, welches ein so begabtes Land bewohnt und sich frei und ungebunden in dieser großartigen Natur bewegt, das Gefühl für seine Abstammung und seinen Heimathboden nie ganz verlieren konnte. Die harten durch Jahrhunderte wiederholten Schläge des Schicksals gehörten dazu, jene Zähigkeit der Duldung in den Bewohnern zu entwickeln, welche eben den rührend ergebenen Zug in ihre Volksphysiognomie brachte.

Einer der Großbojaren des Landes lud mich zu einer Jagdpartie in das Gebirge ein, bei welcher ich zugleich ein Kloster zu sehen bekommen sollte. Ich ergriff die Gelegenheit mit Eifer, etwas von dem innern Leben des Volkes kennen zu lernen und nahm die freundliche Einladung dankbar an. In einer guten von acht Postpferden gezogenen Kutsche verließ ich Jassy und fuhr wieder schnell bis zum Sireth, wo eigentlich der schönste Strich des moldauischen Landes beginnt. Man theilt nämlich das Land in drei Abschnitte, welche klimatisch und somit auch in Ackerbau und Kultur von einander abweichen. Die Gegend von der Gränze der Bukowina bis zum Städtchen Tirgusurmos bildet den nördlichen Distrikt (tsara de

suss), der Strich zwischen diesem und dem Städtchen Bakeu den mittleren und von dort fängt das warme (tsara di djess), das sogenannte Unterland, der eigentliche Waizenstrich an, wo der Ackerbau in großartigem Maßstabe betrieben wird, weil der Boden ergiebig ist und selten ein Wald dem Pflugschaar Einhalt thut.

Seitdem durch den Frieden von Adrianopel und durch die Durchführung organischer Gesetzesmaßregeln Ackerbau und Handel sich bedeutend erweitert haben und Galatz seinen Hafen dem freien europäischen Verkehr eröffnet, hat der Zustand des ganzen Landes einen solchen Aufschwung genommen, daß jeder Moldauer mit warmer Anerkennung der Opfer gedenken muß, durch welche dies Ergebniß erzielt worden.

In meinen Wohnungen berührte ich alle die verschiedenen Striche und von Post zu Post eilend, prägte sich mir das geographische Bild des Landes deutlich ein. Zwischen 45—48° nördlicher Breite und 23—26° südlicher Länge gelegen, wird die Moldau im Norden durch die Bukowina, im Süden durch die Donau, im Westen durch die wallachischen, moldauischen und ungarischen Karpathen, im Osten aber durch den Pruth begränzt. Zahlreiche Flüsse, zu dem linken Stromgebiet der Donau gehörig, bewässern die reizenden Thäler, welche der Länge nach die Moldau durchziehen und deren größtes das Sireth-Thal ist, welches auch zugleich das fruchtbarste und wichtigste für den Verkehr seyn mag, da die übrigen Thäler alle in dasselbe einmünden. Diese Gegend, von den Bergströmen der Moldau, der Bistriza und dem Trotusch durchströmt, bildet nicht nur den schönsten Theil des Landes, sondern auch den ergiebigsten.

Auf meiner Fahrt von Jassy bis zum Sireth kam ich durch Gegenden, die bald steppenartig und öde an die ungarischen Pußten, bald durch kleine Gebirgszüge an das hügelige Galizien erinnern. Die Dörfer in diesen Haidestrichen haben meist sämmtlich ein klägliches Aussehen. Die Häuser, weitläufig auseinander gebaut, sind kaum mit Stroh bedeckt und nur von einer Umzäumung umgeben, die bei Nacht das Vieh zusammenhält. Ein wehmüthiges Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit ergriff mich in dieser Gegend und im Anschauen des weiten unbegränzten Horizontes. Die tiefe Stille, die auf dem ganzen Bilde lagerte, die feierliche Ruhe der Natur that meinem Herzen zwar wohl, stimmte mich aber zu so ernstem Nachdenken, daß ich mit wahrer Freude die kleine Gebirgslandschaft begrüßte, die sich uns plötzlich darbot. Einen so raschen Wechsel der Gegend findet man auf allen Punkten der Moldau, vorzüglich zwischen dem Sireth und Pruth, wo unverhofft nach den schönsten, belebtesten Gefilden auf einmal wieder ein 4—6 Meilen ausgedehnter Strich Steppe auftaucht.

Sobald man jedoch den Sireth überschritten, erblickt man Wälder in der Ferne und Hügel steigen terrassenförmig auf, bis sie zu Bergen werden, am Horizont erscheinen in dunkelblauer Ferne die anmuthigsten Gebirgsumrisse, über welchen in erhabener Majestät der Pion mit seiner Felsenkrone thront. In seine Nähe führte unser Weg, wir ließen das Städtchen Roman rechts liegen und fuhren im Moldau-Thal hinauf, rechts von den sanft aufstrebenden Flußeinfassungen der Moldau und das Sireth begleitet. Die Straße war vortrefflich. Von Bosantscha in der Bukowina ausgehend und bis Fokschani und Galatz geleitet, ist sie die Hauptpulsader des innern Verkehrs. In meine Wagenecke gedrückt, bewunderte ich das üppige Grün des kräftigsten Pflanzenwuchses. Ich hatte mir die Moldau ganz anders vorgestellt. Immer wieder dachte ich an meinen Lehrer in der Geographie und seinen unveränderlichen Satz: „die Moldau, eine russisch-türkische Provinz mit 400,000 Einwohnern, durch einen Hospedaren regiert, wo die Edelleute Bojaren genannt werden". Welch' eine reiche, herrliche Natur lernte ich hier kennen. Leider versteht man nur noch nicht, die Fülle von Erzen, Metallen und Kohlen in der Erde und die Früchte auf derselben gehörig auszubeuten. Beim Anblick so mancher Fläche unbenutzten Landes malte ich mir es aus, was dieser gesegnete Boden liefern würde, wenn ihm der Fleiß und die Geschicklichkeit unserer deutschen Landleute zugewendet würde.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Waldspitze.

(Ghasel)

Allein im Abendlichte, umspielt von süßem Traume,
Gelullt in tiefen Frieden zu ruh'n am Waldessaume;
Wie da die Ferne winket, des reinen Aethers Bläue!
Die weich und mild umfließet die Welt im Wolkenflaume;
Und jede Gränze deckend, den Blick so leicht beflügelt
Aus seinem engen Kreise hinträgt zum Himmelsraume:
Daß wie ein Vogel spielend — die Brust zum Lied gehoben —
Von Zweig zu Zweig sich schwinge der Geist am Lebensbaume!
Ein höh'res Daseyn fühlend — von Ahnungen getragen,
Sein Inneres zu erweitern — wird dort dem trocknen Gaume
Die Götterfrucht geboten; — und süß berauscht von Jubel
Die Fülle der Gedanken entreißt sich jedem Zaume!
Doch hell und rein erstrahlend in's Leben niedersinkend
Entsteigt dem Traum die Klarheit: — Die Perle aus
dem Schaume.

Margaretha Adelmann.

Miscelle.

(Der Judenpfad bei Würzburg) An dem südwestlichen Abhange des Marienbergs senkt sich von der Höchberger Straße ein kaum anderthalb Schritte breiter Fußpfad in das Thal hinab. Die Sage erzählt, daß 1298 der fanatisirte Bauer Rindfleisch, der von Würzburg aus den großen Judenmord leitete, eine große Anzahl Würzburger Juden in diesen Pfad getrieben und auf einmal alle nach einander den engen Pfad hinabgejagt habe, wo sie unten im Thale von seinen Spiesgesellen mit scharfen Partisanen aufgespießt und niedergehauen wurden. Den Pfad nennt man noch heute den Judenpfad, und das Volk scheut sich, nach dem Avemarialäuten denselben zu betreten, weil es alsdann nicht geheuer seyn soll.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 95. Sonntag, den 27. November **1853.**

Allzuscharf macht schartig.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Lassen Sie sehen, Herr v. Helldorf!“ sagte Herr Krausche und wollte dem Genannten die Brieftasche aus der Hand reißen. Allein Moriz, dem diese seltsame Aufregung und Unruhe des Gutsherrn auch nicht entgangen war, zog dieselbe rasch zurück, und übergab sie Herrn Faber.

Dieser durchsuchte erst die Taschen derselben. In der einen befanden sich zwei Haarlocken, in der andern einige Briefe von einer Frauenhand. Die eingebundenen Blätter enthielten mancherlei militärische und Privatnotizen; dann waren viele Blätter leer und erst auf den letzten war wieder Einiges geschrieben. Herr Faber überlas eines der Blätter und ward sehr betreten. Dann las er laut vor, und unterbrach sich dabei mehrmals, um den Gutsherrn fest in's Auge zu fassen, wie folgt:

„Da der allmächtige Gott gewollt hat, daß mich neulich bei dem Gefechte vor Oleper eine feindliche Kugel schwer genug getroffen, um an meinem Aufkommen zu zweifeln, so habe ich auf den Rath meiner Freunde dem heute heimkehrenden Oberjäger Thomas Krausche von meiner Kompagnie einen großen Theil meiner Kostbarkeiten und wichtigen Papiere in Gegenwart von vier Zeugen übergeben, damit er sie meiner theuren Gattin einhändige. Möge ihn der barmherzige Gott gesund und wohlbehalten zu den Meinigen entkommen lassen.

Elsfleth, den 7. August 1809.

Gezeichnet:
August v. Helldorf.

Als Zeugen: v. Stockfleth.
v. Bennewitz.
v. Kalbersberg.
Berthold Bünow.

„Ich der Unterzeichnete beurkunde hier durch meine Unterschrift, vom Hrn. Hauptmann v Kalbersberg vom 2. Bataillon der freiwilligen Jäger 350 Pistolen in Gold, einen Brillantring und eine goldene Repetiruhr empfangen zu haben, welche Werthstücke von dem heute verstorbenen Lieutenant August v. Helldorf herrühren, und welche ich getreulich dessen Wittwe, die mir wohlbekannt, oder dessen Angehörigen in seiner Heimath zu überantworten andurch bei dem lebendigen Gott gelobe.

Varel, den 10. August 1809.

Gezeichnet:
Thomas Krausche,
Oberjäger der 2. Kompagnie.

„Und die Unterschrift ist ächt?“ rief Moriz, der vor Aufregung zitterte und dem die Thränen in die Augen schossen.

„Das werden Sie besser entscheiden können, als ich“, versetzte der Amtsrichter, und hielt Moriz die Brieftasche hin; „übrigens ist sie von drei Zeugen beglaubigt, von welchen wenigstens einer, Hr. v. Stockfleth, noch lebt.“

„Aecht!“ rief der junge Mann und trat mit funkelnden Augen seinem seitherigen Brodherrn gegenüber, der leichenblaß an die Wand zurückgesunken war und die Augen schloß wie geblendet.

Funkelfritze, welcher dem ganzen Auftritt mit der größten Spannung gefolgt war, richtete sich rasch auf. „Thomas Krausche, Oberjäger?“ rief er und ein giftiger Haß funkelte ihm in den Augen; „das wäre ja unser Grundherr vom Bruderhause? . . . . Ist das möglich? . . . Aber warum hat er das Geld nicht zurückgegeben?“

„Jene Quittung ist falsch — die ganze Geschichte ist erdichtet und erlogen!“ stotterte der Gutsherr.

„So?“ rief Funkelfritze, und ging in seinem Ton sogleich von der Bitte zum herausfordernden unverschämten Trotz über, „und warum zittert denn der Herr da wie Espenlaub und kann kaum mehr auf den Beinen stehen? Wenn ich gelogen habe, so wird man es sogleich erfahren können, denn der Herr des Gehöftes, welcher damals dabei war, lebt auch noch.“

Herr Krausche erbebte von Neuem, und Funkelfritze fuhr fort: „Und falls je das Wort jenes jungen Mannes noch nicht genügen würde, so gäbe es noch einen andern Beweis“

„Einen Beweis? und welchen?“ fragte der Gutsherr immer betretener.

„Es ist noch eine andere Abschrift von der Quittung da“, entgegnete der Korbflechter. „Der Hauptmann, als er mir die Brieftasche da übergab, hat mir noch ausdrücklich gesagt, daß der Syndikus in Varel ebenfalls eine gleichlautende Quittung davon nebst dem Testament des Hrn. v. Helldorf zur Aufbewahrung bekommen habe. Und ich weiß, daß eine

solche da ist, denn ich habe mich vor fünfzehn Jahren selber auf dem Amte dort erkundigt."

Dem Gutsherrn verging Hören und Sehen, und er war, als wenn man den Stab über ihn gebrochen hätte.

Eine lange Pause entstand. Der Bettler waidete sich an der Verwirrung und Verlegenheit eines Mannes, welchen er noch vor wenigen Minuten vergebens um Schonung angefleht hatte. Moriz wußte nicht, wie ihm geschah und war versucht, das Alles für einen lebhaften Traum zu halten.

Herr Faber merkte dies und brach zuerst das Schweigen. „Vor so vielen Beweisen muß der Zweifel weichen", sagte er mit strengem Ernst, „und Herr Krausche wird gut thun, die Sache nicht länger zu leugnen, sondern . . . ."

„Das wollen wir sehen", brummte der Gutsherr verschüchtert. „Hievon reden wir ein ander Mal; jedenfalls gehört dies jetzt nicht hieher . . ."

„Um Vergebung", versetzte der Amtsrichter, „ich bin hergekommen . . ."

„Sie sind herbeschieden worden", rief der Gutsherr, dessen Verlegenheit sich in Wuth verkehrte, „um einen Dieb zu verhaften . . ."

„Und der Herr Richter soll nun zwei mitnehmen!" fiel ihm der Bettler in's Wort. „Es sind zwei Diebe da, Gevatter Krausche, Einer, ein kleiner Dieb, der Obst stiehlt, um nicht zu verhungern, und ein großer Dieb, der einen Sack voll Pistolen mitlaufen läßt, um sich ein Gut zu kaufen . . ."

Der Gutsherr wollte mit dem Stock auf den Korbflechter eindringen, allein dieser trotzte ihm und rief: „Oho, Gevatter, schlagt nur zu! ich fürchte Euch nun nicht mehr, wenn Ihr gleich noch immer der Großhans seyn wollt! Die Freude, daß Euer Stolz zu Falle gekommen ist, läßt mich all' meine Schmerzen vergessen, und ich will mich nun gern in's Loch stecken lassen, wenn Ihr ebenfalls mit müßt! Ha, sehe mir Einer diesen Menschen da an! Er hat kein Fünkchen Mitleid mit dem kleinen Sünder und begeht doch Schlimmeres, als der! Er droht dem Anderen mit dem Strafgesetzbuch, wenn er selber sich am meisten davor fürchten sollte. Er will seine Rechte geltend machen — na, wartet nur, Gevatter, der Herr Buchhalter wird nun auch seine Rechte geltend machen, denn mit seines Vaters Geld habt Ihr in den harten Kriegszeiten, wo die Grundstücke so spottwohlfeil waren, das Bruderhaus gekauft und all' die schönen Felder, die dazu gehörten. Der ganze Hof und was dazu gehört, das muß nun dem Herrn Buchhalter werden, und der Herr Krausche spaziert in's Gefängniß und ist nun auch ein Bettler! . . . . Hahaha! Schreiben Sie doch, Herr Gerichtsschreiber! Man muß keinem Dieb durch die Finger sehen, man muß ein Exempel statuiren."

Diesmal wußte Herr Krausche nichts zu erwidern; die vielen unvorhergesehenen Schläge, die plötzlich auf ihn eingestürmt waren, hatten seinen Stolz gebrochen, und er sank mit gesenktem Haupt und schlaffen Armen in einen Stuhl.

Herr Faber war mit Moriz bei Seite getreten und sie besprachen sich leise. Nach einer Weile ging der Amtsrichter auf den Gutsherrn zu und sagte zu ihm in eindringlichem Tone: „Sie sehen nun, Hr. Krausche, wie sehr ich Recht hatte mit meiner Warnung, daß man die Strenge nicht übertreiben soll. Jeder Mensch bedarf der Nachsicht, und Jedermann sollte der Worte unsers Erlösers eingedenk seyn: „„Was du nicht willst, das die Leute dir thun sollen, das thue du Andern auch nicht."" Wenn nun Herr v. Helldorf ebenfalls das Strafgesetzbuch zu seinem Evangelium nehmen und seine Rechte geltend machen wollte, so könnte er Ihnen übel mitspielen!"

„Fürchten Sie aber nicht, daß ich das thun werde Herr Krausche!" setzte Moriz hinzu; „Sie sind mir zwar sehr schroff und hart begegnet, allein ich möchte doch um keinen Preis Frau Dorner oder Malchen irgend welchen Kummer machen."

„Dies beweist, daß gewisse Leute lieber eine Kränkung verzeihen, als einen Unschuldigen darunter leiden lassen!" sagte der Amtsrichter mit besonderer Betonung.

„Hoffentlich läßt sich noch Alles gütlich beilegen, ohne viel Aufhebens davon zu machen?" fragte Moriz Herrn Faber.

Dieser zuckte die Achseln und sagte: „Das kommt ganz darauf an, wie sich Hr. Krausche in dieser Sache benimmt, und ob Sie Ihre Klage ganz zurücknehmen und sich mit ihm über die Entschädigung vergleichen wollen", versetzte der Richter.

Krausche richtete den Kopf auf und heftete einen fragenden Blick auf die beiden Sprechenden. „Was wollen Sie damit sagen?" fragte er schnell und begierig.

„Ich kann hier nur als Privatmann reden, und verwahre mich von vornherein gegen den Vorwurf, als wolle ich mich in Familienverhältnisse mengen", entgegnete der Amtsrichter. „Sie wissen aber um das Verhältniß, in welchem Herr v. Helldorf zu Ihrer Nichte steht. Genehmigen Sie die Heirath des jungen Paares und treten Sie Ihrer Nichte das Gut als Geschenk unter Lebenden ab; vielleicht begnügt sich der Verletzte sofort mit dieser Entschädigung, und braucht dann nicht mehr auf die Vergangenheit zurückzukommen."

Der Gutsherr runzelte die Stirne und schien zu zögern; aber der Amtsrichter setzte ihm sogleich noch weiter zu: „Thun Sie, was Sie wollen!" sagte er; „aber erwarten Sie ja keine günstigere Wendung Ihres Schicksals vom Leugnen oder von einem Widerstand. Die Beweismittel, welche der Korbflechter benannt hat, sind allzu einleuchtend und thatsächlich, als daß sie nicht Herrn v. Helldorf den Sieg sichern sollten, wenn zwischen ihm und Ihnen ein Prozeß entsteht. Es handelt sich um Ihr Vermögen und Ihre Ehre, wenn ich das Protokoll weiter verfolgen muß. Vermeiden Sie also jenen gefährlichen Streit durch die Einwilligung in einen Vorschlag, der Ihnen noch Ihre Unabhängigkeit und einen Theil Ihres Vermögens läßt und das Lebensglück Ihrer Schwester und Nichte begründen wird. Gute Regungen des Herzens sind zuweilen auch gute Rathschläge."

Krausche schien vor Scham oder Aufregung nicht reden zu können, gab daher seine Einwilligung zu diesem Vorschlage nur durch ein Kopfnicken zu verstehen und stürzte aus dem Häuschen hinaus. Die Klage gegen den alten Korbflechter ward zurückgenommen, und Moriz reiste nicht nach Leipzig, sondern arrangirte sich nach einem Vertrag, den ihm der Amtsrichter entworfen hatte, mit Herrn Krausche, der ihm gegen eine Leibrente das Gut überließ und in eine benachbarte Stadt übersiedelte.

Zwei Monate später heirathete Moriz das holde Malchen Dorner, und lud alle Diejenigen, welche bei der unerwarteten Entdeckung jenes Vergehens des früheren Oberjägers Krausche zugegen gewesen waren, zu seiner Hochzeit ein. Sie hielten Alle reinen Mund über jenen Vorfall, und Moriz ließ die Leute die Großmuth des Herrn Krausche bewundern und sich für einen glücklichen Emporkömmling ansehen. Den Dienst aber, welchen ihm Funkelfritze geleistet hatte, vergaß er diesem nicht, sondern ließ ihn auf seine Kosten kuriren und sorgte so freigebig für ihn, daß er für den Rest seines Lebens den verhängnißvollen Versuchungen des Elends nicht mehr ausgesetzt war.

Würzburger Stadttheater.

Montag, den 21. November: „Indra, das Schlangenmädchen". Romantische Oper in 3 Akten von Gustav v. Puttlitz, Musik von Fr. v. Flotow.

Kaum zwei Monate ist unsere Bühne geöffnet, und bereits ist eine der von der Direktion versprochenen Opern-Novitäten uns vorgeführt, und zwar das obengenannte neueste Werk eines unserer neuesten, modernsten Komponisten. Wir sind der Direktion zu großem Danke dafür verpflichtet, daß sie uns Gelegenheit bietet, die neuesten Erzeugnisse unserer Zeit kennen zu lernen, so wie für die glänzende Ausstattung und gelungene Vorstellung der Oper. Außer völlig neuen Kostümen, die durch Geschmack und — wo anwendbar — durch Reichthum glänzten *), brachte uns der zweite Akt auch eine neue, recht hübsche Dekoration, kurz es war nichts unterlassen worden, um der Oper günstigen Erfolg zu verschaffen. Daß dieselbe demungeachtet nicht in dem Maaße gefiel, welches man erwarten zu dürfen glaubte, ist die Schuld des Werkes selbst, das sowohl in musikalischer als noch mehr in dramatischer Beziehung der hauptsächlichsten Elemente ermangelt, welche einen nachhaltigen Eindruck hervorzubringen vermögen. Betrachten wir in letzterer Beziehung die vorkommenden Charaktere — es sind nicht Charaktere der Zeit, in welcher das Stück spielt, — es sind Charaktere unserer Zeit, d. h. gar keine, Menschen ohne bestimmte Zeichnung, von einer Gemüthsbewegung zur andern schwankend, ohne eine Spur von Grundsatz oder Konsequenz. Was hätte aus der Rolle des Camoens gemacht werden können? Nach der Anlage, nach dem Beginn des ersten Aktes erwarten wir einen Helden, einen Mann — statt dessen erhalten wir einen Schwächling, der in einer Aufwallung das zu seiner eigenen Loskaufung erhaltene Geld dazu anwendet, eine hübsche Sklavin (Indra) von ihrer Herrin loszukaufen, und der dann feig mit ihr entflieht, weil er in der Zerstreuung ohne Urlaub seinen Posten verließ und dafür die Strafe als Deserteur zu erwarten hat. In Lissabon angekommen, verbirgt er sich unthätig und träumerisch — außer der Loskaufung Indra's zeigt er sich fast durchaus passiv. Und König Sebastian, der ohne Ueberlegung, blindlings Almosen austheilt, bis er nichts mehr hat, der eigensinnig sein Leben in Gefahr setzt, bloß um einmal Nachts auf dem Meere herumzurudern, der plötzlich in Liebe für Indra entflammt, sie eben so schnell Camoens überläßt, von welch Letzterem man im Verlaufe der ganzen Oper nicht erfährt, ob er Indra liebt, oder nur ihre Liebe zu ihm duldet. Solche Charaktere können freilich in dramatischer Beziehung kein Interesse erregen und erhalten. Selbst die Heldin der Oper, Indra, ist, wenn auch im Ganzen besser bedacht, doch auch kein hervorragender Charakter, sie sowohl als Camoens müssen an Bedeutung auch schon dadurch verlieren, daß im letzten Akte Zigaretta und Jose, die früher nur eine untergeordnete Rolle spielten, plötzlich zu sehr in den Vordergrund treten, und den größten Theil des Aktes ausfüllen. Ueberhaupt sind diese beiden Rollen die dramatisch am besten gezeichneten und auch am besten bedachten, sohin die dankbarsten Partien. Das Textbuch scheint überhaupt nur auf einige Schlageffekte und auf Gelegenheit zur Anbringung hübscher Lieder und lyrischer Ergüsse des Komponisten berechnet zu seyn, denn wir vermissen oft die gehörige Motivirung der vorkommenden Scenen, den Zusammenhang der einen mit der andern, wenn auch einzelne Scenen recht wirkungsvoll hervortreten.

Was den musikalischen Theil der Oper anbelangt, so enthält dieselbe eine Menge ansprechender, leichter, schmeichelnder Melodien in den lyrischen Stellen des Stückes, ohne jedoch desselben Komponisten „Stradella" in den ernsteren und weicheren Stellen zu erreichen. Die komischen Partien der Musik haben die Keckheit der in „Martha" nicht, leiden dagegen aber auch nicht an den dort vorherrschenden Schwierigkeiten der Gesangspartien in Rouladen, Staccato's u. dgl. Daß die Musik von Flotow ist, ist nicht zu verkennen, schon der Schluß der Ouverture ist — natürlich die Melodie und Tonart abgerechnet — ganz derselbe, wie die Schlüsse der Ouverturen zu Stradella und Martha. Reminiszanzenjäger können eine stattliche Ausbeute von Anklängen nicht nur aus Martha und Stradella, sondern auch aus „Teufels Antheil", „Zampa", Speyers Lied „Mein Herz ist am Rheine", und noch manche andere fremde und vaterländische Komponisten zusammenbringen. Die Instrumentirung ist brillant und pikant, bisweilen in Behandlung der Blasinstrumente an's Bizarre streifend, im Ganzen spielt das Blech eine bedeutende Rolle, wie es eben heut zu Tage sehr gemißbraucht wird. Wie bereits oben erwähnt, herrscht die Liedform vor, die in dieser komponirten Stücke sind sehr zahlreich und auch meist gelungen und von befriedigendem Eindrucke. Dahin gehören z. B. das Schlangenlied der Indra, und die kleine Romanze des Camoens im ersten, das Gebet an die heilige Jungfrau, das Lied des Jose in Es-Dur, sowie dessen Ständchen — G-Moll im zweiten Akte, dann das Matrosenlied im dritten Akte und andere. Von größeren Gesangstücken, Arien, Duetten, Terzetten ist nichts vorhanden, wenn wir nicht das Duett und Terzett im dritten Akte (Jose, Zigaretta, Sebastian) sowie die Scene der Zigaretta im ersten Akte dafür annehmen wollen. Auch die Finales sind unbedeutend, in allen Ensemblestücken treten wieder nur ein paar einzelne kurze lyrische Momente hervor, die durch abgerissene, oft nichtssagende Sätze mit einander verbunden sind. Die Rezitative entbehren natürlicher Deklamationen, und außer den Liedern und den komischen Gesangstücken ist selten eine abgerundete, erkennbare Form zu finden. Dagegen sind die verwendeten Melodien sehr sangbar, gefällig und klar, Eigenschaften, die eine Oper dem großen Publikum jederzeit empfehlen und ihr Erfolg verschaffen. Wäre das Textbuch nur einigermaßen natürlicher und dramatisch richtig, die Oper müßte gleich ihren Vorgängerinnen glänzenden Erfolg gehabt haben — bei der Masse des nicht musikalisch-theoretisch gebildeten Publikum; was die Musiker von Fach dazu sagen werden, kümmert unsere Komponisten ja doch nicht, für diese schreibt er nicht.

---

*) (Die Kostümirung anlangend, möchten wir indessen auf den Widerspruch aufmerksam machen, der darin liegt, daß der König, welcher incognito bleiben will, im kl. Prachtgewand auftritt, und daß die Damen im Gesang von ihren Mantillen sprechen, ohne doch solche zu tragen. D. Red.)

Die Aufführung war sehr gelungen in allen Theilen, und verdienen sämmtliche Mitwirkende unsern wärmsten Dank für den Eifer und die Sorgfalt, die sie ihren Partien widmeten; besonders zeigte sich Frau Kissner (Zigaretta) wieder als die bühnengewandte Soubrette, als die wir sie schon öfter anerkannten; ihr Spiel war so lebendig und natürlich, daß ihre Darstellung zu allgemeinem Beifalle hinriß. Hr. Wibiler zeigte als José viel Talent für komische Partien, und wir können nur wünschen, daß er sich in diesem Fache recht ausbilde, um uns die Vorführung noch so mancher anderen schönen aber einen guten Tenorbuffo erfordernden Opern zu ermöglichen. Frln. Baur sang die Titelrolle sehr gut, desgleichen waren Herr Sonnleithner (König) und Herr Pichler (Camoens) sehr brav, sowohl was die Auffassung des vorherrschenden Charakters ihrer Rolle, als was die Ausführung der Gesangspartien anbelangt. Die übrigen kleineren Partien waren alle gut besetzt und wurden entsprechend ausgeführt.

M . . .

Mittwoch, 23. Nov.: „Belisar", Oper von Donizetti.

Die heutige Vorstellung hätten wir unbedingt unter die besten der laufenden Saison rechnen können, hätte nicht bedauerlicher Weise die Ungeschicklichkeit oder Unerfahrenheit des Hrn. Hintz (Eutrop) in dem Finale des ersten Aktes bedeutende Störung verursacht, ja fast die ganze Szene umgeworfen. Hr. Hintz hat doch im Anfange der Saison den Max im Freischütz passabel gesungen, wie kommt es, daß er in kleinen Partien, wie z. B. dem Flavius in Norma und heute den Eutrop so unsicher ist, daß er nicht nur in falsche Tonarten ausartet, sondern selbst in andere Stellen geräth? Kann er noch kein Rezitativ singen, oder sind ihm diese Partien zu unbedeutend, als daß er ihnen die gebührende Aufmerksamkeit beim Einstudiren widmen mag? Eine solche Selbstüberschätzung trauen wir ihm nicht zu, und wenn er ein tüchtiger Sänger werden will, muß er eifrig und fleißig auch die kleinsten Stellen studieren und memoriren, nur dadurch erlangt man Sicherheit und Gewandtheit. Auch Hr. Fischer (Eusebius) war seines kleinen Rezitativs im zweiten Akte nicht ganz sicher, wenn er es auch glücklich zu Ende brachte.

Die Hauptpartien dagegen waren gut besetzt und wurden eben so ausgeführt. Hr. Pichler war in der Titelrolle ganz vortrefflich, mit Vergnügen vermißten wir heute eine früher öfter bemerkte Breite der tieferen Töne; seine Stimme war heute noch von weit angenehmerem Klange, als sonst, sein Spiel edel und großartig, kurz, seine Leistung war eine ausgezeichnete. Auch Frau Dreßler (Antonia) Frl. Baur (Irene) und Hr. Sonnleithner (Alamir) verdienten vollstes Lob. Die Partie des Kaisers hatte in Hrn. Schiffbenker einen Repräsentanten, wie man ihn nicht besser wünschen konnte. In seinen Händen wurde diese Rolle erst, was sie seyn kann und soll. Chöre und Orchester waren gut. In der Schlußszene scheinen die Träger des verwundeten Belisar nicht gehörig instruirt gewesen zu seyn, weil sie denselben an so ungeeigneter Stelle niedersetzten, doch hätten wir gewünscht, daß dieser Fehler in weniger auffallender Weise verbessert worden wäre, als es der Fall war. Schließlich möchten wir noch den Hrn. Verfasser oder Korrektor der Theaterzettel um etwas mehr Aufsicht auf Schreib- oder Druckfehler bitten. Wenn wir es auch etwaiger Unbekanntschaft mit fremden Sprachen zu Gute halten wollen, wenn auf dem heutigen Zettel der Namen Justinian, Belisar nach deutscher Aussprache stehen, während Eutropio und Eusebio sich mit der italienischen Endung breit machen, so ist doch jedenfalls ein „Ottavio, Herrführer — statt Octar, Heerführer" leicht zu bemerken, und zu verbessern.

M . . .

Miscellen.

Die Gagen ausgezeichneter Künstler und Künstlerinnen steigen noch immer höher. In Dresden ist Davison mit 3500 Thlr. Gehalt und fünf Monate Urlaub engagirt worden, in Paris im italienischen Theater Sophie Cruvelli auf zwei Jahre mit jährlich 100,000 Frks. und vier Monaten Urlaub. Dabei kann sie sich die Rollen, die sie singen will, selbst wählen und hat wöchentlich zweimal aufzutreten. Soll sie dreimal singen, so sind ihr für jedes Auftreten 1500 Frks. zu zahlen. Die beiden ersten Monate ihres Urlaubs im Jahre 1855 Juni und Juli, sind ihr, wegen der stattfindenden allgemeinen Industrieausstellung in Paris, schon jetzt mit 50,000 Frks. abgekauft.

*

* In Bordeaux fand in letzter Woche ein glänzendes Stiergefecht statt. Aber der Verein gegen Thierquälerei hatte sich zahlreich eingefunden und die Toreados wurden ausgepfiffen.

*

* Frankfurt, 23. Nov. Die neue komische Oper von Flotow, „Rübezahl", wird nächsten Samstag zum erstenmale auf unserer Bühne aufgeführt.

*

In Paris hat man eine neue Verwendungsart des Kautschuck erfonnen; man macht nämlich künstliche Waden daraus, welche selbst für das „geübteste Kennerauge" von natürlichen nicht zu unterscheiden seyn sollen.

*

In London kommt in diesen Tagen ein seltsamer Prozeß vor. Eine reiche Erbin ist durch einen Magnetiseur, der sie gegen ihren Willen magnetisirte, gezwungen worden, seine Frau zu werden. Zuerst nahm er ihr das Jawort ab, während er sie unter seinem magnetischen Einflusse hielt, dann nöthigte er sie so mit ihm zur Trauung zu gehen und erst drei Tage nach der Trauung gelang es ihr zu entfliehen, zu erzählen, in welcher ungewöhnlichen Weise ihr Wille gefangen genommen worden sey — und auf Scheidung anzutragen. Die Sache kommt wahrscheinlich vor das Oberhaus und man ist auf die Verhandlungen gespannt.

*

(Lichtbilder auf Kattun und andern Zeugen.) Sehr interessant ist die Erfindung der Herren Wulff, photographische Portraits auf Kattun, Wachsleinwand u. s. w. zu erzeugen; die Proben, welche sie unlängst der Akademie der Wissenschaften davon vorgelegt haben, waren in jeder Hinsicht gelungen. Die direkt auf dem Zeuge dargestellten Bilder zeichnen sich sowohl vor den daguerreschen Lichtbildern auf Metallplatten als auch vor den Photographien auf Papier dadurch aus, daß sie nicht (wie erstere) spiegeln, nicht durch Berührung verdorben werden und ohne Nachtheil abgewischt, ja sogar gewaschen werden können. Auch lassen sie sich sicher in wenigen Sekunden anfertigen und mithin äußerst billig herstellen, da eine einzige kurze Sitzung genügt. Endlich kann man sie mit pulverförmigen oder andern Farben koloriren. Das Verfahren ist noch ein Geheimniß.

S.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 96. Mittwoch, den 30. November 1853.

Die Balletänzerin.

Novelle von Eduard Weil.

Die letzte Scene war ausgespielt und der furchtbare Vorhang des Todes sank über das Trauerspiel von Eduard Broch's Leben. Und fürwahr eine bittere schmerzenreiche Tragödie war das Leben dieses Mannes gewesen, der nach einer sorgenfreien wohlhabenden Jugend nach und nach die Gattin seiner Wahl, ein anständiges Vermögen und zuletzt seine Gesundheit verloren hatte, bis ihm von den Besitzthümern früherer besserer Zeiten nichts mehr geblieben war, als zwei leibliche Töchter, die letzten schwachen Balken, die ihn noch auf dem Meere seines Geschicks flott erhielten. Sie waren ihm geblieben, um vielleicht morgen schon selber zerschellt zu werden, wenn erst der Tod seine Seele in das unbekannte Jenseits entrückt und die theilnahmslosen Menschen seine sterbliche Hülle unter dem kühlen Rasen des Kirchhofs gebettet hatten. Darum empfahl der arme Eduard Broch im Sterben die holden schwachen Geschöpfe unter krampfhaftem Schluchzen und brünstigem Gebete der Vorsorge des großen Allvaters, und starb, wie ein braver Mann sterben sollte, — die eine Hand noch angeklammert an seine Lieben auf dieser Welt, die andere ausgestreckt nach den Herrlichkeiten der zukünftigen.

Die Mädchen waren noch beide jung: Emilie noch ein harmloses, heiteres Kind von etwa neun Jahren, Mathilde beinahe schon zum Weibe herangereift mit siebzehn Jahren. Die Jüngere weinte am bitterlichsten, ihr Wehe war am schmerzlichsten bei dem Tode ihres Vaters, der ihr Spielgenosse und für welchen ihre Rückkehr aus der Schule alltäglich ein Freudenfest gewesen war; des Vaters, der sie seinen Abendstern zu nennen gepflegt und sie stets mit Kuß und Lächeln bewillkommt hatte, wie ernst und verschlossen er auch gegen Andere seyn mochte. Aber die Thränen trockneten bald auf ihrem rosigen Gesichtchen und ihr Schluchzen verwandelte sich bald in das leichte heitere Lachen der Kindheit; das junge Herzchen, kaum erst von dem ersten Kummer geschwellt, hüpfte bald wieder leicht und munter in der Brust, des Unglücks der Verwaistheit unbewußt.

Ganz anders äußerten sich diese Gefühle bei Mathilde; sie schluchzte und weinte nicht, wenigstens nicht vor Andern, allein der Gram wühlte tief innerlich in ihr mit einer Heftigkeit, wie er wohl nur in wenigen Töchtern am Grabe ihres Vaters herrschte, denn sie wußte, daß sie mit ihm ihren einzigen Beschützer und Freund auf Erden verloren hatte, und der Lebensweg, welcher forthin vor ihr lag, nur über einen steilen, dunklen, dornigen Pfad der Einsamkeit und des Elendes führte. Die schwere Verantwortlichkeit ihrer Lage drückte sie beinahe zu Boden, und sie war sich wohl bewußt, welche schwache Planke die arme Emilie von Armuth und Mangel trennte. Ihr Vater hatte ihr mit der Feierlichkeit eines Sterbenden gesagt, er vertraue die jüngere Schwester ihrer liebevollen Pflege und Sorgfalt an, denn er wisse, daß, wenn Mathilde ihr bleibe, Emilie nicht verlassen sey; daß für ein Obdach gegen rauhe Winterstürme wie gegen Sonnengluth, für Stütze in Zeiten der Noth wie für Schutz in Zeiten der Versuchung seine geliebte Mathilde Alles aufbieten werde, um dem kleinen Liebling den Vater möglichst zu ersetzen. Und Mathilde begriff vollkommen die Ausdehnung des in sie gesetzten Vertrauens, und ließ es sich deßhalb um so mehr angelegen seyn, die ihr übertragene Pflicht getreu zu erfüllen; aber sie war darum auch desto besorgter, ob sie wohl im Stande seyn würde, derselben auch ganz zu entsprechen.

Stundenlang saß Mathilde neben des Vaters starrer Leiche und sann darüber nach, wie sie hinfort für Beider Unterhalt und Arbeit sorgen wollte; aber all' ihre Pläne scheiterten an ihrer Jugend oder ihren ungenügenden Kenntnissen. Was sie auch unternehmen mochte — das wenigstens mußte sie damit erreichen, für den Lebensunterhalt und die Erziehung der jüngeren Schwester zu sorgen; sie konnte keine Beschäftigung wählen, welche ihr nicht wenigstens den eigenen Unterhalt und die Mittel für den andern Zweck bot. Sie konnte nicht Erzieherin werden, denn ihre eigene Schulbildung war zu dürftig, zu hastig und allzuhäufig unterbrochen gewesen durch der Mutter Krankheit und des Vaters langes Siechthum; und zudem würde sie dann in einem fremden Hause gewesen und von Emilien getrennt, ja genöthigt worden seyn, den Liebling ihres Vaters Miethlingshänden anzuvertrauen. Aber was sollte sie sonst beginnen? Diese Frage und der Mangel aller Antwort darauf machte ihr beinahe das Herzblut erstarren und die rege Kraft erlahmen.

Für ein armes Mädchen, das nicht Gouvernante werden kann, bleiben nur noch wenig andere Berufsarten zu wählen. Erzieherin, Zofe, Arbeiterin, Ladenmädchen, — das ist die ganze Auswahl von Erwerbszweigen, welche einer Tochter aus dem Mittelstande

offen stehen, wenn sie es mit ehrlicher Handtierung versuchen will; und unter diesen Fächern mußte auch Mathilde wählen. Erzieherin konnte, Ladenmädchen wollte sie nicht werden. Armes Kind! das Bischen Selbstgefühl in ihr, welches sich gegen den letzten Stand empörte, war bald in ihr ausgebraunt, und sie mußte daher auf diesen harmlosen aristokratischen Drang zurückblicken, wie auf einen dämmernden Traum der Kindheit, und mußte sich wundern, wie sie hatte so schwach seyn, so ihres bessern Ich vergessen können, um ihn nur eine Weile zu hegen.

So blieb Mathilden nichts übrig, als — Näherin zu werden; freilich ein schlechtbezahltes Gewerbe, aber es sicherte doch einige Unabhängigkeit, und war daher erträglicher; es konnte daheim betrieben werden und schützte sie daher mehr vor Unbilden als manches Andere. Ihr guter Ruf und ihr Fleiß — beide das Kapital, von dessen Zinsen Emilie leben mußte, — waren ihr Hauptaugenmerk; darnach war Mathildens ganzes Dichten und Trachten gerichtet.

Und das Glück wollte ihr insofern wohl, als sie bei Antritt dieses Berufs einige gute Menschen traf, die sie dabei mit Rath und That unterstützten. Dies waren die Fräulein Bally, drei alte Jungfern, die in dem hübschen kleinen Landhause gegenüber wohnten, ganz am Ende der Vorstadt, in deren Schooße und Dunkelheit der arme Eduard Proch das Elend seines Lebensabends verborgen hatte.

Die drei alten Fräulein waren im Allgemeinen grundgute Geschöpfe, und hatten dem armen Maler in seiner letzten Krankheit manche Erquickung gespendet, denn der Ruf seiner Armuth und seiner stillen Ergebung war bis in ihre stille Klause gedrungen. Sie befragten einige Tage nach der Beerdigung ihres Vaters Mathilden, was sie zu ergreifen gesonnen sey, um ihren eigenen und der Schwester Unterhalt zu sichern, billigten ihren Entschluß und versprachen ihr nicht nur Arbeit, sondern halfen ihr auch näher an der Stadt ein Stübchen ausfindig machen bei ehrbaren Leuten, wo sie ihrer Lage angemessen wohnen konnte. Sie sandten ihr Beschäftigung, und empfahlen sie im Kreise ihrer kleinen Bekanntschaft.

Die Fräulein Bally waren im Grunde so übel nicht, eben drei gutherzige, genaue, wunderliche alte Jungfern; sie hingen schrecklich ängstlich an der Etikette und an den äußeren Förmlichkeiten, waren aber wirklich gut, wenn man über die äußere Kruste hinweggekommen war. Eine strenge förmliche Erziehung und die Abgeschlossenheit von der Welt verwickelte sie in einen steten Kampf mit sich selber und dem instinktmäßigen Drang ihres Herzens, welcher ihren schiefen Erziehungsgrundsätzen gerade gegenüberstand; dadurch waren sie in ihren Handlungen unschlüssig, in ihrem Verkehr launisch. Kein Bettler stieß ihnen auf, ohne ein Almosen von ihnen zu erhalten, aber Jeder mußte eine Standrede mit in den Kauf nehmen über das Laster des Müssiggangs und den Segen des Fleißes, über die Sünde des Bettelns und der Fahrlässigkeit, mit welcher er versäume, die wohlthätigen Anstalten des Staates für Armenflege und Beschäftigung sich zu Nutze zu machen — und das Alles im schroffsten gellendsten Tone, der ihnen zu Gebote stand. Sie drohten jedem Bettler mit der Polizei und Einsperrung, nannten ihn einen Elenden, daß er Weib und Kinder verlasse; oder ein gefühlloses Ungeheuer, daß er das arme Weib und die Kinder mit sich durch Wind und Wetter herumschleppe, je nachdem gerade der Fall war, und nannten ihm dann doch ihre Wohnung, wo er mit den Seinigen eine Mahlzeit erhalten würde. Und während sie so ihn und seinen Lebenswandel bitterlich heruntermachten, maßen sie doch mit den Augen die Löcher in seinem Rock oder die klaffenden Wunden seiner Schuhe, oder die ärmliche zerlumpte Kleidung der Seinigen und beriethen sich dann unter einander, was für alte Kleider entbehrlich seyen, und ob sie nicht seine Blöße damit bedecken wollten. Mit sich selber vergnügt, verließen sie dann einen solchen Bettler, zufrieden mit der Wohlthat, die sie ihm erwiesen, und mit der Erfüllung jener andern Pflicht, die sie zu haben glaubten, der Pflicht nämlich, dem Armen das Unrecht des Bettels recht eindringlich bemerkbar gemacht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Moldauische Landschafts- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Bei meinem längeren Verweilen in der Moldau sah ich aber auch mit Ueberraschung und Freude, daß die Einfachheit der hiesigen Verhältnisse manche gute alte Sitte bewahrt hat, die unserer höheren Bildung längst abhanden gekommen. Neben andern patriarchalischen Gebräuchen ist besonders wohlthuend der einer schrankenlosen Gastfreundschaft, die hier im großartigsten Style ausgeübt und an die jeder Fremde, der die Moldau besucht, mit herzlicher Dankbarkeit zurückdenken wird.

Endlich waren wir am Ziel. Die Postillone knallten mit ihren langen Peitschen und ließen mit vereinter Stimme einen lang gehaltenen Ton erklingen, der allerdings nicht den geringsten Anspruch auf eine musikalische Benennung hat. Die Thore des Herrensitzes flogen auf und eine zahlreiche Dienerschaft, größtentheils Zigeuner, umringten uns. Bald kam auch der freundliche Hausherr herzu und führte mich selber in das für mich vorbereitete Zimmer. Nachdem ich meinen Anzug in Ordnung gebracht und die erste Erfrischung, die jedem Fremden geboten wird, genannt dultschez sche apa (Wasser mit Eingemachtem) eingenommen hatte, eilte ich in den Billardsaal, wo die Damen des Hauses mit den übrigen Gästen sich befanden. Die Versammlung bot einen interessanten Anblick. Es waren Großbojaren und kleinere Edelleute versammelt, Bewohner der Umgegend. Einige von ihnen trugen noch den langen Talar mit reichem Pelzwerk verbrämt über einem seidenen bis auf die Füße reichenden Unterkleide, welchem ein türkischer Shawl zum Gürtel diente. Die Andern waren nach Pariser Mode angethan und die Toiletten der Damen ziemlich eben so elegant wie die der Pariserinnen auf dem Boulevard des Italiens oder der Hamburgerinnen auf den Promenaden des Jungfernstiegs. Alles bewegte sich unbefangen und heiter, mit erstaunlicher Geläufigkeit kreuzten sich die verschiedenen Sprachen,

in welches Gemisch das Moldauische wie ein Nachhall aus der römischen Vergangenheit hinein erscholl. Schon in Jassy, wenn ich die höheren Kreise der Gesellschaft betrachtete, erstaunte ich über das Sprachtalent der Rumänen. Bald konnte man sich mitten nach Frankreich, bald in eine ächt deutsche Hauptstadt versetzt wähnen. Die Mitglieder der moldauischen Aristokratie werden meist im Auslande erzogen und haben sich bereits dem übrigen Europa durch Bildung, Sitten und Gebräuche angereiht. Was ihren Umgang so angenehm macht, ist eben diese europäische Bildung im Ausdruck und in der Haltung, welcher jedoch ihr volksthümliches Naturell, die Einfachheit und Lebendigkeit ihres Wesens das Gezwungene und Steife abstreift, das auf den gesellschaftlichen Manieren des Abendlandes bald mehr bald weniger drückend lastet. Der Eintritt der Frau vom Hause, die bis jetzt gefehlt hatte, unterbrach meine stille Musterung. Sie kam, um ihre Gäste zu bewillkommen und ihre Erscheinung hielt Aller Augen auf sich gefesselt. Eine seltene Sanftheit und Herzensgüte strahlte aus den Worten und Bewegungen der jungen schönen Frau. Ihre länglich geschnittenen, meergrünen Augen, ihr blauschwarzes Haar machten mir einen so fremdartigen Eindruck, daß ich in dieser Gestalt den Typus rumänischer Schönheit auffaßte, obschon ihre Züge nicht streng regelmäßig waren. „Wie gefällt Ihnen unser Land", sprach sie im reinsten Deutsch zu mir. Ich wollte antworten, aber die Thür öffnete sich, ein Diener trat ein und präsentirte kleine Gläschen. Wie auf ein gegebenes Signal erhob sich die ganze Gesellschaft. Es war der übliche Liqueur, der vor dem Essen gereicht wird. Die Gäste begaben sich hierauf in den geräumigen Speisesaal, wo uns eine reich besetzte Tafel erwartete. Sie ward durch eine so heitere Unterhaltung belebt, die behagliche Eleganz der Einrichtung und die aufmerksame Zuvorkommenheit des Hausherrn und seiner Familie bewirkten, daß sich selbst der Fremde bald heimisch fühlte. Das Nationalgericht, welches auch dem geringsten Bauer zur Nahrung dient, er mag zu Hause seyn oder auf der Reise und wonach Jung und Alt mit gleicher Begierde verlangt, wurde aufgetragen: die Mamaliga, ein Brei aus Maismehl mit Schafkäse und frischer Butter zusammengekocht.

Die Abendstunden wurden mit Geplauder ausgefüllt, mit Musik und Gesang: ein kostbares Wiener Instrument gab die Begleitung zu Letzteren. Das Einzige, was auf die Türkei und die Nähe Asiens hinwies, waren die Diener, die von Zeit zu Zeit lange türkische Pfeifen, mit schönen, künstlich gearbeiteten Bernsteinspitzen geschmückt, darreichten. Zu den Rauchlustigen aber gehörte zu meinem Erstaunen auch ein Theil der Damen. In einer Ecke des Salons wurde Whist gespielt, auf der Tafel lagen neue Kupferstiche, Bücher, Modezeitungen. Ich vergaß in diesem Treiben, daß ich mich in einem Lande befand, dessen Schicksal durch die geographische Lage bedingt, von asiatischen Tendenzen bestimmt wird, während es sein inneres, nationales Aufstreben und seine Neigung dem gebildeten Europa zuwendet.

Am Morgen weckte mich ein Schuß, der im Hofe fiel. Im Nu war ich unten. Einige der Bojaren besichtigten bereits ihre Jagdgeräthe, denn wir wollten auf Birkhühner ausziehen und Nachmittags auf den Jahrmarkt von Foltitscheni fahren. Nach dem Frühstück vertheilten wir uns auf mehrere Wagen und fuhren gegen Baja zu, um auf den dortigen Wiesen unser Waidmannsglück zu versuchen. Auf dem Halteplatz angekommen, fanden wir die Leibjäger der Herren vor und zerstreuten uns, von unsern Vorstehhunden geführt. Ich folgte dem Leibjäger des Fürsten C., einem Bayern, der mir sagte, daß schon alle Anstalten zur Hochjagd getroffen seyen, daß sie auf den Klosterrevieren abgehalten werden sollte und wir wahrscheinlich in einem der Klöster übernachten würden. Plötzlich stand unser Hund still, sein Haar sträubte sich, ein Beben bemächtigte sich seiner Glieder. „Birkhühner"! flüsterte der Jäger. Wir näherten uns dem Hunde, eine Kette Hühner flog auf, unsere vier Schüsse donnerten und drei Stück lagen auf dem Boden. „Wie gefällt es Ihnen, Birkhühner auf offener Wiese vor dem Vorstehhunde zu schießen"? fragte der Bayer. Wir luden nochmals und einige der Herren schlossen sich uns an, um die Kette zu verfolgen. Die Gegend, in der wir jagten, erinnerte mich lebhaft an das schlesische Riesengebirge, nur war das Nadelholz durch Laubholz ersetzt, und das Ganze trug eine etwas südlichere Farbung. Die Hochwiese, auf der wir uns befanden, lag über dem ganzen Moldauthal erhaben und lehnte sich links an einen Birkenwald, welcher jedoch die Fernsicht nach den Gebirgen der Bukowina offen ließ. Deutlich erblickte man das Städtchen Gura humora in der Bukowina, die fruchtbaren Felder der kaiserlich österreichischen Domi- nialherrschaft St. Elia und in der Ferne die Berge von Mama, an die sich die moldauischen Höhen anschließen.

Unser Hausherr mahnte endlich an die Rückfahrt. Im Hofe erwarteten uns die Damen, die ein lebhaftes Interesse für unsere Jagderlebnisse äußerten, wie sie sich sogar nicht selten selbst an den gefahrvollsten Jagdwagnissen, wie z. B. im Winter sogar an den Wolfs- und Bärenjagden betheiligten. Nach Tische begaben wir uns nach Foltitscheni. Ein jeder Herr hatte eine Kutsche mit acht eigenen Pferden bespannt, die durch zwei Reitknechte vom Pferde aus gelenkt wurden. Es ist dies ganz die Bespannung der moldauischen Post, nur daß Wagen und Pferde eleganter sind und die Postillone eine stattliche Nationaltracht tragen, in der sie sich ganz eigenthümlich ausnehmen. Wie immer in der Moldau, wurde auch heute sehr schnell gefahren. Das fortwährende Peitschenknallen, noch mehr aber das fröhlende Johlen der Postillone, in welches sie alle zugleich einstimmen, so wie der Eine das Zeichen dazu gibt, treibt die Pferde zu gewaltiger Hast. Bald waren wir in Foltitscheni. Es liegt ganz hübsch auf einem Abhange zerstreut, der sich in einer kleinen Ebene verläuft.

Auf dem Hauptplatz angekommen, wo schon Hunderte von Wagen hielten, hatte ich Muße, die kleine Stadt zu betrachten. Wenn ich, von der Moldau redend, Stadt sage, so muß man sich nicht regelmäßige, neben einandergebaute und durch Straßen und Plätze eingetheilte Häuser denken. Nein, Alles ist planlos und leicht zusammengeworfen und zeigt leider nur zu sehr von dem provisorischen Zustande des Landes. Gewöhnlich gibt es in diesen kleinen Städtchen nur eine große Straße, die von einem Ende der Stadt zum andern führt und der Tummelplatz des Verkehrs

und Handels ist. Jedes Haus ist ein Magazin, der Vorderraum mit Waaren angefüllt, welche die Blicke der Vorübergehenden anlocken; im Hausflur hält sich die Familie auf, deren Thun und Lassen ebenfalls den Augen Aller auf's Offenherzigste ausgestellt ist. Es ist, als geriethe man in ein Lager von Nomaden. Die seitabstehenden Häuser, welche gewöhnlich von Gärten umgeben sind, werden von wohlhabenden Landleuten bewohnt und haben ungefähr das Aussehen dürftiger Landhäuser, wodurch sie von den schmutzigen, düstern und niedrigen Baraquen der großen Stadt vortheilhaft abstechen.

Die Jahrmärkte von Foltitscheni sind weitberühmt. Oft sind da gegen 30,000 Stück Pferde und Ochsen aus der Moldau und den Nachbarländern beisammen; ferner werden hier Geschäfte in englischen Waaren, in Kattun und Wollenstoffen für die ganze Moldau gemacht und der Absatz beträgt Hunderttausende an Werth.

Die kleine Stadt war heute gedrängt voll Menschen. Die Bergbewohner in ihrer malerischen Tracht und mit ihren oft idealischen Gesichtern strahlten unter allen hervor. Juden und Armenier bewegten sich geschäftig auf dem Hauptplatze. In kleinen Verzäunungen wurde das Vieh feilgeboten. Die Pferde, die wilden Sprößlinge der Steppen, tobten wie toll in ihren engen Verschlägen, von dem Lärmen und dem Menschengewühl geängstigt. Die Messe dauert gewöhnlich eilf Tage. Ich aber war froh, als die Damen zur Abfahrt drängten; denn der Wirrwarr, der noch durch eine grelle, von einigen Tanzplätzen hertönende Musik erhöht wurde, betäubte mich erst und langweilte mich dann. Wir fuhren nach Hause und trafen unsere Vorbereitungen zur Jagd im Gebirge.

(Schluß folgt.)

Widmung*).

(Eingesandt.)

Blüh'ndes Allgäu! graue Felsenzinnen,
  Hohe Greise auf der Völkerwacht! —
Euer Haupt umschwebt ein tiefes Sinnen,
  Ernst, wie eine große Weltennacht!

Menschenkinder spielen ihre Spiele
  Euch zu Füßen in erhitztem Wahn,
Doch zu Euch dringt nicht des Lebens Schwüle,
  Nicht die Lust, nicht bleicher Schmerz hinan!

Euch begrüßt der Lenz mit goldnen Strahlen,
  Eure Ruhe stört sein Lächeln nicht;
Euch umschwärmt umsonst mit seinem fahlen
  Blätterweh'n des Herbstes Dämmerlicht.

Ja! — wie große, ewige Gedanken,
  Die ein Volk, ein freies, biedres denkt,
So ragt ihr zum Himmel ohne Wanken,
  Der auf Euch sich segnend niedersenkt;

Und Du, Allgäu, ruhst in ihrem Schooße,
  Du, ihr blühendes, geliebtes Kind,
Du bist selbst die schönste Alpenrose,
  Sanft umspielt von freien Berges-Wind!

Einst Euch nah', Ihr heimathlichen Höhen,
  Von des Frühroths jungem Strahl umblüht,
Sah ich friedvoll Eure Thale stehen,
  Und der Waldstrom sang ein Heldenlied.

Alles, was ich in den schönsten Stunden
  Meiner Jugend betete und sang
Was im flücht'gen Strom hinabgeschwunden,
  Kehrte wieder, wie Ein Himmelsklang.

Alle Lieder meiner Jugendleyer
  Einten sich zum mächtigen Akkord —
Rauschend zog er durch die Frühlingsfeier,
  Als des Himmels ernstes Mahnungswort. —

Tief, tief senkte sich des Himmels Friede
  In die ernste Seele mir hinein,
Und aus ihm entsproßte eine Blüthe,
  Dein soll sie, o ew'ger Vater, seyn!

Nicht den Blumen nur in Frühlingsträumen
  Singt Dein Engel zart das Schlummerlied:
Auch dem Geiste klingt aus Morgensäumen
  Ein Gesang, der ihn zum Himmel zieht.

Ja, aus jenen heil'gen Morgenstrahlen,
  Die das Christenthum heraufgesandt,
Als es segnend über unsern Thalen,
  Noch ein ungekanntes Sternbild, stand,

Als sein junges Licht in deutsche Seelen
  Wie in frische Eichenhaine flog,
Die ein Kranz von strahlenden Juwelen,
  Die noch Kraft und Reinheit mild umzog.

Ja! aus jenen Morgensäumen glühten
  Durch des Lebens düstre Nebeltrübe
Meinem Geist des Christenthumes Blüthen:
  Engelunschuld und die Feindesliebe.

Und so greif' ich muthig in die Saiten,
  Diesen Blüthen gilt ihr ernster Klang:
Herr! — Dein Engel wird mein Wort begleiten,
  Denn Dir weih' ich meinen Jugendsang! —

Behringer.

*) Aus einem größeren Gedicht von Edmund Behringer, „das Felsenkreuz", welches nächstens im Verlag der Stahel'schen Buchhandlung dahier erscheinen wird und dessen Ertrag zum Besten der unterfränkischen Kreis-Blinden-Anstalt bestimmt ist.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 97. Sonntag, den 4. Dezember **1853.**

Die Ballettänzerin.

(Fortsetzung.)

Die Fräulein Vally waren die Töchter eines Kaufmanns von der französischen Gemeinde, der sich ein großes Vermögen errungen und bei Zeiten von den Geschäften zurückgezogen hatte, nachdem ihm sein einziger Sohn, der eine Kommandite des väterlichen Geschäfts in Marseille geführt, in der Blüthe seiner Jahre gestorben war. Jean Vally hatte eine Wittwe und ein einziges Söhnchen hinterlassen, das bei des Vaters Tode nur wenige Monate alt war. Die Wittwe war die Tochter eines Kaufherrn in Lyon, und übersiedelte in ihrem Wittwenstande nach ihrer Vaterstadt, bis sie, etwa vierzehn Jahre später, daselbst starb. Der junge Jean Vally kam dann zu dem Großvater nach Deutschland, und verlebte hier einige Jahre in dessen Hause bei den drei guten wunderlichen Muhmen, die den Jüngling verzogen haben würden, wenn nicht ihre ängstlichen konventionellen Grundsätze an seinem freien, kecken, raschen, sprungkräftigen Wesen und seinem südlich lebhaften Temperament abgeprallt wären. Nach dem Tode des Großvaters kehrte Jean Vally, welcher inzwischen die trefflichen Schulen einer deutschen Großstadt besucht hatte, in sein Vaterland zurück, und trat als Freiwilliger in die Armee — zum tödtlichen Schreck seiner gutherzigen Muhmen, die ihn nun schon an Leib und Seele verloren gaben. In den ersten Jahren des Aufenthalts ihres Neffen in ihrem väterlichen Hause hatte der verstorbene Maler Broch Unterricht ertheilt und war dadurch oft mit ihnen und ihrem Vater in Berührung gekommen. Sie erinnerten sich noch aus jener Zeit, daß schwere Schicksale auf den armen Maler eingestürmt hatten, der der Sohn eines Kaufmanns, aus Liebe zur Kunst in jungen Jahren dem väterlichen Beruf entsagt und später, wie er es als Maler kaum über die Gränze der Mittelmäßigkeit gebracht, durch den Bankerutt seines Schwagers sein ganzes Vermögen verloren hatte. Ihr Vater hatte Herrn Broch Achtung und Mitleid gezollt, und das Andenken daran war den Fräulein Vally ein Sporn mehr, sich der verlassenen Waisen jenes armen Mannes zu erbarmen.

Die Fräulein Vally waren aber weise genug, um zu wissen, daß ehrlich gelohnte Arbeit besser ist als Almosen, darum bezahlten sie lieber Mathilden's Fleiß freigebig, anstatt sie durch Almosen und Geschenke zu demüthigen oder zu verwöhnen, und beschenkten nur hie und da die Verwaisten mit einem abgelegten Kleidungsstück oder einem Hute, welche Mathildens kunstfertige Nadel den eigenen oder Emiliens Bedürfnissen anzupassen wußte.

Allein wie freundlich auch die Fräulein Vally es mit den beiden Waisen meinten, so konnten sie doch nicht ganz für deren Unterhalt sorgen und Mathilde mußte sich auch anderwärts nach Kundschaft umsehen. Sie war darin nicht unglücklich; ihr bescheidenes Wesen, ihre Jugend, die unbeschreibliche Anmuth ihrer wehmüthigen, leidenden, ergebungsvollen Schönheit und die Pünktlichkeit und Solidität ihrer Leistungen gewannen ihr bald Gönner, obwohl sie dabei auch manche Enttäuschung, Demüthigung und Kränkung erfahren mußte.

Leider aber fand sie auch, daß ihr emsigster Fleiß kaum im Stande war, für ihren und der Schwester Lebensunterhalt zu sorgen. Oft fehlte fast das liebe Brod im Hause, oft konnte sie nur mit der größten Aufopferung ihrer Kräfte und mit der äußersten Entsagung Emilien's Schulgeld erschwingen; allein sie fand einen mächtigen Sporn in ihrem Selbstgefühl und hätte lieber noch mehr gedarbt, als sich an das Mitleid fremder Menschen gewendet. Ihre große Geschicklichkeit im Sticken sicherte ihr noch den besten Erwerb, und sie hatte die Freude, damit zu Zeiten so viel verdienen zu können, daß sie einen kleinen Sparpfennig zurücklegen konnte, welcher freilich niemals lange anhielt, da auch wieder Zeiten kamen, wo die Aufträge spärlicher wurden oder gar mangelten, während ihre Bedürfnisse fortdauerten.

So waren der guten Mathilde mehr als zehn Monate seit des Vaters Tode vergangen, — Monate voll schwerer Mühe und mancherlei Kämpfen. Emilie konnte zwar schon da und dort in der Wirthschaft wie in der Arbeit mit Hand anlegen, allein die Ausgaben für sie waren auch größer geworden, und die anhaltend sitzende Arbeit that Mathilden nicht gut. Die Winterstrenge hatte ihre Lunge angegriffen, und ein Hüsteln, welches ihr Schmerz verursachte, ließ sie fürchten, daß der Keim einer Krankheit in ihr wohne. Sie hatte im Winter schon mehrmals wegen Unpäßlichkeit ihre Beschäftigung aussetzen müssen, hatte den kleinen Sparpfennig aufgezehrt und war sogar mit der Zimmermiethe um einige Monate im Rückstand geblieben.

Da kam ein neues, äußeres Unglück hinzu: in der Modehandlung, für welche sie Stickereien lieferte, war das Geschäft der Verrechnung einem neuen

Commis übertragen worden, der sich schon einige Male ungebührliche Freiheiten gegen das hülflose Mädchen erlaubt hatte. Diese waren von ihr zurückgewiesen worden mit all' der sittlichen Entrüstung, welche ihr Selbstgefühl, ihre Bildung und Tugend in ihr hervorrufen mußten. Sie hatte den jungen Wüstling vor fremden Leuten auf eine Weise zurechtgewiesen, die ihn bloßgestellt; er hatte ihr dafür Rache geschworen. Eines Tages, als eben die Noth daheim am größten war, lieferte sie eine Ballweste von weißem Atlas ab, auf welche sie Blumen gestickt und für deren Stoff sie vier Thaler hinterlegt hatte. Der Commis nahm ihr das Paket ab, prüfte die Arbeit und warf ihr die Weste vor die Füße.

„Der Stoff ist beschmutzt, ich kann die Arbeit nicht annehmen", rief er ihr barsch zu; „Sie müssen sie zurücknehmen!"

Mathilde erschrack gewaltig, denn der Stoff war theuer, der Gegenstand sehr schwer wieder zu veräußern — sie konnte eine solche Weste nirgend anders loswerden, als wo man ihr am wenigsten dafür bot — bei den Juden

„Das thut mir leid", stammelte sie, die Weste vom Boden aufhebend, denn sie erinnerte sich, daß die Kerze am vorigen Abende „gesprützt" hatte, als Emilie sie mit nassen Fingern abgeschnuppt; „aber ich habe keinen Fleck bemerkt: wo soll sie denn beschmutzt seyn?" setzte sie hinzu und breitete den Stoff auf dem Ladentisch aus.

„Hier!" erwiderte der Commis und tippte mit dem Finger auf einen winzigen Fleck nahe am Armloche, — einen Fleck, den ein gewöhnliches Auge nicht bemerkt und den bei dem fertigen Gilet das Oberkleid verdeckt haben würde Der Finger des Commis, der vielleicht absichtlich schmutzig gemacht worden war, ließ aber nun erst eine breite Spur von Schmutz zurück.

Mathilde stieß einen Schrei der Entrüstung aus und riß ihm die Weste hinweg.

„Der Fleck war vorhin nicht so groß — Sie haben absichtlich den Stoff verdorben!" rief sie leidenschaftlich und sah ihn trotzig an.

Er erhob seine Hand, um sie zu schlagen, allein einige andere Frauenzimmer, welche ebenfalls Arbeit abliefern wollten, standen ihr bei und murrten. Es gab eine Scene, die die Aufmerksamkeit der im Gewölbe anwesenden Kunden erregte und der Bursche, der ohnedies ein Feigling war, wie alle seinesgleichen, ließ von seiner Brutalität ab. Aber Mathilde sollte ihm nicht so ungerupft aus den Klauen kommen.

„Sie unverschämte Dirne!" rief er, „wenn Sie noch ein einziges Mal diese Beschuldigung wagen, so lasse ich Sie aus dem Hause werfen! Glauben Sie, weil Sie hier mit Ihrem Bettelstolz und Ihren Fräuleins-Manieren daher kommen und den armen Frauen die Arbeit vor dem Munde wegnehmen, und sich spreizen, als trüge der Erdboden keine zweite Fratze mehr wie die Ihrige, so dürften Sie mir so begegnen? Oder meinen Sie etwa, weil Ihr Vater ein Maler gewesen, so müßt' ich Ihnen auf einen besondern Teller serviren? — Na, das ginge mir ab, daß Sie mich so behandeln wollten! Ich hätte gute Lust, Ihnen ein für alle Mal die Arbeit zu versagen und das Haus zu verbieten! . . . . . Herrjes! wer ist denn eijentlich Ihre Mutter jewesen, Mamsellchen, det Sie so uflaufen?" fuhr er höhnisch fort, denn er war bei seiner Feigheit der ehrgeizigste Popularitäts-Jäger. „Wenn Sie man nur für Ihr Verjnüjen arbeiten, so nehmen Sie man keen Jeld und bestehlen Se nich die wirklich Armen! Und nu nehmen Sie Ihre Weste und drücken Sie sich oder ich hole den Prinzipal! Die vier Thalern Depositum behalte ich, und wenn Sie nicht bald auch noch die andern 21 Groschen zahlen, die der Stoff noch außerdem kostet, so wollen wir Ihnen Beene machen mit dem Pfandkommissär! Und nun basta! schieben Sie sich, mein gnädiges Fräulein mit dem Barfüßernonnen-Gesicht und stehlen Sie mir nicht noch die Zeit ab!" Damit packte er sie unsanft an der Schulter und schob sie in den Gang hinaus.

Die Behandlung, welche ihr widerfuhr, empörte zwar die anderen Frauenzimmer; allein jede der Arbeiterinnen fühlte, daß sie es mit diesem Menschen nicht verderben dürfe, wenn sie nicht einem gleichen Schicksal verfallen wollte, und so stand dem schüchternen Mädchen Niemand bei.

Eine Weile stand Mathilde wie vernichtet, dann wankte sie aus der Thüre. Sie hatte an diesem Tage keinen Lohn erhalten und auch noch die hinterlegte Kaution von vier Thalern, ihr ganzes Vermögen eingebüßt; sie hatte die Hausfrau wegen der rückständigen Miethe auf diese vier Thaler vertröstet, und konnte nun auch dort nicht Wort halten. Sie hatte keinen Bissen Brod mehr im Hause, und keine Arbeit mehr. Diese Gedanken waren bitter genug, um sie auf's Tiefste herunterzustimmen; aber noch peinigender war ihr das Bewußtseyn, Unrecht erduldet zu haben, brutal behandelt worden zu seyn, weil sie sich kein Unrecht hatte zufügen lassen wollen.

Zum ersten Male seit des Vaters Tod sank Mathildens Muth; als sie zur Stadt hinausgewankt war und die Promenade erreichte, sank sie unwillkürlich auf eine Steinbank und brach in ein bitteres Weinen aus. Unter allen seitherigen Leiden und Heimsuchungen war sie doch wenigstens mit persönlicher Verunglimpfung verschont geblieben. Ihre Armuth hatte mancherlei Demüthigungen über sie verhängt; sie war oft in ihrer Erwartung, Arbeit zu finden, getäuscht worden; allein man hatte wenigstens das sittsame, wehrlose Weib in ihr geachtet, es war ihr noch Niemand auf solch herabwürdigende Weise begegnet . . . Nun aber war ihr, als habe sie sich selber verloren . . .

Während sie so ihrem herben Schmerze freien Lauf in Thränen ließ, redete Jemand sie an. Ein gewisses Etwas in dieser Stimme, einer wohlklingenden sanften Männerstimme, schlug wunderbar tröstlich an ihr Herz. Sie blickte auf. Ein wohlgekleideter Herr mit edlen Zügen und etwas Militärisch-Straffem in seinem ganzen Wesen stand vor ihr. Auf dem sonnverbrannten dunklen Gesicht lag ein freundlicher wohlwollend-theilnehmender Ausdruck, und seine lebhaften Augen hafteten nicht frech, sondern milde auf dem armen Mädchen. Er mochte in der zweiten Hälfte der Dreißiger stehen, und über seine ganze Erscheinung war die Anmuth eines hochgebildeten Weltmannes und ein männlicher Stolz, gepaart mit ernster Manneskraft, ausgegossen. Sein ganzes Wesen und der väterliche Ton, womit er mehrmals wiederholte: „Was ist Ihnen, mein Kind? was bekümmert Sie so tief?" erweckte unwillkürlich ihr Vertrauen.

„O nichts, gar nichts!" stammelte sie gleichgültig, raffte ihr Päckchen auf und wollte forteilen.

„Nicht doch, mein armes Kind! erschrecken Sie nicht an mir und eilen Sie mir nicht so davon!" sagte er. „Vielleicht kann ich Ihnen in irgend Etwas nützlich seyn. Sagen Sie mir wenigstens, wer Sie sind oder was Ihnen zugestoßen ist?"

Er legte dabei die Hand leise auf ihre Schulter, aber nicht vertraulich, sondern eher mit einer gewissen Absicht, mit einem Etwas in seinem Blick und Ton, das Mathilde unwiderstehlich Vertrauen abnöthigte. Sie fühlte, daß es Affektation wäre, wenn sie ihm mißtraute: die falsche Bescheidenheit einer Spröden, welche das Uebel hervorruft, welches sie vermeiden will.

(Fortsetzung folgt.)

Moldauische Landschafts- und Lebensbilder.

(Schluß.)

Als der Morgen kaum graute, fuhren wir schon längs der Gränze hin, die die Bukowina von der Moldau trennt. Es waren Pikethäuser aufgestellt, deren Mannschaft aus Oesterreichern bestand. Die Bukowina, welche vormals zur Moldau gehörte, ist im Jahre 1772 von den Türken an Oesterreich abgetreten worden, eben so wie 1812 Bessarabien an Rußland. Wir rückten den Karpathen immer näher, die Nadelhölzer wurden häufiger, der Moldaufluß verwandelte sich nach und nach in einen Bergstrom, den wir zu meiner Ueberraschung mehrmals mit Leichtigkeit passirten, obgleich er ziemlich tief und der Grund mit Kieseln bedeckt war. Ich bewunderte bei diesen Uebergängen ebenso die Kraft und Schnelligkeit der Pferde, als die Geschicklichkeit der Postillone. Ein schönes Thal empfing uns, durch welches die Sucha rauscht, an deren Ufer einige hübsche Dörfer zerstreut lagen. Als wir gegen Mittag in einer dieser Ansiedelungen Halt machten, wurde ich durch eine ländliche Szene überrascht. Groß und Klein hatte sich um eine Gruppe Zigeuner versammelt, welche die Chora absangen. Ein dichter Kreis von Tänzern umstand sie, die Bursche schlugen mit ihren plumpen Stiefeln den Takt, während die Frauen mit ihren weißen Schleiern geschmückt, die bis auf den Gürtel herabfallen, sich zierlich hin- und herbewegten. Die meisten von ihnen trugen gelbe Saffian-Stiefelchen nach türkischem Schnitt, welche bei der Kürze der Röcke bis über die Knöchel sichtbar waren. Der Gesang war ein rein improvisirter, wie mir meine Begleiter erklärten, er wird im Lande: „Grünes Blatt" (Frunze verdi) genannt, weil jede Strophe mit diesen Worten anfängt. Zum Beispiel „Grünes Blatt der Eiche", oder „Grünes Blatt der Haide", dazu wird nun der Reim gesucht. Jeden Sonn- und Feiertag versammelt man sich und alle Dörfer bieten dieselben Szenen.

Wir fuhren weiter, das Thal wurde immer enger. Bereits seit zwei Stunden befanden wir uns auf dem Gebiete des Klosters, plötzlich lag es vor uns in dieser tiefen Einsamkeit, von seinen grauen Mauern und Thürmen umgeben. Durch einen geräumigen Obstgarten, fuhren wir bis an einer zweiten Ringmauer mit Schießscharten versehen und erst durch diese gelangten wir in den Klosterhof selbst. Meine vornehmen Reisegefährten wurden von dem Abt in Person empfangen, ich begab mich mit einigen ebenfalls fremden Herren in das Archondarik, um etwas von der Strapatze der Fahrt auszuruhen. Das Kloster ist von Alexander dem Guten erbaut und gleicht im Allgemeinen unsern katholischen Klöstern. Um eine hübsche Kirche reihen sich einstockhohe Häuser, in welchen die Zellen der Brüder und die Wohnungen der Vorsteher sind; jedes Kloster hat ein Hospiz (Gastherberge) in seinen Ringmauern, wo Fremde und Einheimische auf Kosten der Stiftung aufgenommen und bewirthet werden. Dieser Theil des Gebäudes eben wird das Archondarik genannt. Sorgfältig bestellte Gärten schließen das Kloster ein und bilden einen schroffen Gegensatz zu der gebirgigen Waldöde, in welcher die Ansiedelung liegt.

Gegen vier Uhr Nachmittags ertönte die Toka, das Zeichen für die Vesper, das mit dröhnenden Hammerschlägen gegeben wird, da der griechische Gottesdienst keine Glocken hat. Kurz darauf traten die Mönche langsam aus ihren Zellen und rauschten im vollen Klosterornate über den Hof zur Kirche, aus der sodann ein eintöniger, lang gedehnter Gesang erscholl. Die Kleidung der Mönche war würdig und einfach. Ein schwarzer Talar, der bis auf die Füße reicht, auf dem Haupte eine hohe Filzkappe, von welcher ein schwarzer, dichter, wollener Ueberwurf die ganze Gestalt verhüllt. Die langen, weißen Bärte, der ernste Blick und die gemessene Haltung geben ihrer Erscheinung etwas geisterhaft Unheimliches.

Nachdem auch ich mit meinen Begleitern in die Kirche getreten war, um das Bild Alexander des Guten, des Erbauers des Klosters zu betrachten, gingen wir zum Abte. Der geistliche Herr sprach nur griechisch und moldauisch, verstand aber ein wenig französisch. Er war aus guter Familie, hatte schon jung die Pfründe erhalten und hatte Aussicht, nächstens Bischof zu werden. Ich habe nie ein edleres Priester-Antlitz gesehen als das seine. Ein schwarzer Bart umgab sein mildes Gesicht und seine hohe kräftige Gestalt wurde durch den prächtigen Anzug imposant hervorgehoben. Wir speisten in seinen eleganten Zimmern, die ganz europäisch meublirt waren, einige Divans ausgenommen. Er machte auf die liebenswürdigste Weise die Ehrenerweisungen, auch verriethen Küche und Keller einen guten Geschmack. Auf dem Arbeitstische des Abts lagen einige alte griechische und lateinische Werke.

Der Mond war indessen aufgegangen und wir eilten in den Garten, um das Kloster im Mondlichte zu betrachten, dann begaben wir uns zur Ruhe. Wir wollten zeitig aufbrechen und das Gebirge am Morgen zu Pferde ersteigen. Nach einigen Stunden Schlaf wurden wir geweckt und der Zug setzte sich alsbald in Bewegung; 20 Waldhüter des Klosters folgten uns. Um die Zeit zu verkürzen, wurden Lieder angestimmt, die fröhlich in den Morgenduft hineindrangen, einige der beliebtesten deutschen Volkslieder waren es, dann wurden auch moldauische Weisen gesungen, die aber alle ein trübes, tief melancholisches Gepräge haben. Der Wald verdichte sich, der Weg ward immer steiler,

nach einem vierstündigen Ritte gelangten wir auf die Spitze des Gebirges. Eine wunderbare Aussicht bot sich unsern Blicken. Die moldauischen und siebenbürgischen Karpathen lagen vor uns im Schimmer der Morgensonne ausgebreitet.

Leider konnte ich den herrlichen Anblick nicht lange genießen, denn der Vortrab unseres Zuges war auf ein Lager bekannter Jäger gestoßen. Man rief uns von Weitem zu, wir antworteten und unaufgefordert nahmen auch unsere sämmtlichen Hunde an der Begrüßung Theil, welches Gebell eben so freiwillig von etwa sechzig Hunden auf der andern Seite erwidert wurde. Kaum konnten wir uns gegenseitig darüber verständigen, daß sogleich eine Bergschlucht mit gemeinschaftlichen Kräften umstellt werden sollte. Der Tanz begann. Die Hunde trieben, ganz ihrem eigenen Gutdünken überlassen, das Wild in weitgezogenen Bögen heran, die Gewehre knallten, Rehe flogen scheu vorbei und die schweigsamen Wälder hallten wieder von Leben und Bewegung. Wildschweine und Wölfe wurden erlegt. Hirsche und Bären gibt es in dieser Gegend nicht oder nur selten. Sie halten sich mehr in den Felsengegenden der untern Moldau auf und werden auf dieselbe Art gejagt, nur ist die Jagd gefährlicher, denn oft geht der Bär angriffsweise auf den Mann.

Fünf Tage blieben wir auf den Bergen, von einer Spitze zur andern ziehend, Nachts unterm freien Himmel lagernd. Unser Lager, von Nachtfeuern umgeben, glich einer Beiwacht; die bärtigen Gesichter unserer Schützen, welche, die Pelzmütze auf dem Kopfe, das Gewehr auf dem Rücken, die Wache hielten, glichen jenen eisenfesten Kriegern der Vorzeit, die bald mit, bald gegen die Legionen Rom's stritten. Nie werde ich diese abenteuerlichen Gestalten der moldauischen Gebirge vergessen. Oft entfernte ich mich eine Strecke, um von weitem unsere Gruppe zu betrachten oder die Stimmen des Waldes zu belauschen. Am sechsten Tage kehrten wir zum Kloster zurück; meine Gefährten, um dann noch einen neuen Ausflug zu unternehmen. Mich nöthigten Briefe, welche ich im Kloster vorfand, nach Jassy zurückzukehren. Meine liebenswürdigen Gastfreunde aber entließen mich nicht ohne das Versprechen, daß ich so bald wie möglich wieder zu ihnen kommen und dann eine viel längere Zeit bei ihnen verweilen möchte.

Würzburger Stadttheater.

Montag, 28. November: „Die weiße Dame", Oper von Boildien.

Freunden einer gediegenen heitern Musik war diese musterhafte Konversationsoper gewiß eine willkommene Erscheinung. Boildieu's Musik bietet weder harmonische noch besondere technische Schwierigkeiten den Sängern wie dem Orchester, ihre Melodien sind eben so einfach als lieblich, aber sie wollen delikat, mit Feinheit und Leichtigkeit behandelt seyn, eben so darf in der Musik wie in der Handlung keine Lücke fühlbar werden, Alles muß rasch, lebendig, zwanglos ineinander greifen, dann aber ist der Genuß, den eine solche Oper bietet, auch weit größer, als der, den uns manches großartige Erzeugniß der neueren Zeit bereitet. Im Ganzen wurde die Oper heute gut gegeben, nur hätte manchmal dem Dialoge mehr Aufmerksamkeit zugewendet werden dürfen; bei einer solchen Oper, in der die eben so interessante als verwickelte Intrigue meist in dem gesprochenen Theile des Textes dem Zuhörer auseinander gesetzt wird, müssen die Sänger eben auch ihre Erzählungen deutlich und laut deklamiren, damit der Zuhörer im Stande ist, der Intrigue zu folgen. Wenn die Oper auch noch so alt und oft dagewesen ist, der Künstler muß immer so spielen, singen und sprechen, als ob er ein Publikum vor sich habe, das die Handlung des Stückes noch gar nicht kenne, und dem er dieselbe erst verdeutlichen müsse. In dieser Berücksichtigung verdient Herr Schifbenker unsere besondere Anerkennung, da er seine heutige Aufgabe (Gerveston) nach allen Seiten hin gleich vollkommen löste, eben so vortrefflich sang und spielte, (wie vortrefflich war er z. B. in dem Finale des zweiten Aktes, besonders in dem As-Dur-Satze), als deutlich sprach, und seine Partie auch in den minder bedeutend scheinenden Theilen mit gleicher Vorliebe behandelte. Frau Dreßler-Pollert (Anna) und Hr. Sonnleithner (Georg Braun) waren besonders im Gesange vortrefflich, das Duett zwischen Beiden im zweiten Akte wurde so schön, leicht und graziös gesungen, daß man es nicht schöner wünschen konnte, auch die Arien waren vortrefflich, und wir bedauerten, daß das Publikum sich im Anfange der Oper so kalt zeigte, denn die Arie, „O welche Lust, Soldat zu seyn", sang Hr. Sonnleithner sehr gut, und nicht minder vortrefflich, als die Cavatine „Komm holde Dame"! nur schien ihn das schnelle Tempo ein paar Mal im Athemholen zu geniren. Gleiches war aber auch der Fall in dem Dreivierteltakte am Schlusse der Cavatine im zweiten Akte; der Individualität des Sängers dürfte da Seitens des Orchesters etwas nachgegeben werden. Hr. Wiehrler (Dikson) war recht gut, und die bei Aufführung der Indra ausgesprochene Ansicht, daß Hr. Wiehrler sich besonders zu solchen sich dem Buffofache nähernden Spielpartien eignen dürfte, wurde heute durch seine gelungene Leistung nur bestätigt. Frau Kißner (Jenny) spielte sehr brav, war aber nicht sehr gut bei Stimme. Chöre und Orchester waren gut.

M . . .

Mein Herz ist eine Rebe.

Mein Herz ist eine Rebe,
Von Liedestrauben gebeugt,
So lang' ich lieb' und lebe,
Die Zahl der Trauben steigt.

Die Liebe ist die Kelter
Die keltert den Liedermost,
Mein Lieb' ist wohlbestellter
Mundschenk, der den Trank verkost't.

Mein Liederbuch ist der Keller,
D'rin liegt der Liederwein,
Ist's auch kein Muskateller:
Soll's doch kein Gänsewein seyn.

Ludwig Rebau.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Böhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 98. Mittwoch, den 7. Dezember 1853.

Die Balletttänzerin.

(Fortsetzung.)

Mathilde erzählte dem Fremden daher ihr jüngstes Erlebniß, einfach, mit kurzen schmucklosen Worten, ohne irgend einen Ausdruck des Aergers oder Bedauerns, — nur den thatsächlichen Verhalt ohne Kommentare, die sich der Zuhörer nach Belieben selber machen konnte. Sie las in seinen Zügen, welche Gefühle den Fremden bei ihrer Geschichte durchzuckten, wie seine Stirne sich voll Entrüstung runzelte, seine Lippen sich zusammenkniffen. Als Mathilde zu Ende war, zog er seine Börse und legte zwei Pistolen in ihre Hand; zugleich erkundigte er sich nach dem Magazin, in welchem sie so mißhandelt worden war.

Mathilde bebte zurück, als sie die Goldstücke sah und rief: „Nicht doch, mein Herr! so war's nicht gemeint; ich kann keine Almosen annehmen!"

Bei dem Versuche, sie ihm zurückzugeben, fielen die beiden Goldstücke auf den Boden; beide bückten sich zu gleicher Zeit darnach und ihre Hände begegneten sich; er nahm ihre Hand zwischen seine beiden und drückte sie sanft.

„Sie haben Recht, mein Kind!" versetzte er, „obschon ich Sie versichern kann, daß Sie kein Almosen empfangen werden, wenn Sie eine Gabe von mir annehmen. Da Sie mich aber noch nicht kennen, so können Sie auch nicht sagen, worin ich mich von andern Männern unterscheide, und es ist daher klug von Ihnen gehandelt, wenn Sie mir begegnen, wie Sie andere Männer behandeln würden — ja wie ich Ihnen sogar rathen würde, Andere zu behandeln. Ich will Sie nicht durch Anerbieten einer kleinen Summe kränken, die sie nicht verdient haben, aber das müssen Sie mir wenigstens erlauben, daß ich zu meinem Preise und nach eigener Schätzung diese unglückliche Weste kaufe, welche Ihnen eine solche Verlegenheit bereitet hat."

Mathilde lächelte und erröthete, denn sie durchschaute das Zartgefühl, das in diesem Vorwande lag. Ihr armes Herz, obschon noch wund von der rohen Kränkung, die ihr erst jüngst widerfahren war, breitete sich aus und entfaltete sich wie eine Blume in der Sonne, unter der Wirkung dieser wenigen sanften Worte voll Mitleid und Zartgefühl.

Sie schlug ihr Päckchen aus einander, und zeigte die Weste mit den schönen eingestickten Blumen, mit Thränen im Auge, aber einem Lächeln auf den Lippen und der Gluth der holdesten Verschämtheit auf den Wangen.

Der Fremde gab sich das Ansehen, als prüfe er mit kritischem Blicke die Arbeit und drang ihr dann die beiden verschmähten Goldstücke auf mit der Aeußerung, diese Stickerei sey noch mehr werth und er wolle sie hoch in Ehren halten.

„Darf ich vielleicht fragen, wo Sie wohnen?" fragte der Herr dann Mathilden, sie zögerte mit der Antwort und ward verlegen.

„Sie haben Recht, mir das zu verschweigen, und es war nicht schön von mir, eine solche Frage an Sie zu richten. — Und doch hätte ich Sie so gern wieder gesehen; aber Sie thun recht, daß Sie mir diese Auskunft versagen, — ich will lieber Ihre Wohnung nicht kennen lernen. Es ist besser! Und nun Gott befohlen, mein Kind! bleiben Sie nur immer gut und rechtschaffen, so wird es Ihnen sicher noch wohl ergehen!"

„Ich danke Ihnen für ihre große Güte, mein Herr! leben Sie wohl!" versetzte Mathilde und schlug ihr großes Auge schüchtern auf, um ihm in's Gesicht zu blicken. — Welch' ein schöner Mann! dachte sie unwillkürlich.

„Welch' anmuthiges feines Gesichtchen! und welch' edler Ausdruck darin!" flüsterte er halblaut vor sich hin, drückte Mathilden noch einmal die Hand und schritt dann langsam die Promenade hinunter. „Es müßte mich Alles täuschen, wenn dieses arme Kind nicht ein rechtschaffenes, tugendhaftes Mädchen wäre und schon bessere Tage gesehen hätte!" murmelte er vor sich hin. „Wie schön sie ist, mit dem Zuge stiller Duldung in dem feinen Antlitz! Und so scheu und schüchtern! Es ist gewiß ein rechtschaffenes Mädchen!"

Inzwischen blickte ihm Mathilden sinnend nach und beobachtete den hohen stolzen Wuchs und die stattliche Haltung des Davonschreitenden, und leises Herzweh überkam sie bei dem Gedanken, daß sie den Freund in der Noth vielleicht zum letzten Male gesehen habe. „Und dennoch konnte ich nicht anders handeln und habe nur meine Pflicht gethan, daß ich ihm unsere Wohnung verschwieg!" sagte sie, und wandte sich zum Gehen. „Was würde mein armer Vater gesagt haben, wenn ich hier auf der Straße mit einem vornehmen fremden Herrn Bekanntschaft angeknüpft und ihn nach Hause gebracht hätte zu Emilien?"

Allein die Erinnerung an dieses Abenteuer wirkte noch lange in Mathilden nach, bis die Erscheinung

und Züge des Helden jenes Abenteuers allmählich eine ideale Gestalt in ihrem Geiste annahmen und sich verklärten, und dasselbe den Standpunkt und die Weihe einer heroischen Mythe in ihrem Leben erhielt. Sie pflegte früh und spät für ihn zu beten, und am Ende war's eher, als bete sie zu ihm als für ihn; denn durch die beständige Beschäftigung ihrer Gedanken mit ihm war er für die Träume ihrer brütenden Phantasie eine Art Schutzengel für sie geworden, immer gegenwärtig, gütig und mit Hülfe nah.

Aber die Hülfe, welche die großmüthige Gabe des Fremden ihr gewährt hatte, dauerte leider nicht allzu lange. Als die zwei Goldstücke aufgebraucht waren, sah sie abermals dem drohendsten Mangel entgegen, denn sie hatte die Aufträge jener Modehandlung in Stickereien verloren, und die Arbeit des Weißnähens ward so entsetzlich schlecht bezahlt, daß es ihr wie eine reine Zeitverschwendung dünkte. Und doch wußte sie nicht, wie sie ihre Zeit nutzbarer anwenden, was sie beginnen sollte, um Emilien in der höheren Töchterschule zu belassen, wo sie bereits eine der vielversprechendsten Schülerinnen war und binnen weniger Jahre befähigt werden konnte, die Stelle einer Erzieherin anzunehmen.

Die muntere Emilie ahnte freilich nicht, wie unsäglich viel Mühe und mütterliche Sorge es die ältere Schwester kostete, sie so sauber zu kleiden und ihren Unterricht zu bezahlen; sie ahnte nicht, wie theuer sie das beifällige Lächeln der Schwester erkaufte, wenn sie ihr ein günstiges Zeugniß aus der Schule heimbrachte. Es war besser für Beide, daß Emilie davon nichts wußte, denn Mathilde arbeitete um so rüstiger und eifriger, wenn sie ihren Liebling harmlos und heiter sah. Hätte Emilie sich gegrämt, wäre Mathilden's Muth zusammengebrochen.

Was nun beginnen? so fragte sie sich eines Tages, als ihr letztes Fünfgroschenstück für Emiliens vierteljähriges Schulgeld verausgabt werden mußte, und sie auf Wochenlang keiner größern Einnahme entgegensah. Thränen rollten ihr über die Wangen, als Emilie weggegangen war und sie allein in ihrem Stübchen saß und in Gedanken in die Zukunft blickte, an ihre hülflose Lage dachte und an die Unmöglichkeit, die ihr auferlegte schwere Verantwortung länger zu tragen. Sie schluchzte laut, als Jemand an ihrer Thüre pochte und ohne auf ihre Einladung zu warten, hereintrat.

Es war eine Zimmer-Nachbarin, die auf dem gleichen Stockwerke nach vorne hinaus wohnte, und die ein Trümchen Zwirn bei ihr borgen wollte. Sie sah Mathildens Betrübniß, erkundigte sich nach der Ursache derselben und setzte sich zu ihr, um sie zu trösten. Die Nachbarin war ebenfalls eine Waise wie sie, doch um etliche Jahre älter, und stand auch allein in der Welt; ihr gutmüthiges offenes Gesicht und ihr herzlicher Ton heischten Theilnahme, und nach einigen Fragen in jenem gefühlvollen schlichten Tone, der zum Herzen dringt, vertraute Mathilde der Nachbarin, mit welcher sie bisher nur wenig in Berührung gekommen war, ihre ganze Lebensgeschichte und gegenwärtige Lage an. Die Nachbarin hörte ihr aufmerksam, theilnehmend und nachdenklich zu, und versetzte endlich: „Liebes Kind, Ihre Lage ist nicht so hülflos, als Sie glauben; ich wüßte Ihnen etwas Einträglicheres zu nennen, als das Hemdennähen und Wäschesäumen. Können Sie tanzen?"

Mathilde bejahte, denn unter den wenigen Künsten, welche des Vaters Armuth sie hatte lehren lassen können, war der Tanz gerade diejenige, in welcher sie sich am meisten ausgezeichnet hatte; ihre Anmuth und Gelenkigkeit hatte sie zum besonderen Liebling ihres alten französischen Tanzlehrers gemacht.

„Nun denn, so kann ich Ihnen schon helfen — kommen Sie mit mir!"

„Wohin?" fragte Mathilde.

„Zum . . . . Theaterdirektor!" Mathilde prallte zurück, und die Nachbarin fragte: „Warum erschrecken Sie hierüber?"

„Man hat mir stets ein Vorurtheil gegen die Leute eingeflößt, die beim Theater beschäftigt sind", sagte Mathilde verlegen.

Die Nachbarin lachte — nicht verächtlich, sondern eher siegreich, wie Jemand, welcher über das Vorurtheil hinaus- und auf dasselbe herabsieht, woran ein Anderer sich stößt.

„Liebe Mamsell Broch", versetzte die Nachbarin freundlich, „kümmern Sie sich nicht um den Namen eines Ortes, wenn er Ihnen nur ein ehrliches Auskommen gewährt. Wenn Sie die Welt so gut kennen würden, wie ich, so würden Sie wissen, daß weder ein Ort noch ein Gewerbe uns entehrt. Ein Frauenzimmer, das Grundsätze hat und sich selber achtet, ist auf dem Theater so sicher, als auf einem Thron oder in einem Kloster. Nicht der Stand selber erniedrigt, sondern das Herz, welches man dazu mitbringt."

Diese Einwendung dünkte Mathilden sehr richtig; auch lag in dem ganzen Wesen der Rathgeberin etwas so Ehrliches, Wahres und Charakterfestes, daß sie sich neben ihr schwach und fast kindisch fühlte. Sie blickte in dieses entschlossene ehrliche Gesicht, dessen Züge zwar gewöhnlicher Art waren, für Mathilden aber in diesem Augenblick einen ganz schönen Ausdruck zu tragen schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemüthliche Geschichten aus Oberösterreich.

Alfred Meißner hat sich in der Vorrede zu seinem „Armstrong" etwas unartig und unklug gegen die Kritik benommen; es darf uns daher nicht wundern, wenn sein neuestes Buch lauer aufgenommen wurde, als es sonst deutsche Art ist. Der Lyriker Alfred Meißner war etwas zu sehr verwöhnt worden! Der Prosaiker Meißner ist von seinen sozialistischen Studien, in denen viel unverdautes Zeug vorkommt, fortgeschritten zu einem sinnigen, wohlwollenden Beobachter von Land und Leuten, über die er treffliche feine Beobachtungen angestellt hat. Indem er seine Figuren mit leisem Anflug von Ironie umhauchte, hat er ihnen jenen poetischen Duft ertheilt, womit die kunstgeübte Feder selbst den prosaischsten Erscheinungen eine allgemein interessante Seite zu verleihen weiß.

Es ist ein überaus kleines künstlerisches Sujet, das Meißner zu seinem „Am Stein" betitelten Skizzenbuch vom Traunsee gewählt hat; aber in diesem

engen Rahmen hat er uns mit den einfachsten Kunstmitteln eine Welt erschlossen, eine Welt der Pracht und Größe der Natur, der Herrlichkeit ächten Gemüthslebens und der gränzenlosesten Erbärmlichkeit der vielgerühmten Aelplergemuthlichkeit. Gutmüthigkeit und Gedankenlosigkeit, Loyalität und Gesinnungslosigkeit, Herzlichkeit und Hohlheit sind gar zu oft bei den Alpenbewohnern verwechselt worden.

Alfred Meißner geht nicht darauf aus, à la Jakobi zu schildern; im Gegentheil, er hat sich in dieses Stillleben am Traunsee so weit vertieft, daß wir es ihm gern glauben, wenn er versichert, es sey ihm sehr schwer geworden, sich davon zu trennen. Aber er ist zu sehr moderner Mensch — nur in seiner halb frivolen und halb sentimentalen und in beiden Fällen albernen Augenverdreherei mit der Resi bringt auch er jener „Gemüthlichkeit", die er so köstlich zu ironisiren weiß, einen leidigen Tribut! — er ist zu verständiger Beobachter, als daß er nicht gerade auf den Kontrast zwischen den poetischen Schönheiten der Natur und der prosaischen Häßlichkeit und Rohheit vieler seiner Bewohner den Hauptaccent legen sollte. In diesen Antithesen liegt ein großer Theil des Reizes verborgen, den das Tagebuch vom Traunsee auf jeden Unbefangenen übt.

Das Wirthshaus am Stein, in einer malerischen Bucht des Traunsee's auf einem grünen, mit wechselvollem Baumschlag bekleideten Bergabhange gelegen, ist das Hauptquartier, von wo des Dichters Ausflüge auf Seen und Berge anheben.

Von dem Zauber der Bergnatur weiß Meißner Wunder zu erzählen; neuer aber ist gewiß vielen unserer Leser die Auffassung ihrer Menschenwelt, die hier in Thälern und auf Höhen haus't. Aus diesem Volksleben wollen wir daher einige frappante Züge ausheben.

I.

Der Tanzmeister.

Eine der köstlichsten Figuren, welche Meißner zeichnet, ist der „Tanzmeister". Ein solcher ist in einem oberösterreichischen Dorfe der Mensch, der bei Hochzeiten und im Allgemeinen auf den Tanzböden Ordnung hält und die Tanzgelder im Namen der Musiker einkassirt. Der Herr Tanzmeister Vierschock ist ein ewiger Jüngling; aber was für einer! Sein abgelebtes Gesicht mit den verwitterten Wangen zeigt noch die Spuren ehemaliger Schönheit. „Jung ist jung"! und „Schön hab' ich gelebt und mi g'reut's nöt"! sind seine Lieblingsausdrücke. Ja, Vierschock, so heißt unser Held, hat ein ereignißvolles Leben hinter sich. Meißner erzählt:

„Nah und fern konnte keine Hochzeit und kein Zechgelage gefeiert werden, wo er nicht dabei war. Sie holten ihn im Wagen von fern her. Von Traunkirchen nach Lambach, von Altmünster nach Neukirchen war er stets auf der Lustfahrt, und Jubel begrüßte ihn, wo er ankam. Er wußte alle Geheimnisse der Gegend und alle lustigen Geschichten. Er war voll lustiger Streiche und Einfälle. Wie er sich trug, so ward es Mode, und was er angab, das mußte geschehen. Er hatte stets die schönsten Mädchen, und das nicht darum, weil er in Liebessachen eine Gewissenlosigkeit besaß, die, ohne von den klassischen Mustern der Libertinage gehört zu haben, sie erreichte, wo nicht übertraf. Er war der schöne Vierschock. Damals hatte die Gegend hier herum überhaupt noch ihre lustigere Zeit. Die Burschen waren noch nicht wie jetzt beinah alle zum Militär abgeführt, und es gab mehr Geld und mehr Frohsinn unter den Leuten. Das Wirthshaus am Stein war mindestens dreimal in der Woche so besucht, daß die spät kommenden Gäste froh waren, wenn sie auf einem umgestürzten Kübel oder einem herbeigerollten Eimerfaß Platz nehmen konnten. Am Samstag und Sonntag dauerte das Zechen bis in den Tag hinein. Sonntags kamen die Bauern schon am Nachmittag gleich nach dem Segen, die Knechte später, nachdem sie gefüttert hatten und Alle saßen gemeinsam und durch einander an den Tischen und tranken aus demselben Geschirr. Junge Burschen, welche ihre Mädchen hatten, kamen noch später; aber wenn des Morgens Alle zusammen nach Hause gingen, zahlten Alle gleiche Zeche. Es war eine Zeit, wo noch Geld war unter den Leuten, eine Zeit, wo Alles noch nicht so geschieden und so knauserig daher ging, wie jetzt. Vierschock muß ihrer mit Wehmuth gedenken. — —

„Am ersten schönen Tag, der nach dem Regenwetter eintritt, kommt Vierschock die Nachricht zu, daß sein Kind in Ebensee gestorben ist. Er entschließt sich, die bekümmerte Mutter zu besuchen, doch erst am zweiten Tage, nachdem die erste Todtenwacht bei der Leiche, die nach dem hiesigen Gebrauche mit Beten von Sonnenuntergang an bis Tagesanbruch begangen wird, vorüber ist.

„Nun wird die zweite Todtenwacht abgehalten. Alle, denen es die Verwandtschaft zur Pflicht macht, zu erscheinen, sind hier, und auch eine gute Anzahl derer, die nur vom „„Grieskoch"" und vom Branntwein, den man bei solchen Gelegenheit kredenzt, angelockt werden, haben sich im Zimmer der leidtragenden Mutter eingefunden. Der enge Raum ist voll von Menschen, die um das kleine Bettchen herum, auf dem die Leiche liegt, den Rosenkranz hersagen. Die Fenster stehen der Hitze wegen offen; drüben über dem Erlakogel ist der Mond in goldener Pracht aufgegangen. Nur Einer, der da seyn sollte, fehlt, es ist der Vater. Seine Abwesenheit wird zuerst von Einigen übel vermerkt, aber die Mutter bemüht sich, ihn damit zu entschuldigen, daß er zum Tischler gegangen und vielleicht dadurch aufgehalten werde, daß der Sarg, den er mitzubringen habe, nicht fertig sey.

„Plötzlich erschallt ein unendlich helles und lautes Jodeln, wie aus überaus glücklicher Brust, das die ringsumragenden Felswände wiederholen. Die Beter, welche das Ave Maria sprechen, nehmen begreiflicher Weise ein Aergerniß daran, um so mehr, als im ganzen Dorfe bekannt ist, daß hier eine Leiche liege. Der eine nennt den Störer mitten im englischen Gruß einen verfluchten Racker, ein Anderer, der die Sachen phlegmatischer nimmt, wirft hin: man könne solche Aufmerksamkeit von fremden Menschen nicht erwarten. Immer mehr nähert sich der muntere Jodler, da streckt die Mutter zornig den Kopf durchs Fenster — ein Blick — und sie weicht erschrocken zurück. In der schönen mondhellen Nacht, den Sarg leicht auf der Schulter, schreitet der Vierschock daher. Er hat gänzlich vergessen, daß er einen Verlust zu beklagen hat, und in der schönen Mondnacht, in völliger Vergessen-

heit seiner jetzigen Verhältnisse, von alten Erinnerungen übermannt, hat er zu jodeln angefangen, als ob er einen erlegten Gemsbock oder ein zartes Reh auf der Schulter, vom Gebirge herabkäme".

II.

Der Kossuthstock.

„Der dicke Rimbachmüller, ein Gast im Wirthshaus am Stein, trug ein altes, dickes spanisches Rohr mit einem großen abgegriffenen beinernen Knopf, der Alles vorstellen konnte, je nachdem die Phantasie willfährig und geneigt war, sich ein Menschenhaupt, oder eine Sphinx, oder auch nur einen Kürbiß daraus zu bilden. Im Jahre 1848 war der Müller einer der größten Schreier und hatte einmal im Wirthshause den Einfall, sein spanisches Rohr öffentlich zu zeigen und zu behaupten, daß der Knopf daran ein überaus treues Portrait von Kossuth sey. Seit diesem Augenblicke paradirte der Stock als das plastische Symbol von des Müllers politischem Glaubensbekenntnisse, wurde in den Wirthshäusern hier und dort viel herumgezeigt und erwarb seinem Besitzer den Ruf eines entsetzlich freisinnigen Mannes.

„Dies dauerte so lange, bis nach Besiegung der Ungarn ein mit dem Müller befreundeter Glasschleifer wegen des Besitzes eines Bildes von Kossuth gefänglich eingezogen wurde.

„Da habe ich mich schön verrannt! dachte der bekümmerte Mann. An meinem Stocke ist freilich keine Aehnlichkeit zu erkennen, der Teufel mag klug werden, was das für ein Kopf ist; aber alle Leute ringsum wissen von dem verwünschten Kopfe und glauben an die Aehnlichkeit. Läugnen läßt es sich auch gerade icht. Das Gescheidteste wäre, wenn ich irgend einen anderen politischen Namen für meinen Stock wüßte. Nur müßte es ein recht unschuldiger seyn.

„Leider war der Müller in der Tagesgeschichte sehr unbewandert und mußte sich den Kopf sehr zerbrechen; er ließ alle Namen seit 1848 im Stillen vor seinem Geiste Revue passiren, um den, wie er glaubte, harmlosesten und nichtssagendsten herauszufinden.

„Endlich fand er, wie er glaubte, einen solchen.

„Ich Thor, sagte er, erst jetzt komme ich darauf! Batthiany muß der Stock heißen, Batthiany!

„Sofort machte er eine Runde in allen Wirthshäusern der Umgegend, um den Anwesenden auf seinem spanischen Rohre den Kopf des Batthiany zu zeigen.

„Er war glücklich über seine Erfindung.

„Was Teufel! hob da ein durchreisender Fremder an, der beim Bergwirth in Ebensee dem Müller bei Tische gegenüber saß, darf man in Oesterreich seine Sympathien so frei äußern? Graf Batthiany ist ja erst vor Kurzem in Pesth unter dem Galgen erschossen worden.

„Verblüfft, ohne ein Wort sprechen zu können, schlich der Rimbachmüller hinaus, überzeugt, daß er jetzt einen noch gefährlicheren Namen für seinen Stock gewählt habe.

„Das ist eine schöne Geschichte! dachte er. Gegen diesen Batthiany scheint ja der Kossuth nur ein schuldloses Kind zu seyn! Erschossen! Unter dem Galgen erschossen! Und ich wollte einen recht unschuldigen Namen wählen! Erschossen! Ich selbst kann wegen des Stockes erschossen werden! Das kommt vom Aufschneiden!

„Still, den Stockknopf unter der Achsel verbergend, schlich der Müller nach Hause und machte sich rasch vorbei an den Leuten, die ihm begegneten.

„In der ersten Zeit wagte er nicht mehr auszugehen. Er zog die Frage in Erwägung, ob es nicht räthlich wäre, den Stock ins Wasser zu werfen. Aber das schien nutzlos; wußte doch Jedermann, daß er ihn einst besessen. Und dann war es auch schade um ihn. Ein spanisches Rohr, das er vor zehn Jahren auf dem Markte zu Linz gekauft! Er behielt den Stock vorläufig, glaubte aber fortwährend eingezogen zu werden, träumte nicht selten von der Militärkommission und kam aus seiner höchst traurigen Lage gar nicht heraus.

„Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß der Kossuthstock, der sich plötzlich in einen Batthianystock hatte verwandeln wollen, allenthalben aufs neue reichlichen Stoff der Unterhaltung und des Spottes lieferte.

„Eines Morgens stand der Rimbachmüller auf seiner Wiese hinter einem Gebüsch, scharrte mit dem unglückseligen Stock in der Erde und dachte nach, wie er sich aus seiner kompromittirten Stellung befreien könne.

„Plötzlich hörte er einen Mann auf dem Fußpfade herankommen und sah beim Aufblicken zu seinem größten Schrecken — einen Gensdarmen.

„O weh! dachte der Müller, jetzt kommst du nach Komorn!

„Der Gensdarme blieb wirklich vor ihm stehen und fragte nach allerhand gleichgültigen Dingen.

„Das beruhigte den Müller ein wenig, und er nahm an, daß keine Gefahr sey. Da sagt der Gensdarme ganz arglos: Was haben Sie denn da für einen Stock?

„Wie von einer Kanone getroffen, möchte der Müller vor Schrecken zu Boden sinken, er kann kein Wort hervorbringen, dreht sich betäubt und verwirrt zum größten Erstaunen des Gensdarmen im Kreise herum und springt dann endlich, wie von einem Entschlusse emporgerafft, auf diesem zu, indem er ihm den fatalen Kopf seines Stockes zeigt.

„Herr Gensdarme spricht er fast athemlos, es wird wohl kein Verbrechen seyn — dieser Kopf — so sagte ich immer den Leuten — dieser Kopf soll Franz Joseph — unser Kaiser seyn!

„Der Gensdarme, dem die Geschichte des Stockes ganz unbekannt war, lächelte über die übertriebene Loyalität des Müllers und ging mit einem „„Guten Morgen"" seinen Weg weiter".

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 99. Sonntag, den 11. Dezember 1853.

Die Ballettänzerin.

(Fortsetzung.)

„Sie werden freilich in diesem Beruf auch mancherlei Prüfungen erfahren", fuhr Johanna Dorn — so hieß die Nachbarin — fort; „Sie werden Grobheit und Tiranneì kennen lernen, allein diesen Uebeln kann man in keiner untergeordneten Stelle entgehen. Ist's Ihnen gewiß auch schon oft begegnet, daß Sie Tadel oder bittere Worte oder Unverschämtheiten hinzunehmen hatten, wenn Sie die fertige Arbeit an Ihre Auftraggeber ablieferten! Wenn Sie zum Ballet gehen, werden Sie freilich auch manches herbe Wort vom Balletmeister hinzunehmen haben. Wenn Ihre Röcke zu kurz oder zu lang, Ihre Tricots zu roth oder zu weiß, Ihre Wangen zu stark oder zu blaß geschminkt sind, müssen sie als Vorwand zu einem Verweise dienen, falls der Balletmeister schlecht aufgelegt ist. Aber ich bitte Sie, liebes Kind, nennen Sie mir eine einzige untergeordnete Stellung im Leben, welche nicht dieselben Unannehmlichkeiten mit sich bringt! — Das jedoch glauben Sie ja nicht, daß, weil Sie im Ballet tanzen, Sie darum auch nothwendig verderbt seyn müssen, denn ich wiederhole es Ihnen, liebe Mathilde, das Herz ist die beste Schutzwache für die Tugend eines Frauenzimmers, nicht seine Stellung in der Welt. Und nun guten Tag, mein liebes Kind! denken Sie über das nach, was ich Ihnen gesagt habe, und wenn ich Ihnen irgendwie nützen kann, so kommen Sie zu mir. Wollen Sie meinem Rathe folgen, so will ich mich Ihrer annehmen; ich bin nun einunddreißig Jahre alt, und das ist schon ein ganz respektables Alter."

Damit ging sie halb lächelnd, halb wehmüthig, und vergaß ganz den Strähn Zwirn, weßwegen sie gekommen war; als es ihr wieder einfiel, war es Zeit in's Theater zu gehen und sich anzukleiden.

Wochen vergingen, und Mathilde nähte sich beinahe blind, ohne dadurch mehr als das nackte Leben zu retten. Unsägliche Bangigkeit und Schmerz hielt sie von dem Entschlusse zurück, zum Theater zu gehen. Der Gedanke peinigte sie, was wohl ihr unbekannter Gönner oder was die Fräulein Vally dazu sagen würden, wenn sie es erführen! Lange bekämpfte sie wacker den verlockenden Gedanken an eine gesicherte Lage, aber die überhandnehmende Noth beugte am Ende Mathildens Stolz und trieb sie so in die Enge, daß sie mit pochendem Herzen zu Johanna Dorn hinüberging und mit den Worten: „Meine liebe Dorn, ich will nun Ballettänzerin werden!" ihr Schicksal besiegelte, welches nach ihrer Annahme für sie einen ewigen Verzicht auf Glück und Ehrbarkeit bedingen, aber der Schwester Zukunft freundlicher gestalten sollte.

Johanna küßte sie gerührt und sagte: „Sie sind ein gescheidtes Mädchen, Mathilde, und werden eines Tags noch die Stunde segnen, wo Sie diesen Entschluß gefaßt haben."

Es brauchte wenig Mühe, um Mathilde zur Fertigkeit einer gewöhnlichen Chortänzerin zu bringen, denn sie war dazu beinahe schon von Anfang fähig. Der Theaterdirektor war zufrieden mit ihrer Schönheit und sanften Anmuth, der Balletmeister mit ihrem Eifer und Pünktlichkeit; und die andern Mädchen konnten nicht mit ihr hadern, da sie sahen, daß sie ihnen ihre Anbeter ließ, und auch die bescheidensten derselben nicht für sich gewinnen wollte. Der Gehalt, welchen Mathilde bezog, war zwar bescheiden, aber er lieferte ihr doch eine sichere Zubuße für die Bestreitung der Haushaltung, und der Beruf ließ ihr noch immer so viel Tagesstunden frei, daß sie darin mit Arbeit etwas erwerben konnte.

Mathilde traf die Veranstaltung, daß Emilie in ihrer Töchterschule Kost und Wohnung fand, damit sie sie nicht Abends allein lassen müsse, wenn sie im Theater aufzutreten hatte, und damit der Kleinen der neue Beruf verborgen bleibe, denn sie konnte sich des Vorurtheils nicht entschlagen, welches sich an denselben heftete, obschon sie bisher noch keiner der Widerwärtigkeiten ausgesetzt gewesen war, welche gewöhnlich hübschen jungen Mädchen hinter der Szene begegnen sollen.

Allein Mathilde war ein bescheidenes unverdorbenes Gemüth, und die Tugend verleiht eine gewisse Weihe, die auch die verdorbensten Männer unwillkürlich achten müssen.

So war der Winter herumgegangen, und die Bäume prangten schon wieder im Blüthen- und Blätterschmuck, als eines Tages die Fräulein Vally nach Mathilden sandten Ihr Neffe Jean war von Reisen zurückgekommen und wollte sich ganz neu mit seiner Leibwäsche ausrüsten. Mathilde sollte viele Dutzend Hemden für ihn nähen und dafür gut bezahlt werden.

„Nun Mathilde, und wie ist es Ihnen ergangen, seit wir uns nicht mehr gesehen haben?" fragte das älteste Fräulein Vally scharf und setzte ihr einen Im-

biß von Butterbrod mit Schinken und Weißbier vor. „Sie sehen ja recht gut aus."

„Je nun, es ist mir gottlob recht sehr gut ergangen!" versetzte Mathilde und erröthete unwillkürlich.

„Was haben Sie denn getrieben?" ging das Verhör weiter.

„Ich habe für eine Weißwaarenhandlung genäht, und gestickt."

„Das soll aber sehr schlecht bezahlt werden, höre ich", fiel das zweite Fräulein, Susanne Vally, ein.

„O ja, ziemlich schlecht, — fünf Groschen das Hemd, vier Groschen für das Dutzend Halskrägen", erwiderte Mathilde, der dieses Examen bereits bange zu machen begann.

Die drei alten Jungfern brachen in die tiefste Entrüstung aus und riefen: „Wie? und damit habt ihr Beide leben können?"

Mathilde erglühte noch mehr als zuvor und blickte schweigend zu Boden. Die drei Fräulein schauten einander bedeutsam an, denn dunkler ahnender Verdacht, das schlimmste Mißtrauen in Mathildens Sittsamkeit stieg in ihnen auf.

„Mathilde, was haben Sie getrieben? — warum werden Sie so verlegen? — auf welche Weise haben Sie sonst noch Geld verdient?" riefen sie durch einander.

Mathilde sah, in welchem Argwohn sie stand und wie sie bereits verdammt war; Fräul. Susanne hatte den Bierkrug wieder hingestellt, ohne Mathilden's Glas zu füllen, und Fräulein Adelaide trat an's Fenster zurück. Nur die älteste der drei Schwestern, Fräulein Albertine, sah das arme Kind durchbohrend durch ihre Brille an.

Mathilde raffte all' ihren Muth zusammen und flüsterte beklommen: „Von meiner Nadelarbeit hätten wir nicht leben können. damit bin ich zum Ballet gegangen."

Die drei Fräulein stießen einen Schreckensruf aus. —

„Ballettänzerin?" schrie die Aelteste.

„Mit solch' kurzen Röckchen?" die Zweite.

„Sie tanzen öffentlich auf Einem Zeh?" rief Adelaide, und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Dann herrschte ein tiefes Schweigen, als hätte der Blitz unter sie hereingeschlagen.

Nach einer Pause gingen die drei Schwestern mit einander in ein Nebenzimmer, um sich zu berathschlagen, was sie nun thun wollten. Mit ungeheucheltem Kummer und nach manchem pathetischen Ausdruck kamen sie endlich zu dem Schlusse, daß es unrecht seyn würde, wollte man eine derartige Unsittlichkeit noch ermuthigen. Man müsse daher Mathilden das Haus verbieten und ihr erklären, daß sie es nimals wieder betreten dürfe. Dieser Entschluß falle den Schwestern schwer, denn sie hätten Mathilden stets geliebt; aber es müsse so seyn. Sie seyen dies sich selbst, der Gesellschaft und der öffentlichen Wohlfahrt schuldig, und dieser müßte alte persönliche Neigung und Gunst aufgeopfert, es müßte dem Rechte Rechnung getragen werden.

Fräulein Albertine verkündigte Mathilden diesen Beschluß, und zwar mit weit weniger schnarrender Stimme, als wenn sie das Mädchen gelobt haben würde, denn diese Verstoßung ging der alten Jungfer selbst wider Willen sehr nahe. Sie blieb mehrmals in ihrer Rede stecken, und mußte von ihren Schwestern sekundirt werden. Endlich erklärte sie Mathilden noch, daß sie die Hemden für den Kapitän Jean Vally nicht nähen dürfe, denn es wäre unschicklich und wurde ein böses Beispeil abgeben, wenn eine Ballettänzerin einem ledigen jungen Mann Hemden machen würde! (Der Kapitän war zwar den Vierzigen nahe, aber im Munde seiner Muhmen noch immer „unser Junge".)

Mathilde verneigte sich schweigend, denn sie konnte vor Gram nicht reden; ihre stille Ergebung und der bittere Schmerz, der sich auf ihrem Antlitz ausdrückte, rührte die drei Schwestern, und Fräulein Albertine schlug das Schinkenbrod in ein altes Zeitungsblatt ein und gab es Mathilden mit den Worten: „Nehmen Sie dies da mit; wir wollen jedenfalls nicht im Unfrieden scheiden."

Mathilde küßte der guten Alten die runzelichte Hand, auf welche eine heiße Thräne fiel, und entfernte sich dann rasch. Sie mußte sich ausweinen, um ihr Herz zu erleichtern, und doch wollte sie ihre Thränen den alten Jungfern nicht zeigen.

„Sie sollen ihr Verdammungsurtheil nicht zurücknehmen, weil sie mich schwach und weinend gesehen haben", sagte sie; „ich will sie nicht um Vergebung anflehen, wo ich mir nichts Unrechtes vorzuwerfen habe!"

Mittlerweile besprachen die drei Schwestern kummervoll den Fall dieses Mädchens und gestanden sich, daß sie sie nicht weggeschickt haben würden, wär's nicht um „ihres Jungen" willen — aber ein junger Offizier und eine Ballettänzerin!

Mathilde ging mit hastigen Schritten den Gartenweg hinunter, welcher das Landhäuschen der Schwestern von der Straße trennte. Erst als eine Krümmung des Wegs sie dem Auge der Schwestern entzog, nahm sie ihr Taschentuch heraus und trocknete die strömenden Thränen. Als sie die Hand auf die Klinke der Gartenthür legte, öffnete sich die Thüre plötzlich und ein hochgewachsener Mann mit einem kühnen bärtigen Gesicht stand vor ihr und lächelte sie freundlich an.

(Fortsetzung folgt.)

Gemüthliche Geschichten aus Oberösterreich.

(Fortsetzung.)

III.

Meister Klaus und seine Frau.

Meister Klaus ist der Schneider, der gar oft am „Stein" ein Insasse der Küche war, wo man sich des Abends um den Heerd zu versammeln pflegte. Klaus besaß seit mehreren Jahren eine große Scheu vor dem Wasser; er pflegte zu sagen, daß allerlei Spuck darauf sein Wesen treibe. Was er ausgestanden, erzählte er auf vieles Andringen der Gäste eines Abends so:

„Im nächsten Winter werden es gerade zehn Jahre seyn, da nähte ich für meinen Nachbarn eine Weste.

Es war beinahe die einzige Bestellung, die ich damals vor den Weihnachtsfeiertagen bekommen hatte. Gewöhnlich hatte ich in den letzten drei Wochen zuvor alle Hände voll zu thun, diesmal standen wir schon in der Woche vor dem Christabend, und von keiner Seite wollte eine Kunde kommen. Mein Weib hat immer gebrummt und hatte nur böse Worte, weil sie sah, daß wir auf diesem Wege wahrlich keine fetten Feiertage zu erwarten hätten.

„Wie ich so da saß, in meinen traurigen Gedanken versunken, pocht Jemand an die Thüre, und der Müller vom Karbach tritt in die Stube. Wenn ich ihm nicht zehn Gulden für Mehl und Gries schuldig gewesen wäre, so hätte ich mich über sein Kommen sehr gefreut; so aber — hollah! dacht' ich, der wird sich eine ganze Ladung Kleider machen lassen, und da kannst du die ganze Woche Stich für Stich thun und auf Abrechnung deiner alten Schulden arbeiten.

„So war es auch! Jacken, Hosen und Röcke, Alles sollte ich machen, nur nicht viel Geld kriegen. Der Karbachmüller sagte:

„Ich komme schon spät, du wirst wohl viel zu thun haben?

„Und ich Esel antwortete: O großer Gott! ich versteh' die Leute nicht mehr! Gar nichts gibt's zu thun, als gäb' es keine Weihnachten heuer!

„Nun, dann ist's gut, erwidert der Müller, so pack' nur zusammen und komme die Woche über zu mir in die „„Stör““ *). Einen Zwanziger kriegst du noch überdies täglich. Natürlich nicht ganz, denn die Hälfte werde ich auf deine alte Schuld abziehen.

„Ich dummer Kerl sage wieder: Recht gern, recht gern! Mit dieser Weste hier bin ich gleich fertig! Die Plätte **) vom Krämer krieg' ich zum Ueberfahren alleweil'. Du kannst auf mich rechnen, Müller.

„Der Müller war zufrieden und ging. Aber kaum war er draußen, so mußte ich mich über mich selbst furchtbar ärgern. Dabei mußte ich noch das Schelten meines Weibes anhören.

„In dem Augenblick tappt wieder Jemand an die Thür, und da tritt der Schenkwirth unter dem Traunstein herein.

„Du mußt mir einen Gefallen thun, sagt er gleich beim Eintreten, ich bin dein alter Kunde, zahle dir gut, lasse dir's in der Kost nicht fehlen; laß Alles liegen und komme gleich zu mir. Die ganze Woche über wirst du bei mir in der Stör zu arbeiten haben.

„So war es auch. Der Schenkwirth war ein prächtiger Kunde, gab vollauf zu essen und zu trinken, und — lieber Gott! — auf die Weihnachten wollt' ich auch ein paar Kreuzer behalten; so sagte ich: Alles lass' ich im Stich, die Plätte ist unten, ich komme gleich.

„Der Schenkwirth geht, und ich freue mich selbst darüber.

„Dennoch, als ich den Rock schon nahm, sage ich zu meinem Weibe: Der Müller wird furchtbar fluchen! Es ist doch nicht recht, daß ich ihn so zum Narren habe!

„Jetzt pack' dich! schreit mein Weib. Weib und Kinder müssen dir die Nächsten bleiben!

„Das jagt mich um so schneller aus dem Zimmer. Ich lette den Kahn des Krämers los, steige ein, und rudere bei einem schönen, aber frostigen Wetter zum Traunstein hinüber.

„Am Weihnachtstage gegen Mittag wurde ich dort mit meiner Arbeit fertig. Der Wirth bezahlt mich, und die Wirthin steckt mir noch ein Stück Bunkel *) in die Tasche. Der Nebel, der um diese Jahreszeit gewöhnlich schwer auf dem See liegt, war an diesem Tage so dicht, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Ich aber stelle mir das nicht so arg und nicht im Geringsten gefährlich vor, und denke: Gerade gegenüber liegt ja Traunkirchen, der Wind bläs't ein wenig von dem Lande her, danach wirst du dich richten. So steig' ich ins Schiff, stoße ab, und fange zu rudern an.

„Da mir daran liegt, recht bald nach Haus zu kommen, damit mein Weib Zeit hat, noch etwas Gutes zum Abendbrod zuzurichten, strenge ich mich furchtbar an, daß mir trotz dem Frost der Schweiß vom ganzen Körper herabläuft. Gott weiß, wie lange ich schon gefahren bin! Mir kommt es aber jedenfalls schon wie eine gute Stunde vor.

„Sollte ich denn noch nicht am andern Ufer seyn? frag' ich mich endlich Es war so schwer, sich zurecht zu finden, da ich nicht einmal die Spitze meiner Plätte genau sah und folglich von der ganzen übrigen Welt ganz und gar nichts!

„Nun aber wundert mich das so sehr! Wie solltest du irre fahren? denke ich; der Wind bläs't ja noch immer von rechts, wie er beim Ausfahren geblasen hat, so gerade wie möglich bist du auch immer gefahren; das Gescheideste wird seyn, du fährst in der Richtung, in der du bist, immer gerade zu.

„Ich fahre zu, aber mit der größten Anstrengung. Vom Ufer ist nichts zu sehen, stockfinster ist es auch schon geworden, kein Schiffmann, den ich fragen kann fährt vorüber; es ist zum Verzweifeln!

„Der eine Fuß, den ich beim Rudern ausgestreckt hatte, war mit der Sohle auf der Plätte angefroren. Meine Finger waren schon so starr, daß ich das Ruder nicht in der Hand halten konnte, und doch durfte ich es auch nicht herabfallen lassen. Und wie ich so arbeite und steif und fest denke: ja, ja, da hinaus mußt du, der See muß ja doch einmal sein Ufer haben, da fängt es mir vor den Augen zu flirren an, wie im Schwindel.

„Allgemach kommt es mir vor, als wäre ich doch schon mehrere Stunden gefahren, ich stutze — und halte einen Augenblick still.

„Während ich die Hände in die Tasche steckte, um sie zu erwärmen, läuft mir vom Gesicht der Schweiß herunter, und die Haare und der Bart sind von Nebel und Schweiß wie mit einem furchtbaren Reife belegt. Doch tröste ich mich: Jetzt ist doch gewiß das Schlimmste vorüber!

„Plötzlich erschallt von fern ein starkes Glockengeläute.

„Heiland der Welt! rufe ich, da haben wir's! So fahr ich schon vier Stunden! Jetzt ist's sechs Uhr Abends, man läutet zum englischen Gruß!

---

*) Wenn sich der Meister mit oder ohne Gesellen in ein Haus begibt, dort bei dem Kunden selbst die Arbeit zu vollenden, wofür gewöhnlich die Kost und eine Kleinigkeit an Baarem gezahlt wird, so nennt man dies „in die Stör gehen“

**) Nachen.

*) Ein trockener, mit Rosinen gefüllter Kuchen.

„Hollah! denke ich darauf, jetzt mußt du nach dem Geläut doch erfahren, wo du bist. Ich kenne doch die Glocken rings herum — aber die von Traunkirchen waren es nicht.

„Wäre ich so fehl gefahren und befände mich in Gmunden? Aber die Glocken von den Kapuzinern oder der Pfarrkirche schienen es mir auch nicht.

„Dann könnten es nur die von Ebensee seyn.

„Aber die sind nicht so groß!

„Aber was liegt daran! Eine Ewigkeit fahr' ich, und gehörig dunkel ist es auch. Man läutet den englischen Gruß. Mein Weib wird toben!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Sänger.

(Eingesandt.)

Der Sänger tritt, die Laute in der Hand,
Stolz in den Kreis der jugendlichen Schönen.
Die Augen Aller sind ihm zugewandt:
Der Saal erbebt von den gewalt'gen Tönen.

Der Frauen Lob, der Minne Seligkeit
Ertönet hell in wundervollen Klängen;
Bald stürmisch jauchzend, bald in süßem Leid,
So mild und schmachtend, wie wenn Engel sängen.

Das Lied verstummt und Alles jauchzt entzückt,
Und eine Jungfrau tritt im Zauberglanze
Der Schönheit vor den Sänger hin und schmückt
Sein edles Haupt mit einem Lorbeerkranze.

Doch fern in dunkler Kammer weinend fleht
Ein Mädchen vor dem Gottes Mutterbilde:
„O Mutter, Mutter, höre mein Gebet
Und bitt für mich um Deines Sohnes Milde!"

„Du weißt es Mutter, daß nur ihm allein
Mein Herz geschlagen, das jetzt still verblutet;
Was konnt' ich Arme auch dem Sänger seyn,
Deß' Liederquell im Weltgewühl nur flutet!"

„Gebrochen ist mein Herz, er weiß es nicht;
Verzeih ihm Mutter, wie ich ihm verziehen,
Und zeig' ihm nie im düstern Traumgesicht
In Schmerzen mich vor Deinem Bilde knien!"

Das Mädchen weint. — Im hellen Prunkgemach
Ist kaum der Schönen Jubelruf verklungen,
Hebt neu der Sänger an — ein zitternd Ach!
Der Laute sind die Saiten abgesprungen.

Der Sänger stürzt hinweg. Der Mondenglanz
Ruht auf dem Angesicht so sanft und bleiche;
Der Sänger küßt es, nimmt vom Haupt den Kranz
Und schmückt mit ihm die kalte Stirn der Leiche.

Philipp Kühles.

Miscellen.

(Brod, das sich selbst bäckt und eine neue Stickerin.) Das sind zwei neue Wunder unserer wunderreichen Zeit. Die erste Erfindung rührt von einem französischen Hospitalverwalter her und ist sehr einfach. Das Brodbacken wird dadurch sehr reinlich und das Mehl gibt vier Prozent Brod mehr als nach der jetzigen Weise. Die ganze Vorrichtung besteht in einem Cylinder, welcher durch ein Gitter mit kleinen viereckigen Oeffnungen in zwei Hälften getheilt wird. Mehl, Wasser und Sauerteig werden in die eine Abtheilung gethan; eine Kurbel setzt dann eine Art Stampfe in Bewegung, welche die Mischung durch das enge Gitter nach der andern Seite treibt; von dieser wird es in gleicher Weise wieder in die erste zurückgetrieben und so vier bis fünf Mal. Der Teig wird dadurch außerordentlich vollkommen durchknetet; die dazu nöthige Zeit ist eine weit geringere als bei dem gewöhnlichen Verfahren erforderlich, ist und das Brod soll ungemein wohlschmeckend seyn.

Die neue Stickerin endlich arbeitet ohne Nadel und fast alle neuen Herrenhemden mit dem gestickten Bruststreifen und den Falten vorn sind in Paris durch diese Künstlerin hergestellt. Sie heißt — Pottasche oder kaustisches Kali. Das Muster wird auf das Zeug aufgetragen und die Theile, welche frei bleiben sollen, überstreicht man mit Gummi, dann legt man das Ganze in eine Pottaschenauflösung. Sehr bald entsteht durch dieselbe an den frei gebliebenen Stellen eine Art leichter Filzbildung, welche das Muster darstellt, das nur durch das geübtiste Kennerauge von Stickerei zu unterscheiden ist. Der einzige Uebelstand dabei ist, daß das Zeug sehr leidet und um ein Fünftel etwa durchfressen wird.

*

Aufsehen macht hier eine aus Amerika herübergekommene neue Maschine, um Gold aus Erzen zu scheiden. Ihre Vorzüge bestehen darin, daß sie durch das Rollen und Mahlen vermittelst zwei eiserner Kugeln von je 40 Zentnern in einem durch Dampfkraft in Rotation gebrachten eisernen Behälter wie Mörser und Stößel arbeitet, und die härtesten Erze in allerfeinstes Pulver zermalmt. Dieses wird durch tropfenweise zufließendes Wasser ausgewaschen, und durch ein erwärmtes Quecksilber-Deposit am Boden des eisernen Behälters amalgamirt. So verrichtet diese Maschine gleichzeitig alle die erforderlichen Einzeloperationen, und zwar ohne namhafte Kosten. Die allerfeinsten Goldtheilchen, die sonst verloren gingen, sollen durch diesen Apparat erhalten werden. Der Preis der Maschine ist 600 Pf. St. Schon sollen 18 für England, 12 für Australien und eine für Sardinien bestellt seyn.

*

Ein Amerikaner hat die nicht unwichtige Erfindung gemacht, der Baumwolle Elastizität, wodurch eine neue Benutzung derselben möglich wird, nämlich zu Matratzen und Betten, die leicht, warm, reinlich, bequem und außerordentlich wohlfeil sind, zu geben. Die viel theueren Federbetten und Roßhaarmatratzen werden eine gefährliche Konkurrenz erhalten. Die neuen Baumwollenmatratzen heißen felt mattresses (Filzmatratzen) und werden bereits in großer Menge von einer Handelsgesellschaft geliefert.

*

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 100. Mittwoch, den 14. Dezember **1853.**

Die Ballettänzerin.

(Fortsetzung.)

„Ist's möglich? treffen wir uns wieder zusammen?“ sagte der Fremde, in welchem Mathilde mit Erstaunen ihren unbekannten Gönner von damals erkannte, der ihr die gestickte Weste abgekauft hatte.

„Es freut mich herzlich, Sie wieder zu sehen!“ stammelte Mathilde, bevor sie sich noch Zeit genommen hatte, darüber nachzudenken oder sich zu sammeln.

„Ich danke Ihnen — es freut mich, daß Sie mich nicht vergessen haben!“ erwiderte er mit freundlichem Blick und beifälligem Lächeln.

„Die Armen vergessen niemals ihren Wohlthäter“, sagte Mathilde.

„Bah, das ist ein närrischer Ausdruck!“

„Aber ein wahrer, mein Herr!“

„Nein, nein, nennen Sie mich doch nicht mehr Ihren Wohlthäter — ich hasse dieses Wort. Und wie ist es Ihnen denn in diesem ganzen Jahre ergangen, seit wir uns nicht wieder gesehen haben, denn so lange ist es doch wohl, daß wir uns damals begegneten?“

„Es war am Samstag vor Ostern, gnädiger Herr!“ lispelte Mathilde.

„Nun, und wie erging es Ihnen denn seither?“

„Anfangs ziemlich schlecht, — aber neuerdings weit besser.“

„Nun, das freut mich. Und was ist Ihre gegenwärtige Beschäftigung?“

„Ich bin Ballettänzerin am Theater!“ erwiderte Mathilde mit einem plötzlichen Erglühen und sah ihm voll in's Gesicht, als wollte sie unbefangen und gleichgültig erscheinen.

Der Fremde aber verstand die Bedeutung dieses Blickes und versetzte ernst, aber sehr wohlwollend: „Das ist ein sehr gefährlicher Beruf!“

„Ein verachteter, anrüchiger sogar — ich weiß es“, entgegnete Mathilde und eine trübe Wolke der Bitterkeit lagerte sich über ihre Stirn und Augen.

„Verachtet und anrüchig? o nein!“ sagte der Fremde.

„Man hält ihn aber gewöhnlich dafür!“

„Das hängt ganz von dem Individuum ab. Ich zum Beispiele halte ihn nicht für unehrenhaft. Männer von der Welt, d. h. solche, die Menschenkenntniß besitzen und mit der menschlichen Natur vertraut sind, wissen wohl, daß kein Stand oder Beruf an sich entehrt oder entwürdigt. Wenn Sie ein sittsames, ehrliebendes Mädchen sind, kann das Auftreten im Ballet Sie zu nichts Anderm machen.“

„Die Frauen theilen diese Ansicht nicht“, versetzte Mathilde mit einiger Bitterkeit.

„Jenun, was liegt daran? die Welt besteht ja nicht aus lauter Frauen! Es gibt noch etwas weit Höheres als die Rücksicht auf Vorurtheile, wie geachtet sie auch seyn mögen, oder auf Unwissenheit, wie harmlos sie auch seyn mag!“

„Und doch können wir gegen die Ansicht der Welt nicht ankämpfen, und leben von der Meinung der Frauen!“

„Sagen Sie mir deutlicher, was Sie damit meinen, oder auf was Sie anspielen! Ich sehe, Ihre Aeußerung hat auf irgend eine Thatsache Bezug, und wir sprechen offenbar nicht abstrakt philosophische Ideen aus. Bitte, theilen Sie mir mit, was Ihnen begegnet ist?“

„Mein neuer Beruf, den ich nur um meiner Schwester willen und als Broderwerb, aus purem Mangel angetreten, — ja als meine einzige Zuflucht, um nur das Leben durchzuschlagen“, entgegnete Mathilde, „hat mich in den Augen der Welt so herabgewürdigt, daß ich meine besten Freunde dadurch verloren habe!“

„Und wer waren diese? Bitte, theilen Sie mir alle Einzelnheiten mit!“

„Die drei alten Fräulein in diesem Landhäuschen . . .“

„Ach so, diese! . . .“ sagte der Fremde lächelnd.

„Sie wollten mir früher so wohl, sie haben mir soviel Gutes erwiesen!“ fuhr das Mädchen schmerzlich fort. „Da ließen sie mich erst heute wieder rufen, um mir Arbeit zu geben — ich sollte Leibwäsche anfertigen für ihren Neffen, einen Offizier, der von Reisen zurückgekommen ist. Und als sie nun erfuhren, daß ich auf's Theater gegangen war — denn sie fragten mich zuvor nach meiner Beschäftigung, und ich wollte ihnen keine Lüge aufbinden — so entzogen Sie mir den Auftrag und verboten mir ihr Haus. Ich kann's ihnen nicht einmal verdenken; es sind zwar wunderliche, aber herzensgute Geschöpfe, und ich mußte ihnen daher recht verworfen erscheinen, denn sie wissen nicht, wozu die Armuth treibt!“

„Und der Neffe? was sagt denn Der dazu?“

„Das weiß ich nicht; ich weiß überhaupt nichts von ihm, und habe ihn mit Wissen noch nie gesehen!“

„Wirklich!“

„Er ist gewiß nicht Schuld daran", meinte Mathilde.

„Das will ich beschwören"' sagte der Fremde halblaut vor sich hin.

„Aber sie fanden, es sey nicht gut und schicklich, wenn ich die Hemden für ihn nähe und meinten, es gäbe ein schlimmes Beispiel ab, wenn eine Balletänzerin diese Arbeit besorgen dürfe!"

Der Fremde brach in ein herzliches männliches Gelächter aus, dann aber ward er plötzlich wieder sanft und ernst, und hielt ihr eine lange Vorlesung über ihre Empfindlichkeit und über die Nothwendigkeit, daß sie in ihrer Lage handle, wie sie es für gut und recht halte und bleibe, was sie mit Ehren bleiben könne, ohne sich um irgend Jemand in der Welt zu kümmern. Und während er ihr so gemäßigt und verständig zusprach, begleitete er sie unbewußt auf ihrem Heimweg und kam mit ihr bis vor die Hausthüre, und da er mit seiner Rede noch nicht zu Ende war, so begleitete er Mathilde sogar bis auf ihr Stübchen Es sträubte sich zwar anfangs Etwas in ihr gegen dieses Zugeständniß; aber es war ihr zugleich auch, als kenne sie ihn schon lange und als dürfe sie ihm diese Freiheit nicht verwehren. Er kam ihr vor wie ein Vater oder ein alter Freund.

Die Reinlichkeit, Anspruchslosigkeit und das traulich Heimische dieses kleinen Stübchens gefiel ihm sehr. Es lag über Allem solch' ein unverkennbarer Hauch von Herzensreinheit und Sittsamkeit, welche die Berührung mit dem gefährlichsten Berufe noch nicht entweiht und getrübt hatte. Und als sie ihm nun im vollen Lichte so gegenüber saß und er ihr frisches reizendes Gesicht in jedem Zuge sehen konnte, da vermeinte er: er habe noch nie einen schönern Madonnenkopf als den ihrigen, und noch nie schönere, sanftere, unschuldsvollere Augen gesehen.

Er bedauerte ihre Stellung in der Welt, nicht etwa daß er sich gefürchtet hätte, ihre Sittsamkeit werde an den Klippen und Untiefen ihres Berufes scheitern, sondern nur weil wir jungen Männer eine Person, die uns werth ist, nicht einmal gerne Versuchungen ausgesetzt sehen. Schon in der Thatsache der Versuchung liegt Etwas, das der männlichen Natur wehe thut, denn des Mannes Pflicht und Drang ist: zu beschützen.

Er hegte das innigste Mitgefühl für Mathilde; es that ihm weh, als er sich von ihr verabschieden mußte, — sie erschien ihm wie eine jüngere Schwester, denn sie war neunzehn, er achtunddreißig Jahre, und er fühlte, daß er ihr Vater hätte seyn können. Er hätte sie so gern unter seinen eigenen Schutz und Pflege genommen und vor allen Unbilden des Lebens bewahrt. Sie interessirte ihn und er bedauerte sie so sehr, daß er ihr die Erlaubniß abdrang, bald wieder kommen und sie besuchen zu dürfen. Und er wußte dieses Gesuch so gut zu motiviren: sein Rath könnte ihr nützlich seyn, seine Freundschaft sie trösten und ihr die Einsamkeit eher erträglich machen, — daß sie ihm gern nachgab. Auch sey er ja alt genug, um sie ohne einen Schein von Unschicklichkeit besuchen zu können, denn er könnte ja beinahe ihr Vater seyn. Kurzum, nach einem sehr langen Besuche verließ er sie mit aller Zurückhaltung, Mäßigung und Sanftmuth eines wackern Mannes, und nahm ihren Dank für seine wohlwollende Theilnahme und ihre bescheidene Hoffnung von dannen, „ihn wieder bei sich zu sehen, wenn es ihm möglich und gelegen sey, bei ihr vorzusprechen, ohne sich Zwang oder Mühe ihretwegen aufzulegen."

(Schluß folgt.)

Gemüthliche Geschichten aus Oberösterreich.

(Fortsetzung.)

„Ich werde zaghaft wie ein Kind, und bleibe auf der Ruderbank sitzen, ohne zu rudern, und kann mich gar nicht entscheiden, wohin ich soll.

„Das Geläut schweigt schon lange. Alle Element! denk ich dann, fahr noch einmal in einer und derselben Richtung, und kommst nicht irgendwo an's Land, so kann es gar nicht mit rechten Dingen zugehen!

„Ich fahr' und fahre. Kein Ufer, kein Blick in die Wälder, kein Berg ist sichtbar, es ist, wie wenn ich, in einem ledernen Sack eingenäht, dahingeschleppt würde! Kein Wunder, daß mir zu Muthe war, wie wenn ich der Einzige übrig wäre auf der Welt, und so wie dieser, wie der ewige Jude, immerfort zufahren müßte, bis an's Ende der Tage!

„Zu dem allem, stellen Sie Sich vor, hatte ich nichts Warmes im Leibe! Der Frost beginnt mich zu schütteln, ich beginne kleinmüthig zu werden und möchte schon lieber das Ruder hinwerfen, da ich doch bei aller Anstrengung nichts zu Wege bringe. Auch war es so windstill, wie immer zu solch einer Nebelzeit, daß ich gar nicht erwarten durfte, daß mich entweder der Ober- oder Niederwind, die doch das ganze Jahr hindurch über den See hinstreichen, irgendwo ans feste Land treiben würde.

„O weh! dachte ich. Jetzt ist es aus! Das Wochengeld hast du in der Tasche, und wirst dir vielleicht nie mehr etwas dafür kaufen. In einer Stunde längstens mußt du erfroren seyn!

„Da, wie ich so dasitze — meinem Schicksal überlassen, und wie mir so allerlei sonderbare und kleinmüthige Gedanken durch den Kopf schießen — da hör' ich einen Lärm, ein Schlagen des Wassers, wie von vielen Rudern. Einige Augenblick darauf hör' ich schon deutlich, wie sie taktgemäß eingreifen. Eine Menschenstimme klingt hindurch, ein Salzschiff muß das seyn, denk' ich, oder eine andere große Plätte, welche ganz nahe an mir, und doch, ohne daß ich etwas von ihr sehen kann, vorüber fährt.

„Da krieg ich Muth und rufe so laut, als ich nur vermag: He! wer da, Leute! Ich bin der Klaus! Seht Ihr mich denn auch nicht? Wo liegt denn Traunkirchen?

„Die Ruderer sind ganz nahe.

„Da schallt es mir entgegen: Traunkirchen liegt dort, wo es gestern gestanden hat! Wenn du zu dem Johannisberg kommst, sagt dir's jedes Kind.

„Dieser Spott bringt mich in eine neue Verzweiflung; aber ich schreie noch weiter. Aber man hört mich entweder nicht, oder kümmert sich nicht um mich; auch höre ich kaum mehr das Schlagen der Ruder.

„Die Kniee fangen mir zu schlottern an, mein Kopf wackelt, ich falle auf den Sitz zurück und möchte fast weinen.

„Endlich fasse ich das Ruder wieder und arbeite eigentlich mehr, um nicht zu erfrieren, als in der Hoffnung, an ein Ziel zu kommen.

„Plötzlich stoße ich an, daß ich, ungefaßt, wie ich war, beinahe rücklings ins Wasser zurückgetaumelt wäre. Der Kahn aber, festgerannt und mit der Spitze emporgehoben, scheint auf einem Ufer zu stehen.

„Ich tappe heraus — und bin am Lande. Ellenhoch und unbetreten liegt dort der Schnee. Ich strenge meine Augen an, etwas zu sehen — ich höre von der Höhe ein Wasser herabrieseln, Tannen und Kiefern stehen so tief, ein Haus steht im Winkel zwischen den Abhängen. — Wo bin ich?

„Groß war meine Freude — aber eben so groß der gleich darauf folgende Schrecken, als ich erkenne, daß ich in der Karbachmühle bin.

„O Gnade Gottes! rufe ich aus. Dir wird der Karbachmüller heimleuchten! Auf jedem andern Flecken zu landen, wäre besser gewesen, als hier! In die Stör bin ich zu ihm nicht gekommen, die Schuld abarbeiten wollte ich auch nicht, und jetzt komme ich gerade zum Nachtmahl.

„Wie ein Dieb schleich ich ums Haus. Kein Fenster ist beleuchtet, die Hausthür ist angelehnt, aber ich sehe kein Fünkchen auf dem Heerde.

„Was soll das bedeuten? denke ich. Schlafen sie schon? Soll ich hinein gehen? Das wäre was, die Leute noch zu wecken?

„Wie abgeschreckt tappe ich der Streuhütte zu, wo ich mich in die Hobelspäne hineinwerfe und mich mit einigen Mehlsäcken, die ich im Finstern aufgreife, zudecke.

„Ich beschloß aber, nicht zu schlafen; denn ich wollte mich nur ein wenig erwärmen und unsichtbar, wie ich gekommen war, wieder aus der Karbachmühle verschwinden, ehe noch eine Menschenseele aus dem Bette gestiegen.

„Zum Glück hatte ich noch den Bunkel in der Tasche. Ich zog ihn hervor und aß ihn, ein Stück nach dem andern, auf, während ich hin und her dachte, wie es mir auf der Fahrt ergangen war und wie ich jetzt dem Karbachmüller in die Hände gerathen.

„Traurig, wie ich wurde, verfiel ich auch hier wieder einmal darauf, wie mir ein Stück Bunkel, der mir jetzt so gut schmeckte, einmal das Leben gerettet, und zwar zu einer Zeit, wo ich ihn noch nicht kauen konnte, als ein neugeborenes Kind.

„Ich bin nämlich ein halbes Findelkind, und meine Mutter, die eine Magd beim Lehmbauer, einem gar harten Menschen, war, hatte mich heimlich geboren, in ein Hafersieb im Kuhstall niedergelegt und dann wieder, als ob nichts geschehen wäre, an die Arbeit gegangen. So hat sie es drei Tage getrieben, daß man nichts erfahren hat. Nun ist es aber Gewohnheit, daß man den Kindern etwas Geweihtes beilegt; wenn man das nicht hat, bindet man, wie Ihnen bekannt seyn wird, ein Stück Brod in die Windeln, weil das ja auch schon eine Gottesgabe ist. Meine Mutter band mir in meine Windeln, die aus einem schadhaften Unterrock bestanden, ein Stück vom Bunkel ein, den sie beim Lehmbauer am Sonntag gehabt hatten. Am dritten Tage, da sie schon fürchtet, daß Alles an den Tag kommt, nimmt mich meine Mutter aus dem Kuhstall weg, läuft den Bach hinauf und setzt mich halb von Sinnen, wie sie war, im Hof des Steinmüllers aus. Dort findet mich die Steinmüllerin am Morgen. Die Hebamme aber, die gleich dazu kommt, wie schon solche Weiber überall dabei sind, die Nase in Allem haben und Alles wissen, sagt, wie sie das Stück Bunkel sieht, das herausgefallen ist: Das ist ein Lehmbauerbunkel, und von seiner Magd muß das Kind seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Sonntag, 11. Dez.: „Wilhelm Tell". Oper von Rossini. Nachdem uns die letzten Wochen gelungene Wiederholungen der Opern: „Stumme von Portici", „Don Juan", „Weiße Dame" und „Indra" gebracht hatten, über welche wir speziell nur noch zu sagen haben, daß in der „Stummen" der Gebetchor im 3. Akte ausgezeichnet, präzis, rein und fein nuancirt gesungen wurde, so wie daß in der „Weißen Dame" das Zusammenspiel sehr gelungen, lebendig und rasch war, — wurde uns heute „Wilhelm Tell", Rossinis letzte und beste Oper, ein Werk, das sich eben so durch Reichthum an schönen Melodien als durch dramatische Durchführung auszeichnet, vorgeführt, und wenn auch die Oper in vielen Beziehungen Manches, ja manchmal recht Vieles zu wünschen übrig ließ, so bot sie andererseits auch wieder höchst vollendete und gut durchgeführte Partien. Vor allem fehlte der Oper das „Durch und Durch-Einstudirtseyn"; gar zu oft trat uns etwas „Halbfertiges", „Schwankendes" entgegen, sowohl in den Ensembles, in den Chören, als auch selbst in Solopartien. Uebereilung taugt in Allem nichts. Noch einige tüchtige Proben, und die Oper wäre noch ganz anders gegangen, und hätte noch ganz anderen Effekt gemacht, als es der Fall war. Gelungen war: der größte Theil des 1. Aktes, der ganze zweite und ein Theil des 3. Aktes. Der 4. Akt dagegen mißglückte fast ganz, und in einem Theile des 3. so wie im Finale des 1. Aktes machte sich Unsicherheit, namentlich des Chorpersonals, oft zu sehr sichtbar. Gehen wir einmal etwas ins Einzelne über. Die Ouverture wurde sehr brav, mit Feuer und Leben, exakt und präzis, ausgeführt, nur blieben die Posaunen in den Baßfiguren im ersten Allegro etwas zurück. Der Flötist blies sein Solo sehr schön. Der erste Chor ging recht gut. Hr. Wiehrler sang die Romanze des Fischers ganz zur Zufriedenheit und auch das bei der zweiten Strophe desselben eintretende Quartett, sowie der darauf folgende Chor wurden recht gut gesungen. Das Duett zwischen Arnold und Tell, (Hr. Sonnleithner und Bichler) wurde sehr gut gesungen, beide Herren zeigten sich als gebildete Sänger und denkende Schauspieler. Hr. Netz sang den alten Melchthal recht gut, Schade, daß er ein Paar Stellen, die ihm zu hoch lagen, abändern mußte. Die vor dem Finale vorkommenden Rezitative des Leuthold und des Fischers aber ließen manches zu wünschen übrig; es ist freilich auch nicht leicht, gut Rezitativ zu singen, namentlich wenn sie so lang, und so selten vom Orchester unterbrochen sind, wie eben diese. Da gehören schon tüchtige Sänger dazu, und ein solcher ist z. B. ein Herr Meyerer noch nicht. Das Finale verlor sehr dadurch, daß bei der unzureichenden Zahl unseres Chorpersonals die beiden sich entgegenstehenden Chöre der Schweizer und der Soldaten nicht genügend besetzt waren, daher auch nicht gehörig hervortreten konnten; einzelne Stellen fielen auch aus Unsicherheit ganz ab. Die in dem Finale beschäftigten Solosänger Hr. Wiehrler (Harreß), Netz (Melchthal) und Frau Kißner (Jemmy) hielten aber fest aus, und waren dem Chor

eine stete Stütze, an der sich derselbe wieder erkräftigte, und so den Schluß glücklich erreichte. Noch wollen wir bemerken, daß bei dem ruhigen Wasser und heiteren Himmel, den die Szene darbot, der Fischer nicht nöthig gehabt hätte, dem Leuthold die Ueberfahrt zu weigern; da war kein Sturm und keine Gefahr merkbar.

Der 2. Akt, wie gesagt, völlig wohl gelungen, brachte uns erst die Romanze der Mathilde, von Frau Dreßler sehr gut, gefühlvoll und zart vorgetragen, der sich das von derselben tüchtigen Sängerin und Hrn. Sonnleithner ausgezeichnet gesungene Duett anschloß, in welchem besonders der Mittelsatz (Es-Dur) eklatanten Beifall fand und verdiente. Das nun kommende große herrliche Terzett, der Glanzpunkt der ganzen Oper, wurde eben so vortrefflich durchgeführt, und gab uns Gelegenheit, aufs Neue zu erkennen, wie sehr wir mit unsern Sängern Hrn. Sonnleithner, Pichler und Schiffbenker, zufrieden seyn können. In dem Finale des 2. Aktes war der Chor durch eine Anzahl Dilettanten sowie durch Mitwirkung aller Gesangkräfte des Theaters auf eine Zahl von fast 40 Personen erhöht, und so es möglich gemacht, dasselbe nach Rossinis Partitur, dreichörig, vollständig aufzuführen. Es wurde auch sehr gut ausgeführt, der Effekt war vollkommen, und auch die Szenerie mit dem Morgenroth am Schlusse war ganz geeignet, den feierlichen Eindruck dieses Schlußchores zu erhöhen. Der Anfangschor des 3. Aktes aber wurde nicht zum Reinsten gesungen, besonders die Tenore waren fast immer zu hoch. Herr Schmidt leistete als Geßler mehr, als wir von ihm erwartet hatten, er sang seine Rezitative mit Bewußtseyn, kräftig und sicher im Einsatz und in der Durchführung, wenn auch mitunter manchmal ein unreiner Ton sich mit einschlich. Hr. Pichler sang seine Szene und Cavatine sehr schön, mit Gefühl und Sicherheit; würdig ihm zur Seite stand Frau Kißner. Der Schlußchor des Aktes aber war wieder sehr unsicher, matt und schwach. Man war froh, als er zu Ende war. Der 4. Akt, an und für sich von wenig musikalischer Bedeutung, da die schönste Nummer, die große Arie des Arnold, gestrichen war, brachte uns nur die Szene und Rezitative der Hedwig, darauf das Terzett von Mathilde, Jemmy und Hedwig, den Tod Geßlers und den kurzen Schlußchor. Die Hedwig sang Frln. Gutbrod als ersten theatralischen Versuch, und wenn wir auch an ihr eine recht hübsche Altstimme kennen lernten, so war doch ihre Unkenntniß der Bühne zu merkbar, als daß ihre Leistung hätte befriedigen können. Im ersten Akte hatte sie ihre kleinen Rezitative zwar befangen, schwach, aber rein und sicher gesungen, in dem Terzette des 4. Aktes selbst auch sang sie ihre Noten recht gut, allein die Rezitative vorher durchaus zu hoch, und namentlich war zu bedauern, daß sie noch gar keinen Begriff davon zu haben schien, wie man auf der Bühne gehen, stehen und sich bewegen muß, um dadurch nicht zu stören, sondern den Gesang zu unterstützen. Wer noch nie auf der Bühne war, sollte erst mit Chor singen, und etwa mit einer Partie, in der ein Liedchen oder so etwas enthalten ist, beginnen; wie oben schon einmal gesagt, Rezitativ zu singen, verlangt schon mehr Kenntnisse. Auch das Orchester spielte im 3. und 4. Akte in mehreren Stellen ängstlich und unklar. Die Hauptpartien, Frau Dreßler, Frau Kißner, die Herren Pichler, Sonnleithner und Schiffbenker, dann auch Hr. Wiebrler, verdienten alles Lob, Hr. Schmidt konnte genügen, die übrigen kleinen Partien aber, sowie die meisten Ensembles hätten weit besser seyn dürfen. .....tt

Miscelle.

Aus Amerika berichtet man wieder über zwei neue Erfindungen von großem Interesse. Die eine ist die Talbot's Maschine zum Bohren von Tunnels, die andere ein merkwürdiger Schwimm- und Taucherapparat. Mit Talbot's Maschine sind in der letzten Zeit befriedigende Versuche angestellt worden, und es ist kein Zweifel mehr, daß durch sie, in Verbindung mit einer Dampfmaschine, Berge von primitivem Gestein und die härtesten Felsengattungen rasch, sicher und mit geringeren Kosten, als dies bisher möglich war, durchbrochen werden können. Bei den erwähnten zuletzt gemachten Versuchen machte sie eine Höhlung von 17 Fuß im Durchmesser durch das härteste Felsgestein in einem Maßstab von ungefähr anderthalb Schuh per Stunde. Die Wirksamkeit des Apparats besteht darin, daß die Steinmassen durch rotirende Stahlscheiben allmählig zerschnitten und zermalmt werden. Diese Scheiben beschreiben in ihrer Drehung Kreisausschnitte vom Zentrum gegen die Peripherie des Tunnels, und mit einer graduellen Bewegung um den gemeinschaftlichen Mittelpunkt herum, während die ganze Maschinerie gleichzeitig durch den Dampfapparat in der direkten Axenlinie des Tunnels langsam vorgeschoben wird. Der Werth dieser Erfindung beruht in der wirkungsreichen Kombination der verschiedenen Rohrscheiben, die abwechselnd eingreifen und eine unwiderstehliche Gewalt haben sollen. Die Maschine ist ganz aus Eisen und wiegt 75 Tonnen (à 20 Zentner), die Dampfmaschine und den Dampfkessel nicht eingerechnet, und braucht nicht mehr als vier Menschen zur Bedienung. Wenn die Stahlscheiben abgenutzt sind, können sie ohne viel Zeitverlust durch neue ersetzt werden (wie lange sie aushalten mögen, ist nicht gesagt), und man glaubt, daß sie bei Eisenbahnbauten bald allgemein angewendet werden wird. — Die zweite Erfindung ist eine Art mechanischer Nautilus, eine unendlich verbesserte Ausgabe unserer gewöhnlichen Taucherglocke. Der Apparat besteht aus zwei Hauptbestandtheilen. Die Glocke, die in die Tiefe geht, und einem mit ihr in Verbindung stehenden, an der Oberfläche zurückbleibenden Reservoir mit kondensirter Luft, das, je nach der Tiefe des zu untersuchenden Wassers, von 20 bis 120 Pfund Luftdruck auf den Quadratzoll halten kann. Die Kompression wird durch eine mächtige Pumpe bewerkstelligt, die 4000 Kubikfuß Luft per Stunde pumpen kann. Die Maschine selbst kann nach Erforderniß eine Last von 10 Tonnen und darüber heben. Die Glocke kann beim Auf- und Niedertauchen an jedem beliebigen Punkte zum Stillhalten gebracht werden, so daß sie Steine aus der Tiefe holen und in einer gegebenen Entfernung vom Grunde wieder niederlegen kann. Die Schnelligkeit, mit der der Apparat auf- und niedersteigt, die Leichtigkeit, mit der seine Tragkraft gesteigert werden kann, und seine Direktionsfähigkeit unter Wasser geben ihm bei Wasserbauten eine unberechenbare Wichtigkeit. Man kann mit demselben ein ganzes Flußbett, Stelle für Stelle untersuchen, Grabungen auf dem Grunde vornehmen, um z. B. Telegraphendrähte zu schützen und zu befestigen, den Grund zu Wasserbauten zu legen, ohne schwerfällige Krahne zu verwenden, endlich Schwimmer an gesunkene Schiffe anzubringen, um sie in die Höhe zu bringen. Der Tauchapparat hält 10 Personen, hat 11 Fuß Durchmesser im Zentrum, wo er am weitesten ist, 8 am oberen und unteren Ende, Bodenöffnung 4 Fuß. Die Klappen sollen sehr sinnreich angebracht seyn. Unter anderen sind sechs sehr verschiedene Vorrichtungen, vermittelst derer die Taucher in einer Minute in die Höhe steigen können.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 101. Sonntag, den 18. Dezember 1853.

Die Ballettänzerin.

(Schluß.)

Und der Fremde kam wieder und wieder und blieb bisweilen stundenlang; ja manchmal riß er sich nach Stunden noch gewaltsam von ihr los, als wäre er nur wenige Minuten dagewesen. Sein Benehmen ging in einen Ton unbeschreiblicher Zärtlichkeit und Hochachtung über; er behandelte Mathilden nicht mehr wie ein Kind, sondern zollte ihr sozusagen die feine Huldigung eines Niedrigergestellten. Er nannte sie nicht mehr „Mathilde", oder „mein Kind", oder „armes Mädchen", und verbot ihr fast zürnend, ihn gnädiger Herr zu nennen. Allein seinen Namen wollte er ihr nicht nennen, so oft sie ihn auch darum bat; das schien ein gewichtiges, gewissenhaft bewahrtes Geheimniß zu seyn, wozu er ihr auch nicht den mindesten Schlüssel geben wollte, Mathilde aber suchte und wünschte niemals hinter dieses Geheimniß zu kommen. Ihr Gemüth war erfüllt von begeisterter Verehrung und Hingebung an ihn, und was er auch von ihr verlangt haben würde, hätte sie ihm nicht versagen können, so hoch schätzte sie seinen Willen.

Dieser Stand der Dinge währte Monatelang. Er erforschte und erprobte ihren Charakter bis in seine innersten Tiefen; er bildete ihren Geist aus und suchte auf jede Weise ihren Charakter zu stählen. Abwechselnd Lehrer und Diener bei ihr, hatte der vertrauliche Umgang Beider einen romantischen Reiz, welchem die Verschweigung seines Namens noch eine höhere Färbung gab.

Sie wußte nicht, ob er sie liebe und ob er, falls er sie heirathete, sie zu Ehren bringen würde, wie es die Welt nennt. Sie war sich nicht klar über ihre gegenseitige Stellung zu einander, und er hatte noch niemals einen Wink über seine „Ansichten" verlauten lassen. Aus manchen Umständen schien sie abzunehmen, daß er sie liebe; und doch konnte er zuweilen wieder durch seine kälteren, vernünftigen, praktischen, väterlichen, ruhigen Worte, durch seine gelassenen Schilderungen ihrer Aussichten für die Zukunft, durch Scherze über Mathildens künftigen Gatten und deren eheliches Leben, die er alle im ruhigsten Tone vorbrachte, — sie zum Erröthen bringen über ihre eigene Eitelkeit und Schwachheit, kraft deren sie sich mit der Hoffnung geschmeichelt, er liebe sie; und sie pflegte sich dann zu gestehen: „Nein, er kann mich nicht lieben!"

So schwand die Zeit. Mathildens Herz erlebte einen stillen aber herben Kampf zwischen Hoffen und Entsagen, welchen gerade diese ihre Ungewißheit angeregt hatte. Ihre Gesundheit, ihre Stimmung litten darunter, und als sie eines Tages, erschöpft und krank, an ihrem eigenen Leben verzweifelte und den Tod herbeisehnte, dem nur der Gedanke an die hülflose Schwester noch etwas Fürchterliches für sie zu geben vermochte, und weinend das Haupt auf ihr Nähtischchen gestützt hatte, trat der Geliebte in ihr Stübchen.

Er bebte zurück ob dem Ausdruck von Gram und Verzweiflung in ihren Zügen und sie bat ihn nun, ganz überwältigt vom Schmerz, leidenschaftlich und inständig, er möge sie doch verlassen und nicht wieder besuchen.

Dieser Auftritt brach die Schranke des Schweigens, den Zwang, den sich Beide seit Monaten auferlegt hatten. Die Liebe sprengte die Fesseln, die ihr seither angelegt gewesen waren, und weihte das neue Leben mit ihrem befruchtenden Sonnenschein. Nun erst erfuhr Mathilde, wer ihr Freund war und was ihm seither Schweigen hierüber rathsam gemacht hatte, — weil seine reiferen Jahre so wenig zu ihrer blühenden Jugend zu passen schienen, daß er es fast als Opfer angesehen hätte, wenn sie ihr Geschick mit dem seinigen geeinigt haben würde; — wie er sich gefürchtet hatte, dieses Opfer von ihr zu begehren, bis er sich überzeugt haben würde, daß sie ihn wirklich liebe, wie er es nun erfahren.

Nun stürzte er zu ihren Füßen und legte sein Vermögen, seinen unbefleckten Namen, seine Ehre in ihren Schoß und bat sie, ihm anzugehören für Zeit und Ewigkeit. Und als er endlich von ihr die Zusage erhalten, daß sie die Gattin des **Kapitäns Wally** werden wolle, als er sie abwechselnd an sein Herz drückte und wieder vor ihr niederkniete, — da überkam neue Bedenklichkeit und Unruhe Mathilden und ihr Köpfchen bebend an seine Schulter schmiegend, fragte sie ihn:

„Aber mein theurer Freund, wie werden die Fräulein Wally mich aufnehmen?"

„Als meine Gattin, Mathilde, und als ihre geliebte Nichte", gab er ihr zur Antwort, drückte den ersten Kuß auf ihre erglühende Stirn und bat im Stillen den lieben Gott um Segen für sie. Er behauptete so zuversichtlich, daß seine Muhmen Alles thun würden, was ihm angenehm sey, und daß auch Mathilde ihnen eine liebe Tochter seyn werde, daß er

endlich der Geliebten bange Ahnungen bekämpfte und sie an eine heitere Zukunft an seiner Seite glaubte. Allein hierin irrten sich die beiden Liebenden — die Fräulein Vally wollten weder jetzt noch später etwas von Mathilden hören, oder sie als Nichte anerkennen. Gleichwohl vermählte sich Jean Vally mit Mathilden und nahm auch Emilien in sein Haus. Er hatte das Soldatenleben aufgegeben, und lebte lieber in Deutschland, als in dem korrupten Paris, von seinem Vermögen.

Erst nach einigen Jahren, als Emilie an einer Entwickelungskrankheit starb und der Schmerz um ihren Verlust Mathilden ebenfalls auf ein gefährliches Krankenlager warf und ihre Kinder mit dem Verlust der Mutter bedrohte, — erst dann vergaben die alten Fräulein, deren Herz davon gerührt ward, der guten Mathilde, schrieben ihr und besuchten sie, obschon sie, wie sie sagten, es ihr „niemals vergessen konnten, daß sie ihnen den Neffen bei der Rückkehr von seinen Reisen weggekappert habe.“

Mathilde haderte aber nicht mit ihnen über die Form: sie war schon zufrieden, das gute Einvernehmen in der Familie wieder hergestellt zu sehen, und kehrte sich nicht an den hartnäckigen Familienstolz der alten Jungfern. Sie rächte sich an ihnen lieber dadurch, daß sie alle sie liebgewinnen mußten wie ein eigenes Kind, so daß selbst Fräulein Albertine keinen Tadel mehr an ihr finden konnte, und später auf ihrem letzten Krankenlager ihrem Neffen gestand, er habe doch Recht gemacht gehabt und sie hoffe, er werde der lieben Mathilde das Glück vergelten, daß sie ihm bescheert habe.

Mathilde aber fand, daß Johanna Dorn mit dem Ausspruch an jenem Morgen, da sie ein Strähnchen Zwirn von ihr hatte borgen wollen, Recht gehabt habe: Nicht der Stand würdigt den Menschen herab, sondern das Herz. Das verachtetste Gewerbe kann zu Ehren gebracht werden durch die Ehrenhaftigkeit Dessen, der es betreibt, und keine Beschäftigung irgend welcher Art wird die Natur verderben, die von innen heraus rein ist. Die Ballettänzerin kann so hochherzig und unbescholten seyn, als die Erzieherin, die Tagelöhnerin oder Lohnnähterin so edel wie die Künstlerin. Nur das Herz, das Gemüth, die Absicht oder Gesinnung, mit welcher man irgend eine Handirung betreibt, entwürdigen oder adeln den Charakter; denn für den Reinen sind alle Dinge rein, und dem Unreinen kann jeder Gegenstand Gelegenheit und Anlaß zu noch weiterem Uebel werden.

Gemüthliche Geschichten aus Oberösterreich.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Da fällt der Steinmüllerin meine Mutter ein, die früher bei ihr in Diensten gestanden, und sie dauert sie herzlich, denn sie übersieht gleich, welche Noth sie zur Weglegung des Kindes bewogen haben muß. Die brave Frau verspricht sich meiner anzunehmen, und thut es auch viele Jahre hindurch. Kurz, durch den Bunkel war es kund geworden, wohin ich gehöre, und als bald darauf meine Mutter erkrankte und starb, nahm sie mich völlig zu sich ins Haus, und ich verdanke ihr viele Wohlthaten.

„Doch — ich bin von meiner Seefahrt abgekommen.

„Während ich so kümmerlich daliege und jeden Augenblick denke, wie es wäre, wenn der Karbachmüller plötzlich mit einem Stecken heranpolterte, — denken Sie Sich, wie man doch auf das unschuldigste zu einem rechten Esel werden kann! — war keine Menschenseele im ganzen Hause.

„Als ich die Glocken auf dem See hörte, die, wie ich glaubte, das Ave Maria läuteten, war es schon vier Stunden später, und sie wurden gezogen, um die Leute in die „„Mette““ *) zu rufen. Der Kahn mit den vielen Ruderern, der knapp an mir vorüberfuhr, und aus dem mir die höhnische Antwort zugeschrieen wurde, war eben die Plätte des Karbachmüllers, der sich mit den Seinigen und allen Hausleuten darauf befand und in die Kirche nach Traunkirchen hinüberfuhr. —

„Statt in der Strohhütte zu liegen, hätte ich auf das ungenirteste in's Haus eintreten, mir ein Ueberbleibsel vom Nachtmahl wärmen, hätte die Uhr ansehen, ja, mich auf zwei Stunden in das Bett des Müllers hineinlegen können! — So ist es aber, wenn der Mensch nicht weiß, was mit ihm geschieht, und ich mußte schon hundert Mal deßwegen über mich selbst lachen.

„Da ich nun, wie gesagt, nichts von alledem gewußt habe, so ängstigte ich mich jedes Mal, so oft ein Stück Schnee von einem Baumast herabrollte, that auch kein Auge zu, um nicht überrascht zu werden, bis ich endlich es an der Zeit glaubte, meine Rückfahrt anzutreten.

„Warm war mir nicht, aber doch so, daß ich nicht, wie früher, auf der Stelle erfrieren zu müssen glaubte. Leise erhob ich mich und vorsichtig, daß die Holzspäne nicht zu sehr raschelten, schlich auf den Fußspitzen um das Haus herum — o ich Dummkopf! es war ganz leer, und ich hätte noch ein Stück Braten mitnehmen können, wenn ich gescheidt gewesen wäre — und sprang in meinen Kahn.

„Vom Spitzelstein, der über mir stand, ging der Mond auf und sah ganz blaß durch den Nebel, ohne sichtbar zu seyn. Das war ein Beweis, daß sich die Luft noch immer nicht verdünnen wollte.

„Es sah recht schrecklich aus. So sollte es nach dem Untergang der Welt aussehen, nur Schnee und Finsterniß waren ringsum; es fehlte bei meinen Aengsten nur noch die Angst, daß ein wilder Eisbär, wie in Lappland, herausgekommen wäre, um mich anzupacken!

„Nichts desto weniger wurde ich wieder heiterer und dachte, daß es meinen Muth recht beleben würde, wenn ich meine Pfeife im Munde hätte. Ich zündete sie an und zog mir von der Stelle aus, wo ich stand, eine gerade Linie nach Traunkirchen.

„Dann stieß ich ab und arbeitete aus allen Leibeskräften.

„Nachdem ich wieder eine gute Stunde gefahren war und kein Land — kein Land erblickte — warf ich das Ruder plötzlich hin, und mir kam es vor, als ob ich aus diesem Nebel, der wie ein Zaubergefängniß ohne Wände war, niemals wieder hervorgelassen

*) Die Messe in der Christnacht.

würde. In meiner schrecklichen Verzweiflung sagt' ich einmal: Geht es auch heute noch so fort, so bin ich hin! Hätt' ich mich doch lieber in der Karbachmühle gemeldet und mich dafür, daß ich nicht in die Stör kam, ausschelten und zur Noth auch ausprügeln lassen!

„In diesem Augenblicke schlug die Uhr. Eins! Zwei! Drei! Und so zählte ich bis Zehn!

„Genau erkannte ich die Uhrglocke auf dem Johannisberge.

„O, dacht' ich, mag es jetzt zehn oder zwölf seyn! Jetzt bist du schon beim Johannisberg und so gut wie in Traunkirchen!

„Ich fuhr auf die Richtung, von der aus mir der Schall zukam, neubelebt los.

„Aber um Himmels willen! Eine Stunde bin ich gewiß wieder gefahren und komme aus dem Nebel doch nicht heraus! Tabak und Bunkel sind hin, der Frost schüttelt mich, kurz, ich bin in einer Lage, daß ich die Fahrt nicht länger mehr aushalten kann.

„Zum Rudern, das mich schon so sehr angestrengt, hatte ich kein Vertrauen mehr, mir fiel ein, so recht aus vollem Halse zu schreien, in der Hoffnung, daß mich wohl irgend Jemand hören, sich melden und mir auf diese Art eine Fahrrichtung zurufen könnte.

„Gedacht, gethan! Ich brüllte wie ein wilder Ochse, und kaum habe ich das eine Weile so getrieben, richtig! da meldet sich Einer. Ich drehe mich um, da ruft von der entgegengesetzten Seite eine andere Stimme, der noch mehrere andere folgen, und fast alle durch einander.

„Jetzt wußte ich armer Mensch eben so wenig, als zuvor. Gewiß war es, daß ich nahe beim Ufer war, ob aber in Traunkirchen oder in Ebensee — wer weiß es!

„Endlich dachte ich: Von dieser Seite her kamen die Stimmen, dahin fahre! Ich thue es langsam, thue es vorsichtig und arbeite wieder eine lange Zeit.

„Da stößt plötzlich der Kahn an festes Land.

„Ho! denke ich, jetzt hast du es getroffen; da bist du schnurgerade gefahren. Ja, wenn sich Stimmen melden, das gibt einem die Marschroute an!

„Ich steige aus dem Kahn, um doch zu sehen, wo ich bin, und recht schnell ins Wirthshaus zu kommen.

„Da seh' ich hochaufgeschichtetes Holz, dort rieselt ein Bach oder eine halbgesperrte Klause — ich gehe, scharf um mich her sehend, weiter — um Himmels willen, da steht die Karbachmühle, wie sie ist, wieder vor mir!

„Denken Sie Sich meinen Schrecken! Alles war nutzlos gewesen, was ich seit der Zeit ausgestanden, als ich das letzte Mal vom Lande stieß — jetzt komme ich dem Karbachmüller noch dazu in die Hände!

„Und richtig, ein oder zwei Menschen kommen heran, reden laut — ich sehe sie noch nicht, aber der Eine ist seiner Stimme nach jedenfalls der Karbachmüller; ich mache keine Umstände und verstecke mich hinter dem Holzstoß!

„Wie ein Dieb, der ertappt werden soll, zittere ich an allen Gliedern. Da sagt der Karbachmüller: Das Holz muß gleich fort, sobald die heiligen Tage vorüber sind.

„Sie können Sich denken, wie mir zu Muthe war, wie der vom Holze sprach.

„Da sagt der Andere: Es steht ohnehin lange schon. Sehen Sie auf die andere Seite hin, dort, wo der Regen hinzu kann, da wird es schon recht faul.

„Er sagt es kaum, und schon steht der Karbachmüller vor mir.

„Da hätte ich vor Schrecken umfallen können. In meinem Kopfe drehte sich Alles.

„Was macht der Schneider hier? fragte der Karbachmüller recht verwundert.

„Ich fange an, mich aufzuraffen, will schnell sprechen, stotterte aber erst recht, weil ich nämlich nicht weiß, was ich so plitzschnell sagen soll. Plötzlich sagte ich, ich glaube, das ist recht gescheidt gewesen

„Nichts für ungut, Herr Müller, ich habe Ihnen in die Stör zu kommen zugesagt, aber ich hatte es dem Schenkwirth unter dem Traunstein schon früher versprochen. Es thut mir recht leid, daß ich meine Schuld bei Ihnen noch nicht abgearbeitet habe.

„Der Müller antwortet: Bist du närrisch, Klaus! Heute ist ja ein heiliger Tag! Ueberdies hättest du es nicht versprechen sollen, wenn du es nicht halten konntest. Ich hatte dich ja zuvor gefragt, ob du nicht andere Arbeit vor dir hättest. Nun, es thut nichts. Die Sachen liegen noch dort, und du kannst dich gleich nach Stephani-Tag daran machen.

„Herzlich froh, daß ich so loskomme, und wieder über mich selbst ärgerlich, daß ich mich vergeblich geängstigt, gehe ich mit dem Müller in die Stube. So froh ich auch war, daß ich warm saß, so glauben Sie mir es, bin ich doch in beständiger Verlegenheit vor einem jeden Menschen, dem ich etwas schulde. Das macht mich immer ganz verwirrt.

„Der Müller sagt: Klaus, soll ich dir nicht einen Topf Kaffee wärmen lassen?

„Ich schrecklicher Esel sage kleinlaut: Danke, danke, ich habe heute schon zweimal Kaffee getrunken!

„Nun, so hast du noch nicht gemittagmahlt? fragt der Müller.

„Hören Sie, da komme ich in eine schreckliche Verlegenheit, und sehe mich immerfort nach einer Uhr um, um sagen zu können, ob ich gemittagmahlt oder nicht!

„Auf gut Glück sage ich endlich: Ich sagte meinem Weib, daß sie mir es auf die Platte stelle, bis ich des Abends heimkomme.

„Da sagt der Müller: Hast du dir denn gestern durch doppeltes Essen den Magen verdorben?

„O Gott behüte, gab ich zur Antwort, und ich hätte mir eigentlich das Essen nicht auf den Abend aufheben sollen. Das war dumm; jetzt wär' ich froh, wenn ich es da hätte!

„Ah so, sagte der Müller, drum wolltest du keinen Kaffee, weil dir ein Stück Kalbfleisch lieber wäre?

„Ich lache und kriege richtig als erste Stärkung einen Teller Kalbfleisch.

„Kaum gesättigt, laufe ich schon wieder hinaus, um nach dem Nebel zu sehen. Zu meinem Erstaunen fängt er sich zu zerstreuen an; es ist, wie wenn er nur zu meiner Plage auf dem See gehangen hätte.

„Ich werde heiter, stopfe mir die Pfeife und bin auch recht froh, daß Niemand von meiner schrecklichen Irrfahrt etwas ahnt. Denn da kennen Sie die Leute hier zu wenig, um zu wissen, wie lange sie wegen so etwas, wie mir zugestoßen, den unschuldigsten Menschen auslachen können!

„Ich werde immer lustiger, trinke schon das zweite Glas Bier aus und half auch einmal dem Müller austrinken, als dieser aus der Stube gegangen war. Es war, wie wenn ich bei der Seefahrt den letzten Wassertropfen ausgeschwitzt hätte.

„Da — in diesem Augenblick höre ich draußen die Kette eines Kahns rasseln, gleich darauf mehrere Stimmen — darunter auch eine Weiberstimme — und was für eine! zu meinem größten Schrecken die Stimme meines eigenen Weibes!

„Ich weiß nicht, ob ich hinauslaufen und ihr das Wochengeld schnell in die Hand drücken soll, damit sie keinen Skandal vor den Leuten mache — oder was sonst das Beste sey. Aber da kommt schon mein Weib mit dem Müller herein.

„Mein Weib sieht aus, als ob sie über mich herfallen wolle, und beginnt: Ist ein solcher Mann kein Lump, der am heiligen Tag und am Weihnachtsabend vom Haus ausbleibt und den Lohn allein durchbringt?

„Was denn, was denn! so halte nur das Maul! rief ich und halte ihr in der Faust das Geld hin.

„Sie aber sieht es nicht und der Müller sagt inzwischen: Aber der Schneider sagte mir ja eben, daß er vom Hause kommt! Er wollte von mir nicht einmal den Kaffee annehmen. So satt war er.

„Satt? ja, das glaub' ich! ruft mein Weib! Der gönnt es seiner Gurgel. Aber warte nur, Spitzbube!

„In dieser schrecklichen Lage war ich auf dem Punkt, Alles zu gestehen. Das Schelten meines Weibes, von dem Sie Sich freilich gar keinen Begriff machen können, ließ es aber nicht zu. Als sie endlich durch Vermittlung des Müllers ruhiger wurde, fing ich die lamentable Geschichte von gestern Nacht und von heute Morgen zu erzählen an.

„Der Müller lachte unendlich, mein Weib aber wollte die Geschichte nicht recht glauben. Erst als der Müller bestätigte, daß er gestern auf seiner Fahrt in die Mette meine Rufe gehört habe, schien sie ihr glaubwürdig. Aber darum sah sie noch keineswegs versöhnt aus. Ich gab ihr mein ganzes Geld, was aber doch nicht zur Folge hatte, daß sie ein besseres Gesicht gemacht hätte. Drauf riß sie mich aus dem Zimmer, und wir fuhren über den See nach Hause.

„Da der Nebel verschwunden war, fuhren wir heim, ohne zu irren.

„Zu Hause angekommen, sagte ich zu meinem Weib, um es in einen guten Humor zu bringen: Gehe sogleich zum Fleischhauer hinüber und hole ein Fleisch, wie du es willst! Natürlich meinte ich dabei, auch für mich! Sie ging und kam zurück, brachte aber ein so kleines Stück, daß ich, als ich es sah, gleich sagte: das Fleisch ist schön, aber unser Zweie haben nicht genug daran. Behalte es ganz für dich. Für mich schlachte eine alte Henne.

„Sie antwortete kein Wort darauf und hatte draußen immerfort viel zu schaffen. Ich sah in den Hof hinaus, wann sie hinausgehen und die Henne fangen werde. Da es aber nicht geschah, glaubte ich, daß ich richtig nichts bekomme.

„Als endlich die Essenszeit heran kam, brachte sie ihr Fleisch herein, das gar appetitlich aussah, und stellte es auf den Tisch. Wo ist die Henne? fragte ich, wirklich recht bescheiden.

„Sie antworte barsch: sie ist noch nicht gar gesotten!

„Ich, freudig überrascht, sagte freundlich: So iß nur, Lisi, iß! ich kann ja warten!

„Endlich geht sie hinaus, holt die Henne und stellt sie auf den Tisch. Aber denken Sie: was hat sie gesotten? Ganz so, wie sie ist, mit allen Federn! Nur, daß ihr die Füße abgehackt waren, im Uebrigen lag sie so auf der Schüssel, wie sie sonst auf dem Miste herumlief.

„Was ist das? ruf' ich ganz entsetzt.

„Mein Weib antwortete: Die ist kaum halb so schiech (so häßlich), wie du bist, und dich muß ich mein ganzes Leben lang verdauen!

„Das war mein Nachtmahl nach meiner unglücklichen Seefahrt! Ich war so empört darüber, daß ich aufstand und aus dem Zimmer ging in's Wirthshaus, wohin ich mich ohne diesen Vorfall gar nicht getraut haben würde."

Miscellen.

Straßburg, 14. Dez. Eine neue Erfindung des Professors der Mathematik Planavergue in Kolmar, die von großer Wichtigkeit für den öffentlichen Verkehr werden kann, erregt jetzt allgemeine Aufmerksamkeit. Es handelt sich nämlich um eine Maschine, die statt das Wasser zu durchschneiden, auf demselben rollt. Diese Wasserlokomotive besteht aus vier Walzen, welche die Räder ersetzen, einem größern Wagenkasten, einem Beweger im Innern desselben, und den übrigen Zugehörungen. Sie versenkt sich in das Wasser nicht, sondern schwimmt auf demselben, bewegt sich mit außerordentlicher Schnelligkeit und kann eine Menge Wagen oder Schiffe nach sich ziehen. Die Tiefe oder Seichtigkeit des Wassers macht keinen Unterschied in der Schnelligkeit der Fortbewegung, die auf 30 bis 40 Poststunden in einer Zeitstunde angegeben wird. Diese Schnelligkeit bleibt sich stromauf- oder abwärts beinahe gleich, indem der Widerstand der Strömung in dem Maße sich vermindert, als die Geschwindigkeit der Bewegung sich vermehrt. Wir hoffen bald etwas Genaueres über diese neue Maschine mittheilen zu können.

(Fr. Bltz)

*

* Berlin, 6. Dez. Mozarts Oper: „Don Juan", die jüngst hier zum 298sten Male an der Hofbühne zur Aufführung kam, gelangt Anfangs des nächsten Jahres hier zum 300sten Male zur Aufführung. Bei dieser 300sten Vorstellung sollen die besten Kräfte mitwirken. Frau Köster singt die Donna Anna, Frln. Wagner die Elvira und Frau Tuczeck-Herrenburger die Zerline.

*

Der Sohn des Kaisers von Haiti befindet sich jetzt in England und wird, wie es heißt, ein Jahr lang dort zubringen, um seine Erziehung zu vollenden. Der Kaiser selbst soll die Absicht haben, im nächsten Frühjahr Paris und London mit einem Besuch zu beehren.

*

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 102. Mittwoch, den 21. Dezember 1853

Oberst Tead-River, der letzte Regulator*) in Texas.

Erzählt von einem amerikanischen Augenzeugen.

Im Jahre 183— bot die Grafschaft Brazoria ein Bild großer Aufregung und Verwirrung dar, im starken Gegensatz gegen das jetzige ruhige Verhalten der streng gesetzlich gesinnten Bürger dieser Gegend. Die Geldkrisis, welche in den Vereinigten Staaten ausgebrochen und in einigen südlichen Staaten der Union sich besonders fühlbar gemacht hatte, war die Ursache, daß diese Gegend von Bankerottirern und flüchtigen Schuldnern zu einem gesuchten Stelldichein auserkoren wurde; eine Sorte von Leuten, die bekanntlich unter keinen Umständen sehr geneigt ist, sich an ruhige und friedliche Beachtung des Gesetzes zu halten.

In dieser Zeit lebte eine verwittwete Dame, deren Gatte den Sommer vorher gestorben war, an der sogenannten Bergstraße der Grafschaft, eine Straße, welche die Verbindung zwischen zwei kleinen Städten der Gegend unterhält. Die Dame war die Eigenthümerin eines Negers von allgemein anerkannter Rechtlichkeit und Treue. Diesen Neger, Bob genannt, schickte die Dame eines Sonnabends fort, um Muskatellertrauben*) zu sammeln. Ein alter Stumpen eines Eisenholzbaumes, bedeckt mit Muskatellertrauben, stand an der Seite der Straße und neigte sich vom obern Rande eines Hohlweges gegen diese herunter. Die Straße heißt die Bergstraße, zum Unterschied von einer andern Straße, der Thalstraße, weil sie eine Wasserscheide bildet, von welcher das Regenwasser in zwei entgegengesetzten Richtungen dem Golfe zufließt.

Der ehrliche Schwarze hatte sich kaum in der Krone des Baumes festgenistet und war mit Traubenschneiden beschäftigt, als er einen Reiter bemerkte unmittelbar unter dem Baum vorüber auf der Straße in der Richtung nach der Stadt zu trabend. Kurze Zeit darauf sah er dann auch einen Fußgänger, welcher den nämlichen Weg wie der Reiter herkam. Als der Fußgänger ungefähr gerade bis unter den Baum gekommen war, auf dem Bob ganz versteckt saß, blieb er plötzlich stehen und hob etwas auf, das wie ein Taschenbuch aussah, und wie sich später zeigte, auch ein solches war und eine nicht unbedeutende Summe Geldes in Banknoten enthielt. Der Fußgäger hatte einen breitrandigen weißen Filzhut auf, ein rothes Flanellhemd und Beinkleider von gestreiftem Baumwollenzeug an; seine Gesichtszüge waren auffallend, und Bob konnte ihn deutlich in's Auge fassen, wobei er sah, daß der Mann das Taschenbuch, das er aufgehoben, öffnete, dessen Inhalt vollständig untersuchte und dann etwas davon herausnahm, was einem Päckchen Banknoten gleichsah, darauf das Buch wieder sorgfältig zumachte, einen schnellen und forschenden Blick um sich warf, und dasselbe schnell auf die Straße fallen ließ, dann eiligst seines Weges unter dem Baum vorüberging und bald nicht mehr zu sehen war. In der Richtung, welche er eingeschlagen, konnte er die Thalstraße nach Zurücklegung von 7—8 Meilen erreichen und dann auf dieser unberufen und ruhig der Stadt zugehen. Der ehrliche Bursche oben auf dem Baume war aber voll Schrecken und Unruhe über das, was er gesehen, denn er kalkulirte, daß, wenn der Eigenthümer der Brieftasche zurückkehren würde, welcher, wie er nicht zweifelte, der Reiter war, nichts natür-

*) „Regulatoren" heißen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Personen, welche in den neu angesiedelten Gegenden, insolange dort noch keine ordentlichen Behörden organisirt sind, mit der Ausübung der Strafrechts-Pflege und Sicherheitspolizei betraut und von den Ansiedlern aus ihrer Mitte gewählt werden. Das Verfahren dieser Regulatoren ist ganz sumarisch und es liegt Untersuchung, Verurtheilung und Exekution in ihrer Hand. Die Exekution folgt bei ihrem Verfahren dem Urtheilsspruch auf der Stelle; diese Regulatoren stehen in großem Ansehen, und sind sehr häufig mehr gefürchtet als ordentliche Gerichts- oder Polizeistellen. In der Regel bleiben sie in den Distrikten, wo sie einmal Platz gegriffen haben, immer noch eine geraume Zeit in Thätigkeit, wenn auch die politischen Organisationen eines solchen Bezirkes ganz vollendet und Gerichte u. s. w. eingesetzt sind, sie treiben dann noch neben den Gerichten und in mehr oder minder offener Opposition gegen dieselben unter stillschweigender Duldung der Bewohner ihr Wesen fort, müssen aber am Ende natürlich bei zunehmender Kultur und Bevölkerung weichen, wozu gewöhnlich ein einzelner Fall, bei welchem sie ein großes Unrecht begingen, Veranlassung gibt. Die obenerwähnte Geschichte ist ein Beispiel dieser Art.

*) Muskateller-Trauben heißt in diesen Gegenden eine wilde Traubensorte mit großen Beeren, welche in den Niedrungen der kleinen Flüsse und am Rande von Hügeln wächst. Diese Traube glimmt häufig an hohen Bäumen bis auf die Spitze hinauf und bedeckt dieselben mit einem dichten schattigen Dache von Blättern und Beeren.

-licher scheine, als daß er für den Dieb des Geldes gehalten werde.

Während er so auf dem Baum über das Gefahrvolle seiner Lage nachdachte, und das Geräusch der Fußtritte des entwichenen Diebes auf dem dürren abgefallenen Laube kaum noch gehört hatte, sah er wieder eine weitere Person mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken zu Fuß und ebenfalls in der Richtung nach der Stadt zu wandern. Als dieser zweite Fußgänger an die Stelle kam, wo die Brieftasche lag, hob er sie auf und ging mit ihr in der Hand des Weges weiter, bei'm Gehen mit der Untersuchung des Inhaltes derselben sich beschäftigend. Er war aber noch keine hundert Schritte weit gegangen, als Bob den rückkehrenden Eigenthümer bemerkte. Die Brieftasche hielt der Fußgänger noch immer in seinen Händen.

Als Beide zusammengetroffen waren, begann ein Ausfragen, dann Wortwechsel mit heftigen Scheltworten und drohenden Geberden begleitet, worauf endlich mitten in dieser Verhandlung der Reiter das Pferd drehte und beide Personen neben einander den Weg nach der Stadt einschlugen. Die Stadt stand zu dieser Zeit unter dem Regimente der Regulatoren. Der Chef derselben war eine ganz eigenthümliche Persönlichkeit. Er war kein gerade durchaus schlechter Mensch, hatte sich aber doch zu manchen niederen Streichen hergegeben. Er war ein Mann von verzweifeltem Muthe, kalt in der Gefahr und fern von aller Furcht. Auch in seinem äußern lag viel Eigenthümliches, besonders auffallend war in dieser Beziehung, daß sein eines Auge, das linke, im Paroxismus des Zornes sich dunkler färbte und eine von dem klaren Blau des andern Auges ganz verschiedene Farbe annahm. Er war groß, lang, aber nichtsdestoweniger sehr muskulös. Er hatte eine Frau und eine kaum erst erwachsene Tochter, die einen ganz merkwürdigen Einfluß auf ihn ausübte, während seine Frau offenbar gar nichts bei ihm galt.

Eine besondere Eigenheit, die er an sich hatte, bestand darin, daß er in der Familie und, während er sich dem Behagen einer gesellschaftlichen Unterhaltung hingab, nie ohne einen Nagel von der größten Sorte, einen sogenannten Zehn-Pfennig-Nagel, war, den er in der Hand hielt. Mit diesem Nagel hatte es seine ganz eigene Bewandtniß, der man zu seinen Lebzeiten nie auf den Grund kommen konnte und worüber man erst einige Jahre nach seinem Tode das Nähere erfuhr. Soviel stand aber schon damals fest, daß der Nagel mit der Geschichte seines Weibes zusammenhing. Oft sah man diese zurückschaudern bei'm Anblick des Nagels und sich dann ganz erbleicht wegwenden, besonders wenn sie einmal in einem unbewachten Augenblick sich heiter gezeigt hatte, und ihr Mann sie ruhig aber bedeutungsvoll anblickte; ihre Heiterkeit war dann in einem Augenblick wie ausgeblasen. Der Tochter gegenüber aber gab es nur eine einzige Veranlassung, aus welcher der Vater bei'm Gespräch mit ihr zornig werden konnte, wenn diese nämlich bei irgend einer Gelegenheit der Geschichte mit dem Nagel nachzufragen suchte. Das eine Auge änderte dann plötzlich die Farbe, das Augenlid senkte sich, und er ließ so herbe und bittere Worte fallen, daß endlich ihre Lippen sich ganz über diesen Gegenstand schloßen.

Man hieß diesen Mann gewöhnlich kurzweg nur den „Oberst". Sein vollständiger Titel und Name war: Oberst Catanannt Lead-River. Er war aus den südlichen Staaten der Union nach Texas herübergekommen und hatte sich in der Nähe der Stadt eine neue Niederlassung gegründet. Eine andere noch zu erwähnende Eigenthümlichkeit dieses Mannes war, daß er die Gewohnheit hatte, sich ganz besonderer, an und für sich aber nichtssagender Ausrufe und Phrasen zu bedienen, Ausdrücke, wie man sie in der Regel bei andern Leuten nicht traf.

Um auf Bob zurückzukommen, so befand sich dieser in einer nichts weniger als beneidenswerthen Lage. Er war im Besitz eines Geheimnisses, das bei sich zu behalten unrecht und niederdrückend war, das preiszugeben aber auf der andern Seite ebenso mit Gefahr verbunden war. Bob und seine Herrin vergrößerten sich aber die Gefahr noch durch ihre Einbildungskraft. Jedenfalls war soviel nicht unglaublich, daß bei solch aufgeregten Zeiten das Verhältniß, in welchem Bob zu der Sache stand, wenn auch nur die geringste Spur davon kund würde, dahin führen könnte, eine Reihe der damals üblichen bekannten und harten Mittel zur Erforschung der Wahrheit gegen Bob in Anwendung zu bringen, und auch wenn Bob von selbst in der Sache auftreten würde, lag ebenfalls nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß er es dahin bringen könnte, die bekannte Beweismethode selbst an sich empfinden zu dürfen.

In der Stadt lebte ein Anwalt, der gewöhnlich die Rechtsgeschäfte der Dame besorgte, zu diesem wurde Bob von der Wittwe geschickt; sie ließ ihn auf den nächsten Donnerstag zu einer Besprechung zu sich einladen.

Als Bob in die Stadt kam, um diesen Auftrag auszuführen, war der Stand der Sache folgender: Der Herr, dem das Geld weggekommen, war aus Kentucky und nach Texas gekommen, um einen Theil seines Vermögens in Texas-Ländereien anzulegen. Er und der vermeintliche Dieb waren beide mit einander in der Stadt angekommen, der Reiter um als Kläger aufzutreten, der andere um die Anklage zurückzuweisen. Man hatte sich unter der Hand an Oberst Lead-River gewendet, denn es war dies nach der allgemeinen Meinung der Fall, wo das Gesetz nicht ausreichte.

Alle einzelnen Umstände des Falles wurden, so weit sie bekannt geworden, mehreren Komite's vorgelegt. Diese hatten die Sache in die Hand genommen und über den Angeklagten zum Theile bereits das Schuldig ausgesprochen. Sein Name war Caroll, seiner Beschäftigung nach war er ein Schulmeister, ein rothhaariger Bursche mit einer Mopsnase. Er war wegen Liederlichkeit von seiner früheren Stelle entfernt worden und damals auf dem Weg in die Stadt und den oberen Theil des Landes begriffen gewesen, um eine neue Stelle an einer Schule zu suchen.

Als Oberst Lead-River den Caroll zum ersten Mal zu Gesichte bekommen, hatte sich, wie allgemein bemerkt worden, sein eines Auge dunkel gefärbt und das Augenlied herabgesenkt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sage vom Herrn Luxus *).

In früheren Zeiten war Herr Luxus nicht bekannt, denn in jenen Tagen herrschte die Armuth im Lande, an den Tischen der Herrschaft speiste man von hölzernen Schüsseln, Edelmann und Bauer von thönernem Geschirr. Auf den Schlössern der Könige sah man mit genauer Noth Kupfer und Zinn. Herr Luxus saß indessen verflucht in einer Wolfshöhle, als ihn das Unglück eines Tages über unser Land schickte. Er brachte unbekannte Dinge unter die Menschen, glänzte von Gold und Silber, führte einen zahlreichen Hofstaat, Köche, Dienerschaft, Kellner mit sich. Tapeten, Divans, Fässer mit köstlichen Weinen, Wohlgerüche aller Art hatte er im Ueberfluß. Die Bauern, durch deren Dörfer er seine Reise unternahm, sahen ihm verblüfft nach, und damit hatte es ein Ende; der Landadel empfing ihn seiner Gewohnheit gemäß gastlich und so begab er sich geradezu aufs Schloß zum Wojwoden. Dieser, ein wahrer Ritter und dabei voll Vorsicht, rief seinen Marschall und befahl: „Diesen Gauch mit dem ganzen Gefolge, der sein Schloß mit diesen Bisamdüften und andern Gerüchen verpeste, zur Schloßthüre hinauszuwerfen." Der Marschall rief schon die Dienerschaft, als die Frau des Wojwoden, welche am Herrn Luxus Gefallen fand, dem Gemal zu Füßen fiel und, ihn an den alten Brauch der Gastfreundschaft erinnernd, es dahin brachte, daß der Fremde mit seinem Gefolge in der Burg übernachten durfte. Der Wojwode nahm seinen Auftrag zurück und bat den Fremdling zu Tische. Herr Luxus hatte nicht mehr beabsichtigt. Nun begann er die Wohlhabenheit fremder Orte zu rühmen, lobte die Sitten der Fremde, erzählte, wie man sich dort kleide, welche edle Weine man daselbst trinke, machte dadurch die Neugierde der Frau des Wojwoden rege und gewann sogar einen Stein im Brett beim Herrn Gemal. Als er alsbald ihre Willfährigkeit inne wurde, stellte er köstliche Weine auf den Tisch, packte seine mit Perlen benähten Tischdecken, und anderes Gold- und Silbergeräthe aus. Bald blitzten die Wände von nie gesehenem Glanze, eine Schamröthe der Armuth und Dürftigkeit fuhr über die Wangen des Wojwoden. Das Herz der Hausfrau schlug ungeduldig — ungeduldig den Dank für so viele Reichthümer abzustatten. Der Wojwode, der sich bis nun glücklich gefühlt hatte, wenn er aus irgend einem Siege zu seiner Armuth heimkehrte, seufzte zum ersten Male, als er den Flitter solcher Reichthümer gewahrte.

„Und was verlangt der Herr für solche Kindereien?" fragte er in einer Weile, stolz und gleichgültig.

Hr. Luxus entgegnete mit verstellter Miene und voll Gleichgültigkeit, er wolle es um Geringes eintauschen, gen Getraide vom Felde, gen Honig aus den Bienenstöcken und gen tüchtige Streitrosse in dem Stalle.

„Ha!" rief der Schloßherr, „das sind doch Kleinigkeiten, nicht der Rede werth, denn ich habe das Alles," und ließ ihm Getraide, Honig und die Hälfte der Pferde aus seinem Stalle geben.

Seine Frau, aufgeputzt in prächtigen, reichen Gewändern mit mächtiger Schleppe, machte die Nachbarinnen in der Kirche staunen und als sie voll Neugierde zusammenliefen, bewirthete sie dieselben an einem reich mit Silbergeräthe und kostbaren Stoffen gedeckten Tische. Vor Scham und Neid errötheten oder erblaßten sie, und auch sie hatte diese Pest zu glänzen und groß zu thun ergriffen.

Der Wojwode in seinem Prachtkleid, reich mit Gold verbrämt, ging, um die Unterthanen zu züchtigen. Doch welche Veränderung! Der Wein hatte seine Rechte schwer gemacht. Die Bauern, die zuvor, wenn ihr Herr sich im Baumwollrock mit eisernem Panzer zeigte, flohen, sobald sie ihn nur erblickten, machten Halt beim Anblick der glänzenden Tracht, wie Fliegen, die sich auf alles, was schimmert, setzen. Ihn aber beschlich ein eigenthümliches Gefühl, und vor allem fühlte er sich von einer gewissen Scham ergriffen. Er kehrte um, gleich einem Flüchtling aus der Schlacht, mit Verlust seines Muthes, ohne Gefangene, ohne Beute.

(Schluß folgt.)

*) Aus Dr. C. Wurzbach's vortrefflichen „Sprüchwörter der Polen". (Wien, Pfautsch und Voß.)

Würzburger Stadttheater.

Donnerstag, den 15. Dezember: Das „Nachtlager bei Granada", Oper von Kreutzer.

Diese Oper, durch ihre reizenden Melodien stets ein Liebling des Publikum, wurde sehr gut gegeben. Namentlich war es Herr Pichler, der heute einen großen Triumph feierte; er entfaltete als Jäger alle Vorzüge, die ihm Natur und Kunst verliehen, sein sonores Organ, seine durchgeistigte Auffassung der Rolle, Sicherheit, weicher, herzgewinnender Vortrag, verbunden mit einem eben so lebendigen als richtigen und edlen Spiele traten in dieser Partie auf das Glänzendste hervor. Vor allen verdient der Vortrag der Arie im 2. Akte, sowie des Terzetts im letzten Finale, dann des Duettes mit Gabrielen im 1. Akte als besonders ausgezeichnet hervorgehoben zu werden. Die Gabriele sang Frln. Häpp als ersten theatralischen Versuch, und mit lebhaftem Beifalle, den sie auch verdiente. Sie zeigte nicht nur Sicherheit, Reinheit der Intonation und glückliche Auffassung, sondern auch ziemliche Gewandtheit in den Verzierungen und Vortrag. Die Stimme selbst ist von angenehmem Klange, in den höheren Regionen auch von vollem und durchgreifendem Tone, die tieferen Töne sind dagegen etwas matt. Bühnengewandtes Spiel konnte man freilich noch nicht erwarten, doch trat das Talent dazu klar hervor; im Ganzen war, wie gesagt, dieses Debut recht gelungen. Hr. Wiebrler sang den Gomez ganz brav, auch die Partien der drei Hirten wurden gut gegeben, und Chor und Orchester waren gut, besonders glänzenden Effekt machte der Gebetchor im ersten Finale. Nach Schluß der Oper trug noch Hr. Schiffbenker die Szenen des Van Bett aus Lortzings „Czaar und Zimmermann" nämlich die Arie im 1. Akte und die Introduktion des 3. Aktes vor, und zwar in einer Weise, die uns nur bedauern ließ, daß wir nicht die ganze Oper zu hören bekamen. Daß Hr. Schiffbenker ein tüchtiger Sänger ist, ist eine längst bekannte Thatsache; daß er aber auch ein unübertrefflicher Buffo seyn kann, hat er heute wieder bewiesen, man hätte diese Szenen nicht besser geben können. Sein Humor ist eben so treffend als geistreich und fein, freilich aber nicht für die Fassungs-

kraft des ungebildeten Haufens. Er übertreibt nicht, seine Komik wird nie niedrig. Im Anfange der Introduktion des 3. Aktes waren einige Stellen des Chores nicht zu verstehen, wohl des etwas sehr beschleunigten Tempo wegen.

Freitag, den 16. Dezember: Der „Barbier von Sevilla". Diese Oper, seither schon einigemale und stets gut gegeben, wurde heute vorzüglich gelungen durchgeführt. Es war, als ob ein eignes ächt italienisches Leben in allen Mitspielenden wogte. So rasch, feurig und glänzend sprudelnd von Humor gingen Szene für Szene vorüber, daß auch der trübseligste Zuschauer sich erheitert fühlen mußte. Fräulein Baur, die Herren Schiffbenker, Pichler, Sonnleithner und Metz, alle waren gleich vortrefflich. Die zwei Lieder, die Frln. Baur im 2. Akte einlegte, gefielen nicht so sehr, als man hätte erwarten sollen, vielleicht eben dadurch, daß sie in ihrem Charakter mit der Oper selbst, mit Rossinis Komposition nicht harmonirten; bei dem ersten Liede machten auch die gar zu konsequent durchgeführten ohnehin weder originelle noch schöne Begleitungsfiguren sich etwas monoton. Im Zwischenakte und nach der Oper trug Hr. A. Freitag, k. Hof- und Kammermusikus von München, ein Divertissement von Frln. Böhm und Variationen von Teilou auf dem Flauto Piccolo vor, und ärntete enthusiastischen Beifall. Es ist wirklich erstaunlich, was Hr. Freitag auf diesem Instrument leistet. Nicht nur eine vollendete Technik, eine rapide Fertigkeit, ein brillantes Stakkato ist es, die uns überraschend entgegentraten, es war vor Allem die Weichheit und Fülle des Tones, den Hr. Freitag seinem Instrumente in dessen unteren 1½ Oktaven entlockte; das war nicht ein Flauto piccolo, das war der seelenvolle Gesang einer Flöte, den wir da hörten, und der uns bezauberte. Vom tiefen Eis bis zum oberen H ist der Ton dieses Piccolo nicht von dem einer Flöte zu unterscheiden, und daß ein solches Instrument in der Hand eines Meisters, wie wir ihn in Hrn. Freitag kennen lernten, der mit den schwierigsten Passagen lächelnd spielt, von der überraschendsten Wirkung werden muß, ist begreiflich. Kurz, dieser Abend war ein höchst genußreicher, und nur zu bedauern ist, daß Hrn. Freitag nicht vor einem größeren Publikum seine Meisterschaft zu bewähren Gelegenheit gegeben war.

M . . .

Miscellen.

(Wolfgangskirchweih zu Ochsenfurt.) Die Wolfgangskirchweih, jetzt das Bratwurstfest genannt, am zweiten und dritten Pfingsttage war ursprünglich, und zwar seit dem Jahre 1464, eine bloß kirchliche Feier. Am dritten Pfingsttage brachten die Bauern des Gaues ihre Pferde zur Wolfgangskapelle, ritten mit diesen dreimal um dieselbe und erhielten über sie von dem unter der Hauptthüre mit dem Aspersorium stehenden Priester den Segen, damit sie in diesem Jahre von Krankheiten und Unglück bewahrt bleiben möchten. Zum Anbinden der Pferde waren an der südöstlichen Seite des Kirchleins viele eiserne Ringe befestiget, und da die Pferde bei weitem nicht alle an das Kirchlein gebunden werden konnten, so waren auch außerhalb in der den Kirchhof umschließenden Mauer noch weit mehr Ringe angebracht. Als in neuerer Zeit die Sitte abgestellt wurde, kamen dennoch die Bauersleute heimlich dahin, und machten früh vor Tagesanbruch mit ihren Pferden den Ritt um das Kirchlein. Noch in der neuesten Zeit war ein an der Wand des Kirchleins links am Seiten-Eingange befestigtes Brett sichtbar, woran unverkennbare Spuren ex voto angenagelter Hufeisen waren. Der Zusammenfluß von Andächtigen am Kirchweihtage zog auch Bäcker, Metzger, Wachszieher, Zuckerbäcker und Schenkwirthe herbei. Die einfache Labung artete jedoch aus, als die Metzger und die Wirthe sich mit ihren Weinschenken in das benachbarte Wäldchen zurückzogen, ihre Bratpfannen mit Würsten aufstellten und Wein verzapften. Seit einigen Jahren werden die Bratwürste nicht mehr in dem benachbarten Wäldchen des Kirchleins, sondern in der Stadt, in den sie umgebenden öffentlichen Gärten und Bierkellern, die immer von Fremden und Einheimischen an jenem Tage stark besucht werden, bei dem Spiele von Musikchören verzehrt.

*

Der Prozeß des Grafen Tyszkiwitsch gegen den Direktor der großen Oper wegen schlechter und verstümmelter Aufführung des Freischütz ist auch in unserm Blatte erwähnt worden. Die gerichtliche Entscheidung ist jetzt erfolgt, und zwar ist sie ebenso sehr gegen den Grafen als gegen C. M. v. Weber ausgefallen. Eine Pariser Generalkorrespondenz bemerkt darüber: „Die Klage wurde abgewiesen, weil in Paris der Freischütz niemals besser oder eigentlich gar nie aufgeführt wurde. Man hat dem Publikum immer ein Arrangement von Berlioz und Paccini aufgetischt, dergestalt, daß dieselben Autorrechte auf die von ihnen arrangirte Musik Webers erworben haben, die Tantième dafür seit Jahren beziehen, und juridisch in der Lage sind, die Aufführung des wirklichen Freischütz als ein Plagiat und einen Diebstahl zu verfolgen. Das köstlichste an diesen musikalischen Zuständen ist, daß gerade Berlioz in seinen Rezensionen gegen die Mißhandlung Webers in der großen Oper sehr oft gedonnert hat. In der öffentlichen Meinung jedoch hat Tyszkiwitsch seinen Prozeß gewonnen. Würde er mit mehr Ruhe und Feinheit gleich anfangs aufgetreten seyn, und wäre er nicht zufällig Pole, Graf und Journalist, so würde die Behauptung des Advokaten der großen Oper, der Leipziger Enthusiast habe sich mit seinem Prozeß nur eine wohlfeile Reklame machen wollen, weniger Anklang gefunden haben."

* Wie eine Glocke.

Wie eine Glocke muß es läuten
So sabbathfromm, das ächte Lied,
Daß alle Welt in Lust und Freuden
Zum hellen Dom der Dichtung zieht!
Und blühen muß es, wie ein Garten,
D'rin Lust und Leid auf einem Beet,
Und wo mit flatternden Standarten
Der Frühling durch die Räume geht,
Und kommen muß es, wie die Sonne,
Vor deren Strahl das Leben keimt,
Verklingen, wie ein Traum der Wonne,
Den man so gern noch einmal träumt!

Ludwig Rebau.

*

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 103. Sonntag, den 25. Dezember 1853.

Oberst Lead-River, der letzte Regulator in Texas.

(Fortsetzung.)

Die Art, wie der Kentuckyer den Vorfall darstellte, war so, daß die Lage des Schulmeisters dadurch eine sehr mißliche wurde. Bei'm Kentuckyer stand sichtlich die Ueberzeugung unwiderrufbar fest, daß der Schulmeister „Schuldig". Und diese Festigkeit der Ueberzeugung war es auch, die seiner Zeugniß-Ablegung ein sehr lebendiges Gepräge gab und Eindruck verschaffte.

Er erzählte, daß ihm sein Geld weggekommen und gab dann ganz im Einzelnen und auf eine einleuchtende Weise die Art an, wie dies wohl zugegangen. Er schilderte, wie er unmittelbar nach Entdeckung seines Verlustes, welche er erst nach einem Ritt von ungefähr 7—8 Meilen machte, alsbald umgekehrt sey, um sein Geld zu suchen, indem er wohl gewußt habe, daß es ihm erst in der unmittelbar vorangegangenen Stunde abhanden gekommen seyn könne, bei seiner Rückkehr habe er dann sein Taschenbuch in den Händen Caroll's gesehen, der es eiligst versteckt habe, als er seine Annäherung wahrgenommen; ferner erzählte er, daß Caroll, von ihm zu Rede gestellt, anfangs offenbar unschlüssig und unentschieden gewesen sey, ob er das Taschenbuch hergeben soll oder nicht. Während er, der Eigenthümer, dann damit beschäftigt gewesen, das Geld herauszunehmen und zu zählen, habe Caroll noch die unzweideutigsten Beweise seiner Schuld gegeben, indem er gestammelt, blaß geworden sey, sich in seinen Behauptungen widersprochen habe, und dann sey ihm plötzlich wieder der Kamm gewachsen und er habe getobt und gelärmt.

Caroll hatte, als Bob in die Stadt kam, bereits zwei Komite's (Instanzen) passirt, und war von beiden für schuldig erklärt worden. Man hatte gerade den Beschluß gefaßt, den andern Tag früh Morgens an Ort und Stelle zu gehen, wo Caroll das Geld verborgen haben sollte.

Für den Fall des Geständnisses war ihm Begnadigung versprochen. Er war im oberen Zimmer des Wirthshauses im Gewahrsam, wo er von Jedem, der wollte, gesehen werden konnte, und leicht gefesselt war. Er erregte kein Mitleid, obgleich er eine wahrhaft Mitleid verdienende Erscheinung darbot. Das Volk glaubte eben einmal, daß ihm der Gauner aus den Augen sehe. Man hielt ihn für einen sehr verschmitzten und begabten Burschen.

Dies Ereigniß war der Gegenstand der Unterhaltung in allen Familien, und nahm die allgemeine Aufmerksamkeit im höchsten Grade in Anspruch; an jeder Ecke und unter jeder Gruppe, die sich auf der Straße bildete, drehte sich die Unterredung nur um diesen Gegenstand. Die Art des Betragens von Caroll, seine scharfsinnige Casuistik, die Art, mit der er seine Ansichten aufstellte, die Geschicklichkeit, die er bei seiner Vertheidigung an den Tag legte, dann seine große Fertigkeit im Raisonnement über volksthümliche Streitfragen und religiöse Controversen, die merkwürdige Ruhe, mit der er die Argumente der Geistlichen verhöhnte, welche aus der ganzen Umgegend gekommen waren, ihm mit Trostgründen ihrer verschiedenen Glaubensbekenntnisse zuzusetzen, denn Caroll war Fatalist, dies Alles bildete den Gegenstand der Unterhaltung, und wurde besonders hervorgehoben.

Dieser Grad Entwicklung, war nach aller Meinung etwas ganz Neues an Caroll. Ich glaube, man kann diese Erscheinung mit der unnatürlich gesteigerten, geistigen Aufregung erklären, in die Caroll versetzt worden war, in Folge der schrecklichen körperlichen Schmerzen, die er auszustehen gehabt hatte, so daß in gewisser Hinsicht endlich der Körper aufgehört hatte, zu empfinden und die Abtödtung der thierischen Natur durch die gräßlichen Züchtigungen*), die er erhalten, auf eine außerordentliche Weise die geistige Natur entwickelten und aufregten.

Caroll brachte seine Argumente mit Bildern einer reichen Einbildungskraft geschmückt, und in Begleitung einer wortreichen Beleuchtung und feiner Distinktionen vor; seine Gedanken schienen zu leben und zu glühen, obgleich mit der Gluth eines düsteren Skeptizismus, der gleich Banko's Geist sich nicht beugen ließ.

Wie der Verfasser dieses den Mann kannte, hatten sich solche Eigenschaften bei ihm sonst nie in einem

*) Der amerikanische Erzähler läßt die für jeden dortigen Leser sich von selbst verstehenden näheren Angaben in Betreff des Grundes und Vollzuges von körperlichen Züchtigungen an Caroll hier weg; für den europäischen Leser aber ist beizufügen, daß körperliche Züchtigungen von den Regulatoren zur Erreichung eines Geständnisses, also die Tortur, angewendet werden und gewöhnlich in Peitschenhieben auf den bloßen Rücken bestehen, meistens 30 an der Zahl.

ihrer jetzigen Stärke nur entfernt gleichen Grade gezeigt. Und diese Wirkung körperlicher Züchtigungen, den thierischen Theil im Menschen zurückzudrängen und das geistige Element aus der gemischten Natur vorzugsweise zum Vorschein zu bringen, mag in alten Zeiten die Ursache und der wohlüberlegte Grund gewesen seyn, warum es Personen gab, die härene Hemden trugen, eiserne Beinschienen sich anlegen und sich freiwillig herben körperlichen Züchtigungen unterwarfen.

Das Regulatorenwesen war in ein vollständiges System gebracht; die Regulatoren theilten sich in drei Abtheilungen oder Komite's: Nr. 1 hieß das Untersuchungskomite, Nr. 2 das Begnadigungskomite und Nr. 3 das Vollziehungskomite. Es galt als feststehende Regel, daß die einzelnen Komite's unabhängig von einander handeln. Nr. 2 war nicht an die Aussprüche von Nr. 1 gebunden, Nr 3 nicht an die Aussprüche von Nr. 2.

Kaum war Bob in die Stadt eingetreten, als er auch mit Staunen dem Mann mit dem breitrandigen weißen Filzhut, dem rothen Flanellhemd und den Beinkleidern von gestreiftem Baumwollenzeug begegnete, der zuerst nach dem Reiter unter dem Baum vorüber gekommen war und der jetzt den kalten und ruhigen Beobachter der Dinge machte, äußerlich wenigstens ganz ruhig inmitten der ihn umgebenden allgemeinen Aufregung.

Der Mann, von dem Bob wußte, daß er es war, welcher dies Taschenbuch zuerst gefunden und dasselbe, nachdem er seinen Inhalt sich angeeignet, wieder auf die Straße geworfen hatte, er war damals der kälteste Beobachter in der Stadt; er horchte auf Alles, was vorging, beobachtete alle Personen, sprach selbst aber Nichts. Jedem Einzelnen suchte er aus dem Wege zu gehen, bei Gruppen, die sich bildeten, fand er sich aber stets ein, war jedoch genau darauf bedacht, nicht von den paar Letzten zu seyn, die weggingen. Dabei machte er „ein Gesicht wie einer, der in einen verlassenen Bankett-Saal tritt", wie Moore sagt.

Der Anwalt der Wittwe, ein einäugiger, kleiner, schwächlicher Mann, aber von großem Scharfsinn und mit einer mehr als gewöhnlichen Gabe der Beredtsamkeit, hatte einen ausgebreiteten Einfluß, war geachtet und gefürchtet, denn seine Beredtsamkeit durfte zumal bei dem Muthe, den er bei ihrer Ausübung zeigte, sowohl bei der Anklage als bei der Vertheidigung gefürchtet werden. Sein Antlitz war, abgesehen von dem fehlenden Auge, hübsch und edel und hatte ein fast weibliches Aussehen. Das einzige Auge aber glich einem kleinen Feuerball und seine zarten und feinen Lippen zogen sich Verachtung zeigend zusammen, wenn ihm die Aufgabe geworden, durch seine Beredtsamkeit die einzelnen Umstände eines Ereignisses wie Glied für Glied zu einer Kette von Zeugnissen und Beweisen zusammenzufügen und damit über das Schicksal einiger unglücklichen Kinder des Verbrechens die Entscheidung herbeizuführen.

Dieser Mann hörte Bob's Erzählung ruhig und aufmerksam an, und athmete bei'm Schlusse derselben tief und schmerzlich auf. Endlich rief er aus: „Die Strömung ist jetzt zu mächtig, wir müssen Zeit gewinnen."

Er sendete sogleich einen Boten an Oberst Lead-River. Als der Oberst ankam und hörte, daß Caroll unschuldig, war sein erster Ausruf: „Allmächtiger Schöpfer", und als er weiter hörte, daß der Bursche mit dem breitrandigen weißen Filzhut, dem rothen Flanellhemd und den gestreiften Bein-Kleidern der Schuldige sey, rief er wieder: „Allmächtiger Schöpfer." Dies war nämlich sein gewöhnlicher Ausruf, wenn er plötzlich durch Mittheilung einer ganz unerwarteten Nachricht überrascht worden war.

Eine lebhafte Unterredung entspann sich dann zwischen dem Oberst und dem Advokaten, über den Weg, der nun einzuschlagen sey, namentlich in Betreff des Burschen mit dem rothen Hemde.

„Ich muß das Geschäft mit dem spröden Burschen in die Hand nehmen als Kapitän der Komite's Nr. 1, 2 und 3 Ich will ihn namentlich Nr. 3 zur besonderen Berücksichtigung empfehlen."

„Aber würden Sie nicht besser daran thun", erwiderte der Advokat, „ihn vor der Hand unberührt von den Dreien zu lassen."

„Wohl gut", meinte wieder der Oberst, „aber Tod ohne Richter und Jury ist doch eigentlich zu viel für solch' einen Wolf in Schafskleidern."

Der Advokat machte dann noch darauf aufmerksam, daß man im Begriffe sey, auf ein nichts weniger als klassisches Zeugniß hin vorzufahren.

„Oberst, es ist ein Negerzeugniß und Ihr müßt auf einen andern Gedanken kommen", rief er, „denn mit Eurer Verfahrungsweise der Wahrheit auf die Spur zu kommen, habt Ihr bei'm Fall von Caroll, wie Ihr selbst einseht, ein nichts weniger als glänzendes Geschäft gemacht. Das Komite muß jetzt wieder einmal den Nagel auf den Kopf treffen, nachdem es in dieser Art sich täuschen und ein solch' verkehrtes Urtheil fällen konnte."

Endlich gab der Oberst nach und verschiedene Umstände wiesen sogar darauf hin, daß er von Anfang an überzeugt war, daß Caroll unschuldig und daß es auch nie in seiner Absicht gelegen, zu einer Hinrichtung desselben seine Zustimmung zu geben.

Der Advokat ergriff dann wieder das Wort und sagte: „Laßt mich einmal in dieser Sache handeln. Der Kerl mit dem rothen Hemd ist ein Tropf, das wird Niemand läugnen; aber es gibt noch viel schlechtere. Ich glaube, er ist noch nicht so durch und durch verdorben, daß es nöthig wäre, ihn aufzuhängen, um ihn schnell aus der Welt zu bringen. Der Umstand, daß er wie festgebannt erscheint in seiner Theilnahme an dem Verlauf der Untersuchung und dem Schicksal Caroll's, und daß diese Theilnahme wie durch eine Verblendung über Vorsicht und Furcht bis jetzt den Sieg bei ihm davongetragen, dies scheint Alles von einem besseren Theil seiner Natur herzurühren, der ihn noch mit instinktartiger Theilnahme an das Schicksal desjenigen Mannes fesselt, welcher wegen seiner so schreckliches Unrecht erleidet, und dies spricht gewiß zu seinen Gunsten."

Endlich waren in einem Punkt der Oberst und der Advokat zu einem Beschluß gekommen. Der Advokat nämlich hatte den Satz aufgestellt, daß auch die schlimmsten Menschen nie durch und durch verdorben seyen, der Oberst aber die Meinung ausgesprochen, daß auch bei den besten Menschen immer etwas Scheinheiligkeit mit unterlaufe.

„Ich will einen Vorschlag machen", sagte am Schluß der Debatte der Advokat, „wir wollen ein Moral-

philosophisches Experiment machen, wir wollen es darauf anlegen, daß das eigene Gewissen unser Rothhemd überweisen soll. Wenn es zu diesem Resultat kommt, dann soll meine Theorie die richtige seyn, wenn aber nicht, so will ich mich zu der Eurigen bekennen. Wir wollen zu diesem Zweck mit Caroll nochmals eine öffentliche Verhandlung vornehmen. Rothhemd wird sicher auch erscheinen. Sie, Oberst, nehmen sich dann Caroll's an, sprechen Ihre Ueberzeugung dahin aus, daß er wahrscheinlich unschuldig sey, und daß Sie sogar glauben, der wahre Schuldige sey anwesend; dessen große Schuld malen Sie dann weiter aus, erzählen die näheren bei der Entwendung vorgekommenen Umstände und ich garantire, unser Rothhemd stellt sich von selbst ohne Mitwirkung des Komite's 1, 2, 3.

„Gut, Herr, ich gebe Ihnen nach, aber, großmächtiger Schöpfer, wenn er uns mittlerweile entkäme, er der die Ursache ist der harten gegen einen Unschuldigen ergriffenen Maßregeln." Und die Hälfte von des Obersten Angesicht, anstatt finster zu werden, strahlte vor Befriedigung bei dieser Erinnerung. Die Verhandlung wurde also auf den nächsten Tag anberaumt. Das Lokal war, wie gewöhnlich, gedrängt voll, unser Roth-Hemd war richtig da, mit der ganzen, niederträchtigen Ruhe im Gesicht, wie Sidney Smith sagen würde, d. h. mit seiner festen in Folge besonderen Vorsatzes angenommenen Ruhe. Der Oberst stellte sich ihm gleich beim Beginn der Verhandlung zur Seite und eröffnete seine Rede damit, daß er sagte, er fürchte, man habe Caroll großes Unrecht gethan, worauf dieser sich schnell mit einem stechenden Blick nach dem Redner wandte, und mochte wohl diesem Blick nach damals die Rachelust, welche für den Oberst noch vor Ablauf eines Jahres so Verderben bringend wurde, bei Caroll die ersten Wurzeln gefaßt haben.

Der Oberst sagte weiter, daß, wenn Caroll wirklich mit Unrecht gezüchtigt worden sey, ihm eine glänzende Genugthuung gebühre. Wenn irgend Jemand in dieser Versammlung Mittel in Händen gehabt habe, Caroll von der so harten Pein, der er unterworfen worden, zu retten, und dies nicht gethan habe, so versichere er, daß jetzt Hand und Messer da seyen, um ein Urtheil gerechter Wiedergeltung einem solchen in das Herz zu schreiben, wobei der Oberst feierlich die Hand auf seine Brust legte. Während des letzten Satzes, welcher vom Oberst mit besonderem Pathos ausgesprochen worden, hatte der psychologische Experimentator und Advokat seinen Feuer-Ball, sein einziges Auge, fest und unverrückt auf Roth-Hemd gerichtet, wodurch dieser sichtlich erbebte.

„Sollte ein Mensch schlecht genug seyn", rief endlich der Oberst, „so etwas zu thun und noch auf ein weiteres Verfahren gegen Caroll von Seiten dieses ehrenwerthen Komitees warten, ja diesen hochachtbaren Rath ein Todesurtheil über den Unschuldigen fällen lassen wollen, statt von einem ihm zu Gebot stehenden Mittel zur Anwendung eines so schrecklichen Unrechtes Gebrauch zu machen, dann wird ein solcher gewiß dem Richterspruche des himmlischen Richters nicht entrinnen, ja er kann versichert seyn, daß er selbst der Strafe durch diesen Arm nicht entgehen wird und müßte ihn derselbe auch bis an die Küste von Madagaskar verfolgen. Aber", seine Stimme plötzlich noch stärker erhebend, fuhr der Oberst fort, „für was der vielen Worte: Ich weiß, daß ein solcher Mensch vorhanden, ich weiß, daß er jetzt unter uns ist. Ich will ihm etwas sagen, von dem er wohl nicht denkt, daß ich es wisse. Der, welcher das Geld genommen, war vorher an Ort und Stelle gewesen, wo das Taschenbuch gelegen, ehe Caroll hinkam. Er ist auf der Straße eine Zeitlang stehen geblieben, hat die Brieftasche aufgehoben, geöffnet, das Päckchen Banknoten in derselben gefunden, dieses in seine Tasche gesteckt, das Taschenbuch zugemacht, dann wieder auf die Straße gelegt, und ist endlich schnell durch den Hohlweg auf die Thalstraße zugegangen und so in die Stadt gekommen. Ich sage nun diesem Mann, daß ein Geständniß noch sein Leben retten kann. Und nun wünsche ich," rief er mit stärkerer Stimme, „daß Jedermann höre, was ich sage. Ich bitte um Aufmerksamkeit. Ihr seht dies Messer", dabei zog er ein ungewöhnlich großes blinkendes Messer unter dem Brustkleide hervor, „ich hebe es in die Höhe" und er that wie er gesagt, hob das Messer gerade über dem Haupt von Roth-Hemd, der neben ihm stand, in die Höhe, „und sage, wenn der schuldbeladene Elende jetzt nicht hervortritt, seine Schuld bekennt und um Pardon bittet, ehe noch meine linke Hand", (die er auf die Brust gelegt hatte) „wieder an meiner Seite ruht, dann wird ihm dies Messer in die Brust gestoßen".

(Schluß folgt.)

Die Sage vom Herrn Luxus.

(Schluß.)

Herr Luxus aber wanderte weiter. Er bat auch schon nirgends mehr um Aufnahme, sondern man trug ihn auf den Händen von Schloß zu Schloß, von Edelhof zu Edelhof. Die Gemeinden der Städte aus Krakau, Warschau, Lemberg, Posen, Thorn und Danzig zogen ihm mit Fahnen entgegen, um ihn zu begrüßen und wie einen Sieger in ihren Mauern aufzunehmen. Die Menge jener, die ihn zu sehen wünschten, war so groß, daß er sich bei dem reichsten Herrn verbarg und auf einem Thurme versteckt wohnte, da er unmöglich Allen zugleich dienen konnte. Seine Waaren mußte seine zahlreiche Dienerschaft in die Welt setzen. Die Wälschen trugen kostbare Tücher, reiches Schmuckwerk, Spiegel, Parfüms, Venitianer-Seife u. a. herum; die Türken goldene Zierrath, anatolische Rosse, Gürtel und Gewänder; der Ungar schenkte Wein aus im Keller. Allen diesen folgten Juden mit vollen Beuteln, die selbst nichts kauften, aber Jedem, der Gold brauchte, zum Kaufe solches vorstreckten. Die Menge der Letztern glich einer Heuschreckenwolke. Doch verminderte sie sich nach und nach, indem sich einer nach dem andern bald im Dorfe, bald auf dem Edelhofe selbst niederließ, denn wenn der Edelmann um das geliehene Gold an die hölzernen Wände seiner Zimmer Tapeten hing und Spiegel aufschlug, so setzte sich dafür der Jude in der herrschaftlichen Schenke fest, und nahm das Getraide im Speicher und auf dem Felde in Beschlag. So wurde aus dem frühern Wanderjuden nun der ansässige Jude, der auf immerwährende Zeiten beim Hofe blieb, die Landleute hänselte

und betrog, und den Herrn auf kluge Weise um das Geld brachte. Dieser Heuschreckenschwarm zog von Meer zu Meer. Die Armuth, alt geworden, floh mit gelöstem Haar und in zerrissener Kleidung von Hof zu Hof, aber nirgends wurde sie mehr gern gesehen. Vergebens suchte sie Obdach in der Wohnung des Edelmannes Mit der Verzweiflung auf den Wangen, mit Thränen in den Augen, mit von Krankheit und Weh gebeugtem Rücken ging sie fort, verstoßen und verachtet. Die Dienerschaft des Herrn Luxus spie ihr ins Gesicht, denn gastfreundlich sie aufzunehmen war keine Tugend mehr. Wohl aber wurden Fremdlinge mit verschwenderischer Pracht bewirthet, indem man in Allem den Nachbarn nacheiferte, ohne die Mittel zu besitzen, die jenen zu Gebote standen. Es begannen die Schlösser verwüstet zu werden, die reichen Edelhöfe gingen zu Grunde. Die Männer, einst thatkräftig und muthig, verloren Geist und Gemüth im Trunke; die Frauen, von eitlem Flitter und Blendwerk glänzend, hatten die Tugend und Scham geopfert; der Jude füllte dafür seine Taschen, während der wackere Landmann verarmte und gedrückt ward. So veränderte das ganze Land seine Gestalt. Dreißig Jahre vielleicht blitzte und glänzte es vom Golde und erregte durch seinen Glanz allenthalben Bewunderung, doch nicht selten waren goldene Gewänder die eitle Hülle von Jammer und Armuth. Die mächtigen Schlösser zerfielen in Ruinen, gewaltige, reiche Edelhöfe sind mit der Zeit spurlos verschwunden. Herr Luxus riß, um die Schmach zu erhöhen, die verhöhnte Armuth bei den Haaren, und auf den Ruinen der reichsten der in Schutt zerfallenen Burgen, wo sie ein Versteck gefunden, hat er sie mit seinem kostbaren mit Edelsteinen gezierten Dolche ermordet. Mit ihrem Tode erstarb auch jedes häusliche Glück. Alte Leute sagen, sie werde einst von dem Tode auferstehen, dann werde auch die alte Kraft und Größe wiederkehren, doch das wird lange, noch lange dauern, denn:

Was man in eitler Verschwendung hurtig verlassen, gewinnt man nimmer so schnell, wie man auch schaaret und sparet daheim: Auch besteht in Polen das Sprüchwort:

In Gold griffen Anfangs seine Hände
Und in Koth am Ende,

dessen Entstehung aus dem Vorhergehenden leicht erklärt ist.

Miscellen.

Unter den unpolitischen Ereignissen in der Pariser Welt steht die Entlassung der Rachel oben an. Sie ist als ziemlich gewiß anzusehen, es handelt sich nur noch um die sechs Monate, die sie dem Theater Français schuldig ist und wofür sie zur Sicherheit vor ihrer Abreise nach Petersburg ein großes Grundstück verpfänden mußte. Der Spekulationsgeist der Rachel'schen Familie zeigt sich hier in seinem ganzen unsaubern Lichte. Es heißt, sie werde nach Nordamerika gehen, wo man ihr eine Million Franken, bei ganz freiem Unterhalt für sich und die Ihrigen, zu denen auch ein Dutzend höchst mittelmäßiger Schauspieler gehört, zugesichert habe. Aerger als die Rachel hat es wohl noch nie eine Theaterprinzessin gemacht; der leiseste Anflug übler Laune warf nur allzu oft die ganze Regie des Theater Français und alle Anordnungen der Direktion über den Haufen, sie beherrschte wie ein Sultan die Bühne und ihre Mitglieder und war von Allen gehaßt und gefürchtet. Bei dem ungeheuren Aufwande, den sie machte, soll sie doch ein Kapitalvermögen von 5—6 Mill. besitzen. Wie könnte, sagt man sich selbst unwillkürlich, eine solche Frau wirken für Kunst und Künstler, wenn ihr Charakter und ihr Gemüth ihrem großen Talent entspräche Und doch gibt es Leute genug, die sich der Rachel als eines kleinen siebenjährigen Harfenmädchens noch recht deutlich erinnern, die vor den Kafés der Boulevards sang und tanzte und einzelne Sous sammelte, und dabei glücklich war, wenn sich ein 10-Sousstück darunter befand.

•

(Das Teufelsthor zu Würzburg.) Dort neba dem Thor hat a mol vor Alters a Häfner gewohnt. Dee hat in seiner Brennerei schreckli viel Unglick g'hatt. E mol sen en sei Häfa zersprunga, a anersmal hat sei G'schirr a tolla G'stalt ogenumma, und so hat er immerfort in sein G'schäft Pech g'hatt. Doa is er ungeheier zornig worn, und hat allemol g'flucht: „Doa sell aber glei der Teifel neischlag!" — Sei Frau hat en oft gemahnt, er sell doch nit so arg fluch, er weret's gewiß no so weit brenga, daß der Teifel kummet und en holet. Des hat aber Alles nix g'holfa. A mol hat er wieder so arg g'flucht, weil en sei Häfa versprunga sen, und in den Augeblick is der Teifel doagewest, hat en Häfner bein Kreas derwischt, hat en sein Hals rumgedreaht, und is mit'n zu'n Thor dort nausg'fahr'n. Von den Häfner hat kee Mensch mehr was g'sena, und es Thor, wua er nausg'fahr'n is, hat mer von dera Zeit o es „Teifelsthor" g'hessa.

---

* Vergänglichkeit.

Wenn nun die Rose verblüht, so stehe nicht traurig und zage;
Alt wie der Menschen Geschlecht, ist ja die Lehre der Weisheit:
Fasse das fliehende Leben; erhasche noch eh' er verflüchtigt
Seinen entströmenden Hauch, frisch wie dem Kelch er entsteigt!
Tausendmal zeigt forschendem Auge ja die Natur es!
Jegliche Blume die kömmt, ist wie die Blüthe des Glück's;
Leicht, auf gebrechlichem Stengel, von kosenden Lüften umgaukelt,
Hebt sie das üppige Haupt; aber der Schönheit fehlt
Dauer und tieferes Leben! dem nämlichen Lüftchen zur Beute
Das sie noch schmeichelnd umweht, fällt sie hinab in den Staub;
Findet vergessen ihr Grab — dort — wo sie als Königin thronte. —
Siehe so mahnt die Natur; ewiger Sorgfalt voll
Zieht durch ihr ganzes Gebiet ein lebender Strom des Gedankens,
Und in die blühendste Pracht hüllt sie den geistigen Kern!
Schmetterlingsjagen und Zephirgetändel — sie, die so lustreich
Lächelnd wie Kinder des Licht's, spielen in Blumen und Glanz,
Tragen auf flatternder Schwinge geschrieben die ernsteste Wahrheit:
„Flüchtig ist Leben und Glück; flüchtig ist Schimmer und Spiel!
Sieh' drum' haschen wir so, und fassen die eil'ge Minute!
Froh in der Gegenwart Glanz breitend die Schwingen hinaus;
Sind sie doch darum so leicht, Triumphgleich tragend zum Grab uns:
Frische und Schönheit ersetzt, was uns an Dauer entgeht".

Margaretha Adelmann.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 104. Mittwoch, den 28. Dezember 1853.

Oberst Tead-River, der letzte Regulator in Texas.

(Schluß.)

Hiebei begann dann der Oberst seinen Arm langsam und stetig sinken zu lassen. Die höchste Aufregung bemächtigte sich der Zuhörer. Der Advokat heftete sein Auge fest auf Roth-Hemd. Das Messer fing an schon allmälig weiter von oben herunterzukommen. Das Auge des Obersten zeigte immer deutlicher den bekannten Farbenwechsel, der den höchsten Grad von Aufregung bewies. An Roth-Hemd aber sah man das Zittern der Schuld. Er konnte nicht mehr länger stehen, und ehe das heranrückende Messer noch den halben Weg zurückgelegt hatte, fiel er mit einem schrecklichen Schrei und konvulsivischem Stöhnen zu den Füßen des Obersten nieder. Ein Leuchten der Befriedigung zeigte sich auf dem Gesicht des spekulativen Advokaten, seine Theorie hatte gesiegt.

Der Oberst hatte sich bei dieser Verhandlung allmälig in einen solchen Grad von Aufregung gebracht, daß er, ohne es eigentlich zu wollen, doch nahe daran war, dem schon niedergefallenen Menschen noch das Messer in den Leib zu stoßen, woran ihn zum Glück noch einige seiner nahestehenden Freunde verhinderten, welche noch im rechten Augenblick dem halbtobsüchtigen Oberst in die Arme fielen.

Als er wieder zur ruhigen Besinnung gekommen, waren seine ersten Worte: „Großmächtiger Gott". Dies brach auch den lautlosen Bann, der während des letzten Theiles der Verhandlung auf der ganzen Versammlung gelegen hatte. Einige lächelten, Andere weinten; das Komitee nahm die Sorge für Roth-Hemd auf sich. Als der Bursche weggeführt wurde, war er plötzlich wie vom Alter gebückt; so groß war die Wirkung dieser Erschütterung auf ihn.

Allmälig begann sich das Lokal zu leeren, in dem diese Verhandlung stattgehabt hatte. Caroll blieb noch immer unbeweglich auf seinem Sitz, von Niemanden angeredet, von Niemanden gestört. Alle mieden ihn, weil sie ihm Alle so sehr Unrecht gethan hatten. Er war ein lebendiges und sprechendes Denkmal der Schande Aller. Ein Gefühl tiefer Erschütterung ergriff alle Anwesenden und verbreitete sich in der ganzen Stadt. Caroll blieb lange ein Bild vollständiger Abstumpfung. Auf der entgegengesetzten Ecke in dem Lokal der Versammlung saß der Kentuckier, sein Ankläger, gebeugt durch zerknirschende Gewissensbisse, die an ihm nagten und ihn vollständig überwältigten. Plötzlich schien ihm das Bewußtseyn wiederzukehren, mit Thränen-Strömen in den Augen erhob er sich von seinem Sitz und kniete zu Caroll's Füßen nieder. „Gott sey mein Zeuge", rief er, „es soll wieder gut gemacht werden", dann machte er eine Pause, in der er zu untersuchen schien, ob sein Geist noch seine volle Kraft habe, endlich fuhr er fort mit den Worten: „wenn es in meiner Macht liegt. Du mußt mit mir in meine Heimath". Wirklich reisten sie nach einigen Tagen mit einander ab in's Kentuck. Dem Burschen mit dem rothen Hemd wurde zwar das Leben geschenkt, aber seine Strafe fiel noch härter aus als die Caroll's, weil er zugleich zum Sündenbock diente, an dem das böse Gewissen der Stadt und die Beschämung über das an Caroll begangene große Unrecht ihre Rache ausließen. Der Bursche kam wie gesagt mit dem Leben davon, aber dies war auch Alles. Es wurden nicht mehr lange Fragen an ihn gestellt.

Die falschen und doch so glaubhaften Bekenntnisse, welche aus Caroll durch die Folterqualen der Peitsche erpreßt worden waren, hatten auf einmal den Glauben an solche auf diese Art gewonnene Bekenntnisse gänzlich vernichtet. Auch erlitt das Ansehen der Regulatoren im Allgemeinen durch dieses Ereigniß einen so starken Stoß, daß sie von jetzt an eben so sehr gehaßt und verachtet wurden, als sie früher gefürchtet und geschätzt waren. Doch, sie hatten unter vielem Uebel auch manches Gute gestiftet. Einige Zeit nach der eben erzählten Begebenheit wurde der Oberst nahe an einem kleinen Fluß, nur wenige Meilen von seinem Wohnsitz, und auch nicht sehr entfernt von der Stelle, wo das Taschenbuch gefunden und der Diebstahl mit den Banknoten aus demselben begangen worden war, todt gefunden.

Er war durch eine Büchse oder Pistole erschossen. Die auffallend kleine Kugel war am rechten Schlafbein eingedrungen. Der Erzähler dieses lebte zu jener Zeit gerade in der Stadt, auch wurde ihm später der Auftrag, die Angelegenheiten des getödteten Obersten zu ordnen. Man glaubte allgemein, daß er als ein Opfer der Rache Caroll's gefallen sey, und es waren allerdings einige Umstände vorhanden, welche zu diesem Verdachte berechtigen mochten, doch es war nicht so viel, daß die Gerichte ein Verfahren darauf hätten gründen können. Es war insbesondere bekannt geworden, daß Caroll um die Zeit der Ermordung des Obersten unausgesetzt beschäftigt gewesen war, sich im

Pistolenschießen zu üben. Der Advokat, der in oben erzählter Weise an der Sache Theil genommen, war ein durchaus reiner Charakter; er starb wenige Jahre später an der Auszehrung und erzählte mir noch kurz vor seinem Tode, daß er selbst in dem Augenblick anwesend gewesen, als Caroll und der Oberst sich erstmals gegenüber zu stehen kamen, und der erstere dann dem Komitee übergeben wurde, bei welchem Zusammentreffen eine gegenseitige Erkennung beider Personen offenbar zu bemerken gewesen sey, auch meinte der Advokat, er habe dabei deutlich bei dem einen das drückende Gefühl der Schuld, bei dem andern einen Blitz der Rache in den Gesichtszügen wahrnehmen können. Als Verwalter der Hinterlassenschaft des Obersten bekam der Erzähler dieses mehrere Briefe desselben in seine Hände, woraus ersichtlich war, daß der Oberst einst eine gute Erziehung und Bildung erhalten hatte, widrige Schicksale aber sein Leben und seinen Charakter verbittert hatten, insbesondere war es die Geschichte mit dem Zehnpfennignagel, welche ihn beinahe wahnsinnig gemacht hatte. Wir wollen sie später zum Gegenstand einer besonderen Erzählung machen, sie ist interessant genug.

Besser die Ohren als den Kopf.

Im Dorf wurde Mannschaft ausgehoben. In Rußland wird bekanntlich ein solches Geschäft ganz anders betrieben als bei uns. Wenn der Czar Soldaten braucht, so sagt er's ganz einfach dem Edelmann, und der Edelmann fängt ihm aus der zweibeinigen Heerde so und so viel Stück heraus. So geschah es auch diesmal, und unter den wider ihren Willen Erlorenen befand sich Iwan Petrowitsch, ein schlankes hübsches Bürschlein. Von allen Seelen, welche dem gnädigen Herrn verschrieben waren, fühlte wohl keine weniger Beruf zur Heldenlaufbahn im grauen Kittel, als eben die Seele, deren Hülle Iwan getauft worden, und welche zu selbiger Frist just in Bräutigamshosen umherlief. Doch das war ja gerade das Unglück. Der gestrenge Herr Verwalter hatte einen andern Freier für die Litschuka in der Tasche, und da nun der Edelmann, ohne den Verwalter zu fragen, die Heirathserlaubniß einmal ertheilt hatte, so blieb nichts übrig, als den Bräutigam „abzustellen“; denn zurückgenommen durfte das Wort des Herrn nicht werden. Das könnte dem Ansehen der Herrschaft Eintrag thun, meinte die Kammerzofe, des Verwalters hohe Gönnerin. Litschuka hatte gut jammern; ohne Gnade und Erbarmen wurde Iwan Petrowitsch mit den andern abgeführt, und sie sagten der süßen Heimath Lebewohl bis zu dem glücklichen Tage, wo sie vor dem Feinde fallen würden. Das ist nämlich so zu verstehen: der russische Soldat bildet sich steif und fest ein, daß jeder, der im Kampf sein Leben verliert, sofort zu Hause frisch und lebendig wieder auferstehe. Darum geht er auch blindlings der Gefahr entgegen und fürchtet die Kugel nicht, die ihn in ein besseres Dasein befördern soll.

In der Kreisstadt kamen die Züge aus den verschiedenen Dörfern zusammen und wurden dort für die Waffengattungen ausgelesen. Zuerst wählte der Offizier, welcher die Panzerreiter heraussuchte. Der würdigte den schmächtigen Iwan natürlich kaum eines Blickes. Zum Grenadier wurde er ebenfalls nicht genommen, auch dachte er nicht daran, unter die Musketiere zu kommen, doch da hatte er es nur halb errathen. Dem betreffenden Offizier gefiel das feine Gesicht, und er kreidete auf Iwans Rücken mit der Nummer des Regimentes die Bezeichnung „Trubatsch“, oder so etwas dergleichen, was auf Deutsch einen Spielmann bedeutet. Bei den Russen wird nie danach gefragt, ob einer vom Blasen, Pfeifen oder Geigen etwas versteht oder nicht; er muß es eben lernen, wie ein anderer zum Handhaben der Waffe und zu sonstigen Künsten abgerichtet wird. Sie hauen ihn so lange, bis er vermag, was von ihm begehrt wird, oder bis er darüber zu Grunde geht. Wegen der Musik bekommt der Russ' übrigens noch die wenigsten Prügel; denn er ist ein Slawe und zum Aufspielen geboren, wie der Engländer zum Boxen, der Ungar zum Tabakrauchen und der Deutsche zum Träumen.

Fort ging es in den Krieg. Der Czar hatte damals Händel mit dem Großtürken, klopfte mit eherner Faust an die hohe Pforte und hätte sie etwa eingeschlagen, wenn der alte Metternich sich nicht in das Mittel gelegt. Die Kannengießer haben damals dieser Vermittlung allerhand Auslegungen unterschoben, aber keiner von ihnen hat das Rechte getroffen. Der weise Fürst Staatskanzler wußte so gut wie wir, daß Deutschland für seine Zukunft des Weges durch die untere Donau dringend bedarf, und daß Oesterreich sich darum mit den Russen wegen der europäischen Türkei zu verständigen hat; aber es war ihm auch nicht unbekannt, daß nach den alten morgenländischen Weissagungen die Türken bis zum Jahr 1852 in Europa zu verbleiben haben, und Metternich war viel zu fromm, um selbst die muhammedanischen Ueberlieferungen zu Schanden werden zu lassen.

Vor Schumla gab's Püffe und Knüffe dem Tausend nach, eine gute Weile bevor es den Herren in der Wiener Staatskanzlei gelungen war, den Czar zum Aufschub bis zum Jahr der Weissagung zu bewegen. Die Russen feuerten hin, die Türken her. Reiter, Fußvolk, Stückschützen und Fuhrknechte nacheinander die größten Grobheiten mit Bomben, Granaten, Vollkugeln, eisernem Hagel, blauen Bohnen, Säbeln und Flintenspießen. Die Kerls schossen mit allem Vorbedacht und bösem Willen auf die Leute, weßhalb es auch entsetzlich viel Todte und Verwundete gab.

Der Spielman Iwan Petrowitsch fühlte sich gar nicht wohl bei dem wüsten Durcheinander, vermuthlich weil der Glaube an die Auferstehung zu einem Erdendaseyn in ihm nicht recht lebendig war. Wenn es so recht krachte und knallte, kniff er die Augen ein und mag manchen falschen Ton geblasen haben, wie ihn noch kein Tonsetzer aufgeschrieben. Das Augenschließen half ihm aber grad so viel, wie es dem tappigen Vogel Strauß nützt, wenn er den Kopf versteckt. Ein gewaltiger Schlag warf ihn nieder.

„O weh, ich bin todt!“ sagte er, spürte aber doch endlich, daß er am Leben sey, und zwar mit ganz heilen Knochen. Ein Prellschuß hatte seinen Nebenmann zu Boden geschmettert und dieser ihn umgeschmissen wie ein Kegel den andern.

Nun hätte Iwan Petrowitsch aufschnellen sollen, als rechter Stehauf; doch statt dessen blieb er ganz still liegen, und freute sich dieses Entschlusses, als gleich darauf ein paar Kameraden über ihn herpurzelten, alle mausetodt. Wie er das merkte, rührte er sich nur um so weniger, schloß die Augen und blinzelte kaum zwischen den Wimpern durch.

Das dauerte eine geraume Weile, dann drang das Regiment vorwärts, um bald darauf zurückgeworfen zu werden. Türkisches Fußvolk nahm die Stellung, rückte in geschlossenen Massen den weichenden Russen nach und hinter den Massen kam der „Sackmann", nämlich eine aufgelöste Bande, welche den Todten die Ohren abschnitt und ihre Taschen plünderte. Wo einer noch lebend am Boden lag, machten sie ihm vollends den Garaus; vermuthlich darum, weil ihnen verboten war, den Verwundeten die Ohren zu stutzen, und sie die Ohren doch gerne haben wollten von wegen des Trinkgeldes, das der Padischah für jedes Paar verabreichte.

Wie der Spielmann das inne wurde, ging ihm ein Grausen auf. Sein Athem stockte, bleich wurde er wie ein frisch angekreideter Riemen, — das war aber sein Glück. Es kostete ihm schier keine Mühe, sich todt zu stellen, so daß die Türken keinen Argwohn faßten, sondern ihm frischweg die Ohren nahmen und ihn weiter nicht behelligten. So hatte der arme Tropf keine Ohren mehr; doch selbiger Kummer war schon wieder ein Glück. Der Oberst, ein äußerst kritlicher Herr, wollte keinen ohrenlosen Spielmann beim Regiment dulden.

Iwan Petrowitsch wurde nun als untauglich zum Dienst ausgereiht, und weil er die Ohren vor dem Feinde gelassen, erhielt er dazu noch das Gnadengehalt sammt einem Ehrenzeichen.

Wohlgemuth kehrte er zur Heimath zurück und kam gerade noch zu rechter Zeit, um Etuschka's Thränen zu trocknen, bevor sie einem andern die Mühe-verwaltung übertragen hätte. Die Braut stutzte zwar anfangs ein wenig über den Mangel an Ohren, kam jedoch baldigst zur Überzeugung, daß die Ohren nicht unbedingt zum Ehestand nothwendig seyen, und nebstdem durch die Schaumünze auf der Brust hinlänglich ersetzt wurden. Besagtes Ehrenzeichen lieferte nämlich den augenscheinlichen Beweis, daß Iwan Petrowitsch nicht etwa durch Henkershand verstümmelt worden, wie ein Böswilliger sonst leicht hätte sagen, ein Fremder sogar glauben können.

Der gestrenge Herr Verwalter machte gute Miene zum bösen Spiel und trank fröhlich bei der Hochzeit auf das Wohl des glücklichen Paares.

Die Strandung des Dampfers Humboldt.

Am Bord dieses am 6. Dezember an der nordamerikanischen Küste gestrandeten Schiffes befanden sich, nebst einem nach New-York zurückkehrenden Freunde, zwei wackere junge Männer aus Köln, die die Vereinigten Staaten in Geschäften besuchen wollten. Der Aeltere derselben, Hr. F. L., hat an seine Familie sofort nach der Rettung ein interessantes Schreiben gesandt, welches von dieser der Oeffentlichkeit übergeben wurde.

Halifax, den 7. Dezbr. 1851.

Mein erster Gruß an Euch aus der neuen Welt ist eine Hiobsbotschaft, denn ich bin ein Schiffbrüchiger, aber auch ein Glücksbotschaft, denn ich bin und wir alle sind — gerettet . . . Das schöne Dampfboot „Humboldt" aber, mit dem ich am 22. Novbr. Havre verließ, ist untergangen.

Gleich in den ersten Tagen unserer Reise, die in jeder Beziehung eine unangenehme und langsame war, sah der Kapitän voraus, daß die Kohlen bis New-York nicht ausreichen würden (die Qualität war keine gute), und daß er bei Halifax anlegen müsse, um neuen Vorrath einzuthun; deßhalb ließ er auch gleich Anfangs auf Nova Scotia zu steuern. In der Nacht von vorgestern auf gestern gelangten wir in die Gewässer von Neu-Schottland, nachdem wir glücklich über die von allen Schiffen mit großer Besorgniß überschrittenen New-Foundlands Banks gefahren waren. Gestern (6. Dez.), gegen halb 6 Uhr Morgens, kam ein Pilot an Bord, der uns dem hiesigen Hafen zu steuerte. Kurz nachdem er das Kommando übernommen hatte, trat Nebel ein, das Schiff verfolgte jedoch seine Richtung. Inzwischen schöpfte der Kapitän — ein ganz tüchtiger besonnener Mann — Besorgniß, weil die hiesige Küste und der ganze Hafen gefährlich sind; er benahm sich mehrere Male mit dem Lootsen, der seinerseits aber seiner Sache vollkommen sicher seyn wollte, und so fuhr das Schiff immer weiter vorwärts. Zum Glück hatte der Kapitän die Schnelligkeit der Bewegung auf die Hälfte reduziren lassen, denn sonst wären wir wahrscheinlich alle umgekommen. Gegen halb 7 Uhr wurden wir durch einen heftigen Stoß aus dem Schlafe aufgerüttelt. Alle eilten auf's Deck, wo große Bewegung unter der Schiffsequipage, ein hoher Ernst in den Zügen des Kapitäns und der Offiziere wahrzunehmen war. Die Passagiere waren natürlich nicht wenig erschrocken, doch beruhigten sie sich auf das Zureden des Kapitäns und kehrten in ihre Cabinen zurück, kleideten sich aber alle vollends an. Eine Viertelstunde mochte verflossen seyn, als plötzlich sich das Schiff auf eine Seite neigte, — es erfolgte noch ein Stoß: ein schauerlicher Schrei ging durch die Räume des großen Schiffs, — einen Augenblick trat Todesstille ein, dann aber brach ein Teufelslärm los und es hieß: „Rette sich, wer kann!" Während nämlich die Passagiere wieder hinuntergegangen waren, mit Ausnahme von etwa sechs, die beständig auf dem Deck und in der Nähe des Kapitäns blieben, worunter auch ich, stürzte plötzlich der erste Ingenieur leichenblaß aus der Maschinenkammer herauf und rief dem Kapitän zu! „Das Wasser dringt in die Maschinenräume!"

Wir standen alle regungslos da, und es mochte wohl Jeder sein Herz schlagen fühlen. Keiner wagte zu reden, noch vom Fleck zu gehen, als der Kapitän dem Ingenieur zurief: „So rasch wie möglich auf den Strand!" Augenblicklich wurde das Schiff gedreht, und wir flogen mit Pfeilesschnelle über die Fluth, so zu sagen in's Blaue hinein, denn keine zehn Schritte weit konnte man des dichten Nebels wegen sehen. Ich eilte hinunter zu den beiden Freunden, und

nun ging es an's Packen, Alles drunter und drüber, die Koffer und Kasten wurden zugeschlagen, und in größter Eile auf's Deck besorgt; wie immer in solchen Fällen regt der Eine sich an der Aufgeregtheit des Andern auf, und Keiner vermag ruhig zu bleiben, wenn Alles um ihn herum wie ein Sturmwind eilt und tobt.

Mittlerweile neigte das Schiff immer mehr zur linken Seite, die Maschinenkammer füllte sich immer mehr mit Wasser, die Feuer begannen zu erlöschen, die Maschine arbeitete langsamer, bis sie endlich ganz still stand — sie war schon unter Wasser. Nun flog der Dampf mit ungeheurem Lärm zum Schornstein hinaus; es erfolgte ein neuer Stoß, und nun spie das Schiff alles, was Leben hatte, auf das Deck in größter Verworrenheit und Aufregung.

Die Mannschaft war bereits daran, die Rettungsboote auszusetzen; das ging aber sehr langsam — die Rüstigsten von uns halfen ihr; mit Messer und Beil bewaffnet, schnitten oder hackten wir die Taue ab, die Ruder los; Alles aber ging langsam von Statten, denn es hatte hart gefroren (6 Grad unter Null), und jedes Seil war fast einer Eisenstange gleich. Das Schiff lag unterdessen fest und regungslos, eingeschlossen von einem Nebel, wie ich nie einen sah. Keiner der Passagiere wußte, wo wir waren; wir wähnten uns alle noch auf offener See, darum war der Jammer und die Verzweiflung um so größer, zumal das Schiff sichtlich sank. Sobald die Rettungsboote, fünf an der Zahl, ausgesetzt waren und alle Bagage auf das Deck besorgt, befahl der Kapitän, einzusteigen. Das ging ziemlich ordentlich von Statten, und so waren alsbald alle Passagiere vom Schiffe entfernt, und die Mannschaft konnte ungehindert das Nöthige thun, um möglicher Weise das Schiff zu retten.

Ein unendliches Glück war es, daß wir Windstille und vollkommen ruhiges Wasser hatten — denn ich weiß nicht, was bei bewegter See aus uns geworden wäre! Das Schiff lag fest, mit dem Bug auf einen Felsen hoch aufgefahren, das Hintertheil dagegen tief im Wasser und jeden Augenblick weiter sinkend. Die unsäglichsten Anstrengungen wurden gemacht, um des eindringenden Wassers Meister zu werden, allein umsonst, und so beschäftigte man sich zuletzt nur damit, so viel Güter und Geräthschaften zu retten, als möglich war. Der Kapitän gab die Möglichkeit auf, den Kasko zu retten.

Während dieser Zeit lagen wir ruhig auf dem Wasser, und es mag da wohl Jeder einen Theil seiner geheimsten Gedanken und seiner Lebens-Hoffnungen zum Abschluß gebracht haben. Ich habe Alles aufgeboten, um Euer nicht zu gedenken, damit ich meine Fassung nicht verlöre, wie so Manche Andere, die entweder seufzten und jammerten oder stupid gleichgültig da saßen, und voraussichtlich im Falle einer weiteren Krise gleich untergegangen wären. Ich beschäftigte mich lediglich mit dem Gedanken der Rettung, ich hatte ein kurzes scharfes Handbeil, so wie eine Flasche Cognac, und zählte im Falle der Noth auf einen sichern Platz in einem der Boote, für den zu kämpfen ich entschlossen war, oder auf irgend ein gutes Stück Holz. Die letztere Alternative möchte jedoch von wenigem Nutzen gewesen seyn, denn es war eisig kalt, und fünf Minuten in diesem Wasser würden Jeden sicherlich erstarrt haben.

Plötzlich trat die Sonne hervor, der Nebel schwand und es drang ein wahrer Jubelton in die Lüfte — denn dicht vor uns, etwa einen Steinwurf entfernt, lag das feste Land, das wir jeden Augenblick erreichen konnten: die felsichte, rauhe, unwirthliche und zugeschneite Küste Nova Scotias — in dem Augenblick das Paradies! Das war ein Moment, ein Uebergang, es ist nicht zu schildern! Keiner von uns glaubte wenige Augenblicke zuvor an Rettung, und nun war sie für Alle da!

Der unheilvolle Pilot war sammt einem Offizier unseres Schiffes und einem Passagier, gleich nachdem das Schiff auf den Strand gelaufen, in dem Lootienboote nach Halifax gefahren, etwa 10 englische Meilen von der Stelle, wo wir gestrandet, um Hülfe zu holen. Diese erschien endlich in Gestalt eines kleinen Dampfschiffes, das uns alle, nachdem wir etwa drei Stunden in den Booten gesessen hatten, sammt der Bagage und den kleineren Geräthschaften aufnahm und uns gestern Nachmittags um 4 Uhr hieher brachte. Auf dem Wege hierher begegneten wir einem zweiten größeren Dampfboote, das auch zum Humboldt hinfuhr, um weitere Hülfe zu leisten, und das gestern Abends mit ungefähr 150 Kollis mehr oder weniger beschädigter Waaren und sonstigen Schiffsgegenständen und der Nachricht zurückkehrte, daß das Schiff mit dem Hintertheil schon ganz unter Wasser und eine Rettung kaum mehr möglich sey

Der Kapitän, die Offiziere und ein Theil der übrigen Mannschaft sind noch draußen — man erwartet sie aber heute Abends auch hier in der Stadt. Kein Menschenleben ist verloren, vielleicht nur wenige Bagage, ich habe die meinige sämmtlich, so wie auch die beiden Freunde; wir wohnen hier alle drei auf einem ganz kleinen Zimmer. Es gibt in ganz Halifax kein einziges Hotel, nur Lodinghouses, die aber kaum ausreichen. Morgen erwartet man den Niagara von Liverpool, der uns nach Boston — in 40 Stunden von hier — bringt, und von dort gehen wir auf der Eisenbahn nach New-York, wo die Kompany eine angemessene Restitution machen wird.

Mein junger Freund A hat sich im Momente der Gefahr sehr tapfer benommen und durch Hintansetzung seiner selbst zu Gunsten mehrerer Damen nicht nur den Dank dieser, sondern auch die Anerkennung dieser ganzen Gesellschaft sich erworben.

Das Schiff selbst war ein vortreffliches Gebäude, schön, groß und äußerst solid; es soll für 500,000 Dollars in New York versichert seyn; seine Ladung, worunter viele rheinische Fabrikate, wird auf 1½ bis 2 Millionen Franks geschätzt.

Verlag der Stabel'schen Buchhandlung in Würzburg. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Karl Pöhlmann.